



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

# Der Türmer



Monatschrift für Gemüt  
und Geist  
herausgegeben von Jeannot Emil  
Freiherr von Grothuss

Verlag von Greiner und Pfeiffer Stuttgart.

THE UNIVERSITY  
OF ILLINOIS  
LIBRARY

053  
TU  
v.9 pt.1

UNIVERSITY OF ILLINOIS  
LIBRARY





# Der Türmer

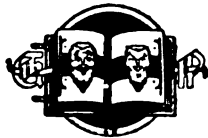
Monatschrift für  
Gemüt und Geist

Herausgeber:

Seannot Emil Freiherr von Grotthuß

Neunter Jahrgang \* Band I

— (Oktober 1906 bis März 1907) —



Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer





## Inhalts-Verzeichnis

### Gedichte

	Seite
Appelsbücher, Hans: <i>Evgenja</i> . . . . .	318
Bedmann, Johanna: <i>Wichtelmännchen</i> . . . . .	437. 438. 439
Dittmann, Charlotte: <i>Königsfnabe</i> . . . . .	651
Ebert, A. L.: <i>Kreuz am Weg</i> . . . . .	331
Feucht, Paul: <i>Glühwürmchen</i> . . . . .	756
Grabe, Robert: <i>November</i> . . . . .	179
Hoende, Toni: <i>Von allen Wonnen</i> — . . . . .	470
Horschik, J. J.: <i>Herbst</i> . . . . .	58
Riesgen, Laurenz: <i>Die Heldin</i> . . . . .	299
Maffé, Grete: <i>Geburt</i> . . . . .	325
Monsterberg, Elmar von: <i>Im Nebel hocht</i> — . . . . .	66
Müller, Hans Edward: <i>Waffen</i> . . . . .	335
Preczang, Ernst: <i>Mein Apfelbaum</i> . . . . .	66
Stern, M. R. von: <i>Pompe funèbre</i> . . . . .	54
<i>Weltandacht</i> . . . . .	457
Wächter, A.: <i>Die Nacht des Jaren</i> . . . . .	487
Wolf, Paul: <i>Riggio</i> . . . . .	499
<i>Wanderer Tod</i> . . . . .	630
Zoozmann, R.: <i>Deutscher Bescheid</i> . . . . .	614

### Novellen und Skizzen

Feucht, P.: <i>Zweierlei Untrautverteilung oder Sozialradikal, nicht sozialbrutal</i> . . . . .	631
Höffner, J.: <i>Das Moor</i> . . . . .	632
Ridde, Harald: <i>Vidar</i> . . . . .	785
Löns, Hermann: <i>Die Eisenstange und der Tiger</i> . . . . .	59
Mag, Hero: <i>Das Ideal</i> . . . . .	787
Pöhlmann, Olga: <i>Und die Wasser stiegen</i> . . . . .	326
Ransau, Gräfin Adeline: <i>Wenn der Schleier fällt</i> . . . . .	188
Rosegger, Peter: <i>Die Försterbuben</i> . . . . .	1. 164. 304. 471. 615. 757
Schneider, Meta: <i>Inge</i> . . . . .	500
Schtschepkina-Rupernik, E. L.: <i>Ihr Vater</i> . . . . .	488
Sturmfels, Käte: <i>Was er fand</i> . . . . .	33



## Aufsätze

	Seite
Bahr, Dr. Richard: Die „neue Frau“ . . . . .	652
Baun, Friedrich: Goethe und die Arbeit . . . . .	845
Benzmann, Heinrich: Zum 100. Geburtstag des Grafen Franz Pocci . . . . .	858
Biedenapp, Dr. Georg: Moderne Wissenschaft im Spiegel der Dichtung . . . . .	698
Borkenhagen, Hermann: Religion und Kirche . . . . .	161
Brierley, J.: Die Ethik der Gewalt . . . . .	55
Bulle, Oskar: Die stille Gemeinde . . . . .	128
Coupin, Henri: Muffkempfangliche Tiere . . . . .	797
Dams: Öbrpfeld und das neue Volksschulgeseß . . . . .	809
Dickens: Revolution und soziale Frage . . . . .	212
Dominik, Hans: Neue Lösungen für alte Aufgaben . . . . .	222
— e —: Ein politisch-publizistischer Triel . . . . .	235
Elster Dr. A.: Lienhardts „Wartburg“ . . . . .	420
Fahrenkrog, Ludwig: Aus dem Eigenen . . . . .	142
„ „ „ Ist der herkömmliche Christustyp echt? . . . . .	424
Fichte, R.: Der junge Herr des 20. Jahrhunderts . . . . .	60
Föllmer, Wilhelm: Kolonial-Affektorismus . . . . .	461
Freybe, D. Dr. A.: Die grünende Tanne, der deutsche Weihnachtsbaum . . . . .	336
Funck, Dr. Karl: Division, Menschentum und Menschlichkeit . . . . .	661
F., D.: Hüter der Sprache . . . . .	125
Gerhardt, L.: Wieland als Politiker . . . . .	21
Gerhardt-Amynor, Dagobert von: Erdkatastrophen und Vorsehung . . . . .	16
Gros, Erwin: Weihnachten . . . . .	297
„ „ Evangelische Predigt . . . . .	342
„ „ Zum neuen Jahr! . . . . .	459
„ „ Paul Gerhardt . . . . .	788
Gr.: Die Gesellschaft im alten Berlin . . . . .	80
„ Zum Verständnis moderner Kunst . . . . .	144
„ Revolution und soziale Frage bei Dickens . . . . .	212
„ Parlamentarische Redeblüten . . . . .	233
„ Der Wert des Schlafes . . . . .	346
„ Ist der Mars bewohnt? . . . . .	347
„ Das Familienblatt . . . . .	403
„ Das Geschlechtsleben in der Dichtung . . . . .	407
„ Seelendekolletage . . . . .	408
„ Kaufmann und Persönlichkeit . . . . .	510
„ Volksverrohung oder Volkserziehung . . . . .	512
„ Ein Franzose über die deutschen Mensuren . . . . .	514
„ Recht und Rang bei den höheren Tieren . . . . .	515
„ Was Zahlen erzählen . . . . .	517
„ Goethe über die freie Liebe . . . . .	521
„ Rinderschuß und Eierschuß . . . . .	656
„ Gesunde Orte . . . . .	658
„ Amerikanischer Millionärstolz . . . . .	659
Gruff, P.: Mädchenbildung . . . . .	63
Heman, F.: Der Philosoph des Anarchismus und Nihilismus (Stirner) . . . . .	67

	Seite
R.: Pantheismus . . . . .	237
Krauß, Rudolf Adolf: Bartels Seine-Denkmal . . . . .	268
Lienhard, Fr.: Beseelte Bücher . . . . .	134
"    "    Eine neue deutsche Literaturgeschichte . . . . .	409
Lindner, Dr. A.: Von der Plastik der drei letzten Jahrhunderte . . . . .	574
Löns, Hermann: Lui-même . . . . .	332
M., R.: Kultusminister von Stubi . . . . .	74
Mangoldt, Dr. R. von: Neue Kämpfe in der Wohnungs- und Bodenfrage . . . . .	790
Murbach, S.: Rétif de la Bretonne . . . . .	131
Nieski, Albert: Das Lied der Litauer . . . . .	259
Petersdorff, Dr. S. von: Chlodwig Hohenlohes Memoiren . . . . .	770
Poppenberg, Felix: Alte Volkskunst und neue Zweckstoffteil aus der Dresdener Kunstgewerbe-Ausstellung . . . . .	137
"    "    Das letzte Blumenboot (Sudermann) . . . . .	270
"    "    Von neuen Bühnenpräntenden (Leo Greiner, Liebeskönig — Herbert Eulenberg, Ritter Blaubart) . . . . .	396
"    "    Die Bank der Spötter (Max Dreyer, Die Hochzeitsfackel — Ludwig Fulda, Der heimliche König — Bernhard Shaw, Mensch und Übermensch) . . . . .	562
"    "    Russische Niederschläge (Gorki, Die Feinde) . . . . .	716
"    "    Zwischen Himmel und Erde . . . . .	862
Razlaff, Hugo: Die geistigen Probleme der Polenfrage . . . . .	495
Reinke, J.: Die Abstammungslehre einst und jetzt . . . . .	601
"    "    Ein neues Leben Napoleons . . . . .	224
S., P.: Professor Dr. Ludwig Bräutigam . . . . .	402
"    "    Kalender . . . . .	572
Schädel: Rindermisshandlung . . . . .	78
Schmidt-Wollny, Gertrud: Die Märchenwelt und unsere Kinder . . . . .	393
Seefried, E.: Volksstimmung und Volkswohlfahrt in der Ostmark . . . . .	300
Stern, Maurice von: Von epischen Dichtungen . . . . .	867
Stord, Dr. R.: Hohentwiel . . . . .	118
"    "    Ein deutscher Intendant (Dalberg) . . . . .	130
"    "    Ludwig Fabrentrog . . . . .	146
"    "    Der Engel in der Kunst . . . . .	148
"    "    Musikalische Volkskultur . . . . .	150
"    "    Melodientaubheit . . . . .	158
"    "    Eugen Gura . . . . .	159
"    "    Zum Gedächtnis (Max Eyth — Wolfgang Kirchbach — Hans Nikolaus Krauß-Giacosa — Adelaide Riffort) . . . . .	275
"    "    Von den Lebensbedingungen der deutschen Kunst im vergangenen Jahrhundert . . . . .	280
"    "    Reinhold Vagas . . . . .	285
"    "    Die Bibel in der Kunst . . . . .	288
"    "    Zu unseren Abbildungen (Delaroche, Vela) . . . . .	289
"    "    Was heißt musikalische „Moderne“ . . . . .	290
"    "    Richard Wagners Gedichte . . . . .	295
"    "    Sullus Stockhausen † . . . . .	296

	Seite
Stord, Dr. R.: Heinrich Seibel † . . . . .	401
"  "  "  Allerlei Schriften zur Literaturgeschichte . . . . .	412
"  "  "  Klassikerausgaben . . . . .	416
"  "  "  Neue Bücher . . . . . 279. 421. 573. 727.	870
"  "  "  Bilderwerke . . . . .	429
"  "  "  Neue Rembrandt Literatur . . . . .	434
"  "  "  Sohanna Beckmann . . . . .	435
"  "  "  Händel und die Gegenwart . . . . .	441
"  "  "  Zum Lörzing-Denkmal . . . . .	446
"  "  "  Weihnachtsmusik . . . . .	448
"  "  "  Neue Bücher und Musikalien . . . . . 449.	599
"  "  "  Zu unserer Notenbeilage . . . . .	450
"  "  "  Weihnachtsbüchertafel . . . . .	451
"  "  "  Freundschaftskritik . . . . .	560
"  "  "  Wieland der Schmied . . . . .	567
"  "  "  J. J. David † . . . . .	571
"  "  "  Albert Bartholomés Denkmal der Toten . . . . .	581
"  "  "  Ein Hausbuch der Kunst . . . . .	584
"  "  "  Zur Kunstbeilage . . . . . 585.	881
"  "  "  Die Geburt des Musikdramas aus dem Geiste der Musik . . . . .	586
"  "  "  Hansmanns „Nazarener“ . . . . .	594
"  "  "  Wilhelm Jensen als Lyriker . . . . .	707
"  "  "  Von der Ballade . . . . .	721
"  "  "  Roman und Novelle . . . . .	725
"  "  "  Ein Künstler des Monumentalen . . . . . :	729
"  "  "  Der Mensch Richard Wagner . . . . .	736
"  "  "  Berufsfängerin . . . . .	743
"  "  "  Romantiker und Idealist . . . . .	851
"  "  "  Über russische Kunst . . . . .	871
"  "  "  Ludwig Schülle † . . . . .	887
Sturmfels, Räte: Tannhäuser . . . . .	552
Taine, Hippolyte: Ein Vermächtnis . . . . .	348
Treu, Leberecht: Julius Otto Grimm . . . . .	882
Vielrogge, Günther von: Ein wirksames Mittel . . . . .	522
Walling, H.: Stolz sein auf — . . . . .	81
Wallis: Vom Geistersehen . . . . .	503
Wartenberg, Karl von: Thronfolger . . . . .	180
"  "  "  Das militarisirte Preußen . . . . .	319
Wiese, Prof. Dr. L. von: Die Arbeiterin . . . . .	745
Zoozmann, Richard: Ein Dantekranz . . . . .	733

## Besprochene Schriften

Alt, Dr. Ferdinand: Über Melodientaubheit und musikalisches Falschhören . . . . .	158
Altman, Wilhelm: Richard Wagners Briefe nach Zeitfolge und Inhalt . . . . .	450
Andrejewsk, Leonid: Zu den Sternen . . . . .	862
Arnim, Achim von: Ausgewählte Werke . . . . .	417

	Seite
Bartels, Adolf: Heinrich Heine. Auch ein Denkmal . . . . .	268
Baumgarten, Fritz, Franz Poland und Richard Wagner: Hellenische Kultur . . . . .	414
Beckmann, Johanna: Jedem das Seine — Storch und Frauenfrage — Natur — Wichtelmännchen . . . . .	435
Beethoven-Kalender . . . . .	573
Benz, G.: In der Gewalt Jesu — Gerechtigkeit . . . . .	345
Berliner Tierschutzverein: Tierschutz-Kalender . . . . .	573
Bibel in der Kunst . . . . .	288
Bierbaum: Goethe-Kalender für 1906 . . . . .	1. 36. 573
Blau, Paul: Paul Gerhardt . . . . .	788
Blomberg, H. von: Gedanken der Stille . . . . .	134
Bode, Wilhelm: Stunden mit Goethe . . . . .	136. 521. 696
"    "    Rembrandt und seine Zeitgenossen . . . . .	434
Bode, Wilhelm und W. Valentiner: Rembrandt in Wort und Bild . . . . .	434
Böhlau, H.: Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret . . . . .	136
Böhm, Wilhelm: Werke von Friedrich Hölderlin . . . . .	419
Böttcher, Karl: Germania im Auslande . . . . .	88
Böttcher, Gotth.: Deutsche Literaturgeschichte . . . . .	413
Brandes, Georg: Die Literatur . . . . .	415
Bräutigam, Ludwig: Werke . . . . .	402
Bruckmann, F.: Die deutsche Jahrhundertausstellung Berlin 1906 . . . . .	280
Carlyle: Leben und nicht verweisen . . . . .	135
"    Geschichte Friedrichs des Großen . . . . .	136
"    Die französische Revolution . . . . .	136
Conrad, H.: Shakespeare-Ausgabe . . . . .	136
David, S. J.: Werke . . . . .	571
Degen, Erwin: Euch ist heute der Heiland geboren . . . . .	448
Dehmel, Richard: Gesammelte Werke . . . . .	420
Deutsche Verlagsanstalt: Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben . . . . .	430. 434
"    "    Rembrandt-Almanach 1906—1907 . . . . .	435
Deutscher, ein: Die Kirchenpolitik der Hohenzollern . . . . .	789
Drews, Paul: Der evangelische Geistliche . . . . .	342
Dreyer: Die Hochzeitsfackel . . . . .	562
Dühren, Dr. Eugen: Ké.tif de la Bretonne . . . . .	133
Dürer, Albrecht: . . . . .	429. 430
Engel, Eduard: Geschichte der deutschen Literatur . . . . .	409
"    "    Geschichte der englischen und Geschichte der französischen Literatur . . . . .	412
Engels, Eduard: Hausbuch deutscher Kunst . . . . .	879
Erdmann, Gustav Adolf: Wilhelm Jensen, sein Leben und Dichten . . . . .	707
Eulenberg, Herbert: Ritter Blaubart . . . . .	396
Eyth, Max: Werke . . . . .	275
Fischer und Franke: Klassiker der Kunst . . . . .	430
Frankenfeld, Ludwig: Richard-Wagner-Jahrbuch . . . . .	727
Fulda, Ludwig: Der heimliche König . . . . .	563
Funk: Reise Gedanken und Gedankenreisen eines Emeritus . . . . .	345
Gaeders, Karl Theodor: Reuter-Kalender . . . . .	573

	Seite
<b>Gartenlauben-Verlag: Vor den wirtschaftlichen Kampf gestellt</b>	654
<b>Gerhardt, Paul: Sämtliche Lieder</b>	789
Lieder	881
<b>Giacosa: Werke</b>	278
<b>Glasenapp: Wagner-Biographie</b>	295
<b>Gorki, Maxim: Die Feinde</b>	716
<b>Goethe: Unterhaltungen mit Friedrich Soret</b>	136
<b>Goethe-Kalender</b>	136
<b>Goethes Werke, herausgeg. von Prof. Steuding</b>	418
<b>Göß, Margarete: Sonnenengelein</b>	431
<b>Greiner, Leo: Liebestönnig</b>	396
<b>Gruber, Jakob: Die heilige Nacht</b>	448
<b>Gura, Eugen: Erinnerungen</b>	159
<b>Gurlitt, Kornelius: Die Kultur</b>	415
<b>Gurlitt, Ludwig: Erziehung zur Mannhaftigkeit</b>	373
<b>Hach, Otto: Biographie Rembrandts</b>	435
<b>Hagemann, Karl: Das Theater</b>	415
<b>Hanfstängl, Franz: Aquarellfarbendrucke</b>	432
Imperial-Photogravüren	433
<b>Hansmann, Viktor: Die Nazarener</b>	594
<b>Hauptmann, Gerhart: Die Jungfern vom Bischofsberg</b>	864
<b>Heege, L.: Der gemittliche Schlächter</b>	572
<b>Heeger, Wilhelm: Pietro der Korsar und die Jüdin Cheirinca</b>	421
<b>Herg, Wilhelm: Bruder Rausch</b>	867
<b>Hirsch, Ulrich: Die Kunst in Farben</b>	431
Sonnenengelein	431
<b>Hohenlohe, Fürst Chlodwig: Denkwürdigkeiten</b>	238. 770
<b>Hölderlin, Friedrich: Werke</b>	419
<b>Houben, Heinrich Hubert: Ausgewählte Werke Heinrich Laubes</b>	416
<b>Jensen, Wilh.: Vom Morgen zum Abend</b>	708
<b>Jenselerlag: Klassikerausgaben</b>	419
<b>Internationaler Verlag: Die Welt in Farben</b>	433
<b>Jordan, Wilhelm: Die Nibelungen</b>	867
<b>Kaiser, Isabella: Vaterunser</b>	870
<b>Kaiser, Paul: Paul Gerhardt</b>	788
<b>Katalog der Ausstellung deutscher Kunst von 1775—1875 in der Kgl. Nationalgalerie</b>	880
<b>Keller, Heinr.: Zeichnungen und Aquarelle von Steinle</b>	432
<b>Kerler, A.: Christliche Gedanken</b>	345
<b>Kirchbach, Wolfgang: Werke</b>	276
<b>Kirchheim &amp; Co.: Die Bibel in der Kunst</b>	288
<b>Risa, A., A. Lindner und E. Renard: Der Kunstschas</b>	581. 585
<b>Klassiker der Kunst</b>	430. 434
<b>Klaveneß: Zwanzig Predigten</b>	345
<b>Kloß, Erich: Wagnerlesebuch</b>	450
<b>Knapp, Wilh.: Photographischer Abreißkalender</b>	572
<b>Knobt, R. E.: Ein Ton vom Tode und ein Lied vom Leben</b>	135
<b>Kochs, Ernst: Paul Gerhardt</b>	788
<b>Kozde, Wilhelm: Hans Thoma</b>	432

	Seite
Krauß, Hans Nikolaus: Werke . . . . .	277
Krauß, Dr. Rudolf: Das Schauspielbuch . . . . .	573
Kreiten, Wilh.: Gesamtausgabe der Werke von Annette von Droste- Hülshoff . . . . .	418
Kunst in Farben . . . . .	431
Kutter, Hermann: Ein altes Wort an die moderne Christenheit . . . . .	345
Labler, W.: Kling-Klang-Gloria . . . . .	449
Langewiesche, R. R.: Die Freude . . . . .	135
Langewiesche, Wilhelm: Und wollen des Sommers warten . . . . .	135
L'Arronge, Hans: Vergangenheit . . . . .	279
Laube, Heinrich: Ausgewählte Werke . . . . .	416
Leigner, Otto von: Fußnoten zu Texten des Tages . . . . .	416
Levy-Rathenau, Josephine und Elisabeth Wilbrandt: Die deutsche Frau im Beruf . . . . .	655
Lhosky, S.: Religion oder Reich Gottes . . . . .	345
Lienhard, Fr.: Wartburg . . . . .	420
"    "    Wieland der Schmied . . . . .	567
Lindemann, Wilhelm: Geschichte der deutschen Literatur . . . . .	414
Longfellow, Henry Wadsworth: Werke . . . . .	851
Lüllmann, C.: Predigten über Zeitfragen . . . . .	345
Macay, J. S.: Max Stirner, sein Leben und sein Werk . . . . .	71
Marhold, Karl: Damen-Kalender für gute und für schlimme Damen . . . . .	573
Merseburger, Georg: Leipziger Kalender . . . . .	572
Meyer: Historisch-geographischer Kalender . . . . .	572
Meyer, Rich. W.: Gestalten und Probleme . . . . .	136
Mörke, Gedichte . . . . .	419
"    Gesamtwerte (Ausgabe von Hesse) . . . . .	135
"    Auswahl von Will Vesper . . . . .	134
Morris, Max: Achim von Arnims ausgewählte Werke . . . . .	417
Müller, Franz Xaver: König Nero . . . . .	869
Müller, Georg: Gesammelte Werke Adolf Dichtlers . . . . .	419
"    "    Beruf und Stellung der Frau . . . . .	135
Müller, J.: Die Bergpredigt . . . . .	135
Müller, R. Ad. Emil: Albrecht Dürer-Best . . . . .	430
Muther, Rich.: Die Kunst . . . . .	415
Neeb, Prof. E.: Rheinisch-Westfälischer Kalender . . . . .	572
Nieris, Gustav: Ausgewählte Volkserzählungen . . . . .	418
Nloff, F.: Zwanzig Jahre Kolonialpolitik . . . . .	470
Penzler, Johannes: Die Reden Kaiser Wilhelms II. . . . .	676
Pichler, Adolf: Gesammelte Werke . . . . .	419
Pocci, Graf Franz: Werke . . . . .	858
Pochhammer, Paul: Ein Dantekranz . . . . .	733
Pontoppidan, Morten: Niemals verzagen . . . . .	344
Popp, Joseph: Monographie über Steine . . . . .	433
Rembrandt . . . . .	434
Remer, Paul: Die Dichtung . . . . .	415
Rétif de la Bretonne: Monsieur Nicolas oder das enthüllte Menschenberg . . . . .	132
Reventlow, Graf E.: Kaiser Wilhelm und seine Byzantiner . . . . .	531

	Seite
Reuter-Kalender . . . . .	573
Rhode: Aus Zeit und Ewigkeit . . . . .	345
Rogge, Christian: Wir heißen euch hoffen . . . . .	345
Rose, J. S.: Napoleon . . . . .	224
Rüttenauer, Benno: Albrecht Dürer, 20 Holzschnitte . . . . .	430
Salzer, Prof. Dr. Anselm: Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur . . . . .	413
Satow, Hans: Von de Waterkant . . . . .	572
Scherls Neuer deutscher Balladenschatz . . . . .	721
Schillers Werke (Herderscher Verlag) . . . . .	418
Schopenhauer, Artur: Die Welt als Wille und Vorstellung . . . . .	419
Schott, Georg: Sterrenberg und Gutenfels . . . . .	869
Schröder, Arnold: Die Grundzüge und Haupttypen der englischen Literaturgeschichte . . . . .	412
Schuffler & Löffler: Beethoven-Kalender . . . . .	573
Schwarzseher: Unser Kaiser und sein Volk, deutsche Sorgen . . . . .	544
Schwind, Moriz . . . . .	430. 431
Seeber, Joseph: Der ewige Jude . . . . .	869
Seidel, Heinrich: Werke . . . . .	401
Seydel, Dr. Paul: Gemälde alter Meister im Besitze des deutschen Kaisers . . . . .	433
Shakespeare: Schlegel-Tiedtsche Ausgabe von Conrad verb. . . . .	136
Shaw, Bernhard: Man kann nie wissen . . . . .	274
Mensch und Übermensch . . . . .	566
Spemann, W.: Kunstkalendar — Alpentalendar — Historischer Me- dizinalkalendar . . . . .	572
Spörri, Dr. S.: Unvergessene Worte . . . . .	345
Staffen, Franz: Ein Dantekranz . . . . .	733
Steinle, Eduard von: Silbermappe . . . . .	432
Steuding, Heinrich: Goethes Werke . . . . .	418
Strauß, D. Fr.: Ausgewählte Briefe . . . . .	268
Strauß, Rich.: Die Russen . . . . .	415
Sudermann: Das Blumenboot . . . . .	270
Thoma, Hans: 18 Reproduktionen . . . . .	442
Thoreau, Henry: Walden . . . . .	135
Tierschuss-Kalender . . . . .	573
Trowitsch & Sohn: Reichskalender . . . . .	572
Damenkalender . . . . .	573
Uebe-Bernays, Hermann: Albrecht Dürer-Heft . . . . .	430
Verlag der Gartenlaube: Vor den wirtschaftlichen Kampf gestellt . . . . .	654
Vesper, W.: Auswahl aus den Werken von Eduard Mörike . . . . .	134
Voigt, Prof. Andreas: Kleinhaus und Mietkaserne . . . . .	791
Voigt-Diederichs, Helene: Dreiviertel Stund vor Tag . . . . .	423
Vollerthun, Georg: Lieder . . . . .	599
Wagner, C.: Schlichtes Leben . . . . .	346
Wagner, Richard, Gedichte . . . . .	295
Familienbriefe . . . . .	736
Weddigen, Otto: Jung-Siegfried . . . . .	870
Weicher, Wilh.: Die Meisterbilder von Rembrandt . . . . .	434
Weingart: Suchen und Finden . . . . .	345

Welt in Farben . . . . .	433
Werner, Julius: Deutschland und Christentum . . . . .	345
Wernle, Paul: Paulus Gerhardt . . . . .	788
Wesseler, Hermann: Weihnachtsalbum . . . . .	448
Widmann, J. B.: Der Heilige und die Tiere . . . . .	868
Wie mann, Bernard: Er zog mit seiner Muse . . . . .	134
Wilbrandt, Robert: Die Frauenarbeit. Ein Problem des Kapitalismus . . . . .	654
Wölfflin, Heinrich: Die Kunst Albrecht Dürers . . . . .	430
Wolffogen, Hans von: Von deutscher Kunst . . . . .	415
Wustmann, Dr. Rudolf: Albrecht Dürer . . . . .	430

## Offene Halle

Avenarius, seine Verurteilung . . . . .	350
Dörpfeld und das neue Volksschulgesetz . . . . .	809
Mittel, ein wirksames . . . . .	522
Pantheismus . . . . .	237
Stolz sein auf — . . . . .	81
Erick ein politisch-publizistischer . . . . .	235
Divifikation, Menschentum und Menschlichkeit . . . . .	661

## Türmers Tagebuch

Jena. — Germania im Ausland. — Majestätsbeleidigungen. — Unter dem Kaiserauge. — Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft! — Feminismus. — Am Jesu Willen! — Auch ein System! — Ein frommer Wunsch? . . . . .	83
Auch ein Jena. — Der Hauptmann von Röpenick. — Schwarzseher . . . . .	238
Dämmerung. — Seiner Majestät allergetreueste Opposition. — Der Teufel lacht dazu! — Auf der Hintertreppe. — Eine Bismardlegende. — Von dummen, aber starken Männern. — Ein deutscher Erzieher . . . . .	354
Persönliches Regiment und Nebenregierung. — Das Ereignis . . . . .	527
Vor den Wahlen . . . . .	669
Nach den Wahlen. — Gleiches Wahlrecht? — Vom Zukunftsstaat. — Russisches, Borussialeses. — Die neue Partei . . . . .	812

## Literatur

Ballade, von der . . . . .	721
Blumenboot, das lecke . . . . .	270
Bräutigam, Prof. Dr. Ludwig . . . . .	402
Bücher, besetzte . . . . .	134
„ neue . . . . .	279. 421. 573. 727
Bühnenprätendenten, von neuen . . . . .	396
Dalberg . . . . .	130
David, J. S. . . . .	571



	Seite
Dichtungen, von epischen . . . . .	867
Dreyer, Max, Die Hochzeitsfackel . . . . .	562
Eulenberg, Herbert, Ritter Blaubart . . . . .	496
Eyth, Max . . . . .	275
Familienblatt . . . . .	403
Freundschaftskritik . . . . .	560
Fulda, Ludwig, Der heimliche König . . . . .	563
Gemeinde, die stille . . . . .	128
Geschlechtsleben in der Dichtung . . . . .	407
Giacosa . . . . .	278
Goethe und die Arbeit . . . . .	845
Gorkis „Feinde“ . . . . .	716
Greiner, Leo, Liebestönig . . . . .	396
Heine-Denkmal Adolf Barthels' . . . . .	268
Hohentwiel . . . . .	118
Hüter der Sprache . . . . .	125
Jensen, Wilhelm, als Lyriker . . . . .	707
Intendant, ein deutscher . . . . .	130
Kalender . . . . .	572
Kirchbach, Wolfgang . . . . .	276
Klassikerausgaben . . . . .	416
Krauß, Hans Nikolaus . . . . .	277
Lienhards Wartburg . . . . .	420
„ . . . . . Wieland der Schmied . . . . .	567
Litauer, das Lied der . . . . .	259
Literaturgeschichte, zur . . . . .	409
Märchenwelt und unsere Kinder . . . . .	393
Pocci, Graf Franz, Zum 100. Geburtstag . . . . .	858
Rétif de la Bretonne . . . . .	131
Riftori, Abelaide . . . . .	278
Roman und Novelle . . . . .	725
Romantiker und Idealist . . . . .	851
Russische Niederschläge . . . . .	716
Seelendekolletage . . . . .	408
Seidel, Heinrich . . . . .	401
Shaw, Bernhard, Mensch und Übermensch . . . . .	566
Spötter, die Bank der . . . . .	562
Sudermanns Blumenboot . . . . .	270
Tannhäuser . . . . .	552
Weihnachtsbüchertafel . . . . .	451
Wissenschaft, moderne, im Spiegel der Dichtung . . . . .	698

## Bildende Kunst

Abbildungen, zu unseren . . . . .	289
Bartholomé, Albert, Denkmal des Toten . . . . .	581
Beckmann, Johanna . . . . .	435
Begas, Reinhold . . . . .	285

	Seite
Bibel in der Kunst . . . . .	288
Bilderwerke . . . . .	429
Boffard, Johann . . . . .	729. 881
Bücher, neue . . . . .	733
Christustyp, ist der herkömmliche echt? . . . . .	424
Delaroche, Paul . . . . .	289
Dresdener Kunstgewerbe-Ausstellung . . . . .	137
Eigenem, aus dem . . . . .	142
Engel in der Kunst . . . . .	148
Fahrentrog, Ludwig . . . . .	146
Kunst, ein Hausbuch der . . . . .	584
" von den Lebensbedingungen der deutschen Kunst im vergangenen Jahrhundert . . . . .	280
" zum Verständnis moderner . . . . .	144
" über russische . . . . .	871
Kunstbeilage, zur . . . . .	585. 881
Künstler des Monumentalen . . . . .	729
Plastik der drei letzten Jahrhunderte . . . . .	574
Rembrandtliteratur, neue . . . . .	434
Schäfer, Rudolf . . . . .	881
Staffens Dantzeichnungen . . . . .	733
Vela, Vincenzo . . . . .	289
Volkskunst, alte, und neue Zweckästhetik auf der Dresdener Kunstgewerbe- Ausstellung . . . . .	137
Weihnachtsbüchertafel . . . . .	454

## Musik

Berufsfängerin . . . . .	743
Bandisch, J. . . . .	450
Bücher, neue, und Musikalien . . . . .	449. 599
Gartentonzerte . . . . .	152
Gassenmusik . . . . .	153
Grimm, Julius Otto . . . . .	882
Gura, Eugen . . . . .	159
Händel und die Gegenwart . . . . .	441
Hansmanns „Nazarener“ . . . . .	594
Lorsing-Denkmal . . . . .	446
Melodientaubheit . . . . .	158
Musikalische „Moderne“ . . . . .	290
Musikalische Volkskultur . . . . .	150
Musikdrama, seine Geburt aus dem Geiste der Musik . . . . .	586
Musikfeste . . . . .	156
Notenbeilagen, zu unseren . . . . .	450
Saison, tote . . . . .	150
Stockhausen, Julius † . . . . .	296
Thuille, Ludwig † . . . . .	887

	Seite
Vollerthun, Georg . . . . .	599
Wagner, Richard, Gedichte . . . . .	295
der Mensch . . . . .	736
Weihnachtsbüchertafel . . . . .	456
Weihnachtsmusik . . . . .	448

## Briefe

Seite 160, und auf den Beilagen.

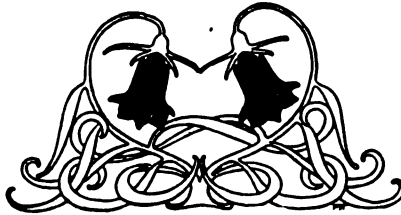
## Photogravüren und Illustrationen

- Heft 1: Die Lebenswooge. Von Ludwig Fahrenkrog.  
Lucifers Fall. Von Ludwig Fahrenkrog.  
Adam und Eva an der Leiche Abels. Von Ludwig Fahrenkrog.
- Heft 2: Napoleon in Fontainebleau. Von Paul Delaroche.  
Grabmal. Von Vincenzo Vela.  
Betendes Kind (Grabmal). Von Vincenzo Vela.  
Mater dolorosa. Von Vincenzo Vela.  
Verlassenheit (La desolazione). Von Vincenzo Vela.
- Heft 3: Jesus predigend. Von Ludwig Fahrenkrog.  
Die Anbetung der Könige. Von M. v. Schwind.  
Mariä Tempelgang. — Erziehung Mariä. Von M. v. Schwind.  
Die Darbringung Christi im Tempel. — Die Flucht nach Agypten.  
Von M. v. Schwind.  
Wichtelmännchen. Silhouetten von Johanna Beckmann.
- Heft 4: Winter. Von Fritz Schaulow.
- Heft 5: Winter. Von Johann Boffard.  
Das Leben. Von Johann Boffard.  
Mutter und Kind. Von Johann Boffard.  
Ablen und Schlange. Von Johann Boffard.  
Schlafendes Kind. Von Johann Boffard.  
Wilhelm Jensen.
- Heft 6: Erwachen. Von Johann Boffard.  
Bilder zu Liedern Paul Gerhards: 1. Gott, mein Schöpfer. 2. Nun  
ruhen alle Wälder. Von Rudolf Schäfer.

## Notenbeilagen

- Heft 1: Einleitung und Eärmerlied. — Ich weiß ein fein braun's Mägdelein. —  
Hildegarts Lied. — Kinderreigen. — Balladentanz. — Lied des Audi-  
fag. — Media vita. Komp. von Viktor Hansmann.
- Heft 2: Totengräberweise. Gedicht von Franz v. Schlecta. Komp. von  
Franz Schubert.  
Berklärung. Gedicht von Pope. Komp. von Franz Schubert.
- Heft 3: Weihnachtslied. Gedicht von Rob. Pruz. Komp. von J. Bandisch.  
Ave Maria. Gedicht von Ludwig Thoma. Komp. von Bruno  
Schmidt.

- Heft 4: Nicht ganz. Gedicht von W. Kreiten. — Der Alte. Gedicht von Gustav Falke. — Abendlied. Gedicht von Adolf Hofst. Komp. Martin Jacobi.
- Heft 5: Erste Szene der Oper „Die Nazarener“. Dichtung nach einer Novelle von Richard Voß von R. W. Marschner. Musik von Viktor Hansmann.
- Heft 6: Canon. Das dritte der „vier Klavierstücke in freier canonischer Form“ von Julius O. Grimm.





LIBRARY  
OF THE  
UNIVERSITY OF ILLINOIS



Photographie Bruckmann

Judwig Fahrenberg phot.

W. Köntgen, Barmen phot.

DIE LEBENSWOGE





IX. Jahrg.

Oktober 1906

Heft 1

## Die Försterbuben

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen

Von

Peter Rosegger

### Die Bestattung des Prinzen

„Such! such!“ Hell jauchzend sprang er vom Waldrande herab auf den Weg. Ein junger Mann schwang seinen hochbefiederten Hut: „Such! such!“

„Das ist ja Försters Fridolin!“ lachten die Leute, die in bewegten Gruppen daherkamen. „Fridl, gehst du auch zu der Leich’?“

„Wohin denn sonst?“ lachte er. „Freilich geh’ ich auch zu der Leich’! Suchhe!“

Viele jauchzten mit. Es waren zumeist junge Mannsleute in halbfeiertägiger Bauerntracht. Jeder auf dem grünen Hut stramm befiedert. Weiße, flaumige Stoßfedern, schwarze, sichelkrumme Wildhahnsfedern, fächerförmig oder pinselartig gefaßter Gernsbart und lauter solche Zeichen, daß sie aufgelegt sind heute zu jeglicher Unternehmung, sei es zum Raufen oder zum Schuldenmachen oder zum Weiberleutfoypen! Man konnte ihnen schon was zutrauen, diesen derben, urfrischen „Alpenjodeln“. Das Liebste, was sie taten, war freilich Singen und Jauchzen: und so jauchzten sie auch in allen Glodentönen. Ein anderes Geläute gab es nicht bei diesem Begräbnisse. Von den Einzelhöfen kamen sie herbei. Aber dort am Esch-



baum, wo der Weg sich zweigt — der eine ins Kirchdorf Ruppertsbach, der andere zu den Häusern von Eustachen — bogen sie gegen Eustachen ein.

Hinterher waren auch ein paar alte Bäuerinnen gekommen, schwarz und schlapp gewandet, in Filzhüten mit breiten Krempe. Fäuste machten sie, als sie das Treiben der Burschen sahen, und um die Fäuste hatten sie Rosenkränze gewunden.

Am der Wegscheide rief dieser Matronen eine mit scharfem Zünglein den jungen Leuten zu: „Ihr vergeht euch ja! Die Kirchen, die steht nit in Eustachen, die steht in Ruppertsbach.“

„Aber in Eustachen steht das Wirtshaus!“ rief einer der Burschen herüber.

„Laßt euch lieber Staub und Aschen auf die Schädel streichen!“ rief die Alte. „Oder wollt ihr am heiligen Aschermittwoch auch noch Faschingtag halten? Gleichschauen tät's euch! Aber denkt nur darauf! Werdet auch einmal sterben müssen!“

„Ja, nachher haben wir Aschermittwoch genug“, gab der Bursche zurück.

„Laß dich nit auslachen, Seppel, daß du mit alten Weibern wartelst!“ rief des Försters Fridolin.

„Derselbig ist auch so einer,“ eiferte die Alte, ihre Faust nach dem Burschen drohend, „der alleweil heilig' Sach' tut verspötteln. Euch wird's schon noch heimkommen, werd't es schon sehen, wie sie werden zwicken, die Spizhörndel-Teufelein!“

Sie verstanden sich nicht mehr, die Wege gabelten schon zu weit. Die Weiber trippelten hinab zur Kirche, wo an diesem Tage nach kirchlichem Brauch der Priester den Gläubigen der Reihe nach Asche an die Stirn rieb: „Du bist von Staub und Aschen und wirfst zu Staub und Aschen!“

Anders ging's her zu Eustachen. Dort vor dem Straßewirtshause, genannt „Zum schwarzen Michel“, hatte sich allerlei Volk zusammengefunden. Mitten auf dem Plaze war bereits der Kondukt aufgestellt: ein dicker, wuppiger Sarg, mit schwarzem Tuche eingehüllt, vorn und hinten die Bahrstangen, der Träger harrend. Über den Köpfen flatterten blaue Fahnen. Aus dem Wirtshause trat, von zwei Jungen mit Stallaternen begleitet, eine Trauergestalt. Man hätte mögen meinen, ein russischer Pope wäre es, wie hinter ihm her zwei Knaben in langen Nachthemden die Schleppe seines Mantels trugen. Schwarz war sein Haar und schwarz sein langer Bart. Und das Schwärzeste daran sein großes Auge mit dem lebhaften Feuer. So leuchtet in der Kohle die Blut. Die würdige Gestalt stellte sich vor der Bahre auf und hob beide Arme empor. Da dämpfte sich in der Menge der Lärm, und er begann in feierlichem Trauerbasse also zu sprechen:

„Liebe, lustige Leidtragende! Öffnet die geehrten Ohren! Wir haben einen großen Verlust verloren. Gestern um diese Stund' noch frisch und gesund, die Wangen rot, gesungen, gesprungen, geloffen, gefoffen — und heut' schon mausetot. Unser liebster Freund! Ein' Trauerred' sollt' ich halten,

aber mein! Mir fällt nix ein. Gehn ma weiter, sein ma heiter und tun ma weinen ohne Wein, leicht fällt uns unterwegs was ein."

Die Träger heben den verhüllten Sarg, der Zug ordnet sich unter dem Geheule der Trauergäste. Voran dem Zuge geht Försters Fridolin, auf einer senkrecht gehobenen Stange ein verhülltes Heiligtum tragend. Hinter ihm Musikanten mit Safenedeln, Pfannen, Feuerzangen und anderen Musikinstrumenten. Hinter diesen ein hagerer, langer Mann mit einer segeltuchenen Mütze, an deren wulstigem Rande ringsum runde Schellen hängen, deren sieben, weshalb die Leute im Titaneienton lärmten: „Heiliger Schellsiebener, bitt für uns!“ — Diesem nach kommen die Buben mit den Laternen, der Pope mit den Mantelpagen, die blauen Fahnen und dann der Sarg. Hinter diesem das wirbelnde, johlende Volk, worunter mancher torkelnd und lallend oder mit verglasten Augen schlaftrunken dreingrinsend. Und doch wollen auch diese Invaliden des Prinzen noch mittun. Er stirbt ja nur einmal — alle Jahre.

Der Pope ruft in singendem Tone: „Nun stimmt an ein schönes Gesang, aber nit lang, nit lang, aber nit lang!“

Darauf beginnen die Burschen:

„Wann ich amal stirb, stirb, stirb,  
So schlägt auf die Eruchen drauf,  
Aft steh' ich wieder auf,  
Alleweil fidell, fidell, juchhee!  
Traurig sein mag ich nit,  
Na, meiner Seel'!

Bin ich einmal tot, tot, tot,  
Müssen mich d' Steirer trag'n  
Und dabei Zithern schlag'n,  
Alleweil fidell, fidell, juchhee!  
Traurig sein mag ich nit,  
Na, meiner Seel'!

Männer, Weiber, Kinder, Hunde aus der ganzen Umgebung, aus den Wäldern, Gräben und ferneren Ortschaften — alles durcheinander, singend, grölend, lachend — so wirbelt's und trudert's hinaus, über die lehmigen Felder hin gegen den Ruppersbacher Friedhof. Vor dem Tore desselben biegt der Zug ab in die bestrüppte Schlucht, all dorten ist aufgetan das Grab. Unter hohlem Gedröhne wird der Sarg hinabgelassen, und der Pope hält die Grabrede:

„Königliche Hoheit, Prinz Karneval! Was du hast getrieben, das war ein Skandal! Aber komm doch bald wieder einmal. Wir werden dich nimmer vergessen. Bei dir haben wir gut getrunken und gegessen. Tanzende Dirnlein hast uns gebracht, hast uns unterhalten Tag und Nacht, den Kopf hast uns schwer, die Taschen leichter gemacht. Uschen, Uschen! Sonst haben wir heut' nix mehr zu naschen. Fleischliche Hoheit, so heißt es jest scheiden. Dein Denkmal steht beim Wirt auf der Tür mit der Kreiden. Refiskart in haji — wer's nit glaubt, den frag' i!“

Die Menge stimmt neuerdings Lieder an, hier: „O du lieber Augustin!“ dort: „Alleweil fidell, fidell!“ weiter hinten: „In Ruppersbach ist's lustig, in Ruppersbach ist alles frei, da gib't's ka Polizei!“ — Derweil werden am Grab die Stallaternen ausgelöscht und von den Fahnenstangen die Weiberhürzen herabgerissen. An Fridolins Stab wird das Symbolum enthüllt:

im Strohkranz eine leere Brieftasche, beim Lederläppchen an der Stange festgenagelt. Vom Sarge ziehen sie das schwarze Tuch weg: ein altes Faß mit gähndem Spundloch. Und im Faße ist aller Sinnenlust Geheimnis enthalten — es ist leer.

Der Pope schüttelt seinen mit Ruß geschwärzten Rüchentopf vom Haupt, daß er auf der Erde zerfchellt, und wirft die dunkle Pferdedecke ab. Steht einer da, der nicht hätte vermutet werden können unter den Trauergewändern. Ein kleiner, schlanker, behendiger Mann in Steirergewand, an dem von aller schwarzen Zier nichts übriggeblieben als der lange, schwarze Bart und das schöne, schwarze Auge, das jetzt so klug und schallhaft ernst in die Welt blickt. Und ist's der Michel Schwarzgau, der Wirt „Zum schwarzen Michel“ in Eustachen.

Die Narrheit ist abgetan, ist begraben — und wohl gar lebendig begraben. Denn die Narrheit ist, wie wir alle wissen, unsterblich. Die Leute sind ruhig und sittig geworden und plaudern miteinander, als ob nichts gewesen wäre. Dann zerstreuen sie sich und gehen gelassen heim, mit einer gewissen Befriedigung, auch dies Jahr den Uschermittwochsbrauch redlich mitgespaßt zu haben. Försters Fridolin, der die leere Brieftasche getragen, dem wäre noch ums Singen. In dem hübschen, blondköpfigen Jungen zuckt das warme Leben. Aber jetzt ist Fastenzeit geworden, ganz plötzlich, frostig — wie ein Reif im Mai. Er sieht, wie die anderen Burschen ihre grünen Hüte abziehen und die Federn aus dem Bande reißen. Auch er nimmt sein Lobenhütlein ab, hält es vor sich in die Luft hinaus und schaut das schöne Gefieder an — vom Wildbahn, den er im vorigen Frühjahr geschossen hat auf der Seealm. Soll auch er dieses Zeichen junger Mannhaftigkeit wegwerfen? Ist nicht die krumme Hahnenfeder wie ein Fragezeichen: Dirndel, bist du zu haben? In einem Schnaderhüpfel singt er den Gedanken hinaus, da lacht ein anderer Bursch': „He, he, der braucht erst ein Fragezeichen!“ Und wies auf den hochstehenden Federstoß seines Hutes: „Schau den an! Das ist kein Fragezeichen, das ist ein Ausrufungszeichen! wer's von der Schul' her noch weiß, was das ist. Ja, mein Lieber!“

Der Fridel stellte sich gerade einmal so hin vor diesen jungen Mann mit den schlaffen Wangen und den langen, plumphen Kinnbacken, schaute ihn munter an und rief:

„Du ein Ausrufungszeichen? So ein kreuzhauberer Kerl wird sich doch nit erst ausrufen müssen!“

Der andere, der Wegmachergehilfe Kruspel war's, stuzte ein wenig und erwog, ob das gelobt oder gefoppt sein sollte, und zupfte mit zwackigen Fingernägeln am Mundwinkel, wo ein zartes, falbes Schöpfchen war.

„Wart, Kruspel!“ sagte der Försterische lachend und schlug ihm zärtlich die flache Hand auf den Nacken, „auf dem Mittfastenmarkt demnächst kauf' ich dir ein Sangerl, daß du dir dein Schnurrbartel besser kannst herausziehen.“

Jetzt wußte der Kruspel schon, wie er dran war. „Du,“ drohte er, „keine Amtsbeleidigung! Weißt du, ich bin kaiser-königlicher Straßenschotterer! Ja, mein Lieber!“

„Wohl, wohl“, sagte der Fridel. „Du bist ein Kaiser-Königlicher, du. Aber weil du für einen Soldaten viel zu schön gewachsen bist zum Verschossenwerden, so laßt dich der Kaiser bei der Straßenschottereier.“ Harmloses Lachen milderte den Spott. „Aber jetzt, Buben“ — er wendete sich an die übrigen, denn sein Fußsteig zweigte hier ab gegen das Forsthaus — „behüt' euch Gott, und am Sonntag nachmittags: Rodeln! Vergeßt nit drauf!“

„Ja, rodeln, wenn kein Schnee mehr ist!“

„Auf der Siebentaler Leiten Schnee genug. Laßt euch Zeit miteinander und laßt euch 's Fasten schmecken!“

Als er oben am Rande des Lärchenwaldes hinging gegen das Hochtal, hörte man ihn noch singen und jodeln. So läutet undämpfbare Jugendlust die Fastenzeit ein.

Dem Wirt zum schwarzen Michel war bei der Heimkehr von diesem Leichenbegängnisse der Pfarrer von Ruppertsbach begegnet, dessen Salar mit den beiden schwarzen Schleifen im Winde flatterte. Er war ein Benediktiner.

„Mir scheint, bei euch Eustachern muß man auch manchmal ein Auge zudrücken“, so grüßte er den Wirt.

„All' zwei, Hochwürden, wenn wir dürften bitten. Und hübsch fest zudrücken.“ Er sagte es mit Bedenken. „Ist mir schon selber ein bissel uneben aufgefallen heut', wie ich die alten Sprüchlein so hab' herg'sagt. Sapperlot, so was kunnt fuchsfeuerfaul sündig auch noch sein, der Teugel noch einmal! Aber halt abkommen lassen tut man's doch nit gern, die alten Sitten. Wenn man die lustigen Bräuch' all' tät abbringen, wollt's doch ein bissel gar zu traurig werden auf der Welt.“

„Na, na, Michel, wenn's einmal auf euer Faschingbegraben ankommt, daß die Welt wieder lustig wird, dann laßt euch nur schnell ein Privilegium drauf geben und kündet das Mittel an den Straßenecken an. 's ist die höchste Zeit.“

Schmunzelte der Wirt, zupfte den Pfarrer am Salarflügel und flüsterete vertraulich: „Nit giften, Herr Pfarrer, schau'ns, in der Stadt drin tun's den Fasching nit begraben, dort lassens ihn leben bis schier in die Palmwochen hinein, und noch um Mittfasten fliegen die Rittel und blädern die Hofen auf dem Tanzboden. Bei uns, da kunnt er auch so lang leben, der Galgenstrick, wenn wir ihn nit am Aschermittwoch so sorgfältig täten begraben.“

„Ja, ja, da ist's mir schon lieber, ihr begrabt ihn beizeiten“, sprach der Pfarrer; „wenn den Leuten bei diesem Faschingbegraben nur auch einmal was Rechtes einfallen wollte.“

„Viel Gschweißes kann einem dabei freilich nit einfallen.“

„Zum Beispiel, was am Ende denn so eigentlich recht übrigbleibt von aller Weltlust!“

„Weiße Ziffern auf der schwarzen Tafel, Herr Pfarrer.“

„Und ein — hohles Faß. Gleichnißweise genommen.“

„Versteh' schon, versteh' schon. Daß die ganz' Welt eine hohle Ruß ist oder ein hohles Faß. Ist mir auch schon eingefallen. Und jetzt dero-halben möcht' ich schier meinen, weil inwendig nix ist, sollt' man auswendig biffel was machen. Kommens doch bald wieder einmal auf Besuch, Hoch-würden.“

„Wann wird denn wieder gesungen?“

„Wann der will. Allzeit aufgelegt. Heißt das, wenn der Bass nit bei den Bären ist.“

Der Bass, das war der Förster Rufmann, des Amt es freilich weniger sein konnte, im Wirtshause zur Zither zu brummen, als in den Wäldern bei den Holzknechten. Musste manchmal das letztere, tat aber lieber das erstere.

### Von Michels Haus- und Lebensgenossen

Der kleine, schwarze Michel war noch nicht heimgekehrt in sein Wirtshaus. Da war's leer. Mägde scheuerten in der Gaststube die Tische, die Bänke und den Fußboden. Da gab's noch viel Fasching hinauszuschwemmen. Die letzten drei Tage und Nächte waren üppig gewesen!

„Heut' ist der Faschingtag  
Heut' sauf' ich, was ich mag,  
Morg'n mach' ich Testament,  
's Geld hat ein End'.“

Diese Gedenschrift hatte einer hinterlassen, mit Kreide verewigt auf dem braunen Brette des Uhrkastens. Und nicht weniger bedeutsam waren die Reihen der Namen und Ziffern, die auf der Tür standen. Die Pippen im Keller tröpfelten nur mehr in die untergestellten Holznapfe, der säuernde Weingeruch durchatmete noch das ganze Haus. In der Küche war das Herdfeuer ausgegangen. Das Küchenmädcl hatte unter den Tischen und Bänken einen großen Korb voll Knochen gesammelt und sie draußen im Viehhof ausgeschüttet auf den Dunghaufen. Frau Apollonia, die Wirtin, siebte in der Küche Fisoln. Das wird von jetzt ab das tägliche Brot sein bis zum Ostersonntag, da wieder die Fleischstöpsle brodeln werden. Sieben Wochen lang Fisoln! Der Frau war das recht. Sie, die am Herde fast allein vom Speiseduft satt wurde, konnte nie begreifen, wie die Leute denn so viel zusammenessen und -trinken könnten. Und sterben doch nicht dran. Sie war indes überzeugt, daß viel mehr Leute sich zu Tode essen, als zu Tode hungern. Aber das sagte die Wirtin nicht. Sie sagte überhaupt nichts von all den tausend Dingen, die nicht gerne gehört werden. Und da unter Umständen nichts gerne gehört wird als das, was man sich selber

sagt — so fand Frau Apollonia alles Reden für überflüssig und sagte am liebsten gar nichts. Sie war eine ruhige, schlanke Frau, bei der die Küchenschürze hinten zusammenlangte. Ihr Auge hatte — wenn man in einem musikalischen Wirtshause auch von Farben musikalisch sprechen dürfte — einen lichtgrauen Ton, nicht allzu tief gestimmt. Sie war nicht leicht und nicht tief, sie war praktisch. Ihr schon grauendes Haar über dem schmalen Gesicht war in der Mitte gescheitelt; sie sah eher wie eine Mädcheninstitutsvorsteherin aus als wie eine Dorfwirtin. Ihr Schweigen nahm sie so ernst, daß man sie auch nie zanken hörte: ein Blick, ein Wink und die Mägde wußten, wie sie daran waren. So ging in der Küche alles stets friedlich ab, und die Mägde, die Frau Apollonia einmal aufgenommen, wurden alle bei ihr alt: keine wollte fort, außer wenn der Freier kam, und da gab es einen Kasten voll Flachs oder Leinwand als Heiratsgut. Niemals kam jemand geradehin betteln zur Michelwirtin. Bisweilen humpelte ein Armer zur niederen Küchentür herein, setzte sich im Winkel auf eine Bank und seufzte ein Erkleckliches. Nichts weiter. Dann kam die Wirtin und fragte nach dem Anliegen, teilte eine Gabe, und den Dankesworten winkte sie mit der Hand ab. Kein Mensch in Eustachen lobte die Frau Apollonia, im stillen geehrt war sie von allen. Es war auch schon selbstverständlich, wer ein Anliegen hat, der geht zur Frau Apollonia. Manch einer oder eine ist freilich umsonst gegangen, und zu solchen redete sie: „Du lieber Mensch, du! Gern, daß ich dir was wollt' geben, aber schau, du bist halt ein Lump. Wenn du brav wirfst, nachher darfst schon kommen.“ Und das sagte sie so freundlich und mütterlich, daß die Abgewiesenen schier erfreut davongingen und es weiter sagten, was die Michelwirtin für ein „gutes Leutel“ ist. Manch einer kam später wieder mit der Nachricht, er habe sich gebessert; andere glaubten sich beim Lumpbleiben doch besser zu stehen als mit der Freundschaft der Michelwirtin.

Unter einer solchen Frau und Mutter war auch das einzige Kind aufgewachsen, die schlanke, blonde Helenerl. An Gutmütigkeit und Schweigsamkeit war sie ihrer Mutter ähnlich geworden. Ob der Mutter jedoch die Freude je einmal so aus den Augen gelacht hat wie dieser Tochter? Wo es lieblich und froh herging — war es im Garten bei dem grünenden Gemüse oder bei den stillbrennenden Blumen, oder im Hofe bei den regen Hühnern und Rüchlein, oder bei den scherzenden Nachbarkindern, oder war es bei harmlosen Sängern in der Gaststube —, da war sie gern in der Nähe. Aber womöglich im Hinterhalte. Ausgeben mochte sie sich nicht, nur immer in sich aufnehmen, von den Blumen das Blühen, von der Sonne das stille Lachen, von den Kindern die unschuldige Lust. Es war, als ob sie aller Welt Froheit in sich sauge und davon schon einen so großen Vorrat gesammelt habe, daß er einmal explodieren wird, wenn der rechte Sunder dazukommt. Es gab freilich auch Meinungen darauf hin: explodieren würde an diesem Mädel nie etwas, das werde, wie die Mutter ist, immer klug, gelassen und freundlich sein. Vielleicht als Zugabe ein bißchen

schalkhafte Trugigkeit vom Vater. So wie sie vom väterlichen Schwarzaug' und vom mütterlichen Grauaug' das schönste Blauaug' erhalten hatte, so dürfte man wohl auch in ihrer Seele die Klugheit und Gleichmäßigkeit der Mutter, sowie die überschwengliche Lustigkeit und die zeitweilige traumhafte Wehmut des Vaters zu finden hoffen.

Da zum Wirtshause auch eine größere Landwirtschaft gehörte, so gab es neben der bewegsamem Kellnerin und dem derben Hausknecht auch noch Alt- und Jungknechte, Mägde und halbwüchsiges Volk. Das Gesinde hielt im nahen Wirtschaftsgebäude seine Ständigkeit.

Das waren nun die Hausgenossen Michels, des kleinen Wirtes mit den kurzen, stets emsigen Beinen, mit dem schwarzen, langen Bart und den dunklen Augen, in denen immer Kohlenlut glöste, manchmal auch sprühte. Zwischen dem Michel und seiner Frau schien eine Gegenseiglichkeit vorhanden zu sein, deren Tiefe nicht ergründet war. Da es nie einen Sturm gab, wie solches auf seichten Gewässern leicht vorkommt, so riet man auf eine große Tiefe. Sein Abstand zu dem stillen, blühenden Töchterlein war gerade so groß, daß er sie mit einer Art frommen Wohlgefallens betrachteten und mit einer zarten Verschämtheit anbeten konnte. Er ahnte es kaum, daß er sie anbetete, hatte es noch nicht einmal so weit gebracht, ihr offen zu sagen, wie sehr er sie liebhatte. Zu jedem Gaste konnte er „mein Lieber“ sagen, zu der schönen Gastin erst recht: „Meine Liebe!“ Geschätze und liebe Ruhmen und Schwägerinnen hatte er eine Menge; aber eine „liebe Tochter“, ein „liebes Kind“ gab es nicht, dafür hatte er sein Selenerl zu lieb.

Mit Frau Apollonia stand das insofern anders, als er sie in früheren Jahren wirklich etliche Male mit: „Ja, meine Liebe!“ angesprochen hatte. Weil solches aber zumeist nur bei größeren Meinungsverschiedenheiten und in gereiztem Tone geschah, so kam der Ausdruck in Mißkredit. Und als sie mit der Zeit in allem ganz einig geworden, weil eins das andere hatte verstehen und behandeln gelernt, so ist das Wort „lieb“ gar nicht mehr ausgesprochen worden, oder höchstens vielleicht in Augenblicken, da die Zunge nicht mehr weiß, was sie spricht, und ihr Stammeln auch gleichgültig ist. Die Ehegatten hatten übrigens auch ihr getrenntes Bereich in der Wirtschaft. Frau Apollonia kam gar selten aus ihrer Küche hervor. Er ließ sie im Haushalte gewähren und war froh, der Sorgen enthoben zu sein, sich seinen Gästen heiter oder auch ernsthaft widmen und sich seinen Liedern und Büchern hingeben zu können. Er hatte so seine Passionen, mit denen er der Frau Apollonia allerdings nicht kommen durfte: ihr war alles Nachdenken über Himmel und Erden zum mindesten unnütz, wenn nicht Frevel. Der Michel hingegen war manchmal wie eine Spinne, die ihre Fäden spinnt und wartet, wohin der Wind sie tragen wird; dorthin nahmen dann seine Gedanken ihren Weg, gleichgültig, ob in Höhen oder Tiefen, nur fort ins Ungemessene und Traumhafte. Für solche Ausflüge in unbekannte Welten hatte er einen Freund, der ihn nicht ungern be-

gleitete. Das war der Förster Paul Rufmann. Mitdenken und mitreden konnte zwar auch der nicht viel, um so lieber jedoch zuhören, wenn der Michel seinen jest tieffinnigen, jest wieder krausen Gedanken freien Lauf ließ. Um besten verstanden diese Freunde sich — im Singen. Ramen sie im Wirtshause zusammen, so sangen sie ihre Volkslieder nach der Zither; kamen sie im Forsthaufe zusammen, so sangen sie nach der Laute, und waren sie im Walde selbender, so sangen sie ohne Begleitung — der Michel in Tenor, der Paul in Baß. Übermütige Gefänge aus dem Wald- und Almleben, aber auch uralte Weisen, in denen jauchzende Lust oder blutiges Leid oder inniges Gebet der Ahnen zu uns herüberhallen.

### Sezunder geht das Frühjahr an!

Nachdem der Fasching begraben und der Michel heimgekehrt war zu seinem Hause, blieb er davor stehen auf dem Lindenplatz. Zwei Stimmungen zogen an ihm, und da konnte er nicht vorwärts und nicht rückwärts. So wohl ihm die Ruhe tat, die Fäden der Geselligkeit waren zu plötzlich zerrissen und hingen noch wirr an seinem Gemüte. Nun betrachtete er wieder einmal sein Haus — den Stammsitz der Väter.

Behäbig und stattlich steht es da. Des Wohn- und Wirtshauses Unterbau aus Stein und weiß getüncht: große Fenster mit grünen Läden. Das Tor mit braunen Holzbrettchen beschlagen, die ein verschobenes Biered bilden, in dessen Mittelpunkt der Handknopf ist. Der erste Stock, aus rötlich-leuchtendem Holz gezimmert, hat auch eine Reihe Fenster mit hellblinkenden Scheiben. An einer Front der Säler mit den zierlich durchbrochenen Brettchen. Unter dem vorspringenden Dach die weißen Schußscheiben, so die Michelwirte sich je erschossen hatten. Aus dem breiten, halbsteilen Dache stehen zwei schneeweiße Schornsteine auf, und der Giebel trägt einen Wetterhahn. Jest in der Feiertagsruh', ohne Fuhrwertgetnarre und Gästelärm, lag über dem Hause und seinem sich rückwärts in die Gärten und Felder hinziehenden Wirtschaftsgebäude schier etwas Vornehmes. Die Schwarzaugen waren ein altes Bauerngeschlecht, und das Schild „Zum schwarzen Michel“ hatte kein Maler.

Als der Michel endlich zum Tore eintrat, wollte gerade der Förster Rufmann herausgehen.

„Dieses Wirtshaus heißt heute beim Rehraus“, sprach der Mann lachend. „Der Gläserkasten steht im Vorhaus, die Kellertür ist verrammelt mit Waschzubern, und die Weibsleute krauchen auf dem Flez herum wie die Schildkröten.“

„Ich sag' dir, Rufmann,“ entgegnete der Wirt, „von Herzen bin ich froh, daß sie den Toifel hinauswaschen.“

„Sa, hörst du, Wirt, wenn das Wirtshaus den Fasching nimmer mag, dann weiß ich nicht, wer ihn sonst mögen soll.“

„Der Satan. In allem Ernst, es ist eine Schweinerei!“



„Einen Raizenjammer hast.“

„Rannst recht haben. Wenn auch nit just im Magen allein. Daß einer die Lumpentkomödie mitmachen muß, ist noch das Schlimmste. Aber was kannst machen, wenn du Wirt bist. Mich wundert nur allemal, daß so was erlaubt ist.“

„Weißt, der Wildfang im Menschen muß auch seinen Tag haben. Zum ewigen Gedächtnis, daß er vom wilden Tier abstammt. Hat er sich ausgetobt, dann ist er wieder für ein Jahr ein zahmes Menschenschaf.“

„Muß so was sein. — Aber Paul, du wirst jetzt doch nit fort wollen. Geh, bleib heut' ein bissel da bei mir!“ Bei diesen Worten hing der Wirt sich in den Arm des Försters. „Wir gehen in mein Zimmer hinauf. Mußt ein bissel dableiben. — Mariebel!“

Die Kellnerin rief er. Und während sie sich in der kleinen mit Zirnholz vertäfelten Stube zurechtsetzen am lichten Tisch, zwackt der Förster die Saiten der Zither, die an der Wand hängt. Kommt schon die kleine, buckelige Person hereingetrottelt. Mit dem weißen Schürzengzipfel will sie sich den Schlaf aus den Augen reiben, auch das Mundwerk ist übernünftig, das Zeug geht nur noch mechanisch weiter. „Was schaffens, Herr von Rufmann? Bier? Wein?“

„Ein Glas Wein.“

„Weißens? Schwarzens? Was zu essen? Schnitzel, Nierenbraten, Geselechtes mit Krenn —“

„Schau, daß du in dein Bett kommst!“ fährt sie der Wirt an. „Nierenbraten! Geselechtes! Am Aschermittwoch! Geh und schlaf dich aus.“

Während er selbst hinabsteigt in den Keller, stimmt Rufmann an der Zither herum und feinen Bass dazu. „Jetzt gang ich ans Brünnele, trink aber nit.“

Der Michel kam mit einer stark bestaubten Flasche und zwei Kelchgläsern. „So! Wenn man drei Tag' lang so viel muß trinken, dann kriegt man Durst. Wohl komm' dir's, Paul!“

„Ich komm' dir!“ dankte der Förster, und nach dem Trunke: „Ist es wieder recht würdig ausgefallen, das Begräbnis?“

„Ha!“ sagte der Wirt überlaut lustig und strich sich mit den Händen den Bart, was allemal ein Zeichen seiner Behaglichkeit war. „Der Scherenfänger hätt' froh sein können, wenn ihm ein solches Begräbnis wär' zuteil geworden wie seiner Hobeit, diesem Schweinekerl.“

„Scherenfänger? den Rajetan meinst? Aber der hat sich ja selber das Leben genommen.“

„Derowegen sag' ich. Weit ist's nit g'fehlt, daß sie beieinander liegen, der alte Rajetan und mein altes Faß. In der Staudenschlucht neben dem Kirchhof.“

Das fing der Förster auf, es schien ihn anzufassen, er vergaß der Zither. Er hatte den böhmischen Maulwurf- und Insektenvertilger recht gut gekannt, aber doch nicht so gut, daß er den Selbstmord hätte verstehen

können. Damals, als er mit dem Mann den Versuch besprochen, wie man den Riesenspinner, diesen schrecklichen Waldverderber, vertilgen könnte, wie war der Rajetan da noch spaßhaft gewesen! Und wie er jenen Ruppertsbacher Maulwurfseinden die schaudervolle Hinrichtung des berüchtigten „Wiesengrundverderbers“ vorgeschlagen! Der Maulwurf, wenn er gefangen werde, sei viel zu niederträchtig, als daß man ihm die ehrenvolle Todesart des Erschlagens antun dürfe: der müsse zum gerechten Lohn für seine heimtückische Wühlarbeit und zum abschreckenden Beispiel für seine Sippe eines ausnehmend grausamen Todes sterben: man solle ihn lebendig begraben! — Das haben sie endlich verstanden und ihn zum Maulwurfvertilgen seither nicht wieder angerufen. — Und so ein lustiger Mensch knüpft sich eines Tages an den Wandnagel.

„Wie denn das hat sein können mit dem Rajetan?“ sagte der Förster.

Und der Michel antwortete: „Weil er verrückt ist worden. Ein schlechtes Buch oder was, muß er dervischt haben. Denk dir, den Herrgott hat er so gefürchtet.“

„Den Herrgott gefürchtet? Nun habe ich doch immer gehört, den Herrgott soll man fürchten.“

„Soll ihn auch. Aber bissel anders, wie der Rajetan. Gottesfurcht ist schon recht. Aber Gottesangst ist eine Sünd' gegen den heiligen Geist. Oder ich sag's besser: ist eine Narrheit. Wer ordentlich und brav ist, wie der Mann sein Lebtage gewesen — wenn so einer Angst vor dem Herrgott hat, dann lachen ja die Spitzbuben, die keinen haben. Versinniert hat er sich halt.“ —

„Zu viel sinnieren soll der Mensch nicht“, sagt der Förster.

Spricht der Michel weiter: „Da unten in der Gaststube hat er mir's einmal erzählt, wie's ihm ist vorgekommen. Du, das ist ein kurioser Vogel gewesen. Dem sein Glauben! Die Welt, Himmel und Erden, sagt er, und alles, was ist, das ist nichts anderes als Gott selber. Jedes Tier und jeder Grassalm und jeder Wassertropfen ist der Herrgott selber! Alles z'sammen der Herrgott. — Und jetzt denk dir, Michelwirt, hat der Insekten-tod gesagt, was ich mein Lebtage schon hab' Herrgott umgebracht! Tu nichts anders Jahr für Jahr, als Herrgott umbringen. Und jetzt, Wirt, stell dir vor, wie ich dran bin, wenn's zum Sterben kommt. — Aber Mensch! ich ihm drauf, wenn du's so nimmst, da hilft sich der Herrgott ja selber umbringen alle und alle Tag'. Wenn das Vieh Gras frisst und der Mensch das Vieh! Und der Krankheitskeim den Menschen frisst. Und wenn du selber Gott bist und hilfst ihn umbringen, damit du leben kannst! Den Unfinn mußt doch einsehen, hab' ich gesagt. Wenn du Insekten tötest, so rettest du besseren Wesen das Leben. Da ist er dir aufgefahren: Es gibt keine besseren! Und keine schlechteren. Alles ist gleich, keins hat das Recht, ein anderes zu vernichten. Destrweg bin ich der Mörder. Ein Herrgotts-mörder bin ich worden! — Ich sag' dir's, Paul, angst und bang' hätt' einem werden mögen neben seiner. Hat selber auch nit mehr viel gearbeitet.“

Alleweil in der Einsam herumsinniert, na — bis das Unglück halt nachher geschehen ist.“

„Ist zu dumm!“ brummte der Förster. „Das ist ein siebendoppelter Unfinn!“

„Wenn du halt irrsinnig bist“, gab der Wirt zu bedenken. „Schlechtes kann ich dabei nig finden, und wenn ich Pfarrer bin, in der Schluchten lass’ ich den armen Hascher nit begraben.“

„Hat mich auch recht gewundert von unserem Pfarrer.“

„O mein! sagt er, wie wir dazumal bei ihm sind gewest, der Gerhalt und ich, wegen derselbigen Sach’, wenn’s auf mich tät’ antommen — unter dem großen Kreuz sollt’ er liegen, mitten auf dem Kirchhof. Aber die Vorschriften! Und sonst wohl auch. Die Angst vor dem ungeweihten Grab hält doch immer einen zurück. Weisen wir hin: bei den viel tausend Selbstmördern alle Jahr’, die man in der Zeitung liest, sollt’ man halt doch nit so streng sein. — Just derohalben! sagt der Pfarre, wird ja rein Modesach’, der Selbstmord! — Trink, Paul! Du trinkst ja heut’ nig.“

„Wie der Will’,“ sagte der Förster und tat einen Schluck aus dem Kelchglas, „’s ist mir einmal unfaßbar, wie ein Mensch sich selber das Leben nehmen kann.“

„Weißt — just zu verstehen ist es schon. Wenn das Elend halt zu groß wird. Wenn alles verspielt ist und alles gegen dich ist! Daß es frisch nimmer zu ertragen ist!“

„Ah geh!“ sagte der Förster. „Unserer hat auch schon seine Sacherln durchzumachen gehabt. Damals zum Beispiel, wie mir das Weib ist gestorben. Da wär’s mir schon auch lieber gewesen heut’ wie morgen. Und ’s Schußgewehr alleweil im Zimmer. Nicht ein mal ist mir der Gedanke gekommen, nicht ein mal!“

„Das glaub’ ich dir. Wenn zwei Würmeln da sind, die den Vater brauchen. ’s ist hart genug, Paul, was dich selber hat getroffen. Aber das größt’ Unglück ist es nit.“

„Was wir da auf dumme Sachen sind zu reden gekommen“, sagte der Förster. „Das richtige Uschermittwochgespräch.“

„Ist eh wahr“, lachte der Wirt.

„Gescheiter, ein bissel singen.“

„Mein Stimmstod“, sprach der Michelwirt und griff sich an die Kehle. „Zu stark strapaziert worden die letzten Täg’. Jetzt habe ich den Pelz im Hals.“

„Du, sag mir, Michel, ist mein Bub’ heut’ auch dabei gewesen?“

„Der Fridel? Aber na freilich! Hat ja die Stang’ getragen mit der leeren Briefftaschen.“

„So, die leere Briefftasche! Kann dem schon noch öfter passieren. Aufs Geld kann er mir schon gar nicht achtgeben.“

„Bei mir laßt er just nit viel springen“, sagte der Wirt lustig.

„Na, gerade trinken, da könnte ich nicht klagen. Da tut er schon

lieber seine Kameraderln traktieren. Da wird er dir mitunter üppig. Und ein Jorndickel immer einmal," vertraute der Förster dem Freunde, "was du dem lustigen Springinsfeld gar nicht ansiehst. Wenn der so fortmacht!"

"Ist halt ein junges Blut. Und stammt nit umsonst von seinem Vater ab."

"Und dann das verfluchte Rauchen! Seit ich ihm die Pfeife in den Ofen geworfen habe, raucht er Zigarren, Britanika, sagt der Kupfersbacher Tabakramer. Hält die Sorte extra für den Herrn Förstersohn! Ja, der Förstersohn, das ist er. Sonst noch nichts."

"Waldkulturminister kann er freilich noch nit sein mit zwanzig Jahren. Derweil mußt ihn halt ein bissel mehr verdienen lassen im Holzschlag. Er ist ja Holzmesser."

"Und so weit nicht ungeschickt dabei."

"Na, siehst, da ist er doch schon wer."

"So viel als ein Knecht. Trotz seiner Realschule. Und mehr als einem andern Knecht kann ich ihm nicht geben. Es geht nicht. Froh, wenn er so viel verdient. Bei dem geht die Sonne ja alle Tag' um eine Stund' später auf und um eine früher unter. Meinetwegen, er hat einen weiten Weg in den Holzschlag. Letstens ist er mir einmal nicht nach Hause gekommen am Abend. Ist in der Bärenstuben übernachtet, beim Kohlenbrenner."

"Beim Krauthas?" fragte der Wirt auf.

"Gekartelt haben sie und geschnapfelt und geraucht natürlich."

"Ist dem Krauthasen sein Dirndel noch bei ihm?"

"Daran habe ich auch gleich gedacht. Nein — ist nicht mehr in der Stütte. Soll zu Löwenburg unten sein, in Diensten."

"Na, so laß ihm die Freud' beim Krauthasen."

"Viel Gutes wird er nicht lernen dort. Übrigens — der Weibsbilder wegen, das wäre auch noch keine Sorge. So weit ist der Bub' noch brav, mein' ich. Ja sonst ein herzensguter Bub'. Ist ja eben das Schlechte bei ihm, daß er so gut ist."

"Nit übel!" lachte der Michelwirt, "leicht sagst ihm's einmal, daß es gut wär', wenn er schlecht wär'."

"Den möchte ich mir halt für eine Besondere aufsparen. Wenn er einmal so weit sein wird, daß er heiraten kann. Für den wüßt' ich eine! Aber bei den jungen Troßköpfen muß man sich hüten, die Rechte zu nennen. Sonst schauen sie justament die nicht an."

"Rufmann, du kannst dir alle zehn Finger abschlecken dafür, daß du ein paar solche Burschen hast. Nit allemal g'rat's so gut, wenn die Mutter fehlt."

Da leuchtete des Försters Gesicht. Es war ein schönes, braunes Antlitz mit tiefliegenden Augen und einem halb kurzgeschnittenen, stark angegrauten Bart. Die gerade und feingebaute Nase war an der Spitze

kaum merklich gerötet, es schimmerten unter dem Schnurrbart die frischen Zähne des Oberkiefers ein wenig hervor. Wenn in ihm was vorging, bewegten sich die sehr buschigen Augenbrauen auf und nieder. So auch jetzt, da der Freund so gut von seinen Buben sprach. Es besteht der Verdacht, daß er seine Söhne eigens manchmal in den Anklagestand versetzte, um vom Freunde ihre Verteidigung und Rechtfertigung zu hören. Diese Kinder sind ja sein ganzes —. Nein, er getraut es nicht auszusprechen, das stolze Wort. Alle Liebe ist abergläubisch. So wollte er schon eher von den Sorgen sprechen, die sie ihm machen, da wird der Teufel, oder wer es ist, doch nicht zum Neide gereizt werden.

„Mit dem Süngeren,“ sagte er, „dem Elias, habe ich jetzt ohnehin mein Anliegen.“

„Der kommt zu Ostern wohl wieder auf Batanzen heim?“ riet der Wirt.

„Vielleicht schon früher. Gestern habe ich einen Brief erhalten aus dem Seminarium. Der Präfekt schreibt, daß der Bub' kränklich ist, und es dürfte angezeigt sein, wenn er bald auf etliche Wochen in die Gebirgsluft tät können.“

„Na ja, weil alle bleichsüchtig werden in derer dummen Stadt da drinnen!“ rief der Michel. „Bissel blutarm ist der Elias immer gewesen. An deiner Stell' heut' noch tät' ich telegraphieren, sie sollten ihn gleich herfschicken.“

„Ist halt bitter, wenn er etwa das halbe Jahr verlieren muß.“

„Im fünften Jahrgang ist er, gelt? Eh, schon weit mit fünfzehn Jahr'. Ich glaub' alleweil, um solche Zeit lernt der Bub' im Wald mehr als in der Schulstube.“

„Kommt nur drauf an, was.“

„Laß es drauf ankommen. Denk an, Rufmann, wie du selber vor etlichen zwanzig Jahren aus München bist in unsre Gegend kommen. Das war ein Krüspel! Mit fünf Groschen hätt' einer geben für das bissel Forstadjunkten. Und 's andere! Wie oft hast mir's erzählt, daß du da im Waldgebirg' in einem halben Jahr mehr hättest gelernt als in drei Jahren der Stadtschul'!“

„Ein Forstadjunkt. Das ist doch natürlich. Was soll aber ein Theologe im Wald lernen?“

„Die Natur, den Menschen! So ein geweihtes Bürscherl mit seiner papierenen Welt, das weiß ja nix, wenn es herauskommt. Das hat nur Sünder und Engel und Teufel im Kopf — aber keinen Menschen, wie sie sind. Geh, laß dein Büdel kommen. Jetzt geht das Frühjahr an.“

„Sekunder geht das Frühjahr an!“ begann der Förster, dem's schon lang danach juckte, jetzt zu singen, und der Michel fiel mit ein:

„Und alles fängt zu blühen an  
Auf grüner Heid' und überall.  
Es ist nichts Schöneres auf der Welt,  
Als wie die Blümlein auf dem Feld,

Weiß, blaue, rote — ungezählt.  
 Und wenn sich alles lustig macht,  
 Und ich schon gar nit schlafen mag,  
 Geh' ich zum Schazerl bei der Nacht."

Das liebliche Singen wurde noch lieblicher unterbrochen. Ganz leise hatte es an die Tür geklopft. Der Wirt kannte den Boten schon am Klopfen und sagte laut: „Ja, Helener!“

Die kam bescheidenlich herein in ihrem lichten blauen Kleid, über das rückwärts zwei güldene Haarzöpfe niederhingen.

„Die Suppen steht schon seit einer halben Stund' auf dem Tisch, sie wird kalt!“ sagte sie leicht lächelnd.

„Und in einer halben Stund' kommen wir, derweil wird sie wieder warm“, antwortete der Vater, da war sie schon fort.

Der Förster schaute eine Weile auf die Tür hin, als ob die Erscheinung noch einmal auftauchen sollte. Der Wirt schaute den Freund an mit einem Blick, in dem freudiger und demütiger Vaterstolz leuchtete.

Endlich sagte der Förster: „Sapperment, die ist schön geworden!“ Und summtte launig: „Jezunder geht das Frühjahr an! — Michel, auf die gib acht!“

„'s ist nit gefährlich, wenn's so bleibt“, sagte der Wirt. „Vor der haben die Wildbären Respekt. Laß dir sagen. Um vorigen Sonntag auf den Abend in der Gaststuben, wie die Bauern und die Holzleut' schon beim gewissen Reden sind, weist eh, da fahr' ich sie zweimal an: Seids stad! Weil mir schon graust. Gelacht habens und noch feder haben sie's getrieben, die Schweinskerl'. Tritt auf einmal das Mäd'el in die Stuben, zum Gläserkasten, ich weiß nit, eine Noten oder was hat sie zu wechseln gehabt. Abgezuckt haben die Manner in ihrem sauberen Diskurs, still sind sie g'west, und einer hat beim Fenster 'naus geschaut: Schneien tat's anfangen. Ihr lustiges Gesichtl schaut über die Leut' hin, nachher ist sie wieder hinausgegangen. Das hat mir gefallen.“

„Unsere liebe Frau beschütz' uns die Kinder!“ sagte der Förster, und es war ein Gebet mit Glockenläuten, denn sie stießen klingend die Gläser an.

„Und jetzt komm, Rufmann', und isß mit uns zu Mittag. Bissel Fastenspeise, viel kriegst eh nit.“

„Wenn du dein Wort hältst, auf einen Halberabendkaffee, demnächst im Forsthaus.“

(Fortsetzung folgt)





## Erdkatastrophen und Vorsehung

Ein Vermittlungsversuch

Von

Dagobert von Gerhardt-Amyntor

Die Vernichtung der chilenischen Hafenstadt Valparaiso, von der uns die Zeitungen erschütternde Kunde brachten, wird wieder die alte und doch ewig neue Frage zur Erörterung bringen: „Gibt es eine Vorsehung?“ Erst vor wenigen Monaten, als uns die Hiobsposten von San Francisco und Courrières trafen, ist diese Frage in den Spalten fast aller größeren Journale aufgetaucht. Die Überlebenden nach dem Untergange Sodoms und Gomorras haben sie sicher ebenfalls ventilirt. Man hat sie damals mit der Annahme eines rächenden, verdiente Strafgerichte verhängenden Gottes beantwortet. Heute ist man schon etwas philosophischer und kleidet die Frage in die Worte: Gibt es eine Vorsehung, die auch den Lebensgang des einzelnen leitet? oder sind wir ausnahmslos dem ehernen Gesetz der Naturnotwendigkeit unterworfen? Sind wir in jeder Sekunde unseres Daseins dem blöden Zufall preisgegeben?

Einen Zufall an sich gibt es selbstverständlich nicht, da alles Geschehen durch Ursachen bedingt ist; wenn uns aber ein Ereignis begegnet, das eine Folge von Ursachen ist, die nicht in unserer Macht liegen und von uns weder beabsichtigt noch vorausgesehen werden konnten, so reden wir mit Recht von einem Zufall, wobei das Wort Zufall allerdings nur in subjektivem Sinne verstanden sein will.

Der moderne Monismus, wie er u. a. von Haedel aufgefaßt wird, hat insoweit unbestreitbar recht, als er die Erkenntnis vertritt und verbreiten will, daß alles Geschehen nach ewigen, ehernen Gesetzen verläuft, die in der Natur der Dinge selbst begründet sind, und daß die Annahme unbedingter, übernatürlicher Kräfte und Gewalten, die als freie Ursachen des natürlichen Weltgeschehens gedacht werden, irrig und kulturhemmend ist. Da es aber der Unfallmöglichkeiten zahllose gibt, die unsrem Machteinflusse durchaus entzogen bleiben und die auch der Klügste und Vorsichtigste niemals vorhersehen kann, so müßten wir eigentlich unausgesetzt vor dem drohenden Eintritt solcher Zufälle zittern und jeder Daseinsfreude verlustig gehen.

Die Naturwissenschaft kann uns aus solcher Notlage nicht erlösen, sie kann uns höchstens sagen: Allerding's, du Menschenkind, du bist in den Händen dieses erbarmungslosen Zufalls, du hast daher die Pflicht, immer tiefer in die Geheimnisse alles Geschehens forschend einzudringen, damit du immer mehr in den Stand gesetzt wirst, Widerwärtiges und Unheilvolles vorherzusehen und so die Gefahren, die dich auf Tritt und Schritt umlauern, immer klarer zu erkennen und ihnen mit den Mitteln der Wissenschaft immer wirksamer vorzubeugen. Das ist ja die Aufgabe jedes denkenden Wesens; die Menschheit, die ihre Stellung in der Natur kennt und auf Grund dieser Kenntnis in ihr Schicksal selbstbestimmend eingreift, ist daher unser neues Ideal, für das auch du dich erwärmen, dem auch du forschend und wirkend dienen sollst.

So spricht eine Wissenschaft, die das Verständnis für die Religion verloren hat. Von ihrem Standpunkte aus ist das, was sie sagt, ganz logisch, aber es ist nur die halbe Wahrheit, und diese wird und kann den suchenden Menschen nicht befriedigen. Rein Geringerer als Eduard von Hartmann sagt („Die Religion des Geistes“, pag. 327): „Je ausgebreiteter die wissenschaftliche Bildung, je philosophischer die Wissenschaft und je religiöser die Philosophie wird, desto mehr fällt die wissenschaftliche mit der religiösen Weltanschauung zusammen.“ Von den uns auch auf metaphysischem Gebiete beraten wollenden Naturwissenschaften, die uns einen nur verschlimmbesserten Monismus gebracht haben, kann man heute noch nicht behaupten, daß sie wahrhaft philosophisch, d. h. zugleich religiös seien. Wir werden uns eine andere Orientierung suchen müssen, nach der wir uns den oben erwähnten Katastrophen gegenüber richten können, um nicht der tödlichsten Angst oder der trostlosesten Resignation eines dem blöden Zufall preisgegebenen Menschen zu verfallen.

Diese Angst besteht tatsächlich in allen Gemütern, denen die Fähigkeit zu einer religiösen Weltanschauung noch nicht gekommen oder verloren gegangen ist; sie muß das Herz jedes denkenden Beobachters der Naturvorgänge durchzittern, wie sie auch das Herz des damals noch ganz jugendlichen Goethe durchzittert hat, als er zum ersten Male in seinem elterlichen Hause von der im November 1755 erfolgten Zerstörung Lissabons durch Erdbeben und Feuer erzählen hörte. Aus dem Dilemma, ob der Zufall die Welt regiere, oder ob es einen Gott gebe, der aber in olympischer Ruhe und unbewegt durch den Jammer gefolterter Menschen dem Untergange ganzer Geschlechter gleichgültig zuschaut, können wir durch die stoffseligen, ein Jenseits leugnenden Thesen einer durch mißverstandenen Monismus angekränkelten Naturwissenschaft nicht errettet werden. Da manch ein empfindendes Gemüt einen solchen „Selatomben verschlingenden Gott“ als einen Gott der Liebe nicht zu begreifen und nicht mehr vertrauend zu ihm aufzublicken vermag, so hat eine aller Religion entleerte moderne Weltanschauung den Gottesbegriff überhaupt auf das Altenteil gesetzt und sucht sich nun durch die Phrasen von der Erklümmung immer höherer Stufen



der Naturerkenntnis und der Naturbeherrschung, der Selbsterkenntnis und Selbstbeherrschung, schadlos zu halten. Vergebliches Bemühen. So wie der Hungernde genießbares Brot und keine vertröstenden Redensarten verlangt, so verlangt das menschliche Herz nach einer Vorsehung, die auch seiner liebend und fürsorgend gedenkt. Bietet sich nun irgendwie die Möglichkeit, auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung — denn vom bloßen Glauben soll hier nicht die Rede sein — jenes große X zu finden, das als ein ewig ungelöstes Rätsel über und hinter allem Naturgeschehen steht und uns dennoch mit Trost und Zuversicht zu erfüllen vermag?

Meiner Ansicht nach gibt es einen solchen Weg, dessen einzelne Etappen hier allerdings nur sehr summarisch angedeutet werden können. Der Münchener Philosoph Du Prel hat bekanntlich aus den beiden Tatsachen der „Organprojektion“ und des „Formalprinzips des goldenen Schnittes“ die Folgerung gezogen, daß das Gestaltungsprinzip unsres Organismus identisch sei mit dem Gestaltungsprinzip der Mechanismen und daß dieses gemeinschaftliche Gestaltungsprinzip wiederum identisch sei mit dem Unbewußten im menschlichen Geiste. Für Leser, die in der philosophischen Literatur nicht bewandert sind, sei hier zur Erläuterung jener Tatsachen nur kurz bemerkt, daß Rapp („Philosophie der Technik“) nachgewiesen hatte, daß der Mensch in seinen technischen Erfindungen Teile seines eigenen Organismus unbewußt derart nachahmt, als wären sie sein Vorbild gewesen, so daß sogar erst die technische Kopie uns das Verständnis für das organische Vorbild und dessen Funktionen erschließt, z. B. die camera obscura das Verständnis des Auges. Dies ist die merkwürdige Tatsache der „Organprojektion“. Das „Formalprinzip des goldenen Schnittes“ ist aus der Seifingschen Entdeckung abgeleitet, daß unsre höchsten Kunstprodukte der Architektur, Skulptur, Malerei nach dem Gesetze des goldenen Schnittes gebildet sind, nach welchem aber auch überraschender Weise unser ganzer Organismus und dessen einzelne Teile geformt sind. Der goldene Schnitt teilt bekanntlich eine Linie derart, daß sich der kleinere Teil zum größeren, wie der größere zum Ganzen verhält (was ungefähr dem Verhältnis von 5:8 entspricht). Man hat dieses Verhältnis besonders an einer Statue des Polykleitos, an dessen lanzentragendem Soldaten, festgestellt und daraus den Kanon der menschlichen Schönheit abgeleitet.

Wir haben hier also ein gemeinschaftliches Gestaltungsprinzip, das sowohl organisierend wie denkend ist. Näheres wissen wir von ihm gar nicht; da es aber für die Geisteserzeugnisse nur ein innerliches sein kann, so folgt daraus, daß es auch für die Naturorganismen, die Darwin nur äußerlich beeinflusst sein läßt, ein innerliches sein muß. Können wir nun nicht dieses rätselhafte, denkende und organisierende Gestaltungsprinzip Gott nennen? Es handelt sich hier doch nur um einen Namen; das Mysterium Gottes bleibt in alle Ewigkeit für uns Staubgeborene dasselbe, da jede Aussage über sein Wesen ein Widerspruch ist, weil sie sein Wesen beschränken müßte. Schon Spinoza hat dies empfunden: Omnis determina-

tio est negatio, und schon Jahrtausende vor ihm sagten die altindischen Upanischaden vom All-Selbst: „Man kann es nur beschreiben, indem man sagt: Nein, nein!“ Rein wissenschaftlich läßt sich freilich Gott niemals voll erfassen, und es muß dem Individuum überlassen bleiben, wie es sich zu diesem wissenschaftlich gefundenen Gestaltungsprinzip nun auch gefühlsmäßig so in Beziehung setzen kann, daß es ihm gegenüber zu jener Gotteskindschaft gelangt, die ein Postulat aller christlichen Kirchen ist.

Wenn dieses denkende und organisierende Prinzip, auf dem die relativ kleine Erde und der ungeheure Kosmos aufgebaut sind, nun durch Erdkatastrophen gelegentlich ein paar hundert oder ein paar tausend Menschen wieder hintwegrafft, haben wir dann einen Grund, uns zu entsetzen und die bange Frage hinauszuschreien: Gibt es einen Gott? Der Tod ist ja ebenfalls durch dieses selbe Prinzip in die Welt gekommen; da es aber ein Gestaltungs- und kein Vernichtungsprinzip ist, so werden wir auch in dem Tode keine Vernichtung, sondern nur eine organisierende Wandlung sehen dürfen. Wir unterliegen fast alle solchen Katastrophen gegenüber demselben optischen Fehler, der durch die Beschränktheit menschlicher Sinne bedingt ist. Eine kurze Betrachtung wird dies völlig klarmachen.

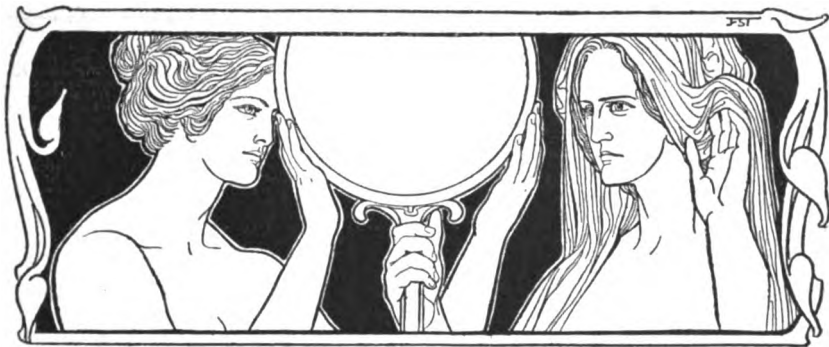
Die Erde wird von zirka 1500 Millionen Menschen bewohnt, und von diesen sind jährlich mindestens 20 vom Tausend dem Tode geweiht; das ist ein Gefes jenes organisierenden Prinzips, eine Naturnotwendigkeit, über die wir, da wir sie erfahrungsmäßig kennen, nicht mehr außer Fassung geraten. Es sterben also jährlich über 30 Millionen Menschen, d. h. täglich 82000; wahrscheinlich ist die Anzahl aber weit größer. Wenn wir das allumfassende Auge Gottes hätten, so würden wir täglich dem Untergange von 82000 Menschen beizohnen, von jungen und alten, reichen und armen, Männern und Frauen, Bräuten und Familienernährern. Nur unser blödes Auge vermag dieses Massensterben nicht zu sehen, nur rechnungsmäßig wissen wir von ihm und deshalb geraten wir nicht täglich außer Fassung. Wenn es dem Tode aber einmal gefällt, seine Tagesernte nicht mehr vom Gesamtgebiete des weiten irdischen Ährenfeldes, sondern ausnahmsweise von einem kleinen begrenzten Teilchen desselben einzusammeln, dann entsetzen wir uns, weil wir gewissermaßen einmal mit dem allumfassenden Auge Gottes zu schauen vermögen. Wer sich aber immer wieder daran erinnert, daß das Menschheitsleben ein Krieg ist, in dem täglich eine Schlacht geschlagen wird, und daß jede dieser Schlachten durchschnittlich 82000 Menschenopfer fordert, daß dies von Anbeginn so gewesen ist und bis zum Untergange unseres Planeten gewiß auch so bleiben wird, der wird auch durch den Eintritt von massenvertilgenden Erdkatastrophen in seinen Glaubensfundamenten nicht mehr so leicht erschüttert, der verliert nicht mehr so leicht den Kopf, und die bange, aber törichte Zweifelfrage: Gibt es einen Gott? erstirbt auf seiner Zunge. Einen Gott gibt es allezeit und überall, aber nicht allezeit und nicht überall gibt es nachdenkliche und beherzte Menschen, die auch in den blutigsten Lebensschlachten ihre Nerven

und ihren Glauben zu behaupten vermögen. Ein wissenschaftliches Naturerkennen, das des religiösen Bedürfnisses des Menschen als einer ebenfalls naturgewollten und wissenschaftlich erhärteten Tatsache nicht vergißt, und eine Religion, die jede naturwissenschaftliche Tatsache freimütig anerkennt und sich mit ihr ins Einverständnis zu setzen weiß — es ist beides dasselbe —, wird uns auch den furchtbarsten Katastrophen gegenüber in unsrer Zuversicht auf Gott nicht wankend werden lassen, wir werden die Hände rühren, um zu helfen, zu lindern und zu trösten, aber wir werden nicht verzagen und nicht kleinmütig und nicht furchtsam werden.

Daß das Leiden in der Welt ist, daß kein Mensch dem Leiden entgehen kann, daß selbst das Röstlichste, was wir hienieden kennen, die Liebe, uns ebenfalls Leiden bringt, und daß in jedem Freudenbecher, den uns das Leben reicht, ein Tröpfchen Wermut schwimmt, wer wollte es leugnen? Warum es so ist? Nun, die weisen Toren oder die törichten Weisen, die dies zu beantworten suchten, haben das Rätsel nie gelöst; auch nicht eine der zahlreichen Theodizeen hat die bangen Zweifel des Menschenherzens zerstreuen und uns klare Gewißheit verschaffen können. Auch in der Zukunft werden Erdbeben und Zyklone, Überschwemmungen und vulkanische Eruptionen unsern Planeten heimsuchen und dessen Bewohner mit Angst und Schrecken erfüllen, aber über allen diesen Katastrophen wird der Stern der weisen göttlichen Allmacht, des Absoluten, des zielbewußten, organisierenden Gestaltungsprinzips — nennt es, wie ihr wollt! — in hellem Strahlenglanze stehen bleiben und als unverrückbarer Pol sein Licht in die Dämmerung unsres nur halben Wissens und Erkennens hineinscheinen lassen, und auch der, der sich sogar für einen Dreiviertelwischer hält, wird vertrauend zu ihm aufschauen müssen, wenn er nicht, ein kompaßberaubtes Wrack, in den weiten Ozean des noch Unerkannten hilflos hinaustreiben will. Das, was wir alle sicher wissen, ist die ausnahmslose Notwendigkeit des Sterbens für alles hienieden Lebende; tatsächlich ist es ganz gleichgültig, ob sich dieses Sterben nur vereinzelt an verschiedenen Orten unsres Erdballs vollzieht, oder ob es einmal auf einen einzigen Punkt zusammengedrängt den trügerischen Schein des Maßlosen und Ungeheuerlichen annimmt. Und ist der plötzliche und gemeinsame Tod vieler nicht oft ein weit freundlicheres Los, als das einsame Sterben nach jahrelangem, qualenvollem Siechtum? Der verweichelichte Genußmensch unsrer Zeit sieht manches anders an als der durch Gedankenarbeit festgewordene Lebenskämpfer, und er versteht wohl kaum das männlich-trugige Wort „Manfreds“, das dieser zum Abte sagt und das auch in unsrem Sinne gedeutet werden kann:

„Zu sterben ist so schwer nicht, alter Mann.“





## Wieland als Politiker

Von

L. Gerhardt

Seit den blutigen Kämpfen bei Sena ist ein Jahrhundert verstrichen. Es waren damals böse Zeiten über das kleine Herzogtum an der Ilm, namentlich über das ruhige Weimar und die friedliche Universitätsstadt Sena hereingebrochen. Zügellose Kriegerbanden durchzogen, plündernd und sengend, die stille Gegend, und überall, im Freien und zwischen den brennenden Häusern, tobte ein wilder, erbitterter Kampf.

Vor mir liegt ein Originalbrief des bekannten Jenenser Theologen Professor Griesbach, der es als ein „wahres Glück“ bezeichnet, daß, trotzdem die rohen Plündererhorden sein Haus ebenfalls heimsuchten, weder er noch Mitglieder seiner Familie von ihnen „mißhandelt“ worden seien. Geld und Geldeswert hätten die wüsten Gefellen freilich rücksichtslos an sich genommen, wie sie ja überhaupt durch Zerhauen und mutwilliges Verderben der Sachen großen Schaden in der Stadt angerichtet hätten; viele Häuser waren von ihnen durch Brand völlig zerstört worden. Daß Griesbach mit seiner Familie inmitten dieses zügellosen Treibens noch so glimpflich davongelommen ist, schreibt er nur dem Umstande zu, daß Marschall Ney in seinem Hause übernachtete und aus diesem Anlasse für die folgenden Tage eine „doppelte Wache“ vor seiner Tür stand.

In noch satteren Farben schildert der damals schon hochbetagte Wieland diese Schreckenszeit in dem Nachbarstädtchen Weimar. Aber der Dichter verstand es nicht nur meisterhaft, uns ein anschauliches Bild jener Vorgänge zu geben, sondern er hat schon Monate vor jenen fürchterlichen Schlachttagen, die für die deutsche Nation eine so traurige Entscheidung brachten, mit prophetischem Blicke die kommenden Ereignisse als notwendige Folge der zu jener Zeit herrschenden Verhältnisse vorausgesehen und — vorausgesagt. Das geschah freilich zumeist nur in vertraulichen Briefen an intime Freunde. Diese Äußerungen waren nicht für die Öffentlichkeit be-

stimmt — und Wieland selbst hätte sich wohl gehütet, ihnen die Bezeichnung „druckreif“ zu erteilen —, aber vielleicht eben darum sind sie der Ausdruck seiner tiefinnersten Überzeugung.

Die meisten Biographen Wielands neigen der Ansicht zu — und auch H. Pröhle spricht sie in seiner Einleitung zu Wielands „Gesprächen unter vier Augen“ (Kürschners Nationalliteratur) aus —, daß im Mittelpunkt von Wielands politischen Schriften dessen Verehrung für den preussischen Staat und speziell für Friedrich Wilhelm III. stände. Wenn man aber diese Briefe liest, gewinnt man die Überzeugung, daß Wieland von der Haltung und dem Vorgehen Preußens keinerlei Besserung der obwaltenden trüben Verhältnisse erhoffte.

Am 6. Februar 1806 — noch ahnte niemand die ganze Größe des bevorstehenden nationalen Unglücks, aber schon garte es an allen Ecken und Enden — schrieb Wieland an Karl August Böttiger in Dresden:

„. . . Daß übrigens die Übermacht einer großen Geisteskraft und eines eisenfesten Willens noch mehr vermag als der Zufall, und daß die Welt dem gehört, der den Muth hat sie zu nehmen, davon haben uns die drey letzten Monate des verfloffenen Jahres ein Beyspiel gezeigt, das in der Geschichte schwerlich seines gleichen hat. Soll man Te deum oder Kyrie eleison darüber anstimmen? soll man toll und rasend werden oder sich wie ein geduldiges Schaf fügen? Soll unser einer sich freuen, daß seine 73 Jahre ihn gegen die Gefahr, noch ärgere und unsinnigere Dinge zu erleben, sicher stellen, oder soll er wünschen, in Medeas Kessel wieder zum Säugling gekocht zu werden, um zu sehen, was endlich das letzte Resultat von dem allen seyn kann? — Ich weiß es nicht. Aber was ich weiß, ist, daß Friede, jeder Friede (wenn er mich nur nicht zum Unterthan des Königs von Lilliput macht), was für eine neue Gestalt er auch dem lieben heiligen Römischen Reich geben mag, mir und vermuthlich (die Kriegs-Commissars, Lieferanten u. Comp. abgerechnet) allen übrigen Germanen höchst willkommen seyn soll. Denn wahrlich, nur noch 9 solche Monate wie die drey oder vier letzten, wären genug uns alle dahin zu bringen, daß uns nichts übrig bliebe, als uns unter den Ruinen einer allgemeinen Weltumkehrung zu begraben; es wäre denn, daß wir uns lieber aufhängen oder in Christmilder Resignation Hungers sterben wollten. Vor dem letzteren wird uns sogar der allersehnte Friede auf Erden kaum bewahren können, denn die 60 000 blaue Schuzengel [preussische Soldaten d. V.], die uns seit 2 Monaten, ich weiß nicht gegen welche Feinde, schirmen sollten, haben unsre kaum für eigne Nothdurft zureichenden Vorräthe so rein aufgezehrt, daß wir in kurzem keine andere ressource haben werden, als unsre Augen zum Himmel aufzuheben, um zu sehen, ob der liebe Gott, der ehemals für die Kinder Hebers so viel Unglaubliches gethan hat, nicht endlich auch einmahl zu unsern Gunsten ein Wunder thun und Wachteln und Manna, oder statt des letztern lieber Gerstengraupen und Heidekrüze auf uns herabregnen lassen wollte. Ich besorge sehr, lieber Böttiger, die guten Dresdener und Chursachsen

insgesammt, werden in diesen Tagen der allgemeinen Tributation auch nicht auf Rosen gelegen haben . . .“

Diesem Briefe folgte am 27. März ein zweiter ähnlichen Inhalts: „. . . Wir schweben noch immer mit ganz Deutschland in Erwartung der Dinge die da kommen sollen, und wir Sachsen — wiewohl auch wir unsern Antheil an der allgemeinen Noth mehr oder weniger zu tragen haben — dürften doch von außerordentlichem Glücke sagen, wenn Napoleon (der sich seinen mächtigen Schuß und die Ehre mit ihm verschwägert zu seyn, von seynen Confédérés so theuer bezahlen läßt, und, ohne auch nur die mindeste Ursache warum anzugeben, von 4 deutschen Städten, die nichts verbrochen hatten, 18 Millionen Franken eintreibt) sich nicht auf einmahl auch unfres Daseyns erinnern sollte. Ich gestehe Ihnen, daß ich unsre Sicherheit in diesem Augenblicke nicht mit 10 Louisd'or verbürgen möchte. Die Donnerschläge dieses furchtbaren Jupiters kommen oft aus heiterm Himmel . . .“

Bedient sich Wieland schon in diesen beiden Episteln einer kräftigen Sprache, so drückt er seine Befürchtungen und politischen Ansichten noch drastischer in einem Briefe an seinen Schwiegersohn, den Buchhändler Heinrich Gessner, aus. Am 2. Mai schrieb er an diesen:

„. . . Gegen Ihren Plan, diese Biografie [Dulons Selbstbiographie. D. B.] in 4 Bändchen zu geben, und damit schon zur heurig. Jubil. Messe den Anfang zu machen, habe ich keine andre Einwendung, als die Ungewißheit, ob Norddeutschland nicht binnen wenigen Monaten der Schauplatz eines verderblichen Kriegs seyn wird. Die gewaltigen Zurüstungen, die auf allen Seiten gemacht werden, das Vorrücken der Franzosen und die feindselige Art, wie sie in den Ländern zwischen dem Rhein und Mayn, ohne alle auch nur scheinbare Veranlassung verfahren, erweckt billig neue Besorgnisse, da es sehr zweifelhaft ist, ob der K. von Pr. (dessen Schwäche nun vor aller Welt offenbar daliegt) in seiner Mediation zwischen Frankr. und England reussiren werde. Napoleon scheint eher geneigt eine Gelegenheit zu suchen, auch das Preußische Horn zu zerbrechen und der Welt zu beweisen, daß die Macht dieses Staates, seitdem Friedrich II Geist von ihm gewichen ist, nur ein leicht zu zerstiebendes Gespenst ist. — Wenige Wochen werden unser Schicksal entscheiden. Aber in der That liegt die einzige Hoffnung, daß noch Friede werden könne, in Deutschlands gänzlicher Auflösung und Nullität auf der einen, und Napoleons ungeheurem Übergewicht auf der andern Seite. Er kann mit uns und aus uns machen was er will . . .“

Im Laufe des Sommers hatten sich die Wolken am politischen Horizonte noch dichter zusammengezogen. Mit wuchtigen Schritten nahte der fremde Unterjocher, und in banger Erwartung sah man in deutschen Landen der nächsten Zeit entgegen. Auch Wieland erkannte, was kommen mußte. Und in seinem Briefe, den er kurze Zeit vor jener verhängnisvollen Schlacht bei Sena an Böttiger schrieb, offenbart sich sein ganzer Jammer über das „nun völlig aufgelöste Deutsche Reich“ und seine Erbitterung über Preußen,

dem er eine führende Stellung in solcher bedenklichen Lage und ein mutvolles Bekämpfen dieser „auf einer einst so glorreichen Nation so schwer lastenden Schmach“ nicht zutraut.

Freilich muß hier billigerweise in Betracht gezogen werden, daß die Verhältnisse zu jener Zeit so unglücklich lagen, so „verrottet“ waren, daß der gute Wille eines einzelnen Staatsoberhauptes und dessen Initiative völlig machtlos dagegen gewesen wären. Oberst von Massenbach spricht auch in seinen „Denkwürdigkeiten“ und in dem Tagebuche über den Feldzug von 1806 von einer „so unglückseligen“ Verkettung der Umstände, von einem „System“, welches das ohnehin morsche Staatsgebäude unfehlbar ins Wanken bringen mußte.

Wieland war in seinem Empfinden viel zu gerecht, in seinem Urteil viel zu objektiv, um für das allgemeine nationale Unglück — diesen sich unaufhaltsam vollziehenden Verfall — ein einzelnes Individuum verantwortlich zu machen. Das beweist am besten folgende Stelle in den „Gesprächen unter vier Augen“:

„Ich bin überzeugt, daß es den Abkömmlingen jener altdeutschen Helden weber an Mut noch gutem Willen fehlt; sie sind zu beklagen, nicht zu tadeln, wenn sie einer alles mit sich fortreißenden Gewalt weichen müssen. Was würden Franz Sickingen und Ulrich Hutten selbst, wenn sie in diesem Augenblicke mit ihrer ganzen Kraft aus ihren Gräbern hervorgingen, mehr tun können, als unmutig ihre zottelockigen Heldenköpfe schütteln und — in ihre Gräber zurücksinken.“

Und wenn Wieland trotzdem in seinen vertrauten Briefen mitunter einen unwilligen Ton anschlägt und die obwaltenden Verhältnisse mit scharfen Worten tadelt, so liegt darin die aufrichtige Trauer eines Patrioten, der das drohende Verhängnis immer näher herankommen sieht und keine Möglichkeit erspähen kann, es abzuwenden. Ende August 1806 schrieb er an Böttiger:

„. . . Wir befinden uns hier in unwissender und nicht allzuruhiger Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. — Gebe der Himmel unserm nun völlig aufgelösten deutschen Reiche nur baldmöglichst wieder eine ruhige und friedliche Verfassung; daß sie uns leidlich werde, dafür müssen und wollen wir dann selbst sorgen. Nur vor dem Schnabel und den Klauen des schwarzen Adlers behüt uns lieber Herr Gott. — Unsre Erbprinzessin ist so frisch und blühend wie eine Rose von Pyrmont zurückgekommen. In jedem Betracht sollte Sie billig unser Schutzengel seyn; und gewiß wünscht Sie es, aber — aber — und abermahls aber —

„. . . Die Natur hier in Triefurt thut ihr Bestes, uns über unser und des gemeinen Vaterlandes Schicksal zu trösten. Aber unsre politisch-moralische Misere ist zu groß. Wer kann diese auf einer einst so glorreichen Nation so schwer lastende Schmach ertragen? Gott befre es, wenns noch zu bessern ist! —“

Im Oktober 1806 waren die Würfel gefallen. Alles war leider genau so eingetroffen, wie Wieland vorhergesehen und vorhergesagt hatte: Deutschland war auf dem Punkte der völligen „Nullität“ angelangt! —

Und dahin mußte es kommen. Nur in dem tiefsten Fall sah Wieland für Deutschland eine Möglichkeit, sich aufzuraffen und sich zu neuer Tatkraft und Widerstand gegen eine unwürdige Knechtschaft zu erheben.

Anfang November — bald nach jenen grauenvollen Schlachttagen — schrieb Wieland abermals an seinen Freund in Dresden:

„. . . so einen Tag wie den 14 des verwichenen Monats hatte ich in 73 Jahren noch nicht erlebt. — Die unmittelbaren Folgen, die dieser auf ewig merkwürdige Tag für Weimars Einwohner gehabt hat, mögen zum Theil sehr vergrößert worden seyn, — n'en parlons plus — genug, was mich selbst und diejenigen, die zunächst zu mir gehören, betrifft, so hat der gute Genius, Mercurialium custos vivorum, der mir von Kindheit an zur Seite schwebte, mich auch in jenen schreckensvollen und trübseligen Tagen und Nächten keinen Augenblick verlassen; und lieber will ich es ihm als meiner eignen Geistesstärke zuschreiben, daß ich in dieser ganzen Zeit die tramontane nie verloren und mich selbst und die meinigen immer in gehöriger Fassung erhalten habe. Aber es würde auch unverzeihlicher Undank seyn, wenn ich nicht laut gestehen wollte, wie viel ich bei dieser Gelegenheit der französischen loyauté und courtoisie schuldig geworden bin. Sogar die 6 oder 7 gemeinen Husaren und Chasseurs, die in der Nacht vom 14<sup>ten</sup> Oktober in meiner Wohnung einsprachen, benahmen sich, nach ihrer Weise, sehr manierlich, constituirten sich selbst zu meinen Beschüzern, begnügten sich mit einem sehr mäßigen Nachtessen und meinen paar Duzend Flaschen Wein, womit ich sie de bien bon cœur bis gegen 2 Uhr Morgens, unter Assistenz meines treuen jungen Freundes v. Siegefar abbrauvirte (?) und zogen sich sodann wieder zurück, ohne auch nur einer Stecknadel Werth zu nehmen oder zu verlangen p. p. — was vielleicht ohne Beispiel ist. Gleich am folgenden Morgen um 7 Uhr erhielt ich auf unmittelbaren Befehl des Prinzen Murat, Großherzog von Berg, einen braven Gendarme als Sauve-garde in meine Wohnung (der sich aber unten bey meinem Hauswirth aufhielt und mir nicht im geringsten lästig fiel) und gleich darauf kam der Marschall Ney in eigener Person mir seinen Besuch zu machen und überhäufte mich nicht nur mit Politesse, sondern zeigte mir sogar einen Grad von Achtung und estime, qui avait l'air d'être sentie, wie mir in meinem ganzen Leben noch von keinem Manne seines Rangs und seiner Profession erwiesen wurde. Ein ähnliches, äußerst verbindliches Benehmen muß ich auch dem Intendant General Villemanzy, dem General Donzal, und vielen französischen Offizieren, die mich nach und nach besuchten, nachrühmen. Mit Einem Wort, alle diese Herren zeigten mir bey dieser Gelegenheit, wie viel bey dieser Nation ein Name vermag. Und soviel, liebster Freund, von diesem Kapitel, und kein Wort weiter, das sich auf die Geschichte jener Tage bezieht, an die ich selbst deswegen nicht gern denke, weil ich (meines Wissens) der einzige bin, der so gut davon gekommen ist. . .“

Wieland sprach wahr: so leichten Kaufes dürften wohl nur wenige Einwohner Weimars in jenen Schreckenstagen „davongekommen“ sein. —



So erzählt — um nur ein Beispiel anzuführen — Johanna Schopenhauer, die Mutter des Philosophen Artur Schopenhauer, in ihrem Buche über den Kunstschriftsteller und Professor, nachmaligen Bibliothekar der Herzogin-Witwe Anna Amalia, Karl Ludwig Fernow, daß, trotzdem dessen ruhiges, gefaßtes Auftreten den Plünderern gegenüber manches noch größere Unheil verhütete, ihm dennoch von den wüsten Kriegshorden aller Vorrat an Geld, Wäsche und Lebensmitteln fortgenommen wurde, so daß sich der gebrandschakte Mann nachher auf die Suche nach Nahrung für seine hungernde Familie aufmachen mußte. Natürlich vergebens. Im ganzen Städtchen war nichts Eßbares aufzutreiben.

Wie glücklich war er daher, als er nach langem, vergeblichem Umherirren auf der Straße ein von den französischen Soldaten achlos fortgeworfenes „Waizenbrot“ fand und mit diesem rettenden Funde nach Hause zurückkehren konnte! „Nie hat mich etwas so sehr gefreut, als dieses gefundene Brot für meine hungernden Kinder!“ sind Fernows eigene Worte.

Über derartige Greueltaten, denen zu jener Zeit das deutsche Volk von Freund und Feind ausgesetzt war, äußert sich Wieland in höchst charakteristischer Weise:

„Ich sehe mit Schmerzen, daß unsre transrhenanischen Freunde und Bundesgenossen?! sich zeitlich nicht betragen haben, wie Freunden und Bundesgenossen zukommt. Das schönste ist, daß die Klagen allgemein sind, und daß in Sachsen und in hiesigem Lande unerträgliche Dinge vorgegangen sind. Ich halte mich gewiß, daß N. nichts von diesen horreurs weiß, und, wenn er sie erführe, sie wahrlich höchst mißbilligen würde!“

Was den von Wieland selbst in seinem letzten Briefe an Böttiger erwähnten Besuch des Marschalls Ney betrifft, so fügt J. G. Gruber in seiner 1815 herausgegebenen Wielandbiographie ergänzend hinzu, daß, als Wieland dem vornehmen Gaste seinen eigenen, „den einzigen im Zimmer vorhandenen“ Stuhl anbieten wollte, Marschall Ney diese Artigkeit nicht annahm, sondern, den greisen Dichter sanft auf den Stuhl niederdrückend, mit verbindlichem Lächeln bemerkte, daß er recht gut wisse, „an wem die Reihe des Stehens sei“. —

Diese kleine Episode beweist aufs neue, welche große Wertschätzung sich Wieland von seiten der Franzosen zu erfreuen hatte. Und dennoch war er weit davon entfernt, etwa mit dem Auslande zu liebäugeln. So war ihm auch, der ohnehin ein abgesagter Feind jeder derartigen Parallele war, der häufige Vergleich mit Voltaire nicht angenehm, und er pflegte sich gegen eine solche Schmeichelei sehr energisch, mitunter sogar in recht schroffer Weise, zu verwahren.

Johannes Falk, der bekannte Schriftsteller und Satiriker, war zufällig Zeuge eines derartigen Vorganges und berichtet hierüber in einem Briefe an Böttiger. Als in einer heiteren Gesellschaft, in der sich auch Wieland mit mehreren Freunden befand, ein geistreicher Franzose dem Dichter ein besonders liebenswürdiges Kompliment zu machen gedachte, indem er ihn

„le Voltaire allemand“ nannte, wies Wieland diese Artigkeit mit Worten zurück, die für den wirklichen Voltaire nichts weniger als schmeichelhaft waren: „Pour être si insolent comme Mr. Voltaire, il faut au moins quatre cent milles livres de rente!“ —

Wieland war ein Deutscher durch und durch, und als höchstes Ziel schwebte ihm stets ein einiges deutsches Reich vor. Aber mit unbefangenen Geiste, mit dem Scharfblick des erfahrenen Historikers, erkannte er trotzdem die geniale Überlegenheit des kleinen Korfen und die Ohnmacht und Energielosigkeit der übrigen Staaten.

Diese Ansicht, die sich auch in seinem Briefe an Böttiger vom 6. Februar 1806 dokumentiert, sprach er schon im Jahre 1798 aus, als er im „Neuen Deutschen Merkur“ seine „Gespräche unter vier Augen“ veröffentlichte und dem „Heribert“, in welcher Figur er das Ausland, speziell Frankreich, verkörperte, die bedeutungsvollen Worte in den Mund legte:

„. . . Ihr Deutschen seid nun einmal, im strengen Sinne des Wortes, keine Nation, sondern ein Aggregat von mehr als zweihundert größeren und kleineren, noch kleineren und unendlich kleinen Völkern und Völkchen. Das gestehen Sie selbst, und dagegen hilft kein Nationalstolz, keine Selbsttäuschung. Daß dieses Aggregat sich nun auf einmal einbilden soll, eine Nation zu sein; daß es mit gesamter Kraft, wie ein Mann aufstehen und Vermögen, Leib und Leben aufopfern soll, um die Dauer einer unhaltbar gewordenen Verfassung zu verlängern, — — wer kann das erwarten? . . .“

In diesen berühmten politischen Gesprächen schlug Wieland auch, als der General Bonaparte nach dem Frieden von Campo Formio die Expedition nach Ägypten ins Werk setzte — also zu einer Zeit, wo nach kein Mensch an eine derartige Wendung der Dinge dachte —, diesen zum Diktator Frankreichs vor:

„Willibald. Ich wüßte Ihnen einen Rat, und, ich müßte mich sehr irren, oder es ist das einzige Mittel, Ihr Gemeinwesen, mitten unter seinen Siegen, Triumpfen und Eroberungen vor dem immer näher rückenden Untergang zu retten. Es ist — entsetzen Sie sich nicht gar zu sehr! — weil Sie doch keinen König mehr wollen, und in der That auch, solange es noch Bourbons gibt, keinen haben können, so ist mein Rat, Ihre Konstitution vom Jahre 1795, die nach dem ungeheuren Riß, den sie am 18. Fructidor bekommen hat, ohnehin nicht lange mehr halten kann, je eher je lieber selbst ins Feuer zu werfen und — einen Diktator zu wählen.

Heribert. Einen Diktator!

Willibald. Oder Lord Protektor, oder Protarchon, oder wie Ihr ihn sonst nennen wollt. Der Name tut nichts zur Sache! . . . Wenn ihr wieder einen König haben wolltet und könntet, so müßte es ein junger Mann von großem hohen Geiste, von den größten Talenten in Krieg und Frieden, von unermüdblicher Tätigkeit, von ebensoviel Klugheit als Mut, von dem festesten Charakter, von reinen Sitten, einfach und prunklos in

seiner Lebensart, immer Meister von sich selbst, ohne irgend eine Schwachheit, bei der ein anderer ihn fassen könnte, zugleich offen und verschlossen, sanft und heftig, geschmeidig und hart, mild und unerbittlich, jedes zu seiner Zeit, kurz, ein Mann sein, wie es in jedem Jahrhundert kaum einen gibt, und dessen Genius alle andern in Respekt zu halten und zu überwältigen wüßte. Ein anderer als ein solcher könnte euch in der außerordentlichen Lage, in welche die Revolution euch geworfen hat, nichts helfen. Da ihr nun keinen solchen König haben könnt, so müßt ihr einen Diktator suchen, der alle diese Eigenschaften in sich vereinigt. Er darf aber, aus vielerlei Rücksichten, kein eigentlicher Franzose, wenigstens von keiner alten und bekannten Familie sein, und wenn er sogar einen ausländischen Namen hätte, so wäre es nur desto besser . . . Das Außerordentliche bei der Sache ist, daß ihr diesen Mann nicht erst zu suchen braucht; denn durch einen Glücksfall, den man wohl in seiner Art einzig nennen kann, ist er schon gefunden!

Heribert. Buonaparte also?

Willibald. Wer anders?“ (Vgl. N. Z. M. März 1798, S. 285.)

Wenige Monate später war diese Prophezeiung Tatsache geworden!

Man staunte ob dieses divinatorischen Scharfblickes und vermutete, Wieland hätte geheime Fühlung mit den maßgebenden Kreisen in Frankreich. Daß der deutsche Literat mit unparteiischem Blicke selber Buonaparte als die einzige Persönlichkeit erkannt haben sollte, die imstande war, nicht nur die erregten Massen in Frankreich, sondern die Völker überhaupt zu meistern, vermochte niemand zu begreifen. Und dennoch war es vollste innere Überzeugung, die Wieland diese Prophezeiung aussprechen ließ, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß der rege Verkehr mit dem Politiker Mounier und dem Erchevalier Du Bau, diesen beiden geistreichen französischen Emigranten, die sich seit 1793 in Weimar aufhielten, einigen Einfluß auf sein Urtheil gehabt hat. Namentlich dürfte der Umgang mit dem bedeutenden französischen Staatsmanne Jean Joseph Mounier Wieland zu seinen politischen „Gesprächen“ angeregt haben. War es doch Mounier, der am 17. Juli 1789 jene denkwürdige Nationalversammlung im „Ballhause“ leitete und sich nachher mit Vorliebe — allerdings als ein „Gemäßigter“ — jener Partei anschloß, die die Herrschaft des Hauses Bourbon allgemach ins Wanken brachte. Als er 1793 als Flüchtling nach Weimar kam, hatte er bereits eine große politische Tätigkeit in seinem Vaterlande hinter sich. Als Wieland sein Gespräch unter vier Augen: „Daß dem Königtum“ verfaßte, mochte ihm für die Figur des „Heribert“ wohl Mounier vorgeschwebt haben.

Die Weissagung in betreff Buonapartes, die nicht nur eintraf, sondern eine weitere Prophezeiung Wielands nach sich zog, nämlich: daß das „Protokonsulat“ in Frankreich bloß eine „vorbereitende Maßregel“ sein würde, trug dem Dichter manchen harten Angriff ein, und manch herber Vorwurf ward von den streitenden Parteien gegen ihn erhoben. Die schärfste Sprache gegen Wieland führten die englischen Zeitungen, namentlich die

„St. James Chronicle“ oder „Die alte Frau von St. James“, wie das Blatt von den Zeitgenossen spottweise genannt wurde. In einem ihrer giftigen Ausfälle wurde Wieland als „feiler Parteigänger“ und „Spießgeselle des neuen französischen Gewalthabers“ bezeichnet. Diese wiederholten gehässigen Angriffe veranlaßten Wieland zu einer Erklärung im „Neuen Deutschen Merkur“ (April 1800, S. 256):

„Meine natürliche Geneigtheit, Alles, Personen und Sachen, von allen Seiten und aus allen möglichen Gesichtspunkten anzusehen, und ein herzlicher Widerwille gegen das nur allzu einseitige Urtheilen und Parteinehmen ist ein wesentliches Stück meiner Individualität. Es ist mir geradezu unmöglich, eine Partei gleichsam zu heiraten, ein Fleisch mit ihr zu werden, in alle ihre Leidenschaften mit Hitze und Eifer einzugehen, alles, was sie tut, gut zu heißen und mit Faust und Fersen zu verteidigen. Mit diesem Charakter würde ich in Frankreich meinen Kopf verloren haben, und in England dermalen etwas unbequem zwischen vier Mauern sitzen und wenig Sonne zu sehen bekommen. In Deutschland kam ich, wo nicht mit der Feindschaft, wenigstens mit dem Tadel und der Mißbilligung beider Hauptparteien noch wohlfeil genug davon. Indessen, wie die Wahrheit am Ende doch immer recht behält, nach und nach fand meine gemäßigtere Art zu denken ziemlich allgemeinen Beifall, und beide Parteien ließen mir, mit der billigen Erlaubnis, unparteiisch zu sein, die Gerechtigkeit widerfahren, zu gestehen, daß ich keine von beiden zu hintergehen suche und es mit beiden gleich ehrlich meine.“ — — —

Zwei Jahre nach jener folgenschweren Schlacht bei Jena, am 6. Oktober 1808, hatte Wieland eine Begegnung mit dem damals allmächtigen Napoleon. In Erfurt tagte zu jener Zeit der berühmte Fürstentkongreß, der den Kaiser der Franzosen auf der Höhe seines Glanzes zeigte. Das Volk mußte seinem Unterdrücker huldigen, und die Fürsten umstanden den fremden Machthaber gleich gehorsamen, gefügigen Vasallen. Es waren Tage der tiefsten Schmach und Erniedrigung für die deutsche Nation! —

Wer erinnert sich da nicht der prophetischen Worte, die Wieland zwei Jahre vorher an Heinrich Gehner schrieb? „Er kann mit uns und aus uns machen, was er will!“

Wielands Entrüstung über eine derartige Erniedrigung — die er übrigens bei der übergroßen Duldsamkeit seiner Landsleute begreiflich findet — äußert sich unverhohlen in einem Briefe, den er am 2. Januar 1808 — also auch schon Monate vor jenem Erfurter Kongreß — an eine ihm befreundete, hochgestellte Dame richtete:

„. . . Das Unglück ist nur, daß wir Deutsche uns durch unser schamloses, linkisches und charakterloses Benehmen seit einigen Jahren verächtlich gemacht haben. Wir sind ins Bodschorn gejagt, und man traut uns zu, daß wir Alles ertragen können. . .“

Als die Teilnehmer des Kongresses auch für kurze Zeit Weimar besuchten, äußerte Napoleon den Wunsch, den Mann kennen zu lernen, der

sich in seinen Schriften wiederholt mit der Person Bonapartes beschäftigt und ihm schon vor zehn Jahren dieses Emporsteigen zu Macht und Größe prophezeit hatte.

Da Wieland an jenem Abend den zu Ehren der Fürstlichkeiten veranstalteten Festlichkeiten nicht beiwohnte, wurde er auf Napoleons ausdrücklichen Wunsch in einem Hofwagen geholt. Wieland leistete dieser Anforderung wohl Folge, fand es aber nicht für nötig, seinen einfachen, obgleich „immer anständigen“ Anzug mit einem Hofkleide zu vertauschen.

Da stand nun der deutsche Mann der Wissenschaft, wohl gebüßt vom Alter, aber sonst ungebeugt vor dem „großen“ Napoleon! Über diese Unterredung besitzen wir einen Bericht von Wieland selber:

„Raum war ich etliche Minuten dagewesen, so kam Napoleon von einer andern Seite des Saales auf mich zu; die Herzogin präsentierte mich ihm selbst, und er sagte mir leutselig — das Gewöhnliche, indem er mich zugleich scharf ins Auge faßte. Schwerlich hat wohl jemals ein Sterblicher die Gabe, einen Menschen gleich auf den ersten Blick zu durchschauen und wegzuhaben, in so hohem Grade besessen, als N. Er sah, daß ich meiner leidigen Celebrität zu trotz, ein schlichter, anspruchloser alter Mann war, und da er (wie es schien) auf immer einen guten Eindruck auf mich machen wollte, so verwandelte er sich augenblicklich in die Form, in welcher er sicher sein konnte, seine Absicht zu erhalten. In meinem Leben habe ich keinen einfachern, ruhigern, sanftern und anspruchlosern Menschensohn gesehen. Keine Spur, daß der Mann, der da mit mir sprach, ein großer Monarch zu sein sich bewußt war. Er unterhielt sich mit mir wie ein alter Bekannter mit seines Gleichen, und (was noch keinem andern meines Gleichen widerfahren war) an anderthalb Stunden lang in Einem fort und ganz allein, zu großem Erstaunen aller Anwesenden. — Es war nahe an 12 Uhr, da ich endlich zu fühlen anfing, daß ich das Stehen nicht länger ertragen könnte. Ich bat seine Majestät, mich zu entlassen, weil ich mich nicht stark genug fühle, das Stehen länger auszuhalten. Er nahm es sehr gut auf. *Allez-donc*, sagte er mit freundlichem Ton und Miene, *allez, bon soir.*“

Trotzdem ließ sich Wieland von so viel Leutseligkeit nicht gefangennehmen. Unbeirrt durchschaute er den Charakter des vor ihm stehenden Mannes und erklärte unumwunden, daß Napoleon „so ein Ding, was die Deutschen Gemüth nennen, durchhaus nicht habe“.

„Ungeachtet der Mann ungemein freundlich und verbindlich gegen mich war,“ fügte er hinzu, „so kam es mir doch zuweilen vor, als sei er aus Bronze gegossen.“

Im Verlaufe dieser langen Unterredung kam das Gespräch u. a. auch auf das von den französischen Schauspielern — mit Talma an der Spitze — an jenem Abend aufgeführte Stück: „Cäsars Tod“ von Voltaire. Napoleon unterzog bei dieser Gelegenheit den Charakter des Haupthelden einer scharfen Kritik. Er erklärte Cäsar für „einen der größten Köpfe der ganzen Geschichte“, konnte aber nicht umhin, ihm einen unverzeihlichen Fehler

— allerdings den „einzigen“ — vorzuwerfen: seine unbegreifliche Sorglosigkeit. Ein Mann wie Cäsar mußte die Menschen, die ihn umgaben, genau genug kennen, um zu wissen, daß sie ihn auf die Seite schaffen wollten, da hätte er sie vorher auf die Seite schaffen müssen.

„Hätte Napoleon“, bemerkt dazu Wieland, „hier in meiner Seele lesen können, so würde er gelesen haben: Du wirst dir freilich diesen Fehler nicht zuschulden kommen lassen!“

Karl August Böttiger bespricht diese Begegnung einige Jahre später im „Kriegs-Kalender für gebildete Leser aller Stände“ und wirft bei dieser Gelegenheit die Frage auf: „Kannte der Kaiser Napoleon den Mann, der da vor ihm stand, genau? Wußte er, wie groß, auf der Waagschale des Geistes gewogen, sein Gewicht sei?“

Doch wohl. Napoleon wäre sonst — nicht Napoleon gewesen! Er erkannte auf den ersten Blick, daß diesem ehrwürdigen alten Manne „mit dem lebenswürdigen Greisentopfe“ durch ein hochfahrendes, höfisches Auftreten nicht zu imponieren war. Aber ihm selber imponierte der durchdringende Scharfblick des schlichten, deutschen Gelehrten, der schon vor einem Jahrzehnt das Wesen des Generals Bonaparte richtig erkannt und dessen ferneren Werdegang mit unfehlbarer Sicherheit vorhergesagt hatte. —

Napoleon gab diesem seltenen Manne noch weitere Beweise einer besonderen Huld und Wertschätzung. Wieland wurde von ihm durch eine Einladung „zum Dejeuner“ beehrt, und Napoleon überreichte ihm bei dieser Gelegenheit die höchste französische Auszeichnung: den Orden der Ehrenlegion. Kaiser Alexander fühlte sich gleichfalls bewogen, ihm den russischen St. Annenorden zu verleihen. — Ein deutscher Orden schmückte seine Brust nicht! — —

Überhaupt fand Wielands Schaffen im Auslande mehr Anerkennung als von seiten seiner Landsleute. Und dieser Umstand, sowie die mancherlei Verunglimpfungen, denen er in deutschen Landen wiederholt ausgesetzt war, wären wohl imstande gewesen, seinen Patriotismus zu erschüttern. Aber Wieland ließ sich weder durch Ehrungen und Auszeichnungen bestechen, noch durch Kränkungen irgendwelcher Art in seiner Überzeugung irremachen. Er blieb, was er stets gewesen: ein echter Deutscher!

Und wenn er in den folgenden Jahren keine politischen Schriften verfaßte und seine Ansichten nicht mehr öffentlich aussprach, so liegt der Grund für diese Zurückhaltung hauptsächlich in dem hohen Alter des Dichters und in den Zeitverhältnissen, wo jedes offene Wort streng verpönt war und recht bedenkliche Folgen nach sich ziehen konnte. Wieland hatte ohnehin in dieser Beziehung schon manche schlimme Erfahrung machen müssen. Aber guten Freunden gegenüber hielt er mit seiner Meinung nicht zurück, sondern sprach sie unverhüllt in seinen vertraulichen Briefen aus. Wir besitzen aus dem Jahre 1811 ein Schreiben Wielands an eine deutsche Fürstin, worin sich sein Schmerz über das geknechtete Vaterland rückhaltlos kundgibt:

„ . . . Man macht uns — nicht zufrieden, uns dermaßen zusammen-

geschnürt zu haben, daß wir weder Hand noch Fuß regen können — auch noch zur Pflicht, keinen vernehmbaren Laut von uns zu geben, und alles, was geschieht, wie sehr sich auch unser Innerstes dagegen empört, entweder stillschweigend gut zu heißen oder gar, als recht und wohlgethan aus vollem Halse anzupreisen. Ich gestehe, das geht über mein Vermögen. Es ist genug, und schon zu viel, daß ich, aus vielfacher Pflicht, öffentlich schweige: aber unter vier Augen sollte man doch noch, wie ehemals, sein Herz erleichtern dürfen, und wenn mir auch dies verwehrt würde, so müßte ich mir eben helfen wie der Barbier des Königs Midas, und eine kleine Grube in mein Hausgärtchen graben, um das, was ich lieber auf den Dächern gepredigt wissen möchte, der guten tauben Mutter Erde ins Ohr zu flüstern . . .“

Mit tiefem Schmerz erfüllte ihn die Annerion der freien Hansestädte:

„. . . So ist denn die Reihe endlich auch an die letzten freien Städte gekommen, die in Deutschland und im ganzen Europa noch übrig waren, und ein einziger Federzug verwandelte die Bürger von Bremen, Hamburg und Lübeck aus freien, hiedern, alt- und echtdeutschen Männern (was von Bremen und Lübeck ganz vorzüglich gilt) in — Franzosen. Doch bis es zu dieser unnatürlichen Verwandlung kommt, wird mehr als Ein Jahrhundert ablaufen! . . . Was wir erleben, ist unglaublich — aber wir sind noch lange nicht am Ende. Man spricht von Entschädigungen. Wo sollen sie herkommen? Wer ist sicher, daß er nicht auf den ersten Wink dessen, der sich Alles erlaubt, weil er Alles kann, sein von Jahrhunderten her angestammtes Erbland hergeben muß, um einen andern zu entschädigen, oder das seinige mit dem Rücken ansehen muß? — Wahrlich, die Glücklichsten sind jetzt die, denen schon so viel genommen wurde, daß sie beinahe nichts mehr zu verlieren haben! . . .“

Nach wie vor sah Wieland in Napoleon den außerordentlichen, ungewöhnlich genialen Mann, der, um das einmal gesteckte Ziel zu erreichen, vor keinem Mittel zurückschreckte. Aber wenn die Energielosigkeit seiner Landsleute auch zuweilen seinen Unmut erregte, und er in heftigen Ausfällen dagegen eiferte, im Grunde verzweifelte er dennoch niemals an den gesunden, obgleich momentan schlummernden Kräften der deutschen Nation, wie folgende Stelle aus den „Gesprächen unter vier Augen“ beweist:

„. . . nichts wirklich Gutes, nichts in sich selbst Bestehendes kann zertrümmert werden. Während das Böse sich selbst zerstört, wird das Gute sich durch eigene Kraft aus den Trümmern emporarbeiten, und der gute Genius der Menschheit, von allen Redlichen, denen das allgemeine Beste wirklich am Herzen liegt, kräftig unterstützt, wird eher, als wir glauben, den Sieg davontragen, wenn nur wir nicht den Kopf verlieren, uns nicht verlassen, sondern uns fest aneinanderschließen und mit gutem Willen und ruhiger Besonnenheit uns um alle noch stehenden Pfeiler der bürgerlichen und sittlichen Ordnung versammeln und vereinigen.“

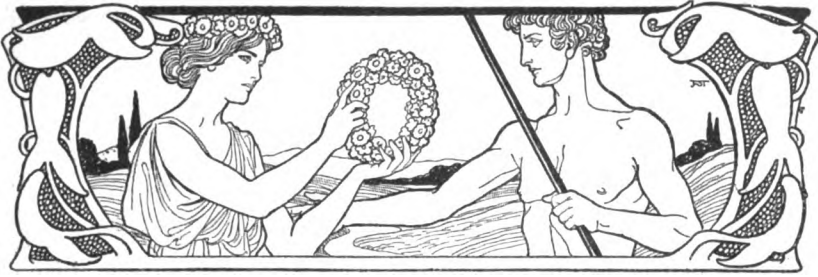
Und das Jahr 1813 hat ihm recht gegeben!







LIBRARY  
OF THE  
UNIVERSITY OF ILLINOIS



## Was er fand

Eine Novelle von Käthe Sturmfels

Im Isetal plauderte das talfahrende Wasser und aus dem Walde klang weich verschlafener Vogellaut. Das Dunkel kam aus den Tiefen, — es kroch unter den Felsen hervor und hüllte die alten Baumstämme in farbiges Dämmern. Vom hellen Abendhimmel sank durch die dunkeln Wipfel ein geheimnisvolles buntes Licht herab, fleckig verstreut auf den Boden und auf niedriges Laubwerk. Mit weichem, losendem Wehen zog ein Lufthauch durchs Tal, verwehten Blütenduft tragend und verirrtten heißen Sonnenhauch.

Und vom feuchten, moosigen Grund löste sich kühler, herber Waldgeruch. Es barg sich eine geheimnisvolle Fülle des Lebens unter dem Stimmungsschleier der Maiabendstunde.

\* \* \*

Die beiden Menschen gingen hintereinander auf dem schmalen Pfad, voran das Mädchen in fußfreiem Kleid, mit tannengrader Haltung und schönen, kraftvollen Bewegungen, leise summend.

Der Mann betrachtete sie. Dann trat er auf einmal an ihre Seite, legte seinen Arm leicht um ihre Gestalt und sagte:

„Siehst du, so können wir nebeneinander gehen, — das ist netter.“

Sie antwortete nicht, und als sie ein paar Schritte so gegangen waren, holte sie ihr Taschentuch hervor und er mußte sie dabei loslassen. Dann hüpfte sie etwas vor, schritt rüstiger aus und begann von diesem und jenem zu erzählen.

Der Weg wurde breiter und er kam wieder an ihre Seite, ohne sie zu berühren, und sie sprachen von ernsthaften Dingen miteinander, wie zwei Freunde, die sich lange kennen und die einander vertrauen.

Aber nicht lange. Die weichen, holden Laute der Natur waren so zauberhaft und das Märchengelplauder der schönen, weißen Ilse war so süß, daß sie lauschen mußten. Sie gingen langsamer, und wieder legte der Mann seinen Arm um die Schulter des Mädchens.

Sie sah ihn ruhig an:

„Warum tuft du das, Oluf?“

„Laß mich so, Fee“, bat er; „wir sind doch Freunde!“

„Das sind wir lange,“ antwortete sie, „aber nie sind wir so miteinander gegangen.“

„Kind,“ lachte er etwas verlegen, „wir sind auch nie so ganz allein gewesen.“

Sie sah ihn groß an, ruhig neben ihm gehend.

„Fee,“ meinte er da, „sei nun nicht langweilig und verdirb uns nicht diesen wundervollen Abend. Sieh mal, — wie schön und still ist es doch, — wie heimlich in diesem Thal. — Hörst du den kleinen Vogel, — Kind? — Er lockt sein Weibchen.“

Sie gingen weiter.

„Nun renn doch nicht so, Fee! — Was hast du nur?“

„Ja, — du bist anders als sonst, Oluf —“

Ihre Stimme und ihr Blick waren fast schüchtern.

„Du auch, Kind! — Sieh mal, — es ist doch natürlich, daß ich hier in der Natur, fern von allem gesellschaftlichen Zwang und fern vom Alltag, anders bin, — mehr ich selbst. Das solltest du doch verstehen, Fee.“

„Gewiß, Oluf. Ich, — ich muß dich nur so erst kennen lernen.“ — Fee war verwirrt.

Sie sah Oluf prüfend von der Seite an. Vielleicht war es albern, in seinem ungewohnten Benehmen etwas anderes zu sehen als die harmlosen Äußerungen seines auftauenden Gemütes in dieser weichen Abendstimmung. Es war gewiß unrecht, dem Freund gleich mit Mißtrauen und schroffer Zurückweisung zu begegnen. Sie ging nachdenklich an seiner Seite.

Seine Hand glitt von ihrer Schulter mit einer lieblosen Bewegung über ihren Arm herunter, dann legte er sie um ihre Mitte. Sie machte unwillkürlich eine zurückschreckende Bewegung.

„Fee,“ — er sah sie traurig und bittend an — „was tu' ich dir denn? Sei doch nicht so scheu! Sieh mal, — wenn du so viel Vertrauen zu mir hast als deinem Freund, so mußt du nicht gleich denken, dir geschieht etwas, wenn ich einen so lieben kleinen Kameraden wie dich auch an meiner Seite fühlen will. Es ist doch so schön, so zu zweien zu wandeln, — sag, Kind?“

„Das ist Geschmacksache“, antwortete sie schroff, die weiche Stimmung, die zuerst in ihr erwachen wollte, unterdrückend, denn er hatte sie beim Schluß seiner Rede leise ein wenig an sich gedrückt und seltsam angesehen. Gerade und sicher schritt sie neben ihm, litt es aber, daß er sie umfaßt hielt.

Er begann zu plaudern, etwas angeregter, als sonst seine Art war, und sprangweise von einem Gegenstand zum anderen übergehend, entgegen seiner sonst so umständlichen und gründlichen Weise. Seine rechte Hand, die erst ruhig und leicht an Fees Gürtel gelegt war, fing wie im Eifer des Gespräches an hin und her zu fahren. Sie glitt auf ihre Hüfte und dann empor unter ihre Brust.

Fee hielt ganz still und beobachtete ihn. Sein Gesicht hatte mehr Farbe als sonst und sah etwas erregt und ein wenig schwärmerisch aus. Seine Augen sahen glänzend ins Weite.

„Auf einmal drückte er das Mädchen leicht an sich, sah auf sie herunter und sagte verlegen lachend:

„O Fee, — verzeih', — du bist so weich und süß, und es ist so schön, dich so zu fühlen.“

Da lächelte sie ein wenig spöttisch, nahm seine Hand, bog seinen Arm zurück und löste sich mit einer gelassenen Bewegung von ihm. Dann schob sie seine Hand durch ihren linken Arm und sagte begütigend:

„Komm, Oluf, — benimm dich nicht wie ein Primaner, der einem Backfisch gegenüber zärtliche Anwandlungen bekommt, — dazu sind wir beide zu alte und verständige Leute. Erzähle mir lieber von deiner neuen Arbeit. Willst du nicht? — O, weißt du eigentlich schon, daß ich Frau von Griebbach malen soll? Und denke dir, ich bekomme fünfhundert Mark dafür.“

Er hatte geradeaus gesehen mit zusammengezogenen Brauen, seinen Schnurrbart zausend, und sah jetzt flüchtig und zerstreut zu ihr herunter:

„So, — gratuliere! — Ach was, — Fee, — ich bitte dich, laß deine Malerei und meine Wissenschaft draußen im Alltag. Heute abend will ich — schwärmen. Was hilft mir deine künstlerische Begabung, wenn — du doch nicht so geartet bist, daß diese wunderbare Mainacht etwas Poesie und Stimmung in dir auslöst.“

Er hatte seinen Arm aus dem ihren gezogen, hieb mit seinem Stock Durchzieher in die Luft und machte ein halb wütendes, halb unglückliches Gesicht.

Fee lachte hell und klingend:

„Oluf, — großer Gelehrter und Doktor der Weltweisheit, — du verwechselst die Begriffe in dieser ‚wunderbaren Mainacht‘, — wolltest wohl sagen: etwas — Erotik!“

Oluf lachte auch, noch etwas ärgerlich, kam herbei und faßte Fee mit beiden Händen an den Schultern:

„Du Schelm, — jetzt sollte ich dich strafen —“

Sie bog sich zurück:

„Oluf, — untersteh dich!“

Es war helle Angst in ihrer Stimme und in ihrem Gesicht.

Er ließ sie los, legte zart den Arm um sie und sagte mit weichem Ton:

„Fee, — Liebling, ich werde dir doch nichts tun. Komm, — komm, Fee, laß uns so still zusammengehen. Es ist doch so schön, — sieh den kleinen Wasserfall, — ist sie nicht entzückend — die alte Ilse? —“

Sie wandelten schweigend. Oluf in einer seltsam gehobenen und zugleich weichen Stimmung, über die er sich nicht recht klar war und die er intensiv genoß. Fee in beginnender Träumerei, — in einer ihr sonst fremden, weichen, gliederlösenden Müdigkeit.

Die Dämmerung hatte zugenommen, — das farbige Licht zwischen

den Stämmen vertiefte sich in violette Dunkel, — in unbestimmte, die Blicke eintrinkende Fernen und Nähen.

Leise legte Oluf den Arm fester um das Mädchen und bat gedämpft:

„Lehn deinen Kopf an meine Schulter, Fee — —“

Sie war sofort der Träumerei entrißen:

„Nein,“ sagte sie schroff, „wozu?“

„Fee, — kannst du denn gar nicht verstehen, daß sich ein Mensch, der immer hart arbeitet und immer einsam ist, danach sehnt, einmal — einmal einen anderen Menschen zu haben, der ein wenig lieb und weich mit ihm ist?“

„Doch, Oluf —“, sie strich ganz leise über seine Hand.

„Siehst du, Kind, — man ist doch eigentlich grenzenlos einsam, — so ohne Familie und — und — Für gewöhnlich empfinde ich es gar nicht so. Aber — wenn man mal so draußen ist und wenn einem das — das Leben so eindringlich wird, — dann — —“

Er brach ab.

Wieder strich sie leise über seine Hand:

„Oluf, ich verstehe dich ja! Aber siehst du, — es ist doch ganz — schwer für den anderen, sich in dieselbe Stimmung zu versetzen und die gleiche Sehnsucht zu fühlen —“

„Kannst du das gar nicht, Fee?“

„Nein! — — Doch ja, — aber nicht mit dir oder — nach dir!“

„Fee, — denkst du immer noch an ihn?“

„Ja! — — Ich werde auch immer an ihn denken!“

„Immer, Fee?“

„Ja, Oluf! Immer!“

\* \* \*

Die Ilse schwastete und hüpfte und es war fast dunkel im Tal. Lind und weich umfaßten die tiefen Schatten in verhüllender Umarmung die Gebilde des Tages, lind und warm kostete die duft süße Abendluft.

Die beiden Menschenkinder gingen still ihres Weges, beide in Gedanken. Oluf sah herunter auf Fee, die sich in ihrem Sinnem unbetwußt etwas weicher in seinen Arm lehnte, und vorsichtig drückte er seine Lippen in ihr duftendes Haar. Er empfand noch unklar die starke Anziehung, die von ihr ausging, — er nahm sie hin, wie er den Zauber der Naturstimmung hinnahm, — sie war ihm eins mit ihr.

Da sagte Fee:

„Oluf, wir wollen nicht zu viel gehen, weil wir doch morgen frisch sein müssen für unsere Brodentour.“

„Bist du müde, Fee, — möchtest schon zu Bett?“

Seine Stimme klang verschleiert und seine glänzenden Augen sahen sie zärtlich an. Sie betrachtete ihn unsicher.

„O nein, es ist wohl kaum neun Uhr. Laß uns etwas auf dieser Bank sitzen.“

Sie löste sich von ihm und setzte sich unter überhangenden Buchenzweigen auf eine Bank, zurückgelehnt und mit gekreuzten Füßen, wie es ihre Art war.

Er ging ein paarmal auf und ab und schwang seinen Stock, dann setzte er sich neben sie.

„Fee,“ sagte er auf einmal unvermittelt, „er denkt nicht an dich.“

„Das weiß ich, Dlus.“

Ihre Stimme klang klar und ruhig, und ihre großen Augen sahen still ins Dunkel.

Er beugte sich vor und sah sie erregt an:

„Kind —“

„Was ist, Dlus?“

„Kind — bist du so vollkommen ruhig darüber, wie es scheint?“

Über ihr Gesicht glitt ein schmerzlicher Schatten. Nach einer Weile sagte sie schwer, ohne ihn anzusehen:

„Nicht immer.“

„Aber zuweilen ist es fern von dir, — nicht wahr, Fee? Zuweilen ist es fast vergessen?“

Sie sah unbeweglich mit stillen Augen ins Dunkel und antwortete wie träumend:

„Ja, — zuweilen ist es fern von mir, — ganz fern.“

Er hatte seinen Arm auf der Lehne hinter ihr liegen. Jetzt hob er ihn, legte seine Hand leicht auf ihr Haar — sie hatte keinen Hut auf —, bog ihren Kopf zurück und sagte stockend und leise und in großer Erregung:

„Fee, — könntest du es ganz vergessen, — für immer, — bei mir, — an meinem Herzen, in meiner Liebe?“

Ihre großen Augen ließen das Dunkel des Waldes und richteten sich träumend auf sein erregtes Gesicht. Dann glitten sie wieder zur Seite und sahen über den Lauf der Ilse hinüber nach den schlafenden Bäumen.

„Fee, — Lieb?“ bat er atemlos.

„Nein, Dlus.“

Sie sagte es müde mit schwerer Stimme.

Er stöhnte schmerzlich auf und lehnte sich zurück.

Sie rührte sich nicht. Sie hatte gar kein Empfinden für ihn in dieser Stunde. Seitdem er ihr das geliebte Bild des Verlorenen beschworen hatte, konzentrierte sich alles Leben in ihr in der Sehnsucht nach ihm. — Und der Mairachtzauber mit seinem weichen, warmen, süßen Dunkel wob seine Stimmung hinein.

Dlus war voll unklarer Empfindungen. Fees müdes, ruhiges und gleichsam schwerfälliges Abwehren war ihm wenig zum Bewußtsein gekommen, — es hatte ihn berührt, wie ihn der warme Lufthauch auch berührte, der von heißer, schwüler Sonne auf blühenden Hängen flüsterete, — und wie ihn der kühle, feuchte Walddem erschauern machte. Es gehörte alles in diese Stunde. Lange saßen sie still nebeneinander.

Die Ilse erzählte und erzählte und hüpfte über die dunkeln Steine, und von oben sahen einzelne Sterne durch die träumenden Wipfel.

\* \* \*  
Oluf wurde unruhig, — er hatte seinen Hut abgenommen und strich mit seinen feinen sympathischen Händen über sein Gesicht.

Fee saß ganz still.

Da umfaßte er sie und drückte sein Gesicht in ihre Brust.

Langsam, wie mechanisch hob sie die Hand und legte sie auf sein Haar:

„Nicht doch, Oluf, — es kann ja nicht sein.“

„Laß mich, Fee, — laß mich —“

„Komm, Oluf —“

„Laß mich! — Fee, ich suche ja nur Trost bei dir vor dir selbst! Komm, — wir sind zwei arme Verschmähte, — komm, laß uns uns gegenseitig trösten.“

„Ich habe keinen Trost nötig.“

„So sei barmherzig gegen mich — Fee!“

Sie suchte ihn aufzurichten:

„So machst du es dir nur schwer.“

Er umfaßte sie fester:

„Laß mich, Kind —“

Da lehnte sie sich zurück und ließ ihn gewähren. Ihre Seele war ja so fern von ihm. Er bettete seinen Kopf an ihre Brust und schloß die Augen.

Wieder sank der Zauber der Mainacht wie ein Traum auf Fee herab. Sie sah ins Dunkel, lauschte dem Märchenlied der Ilse, und ihre Seele hielt geheime Zwiesprache mit dem Bild ihrer sehnsüchtigen Liebe.

Aber Oluf hatte keine Ruhe. Das süße, unbekannte, rätselvolle Leben, welches in seiner unmittelbaren Nähe pulsierte, ihn mit starker Anziehung einhüllend, erregte ihn mehr und mehr. Er streichelte und küßte Fees Kleider und umfaßte ihren Körper fester.

„Fee, — o, du bist so schön und süß, — Fee, es wäre ein Jammer, wenn keiner dich haben sollte.“

Sie war noch in ihren Träumen, aber sie faßte ihn und suchte ihn energisch von sich zu lösen. Da glitt er von der Bank zu ihren Füßen und umfaßte sie ganz und gar:

„O du, — du süßes, süßes Weib! Fee, Lieb, — bitte, sei mein eigen, — gib dich mir ein einzigesmal! Vergiß einmal den anderen, — nur für eine Nacht vergiß ihn!“

„Oluf!!“

In ihr erwachte jählings ihre frische stolze Mädchenkraft. Wie eine Feder schnellte sie empor und schleuderte ihn zur Seite. Befreit stand sie vor ihm, hoch und schlank, und sah ihn ganz wach und kalt an.

Er war furchtbar erregt und totenbleich.

Da nahm sie in mitleidigem Impuls seine Hand:

„Armer Junge! — Komm, Oluf! Siehst du, — ich verstehe dich ja —“

Sie legte seine Hand auf ihren Arm und führte ihn ein paar Schritte weiter. Er folgte ihr wie betäubt, — dann aber riß er plötzlich seine Hand aus ihrem Arm und stieß hervor:

„Pfui, — pfui, — wie du kalt bist! Du bist ja gar kein Mensch!“

„O doch, Ouf,“ sagte sie schmerzlich, „sogar ein sehr heiß empfindender.“

Er tat ihr so leid. Sie nahm wieder seine Hand und bat:

„Komm, laß uns nun zurückgehen, Ouf.“

Er folgte ihr.

„Siehst du, — ich kann dich verstehen. Ich weiß recht gut, daß in euch Männern sehr rasch ein solches Gefühl aufflammen kann, und dann macht ihr Dummheiten, wenn ihr euch nicht beherrschen könnt, oder wenn ihr nicht zurückgehalten werdet. Komm, sei doch froh, daß ich so viel Verständnis —“

Er lachte schneidend.

„Ouf, — was hast du?“

„Fee, ich bitte dich, — verschone mich mit diesem Unsinn!“

„Unsinn?“

„Ja, — es ist Unsinn, was du da — Sieh mal, — es ist —“

Er brach ab.

Sie sah ihn prüfend an, ihn weiterführend. Ouf einmal begann er:

„Fee, — es ist doch ein Nonsens, wenn ein so wundervolles Weib, wie du, so unnatürlich lebt. Du bist ein solcher Pracht- und Kraftmensch und verkümmerst dein bestes Leben in einer sentimentalen Liebe zu einem, der nicht im entferntesten an dich denkt!“

Um Fees Mund spielte trotz allem ein humoristisches Lächeln. Ouf war ganz in seinen gewöhnlichen dozierenden Ton gefallen, — vielleicht unbewußt in seiner Erregtheit, — vielleicht auch mit Willen, um sich herauszureden und um seine Verlegenheit zu maskieren. Sie sagte nichts und sah ihn nur spöttisch an.

„Ja, Fee, es ist so! Gerade in einer solchen Mainacht, — in einer solchen Liebesnacht der ganzen Natur empfinde ich es mit doppelter Klarheit, daß wir traurige, verkümmerte Geschöpfe sind, weil wir nicht leben, weil wir uns schämen zu leben, — weil wir uns in einen Panzer von Sitten und Gebräuchen, — von falschen Ideen und Anschauungen eingewängt haben, — der den gesunden Pulsschlag unseres Lebens hemmt!“

Er hielt sie an und sprach erregt weiter:

„Sieh, Kind, — die Bäume neigen sich zueinander und der Nachtwind vermittelt ihre Liebespost, — die Vögel drängen sich im Nest zusammen und weiche, süße Liebeslaute schweben durch die Stille, — die Rehe suchen sich im Wald. Und du und ich, — Fee, beide jung und gesund und voll Leben, wir sollen gar nichts empfinden von diesem Leben und von unserem Recht an dies Leben!? — Fee, — das kannst du dir und mir nicht einreden!“



Sie atmete schwer und sah an ihm vorüber ins Dunkel. Dann wandte sie sich zu ihm, sah ihm in sein erregtes Gesicht und sagte, sichtlich mit Anstrengung, — aber auch mit einem warmen, impulsiven Vertrauen:

„Auf, — siehst du, — ich möchte, daß du mich verständest. Sieh, — ich empfinde den Zauber dieser Stunde wohl, — sogar sehr intensiv, und er löst Sehnen, — Liebessehnen in mir aus. Ich ahne, — förmlich körperlich, — die Wonne eines liebenden Zusammenseins. Aber doch nur —“ sie stockte und über ihr Gesicht glitt bräutliche Verklärung, — „daß er bei mir wäre, — neben mir ginge, wie du. Aber nur so. — Nichts anderes!“

Sie wandte ihr Gesicht ab und fuhr ganz leise fort:

„Aber danach sehne ich mich mit — Schmerzen. Glaub es mir!“

Sie sprach mühsam, aber er empfand nur seine eigene Erregung.

„Ach!“ sagte er ärgerlich, „immer er, er! Er ist ein Bild, ein Schatten, eine Erinnerung! Du aber bist ein junges, lebendiges Weib! Was kann dir ein Schatten sein?“

Sie antwortete nicht und ging weiter.

Er beugte sich vor und sah in ihr blaßes Gesicht. Es war ganz still, und die großen Augen sahen ruhig ins Dunkel.

Da glaubte er eine Entdeckung zu machen.

„Kind,“ begann er, „weißt du was: ich glaube nicht recht an deine große Liebe. Du bist so sonderbar ruhig und kalt! Ich will dir etwas sagen: Du bist eine ganz ruhige, kalte Natur, — hast dich aber doch einmal interessiert, und weil du keine Gegenliebe fandest, willst du jetzt von nichts mehr wissen, hüllst dich in deinen Stolz, und deine natürliche Kälte macht dir die Rolle, die du spielst, leicht. Fee, — ich glaube: es ist so! Ja? — Bestehe einmal?“

Sein aufgeregtes Sprechen ermüdete Fee. Sie machte eine Bewegung der Ungebuld und ging schneller. Nach einer Weile sagte sie gelassen:

„Glaube es immerhin.“

Auf hatte sie die ganze Zeit gespannt betrachtet, — jetzt sah er grübelnd zur Seite. Auf einmal hielt er Fee an und drehte sie etwas herum, so daß sie vor ihm stand und ihn ansehen mußte:

„Fee, — sag' mir die Wahrheit, — sei offen in dieser Stunde.“

Er bat eindringlich.

Sie hob die Augen und sah in sein erregtes Gesicht, und ein ganz leises, halb überlegenes, halb mitleidiges Lächeln glitt über ihr Antlitz. Was hatte diese Stunde mit ihrem Maifput aus ihrem verständigen Freund gemacht! Sie strich ihm mit ihrer kühlen Hand über die Stirn und sagte:

„Auf, — nun laß es gut sein! Siehst du, ich bin sogar ein unheimlich leidenschaftlicher Mensch. Aber meine innerlichen Regungen sind so schwer und gewaltig, daß nur große Ekstasen sie auslösen können. Und davor bewahrt mich meistens meine Selbstbeherrschung und — meine Scheu.“

Er nahm ihre Hand von seiner Stirn und küßte sie. Dann legte er beide Arme um Fee und drückte sie in einer heiß begehrenden Art an sich.

Von ihrer ganzen Rede hatte er nur so viel begriffen, daß sie ein leidenschaftlich empfindender Mensch sei.

Fee hielt ganz still, sah ihn gelassen an und sagte spöttisch:

„Gib dir keine Mühe, Oluf.“

Da ließ er sie so jäh los, daß sie fast gefallen wäre.

Sofort war er wieder an ihrer Seite, hielt sie und führte sie dann sorgfältig auf dem dunkeln Pfad.

Ihre Nähe, ihre schönen, weichen Bewegungen und der herbe und zugleich süße Duft ihres ganzen Seins faszinierte ihn aber mehr und mehr.

„Fee, — Lieb du, — mein Lieb!“ flüsterte er dicht an ihrem Ohr.

„Fee, — ich glaube, du bist nur nicht aufgewacht, — du bist noch ein Kind! Fee, wenn du wüßtest, was heiße, süße, lebendige Menschenliebe ist, — wenn du sie kennen lerntest, — du würdest ihn vergessen.“

Sie antwortete nicht.

„Soll ich es dich lehren —?“

Fee schwieg. In ihr löste sich die Aufregung und Spannung, die ihr Olufs wunderliches Benehmen verursachte, allmählich in eine tiefe Müdigkeit. Es nützte ja auch nichts, Oluf zu wehren, — sie fühlte instinktiv, daß es nur galt, ihn nicht zu reizen. Sie wollte ihn gewähren lassen, — sie mußten ja ohnehin bald im Hotel sein, und morgen wollte sie dann vernünftig mit ihm sprechen.

Olufs Arm legte sich noch fester um ihre Gestalt, und sein Atem streifte ihre Wange. Mechanisch lockerte sie seinen Arm etwas und drehte den Kopf so weit als möglich von ihm ab. Ganz vage dämmerte der Gedanke in ihr: warum sie ihm nicht schon längst einfach davongelaufen wäre, — aber er hatte keine Kraft gegenüber dem sichereren Gefühl, daß Verständnis und Hilfe und Zartheit besser seien, als Intoleranz und Verständnislosigkeit.

Er begann wieder zu flüstern aus seinen unruhigen, heißen Gedanken und Empfindungen heraus:

„Ja, — laß es mich dich lehren, Liebling! Siehst du, — ich will so zart und lieb mit dir sein, damit du nicht scheu wirst. Ich will nur ganz wenig nehmen, — nur bei dir sein, — nur dich streicheln und ganz, ganz leise deine Augen küssen.“

Fee ging im Traum. Leise plauderte die Ilse, leise flehte der Mann an ihrer Seite, er flehte um Liebe.

Wie, — wenn er es wäre! Wenn sein Arm so warm und fest sie umfaßt hielte, — wenn er sie so sicher führte? Wenn der weiche, duft-süße Lufthauch sein Atem wäre, der ihr von Liebe flüsterte?

Fee schloß die Augen.

Und Oluf fühlte, wie ihr Körper seine elastische Haltung in ein weiches, müdes Gebenlassen verwandelte.

„Fee, Lieb, — du bist so süß und schön. Du sollst leben und glücklich sein und glücklich machen! — Keine arme Bestalin soll mein Liebling sein, — nein, ein lebendiges, heißes, süßes Weib.“ —

Oluf ging langsamer, ohne daß Fee es merkte.

Sie hatte sich unbewußt ganz weich in seinen Arm zurückgelehnt, — nicht so anschmiegend, wie er es gewünscht hätte, und auch immer noch mit dem Gesicht von ihm abgewendet. Ganz allmählich und unmerklich suchte er sie sich zuzuwenden. Er streichelte mit der linken Hand ihre Wange und ihr Haar und bog zart ihren Kopf an seine Brust.

Sie hielt die Augen geschlossen und träumte von dem, dessen Liebe ihr verloren war und nach der sie sich sehnte mit aller Kraft und Blut ihrer gefunden, starken Seele und ihres gefunden, starken Seins.

Vorsichtig drückte Oluf, der nur noch verhaltene, zitternde Leidenschaft war, seine Lippen in ihr Haar, auf ihre Stirn und auf ihre Augen. — —

Plötzlich blieb er stehen, faßte schnell und leicht unter ihr Kinn, hob ihr Gesicht empor und legte seinen Mund auf den ihren. — —

Nur einen Augenblick fühlte er ihre warmen, weichen Lippen, die ganz unbeweglich blieben, — dann hatte sich Fee mit einer unerklärlich gewandten, kraftvollen Bewegung von ihm losgemacht, stand vor ihm und sagte ganz wach und kühl:

„Oluf, — ich bin so müde und würde mich so gerne von dir führen lassen, — aber wenn du es nicht kannst, weil du ein Mädchen, das mit keinem Gedanken seines Herzens und keiner Faser seines Wesens dir gehört, — küssen mußt, — aus purer Verliebtheit, — denn Liebe ist das nicht, — so kannst du mir leid tun.“

Sie stand sehr gerade, die Hände auf dem Rücken, — ihre Stimme war klingend hell und ihre Augen sahen ihn mehr traurig als böse an.

Er war auf einmal ganz und gar aus seinen unklaren Empfindungen herausgerissen, — er begriff jetzt die Situation und war überwältigt.

Scheu sah er Fee an und sagte gar nichts.

Da drehte sie sich schweigend um und ging schnell das letzte Stück Wegs nach dem Hotel und er folgte ihr. —

Ferner und leiser ward das Geplauder der Ilse und verklang.

In die Stille der späten Stunde drangen verworrene Geräusche des noch arbeitenden Tages, der der ruhevollen Nacht noch einige letzte Minuten abzustehlen suchte. Durch die letzten alten Stämme sahen die Lichter des Hotels. Und aus dem erweiterten Tal strich kühle Nachtluft.

Fee blieb unter dem letzten Baum stehen und drehte sich nach Oluf um, der ein paar Schritte hinter ihr mit gesenktem Kopf ging.

Als er herangekommen war, nahm sie seine Hand und sah ihn warm an:

„Oluf, — nun sei nicht böse oder traurig, — ich bin es auch nicht. Morgen, wenn die Sonne scheint, — wenn wir zusammen auf die Höhe steigen, — dann wollen wir all das, was wir heute abend miteinander erlebten, bereben und die Spukgeister des Isfetals sollen uns dann nicht verwirren. Nicht wahr, — Oluf? Nun schlaf gut!“

Er sah finster aus.

„Du sollst gleich schlafen gehen, Oluf, hörst du? Gute Nacht!“  
 Rasch schritt sie die Hotelterrasse hinauf, nickte ihm noch einmal zu und verschwand geradestwgs in ihr Zimmer, das sie fest verschloß. —

Fee hatte sich rasch entkleidet und lag in ihrem Bett. Durch das Waschen war ihre Müdigkeit noch einmal verschleucht und sie dachte über Oluf nach.

Nicht über ihr heutiges Erlebnis mit ihm. Sie war helläugig durchs Leben gegangen und hatte von Natur ein intuitives, sicheres Verständnis für die geheimsten und wunderbarlichsten Regungen des Lebens. Sie war in dem Maße unbeeinflusst und klar geblieben, als sie Oluf in dieser Situation verstanden hatte. Sie wunderte sich jetzt nur darüber, daß sie jahrelang mit ihm befreundet sein konnte, ohne ihn von dieser Seite zu kennen.

Sie standen beide allein und verkehrten in denselben Familien der Stadt, in welcher Oluf Privatdozent an der technischen Hochschule und Fee Malerin war. Sie liebten es beide, sich ernsthaft zu unterhalten, wenn die Jugend tanzte und spielte, — und so waren sie allmählich Freunde geworden. Man hatte zuerst erwartet, daß sie sich verloben sollten. Dann, als ihre Beziehungen zueinander immer dieselben blieben, fand man sich in diese Freundschaft. Bis jetzt hatte sie darin bestanden, daß Fee und Oluf in den Gesellschaften nebeneinander saßen und sich angelegentlichst unterhielten, sie galten beide für „unheimlich belesen und geistreich“, — und daß sie auf gemeinsamen Ausflügen unzertrennlich waren und immer nur über die Bücher redeten, die sie sich gegenseitig geliehen hatten. Bei den übrigen jungen Damen der Gesellschaft galt Oluf für einen trostlos lebernen, selbst zum Heiraten keineswegs zu gebrauchenden Junggesellen, — obwohl er ein hübscher, stattlicher Mann war, — und Fee desgleichen bei den jungen Herren für einen Blaustrumpf, dessen „überlegene Geistreichigkeit“ sie fürchteten, obwohl mancher im stillen fand, daß sie eigentlich ein ungewöhnlich anziehender weiblicher Mensch sei.

Heute waren Fee und Oluf zum erstenmal in all den Jahren ihrer Freundschaft allein zusammen unterwegs, — Fee wollte den Broden bestiegen und Oluf hatte ihr seine Begleitung angeboten. Sie waren Sonnabend nachmittags nach Ilseburg gefahren und wollten früh am nächsten Morgen ihre Tour antreten. —

Der Spaziergang im Itetal, — nach einem gemütlichen Abendbrot, — hatte ihnen das wunderliche Erlebnis gebracht, das sie einander in ein ganz neues Licht rückte.

Fee lag und sann.

Dieser Oluf, von dem sie bisher geglaubt hatte, seine ganze treue Anhänglichkeit und ehrfürchtige Freundschaft gehöre ihr nur, weil er „vernünftig mit ihr reden konnte“, wie er gelegentlich versicherte, — dieser etwas weltfremde, ruhige, stets äußerst korrekte Oluf war also nicht nur ein Bücherwurm und ein abstrakter Idealist, sondern ein Mensch mit empfänglichen Sinnen, mit pulsierendem Leben.

Da klopfte es vorsichtig an die Verbindungstür zwischen ihrem und Olufs Zimmer.

Fee erschrak und lauschte, — da klopfte es noch einmal, etwas kräftiger.

„Oluf?“ fragte sie.

„Fee, — bist du schon zu Bett?“

„Natürlich!“

„Fee, — ich — o, das ist dumm!“

„Was wolltest du denn!“

„Fee, ich muß noch mit dir reden, — ich möchte, daß du mich verstündest!“

„Morgen, Oluf! — Geh jetzt schlafen, hörst du?“

„Nein, ich kann nicht! — Sieh mal, — — kann ich nicht zu dir hereintkommen?“

Fee lachte hell:

„Nein, mein Junge, wie du siehst, kannst du das nicht.“

„Felicitas, — lache mich nicht aus! Ich bin noch vollständig angekleidet!“

„Das ist ja sehr trostreich! Ich rate dir aber, dich zum Zweck des Schlafengehens schleunigst deiner Hüllen zu entledigen.“

Er schwieg wütend, — sie hörte ihn durch sein Zimmer gehen. Dann kam er wieder an die Tür.

„Fee!“

„Oluf?“

„Kind, bitte, öffne mir!“

Seine Stimme klang bestimmt und geschäftig, und sein Klopfen war eilig.

„Dir geschieht gar nichts!“

Sie lachte wieder:

„Davon bin ich ohne weiteres überzeugt, — schon meinetwegen! Ich weiß nur nicht, was du noch willst!“

„Du mußt doch verstehen, Felicitas, daß es für einen Mann ein ver-teufelt ekelhaftes Gefühl ist, — von einem Mädchen — abgeführt worden zu sein und so in einem falschen Lichte —“

„Ach, lieber Junge, ich kann dich gar nicht in einem ‚falschen Lichte‘ sehen, — weil es nämlich dunkel ist hier drinnen. Wirklich, ich rate dir, das deine auch zu löschen samt den ver-teufelt ekelhaften Gefühlen und —“

„Fee, — bitte, sei lieb und öffne!“

Er fiel aus dem gleichgültig hastigen wieder in den flehenden Ton.

„Gute Nacht, Oluf!“

„Fee, — bitte!“

„Fee!“ —

Sie antwortete nicht mehr. Ein paarmal hörte sie ihn noch durchs Zimmer gehen und an ihrer Tür lauschen. Dann schlief sie ein. —

\*

\*

\*

Die frühen Sonntagsglocken weckten Fee, und sie sah die Sonne auf ihrer weißen Bettdecke hüpfen. Die ganze Kammer war voll Licht und voll Gesang, alles schien mit den tiefen, vollen Glockentönen zu summen und zu klingen. Die weißen Vorhänge der beiden Fenster blähten sich im Morgenwind.

Sie sah verwundert in all das Licht, dann fiel ihr ein, was Oluf gestern abend von „falschem Licht“ gefaselt hatte, und sie lachte hell.

Rasch stand sie auf und klopfte an seine Thür.

„Warum lachst du so, Fee?“

„Über die Sonne lach' ich!“ rief sie fröhlich, „steh schnell auf, es ist sechs Uhr!“

Sie hörte ihn etwas brummen, — dann schien er auf zu sein.

Nach einer guten Viertelstunde klopfte er an ihre Thür:

„Felicitas, — ich gehe einstweilen in den Garten!“

„Schön, ich komme gleich!“

Sie bürstete ihre Haare und sang ein wenig und lachte über ihn. Wenn er sie „Felicitas“ nannte, hatte er etwas.

Als sie herunterkam, ging er in der Sonne auf und ab, — kam langsam herbei, sah sie etwas unsicher an, und sein Morgengruß klang ein wenig kühl. Sie begrüßte ihn unbefangen und freundlich wie immer, freute sich über das Wetter und die Sonne und den netten Garten, und plauderte lustig.

Da taute er bald auf und fand den alten Kameradschaftlichen Ton.

In einer Laube war der Kaffeetisch für sie gedeckt.

Fee machte alles für Oluf zurecht, und er saß ihr gegenüber, betrachtete ihre schmalen Hände, die so zierlich hantierten, und die Sonnenfunken auf ihrem braunen Haar, mit dem der Morgenwind spielte — und er wußte nicht, ob er sich ärgern oder freuen sollte darüber, daß sie so unbefangen war.

Sie erzählte und biß kräftig in das knusperige Weißbrot. Der frische Luftzug spielte mit den losen Härchen an ihren Schläfen und in ihrem Nacken und färbte ihre Wangen.

Da mußte Oluf heimlich denken, daß sie in ihrer gesunden, herben, unberührten Frische und in der Klarheit ihres gereiften Wesens so recht zu diesem Sonntagmorgen passe. Und er wunderte sich, wie es möglich war, daß sie ihm in ihrer Art gleichsam organisch verbunden erschienen war mit dem weichen, geheimnisvollen Dunkel des gestrigen Maiabends und mit dem Liebeshauch der Frühlingsnacht.

Es kam eine Pause in ihr Gespräch, — Oluf schien zerstreut zu sein, obwohl er Fee immer aufmerksam ansah.

Auf einmal sagte er unvermittelt und mit einer leichten Verlegenheit:

„Fee, — ich habe es nie empfunden, daß ein Mensch so in die Natur hineinpassen kann wie — du. Oder vielmehr, daß ein Mensch so die jeweilige Naturstimmung ergänzen, — nein, sogar bestimmen kann. Das ist wirklich wunderbar!“

Sie strich lachend die kleinen Löckchen, die der Morgenwind von ihrem reichen Haar löste, zurück und antwortete nicht.

Er betrachtete sie einen Augenblick unsicher, dann sah er empfindlich zur Seite und schwieg auch.

Nach einer Weile meinte sie lustig:

„So, mein Junge, — das hat wundervoll geschmeckt! Und jetzt rauchen wir beide eine Zigarette zur allerletzten Tasse.“

Sie beugte sich vor und zog geschickt sein Zigarettenetui aus seiner Brusttasche, mit einer so drolligen Spitzbubenmiene, daß er lachen mußte und seine kleine Empfindlichkeit überwand. Er gab ihr Feuer und suchte ihre Nasenspitze anzubrennen, da fing sie seine Hand und drückte leicht ihre fünf zierlichen Nägel hinein. Er behauptete, daß sie ihn „entsetzlich gekraht hätte“, — daß er die schlimmen Krallen strafen müsse, und haschte danach, daß fast der Tisch umgefallen wäre, und als er Fees Hand erwischt hatte, küßte er sie auf einmal ganz weich und ehrfürchtig.

Da meinte Fee, es sei nun Zeit aufzubrechen, und sie machten sich marschfertig für ihre Brodentour.

\* \* \*

Wieder ging Fee voran durchs Ifetal.

Oluf folgte ihr und betrachtete sie sinnend, wie sie kräftig ausschritt.

Die Sonntagsmorgensonne tanzte auf den lenzgrünen Blättern der Bäume und auf dem Tau im Grase.

Die Ilse funkelte und glitzerte im Licht des jungen Tages, — sie hüpfte und plauderte und erzählte, und es mußten lustige Geschichten sein, die sie heute wußte, denn sie lachte laut und schallhaft darüber. Wer weiß auch, was sie alles sah und hörte auf ihrer langen Talfahrt, zumal in diesen Mainächten mit ihrem verliebten Sput, der Mensch und Tier aus Rand und Band brachte!

Oluf sah empfindlich auf die lustige Ilse und dann auf seine Freundin, die schweigend die junge Schönheit der Stunde genoß. Sie atmete tief und ruhig die klare, herbe Luft und sah groß und still in die grünen Waldtiefen.

Und wieder mußte Oluf denken, daß sie mit ihrem ganzen Sein in diese Stunde und in diese Stimmung gehöre, — daß ihr Wesen im tiefsten Grunde eins sei mit dem pulsenden, vollen, schönen Leben des jungen Tages, und es war ihm, als grüßten die Geister der holden Natur sie, die ihres Wesens Ursprung teilte. —

Nur ein einziges Mal drehte sich Fee nach dem Freund um, solange sie am Lauf der Ilse unterhalb der Ifefälle aufwärts schritten. Es war in der Nähe der Bank, auf der sie am gestrigen Abend gegessen hatten.

Sie sah ihn schallhaft an:

„Na, Oluf?“ machte sie neckend.

Er sah schnell zur Seite auf die Ilse und machte ein empfindliches Gesicht. Da ging Fee weiter, — sie lächelte überlegen und zufrieden und begann mit ihrer hellen Stimme zu singen.

Er folgte ihr laufend.

Sie sang, solange die Steigung nur gering war, bis zu den Ilsefällen, ein Lied nach dem anderen. —

„Sieh doch, Duf! O, wie schön!“

Fee war ganz verwandelt! Sie liebte das hüpfende Wasser und freute sich wie ein Kind über die Wasserfälle der Ilse.

Ihre schöne, sanft bewegte Ruhe wich einer kindlichen Munterkeit, — sie verließ den Pfad, kletterte über die moosigen Felsblöcke und konnte sich nicht genug tun in ihrer Freude.

Duf kam neben sie, reichte ihr die Hand, wenn sie von Bloß zu Bloß sprang, und half ihr bei ihrer enthusiastischen Bewunderung.

Als sie endlich wieder plaudernd neben ihm ging und die Ilsefälle passiert waren, überkam ihn auf einmal eine Regung, die ihm selbst wunderbar erschien. Er war eine zartfühlende, feine Natur und er kam sich selbst grob und zudringlich vor, als er jetzt, — einem Zwang gehorchend, seinen Arm ganz unvermittelt um ihre Gestalt legte und Fee ein wenig unsicher ansehend sagte:

„Willst du nun heute auch so kalt und unzugänglich sein?“

Sie guckte lustig zu ihm auf:

„Ich denke, das bin ich gar nicht!“

„Willst du wirklich lieb sein, Fee, — Liebling?“

Das klang ein bißchen gezwungen.

„I — du, ich finde mich selber einfach berückend gegen dich“, lachte sie und klopfte auf seine Hand, die sie umfaßt hielt.

Er wußte nicht recht, wie ihm geschah und was er tun sollte. Sie war so überlegen und — er hatte auch gar nicht daselbe entzückende Empfinden von ihrer Nähe, wie gestern abend im Zauber der Mainacht.

Er ließ befangen seinen Arm leicht um ihre Mitte, aber nur eine kurze Minute, — dann kam eine Unebenheit des Weges und er ließ Fee los, damit sie allein ausweichen konnte, und schritt schweigend hinter ihr her.

Sie tat, als wenn gar nichts wäre. Sie sang ein paar Liedchen und schwastete dazwischen und machte ihn auf schöne Bäume oder auf eine Fernsicht aufmerksam, und als er auf dem breiter werdenden Weg über eine kleine Hochebene an ihre Seite kam, hatte sie zu seiner Verwunderung ihren Arm in den seinen und ging plaudernd so dicht neben ihm. —

Nach einer Weile begann er:

„Fee, — warum hast du mich gestern abend so schlecht behandelt? Warum wolltest du mich nicht mehr anhören und zu dir hereinlassen?“

„Duf!“ sagte sie und sah ihn groß und ernst an, „laß uns zuerst wirklich miteinander auf die Höhe kommen. Dann wollen wir rasten und davon reden.“

Er gab den Blick, schnell beeinflusst, ebenso ernst zurück und atmete im geheimen auf, daß das Thema, das ihn quälte, noch nicht zur Sprache kommen sollte. Er kam aber innerlich in seinen Gedanken nicht davon los und war



ein zerstreuter Begleiter für Fee, die in ihrer frohen Stimmung beständig erzählte und lachte, — scheinbar für sich selbst, denn Olufs Geistesabwesenheit schien ihr gar nicht aufzufallen.

So kamen sie durch die Schneelöcher und hatten noch die letzte Steigung vor sich. Fee hatte ihren Arm aus Olufs Arm gezogen, — sie war übermütig und hüpfte, und als ein Stein unter ihr weglitt, wäre sie gefallen, wenn Oluf sie nicht in seinen beiden Armen von hinten aufgefangen hätte.

Als er sie so hielt, — heiß, lachend, lebendig und geschmeidig, kam das süße Gefühl des gestrigen Abends, — der noch in seiner Phantasie und in seinen Sinnen spukte, — jählings über ihn, und er flüsterte erregt:

„Einen Kuß als Strafe, Fee?“

Sie sah ihn lachend über die Schulter an und wehrte sich nicht.

Da wagte er es doch nicht und drückte seine Lippen nur leicht auf ihre Wange, ehe er sie losließ. —

\* \* \*

Dann waren sie oben.

Die große Fernsicht machte sie beide still.

Weit lag das schier unbegrenzte Land im Sonntagssonnenschein.

Leise meinte Oluf:

„Wie klein sind wir doch, wir Menschen.“

Da setzte Fee ihren schmalen Fuß fest einen Schritt vor und sagte erhobenen Hauptes und mit klingender Stimme:

„Nein, — wir sind groß, wir Menschen, wir beherrschen das alles mit unserer Intelligenz.“ —

Es wehte kühl auf der Höhe, und sie hielten sich nicht lange auf. Fee strebte dem Walde zu, wo sie rasten wollte, — sie vermied auf ihren Touren gern die Orte, wo sich Menschen ansammelten.

Sie stiegen den Goetheweg abwärts, und als sie das kahle Brockengebiet hinter sich hatten, suchten sie im Walde ein geschütztes sonniges Fleckchen in tiefer, grüner Einsamkeit, und Oluf breitete seinen Mantel aus zu einem Lager für Fee. Dann setzte er sich zu ihren Füßen ins Moos.

Fee holte aus seinem Rucksack die mitgebrachten Erfrischungen heraus und gab ihm davon. Er war nachdenklich und sah Fee, die mit Appetit aß, grübelnd an, und als er fertig war mit Essen, streckte er sich lang aus.

Da sagte sie:

„Komm, Oluf, — so hast du's unbequem. Komm, lege deinen Kopf in meinen Schoß.“

Er sah sie verwundert an.

„Ja, du darfst wirklich!“ nickte sie mütterlich. Und als er's mit einem glücklichen Gesicht tat, streichelte sie ganz lind einmal über seine Stirn. Da schloß er die Augen.

Sie lehnte sich an einen Baum zurück und sah mit einem stillen Ausdruck in die grüne Waldtiefe.

Oluf lag mit seltsam beklommenen Gefühlen und wußte nicht, ob er glücklich war oder ob er sich's noch anders wünschte, und was Fee wohl dachte und beabsichtigte, und was er tun sollte. Sie war so wunderbar lieb und vertraut mit ihm und doch so sonnenfern. In warmer, trauter Nähe und zugleich in einer unberührbaren kühlen Entrücktheit.

Da sagte sie auf einmal, ohne ihn anzusehen:

„Oluf, hast du diese Tour unternommen in dem Gedanken, mich um Liebe zu fragen?“

„Nein, Fee.“

Sie richtete ihre klaren Augen auf sein Gesicht.

„Wirklich, Fee, — es kam plötzlich über mich.“

Er wollte sich aufrichten, aber sie drückte seinen Kopf sanft wieder nieder.

Sie schwieg eine kleine Weile, dann sagte sie mit dunkler Stimme:

„Du wußtest ja auch, daß meine Gedanken einem anderen gehören.“

Er sah sie ungeduldig und schmerzlich an. Als sie schwieg, sagte er überredend:

„Siehst du, ich glaube fest, daß du es lernen könntest, ihn zu vergessen.“

Ihre Augen sahen in den Wald. Sie zog leicht die Brauen zusammen und biß auf ihre Lippen.

Er richtete sich etwas auf.

„Fee, sieh mal, wenn du ein lebendiges normales Weib bist und kein Frosch, dann muß deine Natur doch nach Liebe verlangen. Und sobald du diesem Verlangen nachgibst, wirst du den lieben, der dich liebt.“

Er sah sie gespannt an, durchdrungen von der Logik seiner Beweisführung. Sie guckte in den Wald und fragte gelassen:

„Auf dieses Argument bautest du wohl gestern abend, Oluf?“

„Nein, — ja, — unbewußt allerdings.“

Er setzte sich aufrecht vor sie:

„Fee, hör mal, nachgedacht habe ich gestern abend doch überhaupt nicht. Dann wäre ich ja ein kalter Verführer. Siehst du, Kind, das kam so, — laß es mich dir mal erklären. Es war so schön und ich entdeckte auf einmal, daß du ein entzückendes Weib bist, und — wenn du gewollt hättest, hätten wir uns verlobt. So stelltest du gleich deinen — Schatten zwischen uns. Das reizte mich natürlich und deine Art und Weise reizte mich erst recht. Du warst so herb und kühl und sicher und so lieb und weich und vertrauend zugleich. Fee, und ich bin doch ein Mann! Sieh mal, — so was erträgt man nicht! Das macht einen toll! Allen Ernstes, — Fee, wenn du die Situation nicht so beherrscht hättest, — ich hätte dich verführt!“

Er redete mit großem Eifer und merkte nicht, daß es humoristisch um ihren Mund zuckte. Sie bemühte sich ganz ernst zu bleiben:

„Aber, Oluf! — Und nachher?“

Er blickte ihr warm und gerade in die Augen:

„Fee, — es könnte mir nichts Lieberes passieren, als dich heiraten zu müssen.“

Sie lachte so hell, daß er fast mitlachen mußte. Dann machte er ein beleidigtes Gesicht.

„Verzeih, du lieber, drolliger Mensch! Es ist zu komisch, wie verschieden dein männliches Empfinden von meinem weiblichen ist!“

„Wieso, Fee?“

„O, — du würdest doch mit Vergnügen eine schwache Stunde bei mir ausgenutzt haben. Würdest beglückt gewesen sein, einen Körper zu besitzen, dessen Bestes, — dessen Seele fern von dir war!“

Er sah sie überrascht an.

„Ist es nicht so, Oluf?“

„Ja, — allerdings!“

„Sieh mal, und dann wärest du vielleicht gebunden gewesen an ein Weib, das dich nicht liebt, das dir aber auch vielleicht gar nicht das ist, was dir der Maizauber und die süße — Dunkelheit vortäuschten.“

„Fee —“, bat er mit vorwurfsvollem Blick.

„Verzeih, Oluf, — ich will es ja gerne glauben, daß du von deiner Liebe zu mir überzeugt bist. Aber gestehe dir doch einmal selbst: wie oft in deinem Leben hast du dich denn schon so ganz unwillkürlich zu einem Weib hingezogen gefühlt. Ich meine: so mit deinen Sinnen, wie gestern abend zu mir?“

Er machte ein sehr unbehagliches Gesicht:

„Se nun, Fee, — du bist verteuftelt klug, — es nützt nichts, dir etwas vorzumachen. Aber sieh mal, mit dir ist es doch etwas anderes, — sieh mal —“

„Mein lieber Junge“, sie strich mütterlich über sein Haar, „mit mir war es ganz dasselbe. Was gestern abend — Liebessehnen in dir auslöste, war das warme Leben meines Körpers. Meine Seele, mein inneres Leben kennst du seit drei Jahren und es hat dich noch nie — — aus dem Häuschen gebracht.“

„O Fee, — sage das nicht, — ich schätze dein —“

„Gewiß! Aber schätzen und glühend ersehnen ist zweierlei, und du hast noch nie den Wunsch gehabt, meine Seele so dein eigen zu nennen, wie du unter dem Zwang deiner erregten und unbewachten Sinne gestern nach meinem äußeren Besitz verlangtest. Wirkliche Liebe sollte aber zum größten Teil seelische Anziehung sein! Meinst du nicht auch? Wie sollte man sonst ein ganzes Leben lang in Vertrauen und wirklicher Harmonie zusammen leben können?“

Er sah sie verwundert an.

Sie hatte ihre Augen wieder auf die grünen Waldtiefen gerichtet und es stand ein so tiefes, klares Wissen auf ihrem Antlitz geschrieben, daß Oluf unwillkürlich ihrem Blick folgte, — als könne er so erraten, woher ihr diese gedankenschwere Weisheit kam.

Aber er sah nur grüne Dämmerung zwischen grauen und braunen Stämmen und ruhige, goldene Sonnenflecke auf moosigem Grund.

Da streckte er sich und legte wieder seinen Kopf in Fees Schoß.

Es war lange still.

Die Natur hielt Mittagsruhe.

Oluf empfand den tiefen Frieden, die große, ruhevolle Harmonie, die ihn umgab und die gleicherweise in der Naturstimmung, wie in Fees reifem Wesen atmete, — aber in ihm war es noch nicht still.

Leise kam er etwas höher und faßte Fees Hände:

„Fee, — ich will dir nur gestehen, — ich hätte dich gestern, — ich wollte dich gestern eigentlich dazu bringen, — mir eine Liebesnacht zu schenken, — ohne, — ohne —“

Sie sah ihn an.

Er war rot und verlegen.

„Siehst du, — daß du mich nicht heiraten würdest, das wurde mir eigentlich, — trotzdem ich ziemlich verbiestert war, — bald klar. Aber ich dachte, — soweit man überhaupt von denken dabei sprechen kann, — ich dachte, du wärest vielleicht so — frei, so — wie soll ich sagen, — daß du dem Drang nach Leben einmal nachgeben würdest.“

Er sah scheu, aber doch gespannt in ihr ruhiges Gesicht.

„Es ist recht, daß du ehrlich bist, Oluf!“

Ein leises Lächeln kam in ihre Augen.

„Ich danke dir für dein ehrendes Zutrauen, aber leider bin ich nicht so frei und aufgeklärt, — so fortgeschritten, wolltest du wohl sagen! Und was meinen ‚Drang nach Leben‘ anbetrifft —“

Sie schwieg.

Oluf geriet wieder in Eifer.

„Fee, sieh mal,“ er setzte sich vor sie, — „sieh mal, du willst dich niemals verheiraten, weil du ihn‘ nicht bekommst. Willst du auch niemals leben, — deine Natur verkümmern, deine Kraft und Blut ungenützt lassen? Du kannst ihm‘ meinetwegen einen Altar in deinem Herzen errichten und sein Bild darauf verehren, aber du kannst unbeschadet dessen doch — dein Leben genießen. Ein solches Prachtweib wie du, — so voller Kraft und Wärme.“

„Oluf, — Oluf, du sprichst recht wie ein Mann und verurteilst selber, was du sagst. Darin seid ihr nämlich wirklich imponierend, ihr Herrn der Schöpfung und Pächter aller Logik. Sieh mal, wenn dir jemand erzählte, deine Freundin Felicitas heirate zwar nicht, weil sie nur einem einzig geliebten Verlorenen fürs ganze Leben gehören könne, — sie mache aber zuweilen kleine Harztouren, gelegentlich deren sie auch mal ‚ihr Leben genieße‘, — so wärst du der erste, der sein Haupt verhüllte und von der besagten ‚aufgeklärten‘ Dame nichts mehr wissen wollte. Ist’s nicht so, Oluf?“

Er machte ein verdutztes Gesicht.

„Aber wenn du, Oluf, du ‚derjenige, welcher‘ wärest, so täte diese Fee ganz recht und wäre ein vernünftiges Frauenzimmer. So sieht eure Moral aus, ihr Männer, und eure Logik!“

Herb und stolz sah sie an ihm vorüber.

Ihre Stimme hatte einen klingenden Metallton, und ihr Antlitz war tiefernst und verschlossen.

„Ich aber sage dir, ich gehöre mit Leib und Seele dem einen, den ich einzig liebe, — ob er mich nun will oder nicht, — und sonst keinem. Und so mächtig auch mein Sehnen wäre und so süß und lockend auch die Versuchung, — ich finde Kraft und Selbstbeherrschung in meiner Liebe.“

„Fee, — und wenn du noch nicht liebtest?“

„So wüßte ich doch, daß ich es einmal tun müßte, und sparte meine innere Blut dafür auf.“ —

Oluf sah sie lange an, als sähe er sie zum erstenmal.

Dann senkte er den Kopf und meinte nach einer Weile bekümmert:

„Fee, — du bist groß! Und doch kommt mir deine Auffassung unnatürlich vor. Ja, — wenn du Hoffnung hättest, durch diese große Liebe zum — Leben zu kommen, ihn‘ damit zu gewinnen! Aber so? Nein! — Verzeih, das ist mir zu wenig menschlich, um es ganz schön und natürlich zu finden.“

Er hatte bei den letzten Worten seinen Kopf gehoben und ihr warm ins Gesicht gesehen.

Da wendete sie ihm ein Paar strahlende, leuchtende Augen mit einem hinreißenden Ausdruck so tiefer, gläubiger Sehnsucht und Begeisterung zu, daß er sie ergriffen betrachtete.

„Oluf,“ begann sie mit geheimnisvoller Stimme, „laß mich dir etwas ganz Wunderbares sagen. Ich weiß es gewiß, daß meine gewaltige Liebe ihn eines Tages zu mir ziehen wird. Sieh mal, du hast etwas davon empfunden, wie sehr mein Wesen identisch ist mit dem Natürlichen allenthalben. Dies tiefe, mich ganz erfüllende, in und mit mir lebende Gefühl für ihn ist so sehr einer gewaltigen, lebendigschaffenden Naturkraft ähnlich, daß es sich durchsetzen muß. Siehst du, vermöge einer Affinität, die mir noch dunkel ist, — an die ich aber glaube, — wird etwas in ihm, — eine Kraft seiner Seele, seiner Natur, mir entgegenkommen müssen!“

„Kind, — das ist —“

„Oluf, sei still! Siehst du, und solange ich diesen Glaube habe, lebt meine Liebe. Und solange ich liebe, muß ich das, was ihm‘ gehört, nach meinem Liebeswillen für ihn‘ rein und ganz bewahren.“

Ihr Antlitz strahlte in schwärmerischer Verkürung.

Die Sonne war auf der Höhe ihrer Bahn und wob einen Strahlenkranz um Fees Haupt. Oluf dünkte es, als habe sie just in dieser Minute einen goldenen Strahl durchs Gezweig gesandt, Fees liebes Haupt zu zieren.

„Fee,“ sagte Oluf erschüttert, „Liebling, — und wenn es nur ein Glaube, ein Hoffen bliebe?“

„So hat mich dieser Glaube rein und stark gemacht.“

Sie sah still in die grüne Waldtiefe und ihr Antlitz war voll Frieden.

Oluf neigte sich und küßte ihre Hände. —

Lange saßen sie in der Einsamkeit auf der Höhe, dann schritten sie dem Tal und den Wohnungen der Menschen zu.

\*  
\*  
\*

Es war am Ende ihrer Tour, als Oluf und Fee im Abendsschatten des Harzburger Waldes eine letzte Rast hielten.

Wie selbstverständlich bettete Oluf seinen Kopf in Fees Schoß.

Sie hatten eine weite Wanderung hinter sich und hatten unterwegs mancherlei zusammen beredet, — nur ihres Erlebnisses vom gestrigen Abend und ihres Gespräches auf der Höhe hatten sie mit keiner Silbe erwähnt.

Jetzt nahm Oluf Fees Hand und drückte sie an seine Augen:

„Fee, nun sag mir noch eins. Wie kommt es, daß du gestern nicht böse auf mich wurdest und mich nicht schroff zurückwiesest, und daß du jetzt so vertraut mit mir bist, — trotz deiner Ansichten?“

Sie lächelte.

„Um dir eine Lehre zu geben, Oluf.“

„Welche denn, — Fee?“

Er sah sie gespannt an.

Sie sah sehr blaß und angegriffen aus.

„Nun, — einmal: wenn ich dir gestern abend davongelaufen wäre, hätte ich dir nicht zeigen können, wie man sich beherrschen kann, und hätte dich überdies häßlichen Empfindungen überlassen. Und —“

„Fee, sag mir: mußtest du dich tatsächlich beherrschen?“

„Ja, Oluf, das mußst' ich wohl.“

Sie sahen sich in die Augen, dann fuhr Fee mit einem Lächeln fort:

„Oluf, die zweite Lehre sollst du selbst finden. Sag, was für Empfindungen löst denn heute meine Nähe in dir aus?“

Er betrachtete sie ruhig.

„Ja, Fee, du bist mir in eine so ferne Atmosphäre der Reinheit und Höhe entrückt, — daß es unmöglich erotische sein können.“

„Siehst du! Es kommt also auf des Mannes Auffassung vom Weibe an. Je höher er die Frau stellt, desto weniger ist er ein Sklave seiner Sinnlichkeit.“

„Und desto mehr erhebt und veredelt ihn die Frau, je weniger sie ihn reizt. — Fee, ich danke dir aus vollem Herzen, — und wenn du auch dem gehörst, den du liebst, so bist du doch auch mein unverlierbares Eigentum von diesem Tage an in deiner reinen, idealen Weiblichkeit.“

Sie lächelte voll Frieden und strich mütterlich über sein Haar.

Dann gingen sie heim, in ihre Arbeit und in ihr Streben,  
 Fee mit erhobenem Haupt, gestärkt durch ihren Sieg.  
 Und Oluf mit einem frohen, ruhigen Herzen, denn er hatte etwas  
 Röstliches gefunden auf der Höhe.



## Pompe funèbre

Von

M. R. von Stern

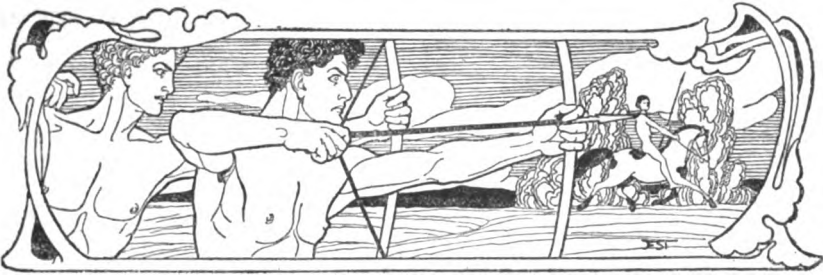
Die Tage werden goldiger und greller,  
 In brand'gem Rote leuchtet schon der Wald.  
 Jedoch die Feuerfarben scheinen kalt  
 Und alle Linien deutlicher und heller.  
 Dies Grelle, Gold'ge ist wie Maskentand,  
 Dem schon der Aschermittwoch droht, der fahle.  
 Schon drängen sich um dämmernde Portale  
 Die dunklen Bilder aus dem Schattenland.

Durchs Tannendickicht geht mit leisem Schall  
 Ein träumend Eriesen und ein dumpfes Trauern.  
 Und weht der Wind, so streift in kühlen Schauern  
 Den dunklen Wald ein jäher Tropfenfall.  
 Das graue Astgewirr der alten Tannen  
 Ist wie von tauigen Schleiern übersprüht.  
 Die Sonne selbst, die doch so gleißend glüht,  
 Kann dieses Spinngewebe nicht mehr bannen.

Und mag sie noch so sehnuchtsvoll ergießen  
 Den späten Glanz, — er wärmt und tröstet nicht!  
 Wo sonst die Blumen badeten im Licht,  
 Sieht man den Pilz im Waldtau still zerfließen.  
 Der wilden Rose zarter Blütentand  
 Ist fortgeweht. Die purpurnen Korallen  
 Der Hagebutten sind schon reif und fallen  
 Wie Tropfen Blutes auf das tote Land.

Ein totes Leuchten und ein irrer Glanz  
 Suscht wie ein fliehender Maskenzug im Walde.  
 Am wilden Kirschbaum auf der öden Halbe  
 Hängt noch ein Rest von all dem Firlesanz.  
 Ein Scharlachfetzen von dem Königskleide,  
 Mit dem Natur, die Gaulkerin, noch prahlt,  
 Da doch schon rot der Pompe funèbre strahlt  
 Mit Fackelglanz und grell geschminktem Leide.





## Die Ethik der Gewalt

Von

J. Brierley

Wenn wir über die Ethik der Gewalt nachdenken, fällt uns auf, wie fern uns doch die Sache liegt, obschon sie wesentlich auf unser Leben einwirkt. Und nicht etwa allein auf unser religiöses Leben; auch unsere Politik, unsere sozialen Einrichtungen, unsere menschlichen Beziehungen zueinander beruhen alle irgendwie auf Gewalt. Wie notwendig es ist, über das Thema nachzudenken und einige gesunde Schlüsse daraus zu ziehen, das zeigt sich, wenn wir die völlige Verwirrung der Ideen nach einigen Richtungen und das völlige Fehlen der Ideen nach anderen Richtungen hin beobachten.

Das erste, was dem menschlichen Bewußtsein dämmert, ist das Gefühl der Kraft. Ein Kind fühlt, daß es über seine eignen Glieder und auch über Dinge, die nicht zu ihm gehören, eine Gewalt hat. Schon im Anfang der Weltgeschichte empfand der Wilde dasselbe, und hierauf baute er seine Theorien des Universums auf. Er selbst brachte Dinge in Bewegung, folglich mußte es auch jemanden geben, der, obgleich unsichtbar, die Dinge bewegte, die nicht innerhalb seines Bereiches lagen. Wertwürdigerweise ist diese primitive Beobachtung eine Beobachtung, auf die das menschliche Nachsinnen nach tausenderlei seltsamen Einfällen und Versuchen als auf die einzig haltbare Erklärung immer wieder zurückgekommen ist. Denn wie steht die moderne Weltanschauung zu dieser Sache? Wir erklären die Welt aus einer erstaunlichen kosmischen Energie. Die schnelle Bewegung der Weltkörper, der Tanz der Atome, die Schwingungen des Aethers sind uns alle Beweise einer ungeheuren Gewalt einer zentralen Kraft. Physik, Chemie, Biologie zeigen uns zwar zahllose Myriaden von Verbindungen; die Wissenschaft aber führt sie alle auf einen Ursprung zurück: auf die Wirkung einer Energie, die einzig, dauernd, universal und ewig ist. Alle unsere Beziehungen zur Kraft sind Willensbeziehungen.

Studieren wir eine elektrische Kraftstation, und beobachten wir das Rollen und Reiben der gewaltigen Maschinerie bei ihren unaufhörlichen Bewegungen — was geht da vor sich? Es wird Kraft geschaffen, sagen



wir. Der Ausdruck ist aber ungenau, denn hier wird nichts neu geschaffen. Hier ist kein Mehr von Kraft, als vorher da war oder vom Anfang der Dinge her vorhanden war. Was wir hier beobachten, ist, daß der ursprünglichen Kraft eine neue Richtung gegeben wird, ihre Verwandlung aus einer niederen zu einer höheren Form. Und ein Wille ist die Ursache davon, daß das geschieht. Hier ist der Herd der Kraft, weil ein Wille es gewollt hat. Was Kraft ursprünglich ist, wissen wir nicht. Was wir wissen, ist: daß ihre Leitung und Führung, soweit unsere Beobachtung geht, immer Willenssache ist.

Aber denken wir an eine höhere und feinere Offenbarung. Die Lebenskraft von 100 000 Menschen, wie sie in Blut, Gliedern, Muskeln enthalten ist, ist eine berechenbare Menge. Aber eine einzige Kraft kann sie alle in Bewegung setzen: der machtvolle Gedanke eines menschlichen Gehirns, die Gewalt eines menschlichen Willens. Ein Napoleon kleidet seine Gedanken in ein Wort und die Hunderttausend stürzen sich auf den Feind. Dasselbe Resultat geht von einer anderen Form der Gewalt aus, vom Reichtum. „Geld ist konzentrierte Kraft“, sagt man. Wahrlich eine Kraft, die dich von einem Ende der Welt bis ans andere bringen kann; die dir Häuser bauen und Tausende von Maschinen für dich in Bewegung setzen kann. Diese einzig herrschende Gewalt besteht in der Zivilisation nur durch einen rein geistigen Vertrag. Geld ist ein Bindeglied zwischen Begehren und Erfüllung. Bestände nicht ein allgemeines Übereinkommen des Willens, so würden unsere Goldhaufen nicht mehr sein als Staubhaufen.

Nach welcher Richtung hin wir auch sehen mögen: alle Energie, jegliche Gewalt existiert nur in Beziehung zum Willen. Und so wenig wir auf unseren eigenen Schatten treten und die Gültigkeit unserer eigenen Erfahrungen leugnen können, so wenig vermögen wir die ewige Energie des Universums von einem entsprechenden Willen zu trennen.

Wir finden überall um uns her Kraft. Was aber ist die Ethik der Kraft, die Ethik der Gewalt? Welches sind ihre Rechte? Der primitive Mensch, der nur halb aus seinem wilden Zustande herausgekommen ist, hat auch auf diese Frage eine Antwort. Macht war eine Sache an und für sich, der die Moral entsprach. Und diese Moral der Gewalt war wild. Unser primitiver Vorfahr urteilte hier wiederum nach sich selbst und seinen Mitmenschen. Der Stärkste war sein Herr, er war Herr über den, der schwächer war als er. War er zornig, so quälte er seinen Feind mit aller ihm zu Gebote stehenden Gewalt. Die höhere Gewalt, die Gottheit hinter den Wolken, würde, so nahm er an, dasselbe mit ihm tun. Jene Gottheit hatte eine unendliche Gewalt, und sie würde demgemäß auch in unendlichem Maße quälen. Der Wilde fühlte ihren Zorn in Donner und Blitz, bei traurigen Ereignissen, in der Wut der Elemente; und wenn er sie nicht versöhnte, so würde noch Schlimmeres kommen. Er dachte nie daran, zu fragen, ob es eine Ethik der Gewalt gäbe, und ob eine Unermesslichkeit der Gewalt nicht irgend einen Zusammenhang mit einer Unendlichkeit der Güte habe.

Genau auf diesen Begriffen baut sich die alte Hölle auf. Die Menschen machten ihren Feinden eine Hölle, und ebenso selbstverständlich würde Gott eine Hölle für seine Feinde bereiten. Welch eine Katastrophe war es, als dieser Gedanke mit all seinem primitiven Barbarismus in die jüdische und christliche Theologie eingeführt wurde, gleich einer schweren Gewitterwolke, die die Sonne verdunkelte. Das Volk fragte nie danach, ob diese Hölle zugleich mit einer ihr widersprechenden ethischen Vorstellung von Gott existieren könne; ob Gott ein Recht habe, die Hölle zu schaffen, bloß weil er der Stärkste sei! Man fragte nicht, ob Gewalt allein, sogar bis zur Allgewalt ausgedehnt, wirklich das höchste, das letzte Wort der Ethik sei. Wenn man die mittelalterliche Theologie liest und auch vieles, was nachher folgte, so möchte man fragen, ob die Theologen nicht lange Zeit zwei Teufel haben bestehen lassen, nur mit dem Unterschiede, daß der eine größer war als der andere?

Der Glaube, daß oben im Himmel und unten auf Erden Macht Recht ist, und daß je größer die Gewalt desto absoluter das Recht ist, dieser Grundsatz ist viele Jahre hindurch und selbst bis zu unserer Zeit der herrschende Gedanke gewesen, nicht nur in der Religion, auch in der Politik und bei allen sozialen Einrichtungen. In England machte Hobbes diesen Gedanken zu einem Fundamentalsatz der öffentlichen Meinung. Sein göttliches Recht der Könige ist ein Ausfluß aus dem Rechte Gottes. Gesez ist einfach Gottes Wille, und Gott kann tun, was er will, weil er der Allmächtige ist. Die Könige taten ihr Bestes, sich dieses Argument zu eigen zu machen und auf ihre Nachfolger zu vererben. Das allgemeine Empfinden der Menschheit hält noch heute daran fest. Dem Mächtigen, ob seine Macht nur heimlich sei oder offenkundig, sind tausend Dinge erlaubt. Die meisten menschlichen Ehrenbezeugungen, Huldigungen, Anerkennungen werden vor dem Altar der Stärke dargebracht. Es ist eine vollständige Revolution nötig — in Theologie, Politik, in Verfassung und in der sozialen Wertschätzung —, um diese Ansicht abzuschaffen.

Über diese Revolution wird kommen. Sie wird für die Religion kommen, wenn endlich der echte Sinn des Christentums erfaßt ist. Denn die Botschaft Jesu bedeutet vor allem: Macht ist nicht an sich das Höchste im Weltall, ist nicht das einzige Verehrungswürdige, das einzige, dem man gehorchen muß. Seine Lehre zeugt überall gegen brutale Gewalt. Gewalt an sich hat kaum ethischen Wert. Erasmus faßt Jesu Lehre in seinen Worten an Karl V. richtig auf, als er sagte: „Christus gründete ein unblutiges Reich. Er wollte, daß es immer unblutig bliebe. Er nannte sich mit Vorliebe Friedensfürst.“ Die Menschwerdung, richtig aufgefaßt, bedeutet, daß die Gottheit sich nicht in den Offenbarungen reiner Kraft am größten zeigt, sondern vielmehr in Opfermut, Demut und Liebe. Die Menschwerdung ist: die Himmel und Erde mit Blut und Feuer aufgedrückte Schrift, daß das ewige Gesez ein Gesez der Liebe und Güte ist.

Wenn wir die göttliche Ethik der Gewalt richtig erfaßt haben, dann

sind wir auf dem Wege zu einer uns geziemenden Ethik. Gott, wie er sich uns in Christus offenbart, zeigt sich nicht als bloße Kraft an sich. In der christlichen Ethik ist Kraft allein nichts. Nur wenn unsere Kraft von Liebe erfüllt ist und sich zum Dienst der Liebe gerüstet hat, hat sie Wert. Wir müssen es verachten, unsere Kraft auf eitle Dinge, die in nichts zerfallen, anzuwenden. Wir werden es für unerlässlich halten, unsere Kraft aufzusparen, sie auf jede Weise weiter zu entwickeln, damit wir sie dann zu Besserem gebrauchen können. Wir brauchen nicht vor ihrer Gewalt zu erschrecken, sondern dürfen uns ihres Wachsens freuen. Denn hier, durch die Entwicklung der inneren und äußeren Kräfte des Menschen und ihr Richten auf immer edlere Zwecke, wird die Welt zu ihrer wahren Bestimmung, als der wahrhaftigen Stadt Gottes, vorwärts dringen.

Wenn wir eine Ethik der Gewalt bei uns gelten lassen, dann müssen wir auch fest an die Ethik Gottes glauben. Wir werden in dem Glauben bleiben, daß er seine Macht nur aus lauter Güte gebrauchen wird.



## Herbst

Von

J. J. Horschied

Ist das der Duft der fahlen Spätreife,  
Der sich so süß in meine Stube drängt  
Und wie der Nachhall einer milden Rede  
Nun in den Schleiern meiner Seele hängt?

Es falbt der Wald, und meine Haare bleichen,  
Ein müdes Grau umzieht die Welt und mich,  
Doch wenn die trüben Nebelschichten weichen,  
Erglänzt am Hange noch ein grüner Strich.

So strahlt auch mir in diesen kranken Tagen  
Noch manchmal eine Blüte, weiß und matt,  
Und sinnend weilt in dulddendem Entsagen  
Mein stiller Blick auf ihrem welken Blatt.





## Die Eisenstange und die Tiger

Von  
Hermann Löns

Vor dem Tigerkäfig des zoologischen Gartens stand ein Mann. Es war Fütterungszeit. Die beiden Tiger wanden sich in geschmeidigen Achterfiguren aneinander vorbei, und jedesmal, wenn sie sich begegneten, schnaubten sie und schlugen mit den Pranken nacheinander.

Der Wärter kam mit einem eisernen Kasten voller Fleischstücke auf der Schulter. Er warf jedem Tiger einen riesigen Brocken zu, und jeder von ihnen riß sein Stück im Sprunge an sich, fauchte und prustete und stürzte sich mit offenem Rachen und hervorgestreckten Krallen auf den andern, um ihm sein Stück zu entreißen.

Längere Zeit schlugen sie aufeinander los, zerrissen sich die Nasen und Lippen, daß ihr rotes Blut den Boden des Käfigs färbte. Zuletzt nahm der Wärter eine Eisenstange und stieß sie durch das Gitter zwischen die Tiger. Da sprang jeder in seine Ecke und fraß seinen Fleischbrocken, ohne sich um den andern zu kümmern.

Der Mann lachte und sagte zu dem Wärter: „Es ist unglaublich, wie dumm doch im Grunde diese Bestien sind. Sie benehmen sich, als wäre die Eisenstange ein unübersteigliches Hindernis.“

Als er nach Hause ging, begegnete ihm ein Mann, mit dem er lange Jahre eng befreundet gewesen war. Beiden juckte die Hand nach dem Hute, aber sie bezwangen sich und sahen mit kalten Augen aneinander vorbei.

Denn der Freund des Mannes war vor kurzem zu einem anderen politischen Glauben übergetreten.





## Der junge Herr des 20. Jahrhunderts

Von

Karl Fichte

Der junge Mann der sogenannten besseren Stände, wie ihn das junge Mädchen in vermeintlicher Vollkommenheit (Notabene der Herr meint dies) kennen lernt, ist nicht wie die schaumgeborene Aphrodite fix und fertig plötzlich entstanden, so daß er nur zu sagen braucht: „Ich bin da, liebt mich.“ Nein, dies vermeintlich so vollkommene Produkt des 20. Jahrhunderts brauchte, wie andere, niedriger stehende Wesen, als da sind junge Mädchen von tausend Wochen, Zeit zu seiner Entwicklung. Dieses jetzt so herrlich vor den Augen der jungen Mädchen dastehende Wesen wurde, man höre und staune, gerade so wie seine Verehrerinnen dereinst von dem ganz gemeinen Storch seinen Eltern ins Bett gebracht. Vielleicht biß dieser Vogel die Mutter nur etwas heftiger ins Bein, als er sonst beim Bringen von Mädchen zu tun pflegt, wohl mit Rücksicht auf den Dickhädel des zukünftigen jungen Herrn. Nach der vom Storche beim Bringen etwas zerdrückten Stirn und den stumpfsinnig dreinschauenden Auglein kann noch niemand den zukünftigen Herrn und Gebieter erkennen. Das junge Herrchen benimmt sich bis zum 7. Jahre nicht anders als das junge Fräulein seines Alters. Von letzterem Zeitpunkt an hält der zukünftige Damenherr es für angezeigt, seine Schwestern durchzuprügeln und sich übrigens auch etwas fleghaft zu zeigen. Bis zur Sekundareife ist er aber ein guter, dummer Junge, der die Mädchen noch als gleichberechtigt ansieht und sie würdigt, mit ihm zu spielen.

Wunderbar! Welche Veränderung trat mit dem jungen Burschen ein, als er 15, 16 Jahre wurde. Die Stimme wurde männlicher, ein weicher Flaum zeigte sich an Kinn und Lippen. Achtung! Aus der häßlichen Puppe beginnt sich langsam der junge Schmetterling zu entwickeln, bis er in voller Pracht nach wenigen Jahren umherflattern kann. Der Vater sieht diese Entwicklung des Kindes zum Jüngling ruhig an. Selbstverständlich hält er es nicht für nötig, den Sohn über die für diesen jetzt wichtigsten Dinge, das Verhältnis vom Manne zum Weibe, zu belehren. Er denkt gar nicht daran und überläßt es dem jungen Mann, Aufklärung zu suchen. Dieser findet sie auch bald zur Genüge. Ein erfahrener oder richtiger

schon verderbterer Freund übernimmt die Belehrung, aber in einer Weise, die nur geeignet ist, die Sinnlichkeit zu wecken. Der junge Mann verschafft sich die leichtesten Hintertreppenromane, in denen das Geschlechtsleben ziemlich unverhüllt hervortritt. Er findet Freude daran, sich an den in den Schaufenstern ausliegenden Reproduktionen von Künstlerbildern mit ihren nackten Frauengestalten zu weiden. Er durchblättert die illustrierten Hefte des elterlichen Lesezirkels nach Bildern von Damen in ausgeschnittenem Kleide. Er gewöhnt sich daran, wie seine Freunde, von den jungen Mädchen nur als von Weibern zu sprechen. Er findet Gefallen an den von älteren „Freunden“ losgelassenen Sotens und hält es für „schneidig“, sich selbst in obszönen Witzens hervorzutun. So entwickelt sich der junge Mann weiter. Als Primaner verliert er im Verkehr mit feilen Dirnen auch rein äußerlich betrachtet die Keuschheit, welche er innerlich längst abgestreift hatte. Mit 19, 20 Jahren tritt unser jetziger Damenliebhaber als Student, Offiziersaspirant zc. in die völlige Freiheit. Der Vater denkt: „Laß ihn sich nur die Hörner ablaufen“ und warnt seinen Sohn höchstens, mit Rücksicht auf das eigene Portemonnaie, vor leichtsinnigem Schuldenmachen. Vor anderem warnt er nicht und läßt den jungen Mann in die Welt hinaus. Diese nimmt ihn denn auch mit offenen Armen auf. Im Verkehr mit lieberlichen Kameraden lernt er die Liebeleien mit Kellnerinnen, Konfektionsdamen und Dirnen gründlich kennen. Die erste böse, geheime Krankheit, die er sich holt, macht ihn freilich anfangs unglücklich. Aber bald findet er es, wie seine Freunde, „schneidig“, die ganze „türkische Musik“, wie diese die bösen Krankheiten nennen, kennen zu lernen. Nunmehr sucht sich unser junger Liebesgott auch gern seine Opfer in den Kreisen unschuldiger junger Bürgermädchen. Er rühmt sich seiner Erfolge, wenn er ein Mädchen verführt hat, und steht groß da in den Augen der Kameraden. Die Mädchen, die er unglücklich machte, läßt er kalten Herzens sitzen, wenn er eine andere Universität, eine andere Garnison bezieht. Der junge Herr hat sich gewöhnt, die „Weiber“ nur als Mittel zur Befriedigung seiner Lüste anzusehen. So vergeudet er die ursprünglich reichen Schätze seines Herzens und die besten Säfte seines jungen Körpers. Er setzt dies Treiben im dritten Jahrzehnt seines jungen Lebens fort. Aber mit 30 Jahren sucht er, weil er schon etwas verbraucht und abgelebt ist, stärkere Reize. Er stört die Ehen seiner Freunde, rühmt sich natürlich auch dieser Erfolge in gewissen intimen Kreisen und findet leider auch hierbei Bewunderung. Allmählich ist er, unser Liebesheld, nunmehr gänzlich blasiert geworden. Ihn ekelt dies ewige Junggesellenleben. Er wird bequemer und sehnt sich nach einer Häuslichkeit. Seine Verwandten reden ihm zu, doch endlich zu heiraten. Jetzt wird unser Held Heiratskandidat und macht der Auserwählten den Hof. Wie leicht wird es ihm, sich ein gewisses Ansehen in den Augen der jungen Damen zu geben. Wie meisterhaft versteht er es, sich als den Melancholischen aufzuspielen, der viel durchgemacht hat (Notabene das hat er auch, aber fragt nur nicht was). Seine Blasiertheit,

die er unverhüllt zeigt, erscheint den unschuldigen Mädchen als Zeichen des vielen Unglücks, das „er“ erlebt hat. Wie leicht erregt der noch gut aussehende, den Jahren nach junge, innerlich so alte Mann Interesse, Mitleid und daraus hervorgehend Liebe. Befindet sich unser Held in angenehmer sozialer Stellung, besitzt er Namen und Geld, so braucht er nur zu wählen. Die Mütter bringen ihm ihre Töchter gleichsam auf dem Präsentierbrett, obgleich sie seine Vergangenheit kennen oder doch ahnen. Natürlich warnt die Behüterin der Auserwählten ihre Tochter nicht, und der satte, übermüdete, abgelebte Mann zieht mit seinem Opfer in die Ehe ab. Bisweilen wird er ein ganz guter Ehemann, gerade weil er bereits übermüdet und abgelebt ist. Nur zur häufig setzt er aber die Flatterhaftigkeit in der Ehe fort, seine Untreue bleibt nicht verborgen und zerstört das Eheglück. Nach den Flitterwochen zeigt er sich bald im wahren Lichte und läßt seine innere Leere, sein ausgebranntes Herz und seinen krassen Egoismus offen erkennen. Zu spät sieht die junge Frau ein, daß die „Melancholie“ ihres Auserwählten müde Blasiertheit war. Ihr reiches Herz findet sich erkältet, und bald verachtet sie ihn, den sie als Gefährten für ein langes Leben erwählte. Sie kann noch von Glück sagen, wenn er sie infolge seines wüsten Vorlebens nicht körperlich krank macht. —

Wir haben in wohlüberlegter Absicht trah aufgetragen. Selbstverständlich sind nicht alle sogenannten gebildeten jungen Männer so. Das wäre ja zu trostlos. Zum Glück gibt es auch viele, die eine junge unschuldige Dame glücklich machen können. Aber tatsächlich ist der Typus, wie wir ihn schilderten, unter den jungen Männern des 20. Jahrhunderts nur zu häufig. Wir wünschten im Interesse der jungen heiratslustigen Mädchen, daß sie über diese Sorte junger Männer genau unterrichtet würden, ehe sie die Wahl für das Leben trafen. Die erfahrenen Mütter kennen diesen Typus ganz genau. Wäre es nicht ihre heilige Pflicht, ihre Töchter aufzuklären, wenn ein junger Mann dieser Sorte sich um sie bewirbt? Ist es nicht ein schreiendes Unrecht, ein junges Mädchen einem Manne zu überantworten, über dessen moralischen Wert es völlig im unklaren ist, dessen Wesen es absolut falsch beurteilt? Wir halten es jedenfalls für eine Pflichtvergeßlichkeit der Mutter, wenn sie ihre Tochter nicht aufklärt, solange es Zeit ist. Wie viele junge Mädchen würden es sich zehnmal überlegen, ehe sie einem Manne die Hand reichten, der durch wüstes Vorleben die Schätze seines Herzens völlig vergeudet hat! Uns scheint es besser, die jungen Mädchen aufzuklären vor der Ehe und ihnen damit vielleicht die Anbefangenheit zu rauben, als sie wie die Schafe in die Ehe zu schicken.

Für die Väter, welche Söhne zu erziehen haben, bei dieser Gelegenheit die ernste Mahnung, sie in richtiger Weise über die ihnen drohenden Gefahren aufzuklären, und sie davor zu warnen, die Schätze ihres Herzens und die besten Säfte ihres Körpers zu vergeuden! Viele junge Leute würden dadurch vor dem geistigen und körperlichen Bankrott gerettet werden können. Unbegreiflich und pflichtwidrig ist die Gleichgültigkeit mancher Jugenderzieher gerade auf diesem Gebiete.





## Mädchenbildung

Von

P. Gruß

Ein charakteristisches Zeichen unserer Zeit ist der ungeheure Subdrang zum Lehrerinnenseminar, der zu rapide gestiegen ist, um normal zu sein. Er entspringt wohl kaum einer neu erwachten Begeisterung für den Lehrerberuf, der in unserer Zeit schwieriger ist als je, weil die Ziele der Mädchenbildung noch zu wenig geklärt sind. Das beständige Laufen und Suchen nach neuen Wegen fordert Persönlichkeiten, die ein klares Urteil und eigene Initiative haben. Darum sollten die Eltern dem stürmisch erwachten Tätigkeitsdrang der jungen Mädchen prüfend gegenüberstehen und den Lehrerinnenberuf nur dann für sie wählen, wenn wirkliche Neigung und Begabung dafür vorhanden ist. Die sozialen Zustände unserer Zeit nötigen allerdings mehr und mehr zu einer beruflichen Ausbildung der Mädchen. Die Statistik beweist uns mit klaren Zahlen, daß nur zwei Drittel aller Frauen sich jetzt verheiraten, ja, daß im Mittelstande sogar nur die Hälfte die Erfüllung ihres natürlichen Berufes in der Ehe findet. Solche Zahlen drängen gebieterisch den sorgenden Eltern die Frage auf, die bisher nur für die Söhne Berechtigung hatte: Was soll aus unsern Kindern werden, damit sie dereinst wirtschaftlich sichergestellt sind und in einer befriedigenden Tätigkeit ihr Glück finden, wenn eigentliches Frauenglück ihnen versagt sein sollte?

Ich möchte hier nicht von denjenigen reden, welche eine ungewöhnliche Begabung naturgemäß auf einen wissenschaftlichen oder künstlerischen Beruf hinweist, sondern von der größeren Anzahl derer, die für das Familienleben geschaffen zu sein scheinen, aber — bei den ange deuteten ungünstigen Verhältnissen diese Hoffnung nicht erfüllt sehen. Nun sind ja eine Menge neuer Berufe den Frauen unserer Zeit eröffnet im gewerblichen Leben, im Post-, Eisenbahn- und Telegraphenwesen, welche den jungen Mädchen die gewiß nicht gering zu schätzende Möglichkeit gewähren, tunlichst rasch auf eignen Füßen zu stehen, sich selbst ihr Brot zu verdienen, sie aber innerlich unbefriedigt lassen. Manche hat mir das ausgesprochen.



Das gibt zu denken und beweist, daß nicht jeder Beruf sich für die Frau eignet, den sie vermöge ihrer intellektuellen Fähigkeiten ebensogut ausfüllen kann wie der Mann, sondern daß wir bei der Wahl uns an die Eigenart der Frau anzulehnen haben. Nur dann wird der Eintritt der Frau in das öffentliche Leben einen Kulturfortschritt bedeuten. „Unsere Kultur trägt heute noch einen männlichen Charakter,“ sagt Simmel, „die Frau soll keine Multiplikation männlicher Leistungen bringen, sondern die Kulturwerte durch solche Werte bereichern, die sie, nur sie zu schaffen imstande ist.“

Neuerdings öffnet sich auf dem Gebiete der Volkserziehung ein so herrliches, weites Feld, die dem Weibe eigentümlichen Gaben, seine pädagogische Veranlagung, den reichen Schatz an Liebe, den Gott in das Frauenherz gelegt, zum Wohle der durch die wirtschaftliche Entwicklung unserer Tage am meisten Geschädigten und Zurückgesetzten zu verwerten, daß es wohl angemessen sein dürfte, das Interesse auf diesen neuen Frauenberuf zu lenken.

Siebenhundert Fürsorgeheime hat der preußische Staat gegründet, für welche die geschulten Leiterinnen fehlen. Ich rede nicht von Besserungsanstalten, sondern von Erziehungshäusern für Anormale und für die in ihren Familien sittlich Gefährdeten, die nach dem neuen Gesetz ihren Eltern genommen und von Staats wegen erzogen werden.

Jährlich entstehen in den größeren Städten des Auslandes, in Amerika, in England, Frankreich, Spanien, Italien neue Heime für deutsche Bonnen, deutsche Dienstmädchen, für deren Leitung nur sehr schwer passende Persönlichkeiten gefunden werden können. Wie lange suchten wir beispielsweise für das Pariser Heim und für das Winterhome in Nizza nach einer gebildeten, pädagogisch und wirtschaftlich geschulten Dame, bis eine Vielefelder Johanniterschwester allen Anforderungen entsprach und eine sehr befriedigende Wirksamkeit dort fand.

Im Inlande ist die Zahl der Kinderhorte, der Heime für Ladnerinnen, Fabrikarbeiterinnen beständig im Zunehmen begriffen, wo die von ihrer Familie Losgelösten nicht nur Schutz, Obdach und leibliche Nahrung, sondern auch einen sittlichen Halt, einen Ersatz für den erziehlichen Einfluß des Elternhauses finden sollen.

Immer größer wird daher das Bedürfnis nach gebildeten und geschulten Frauenkräften, die die Notwendigkeit einer sittlichen Beeinflussung der Gefährdeten erkennen und in tatkräftiger Liebe helfen. Hier ist ein Feld, das ganz der weiblichen Eigenart entspricht, wo die mütterliche Veranlagung der Frau zu reichster Entfaltung kommt, wo kein Mann sie ersetzen kann, und deshalb der häßliche Konkurrenzkampf ganz schweigt.

Wie hat sich die Arbeit in der Armen- und Waisenpflege vertieft, seit die Frauen mit ihrem Takt, ihrer Herzenswärme, ihrem Feinsinn für individuelles Bedürfnis zur Mitwirkung herangezogen sind, so daß jetzt überall in den Städten der Ruf nach geeigneten Frauenkräften ertönt.

Allerdings sind letztere Stellen teilweise noch unbefollet, ehrenamtlich. Aber ich zweifle nicht, daß Staat und Kommune und vielleicht auch die

Kirche angesichts der wirtschaftlichen Notlage der Frauen dahin kommen werden, diese und ähnliche Stellen zu besolden, sehe auch keinen Grund, weshalb eine Frau, die ihre ganze Kraft an eine solche Aufgabe wendet, sich mehr scheuen sollte, Geld anzunehmen, als der Lehrer, der Arzt und der Geistliche für ihre Tätigkeit.

Wie und wo sollen aber solche Volkserzieherinnen ausgebildet werden?

In England, das uns auf fast allen Gebieten der Wohlfahrtspflege bahnbrechend vorangeht, haben 1887 einige Frauen, ehemalige Studentinnen der drei Landesuniversitäten, eine Vereinigung gegründet, „The Women's University Settlement“, deren Mitglieder für die Hebung der sittlichen und wirtschaftlichen Not in einem der ärmsten Londoner Stadtviertel praktisch tätig waren und bald die Notwendigkeit einer geregelten Ausbildung für ihre Arbeit erkannten. Sie schritten zur Einrichtung der ersten sozialen Kurse für Frauen.

In Deutschland war meines Wissens Frau Jeannette Schwerin die erste, welche das öffentliche Interesse nach dieser Richtung lenkte. Verschiedentlich hat auch Herr Professor Zimmer die Gründung eines sozialpädagogischen Seminars angeregt. Er nimmt die Unterweisung in der Hauswirtschaft, in der Religion, Erziehungslehre resp. Kinderpflege, Gesundheitslehre, kaufmännischem Rechnen als Grundlage einer Ausbildung für Volkserzieherinnen an, fordert aber zugleich auch Aufklärung über die sozialen Verhältnisse und die einschlägige Gesetzgebung. Ein erster praktischer Versuch war neben der sozialen Fortbildungsschule von Fräulein Dörfling und den Ausbildungskursen für soziale Hilfstätigkeit von Fräulein Alice Salomon in Berlin das Fröbelseminar in Kassel, bei dessen Gründung resp. Umgestaltung Herr Generalsuperintendent Pfeiffer und Fräulein S. Mecke die Ausbildung von Volkserzieherinnen als ein Hauptziel ins Auge faßten und die Auswahl der Lehrfächer nach dem vorstehend erwähnten Plane des sozialpädagogischen Seminars getroffen haben.

Auch ein mehrjähriger Besuch der Seminare der Diakonissenhäuser dürfte in die Arbeit einführen. Je nach unfrem Standpunkt werden wir die eine oder andre Anstalt wählen.

Nun wird man mir mit Recht entgegenhalten, daß für eine Tätigkeit wie die obengenannte die theoretische Ausbildung allein nicht genügt, daß sie vor allem Persönlichkeiten verlangt: Frauen mit starkem Willen, klarem Blick, warmem Herzen. Gewiß, ganz junge Mädchen eignen sich zu solchen Leiterinnen nicht! Aber die Jugend ist die Zeit der Saat. Ehe man Leiterin wird, heißt es Helferin sein, Erzieherin in Familien und Horden, in Sanatorien und Heimen.

Eine wunderbar bildsame Kraft geht von dem Unterrichtsstoff selber aus. Die Geschichte der christlichen und humanen Liebestätigkeit, das Beispiel so vieler edler Männer und Frauen, die in selbstloser Liebe sich der Elendesten annahmen, die bittere Not von Millionen Menschen unserer Tage, die großen Aufgaben, welche gerade der Frau auf sozialem Gebiete

harren, sie reden eine gewaltige, die Herzen erhebende Sprache. „Wer kann das hören mit aufmerksamem Herzen und dann sagen: Was geht das mich an?“

Alle Berufsbildung der Frauen krankt zum großen Teil an dem Umstand, daß sie nicht der natürlichen Bestimmung der Frau entspricht, daß alle jene für die Ausbildung aufgewendeten Summen teilweise nutzlos geopfert sind, sobald das junge Mädchen sich verheiratet. Diese Erwägung wird ein Demniss sein, solange das sozialdemokratische Ideal der Massenerziehung und des Massenhaushaltes ein Traum bleibt. Die Tatsache können wir nicht ableugnen, daß durch viele der jetzigen Frauenberufe das Mädchen dem Hause, dem Familienleben entfremdet wird. Ganz anders wirkt die vorgeschlagene Ausbildung: sie dreht sich um die Pole der eigentlichen Frauentätigkeit, vertieft nur die natürlichen Aufgaben der Frau, erzieht weiterblickende Hausfrauen, pflichtgetreue Gattinnen, Mütter, die sich ihrer großen Verantwortlichkeit bewußt sind, aber auch der Mittel und Wege, ihr gerecht zu werden. So schaffen die Summen, welche für diese Ausbildung geopfert werden, zunächst ideale Werte, die sich aber in jedem Fall, sei es im öffentlichen oder im Familienleben, in reale umsetzen werden.

Trotzdem wird die Idee einer solchen Tätigkeit für gebildete Frauen bei manchen Anstoß erregen, dessen bin ich mir klar bewußt. Aber das darf uns nicht zurückhalten, immer wieder darauf hinzuweisen, weil die Gefahr einer sittlichen Verwahrlosung des Volkes immer größer und der Konkurrenzkampf zwischen Mann und Frau auf vielen anderen Gebieten immer bedrohlicher wird. Wir sehen viele Familienväter brotlos, weil die Frauen, die billiger arbeiten, sie verdrängen. Die Frau soll aber Wunden heilen, nicht Wunden schlagen. Ihr ist von Gott die Kraft gegeben, bei den großen sozialen Gegensätzen ausgleichend zu wirken. Über die Grenzen der Familie hinaus soll sie in der mütterlichen Sorge für die darbedende, gefährdete Menschheit die Erfüllung ihrer Bestimmung finden.



## Im Nebel hockt —

Von

Elmar von Monsterberg

Der Regen schlägt mit toller Wucht  
Die Blätter von den Zweigen,  
Ein Windstoß wirbelt sie ins Moor —  
Zu letztem kurzen Reigen.

Sumpfwasser spritzt um meinen Fuß,  
Füllt gurgelnd meine Tritte,  
Im Nebel hockt Gevatter Tod —  
Und lauscht auf meine Schritte.





## Der Philosoph des Anarchismus und Nihilismus

Zum hundertjährigen Geburtstag Max Stirners

**W**er wagt es noch zu sagen, wir Deutsche seien nicht das Volk der Denker? Wir haben sogar einen, der nicht bloß die Anarchie verteidigte, sondern systematisch aus dem Ich ableitete, als vernünftigste Weltanschauung begründete und als praktischste Philosophie seinen Zeitgenossen empfahl, einen scharfsinnigen, dialektisch gewandten, rücksichtslos konsequenten Denker, der sein eignes Wort „Ein gewaltiges, rücksichtsloses, schamloses, gewissenloses, stolzes — Verbrechen“ nannte, ein Verbrechen, „begangen an der Heiligkeit jeder Autorität.“ Und er zählt unter die Philosophen, nimmt seine Stelle ein in der Geschichte der Philosophie, hat die modernste Philosophie nicht unwesentlich vorbereitet und beeinflusst! Was wollen wir mehr? Wir haben die abgründlichsten Denker, welche in die schauerlichsten Tiefen des Menschengewisses hinabgestiegen sind, — ach, daß doch bald einer käme, der uns wieder aus der Nacht und Finsternis des Nihilismus hinaufhöbe auf die lichten Höhen reiner, klarer, lebendigmachender und lebensfördernder Erkenntnisse, durch die der Menschengewiss nicht verarmt, nicht verderbt und zerstört wird, sondern durch die er zum kräftigen Wachstum und zu innerer Bereicherung kommt! Eines solchen bedürfen wir noch dringender als irgend eines andern Genies.

Am 25. Oktober dieses Jahres werden es hundert Jahre, daß Johann Kaspar Schmidt, bekannter unter dem Namen Max Stirner, in Bayreuth geboren wurde, und am 25. Juni waren es fünfzig Jahre, daß er in Berlin aus dem Leben schied. Der Philosoph des Anarchismus hat nur sehr wenig und zugleich wenig Bedeutendes geschrieben außer seinem grandios einseitigen und verblüffend ungenierten Buch: „Der Einzige und sein Eigentum“, Leipzig 1845. Wie eine Bombe fiel das Buch ins Lager der radikalsten Kritiker; die sich so verlegen und klein wie Waisenkneben fühlten gegenüber der Verwegenheit dieses Genossen, dessen Nihilismus seine schärfsten Waffen nicht gegen die Positiven, Konservativen, Religiösen und Mucker, sondern gegen sie, die vermeintlich Liberalen und Radikalen und Freigeister, wandte, um ihnen zu demonstrieren, wie sehr sie noch von Vorurteilen befangen, von Aberglauben befallen und millenweit von der wahren Geistesfreiheit entfernt seien. Als seinen Hauptgegner bezeichnet er Ludwig Feuerbach, der bewiesenen zu haben glaubte, es gebe keinen Gott, denn Gott sei nur ein Gemächte des Menschengewisses, eine Ein-

bildung menschlichen Dichtens. Nicht Gott habe den Menschen gemacht, sondern der Mensch mache sich seinen Gott. Der Mensch sei nicht das Ebenbild Gottes, sondern Gott das Ebenbild des Menschen, die blöde Erfindung des Menschengottes.

Nicht daß M. Stirner etwa diese Sätze bestritten und geleugnet hätte; weit entfernt, sie bilden vielmehr das vermeintlich sichere Fundament, auf das er sich stellt, die Voraussetzung seines Denkens. Aber er wirft Feuerbach vor, daß er auf halbem Wege stehen bleibe, daß er die Konsequenzen seines Denkens nicht ziehe, daß darum all seine Kritik an der Religion und am Christentum wirkungslos und umsonst sei. Er hätte noch viel weiter gehen sollen. Und Mag Stirner hat die Stirne, am weitesten bis zum reinen Nichts zu gehen. „Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt“ — mit diesem Satz beginnt sein Buch und mit diesem Satze schließt sein Buch, das nur beweisen soll, daß Anfang, Mitte und Ende aller Dinge „nichts“ ist. Natürlich! Wir ehren in Stirner die klare, kalte, kühne Konsequenz seines Denkens. Wenn kein Gott ist, dann ist überhaupt nichts, dann kann nichts sein, dann ist alles, was ist, doch nur ein Nichts, und dann müssen wir uns und alle Dinge als nichts erkennen und müssen auch anerkennen, daß nichts immer nur nichts ist.

Die Konsequenz des Atheismus ist immer der Nihilismus. Dies mit dem ganzen Scharf sinn seines Geistes für immer gezeigt zu haben, ist das unbestreitbare Verdienst Mag Stirners; darum verdient er eine Stelle in der Geschichte des menschlichen Denkens. Stirner glaubt an den Atheismus, darum ist auch seine unerschütterliche Überzeugung die Anarchie und der Nihilismus. Er war in den Irrtum verrannt, der Atheismus sei beweisbar und Feuerbach habe ihn unwiderleglich bewiesen; darum war er denn auch vom Wahn unheilbar befallen, der fanatischste Egoismus sei das einzig vernünftige Prinzip des menschlichen Lebens und Handelns. Gibt es keinen Gott, warum sollte nicht ich der einzig berechtigte Faktor in der Welt sein? Warum nicht ich die ganze Welt als mein Eigentum in Anspruch nehmen? Warum sollte nicht ich, der einzig Berechtigte in der Welt, mein Eigentum möglichst genießen, mein kurzes Leben, das nichts ist, wie die ganze Welt nichts ist, nicht möglichst „vertun“? Es gibt keinen Gott: darum hab' ich mein' Sach' auf nichts gestellt! „Mir geht nichts über mich.“

Es ist von eigenartigem Interesse, sich Stirners Gedankengang und Beweisführung vor Augen zu stellen. Wir tun es in möglichster Kürze.

Feuerbach hat uns von Gott, von seinem Dasein und Wesen, seiner Autorität und Heiligkeit befreit und uns gezeigt, daß, was wir Gott nennen, nur die Verobjektivierung, ein Nach-außen-setzen des eignen Wesens und Geistes ist. „Aber was gewinnen wir, wenn wir das Göttliche außer uns zur Abwechslung einmal in uns verlegen? Wir erwidern darauf: das höchste Wesen ist allerdings das Wesen des Menschen, aber eben weil es sein Wesen und nicht er selbst ist, so bleibt es sich ganz gleich, ob wir es außer ihm sehen und als ‚Gott‘ anschauen, oder in ihm finden und ‚Wesen des Menschen‘ oder ‚der Mensch‘ nennen. Ich bin weder Gott noch der Mensch.“ Ich bin ich. Ich bin weder „der Geist Gottes“, noch der Menschengott. Der Geist ist etwas andres als ich. „Hast du schon einen Geist gesehen? Nein, ich nicht, aber meine Großmutter. Siehst du, so geht's mir auch; ich habe selbst keinen gesehen, aber meiner Großmutter liefen sie allerwege zwischen die Beine, und aus Vertrauen zur Ehrlichkeit unserer Großmutter glauben wir an die Existenz von Geistern.“ Dem Dasein von Geistwesen liegt nur der Gespensterglaube zu-

grunde. Es gibt so wenig Geist und Geister, als es einen Gott gibt. Wer noch an Geist und Geister als Wirklichkeiten glaubt, die doch niemand gesehen und erfahren hat, hat einen Sparren zuviel. Das ist lauter Spul. Du glaubst, in dir lebe ein Geist, aber dies ist unheimlicher Geisterpul; du bist „beseffen“ vom Aberglauben, daß du Geist seist, du hegst eine „fixe Idee“.

Und weil du kein Geist bist, glaubst du, einer werden zu sollen; machst dir zur Lebensaufgabe, Geist und geistig zu werden, „heiliger Geist“. Und damit zieht ein ganzes Heer von Spulgestalten bei dir ein. Was ist „heiliger Geist“? Heilig ist die Wahrheit, heilig das Recht, die gute Sache, die Sittlichkeit, die Majestät, die Ehe, das Gemeinwohl, die Ordnung, das Vaterland usw. usw. Aber, Mensch, es spukt in deinem Kopf; du hast einen Sparren zuviel. Du bildest dir Dinge ein, die gar nicht existieren. Du hast und quälst dich mit fixen Ideen! Die Welt ist ein großes Narrenhaus, weil alle von der fixen Idee beseffen sind, sie müßten gute Christen, tugendhafte Menschen, sittliche Wesen werden und sein. Die „Beseffenheit“ zeigt sich darin, daß die Menschen ihre Narheiten für „Eingebungen“ und mit Begeisterung, Enthusiasmus, Fanatismus ihren Sparren für Wirklichkeit halten. Wie man früher für Gott und den Kirchenglauben kämpfte, kämpft man heute für „den Menschen“ und für den Staatsglauben, für Sittlichkeit und Recht gegen vermeintliche Sünden und Verbrechen. Die Herrschaft der Sittlichkeit ist auch eine Hierarchie. „Erst dann hat der Mensch das Schamanentum und seinen Spul wirklich überwunden, wenn er nicht bloß den Gespensterglauben, sondern auch den Glauben an den Geist abzulegen die Kraft besitzt.“ Es gilt den Kampf gegen „die Herrschaft und Allgewalt des Geistes“, der Ideen, der Begriffe, der sog. Wahrheiten und Tugenden, gegen den Geisterpul der Ideale.

Dein Geist ist nur, was du denkst, und du denkst deine eignen Gedanken. Also ist's Narrheit, sich von dem beherrschen zu lassen, was dein eigenstes Geschöpf ist, statt daß du der Herr deiner Gedanken bist und sie brauchst, wie du magst und wie es dir Nutzen und Vorteil und Macht einträgt. Deine Gedanken besitzen nur so viel Wahrheit und Gehalt, als du ihnen beilegst; von dir allein hängt ab, was du wahr und gut oder falsch und böse nennen willst: Narrheit, wenn du wähnst, es gebe etwas in sich selbst Wahres oder Falsches, Gutes oder Böses. Nichts ist Sünde, Laster, Verbrechen, sobald du nicht selber es dafür hältst und dazu stempelst.

Stirner sucht seine Ansicht auch historisch zu begründen. Den Alten war die Welt eine Wahrheit. Aber sie haben selbst darauf hingearbeitet, ihre Wahrheit zur Lüge zu machen. Das geschah in der glänzenden Zeit des perikleischen Jahrhunderts. Die Sophisten warfen alles Bestehende um. Mit mutiger Redheit sagten sie: Laß dich nicht verblüffen, brauche gegen alles deinen Verstand, deinen Witz, deinen Geist. Damit kommt man am besten durch die Welt und hat das angenehmste Leben. Sie erkennen im Geist die beste Waffe des Menschen. Sie ringen nach dem Geist. Das Christentum bringt nun den Geist zur Herrschaft und entgöttlicht die Welt. Gott ist der Geist. Die Welt und der Mensch muß voll Gottesgeist werden. Man muß der Welt absagen, um göttlich, heilig, geistig zu werden. Aber man kam allmählich dahinter, daß dies auch nur Lüge und Einbildung und unerreichbar und unmöglich sei. Und so setzte man in der Neuzeit an die Stelle Gottes und seines Geistes den Menschen und den Menscheng Geist. Und nun halten die sich für die Freien, Liberalen, welche alles dem Menscheng Geist, der Menschheitsidee, dem Geist der

Menschlichkeit unterwerfen wollen. Aber wir müssen auch über den religiösen, politischen, sozialen Liberalismus hinauskommen, denn das ist alles Hierarchie des Geistes. Die Literaten schreiben ganze Follanten über den „freien Staat“, ohne die fixe Idee des Staates selbst in Frage zu stellen; unsre Zeitungen frohen von Politik, weil sie in den Wahn gebannt sind, der Mensch sei ein Zoon politikon, ein Gesellschafts- und Staatswesen. So vegetieren Liberale im „Menschentum“, tugendhafte Menschen in der „Eugend“, ohne jemals an diese fixe Idee das Messer der Kritik zu setzen. Unsre Liberalen streben darnach, daß Pressefreiheit gewährt werde, aber sie meinen nur Preßerlaubnis, denn Freiheit kann man nicht gewähren, man muß sie sich nehmen. Unsre religiös Aufgeklärten und Lichtfreunde bekämpfen die Wunder u. dgl., aber die Religion selbst wollen sie stehen lassen. So ist's mit der Sittlichkeit; die helleren Köpfe sind tolerant, aber die Sittlichkeit selbst lassen sie unberührt. So sagt Proudhon, der Mensch sei bestimmt, ohne Religion zu leben, aber das Sittengesetz sei ewig und absolut. Der Liberalismus ist noch weit entfernt von der Geistesfreiheit. Genau so ist's auch mit dem sozialen Liberalismus, der durch sein Genossenschaftswesen, seinen Kommunismus und Arbeitsstaat alle zu gemeinsamen Lumpen und Arbeitsknechten machen will, statt die reine und volle Anarchie zu erstreben, in der allein jeder sein eigener Herr ist.

Nachdem wir hinter die Nichtigkeit, Eitelkeit und Vergänglichkeit gekommen sind, nachdem die Welt entgöttert ist, kommen wir auch dahinter, daß es mit dem Geist nichts ist, daß auch der Geist nur ein Gespenst ist, in nichts als in den Gedanken und Ideen besteht, deren Schöpfer ich selbst bin, die ihre Macht, ihre Autorität, ihren Einfluß und Herrschaft nur von mir selbst zu Lehen tragen. Nun erkenne ich, daß ich der Einzige bin, daß ich der Eigner meiner selbst, meines Geistes, meiner Gedanken, meiner Welt bin. „Ich bin der Herr der Welt; mein ist die Herrlichkeit.“ „Ich schalte und walte in meinem Eigentum, wie mir's beliebt.“ „Als ich mich dazu erhoben hatte, der Eigner der Welt zu sein, da hatte der Egoismus seinen ersten vollständigen Sieg errungen, hatte die Welt überwunden.“ Bin ich aber der Einzige, der alleinige Herr der Welt, dann kann und darf es außer mir keine Herrschaft mehr geben. Darum muß alle andre Herrschaft, welcher Art sie sei, alle göttliche und menschliche, religiöse und sittliche, politische und soziale gedrohen und vernichtet und absolute Anarchie hergestellt werden. Also „suchet euch selbst, werdet Egoisten, werdet jeder von euch ein allmächtiges Ich“.

Meine Freiheit aber wird erst vollkommen, wenn sie meine — Gewalt ist. Freiheit ohne Macht und Gewalt ist ein hohles Wort. Mein einziger Beruf ist Eigennus, Eigensinn, Eigenliebe, Eigenwille, Eigenheit. Das Christentum hat allen diesen Worten einen bösen Sinn gegeben. Deswegen schreiet unser Bewußtsein immer noch vor dem sogenannten Bösen zurück. „Es hat überhaupt allmählich ehrsüchtige Wörter zu unehrlichen umgestempelt; warum sollte man sie nicht wieder zu Ehren bringen?“ So rührt auch die Geringschätzung des Ichs vom Christentum her.

Also alle Staatsordnung, alles Recht und Gesetz muß untergehen, daher auch der Staat selber und jegliche Art von Gesellschaft. An die Stelle der Gesellschaft muß der bloße Verkehr treten, wie eben Egoisten miteinander verkehren, indem jeder nur seinen Vorteil im Aug hat und sich vor der Benachteiligung durch die andern Egoisten hütet. Statt der Menschheit entsteht dann „ein Verein von Egoisten“. „Ich werde der Feind jeder höheren Macht sein.“

„Mein Verkehr mit der Welt besteht darin, daß ich sie genieße und sie zu meinem Selbstgenuß verbrauche.“

Denn was ist schließlich Lebenszweck? Nichts andres, als daß ich mein Leben genieße. „Man nützt das Leben, indem man es und sich verzehrt.“ „Ich bange mir nicht um das Leben, sondern vertue es.“ „Von jetzt an laute die Frage, nicht wie man das Leben erwerben, sondern wie man es vertue, genießen könne, nicht wie man das wahre Ich in sich herzustellen, sondern wie man sich aufzulösen, sich auszuleben habe.“

„Eigner bin ich meiner Gewalt, und ich bin es dann, wenn ich mich als Einzigen weiß. Im Einzigen lehrt selbst der Eigner in sein schöpferisches Nichts zurück, aus welchem er geboren wird. Stell' ich auf mich, den einzigen, meine Sache, dann steht sie auf dem Vergänglichen, dem sterblichen Schöpfer seiner, der sich selbst verzehrt, und ich darf sagen: Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt.“

Und was sagen wir zu dieser Philosophie? Das ist bald gesagt. Max Stirner, der die ganze Welt für ein Narrenhaus hält, wo lauter von fixen Ideen Beseffene sind, von Wahnideen, von denen sie sich nicht befreien können, — ist selber von den allergrößten Wahnideen beherrscht und beseffen: von der Wahnidee, daß das Ich der Einzige und der Eigner der ganzen Welt sei, von der Wahnidee, daß der absolute Egoismus ein vernünftiger Gedanke und praktisch durchführbar sei, von der Wahnidee, daß Wahrheit und Sittlichkeit nichts als Spul und Aberglauben seien. Vor allem aber leidet er an dem Wahn, der Atheismus sei eine ausgemachte Sache, an der nicht mehr gerüttelt werden könne. Und eben darum, weil er selbst mit dem schwersten Irrsinn belastet ist (schon seine Mutter verfiel in Irrsinn), darum geht es ihm wie allen Irren, die alle sich allein für vernünftig und alle andern für verrückte Narren halten. Darum erklärt auch Stirner die ganze Welt für ein Narrenhaus; nur er hat vernünftige Gedanken. Es geht ihm auch wie allen Irrsinnigen: ihre fixen Ideen wissen sie mit scharfsinnigster Dialektik aufzustellen und darzulegen, aber für alles andre sind sie teilnahmslos und stumpfsinnig.

Wie ganz abnorm Stirners Geisteszustand war, zeigt unzweifelhaft seine Lebensführung. (S. H. Malay, Max Stirner, sein Leben und sein Werk, Berlin u. Leipzig 1898.) Seine Gymnasial- und Universitätsstudien muß er, man weiß nicht warum, öfter und lange unterbrechen. Endlich bringt er es zum Lehrerexamen, das er nur bedingt besteht. Er nennt sich zwar Gymnasiallehrer, bringt es aber nie zu einer Anstellung; nennt sich auch Dr. phil., ohne den Doktorgrad erwerben zu können. Die Not zwingt ihn, an einer Privatmädchenschule Unterricht zu erteilen, aber so bald wie möglich entzieht er sich auch dieser Arbeit. Die psychische Energielosigkeit, Arbeitscheu und praktisches Ungeschick vereinen sich bei ihm, wie bei allen Irren. Regellos lebt er in den Tag hinein. Dagegen ist er ein ständiger Gast in der berühmtesten Bierkneipe von Hippel in Berlin, wo allabendlich das gesamte Geistesproletariat und alle unzufriedenen Köpfe und verkommenen Genies in Berlin zusammenkamen, ihre Gedanken und Reformpläne zum besten gaben, disputierten, tranken und spielten, Männer und „Damen“, wo es oft sehr gemein und ungeniert herging. Da war Stirner ein ständiger, stiller, in sich gekehrter Gast, der nur zum Reden kam, wenn er seine Wahnideen austragen konnte, sonst aber schweigend hinbrütete. Auch dieses apathische Verhalten ist ein eklatanter Beweis von Irrsinn.

Da er alle Arbeit und alle Geschäfte vernachlässigte, geriet er bald in



die größte Not, so daß er zu den verzweifeltsten und unpraktischsten Auswegen griff. Bald verließen ihn alle seine „Freunde“ und kümmerten sich nichts mehr um ihn. Niemand wollte ihm mehr „pumpen“, seine Gläubiger, so egoistisch wie er selber, brachten ihn zweimal auf mehrere Wochen in Schuldhafte, und weil er, der in seinen Gedanken „der Eigner der ganzen Welt“ war, seine Wohnungsmiete nicht bezahlen konnte, mußte er alle Augenblick seine Wohnstätte wechseln. Niemand wußte, wovon er eigentlich lebte. Er, der Egoist, mußte durch Inserat in einer Zeitung mitleidige Leute um ein Darlehen bitten; aber niemand wollte ihm leihen. Not und Elend, Vereinsamung und Verlassenheit stiegen aufs höchste gerade im besten, kräftigsten Mannesalter, wo es normale Menschen zu etwas Rechtem bringen. Da kam ihm Erlösung durch — eine Mücke. O grausame Lücke des Schicksals, o sonderbarer Zufall: er, der Einzige, der Eigner der Welt, der seine ganze Sache auf sich selber und auf nichts gestellt hatte, wurde eines Tages von dem kleinen, schwachen Mücklein in den Nacken gestochen; es trat Blutvergiftung ein, die ihn in wenigen Tagen wegraffte. Sein Leben war „vertan“.

Mit ihm schien auch sein Buch gestorben und vergessen. Aber es zeitigte doch seine Frucht. Ein Menschenalter später, als es erschienen war, trat Fr. Nietzsche auf, der, nachweisbar von Stirner beeinflusst, in viel vornehmerer Weise, nicht so plump und grob, eine Reihe ähnlicher Gedanken zutage förderte. Die Nietzsche-Gemeinde hat zwar in majorem magistri gloriam dieses Abhängigkeitsverhältnisses beharrlich zu leugnen versucht, aber äußere und innere Gründe sprechen dafür.

Es ist unbestreitbar konstatiert, daß Nietzsche einem ihm nahestehenden Studierenden Stirners Buch zum Studium empfohlen hat. Also hat er es selbst gekannt. Dies hat man abgeleugnet und den Schluß von der Empfehlung auf Kenntnis für unzutreffend erklärt, weil es ja nicht so selten sei, daß man auf ein Buch hinweise, ohne es selber genauer zu kennen. Allein dies trifft hier nicht zu, denn ein Universitätslehrer wird einen Jüngling, dessen Bildung ihm besonders empfohlen wurde, nicht auf ein ihm selber unbekanntes Buch hinweisen, da er ja immer gewärtigen muß, der ihm nahestehende Schüler werde mit ihm, seinem Lehrer, über das Buch reden, wo er dann blamiert wäre, wenn seine Unkenntnis an den Tag käme. Die Empfehlung des Buches beweist die Kenntnis seines Inhalts.

Aber innere Gründe sprechen noch viel stärker.

Da ist fürs erste zu sagen, daß auch Nietzsche, wie Stirner, es für erwiesen und unbestreitbar fest annahm, daß es keinen Gott gebe. Daher erklärt er es geradezu für unanständig, auch nur noch von Gott zu reden; das können nur noch Heuchler und Dummköpfe. Er geht also von derselben Voraussetzung aus, wie Stirner. Gemeinsam haben ferner beide ihren glühenden Haß gegen alle Ideen, Ideale, gegen alle höheren Gedanken, die Autorität in Anspruch nehmen könnten. Wahrheiten sind Phrasen. Auch schon Stirner behauptet, daß weder Wissenschaft noch Wahrheit etwas sei, daß Wahrheit und Lüge für mich ganz gleich seien und ich von jedem mit gleichem Rechte Gebrauch machen darf. „Ich bin über wahr“, sagt Stirner S. 464 (vgl. auch S. 465, 467, 473). Eine der glänzendsten und geistreichsten Partien der Schriften Nietzsches ist seine Genealogie der Moral; aber den Grundgedanken finden wir schon bei Stirner: S. 222 u. f. „Weil das Christentum, unfähig, den einzelnen als einzelnen gelten zu lassen, ihn nur als abhängig dachte . . . , so mußte bei ihm

alles ‚Eigene‘ in ärgsten Verruf kommen: Eigennutz, Eigensinn, Eigenheit, Eigenliebe usw. Die christliche Anschauungsweise hat überhaupt ehrliche Wörter zu unehrlichen umgestempelt; warum sollte man sie nicht wieder zu Ehren bringen?“ Steckt in diesen Worten nicht schon Nietzsche's „Umwertung aller Werte“, das „Zerbrech'n aller Tafeln“? Stirner fährt fort: „Unsere Sprache hat sich so ziemlich auf den christlichen Standpunkt eingerichtet, und das allgemeine Bewußtsein ist noch zu christlich, um nicht vor allem Nichtchristlichen als vor einem Bösen zurückzuschrecken. Deshalb steht es auch schlimm um den Eigennutz“.

Ferner hat Nietzsche von Stirner die Verachtung alles politischen, religiösen und sozialen Liberalismus gelernt und kann wie dieser nicht genug spotten über die, welche sich für „Freigeister“ halten und doch noch so viele Autoritäten über ihrem Ich anerkennen.

Wir könnten nicht fertig werden, wenn wir alle prinzipiellen Grundgedanken aufzählen wollten, die Nietzsche schon bei Stirner gelesen hat. Aber auch formell, im Ausdruck der Gedanken, hat Nietzsche von Stirner gelernt: die paradoxe, antithetische Ausdrucksweise, worin der Aphorismus brilliert. Meint man nicht Nietzsche zu hören, wenn Stirner schreibt: „Der Denkende unterscheidet sich vom Glaubenden dadurch, daß er viel mehr glaubt als dieser, der sich seinerseits bei seinem Glauben viel weniger denkt. Der Denkende hat tausend Glaubenssätze, wo der Gläubige mit wenigen auskommt“ (S. 459). Auch die Verkehrung von Bibelsprüchen in ihren gegenteiligen Sinn hat Nietzsche von Stirner lernen können. Wie N. sagt: „Nehmen ist seliger als geben,“ so sagt Stirner: „Wir sind allzumal vollkommen und auf der ganzen Erde ist nicht ein Mensch, der ein Sünder wäre!“ (S. 481). Seiner christfeindlichen Autorität sucht N. wie Stirner Ausdruck zu geben durch die von Jesus gelernte Redeformel: „Ich aber sage dir“ (S. 483).

Also materiell und formell steht Nietzsche auf Stirners Schultern.

Aber noch eins. Wer den geistigen Entwicklungsgang Nietzsche's kennt, weiß, daß der in seiner Jugend streng orthodox erzogene und unterrichtete und so denkende Nietzsche durch die Schopenhauersche Philosophie über Religion und Christentum hinauskam, und daß er ein begeisterter Anhänger Schopenhauers wurde, den er als seinen philosophischen Erzieher und Meister anerkannte. Aber ein bis heute unaufgeklärtes Geheimnis ist es geblieben, wie er von Schopenhauer wieder los- und über ihn hinauskam. Was brachte ihn dazu, den Schopenhauerschen Pessimismus und seine Mitleidsmoral aufzugeben? Was befreite sein Denken innerlich von Schopenhauer? Aus Nietzsche's Schriften und seiner Polemik gegen seinen Meister geht deutlich hervor, daß es die Erkenntnis war, die Tendenz des Menschenwesens gehe nicht auf Lebenserhaltung, sondern auf Erwerb von Macht und Gewalt und Herrschaft. Dies aufzuweisen und zu rechtfertigen ist aber gerade die einzige Tendenz und der letzte Endzweck von Stirners Einzigem und seinem Eigentum. Dieses Licht ist Nietzsche von Stirner aufgesteckt worden. Und an die Stelle des Mitleids den nackten Egoismus zu setzen und moralisfrei zu werden, war auch der natürliche Erfolg der Lektüre von Stirners Buch. Jede Veränderung hat ihre Ursache, auch jeder Umschwung in der Denkweise und Gesinnung. Nichts aber verändert sich von selbst und aus sich selbst und ohne Anstoß und Reiz. Auch der zum moralisfreien Übermenschen strebende Nietzsche macht keine Ausnahme von den physikalischen und psychologischen Naturgesetzen. Um die große Veränderung und Gedankenbewegung von Schopenhauer weg und über ihn hinaus zum Über-

menschen machen zu können, bedurfte auch ein Nietzsche eines Anstoßes von außen, und der war bei Nietzsche nichts anderes als Stirners Einziger und sein Eigentum.

Aber warum hat denn Nietzsche außer gegen seinen intimsten Schüler so hartnäckig über Stirner sich ausgesprochen und ihn in seinen vielen Schriften gar nie auch nur erwähnt? Dies hat seine guten, natürlichen Gründe. Wie oft ermahnt er nicht, daß man sein Innerstes nicht preisgeben und seine letzten Gedanken nicht offenbaren solle; und in den feinen, hochgebildeten und aristokratischen Kreisen, in denen N. sich zu Basel bewegte, ja überall in der Welt der Gebildeten wäre er für immer diskreditiert gewesen, wenn er auch nur irgendwelche Sympathie mit dem plumpen, rücksichtslosen, auf seinen nackten Egoismus und Anarchismus pochenden Stirner hätte merken lassen; hatte doch die hochnotpeinliche Zensur zu Berlin den Druck von Stirners Buch nur aus dem Grunde zugelassen, weil die dargelegten Gedanken so übertrieben seien, daß niemand ihnen beistimmen werde. Übrigens darf auch nicht übersehen werden, daß, wenn auch N. von denselben Voraussetzungen ausging, wie Stirner, und dasselbe Gedankenmaterial verarbeitete, er doch ein viel feinfühligere, vornehmer, geistvoller, weiter und höher blickender Denker war, dessen letzte Zwecke und Ziele turmhoch die auf dem Bodensatz des Lebens sich bewegenden Gedanken Stirners überragten.

Aber dennoch, im großen Kampf ums Dasein der Ideen und Geister überlebt doch auch nur der, welcher die stärkste Stirne hat, und die hat offenbar Max Stirner gehabt. Während die Nietzscheaner ein immer kleineres Häuflein werden, hat sich Stirners Anarchismus und Nihilismus zu einer ganz Europa heimlich unterwühlenden Partei entfaltet, deren Anhänger mit Dolch, Revolver und Bomben sich zu Eignern der ganzen Welt machen und beweisen wollen, daß sie ihre Sache auf nichts gestellt haben.

F. Heman



## Kultusminister von Stubi

Wir denken an einen Vorgänger des Herrn v. Stubi, an den Kultus- und Kulturkampfminister Falk. Er hat großes für die Volksschule vollbracht, und noch heute segnet die Lehrerschaft sein Andenken. Kaiser Wilhelm I. hatte diesem verdienstvollen Minister gelegentlich seines Abgangs den Adel zugebracht. „von Falk!“ Das klingt natürlich und deshalb nicht übel. Der Minister hat jedoch den Kaiser, von der Adelsverleihung Abstand zu nehmen. Dieses Verhalten kennzeichnet den Mann. Vergleichen wir mit seinen Leistungen diejenigen des Herrn v. Stubi, so gerät die Wage in ein bedenkliches Schwanken. „Gewogen und zu leicht gefunden!“ Und werfen wir auch den Schwarzen Adlerorden zu den Eaten des Ministers in die Wagschale, so ändert das nichts an dem Resultat. Da drängt sich unwillkürlich die Frage auf: „Wie ist diese Ordensverleihung, mit der die Erhebung in den Adelsstand verbunden ist, einigermaßen zu erklären?“ Die Verabschiebung des Schulunterhaltungs-Gesetzesentwurfs rechtfertigt die kaiserliche Auszeichnung nicht im geringsten. Es ist ein offenes Geheimnis, daß Herr v. Stubi an der Entstehung des Entwurfs und der

schließlichen Annahme desselben durch den Landtag unschuldig ist. Die Väter des Gesetzes sind Dörpfeld, Hackenberg, Zedlitz-Neutirch und Schwarzkopff. Wer mit der Pädagogik des vor ungefähr zwanzig Jahren verstorbenen Pädagogen Dörpfeld vertraut ist und zudem weiß, welchen ungeheuern Einfluß er auf Hackenberg ausgeübt hat, der erhält damit den Schlüssel zu manchem schulpolitischen Vorkommnis der letzten Jahre. Mit dem Pädagogen Hackenberg arbeitete der Politiker Zedlitz Hand in Hand. Das Kompromiß war fertig. Herr v. Studt mußte sich glücklich schätzen, daß das Parlament aus eigener Initiative heraus für ihn handelte. Er selbst war der geschobene Mann. Nichtsdestoweniger war er in Hofkreisen hoch angeschrieben. Als Anhänger der Konfessionsschule und der geistlichen Schulaufsicht sah man in ihm einen Damm gegen den über veraltete Einrichtungen hinwegstürmenden Lehrerstand. Dieser ist den Männern und Frauen der „Kreuzzeitung“ und des „Reichsboten“ wegen seiner liberalen Bestrebungen ein Dorn im Auge, und man hat es verstanden, sogar den Kaiser gegen die großen Lehrerverbände einzunehmen.

Wir müssen es mit Bedauern feststellen, daß die Kämpfe um den Entwurf des Schulunterhaltungsgesetzes den Riß zwischen Minister und Lehrern noch bedeutend vertieft hat. Wir erinnern nur an den Zusammenstoß zwischen v. Studt und Kopsch! Wir erwähnen den Vorfall, weil er typisch ist für das Verhältnis des Ministers zu seinen 80 000 Lehrern. Sie alle, ohne Unterschied der Parteirichtung, sind in der Überzeugung einig, daß es noch keinen preußischen Kultusminister gegeben hat, der den Zündstoff der Unzufriedenheit in solchem Maße aufhäufte, wie Herr v. Studt. Man gehe nur in die freien Konferenzen, auf die Schulhöfe oder überhaupt dorthin, wo zwei oder drei Lehrer zusammen sind! Kommt das Gespräch auf den derzeitigen Unterrichtschef, dann schüttelt alles den Kopf, und es ist gut, daß der Minister die Urteile nicht hört, die auch konservativ gesinnte Lehrer über ihn fällen. Wir möchten diesen Umstand scharf hervorheben; denn es gibt Leute, die den Minister und seine Räte glauben machen, es sei nur der freisinnige Teil der Lehrerschaft, der dem jetzigen Ministerium die wohlverdiente Ruhe gönne. Es hat die ganze Lehrerschaft in die Opposition hineingetrieben, die pädagogischen Leser des „Reichsboten“ nicht weniger als die sogenannten „Freunde der Gleichstellung“. Dieser Bund innerhalb des preußischen Lehrervereins hat einen doppelten Zweck. Einmal soll er für alle Lehrer ein gleiches Gehalt anstreben, und dann hat er die Aufgabe, den freisinnigen Strömungen in den großen Vereinen einen Damm entgegenzusetzen. Es blieb Herrn v. Studt vorbehalten, die Tätigkeit dieses Vereins nach jeder Richtung hin lahmzulegen. Die „Freunde“ hatten gehofft, der Minister werde ein Einsehen haben und den darbedenden Landlehrern eine Alterszulage von 200 Mark gewähren. Der Minister hält — 120 Mark für völlig ausreichend! „Wie ist es möglich?“ fragt sich jeder Lehrer. Nun, wir hatten im vorigen Sommer Gelegenheit, den Minister verschiedentlich in dem Lugsort Baden-Baden zu sehen. Wir gönnen ihm diese Erholung von Herzen, sind aber der Meinung, daß ein Mann, der sich einen Kuraufenthalt in Baden-Baden und eine Gehaltserhöhung von 14 000 Mark leisten kann, gar nicht befähigt ist, die bittere Notlage eines Landschullehrers zu empfinden.

Je länger Herr v. Studt im Amte ist, um so mehr charakterisiert sich seine Ministerlaufbahn als eine Kette verhängnisvoller Mißerfolge. Uns wundert es nicht, daß man diese Tatsache und die Gefahr, die darin eingeschlossen liegt, in den obersten Regionen nicht kennt. Vom Kaiser weiß man, daß er die Presse

und ihre Leute sehr gering einschätzt, um nicht zu sagen verachtet. Da fällt es einer kleinen, aber mächtigen und einflussreichen Gruppe aus seiner Umgebung nicht schwer, dem Monarchen die Welt da draußen so zu malen, daß sich die betreffenden Herren als angenehmes Gruppenbild vom Hintergrund abheben. Die Wahrheit bekommt der Kaiser nie zu hören, auch nie zu sehen. Die Stimme des Volkes dringt nicht mehr zum Thron. Krieger- und Heldentat finden dort ihr Lorbeerblatt auch heute noch aufgehoben, gewisse Richtungen in der Kunst, der Wissenschaft und Technik ebenfalls. Aber die Schule, die verachtete Volksschule? Man hütet sich, sie auch nur mit dem Ärmel zu streifen! Wir würden diese Sätze nicht schreiben, wenn sie nicht den Schlüssel lieferten zu den geradezu rätselhaften Vorgängen, wie sie die letzten Jahre auf schulpolitischem Gebiete gesehen haben.

Ein Rätsel war schon die Berufung v. Studts ins Kultusministerium. In Westfalen weiß heute noch niemand, weshalb eigentlich gerade der Oberpräsident dieser Provinz der Chef im Ministerium des Geistes wurde. Ein Parlamentarier war Herr v. Studt ganz und gar nicht, auch kein Redner, ferner auch kein Mann, der irgendwelche befruchtenden Ideen in sein Ressort mitbrachte oder einen weiten Blick offenbarte. Nichts von alledem! Aber eins war ausschlaggebend: v. Studt war Reichsboten-fromm, oder, wie er selbst bekant, „ein positiver Christ“, so positiv, daß ihm die geistliche Schulaufsicht unentbehrlich ist. Unserer Kaiserin wird, im allgemeinen wohl mit Recht, nachgerühmt, daß sie sich um Politik nicht kümmert. Solche, die es wissen können, halten aber an der Überzeugung fest, die Berufung v. Studts sei die Erfüllung eines Lieblingswunsches der Kaiserin und eines Hofpredigers gewesen. Man betrachtete ihn in diesen Kreisen als eine Säule der Religion. Von dieser Ansicht ist man auch heute noch nicht zurückgekommen.

Es ist nicht schwer, erdrückendes Material darüber beizubringen, daß das Wesen pädagogischer Dinge dem Minister etwas Unbekanntes ist. Er weiß auch nicht, was unserer Volksschule nottut, und was die Lehrerschaft fordern darf. Sein Vorgänger Boffe verstand es, durch seine rasche Orientierungsgabe und durch herzliche persönliche Anteilnahme an dem Geschick der ihm unterstellten Lehrer sich Sympathien zu sichern, die das Grab überdauert haben. Die Wärme eines Boffe wurde durch den Bureautraktismus eines Studt abgelöst und die Hoffnungen der Lehrerschaft erstickte ein frostiger Reif. Der Instanzenweg, der noch nie den Weg zum Herzen und Gewissen gefunden hat, war die einzige Möglichkeit einer Verbindung der Lehrer mit ihrem Chef. Die Organisation und die Aufgabe des deutschen Lehrervereins kennt er auch heute noch nicht, ebensowenig wie ihm die Ursachen des Lehrermangels bekannt sind. Schon vor Jahren wies das Abgeordnetenhaus auf die unzureichende Befoldung als die Quelle des Mangels hin. Diesen selbstverständlichen Zusammenhang bestritt das Ministerium mit einer Hartnäckigkeit, die auf alle nur einigermaßen urteilsfähigen Kreise schließlich lächerlich und komisch wirkte. Statt eine gründliche Gehaltsaufbesserung vorzunehmen, ließ Herr v. Studt Lehrerbildungsanstalten errichten, indem er ausführte, das Fehlen solcher Institute sei die wahre Ursache des Lehrermangels. Um die Anstalten zu füllen, wurden die Prediger beauftragt, in den Kirchen von der Kanzel herab auf die Herrlichkeit des Lehrerberufs hinzuweisen; sogar die Lehrer erhielten den Auftrag, geeignete Bewerber aufzuspüren. Die höchsten Stipendien wurden in Aussicht gestellt; vielfach erhielten die Präparanden freie Eisenbahnfahrt zugesichert. Ein Lock-

inserat pries sogar die schöne Umgebung des betreffenden Ortes. Das Rühren der Werbetrommel blieb nicht ohne jeden Erfolg. Es drängten sich Elemente zum Lehrerberuf, die eine direkte Gefahr für die Proletarisierung desselben geworden sind. Gegen „den Sohn aus dem Volke“ hat gewiß niemand etwas einzuwenden; wenn man aber sehen muß, wie manchmal fast alles, was geistig blind, lahm und krüppelig ist, Aufnahme findet, dann wird man stußig. Die Folgen dieser Art von Anlockungen zeigen sich jetzt. Die Einschulung des zum Teil minderwertigen Materials hat heute zur Folge, daß namentlich die zweite Lehrerprüfung vielen zur Klippe wird.

Doch zurück zur Gehaltsfrage! Eine Revision des Besoldungsgesetzes wies der Minister weit von sich. Das Abgeordnetenhaus drängte. In die Enge getrieben, stellte der Minister eine Beseitigung der durch die allzu ungleiche Besoldung entstandenen Härten in Aussicht. Dazu war lediglich eine Revision der Ausführungsbestimmungen notwendig. Das Haus antwortete mit Resolutionen zwecks Herbeiführung einer Verbesserung des Gesetzes. Der Minister wich aus, wobei ihm der Finanzminister brillante Sekundantendienste leistete. Die Einbringung des Schulantrages gab dem Hause von neuem Gelegenheit, für die materielle Besserstellung der Lehrer einzutreten. Das Ministerium erging sich in gewundenen Erklärungen, die zur Folge hatten, daß das Haus diesen Passus des Antrags zunächst an eine Kommission verwies. Sie arbeitete unter dem Widerstande der Unterrichtsverwaltung. Auf Grund der Kommissionsarbeit forderte das Plenum die Staatsregierung auf, fünf Millionen Mark zur Beseitigung der schlimmsten Härten in den Etat einzustellen. Der Beschluß erfreute sich bis unmittelbar vor der Abstimmung der energischen Bekämpfung des Ministerialdirektors! Monatelang hörte man nichts von dem Schicksal der dem Minister aufgedrungenen fünf Millionen. Die Chronrede kündete die Einstellung von nur 2 $\frac{1}{4}$  Millionen an, obgleich das Elend in vielen Lehrhäusern übergroß ist!! An Stelle der fehlenden 2 $\frac{1}{4}$  Millionen beschenkte der Unterrichtsminister die Lehrerschaft mit dem — Schulunterhaltungsgesetz, das wohl in Schulentrichtung machte, über die Besoldungsfrage aber keine Silbe verschwendete. Puttkamer, der Aschermittwochprediger, war übertrumpft worden.

Die neueste Leistung des Ministeriums Studt ist der bekannte Brems-erlaß an die Bezirksregierungen. Er ist eine alles Maß überschreitende Bevormundung der Städte und ein Schlag ins Gesicht der zum Teil darbedenden Lehrer. Nach oben hin will Herr v. Studt keine Gleichstellung; so wählt er eine solche nach unten. Wir wollen nicht schildern, wie heftige Empörung die gesamte Lehrerschaft ergriff, als sie diesen Erlaß zu Gesicht bekam. Ein Heer verbitterter Erzieher sucht in der Schule seiner schweren Aufgabe gerecht zu werden. Wie sind alle andern Ressorts bemüht, dem Parlament für die Untergebenen möglichst viel abzurufen! Herrn v. Studt wirft man die Summen in den Schoß; aber er hat für sie keine Verwendung! Dabei soll diese Maßnahme der Landflucht der Lehrer steuern. Wie wird der Minister sich täuschen! Der Lehrermangel selbst aber wird noch drückender werden; denn auch der einfachste Mann muß sich beim Lesen solcher Erlasse sagen, daß er seinen Sohn nicht einem Beruf zuführen darf, dessen Glieder solcher Fürsorge anvertraut sind. So haben denn auch solche Regierungskundgebungen eine Wirkung, die man im Lager der Lehrer nur mit Freuden begräßen kann. Doll bitterer Satire bemerkte neulich gelegentlich einer schulpolitischen Debatte ein Mitglied der betreffenden Konferenz: „Aber ich bitte Sie, meine Herren:

wünschen wir doch alle, daß uns dieser Herr v. Studt noch recht lange erhalten bleibt! Augenblicklich schädigt er uns sehr. Doch warten Sie einige Jahre! Die Volksschule ist dann durch die Mißwirtschaft des Kultusministeriums derart in Verruf gekommen, daß man sich vor Lehrermangel nicht mehr zu retten weiß. Und der ist noch stets unser mächtigster Bundesgenosse gewesen!" So urteilt man in allen Lehrerkonferenzen über Herrn v. Studt! R. M.



## Kindermißhandlung

Wenn man Rundschau hält über die Fälle von Vereinen, in denen die deutsche Redefreudigkeit, die deutsche Geselligkeit und die geschichtlich erklärbare Vorliebe für bureaukratische Formen sich genug tut, so sollte man glauben, daß sich auch dem Findigsten kaum mehr die Möglichkeit eines plausibeln Vorwands für die Gründung eines neuen Vereins böte. Nun wäre diese Vereinsfreudigkeit eine an sich harmlose, ja segensreiche Sache; aber der Deutsche neigt leider nun einmal dazu, eine Angelegenheit, welche in Statuten und Akten der Form nach erledigt ist, nun auch für der Sache nach besorgt und aufgehoben zu halten. So kann es denn kommen, daß Fragen, für die unser Interesse stets zu spontaner Betätigung wach erhalten bleiben müßte, durch schablonenhafte Festlegung seitens der Vereinstätigkeit dem allgemeinen und unmittelbaren Interesse entrückt werden: man zahlt seinen Beitrag und hat seine Schuldigkeit getan. — So wird in gar manchen Fällen die Vereinstätigkeit, die durch den Zusammenschluß getrennter Kräfte ein Segen sein sollte, zum Unsegen. — Was aber hat in Deutschland eine Sache zu erhoffen, für die sich weder Staat, noch Stadt, noch Partei, noch Verein, noch Presse erwärmt! In dieser ungünstigen Lage befindet sich die Frage, für die wir hier eintreten möchten. Es ist dies der Kinderschutz, insbesondere der Schutz der von ihren unnatürlichen Verwandten verwahrlosten oder gemißhandelten Kinder. Die Vernachlässigung dieser Frage ist aber für unsere Kultur um so beschämender, als die moderne soziale Gesetzgebung sich der Erwachsenen, des arbeitsunfähigen Greisenalters sowohl wie des arbeitsfähigen Mannesalters, sehr energisch annimmt; nur die Hilfsbedürftigsten und Wehrlosesten, das Kindesalter bleibt bis jetzt vergessen. — Man kann auch nicht einwenden, Fälle von Kindermißhandlung stünden schließlich vereinzelt da. Sie scheinen vereinzelt, weil die Klagen der unmündigen Opfer hinter verschlossenen Türen in Eränen erstickt und sich deshalb Publikum und Presse für eine Frage nicht erwärmen, die sich ihrer Kenntnis entzieht. Was aber das Zusammenwirken dieser beiden Faktoren bedeutet, kann man z. B. aus der Frage der Soldatenmißhandlungen ersehen. Erst interessiert sich das Publikum für eine Sache, dann muß sich die Presse in folgedessen ihrer annehmen und sie in den eisernen Bestand der Tagesfragen aufnehmen; dann wirkt die Presse wieder auf das Publikum zurück, indem es das Interesse nun fernerhin wach erhielt. So wird eine derartige Frage durch diesen Sirkel — wie das Blut des Körpers durch den Kreislauf — immer im Fluß erhalten. — Auch nützt es wenig, wenn einmal ein Fall Dippold sein grelles Blitzlicht in diese Nacht der Greuel wirft. Mit einer rasch auf-

lobernen sittlichen Enttäufung war nach der Befriedigung der Sensationsluft die Sache schließlich ziemlich rasch erledigt.

Wenn nun solche Frevel wenigstens noch eine entsprechende Sühne fänden! Allein bekanntlich kennt unser für Eigentumsvergehen so empfindliches Recht für Körperverletzung und Schlimmeres nur ein sehr niedriges Strafmaß. Ich nehme ein beliebiges — ausdrücklich beliebiges — Beispiel aus einem Zeitungsblatt, das mir vor acht Tagen ungefucht in die Hand kam. Da heißt es: Erstickens; eine Rabenmutter, welche erklärte, sie würde ihr Kind schlagen, bis es „eingehet“, erhält — 9 Monate Gefängnis! Zweitens; ein Vater erhält wegen fortgesetzter Mißhandlung seines zwölfjährigen Sohnes — 4 Monate Gefängnis! Er appelliert (!) und erhält — 1 Jahr Gefängnis! Ein Jahr oder weniger für systematische Tortur der eigenen, leiblichen Kinder — womöglich bis zum Tod! Was ist da haarsträubender, die Tat oder die Sühne? — Wenn ferner diese minimale Strafe den Verbrecher noch empfindlich trafe! Aber erstlich für solche Subjekte, auf deren sittliches Niveau und dementsprechende Vertrautheit mit Verbrechen aller Art dies unnatürliche Verbrechen der Kindermißhandlung schon von vornherein schließen läßt, ist das Gefängnis selten mehr eine Strafe, schon aus dem einfachen Grunde, weil sie Stammgäste desselben zu sein pflegen. Sodann aber pflegen sie sich für die erlittene Unbill meistens an der unschuldigen Ursache, dem Opfer, mit erneuter und verdoppelter Wut schadloß zu halten. Die Behörde muß oft mit verschränkten Armen zuschauen, wenn solch ein Kind aus dem Gerichtssaal an der Hand seines Peinigers in seine Folterkammer zurückkehrt. Keine Vorbeugung vor der Tat, keine rechte Sühne der Tat, keine Vorbeugung gegen eine Wiederholung der Tat.

Um diese Frage in Fluß zu bringen, müßte vor allem die öffentliche Meinung aufgerüttelt werden, das so erwachte Rechtsbewußtsein sodann die Presse zwingen, sich für diese Sache zu interessieren. Beide Faktoren würden dann endlich die Gesetzgebung und die Behörde zum Eingreifen veranlassen. Übrigens ließe sich schon innerhalb des bestehenden gesetzlichen Rahmens durch straffere Handhabung der bestehenden Bestimmungen viel erreichen. Sündächst müßten Armenverwaltung und Polizei nicht länger eine mögliche Überschreitung ihrer Kompetenzen ängstlich zu fürchten haben. Die Überwachung und Kontrolle verdächtiger Fälle müßte frühzeitiger und energischer eingreifen in der Lage sein. Sodann müßte das öffentliche Rechtsbewußtsein auf strengere gerichtliche Bestrafung dringen. Drittens aber müßte die Verwaltungsbehörde solche Eltern und Verwandten strenge zu überwachen, ihnen nötigenfalls ihre Opfer zu entreißen und sie zu den Erziehungskosten empfindlich heranzuziehen ermächtigt sein. Man sieht, nur der dritte Punkt erfordert eine Revision der gesetzlichen Bestimmungen.

Wenn also, um es zusammenzufassen, die öffentliche Meinung, durch die Presse aufgerüttelt, es den öffentlichen Organen — Armenverwaltung, Polizei, Gericht und Verwaltungsbehörde — ermöglichte, schon jetzt energischer vorzugehen, wie vieles wäre gewonnen! Wer hilft Stimmung machen? Und welches ist der Lohn? „Was ihr getan habt Einem dieser Geringsten, das habt ihr mir getan!“ — Die moderne Kultur steht hoch; aber trägt eine Kultur, die in wohlverstandenem eigenen Interesse nur diejenigen schlägt, von denen sie etwas zu hoffen oder zu fürchten hat, das Gepräge der vornehmsten und idealsten Kultur, das Gepräge der Selbstlosigkeit?

Direktor Schädel





## Die Gesellschaft im alten Berlin

Schon in den letzten Regierungsjahren des großen Königs begann jener altpreussische Geist zu schwinden, der diesem Staate den Namen des friderizianischen eingetragen hat. In zeitgenössischen Schriften begegnen wir Schilderungen der damaligen Gesellschaft, die uns bereits die kommende Lotterwirtschaft unter seinem unfähigen Nachfolger ahnen lassen. Eine dieser Schriften stammt aus dem Jahre 1785 und nennt sich „Charakteristik von Berlin. Stimme eines Kosmopoliten in der Wüste“, wobei sie, beliebt dem Brauche jener Zeit folgend, als Druckort „Philadelphia“ unterstellt. Der Anonymus nimmt kein Blatt vor den Mund:

„Wenn häufige Zusammenkünfte, Ressourcen, Assemblees, Klubs zc. — von einer Gefelligkeit der Nation zeugen, so müßte sie hier wohl ihren Sitz aufgeschlagen haben, aber ich glaube, daß übertriebener Hang zum Vergnügen, die Begierde, sich sehen zu lassen, Eitelkeit und Stolz zum Teil diese Gesellschaften errichtet haben, denn ich vermisse nur gar zu sehr bei all diesen Festen den einfachen patriarchalischen Genuß der Güter dieses Lebens, den ungekünstelten Ton, der die beste Würze der Gesellschaft ist — die Entfernung von allen Torheiten der Geburt und des Ranges —, ich finde, daß die meisten Zusammenkünfte dahin abzielen, ein neues Meublement oder oft gar ein neues Kleid zu zeigen und sich über seine Mitmenschen lustig zu machen; oft will auch die Frau im abnehmenden Sommer ihres Lebens noch glänzen und Anbeter um sich versammeln, oft ist eine überreife Tochter da, die sich nach einem Manne sehnet, und da ladet man einen Mann ein, der in stande wäre, vermöge seines Ranges und Vermögens ihre Eitelkeit zu stillen; so hat man Beispiele, daß man Männer beschwast, durch erhitze Getränke und buhlerhafte Künste dahin gebracht, ihr Jawort von sich zu geben, das ihnen am nächsten Morgen zur bitteren Reue wurde. Man könnte die heißendste Satire auf das ganze weibliche Geschlecht schreiben, wenn man die hiesigen Kaffeekollationen und Teeassemblees nach dem Leben darstellte; selten wird hier ein Gedanke geboren, den die Vernunft mit ihrem Stempel zeitigen könnte, alles so fade, so abgeschmackt durcheinander geplaudert, daß es einem angst und bange ums Herz wird; dabei herrscht keine wahre Freundschaft, sondern die abgefelmteste Falschheit. Eine Dame von Stande zog mich einst in einer großen Gesellschaft beiseite und zeigte mir eine Person, die in der Gesellschaft sich befand und sich vor allen anderen durch Verstand und Schönheit auszeichnete, mit dem Verwarnen, mich nicht durch das Äußere blenden zu lassen, denn sie sei ein schlechtes, buhlerisches Weib, die ihren Mann auf alle Art und Weise betröge, und in eben dem Moment, da sie mir dies offenherzig entdeckt hatte, umarmte sie diese Dame und sagte ihr die größten Schmeicheleien in einem so freundschaftlichen Ton, daß es einem wehe tun mußte, so die Freundschaft verhöhnet zu sehen. — Doch gibt es auch einige Sirkel, wo fröhliche Gefelligkeit herrscht, wo man verehrungswürdige Glieder antrifft, die im Schoß der Freundschaft von den mühseligen Geschäften des Staates ausruhen, so gibt es auch einige Klubs von hiesigen Gelehrten, wo ein Fremder mit eingeführt und als Mitglied kann aufgenommen werden.“

Seute? — Ist natürlich alles ganz, ganz anders!





LIBRARY  
OF THE  
UNIVERSITY OF ILLINOIS



Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

## „Stolz sein auf —“

Dieser Ausdruck, der etwas Schlimmeres ist als eine bloße Phrase, wurde vor wenigen Jahren zusammen mit Hurra und Schnurrbartbinde in Deutschland eingeführt und mit solchem Erfolge, daß kaum noch eine Tischrede ohne ihn auskommen kann. Er wird also ohne Zweifel ein reif gewordenes Bedürfnis der Zeit befriedigen, wie es auch die Schnurrbartbinde, die „Woche“ und so vieles andere tut: — oder öffnen sie nur dem einen freien Raum, was sonst durch eine höhere Kultur niedergehalten wird? und bloß für denjenigen Teil eines jeden Volkes, der laut sich hören und sehen läßt und der die öffentlichen Zustände macht?

Als Deutscher schäme ich mich, so oft ich ihn — um von dem übrigen nicht weiter zu reden — in den Zeitungen sehe. Aber mit welchem Rechte darf ich sagen: als Deutscher, da doch anscheinend die Deutschen in ihm jest ihres Wesens Erfüllung finden? Ich glaube trotzdem so sagen zu dürfen, weil der Begriff des Deutschen, den ich meine, ein Idealbegriff ist, den sie alle, eben weil sie welche sind, recht wohl kennen und widerwillig anerkennen müssen, wenn sie von ihm abweichen. Er ist unser besonderer Normbegriff, wie der allgemeine von gut und böse der des Menschen überhaupt ist. Andere Völker haben andere.

In ihm ist eingeschlossen, daß wir auf nichts stolz sein dürfen und daß ein großer Tadel diejenigen treffen soll, die es tun. Der Begriff unseres deutschen Wortes „stolz“ enthält diesen vornehmlich und ist dem etwa der Romanen oder Orientalen zu ihren Wörtern, die wir mit „stolz“ übersetzen, nicht gleich. Deren Stolz ist eine gewisse hohe, sichere und schöne Art des Auftretens, welche die Volksgenossen ohne Mißachtung gelten läßt und von ihnen als ein Tadel-freies, in sich Richtiges anerkannt wird. Dieser Stolz ist uns nicht gegeben und nicht das gegenseitige Verhältnis und Verhalten, das zu ihm gehört. So würde auch ein deutscher Geistlicher schwerlich darauf kommen, von „christlicher Demut verbunden mit einer stolzen Moralität“ zu reden, wie ich von einem französischen hugenottischen es hörte. In unserem Wesen liegt als der Grundton der Vollkommenheit etwas anderes als jener Stolz, und darum für uns Besseres, weil es statt dessen uns versagter Beschlossenheit die Fähigkeit ist, auf die anderen in allem Guten sich auszubreiten, diejenige Kraft, welche alles Große in der Geschichte unseres Geisteslebens hervorgebracht hat.

Aber es ist eben bloß das Ideal unser, und von ihm weichen wir nach den beiden Seiten, die jede Sache hat, gar zu viel und zu leicht in die Fehler ab, die uns selber lästig und widervärtig sind, während sie von den anderen Völkern mit scharfem Auge objektiv wahrgenommen werden: Dünkel, Prosererei, Frechheit nach der einen Seite und nach der anderen die, welche die Slaven in den „deutschen Sunden“ oder die Franzosen in den „schmutzigen Preußen“ meinen. Ohne wahrhaftige Erkenntnis ist in solchen Dingen keine Besserung möglich!

So viel vom Stolz an sich; hören wir nun über das Stolzsein auf etwas den, der auf alle Fragen, die uns irgend angehen können, die bündigste und volligste, wahrste und schönste Antwort uns gegeben hat, dessen Leben bis zu seinem letzten Tage ein Hervorbringen ohne Aufhören leuchtender, gestalteter Wahrheit für uns gewesen ist, dessen Worte all unser Reden nur umschreiben kann wie Predigten ihren Text.

Beschränkte Menschen sind stolz auf ihre Ahnen, wenn sie von ihnen wissen; denn dies ist ihr einziger Unterschied von denen, die nach ihrer Meinung keine haben; sie rühmen sich ihrer bei jeder Gelegenheit. Goethe aber sagt: „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt.“ Das ist etwas ganz anderes als stolz auf sie sein und ist die schönste wie beste mögliche deutsche Art in dieser Sache.

Sowenig wie auf Leistungen der Vorfahren darf es unsere Art sein, auf eigene und die der eigenen Zeit stolz zu sein. „Brave freuen sich der Tat“, sagt Goethe, nicht weniger und nicht mehr.

Das eine wie das andere soll uns Gegenstand der Freude sein können, derjenigen Freude, welche lebendiges Streben weckt. Sich auf Geleistetes etwas einbilden ist Ausspannen des Leistens, Fahrenlassen der Kraft, die es wirkte; und jemanden, der noch lebt, anloben, heißt ihn dumm machen. In dem Augenblicke, wo ich jenes läte oder dieses annähme, würde ich mich verachten und mich schwinden fühlen. Fragt wieder Goethen.

Es sind allein die Virtuosen, die das Rühmen vertragen können und sogar seiner bedürfen, — sie im weitesten Sinne genommen: Virtuosen in Fertigkeiten jeder Art, in Handfertigkeiten, in den Künsten wie in den Wissenschaften, Menschen, die etwas auf eine bestimmte Art können und des äußeren Anspornes bedürfen, um es den Leuten vorzuführen.

Außer den Virtuosen können noch die Dummen Schmeicheleien verdauen, und zwar um so kräftigere und gröbere, je dummer sie sind. Wie auch das Besagte gleicherweise von den Lobern und Schmeichlern selbst gilt.

Nun sehe man umher, wie es bei uns jetzt zugeht.

H. Walling





Jena — Germania im Ausland — Majestätsbeleidigungen  
 — Unter dem Kaiserauge — Wirtschaft, Soratio, Wirtschaft!  
 — Feminismus — Um Jesu willen! — Auch ein System!  
 — Ein frommer Wunsch?

Am 14. Oktober jährt sich zum hundertsten Male der Tag von Jena. Er wird uns nicht unvorbereitet treffen. Haben doch die jüngsten Ereignisse — im modernsten Deutsch: Skandale — genügend für die nötige Stimmung gesorgt. Man müßte schon sehr verwöhnt sein, um noch gründlichere Vorbereitung zu verlangen.

Gneisenau, der als kleiner Stabskapitän ein Bataillon bei Saalfeld und Jena führte, hatte die Dinge kommen sehen. Und mancher andere mit ihm. Aber sie predigten tauben Ohren, hatten auch wenig zu sagen. Und war es nicht fast Hochverrat, an der Unbesiegbarkeit des „friderizianischen Staates“ zu zweifeln? Nur vaterlandslose Gefinnung konnte das. Dem wahren und echten preußischen Patrioten verbot solches einfache Untertanenpflicht.

Mit soviel Vorsicht historische Analogien zu genießen sind: in Einem wiederholt sich die Geschichte bis zur Langenweile. Das Sprichwort nennt's nüchtern: Hochmut kommt vor dem Fall. Stets geht dem Niedergange ruhmredige Selbstüberhebung voraus. Eine Selbstzufriedenheit und -sicherheit, der in ihrer Gottähnlichkeit nie bange wird; die alle Mahnungen und Warnungen schroff zurückweist, Mahner und Warner als Schädlinge und Vaterlandsfeinde ächtet. Die Griechen nannten's unübersesbar „Hybris“, die Römer prägten dafür den Satz: Quos deus perdere vult, prius dementat. Wen die Gottheit verderben will, schlägt sie zuvor mit Blindheit.

Am 31. Juli 1892 stand Bismarck auf dem Marktplatz zu Jena. Der Jubel des Volkes umbrauste den gestürzten Volksführer. Er aber sprach:

„Der Name Jena hatte für mich als Sohn einer preußischen Militärfamilie einen schmerzlichen und niederdrückenden Klang. Es war das natürlich, und ich habe erst in reiferen Jahren einsehen gelernt, welchen Ring in

der Kette der göttlichen Vorsehung für die Entwicklung unseres deutschen Vaterlandes die Schlacht von Jena gebildet hat. Mein Herz kann sich nicht darüber freuen, mein Verstand sagt mir aber, wenn Jena nicht gewesen wäre, wäre vielleicht Sedan auch nicht gewesen. Die friderizianische preußische Monarchie war eine großartige, in sich einige Schöpfung, aber sie hatte ihre Zeit ausgelebt. Und ich glaube nicht, wenn sie bei Jena siegreich gewesen wäre, daß wir einen gedeihlichen Weg nationaler deutscher Entwicklung geleitet sein würden. Ich weiß es nicht. Aber die Zertrümmerung des morsch gewordenen Baues — morsch, wie die Kapitulationen unserer ältesten und achtbarsten Generale aus jener Zeit bewiesen haben — schuf einen neuen Platz zum Neubau, und das zerschlagene Eisen der altpreußischen Monarchie wurde unter dem schweren und schmerzlichen Hammer zu dem Stahl geschmiedet, der 1813 die Fremdherrschaft mit scharfer Elastizität zurückschleuderte. Ohne Zusammenbruch der Vergangenheit wäre das Erwachen des deutschen nationalen Gefühles im preußischen Lande, welches aus der Zeit der tiefsten Schmach und Fremdherrschaft seine ersten Ursprünge zieht, nicht möglich gewesen.“

Wir haben noch immer nicht gelernt, von unseren Großen zu lernen. Statt sie in ihrer natürlichen Größe auf uns wirken zu lassen, möchten wir sie am liebsten unserem eigenen epigonenhaften Zwergentum anpassen, in das landesübliche Schema irgend eines Ismus zwingen, unseren kleinlichen Klassen- und Rasseninteressen dienstbar machen. So nur ist es zu erklären, daß dieses Bismarckwort zur Apotheose des Militarismus sans phrase herhalten mußte, wo doch der Schwerpunkt auf die Forträumung des Überlebten gelegt ist, das einer gedeihlichen nationalen Entwicklung im Wege steht. Nur soweit der Krieg als ultima ratio gewaltsam das zertrümmert, was ohne solche blutige Opfer durch einsichtsvolle friedliche Reform hätte ausgebaut werden können und müssen, gewinnt der Militarismus hier eine sekundäre, eketatorische Bedeutung. Aber es ist freilich bequemer, sein altgewohntes Sprüchlein herzusagen, die staaterhaltende Orgel automatenhaft zu drehen, als dem bitteren Ernst so harter Erkenntnisse und Forderungen, wie sie den Kern der Bismarcksätze bilden, ins Weiße des Auges zu sehen. Denn dann müßte man ja so manche noch viel unbequemere Nutzenwendung auf die Gegenwart ziehen.

Sa, was soll das nun alles? — wird mancher verwundert fragen, dem das „Geschäft“ oder die „gesellschaftlichen Verpflichtungen“ nicht einmal die Muße gönnten, gewissen sich häufenden Erscheinungen und Ereignissen unserer immer „aktueller“ werdenden Gegenwart auch nur an der Hand eines mäßig wahrheitsliebenden Blattes zu folgen. Es gibt auch solche Räuze, wie ich aus eigener Erfahrung bezeugen kann. Und es gibt, wie auch das Frankfurter „Freie Wort“ unumwunden zugestehet, Volkskreise, die mit dem Erreichten sehr zufrieden sind und gar nicht wissen, wie es kommen kann, daß mehr als drei Millionen Unzufriedene in Deutsch-

land „herumlaufen“. „Haben wir nicht einen kolossalen wirtschaftlichen Aufschwung erlebt? Rentieren unsere Bahnen nicht erstaunlich? Gedeihen Kohlenkontor und Stahlwerksverband nicht phänomenal? Hat die Bevölkerung nicht enorm zugenommen? Die so sprechen, betrachten Deutschland als ein großes Geschäftsunternehmen, von dem man allerdings sagen kann, daß es sehr gut prosperiert. Wir möchten aber doch fragen, ob die Männer, deren ideales Wirken die Gründung des Deutschen Reichs erst ermöglicht hat, daran dachten, nichts weiter als ein prosperierendes Geschäft zu gründen? Nein, den Männern schwebten ganz andere Ziele vor, sie wollten ein Gemeinwesen schaffen, das berufen wäre, die höchsten Ideale zu verwirklichen, ein Gemeinwesen, wie es Goethe vorschwebte, als er Faust die Worte sagen ließ: ‚Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn, auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.‘“

Von solchen Idealen seien wir heute entfernter denn je, und so habe sich denn auch weiter Kreise mehr und mehr eine resignierte Stimmung bemächtigt. „Echte Regierungsweisheit würde an der allgemeinen ‚Reichsverdroffenheit‘ nicht so achlos vorübergehen; es könnte ein Tag kommen, wo es nötig wäre, daß sich das Volk für eine große Aufgabe begeisterte — dann wird man mit Schrecken gewahr werden, daß mit resignierten Menschen, die nicht mehr an Ideale glauben können, nichts anzufangen ist.“

Bezeichnend sei, daß wir heute nicht einmal mehr von „Reichsverdroffenheit“ sprächen, daß an deren Stelle bereits die „Simplizismusstimmung“ getreten sei. „Wie prägt sich in der Abfolge dieser beiden Worte die Entwicklung der jüngsten Vergangenheit aus. Im vorigen Jahrzehnt im wesentlichen derselbe unerfreuliche Zustand wie heute: Rückschritt auf fast allen Gebieten, Verfaahrenheit und Schwäche, die vergebens an volltönenden Worten sich zu berauschen suchte, mittelalterliche Beschränktheit und Stillstand auf der einen, dilettierende Vielgeschäftigkeit auf der anderen Seite bei denen, die am Steuer der Reichsmaschine standen, Wertschätzung nur für rein dekorative Werte, keine Ahnung von den wirklichen Werten und inneren Triebkräften des Volkslebens, die nur in und durch Freiheit entbunden werden. Alles dies aber, was auch damals schon in zahlreichen symptomatischen Vorgängen zutage trat, erregte doch zunächst nur ‚Verdroffenheit‘ gegen den bestehenden Zustand, d. h. so peinlich man auch die Unnatur der öffentlichen Verhältnisse empfand, und so sehr man sich auch vor Augen hielt, wie weit das gegenwärtige Reich in seinem inneren Charakter von dem entfernt war, was es nach der Vorstellung der Besten sein konnte und sollte, so hielt man diese Rückwärtsentwicklung noch nicht für so heillos, daß man keine Hoffnung mehr gehegt hätte. Das aber ist, seit dem letzten Lustrum etwa, anders geworden. Ungezählte Tausende gerade der besten und tüchtigsten Volkselemente sehen nirgendwo die Möglichkeit einer Besserung, die nur aus einer völligen Umwandlung unseres herrschenden politischen Systems erfolgen könnte, und da der Gegen-



saß zwischen dem feienden und dem feinsollenden Zustand von dieser Hoffnungslosigkeit immer schärfer sich abhebt, so bleibt als einzige Stimmung nur — die Simplizissimusstimmung. Denn, wie Fichte sagt, Einleuchten des vollkommenen Widerspruch aus dem, woran man bisher treuherzig geglaubt hat, erregt Lachen. Und so ist denn für viele Hunderttausende, welche die Idee eines Deutschen Reiches vor Augen haben, das in kraftvoller Würde allen Völkern zugleich Achtung und Vertrauen abringt, das voransteht in der Entwicklung geistiger und politischer Freiheit und die großen Ideen des deutschen Idealismus, welche ringsumher die Kulturwelt erobert haben und weiter erobern, an erster Stelle auszubauen und zu verwirklichen strebt — und die nun damit den tatsächlich bestehenden Zustand vergleichen, diese unsäglich ideenarme Kulissen- und Theaterpolitik, die, inmitten des rapiden Fortschritts modernen Geistes in allen Kulturländern der Welt, die Herrschaft mittelalterlicher Gewalten, den Dreibund von Cäsarismus, Feudalismus und Papismus aufzurichten bemüht und doch auch wieder zu schwach und ideenarm und zerfahren ist, um selbst diese ‚Richtung‘ wirklich festzuhalten: ihnen allen ist nichts mehr übrig als das befreiende Lachen . . .

Das Überhandnehmen der satirischen Stimmung ist immer das sicherste Vorzeichen einer nicht allzuweit entfernten völligen Umwandlung der Verhältnisse. Das zeigt die Geschichte auf jedem Blatte in deutlichster Weise, und es kann ja auch nicht wohl anders sein. Denn gerade diese satirische Stimmung ist das augenfälligste und selbst für beschränktere Menschen einleuchtendste Symptom der scharfen, übermäßigen Spannung zwischen dem feienden und dem feinsollenden Zustand, die unter allen Umständen durch eine gründliche Umwandlung des Bestehenden aufgehoben oder doch gemildert werden muß, wenn sie sich nicht schließlich gewaltsam entladen soll. In den gegenwärtig herrschenden Kreisen fehlt es nicht an einem, wenn auch ganz unklaren, Gefühl für die große praktisch-politische Bedeutung dieser in den weitesten Volkskreisen umgehenden Simplizissimusstimmung. Sie geben diesem dunklen Gefühl vor allem Ausdruck durch — Belämpfung und womöglich Boykottierung des Simplizissimus und anderer verwandter Blätter — und tun damit nichts anderes, als jener einfältige Mann, der sein Barometer, weil es ihm schlechtes Wetter anzeigte, erst zornig schalt und dann mit aller Kraft zu zertrümmern suchte.“

Und bei alledem scheine es zum „Nationalcharakter des modernen Deutschen“ zu gehören, Fremde anzurempeln und ihnen ihre Inferiorität unter die Nase zu reiben. Was, so fragt das Frankfurter Blatt in einem Aufsatz über „Neudeutsches Proszentum“, was gibt uns denn eigentlich Veranlassung, z. B. über Frankreich vom hohen Pferde herab zu urteilen? „Bloß unsere Vielkinderei, über die unsere einsichtsvollsten Volkswirtschaftler, beispielsweise Adolf Wagner, bedenklich die Köpfe schütteln? Die Masse allein tut's wahrlich nicht. Das wissen wir doch von Anno 1813 her. Und daß wir 1870 siegten, verdanken wir unseren Führern. Das französische

Heer war an sich nicht schlechter als das unsrige. Und heute ist es, obwohl es deutsche Blätter gern als Soldateska bezeichnen, in einem sehr wesentlichen Punkte unserer Armee überlegen. Den Drill in unserem Sinne kennt man in Frankreich nicht. Deshalb gibt's dort kaum noch Mißhandlungen; systematische Schindereien sind jedenfalls ganz ausgeschlossen. Man hört nie etwas davon. Das verleiht, so oder so, auf die Dauer dem französischen Heere eine innere Überlegenheit, die allgemach auch von uns erkannt und anerkannt werden mußte. Man sollte dem Gegner kein Plus gönnen.

Und wenn man gar unsere koloniale Misere mit der gewaltigen überseeischen Entwicklung Frankreichs vergleicht, dann hätten wir doch wirklich allen Grund, statt uns zu überheben, uns reumütig an die Brust zu klopfen und unser Gewissen daraufhin zu erforschen: wie kommt's, daß es bei uns auf diesem Gebiet nicht, ganz und gar nicht vorangeht? . . .

Es ist keine Frage, ob wir auch nach einer so furchtbaren Niederlage ein so schnelles Aufblühen erlebt hätten. Der Krieg legte Frankreich eine Schuldenlast von 8 Milliarden auf, und doch war es schon 1875 wieder so weit, daß Bismarck es von neuem fürchtete. Der wirtschaftliche Fortschritt unserer Nachbarn ist seitdem noch immer bedeutender geworden. Nicht bloß durch seinen fruchtbaren Boden, sondern noch mehr durch die Betriebsamkeit und den Sparsinn seiner Bewohner ist Frankreich eines der wohlhabendsten Länder der Welt. Die französische Bank hat dreimal so viel Gold wie die deutsche; sie besitzt den größten Metallschatz, den es jemals in einem Lande gegeben hat, zuweilen bis 4 Milliarden. Sogar das Römerreich in seiner höchsten Blüte hat niemals eine solche Goldmenge auf einmal zusammengebracht. Die Schulden des Deutschen Reiches haben sich von 1892—1902 um 61,6 Prozent vermehrt, während die Schulden Frankreichs in demselben Zeitraum um 4,4 Prozent gesunken sind. Dabei sind die Schulden des Nachbarlandes in reinen und produktiven Ausgaben begründet, was von unseren nicht behauptet werden kann.

Das Privatvermögen in Frankreich hat sich seit 75 Jahren vervierfacht; von 1873—1894 hat es um mehr als 82 Milliarden zugenommen. Sehr günstig sind die Vermögen verteilt, so daß die Franzosen in bezug auf durchschnittlichen Besitz sogar besser dastehen als die Engländer und Nordamerikaner. Sie sind also erst recht durchschnittlich weit wohlhabender als wir. Der Mittel- und Kleinbürgerstand mit gutem Auskommen ist viel zahlreicher als bei uns. Die Lage des Bauernstandes läßt auch nichts zu wünschen übrig, überhaupt hat die französische Landwirtschaft nicht mit den Nöten zu kämpfen, über die unsere Agrarier nicht genug zu klagen wissen. Durch intensiven Betrieb hat sie die Erträgnisse von Jahr zu Jahr so sehr gesteigert, daß Frankreich eines der wenigen europäischen Länder ist, das alle eigenen Bedürfnisse an Getreide und zum größten Teil auch an Schlachtvieh selbst befriedigen und dabei an Wein, Obst und Gartenfrüchten noch ungeheure Mengen ausführen kann.

Die Arbeiterlöhne sind in den letzten fünfzig Jahren in Stadt und Land um 2—3 Frank gestiegen. Der französische Arbeiter wohnt durchschnittlich besser als der unsrige, er ist und kleidet sich auch besser. Und vor allem: er trinkt nicht zu viel. Wenigstens nicht auf dem Lande und in den kleinen Städten. Er spart lieber, um im Alter sorgenfrei leben zu können. Frankreich ist das Land, in dem die meisten Menschen ein Alter von 70 Jahren und darüber erreichen; nämlich 48 von Hundert; in Deutschland nur 27. Je geringer der Schnapsgenuß, desto größer die Lebensfreude im Volke. So macht denn die Bevölkerung Frankreichs, besonders im mittleren und südlichen Teil einen glücklicheren Eindruck als in Preußen, zumal in Ostelbien. Je geringer der Schnapsgenuß, desto höher auch die gesellschaftliche Bildung und äußere Kultur des Volkes. Besonders merkt man dies bei dem weiblichen Teil der französischen Bevölkerung, dessen Kleidung, anmutiges Wesen und dessen Sprache zumal die äußerlichen Standesunterschiede fast ausgleichen. Wie sehr sticht unser plattdeutsches Völkertum dagegen ab! Wer französische Volkstreife kennt, wird die Bemerkung August Reichenspergers verstehen, daß er lieber mit einem ungebildeten Franzosen als mit einem ungebildeten Deutschen verkehre.

Wir haben Propheten erlebt, die nach dem Kriege auch einen geistigen Zusammenbruch Frankreichs voraussagten. Lachen könnte man heute darüber, höhnisch hellauf lachen! Vor hundert Jahren steckten wir bis über die Ohren im klerikal-feudalen Sumpf des alten Reichs. Frankreich hat uns daraus befreit. Und nach 36 Jahren neuzeitlichen Imperialismusses stecken wir schon wieder in diesem Sumpf, sind mit Hilfe ebender selben dunklen Mächte, die das alte Reich zugrunde richteten, wieder ein Reaktions- und Polizeistaat ersten Ranges geworden . . .“

Daß wir, soweit es an Preußen liegt, auf dem besten Wege dazu sind, wird sich kaum bestreiten lassen. Nur sind wir bereits so abgestumpft, daß wir's kaum noch merken.

\* \* \*

Auch die Meinung, die man im Ausland von uns hat, ist keineswegs so schmeichelhaft, wie gewisse Kreise zu glauben scheinen. Die glorienslichtumflossene Vorstellung von dem glanzvollen Renommee Deutschlands deckt sich, wie der vielgereiste Auslandkenner Karl Böttcher in einem amüsanten Schriftchen „Germania im Auslande. Ungemütliche Wahrheiten“ (Gera, Paul Stöckner) darlegt, nicht entfernt mit der Wirklichkeit.

„O diese Enttäuschung, wenn ein derartig patriotisch erwärmter Deutscher mit dem Glauben an ‚Deutschland in der Welt voran!‘ hinauszieht in die verschiedensten Auslande!

„Nanu? . . . Was ist das? . . . Ich meinte doch —“

Wie gegenüber der Wirklichkeit seine glitzernden Illusionen schwinden! Wie er allmählich dahinter kommt: die Phrase von ‚Deutschland in der Welt voran!‘ ist eine Art Nationaldünkel, eine Lüge, ein Opiumrausch, eine Hypnose!

Ein so großes Wort erinnert an ähnlich aufgeblähte Phrasen über Paris, mit denen zur Zeit des deutsch-französischen Kriegs Victor Hugo entgleiste . . .

Welche Vorstellung man im Ausland im allgemeinen von der deutschen Nation hat?

O, ein wackeres Volk von großer Intelligenz, mit hochentwickelter Industrie, mit martiger Lebenskraft, eine tüchtige Kulturnation — aber in vielen, vielen seiner staatlichen Einrichtungen umlagert von engen geistigen Horizonten und beherrscht von politischer Rückständigkeit . . .

In solchen alten Staatsgebäuden haust der Uhu der Reaktion, wuchert das Geschwämm dumpfer Bürokratie, krabbelst zuweilen wohl gar etwas vom . . . Absolutismus.

Wenn man schon im Inland beobachtet: viel große Bedenken ob verschiedener Vorkommnisse schweben durch die deutschen Gaue, viel Kopfschütteln regt sich, manch bitteres Lächeln zuckt auf, und stets mehr und mehr Stimmen der Unzufriedenheit, der Entrüstung, des Hohnes werden laut — so muß man vom Ausland her konstatieren: mit dem deutschen Ansehen da draußen geht es unheimlich abwärts.

Dieser Niedergang der Achtung ist eine Tatsache, welche sich besonders in den letzten Jahren bemerkbar macht . . .

Wenn man unfreiwillig vielen, gewöhnlich oft überlaut geführten Gesprächen gewisser deutscher Touristen in irgend einer Auslandskneipe zuhören muß, so drängen sich leitmotivartig immer dieselben charakteristischen Schlagworte an die Oberfläche: ‚Rangliste‘ . . . ‚Verfügung, Verordnung‘ . . . ‚S. M.‘ . . . ‚Neue Uniformen‘ . . . ‚Polizeireglement‘ . . . ‚Kommerzienrat‘ . . . ‚Ordensverleihung‘ . . . ‚Beförderung‘ . . .

Leute, welche sich derart unterhalten, haben zum Unterschied von andern Nationen zumeist die Gesichter mit allerhand Schmissen und Schmarren illustriert, so daß der Fremde neugierig fragt, was wohl Deutschland für ein Land sein mag, wo so zahlreiche Verwundungen eingeheimst werden.

Solch wackre Teutonen tun gewöhnlich so, als ob Deutschland im Wettkampf mit dem Ausland alle Trümpe in der Hand hielte; als wäre nicht nur Elsaß und Lothringen deutsch, nein, ganz Europa, der ganze Erdball; als wäre der Phrasensatz: ‚Deutschland in der Welt voran!‘ — eine urewige Wahrheit; als müßten die andern Völker grün und gelb werden vor Neid, weil sie keine deutschen Untertanen sind . . .

Ich denke an Capri. Soeben lärmt eine deutsche Reisegesellschaft von Ferienreisenden, die auf einer Mittelmeer-Rundfahrt begriffen ist, die Straße daher . . .

Aus den paar gestümperten Broden Italiens merkt man sofort, woher sie kamen da oben im weiten Deutschland.

‚Buon dschorno, oller amico! Doch da?‘ . . . ‚Io drinko no Gahbri-Vino — io drinko birrah! Weeß Rnebbchen!‘ . . . ‚Jo wohlio una grande boddilja! — ei ja!‘ . . . schwirrt es durcheinander, und es ist wohl kein

Zweifel, daß diese braven Seelen aus dem Lande des Bliemchentaffees stammen.

Sofort beginnt das Trinken — nein, das Hineinstürzen, das Hinunterschütten, das Draufgießen — auf gut Deutsch: das Saufen. Ein mit ‚Herr Rat‘ angerebeter Graubart schmettert einen gellenden Jodler dazwischen, den er wohl auf der Fahrt durch die Schweiz aufgelesen, der aber sogleich die allgemeine Sangeslust entflammt. Also los! . . .

‚Deutschland, Deutschland über alles —‘ schallt es rauhheblig durch die weite Halle, während die zahlreich herumsitzenden Vertreter anderer Nationen, Franzosen, Engländer, Russen, Italiener, ob dieses eigenartigen Verhaltens teils die Nase rümpfen, teils lächeln, aber höflich schweigen und höchstens meinen: ‚Wenn nun hier jede Nation so losbrüllen wollte!‘

Beim Weitertrinken und Weiterzingen verwandelt sich plötzlich der patriotische Gesang in einen breiten patriotischen Redestrom, wobei man alles leben läßt: den Kaiser, das deutsche Heer, die Kolonien, die Flotte, den deutschen Handel, die Stadt Leipzig, den König von Sachsen, den Kriegerverein, die Elbschiffahrt, den Herrn Justizrat, den Gesangverein ‚Harmonie‘ — bis dieses gründliche Coasten erschöpft ist und der Gesang von Volks- und Aneidliedern zur Herrschaft kommt. ‚Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin.‘ Und dann: ‚Nach Hause gehn wir nicht, nach Hause gehn wir nicht, bis daß der Tag anbricht‘ . . .

In solchem Saufdusel triefen die Unterhaltungen derlei Deutscher im Ausland nur so von plump-renommierendem Surrapatriotismus . . .“

Nun unsere lieben Kolonien!

„Welch Menschenmaterial!“ seufzt der Verfasser. „Und so was soll kolonisieren!

Raum, daß ich in Tanga den Fuß ans Land setze, so glockt mich aus Palmen eine große, mit Lektüre bedeckte Tafel an. Ich lese: ‚Polizeiverordnung.‘ Neben dieser ‚Verordnung‘ klebt ein halbes Duzend ‚Verfügungen‘. Ob das die Schwarzen studieren sollen? . . .

Ich gerate in die ‚Kaiserlich Deutsche Postagentur‘. Ich kaufe Postkarten und will mit einem Fünfundmarkschein zahlen. ‚Deutsches Geld nehmen wir nicht‘, sagt mir der Beamte. ‚Saben Sie nicht englische Pfund?, Ich versuche in vier verschiedenen Geschäften, großen und kleinen, den Schein umzuwechseln. Überall die gleiche Antwort. ‚Was? Deutsches Geld? Nein.‘

Aber weiter in Deutsch-Ostafrika! . . .

Die deutsche Bewohnerschaft Dar-es-Salaams besteht aus drei Gesellschaftsklassen: Militär, Beamte, Kaufleute. Alle übrige Bevölkerung zählt nicht mit; die bevölkert bloß. Das Deutsch, so man hier spricht, hat eine eigentümliche Klangfarbe. Das näselnd und näselnd, ist auffallend mit ‚Äh, äh‘ gespickt und treibt mit der Verwendung des Wortes ‚schneidig‘ wahren Lurus. Dar-es-Salaam ist das ostafrikanische Potsdam.

Diese Deutschen sind dem Range nach fein säuberlich klassifiziert, in Messen‘ abgestempelt. Solcher ‚Rasten‘ gibt es mehr denn zwei Duzend:

die ‚Offiziersmesse‘, die ‚Oberbeamtenmesse‘, die ‚Gouvernementsbeamtenmesse im Offiziersrang‘, die ‚Deckoffiziersmesse‘, die ‚Soll- und Postbeamtenmesse‘, die ‚Messe der Nichtkorporierten‘ — was weiß ich!

Auch im gewöhnlichen Gesellschaftsleben richten diese ‚Messsen‘ ihre Schlagbäume auf. Ein neuer Deutscher hat sich hier niedergelassen. ‚Wer ist der Herr?‘ Man nennt die ‚Messe‘, zu welcher er gehört — und er ist vorgestellt.

Dieses im ostafrikanischen Sonnenbrand aufgebaute Rastentwesen ist für den fremden Beobachter von überaus komischer Wirkung. Demnach müssen wir Deutschen den Eingeborenen als ein Volk von Rasten erscheinen, etwa als eine Art europäischer Chinesen.

Wenn man das Heer der Beamten von Dar-es-Salam sieht, da weiß man: in Deutsch-Ostafrika wird zwischen Palmen gar flott verwaltet, gibt es viele bureaukratische Pulte, von denen der Müdenschwarm von ‚Verordnungen‘ und ‚Verfügungen‘ aufwirbelt. —

Was nun haben die Neger von deutschem Wesen, deutschem Geist profitiert, seit sie unsre Landsleute geworden? Wollen sehen . . .

Ich habe mir rasch ein paar Duzend Suahelwörter eingepaukt. Flugs rufe ich auf einer Straße Dar-es-Salaams einige zwanzig Negerburschen zusammen, alle im Alter von etwa zwölf bis achtzehn Jahren, lasse sie im Schatten eines breitgeästeten Mangobaumes niederhocken und prüfe sie ‚im Deutschen‘. Ich will wissen, ob deutsches Wesen bei den Negern bereits etwas abfärbte, und bin gespannt auf die Resultate. Wie die schwarzen Augen dieser halbnackten Kandidaten erwartungsvoll daherglößen, wie die weißen Zähne aus den offenen Wulstlippen blitzen — ein eigenartiges Bild!

‚Wer von euch weiß ein deutsches Wort?‘

Sofort kommt eins geflogen.

‚n Morjen!‘ ruft ein kleiner Kraustopf.

‚Noch eins!‘

‚Schweinehund!‘ fletscht stolz sein breiter Mund.

‚Recht so. Ist Schweinehund ein gutes oder ein schlechtes Wort?‘  
Allgemeines Schweiges.

‚Nennt mehr deutsche Wörter! Vorwärts!‘

‚Bier! . . . ‚Besoffen!‘ . . . ‚Fauler Kopp!‘ kreischt es durcheinander.

‚Bravo! Weiter! Noch ein paar deutsche Wörter!‘

Wieder allgemeines Schweigen. Verlegen stieren die schwarzen Augen aufs Meer hinaus.<sup>3</sup>

‚Vorwärts! Nachdenken! . . . Wer noch ein deutsches Wort weiß, bekommt von mir einen Pesa (Zwei Pfennig).‘

Das wirkt Wunder. Die schwarzen Stirnen runzeln sich zu Denkerstirnen. Nackte Arme fuchteln in der Luft.

‚Verboten! . . . ‚Polizei!‘ . . . ‚Halt 's Maul!‘ schreit es freudig, und ich zahle drei Pesa aus.

Alle Schwarzköpfe malträtieren sich sichtlich ihr Gehirn.  
 ‚Halt! Du, Kleiner, dahinten, weißt auch noch eins!‘  
 ‚Stillgestanden — Rindvieh!‘  
 ‚Bravo, mein Junge!‘

Nun ist der deutsche Wortvorrat erschöpft. Kein Sterbenswörtchen purzelt mehr heraus, und wenn ich für das Stück eine Rupie (1,25 Mark) böte. Das Examen ist beendet! . . .

Wer im fernen Ausland die große Presse durchstöbert, findet beständig in den Berichten aus Deutschland die buntesten Überraschungen. Zumeist, daß diese fremden Zeitungen ihre helle Verwunderung über so viele, viele eigenartige Vorgänge in langen Artikeln abladen. Da gib't immer etwas Neues zum Bekritteln, zum Kommentieren, zum Kopfschütteln, zum Belachen, ja, oft zum Verspotten. Vorgänge von ‚hoch oben‘ an bis tief herunter, an deren Absonderlichkeit man innerhalb der deutschen Grenzen längst gewöhnt ist und für die man im Dunst nationaler Vorurteile keine Empfindung mehr hat.

So stimmen die ausländischen Zeitungen über solch deutsche Vorgänge dasselbe Miserere des Bedauerns an, wie es etwa deutsche Blätter tun, wenn sie sich mit voller Orgel über russische, dem zwanzigsten Jahrhundert zuwiderlaufende Abnormitäten entrüsten . . .

Hart greift's ans Herz, wenn man beobachtet, wie die große Auslandspresse die Kundgebungen Wilhelm II. abhandelt, sofern dieselben sich mit Dingen der Kunst und Literatur befassen . . .

Ich verweise nur auf die bunten ausländischen Erörterungen darüber, wie kürzlich durch alle deutschen Gaue die nationale Schillerfeier jubelte, welche ‚von der sonst so mitteilungsfreudigen Allerhöchsten Stelle ohne jeden Widerhall blieb‘, wie aber fast gleichzeitig auf einen untergeordneten Schwandichter ob seines Werkes die kaiserliche Anerkennung herabträufelte.

Insonderheit fällt es jener Presse auf, welche Art von Literaturerzeugnissen die Bekundungen des Allerhöchsten Beifalls entfesselt. Sie ergeht sich in Betrachtungen, die sogar deutschen Zeitungen entnommen wurden, wie ‚exklusiv‘ sozusagen jene Geschmacksrichtung ist. ‚Eine Vorliebe für künstlerische Sterne mit gedämpftem Leuchten. Charleys Tante, Lauffs Dramen, Ohnet, Kipling, Jules Verne, Radelburg, Leoncavallo — das sind die Glücklichen, welche bisher vom Kaiser ausgezeichnet wurden. Einer unsrer ernsthaftesten Dichter, einer von denen, die unserm Herzen etwas zu sagen haben, ist nicht darunter. Kann es anders sein, als daß man zwar neidlos, aber mit Trauer auf die Liste der Belobten blickt, daß man wägt und zu leicht befindet?‘ . . .

Wahre Horniffennester von äzenden Bosheiten schwirren auf, sobald die Auslandspresse auf die deutschen Denkmalsenthüllungen zu sprechen kommt. Und wenn sie erörtert, daß es bei dieser wackern Emsigkeit im Denkmalsenthüllen sogar noch Denkmalsprojekte gibt, welche trotz der bereits vorhandenen, tapfer zusammengetrommelten hohen Kosten — ‚nicht genehmigt‘ wurden, so stockt ihr beinahe der Atem.

Inzwischen konstatiert sie gewissenhaft, wie man nur so drauf los enthüllt . . .

Denkmalsenthüllungen in Berlin, Denkmalsenthüllung in Hamburg, Denkmalsenthüllung in Köln, Denkmalsenthüllung in Treuenbriezen an der Knatter, Denkmalsenthüllung in Bamberg an der Bambe — ganz gleich wo, wenn nur ein neues Denkmal auf dem Plan erscheint . . .

Frisch, Gefellen, seid zur Hand! Den schwarzen Bratenrock heraus! Die Medaille draufgebaumelt! Girlanden. Sonnenschein. Unheimlicher Festtrubel. Die Hüllen nieder! Tusch und Fanfare! . . .

Und Reden geschwungen: immer klischeeartig dasselbe Dekorationsstück, dasselbe zurechtgedrechselte Lächeln, dieselben großen Worte, derselbe Bumbum des Ruhms. Große Phrasen verpufft. Wohl gar allerhand Versprechungen aufgehäuft und so — patriotische Schulden gemacht. Himmel-Herrgott-Sakrament!

Mit den inländischen deutschen Denkmälern aber noch nicht genug. Auch ‚ausländische‘ kommen in Betracht — jene nämlich, mit denen deutscherseits andre Nationen dekoriert wurden. Die ausländische Mißachtung gegen diese wohlgemeinten Geschenke ist eine beständig sickernde Quelle strichelnder Wizeleien über unser Vaterland . . .

Der klare Menschenverstand im Ausland begreift nicht, wie ein Stück in Berlin verboten sein kann, in Köln erlaubt, in Breslau gewissermaßen halbverboten, weil es bald nach dem Verbot freigegeben wurde — und was der wirren Varianten mehr sind.

‚Denken wir uns diese Praxis auf Italien übertragen‘, sagt mir ein bekannter italienischer Schriftsteller. ‚Wenn ein Lustspiel in Rom verboten sein sollte, in Neapel aber erlaubt — man könnte sich dies nicht einmal zur Zeit des Carnevals vorstellen und würde direkt an die Einwirkung der Irrenhäuser glauben!‘

Der glänzendste Titel . . . steigt, wenn ein gewisser deutscher Typus in der glücklichen Lage ist, im Ausland herausstrumpfen zu können: Ich bin — preußischer Offizier!

Man muß dies Säbelkaffeln mit dem Mund immer und immer wieder gehört haben, um zur allmählich aufdämmernden Erkenntnis zu gelangen, wieviel Erhabenes gegenüber der gewöhnlichen lumpigen Sterblichkeit sich hinter den strahlenden Worten verbirgt: ‚preußischer Offizier!‘

Das bedeutet für den Träger so etwas wie ‚Krone der deutschen Nation‘, ‚Mittelpunkt der Menschheit‘, ‚Pol des Universums‘. Bedeutet eine hehre Herrlichkeit, vor der das andre Menschenpaß beinahe auf dem Bauch rutschen müßte . . .

‚Preußischer Offizier!‘ . . .

Bei Eisenbahnfahrten im Ausland, im Verkehr mit den Konduktoren, den Hotelportiers, besonders aber bei Zollrevisionen an fremdsprachlichen Landesgrenzen kann man derlei Typen gar oft beobachten . . .

Emfig sucht der Zollbeamte im Gepäc herum.



„Ah, äh — nee, Verehrtester, bei mir gibt's nicht Versteuerbares. Ich bin — preussischer Offizier! Verstanden?“

Tapfer jedoch wühlt der rücksichtslose Beamte in den Hemden und Strümpfen weiter, und der Herr Leutnant ist geradezu pass, daß sein in gewissen Backfischkreisen sonst so mächtig wirkendes Zauberwort bei diesen dummen Zollbeamten vollständig verpufft.

Arme Teufel mit ihrer krankhaften Titelsucht!

O, wenn über diese titelverschneiten Seelen ein kräftiger Tauwind der Selbstachtung bläst und der Mann als solcher wieder in lebensfrische Erscheinung tritt, ohne die Maskerade des angewehnten Titels! —

Sobald ein ‚großer Geist‘ stirbt, dessen früher erworbener glanzvoller Name im späteren Alter mit allerhand Titelkram unkenntlich gemacht wurde — etwa mit dem ‚Abel‘, mit ‚Ergellenz‘ und dergleichen Schemen —, nichts bleibt davon beim Eingang in die Unsterblichkeit hängen, als der ursprüngliche, schlichte Klang seines hochgefeierten einfachen Namens.

Bismarck ist für die Unsterblichkeit immer nur ‚Bismarck‘ — nicht der ‚Herzog von Lauenburg‘, und Adolf Menzel bleibt ‚Adolf Menzel‘ — nicht die aufdrapierte, bei ihm sogar humoristisch wirkende ‚Ergellenz‘.

Ein wirklich leuchtender Name wird durch derlei betitelte Zutaten nur herabgetitelt.

Drum ist es begreiflich, daß so manch Großer auf die blankgeputzte ‚Titeläsche‘ lieber verzichtet. Bismarck meinte, wenn er einmal intognito reisen wolle, werde er sich ‚Herzog von Lauenburg‘ nennen . . .

Dasjenige Wort, welches der in Deutschland reisende Ausländer am häufigsten zu sehen bekommt, lautet: ‚Verboten!‘

Raum, daß er an einem öffentlichen Verkehrsort ein wenig herumguckt: ‚Verboten! . . . Verboten!‘ Raum, daß er sich mit der frischen Nonchalance des weitgereisten Menschen etwas bewegt: ‚Verboten! . . . Verboten! . . . Verboten!‘

Ich gedenke eines Dorfs bei Berlin, an dessen Eingang an der Straße unter einem mächtigen Lindenbaum neun Tafeln errichtet sind, jede mit der groß aufgedruckten Überschrift: ‚Verboten!‘ . . .

‚Verboten‘ das schnelle Fahren im Ort, ‚Verboten‘ das Betteln, ‚Verboten‘ das Stören der Nachtruhe durch lautes Singen. ‚Verboten‘ allerhand ähnliche selbstverständliche Sachen.

Und dabei sind bei dieser überschwenglichen Verbietererei sogar noch verschiedene Dinge vergessen; denn jedenfalls darf man in diesem Ort auch nicht stehlen, nicht Häuser anbrennen, nicht den Nachtwächter totschlagen.

Der Fremde hat natürlich für solch zahlreiche ‚Verbote‘ kein Verständnis. Diese obrigkeitliche Fürsorge im Verbieten erscheint ihm wie eine Behandlung von Babys.

Über derlei Verbietererei wurde kürzlich in einem großen englischen Journal in folgender Weise geplaudert:

„Wenn man in Deutschland im Bahnhof einläuft, fällt der Blick auf lauter riesige ‚Verbotens‘, ehe man etwas anderes sieht. Es ist verboten, die Geleise zu überschreiten. Es ist verboten, diese Treppe hinabzugehen. Es ist verboten, die andere hinaufzusteigen. Es ist verboten einzusteigen, während der Zug sich in Bewegung setzt. Es ist verboten, den Perron ohne Billettabgabe zu verlassen. Es ist verboten, den Kopf zum Fenster hinauszustrecken. Es ist verboten, Flaschen zum Fenster hinauszurwerfen. Es ist verboten, das Notsignal ohne Lebensgefahr zu ziehen . . . Und wenn man sich mit allen diesen Vorschriften glücklich vertraut gemacht hat und durch den richtigen Ausgang marschiert ist, dann stößt man mit Sicherheit auf ein Schild: ‚Durchgang verboten.‘ Will man nun wieder durch den Ausgang, den man benutzt hat, zurück, so erfährt man zu seinem Entsetzen, daß dies ‚verboten‘ ist. Man muß sich einen andern Eingang suchen und kann dann durch einen andern Ausgang endlich dem Bahnhof entfliehen. . . .“

Civis Romanus sum! In wie lächerlichem Gegensatz zu diesem stolzen Wort steht doch der „Schuß“, den der vergewaltigte Deutsche bei seinen auswärtigen Vertretungen, den Botschaften und Konsulaten oft nicht findet! Die Klagen über dieses echt deutsche Kapitel wollen nicht verstummen. Auch Böttcher liefert einen klassischen Beitrag dazu, und zwar nicht etwa aus einer erotischen Abenteuerrepublik, sondern aus der freundnachbarlichen kleinen Schweiz. „Ach, wer Deutschland von der immer wiederkehrenden Blamage im Auslande erlöste!“ seufzt er aus gepreßtem Herzen. Verächtliches Lachen, mitleidiges Achselzucken müsse der Deutsche über sich ergehen lassen: „und nicht möglich, ohne Heuchelei etwas dagegen sagen zu können! Ein seltsam unpatriotisches Frösteln durchbebt sein Herz. Ja, von manchen Stellen in der Heimat her wird es ihm oft recht schwer gemacht, ein guter Deutscher zu bleiben. Nicht die Fremde zertrümmert sein Deutschtum, nein, das besorgt zuweilen das teure Vaterland selbst.

Solch trübe Tatsachen minieren im Ausland am Deutschtum herum, bröckeln ein Stück nach dem andern von der alten Heimatliebe ab, überreden den Deutschen zur Gleichgültigkeit. Noch mehr — sie errichten zwischen ihm und dem Vaterland eine Entfremdung. Knirschend nimmt er Abschied . . . Leb wohl, geliebtes Traumbild! Strahlend, in brennender Glut, sinkt es nieder, und bald schauert es kalt und frostig darüber hin. Leb wohl, leb wohl! . . . Die große Kühle breitet sich aus . . .“

\* \* \*

Das meiste Kopffschütteln, das größte Befremden erregen im Auslande unsere nie abreißen den Majestätsbeleidigungsprozesse. Sie sind dort einfach unverständlich. „Wenn man als Deutscher in fernen Landen fast beständig von Majestätsbeleidigungen daheim liest — die Faust ballt sich, das Blut schießt in die Wangen ob der Unermülichkeit, mit der manche deutschen Berichte das Vaterland dem Auslande gegenüber bloßstellen. Trotzdem — immer wieder hagelt es Bestrafungen wegen Majestäts-

beleidigung! Und oft in welch barbarischer Härte! Und für wie manchen armen Teufel, dem nächstlicherweife die Zunge durchging, weil er ein Glas über den Durst getrunken hatte . . .

Haben wir Deutsche vielleicht mehr Talent zur Majestätsbeleidigung als andere Nationen? Oder ist das politische Klima unseres Vaterlandes dem Aufwuchern dieses ‚Verbrechens‘ besonders günstig? . . . Oder wird bei uns seitens mancher Majestäten mehr Anlaß zu derlei Beleidigungen geboten? . . . Oder werden solche Beleidigungen in Deutschland nur übereifriger mit der Lupe zusammengesucht, dann aufgebauscht und mit einer gewissen Auslegekunst zurechtgedreht, so daß sie sich deshalb so unheimlich häufen? . . . Oder betreibt man hie und da ihre Verfolgung in so lebhaftem Tempo rücksichtlich der lieben Karriere? . . . Und woher die eigentümliche Erscheinung, daß der Prozentsatz der Freisprechungen bei den verschiedensten Vergehen und Verbrechen bei Majestätsbeleidigungsprozessen — der allergeringste ist? . . .

So viel steht fest: diese Schwärme von Majestätsbeleidigungsprozessen kompromittieren unser Deutschland vor dem Ausland in gleicher Weise, wie die Stiergefechte Spanien.“

Gerade in jüngster Zeit wieder ist die „beleidigte“ Majestät öfter mit Strafen „getroffen“ worden, wie sie wegen Robeits- und Sittlichkeitsverbrechen nur selten verhängt werden. Ja, es ist Tatsache: im modernen Deutschland kann der Wüstling, der sich an einem Kinde vergreift, der Suhälter, der einem harmlosen Passanten das Messer in die Seite stößt, der Unmensch, der einem alten, kranken Pferde nach unsäglichen Martern auch noch die Zunge aus dem Halse reißt, vor Gericht glimpflicher davontommen als einer, dem im Rausch eine alberne Bemerkung über die „Majestät“ entschlüpft.

Die Volkstümlichkeit der Monarchie würde sicher nicht leiden, wenn sich der Kaiser den mit Recht so hoch verehrten Ahn Friedrich den Großen auch in dieser Frage zum Vorbild nähme. Wie der über Majestätsbeleidigungsprozesse dachte, beleuchtet eine Kabinettssorder vom 30. Juni 1750:

„Da Ich aus Eurem Berichte vom 24. dieses mit mehrern ersehen habe, wie ein jeziger Rector zu Schmiegel in Polen, Namens Ruzner, vor einigen Jahren in der Trunkenheit sich vergangen, daß derselbe sich verschiedene unbesonnene Epressionen über Mein Sujet entfahren lassen, und was vor eine Bestrafung deshalb ihm durch den Criminalsenat zu Berlin zuerkannt werden wollen, so ist Euch darauf zur Resolution, daß, weil dieser Mensch durch die Trunkenheit in die elende Umstände gesezt worden, daß er seiner Vernunft gar nicht mächtig gewesen und deshalb allerhand unbesonnenes Zeug ausgestoßen hat, so mehr zu verachten als zu bestrafen ist, Ich demselben die ihm dictierte Strafe gänzlich erlassen will, dergestalt, daß er auch desfalls nicht einmal einige Geldbuße erlegen, sondern zum höchsten mit einem Verweis und Verwarnung, sich hinfüro vor dem Trunk zu hüten, abgefertigt werden soll.“

Ist es nicht im Grunde ein rechtlicher und moralischer Nonsens, von einer „Beleidigung“ zu sprechen, wo der angeblich „Beleidigte“ von dem „Crimen“ überhaupt keine Kenntnis erhält, also gar nicht in die Lage kommt, sich „beleidigt“ zu fühlen? Ganz abgesehen davon, daß die Majestät denn doch zu hoch steht, um von jedem beliebigen Narren beleidigt werden zu können. Wenn die Majestätsbeleidigung, wie jede andere, nur auf Antrag des Beleidigten verfolgt würde, so wäre wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß der Kaiser sehr bald sich die Vorlage derartiger Quisquilien verbitten würde. Es sei denn, daß er von Zeit zu Zeit eine Blütenlese der erheiterndsten Fälle sich vorlegen ließe, um sich an dem unfreiwilligen Humor den sie des Bfteren zeitigen, als guter Europäer zu erlustieren.

Sollte nicht das Bestehen des Majestätsbeleidigungsparagrafen eine der ergiebigsten Quellen der — Majestätsbeleidigung sein? Würde das Verbotene mit der Aufhebung des Verbots nicht auch seinen bekannten Reiz verlieren? Wenn Majestätsbeleidigungen, statt harte Strafen zu kosten, billig wie Brombeeren wären: — würde nicht allgemeine Verachtung den strafen, der die Großmut des Monarchen in so unwürdig wohlfeiler Weise strapazierte? Daß dann auch jeder Schimmer jener Märtyrergloriole schwinden müßte, die den Frevler wider die „geheiligte Majestät“ heute noch gewissen Kreisen „interessant“ macht, versteht sich am Rande. Und vollends wären die Fälle ausgeschlossen, wo verzweifelte arme Teufel, um ein Unterkommen im Gefängnis zu finden, zum nächsten besten Schutzmann pilgern und den völlig ahnungslosen durch ein Sortiment von Injurien nötigen, Arm in Arm mit ihm, — das Jahrhundert der Majestätsbeleidigungsprozesse in die Schranken zu fordern.

Wenn wir den psychologischen Gründen mancher derartigen „Beleidigung“ nachforschen wollen, so werden wir sie vielleicht darauf zurückführen können, daß wir in Deutschland überall „unter dem Kaiserauge“ leben. So nämlich bezeichnete der Engländer Bart Kennedy kürzlich seinen Aufenthalt in Berlin, über den er in einem englischen Blatte u. a. schrieb: „Denkmäler und Bildwerke überall. Und bleibst du vor einem Laden stehen und ein Bild zieht dein Auge auf sich, dann ist es sicher ein Gemälde von Kaiser Wilhelm. Wenn du in einem Restaurant deine Mahlzeit einnimmst, so sitzt du unter einem Gemälde von Kaiser Wilhelm. Überall ruht sein Auge auf dir. Er blickt auf dich in allen Arten von Uniformen und Anzügen.“

Sollte hier nicht symbolisch die Suggestion angedeutet sein, unter der sehr viele Deutsche dem Kaiser gegenüber stehen mögen? Die Suggestion, die sie treibt, sich fortgesetzt mit ihm zu beschäftigen, in allem und jedem ihn als letzte treibende Kraft zu suchen und — je nach der politischen Richtung — auch verantwortlich zu machen. „Der Kaiser“, las man in der „Frankfurter Zeitung“, „erstrebt eine Stellung im öffentlichen Leben, die ihn zum obersten Regulator in allen Fragen machen soll. Es gibt kein

Problem, zu dem er nicht Stellung zu nehmen versucht. Ob es sich um einen Uniformknopf oder um eine gesetzgeberische Frage handelt, ob um die Malerei und Plastik oder das Drama, ob um Hamurabi oder den Segelsport, um die Theologie oder die Baukunst, um eine Strafenunterführung oder die große Politik, immer sucht er durch eine markante Stellungnahme die Entscheidung zu geben. Rein menschlich ist diese Vielseitigkeit der Interessen und die ungeheuere Beweglichkeit des Geistes zweifelsohne bewundernswert, aber innerhalb des Mechanismus eines Weltreiches kann, darf und soll nicht alles auf einen Geist gestellt und berechnet sein. Denn hart im Raume stoßen sich die Sachen und die Größe eines Volkes beruht auf der möglichst vollkommenen Entwicklung aller seiner Glieder. Ich muß mit meinem eigenen Kopf denken und mit meinen eigenen Händen arbeiten, um der Gesamtheit mein Scherflein darzubringen — davon kann mich niemand entbinden . . .“

Wenn diese sehr naheliegende Erkenntnis doch Gemeingut des deutschen Volkes würde! Es gibt aber — so grotesk sich's angesichts der Tatsachen ausnehmen mag — wirklich und wahrhaftig immer noch sonderbare Heilige in unsern gesegneten deutschen Gauen, denen es der Kaiser noch immer nicht genug tut, und die ihm einfach den Patriotismus kündigen, sofern er sich nicht herbeilassen will, ihnen auf jeder beliebigen Automobilfahrt als Schauobjekt zu dienen. So winselt's denn zum Erbarmen aus unheilbar verwundeten Patriotenherzen:

„Bei einer Reise, welche ich dieser Tage nach dem Rhein machte, sind mir recht unliebsame Äußerungen und Bemerkungen über ein Vorkommnis anlässlich der Reise Sr. Majestät zur Wahner Heide zu Ohren gekommen; sie haben mein patriotisches Herz tief betrübt, weshalb ich sie aussprechen muß, vielleicht werden sie an zuständiger Stelle gehört! Es war den Kriegervereinen gestattet (!) worden, Spalier zu bilden; die Leute machten sich frei von der Arbeit, natürlich unter Geldopfern; die Gemeinden bauten eine Allee von Masten mit Tannengrün zc., das kostet doch auch Geld. Was wollten die Leute? Die Grenadiere wollten ihren Kaiser sehen, ein Blick aus seinem lieben Auge sollte ihnen wohlthun; sie wollten empfinden, daß sein Auge für sie noch da ist, damit sie neuen Mut zum schweren Kampfe ums Dasein und zur Betätigung patriotischen Gefühls schöpfen! Die Stunde kam nach langem Harren; endlich! Se. Majestät kommt! — — — Eine kleine Wolke, — ein Rrrr —, dann einige Wagen mit Gefolge — Majestät war im Automobil vorübergefaust! Seinen Blick hatte kein Krieger gesehen! Wer da weiß, mit welchen Opfern und Mühen es heute verbunden ist, in den patriotischen Vereinen die Liebe zu Kaiser und Reich wach zu erhalten, da die Mitglieder bei ihren Arbeiten täglich und stündlich der Gefahr ausgesetzt sind, abtrünnig gemacht zu werden, der wird ermessen, wie verheerend ein solch Vorkommnis für die Vereine ist; drei solcher Fahrten und es existiert kein Kriegerverein mehr.

Wäre es bei den Dispositionen nicht möglich gewesen, den Aufenthalt auf Villa Hügel um einige Minuten zu kürzen, um in bequemem Tempo die Fahrt zu machen und den Leuten Gelegenheit zu geben, ihren geliebten Kaiser zu sehen? Möchte diese Bitte gehört werden."

Da haben wir die Bescherung! Und an alledem ist das Automobil schuld, diese Erfindung des Satans, wenn nicht, was sich gewiß noch herausstellen wird, der verruchten „roten Rotte"! Noch „drei solcher Fahrten und es existiert kein Kriegerverein mehr!" Habe ich zu viel gesagt —: „Patriotismus auf Ründigung?" Derartige patriotische Blasen kann wirklich nur der byzantinische Sumpf des neuesten Deutschland gen Himmel steigen lassen.

Besseres Verständnis, als dieses deutsche Patriotengemüt, hat ein Mitarbeiter des Journal de Colmar bewiesen, als er nach einem Besuch des Kaisers in den Reichslanden plauderte:

„Dieses ewige Paradeleben muß von tödlicher Langeweile sei. Keinen Schritt tun zu können, ohne daß ebenso endloses als wenig harmonisches Hochrufen ertönt, immer wieder die Nationalhymne von Musikdilettanten spielen hören, der Menge zulächeln, grüßen, stets die gleichen Reden über sich ergehen lassen und sie in fast stets den gleichen Ausdrücken beantworten, Blumensträuße entgegennehmen und Orden austheilen, und, während all dieser einfrörmigen Festgebräuche Tausende von Blicken auf sich gerichtet fühlen und wissen, daß jede Bewegung, jedes Stirnrungeln erörtert und ausgelegt werden wird, jedes Wort abwägen müssen, um nicht zu Mißverständnissen Anlaß zu geben und jeden Ehrgeiz zu befriedigen, mit einem Wort, niemals ein normales und friedliches Leben ohne Zwang zu führen, nicht gähnen und nicht nach Belieben sich reden zu können, das ist die schrecklichste aller Bürden, und es sind stählerne Nerven nötig, um ihr nicht zu erliegen. Wie müssen die Fürsten zuweilen mit Neid auf den schlichten Bürger blicken, der, in der Menge verloren, sich nicht darum zu kümmern braucht, was seine Nachbarn tun und sagen, der kommt und geht, ohne daß die anderen ihn mit einem Blick beehren, der nicht den Anforderungen der Ergebenheit und der Tyrannei der Bewunderung ausgesetzt ist. Und wie gut begreift man, daß die Großen der Erde ein kindliches Vergnügen daran empfinden, sich den öden, weil alltäglichen Huldigungen zu entziehen. Wenn in Berlin die Kaiserflagge vom Schloß weht, bildet sich eine Siede von Neugierigen Unter den Linden und die Tiergartenwege entlang, sobald an der Bewegung der Schutzleute zu bemerken ist, daß der Kaiser vorüberfährt, und wenn dann sein Automobil heransausst, erblickt man einen General, der mit müder Geste ständig die Hand an den Helm fährt und aussieht, als ob er sagen wollte: ‚Warum kann ich denn keinen Schritt tun, ohne grüßen zu müssen?‘ Ich traf eines Morgens den Kaiser, als er mit einem Flügeladjutanten im Tiergarten spazieren ging. Er war im grauen Mantel und trug eine weiße Mütze. Nur wenige Spaziergänger erkannten ihn, und man sah, daß er darüber froh war. Er sprach

laut, machte große Gesten und lachte frei auf. Man merkte, welche Genugtuung er empfand, frei zu sein. Als ich im Vorübergehen den Hut abzog, war es, als ob er eine Umwandlung schlechter Laune hätte: „Wieder so ein lästiger Mensch, der mein Intognito nicht achtet“, schien er sagen zu wollen, indem er mechanisch die Hand an den Mützenschirm führte, und ich empfand etwas wie einen Gewissensbiß darüber, daß ich nicht auf die andere Seite geschaut hatte. Alle Fürsten haben zuweilen dieses triebmäßige Bedürfnis, unbeachtet zu leben wie sonst jedermann . . .“

Und wie steif spielen sich doch alle diese Empfänge, Ein- und Aufzüge ab! Wie wenig persönliche Berührung zwischen Herrscher und Volk gestatten sie ihrem ganzen programmgemäßen Zeremoniell nach. Da lese ich im „Sannöverischen Anzeiger“ einen Reisebrief von Dr. Bruno Wagener aus dem Schwarzwald, wo zu der Zeit auch das badische Großherzogspaar weilte. Der Verfasser berichtet, wie der Großherzog auf einem Spaziergange im Walde einen alten Waldarbeiter traf, den er anredete und allerlei fragte, ohne daß der Mann ihn zu kennen schien. „Als er dann angab, daß er schon 60 Jahre Waldarbeiter und 77 Jahre alt sei, da meinte der Großherzog teilnehmend: ‚Da sind Sie ja nur drei Jahre jünger als ich!‘ Jetzt blinzelte der Alte den Großherzog an und sagte: ‚Dann seid Ihr der Großherzog um sälli ischt Euer Frau!‘ Und als beide lächelnd bejahten, erklärte der Alte sehr herablassend: ‚Sell kann ich Euch sage, 's Volk ischt aber au sehr z'friede mit Euch!‘ Über dieses unverlangte Zeugnis haben sich Großherzog und Großherzogin nicht wenig gefreut. Und sie hatten ein gutes Recht dazu. Abgesehen von einem kleinen fanatischen Kreise hegt das ganze Land — einerlei, ob protestantisch oder katholisch — die aller- aufrichtigste Liebe und Verehrung für den Großherzog. Sein milder Sinn, sein volksfreundliches Wesen, seine bescheidene und doch des Selbstbewußtseins am richtigen Orte nie entbehrende Zurückhaltung, seine echt deutsche Haltung und seine Treue zum Reich, — sie haben ihn, den streng konstitutionellen Landesfürsten, zum Lieblinge seines Volkes gemacht. Was vom Grafen Eberhard im Barte galt, das darf der Großherzog von Baden wohl auch von sich sagen: ‚daß er sein Haupt mag kühnlich legen jedem Untertan in'n Schoß.‘“ Lange hatte der Großherzog Freiburg gemieden: „Am so herzlicher war der Empfang. Ich habe etwas derartiges nie zuvor gesehen. Wenn der Kaiser irgendwo einzieht, dann geht das alles sehr militärisch, offiziell, feierlich und steif zu. Ganz anders in Baden. Der Großherzog kommt! Das ist ein Jubel. Aller Augen leuchten. Auf dem Wege zum Festplaz bildeten die Schulen Spalier, die Gymnastasten und vor ihnen die kleinen Volksschülerinnen, — alle bunt oder weiß gekleidet, alle mit langen Zöpfen, mit Blumen im Haar und in den Händen und mit vor Freude blitzenden Augen. Nur eine ganz enge Gasse lassen sie in der Mitte frei. Der alte Wachtmeister, der mit zwei Schutzleuten die Ordnung aufrecht erhält, drängt die Kinder lachend zurück, alles in Freundschaft und Gemütlichkeit. Im Publikum keine einzige Pickelhaube, auch niemand, der wie ein ‚Geheimer‘ ausfieht.

Nun fährt ein General durch die Reihen. Er ruft den Kindern zu: „Gleich kommen sie. Aber, hört Ihr, keine Blumen werfen!“ Und nun kommt ein eleganter Zweispänner, ganz langsam, fast im Schritt. Und zur Linken winkt und grüßt und lacht der Großherzog heraus und zur Rechten huldvoll freundlich die Großherzogin. Und die Kinder drängen sich ganz dicht heran. Man denkt, sie wollen die Hände des landesherrlichen Paares erfassen. Und sie jubeln und schreien: „Hoch! Hoch! Hurra!“ Und wir Alten schreien mit, nicht salbenmäßig auf preussische Art: „Hurra! — Hurra! — Hurra!“ Nein, ganz anders, wie man ein geliebtes Familienmitglied begrüßt. Das Herz wurde einem warm dabei und die Augen wurden feucht. So zog der Großherzog Friedrich mit dem milden treuen und noch so erstaunlich frischen, vom weißen Bart umrahmten Antlitz, das an unseren Kaiser Friedrich gemahnt, in die alte Erzbischofsstadt ein.“

\* . \*

... „Man muß sich schon“, meinen die „Münchener N. Nachr.“, „daran gewöhnen, des Kaisers Worte und Taten als Ausfluß seiner eigenen Überzeugung und seines eigenen Willens anzusehen, für die staatsrechtlich der Reichskanzler die Verantwortung trägt, vor der öffentlichen Meinung aber Wilhelm II. selbst. Er verschmäht die ‚ministeriellen Bekleidungsstücke‘, er tritt in eigener Person auf den Plan... Wenn der Kaiser die Selbständigkeit und Eigenart seines Urteils über Malerei, Musik, Dichtung, Plastik, Baukunst, Theater, Schiffbau, Segelsport, Theologie, Elektrotechnik und hundert andere Dinge fast täglich zu erkennen gibt, will man sie ihm in politischen und militärischen Dingen versagen?“ Es erscheine daher würdiger und weiser, wenn der Liberalismus darauf verzichte, den Kaiser für sich und seine Ziele in Anspruch zu nehmen. Er müsse den Mut haben, „den Kaiser ganz zu nehmen, wie er in Wahrheit ist“.

Schon richtig. Es fragt sich nur, ob die monarchische Autorität eine so starke Belastungsprobe ohne Schaden ertragen würde. Die Verantwortung vor der öffentlichen Meinung ist am Ende eine schwerere als die staatsrechtliche. Jene ist eine moralische, diese — in Preußen-Deutschland — nur eine formelle — façon de parler. Darum sollte man auch die „ministeriellen Bekleidungsstücke“ nicht gering schätzen. Sie haben bisher der öffentlichen Meinung gestattet, Kritik zu üben, ohne sie an die Person des Monarchen richten zu müssen. Und das war gut so. Für die Monarchie. Deren Gegner würden sich vielleicht auf die Dauer besser stehen, wenn die Monarchie jene Bekleidungsstücke ablegte. Würde auch dadurch zunächst die Kritik — mit Rücksicht auf den bekannten Strafgesetzbuch-Paragrafen — eingeschränkt werden: schweigen täte sie darum nicht. Und wo sie sich doch dazu genötigt sähe, müßte sie sich bald zu einer schwülen Gewitterstimmung verdichten, die dann erst eine wirkliche Gefahr für das herrschende Regime bedeuten würde.



Schon zu viel wird mit der persönlichen Eigenart des Monarchen gerechnet, und zwar keineswegs immer aus lauterem patriotischen Beweggründen. Ist diese Eigenart eine offene, impulsive, auf äußere und innere Eindrücke rasch und energisch reagierende, so kann es an Absehlträgern und Gebärdenstapähern nicht fehlen, die ihre vermeintlichen „Beobachtungen“ und „Studien“ sehr privaten Zwecken nutzbar zu machen versuchen. Nur mit peinlichen Empfindungen werden Anhänger des monarchischen Gedankens, wie er uns aus seinen besten Tagen überliefert ist, den Briefwechsel zwischen dem Wirklichen Geheimen Rat von Holstein und Herrn Harden in der „Zukunft“ gelesen haben. Welch raffiniertes, auf ganz persönliche Intimitäten aufgebautes Intrigenspiel! Da fragt z. B. Harden Herrn von Holstein: „Haben Sie den Prinzen, den Kaiser naher Zukunft, . . . nicht auf Ihre Art studiert? Ihn nicht aufmerksam beobachtet und urteilend mitgesprochen, wenn am Tisch des Fürsten oder Herberts auf ihn die Rede kam?“ Oder: „. . . Nach dem Zusammenbruch des Kanzlers. Die Stammgäste des Pressbureaus trugen die Kunde hinaus: Der Fürst hat sich bei dem Versuch aufgerieben, Holsteins Einwirkung auf den Kaiser zu hemmen.“ Fast mit denselben Worten sagte es zwei Interviewern Herr von Kardorff, der doch kein rascher Jüngling ist und vom Kanzler intimer Zwiesprache gewürdigt wird.“ Oder, im nächsten Heft: „Der Fall Poddbielski. Im Mai 1901 erwähnte ich hier das Gerücht, der Kanzler habe sich gegen Poddbielskis Ernennung leise ein bißchen gesträubt, weil dieser Viktor ihm allzu agrarisch roch. ‚Nur deshalb? Nicht auch, weil der in alle Sättel gerechte Husar zur Statpartie des Kaisers gehört, und der preussische Premier den Vorteil zu schätzen weiß, den die persönlich intime Beziehung zum Monarchen verleiht?‘ . . .“

Wohin müßten wir schließlich gelangen, wenn alles auf die Person des Kaisers eingestellt würde? Auch der gewissenhafteste und tatkräftigste Monarch kann sich nicht davor schützen, daß Macht und Ansehen der Krone für minder vornehme Zwecke mißbraucht werden. Diese Gefahr aber wäre zu befürchten, wenn der Glaube um sich griffe, es genüge schon, beim Kaiser persona grata zu sein, um über einen Einfluß zu verfügen, der über den des lebenswürdigen und beliebten Gesellschafters weit hinausgeht. Wäre dann nicht der Meinung Tor und Tür geöffnet, daß den Personen, die sich solchen Vorzuges erfreuen, mehr als anderen erlaubt ist? Daß man nur in ihrem Fahrwasser zu segeln braucht, um mit Erfolg und ohne sonderliche Gefahr — im Trüben fischen zu können? Dem Monarchen liegt natürlich der Gedanke an die bloße Möglichkeit fern, der Bevorzugte braucht — mindestens offiziell — auch nichts davon zu wissen. Und doch wird das Geschäft gemacht. „Die Kleinen von den Seinen“ machen's. Für sich — und andere.

Was immer noch zugunsten oder ungunsten der Beteiligten festgestellt werden möge: an dem moralischen Urteil, an dem Urteil der öffentlichen Meinung über die Affäre Toppelstirch-Poddbielski und das ganze damit

zusammenhängende System von Begünstigung und Verschleierung wird es wenig ändern können. Man braucht noch keineswegs auf Bestechung zu plädieren, auch nicht „strafbare Handlungen“ vorauszusetzen, und kann sich doch über dieses System völlig im reinen sein. Was der Hauptbeteiligte selbst zu seinen Gunsten ausgeführt hat, konnte ihn vielleicht formell-juristisch entlasten, moralisch aber nur belasten. Wenn Herr v. Podbielski seinen Anteil an der Firma Lippelskirch auf seine Gattin überschreiben und dann Gütertrennung mit ihr eintreten ließ, so hat er damit selbst zugestanden, daß sich solche Geschäfte — seiner eigenen Ansicht nach — mit der Stellung eines aktiven Ministers nicht vereinbaren lassen. Wenn er aber weiter die „allein maßgebende Stelle“ vorschob, die gegen sein Verbleiben im Geschäft auch als Minister nichts habe einzuwenden gehabt, so ist das ein Verfahren, über das — die „allein maßgebende Stelle“ wohl auch ein maßgebendes Urteil fällen wird.

„Um Golde hängt, nach Golde drängt doch alles — ach, wir Armen!“ — „Wir haben gesehen,“ schreibt ein „Agrarier vom Fuß bis zum Scheitel“ und sonst warmer Verehrer des Landwirtschaftsministers an den „Reichsboten“, „wie pensionierte Offiziere, Staatsminister a. D., höhere Beamte und Titelträger, hoher Adel usw. usw. sich mit dem vollen Gewichte ihrer alten Beziehungen zum Staatsdienste in gemeinschaftliche Unternehmungen mit Geldleuten eingelassen haben, ja mit mittellosen Spekulanten, ohne selbst kaufmännische Vorbildung, Takt und Mittel zu besitzen. Zwischen ihnen hat sich eingenistet der schmarozende Zeitungschreiber und eine Sippe schmarozender Titelträger, die sich an die Spitze von Vereinen stellen, um hier und da Bissen aufzuschnappen, die vom Tische der zum Teil recht fragwürdigen Spekulanten fallen. Wir haben gesehen, wie strupellose Nichtstuer zu Spekulanten wurden und Zugang in die höchsten Kreise erhielten. Wir müssen bemerken, wie Professoren und Räte von Ämtern und Vertrauensposten in die Arme der Banken und Börse fallen, um schneller reich zu werden, wie altgediente hohe Beamte und Dezerenten sich nicht schämen, Aufsichtsratsstellen anzunehmen bei Unternehmern, denen gegenüber sie noch gestern die Interessen des Staates zu vertreten hatten. Ja wir müssen mit patriotischem Schmerz erkennen, daß selbst Parteien, welche reformieren wollen, so unglaublich naiv sind, heute Männer zu hohen Kolonialämtern vorzuschlagen, die morgen der Börse in die Arme sinken und mit vielen Fäden verknüpft sind an das reine Unternehmertum. Wollen sie damit einen kleinen Vorteil erhaschen für die eigene Partei oder Person?! Die Zustände haben sich allmählich so weit entwickelt, daß man sagen kann: Dies ist der Boden, auf dem die Sozialdemokratie am besten gedeiht. Wenn die Monarchie nicht mehr imstande wäre, das Vertrauen auf unser Beamtentum auf felsenfestem Boden zu erhalten, so würde sie den Todeskampf kämpfen.“

Allein in den Direktorien von acht großen Banken wirken zurzeit: drei Geheime Ober-Finanzräte, zwei Geheime Regierungsräte, ein Ober-

Regierungsrat, ein Regierungsrat, ein Ministerialdirektor, ein Landrat, ein Kaiserlicher Bankdirektor, ein Geheimer Seehandlungsrat und ein Landesbankrat. Selbstverständlich ist das nur ein kleiner Ausschnitt aus dem Gesamtbilde.

Der Staat als Sprungbrett ins Goldregenbad! Kann man sich da über gewisse Erscheinungen noch wundern? Bei so engen Beziehungen zwischen Staatsverwaltung und Unternehmertum wäre es schier verwunderlich, wenn alles mit rechten Dingen zginge. Dazu müßten Menschen nicht Menschen sein, und vor allem nicht Menschen unserer Zeit.

Man wird diese Erscheinungen aber erst richtig würdigen, wenn man sie aus ihrem Zusammenhange heraus begreift. Denn es hieße gröblich irren, wollte man sie als vereinzelte Auswüchse betrachten, die man nur mit zarter Hand wegzuschneiden brauchte, um dann alles wieder in schönster Ordnung zu finden. Es sind in ihrer Art wurzelechte Zeitgewächse, so echt, wie unsere ganze, vom Staat und den Parteien betriebene Interessenpolitik. Beide entspringen dem gleichen Boden, der gleichen Begünstigung einzelner Interessen auf Kosten des Gemeinwohles, nur daß hier an Stelle des privaten, rein persönlichen Nutzens der Nutzen einer Gruppe oder Klasse tritt.

„Von Parlamenten Steuern zu erhalten,“ schreibt Eduard Goldbeck in den „Funken“, „war früher schwer, ist es aber nicht mehr, seitdem wir im Zeichen der Begünstigungspolitik stehen. Der Fiskus wird zum Erzieher, weil er lobt und straft, Vorteile gewährt, Nachteile zufügt. Die Parteien sind auf die Regierung angewiesen, die Regierung kann die Parteien nicht entbehren, und so entsteht jenes weit verzweigte do ut des, das wir Parlamentarismus nennen. Bei diesem Konzeptionsaustausch gibt es einen leidenden Dritten, die Masse des Volkes. Da diese noch keinen ihrer Zahl und ihrer Leistung entsprechenden Einfluß ausübt, da sie noch nicht viel zu gewähren vermag, empfängt sie dementsprechend wenig. Die politisch maßgebenden Schichten aber sind ungemein bewilligungsfreundlich, immer unter der Voraussetzung freilich, daß sie die Steuer gar nicht oder doch wenigstens nur zum kleinsten Teile zu tragen brauchen. Es bildet sich dann ein harmonisches Verhältnis zwischen Regierung und Parlament heraus, das harmlose Gemüter entzückt, das aber in Wirklichkeit auf ein volksfeindliches Ausbeutungssystem hinausläuft . . .

Diese Situation ist für die Regierung höchst bequem, sie erspart ihr alle inneren Krisen, indessen vom nationalen, nicht vom bürokratischen Standpunkt betrachtet, erweckt sie ernste Bedenken.

Das Ansehen und die Macht des Parlaments wird durch diese Schwachmachei geschwächt. Über kurz oder lang durchschaut das Publikum die Motive, die Mittel, die Zwecke und erkennt im Parlament die vom Klasseneigennutz bestimmte Interessenvertretung. Die hohe Körperchaft verliert ihren Nimbus, verliert mit diesem Nimbus den nationalen Rückhalt und die Widerstandsfähigkeit gegenüber einer von absolutistischen Gedanken geleiteten Regierung.

Andererseits liegt die Gefahr nahe, daß sich die Regierung ganz in ihr eigenes Netz verstrickt und sich aus der Begünstigungspolitik nicht mehr zu befreien vermag. Dann wird sie allmählich jeden Kredit bei den breiten Schichten einbüßen und eines Tages vom Unwillen der Massen hinweggefegt werden.

Was die Parteien betrifft, so werden sie, um nur weiter die Früchte der Begünstigungspolitik einzuheimsen, vor allem darauf bedacht sein, daß ihre parlamentarische Stellung nicht gefährdet werde. Deshalb suchen sie jede Reform des Wahlrechts zu verhindern, um sich wenigstens den ertragreichen status quo zu erhalten. So wird das politische Leben zu einem Sumpf, dem scheußliche Miasmen der Korruption entströmen. Während das wirtschaftliche Leben sich unausgesetzt umbildet, stagniert die politische Entwicklung, bis endlich auch hier die adäquate Neugestaltung mit Gewalt erzwingen wird.

Sachliche Entscheidungen sind nicht mehr möglich. Das Parlamentsgebäude wird zum clearing-house, in dem die gegenseitigen Konti verrechnet werden. Die Nation, die doch hier vertreten sein soll, ist in Gruppen und Grüppchen aufgelöst. Das Wort „Opferwilligkeit“ ist eine hohle Phrase. Der Staatswagen rollt in den alten Gleisen weiter, bis einmal eine große Stunde alle Kräfte der Nation fordert. Dann zeigt es sich, daß nicht nur das finanzielle, sondern auch das ethische Vermögen der Nation vergeudet ist, daß nicht allein die Finanzen, sondern auch die Ideale des Volkes erschöpft sind . . .“

Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft!

\* \* \*

. . . Wenn aber Einer in seinem berechtigten Streben nach „standesgemäßer“ Lebenshaltung und entsprechender Aufmachung für sich, besonders aber für seine Frau, durch möglichst mühelosen Gelderwerb zufällig auf die schiefe Ebene oder gar in Konflikt mit dem Strafgesetzbuch gerät, so darf er sich — das ist das feinste „Bulet“ allerneuester Ethik — als „soziales Opfer“, als Märtyrer der „sozialen Verhältnisse“ unserer argen Zeit betrachten. Oder läuft es nicht am letzten Ende darauf hinaus, was der „Sozialpolitischen Rundschau“ von „geschähter Seite“ geschrieben wird?

„Der jüngst verhandelte Sander-Prozeß warf ein grelles Streiflicht auf die Verhältnisse, wie sie in den Ehen der oberen Tausend herrschen. Allgemein brach sich die Überzeugung Bahn, daß der Angeklagte ein Opfer des Leichtsinns seiner Frau geworden war. Dasselbe Bild scheint sich in der Fischerschen Affäre zu wiederholen, wo v. Tuppelskirch den Major als die Anspruchslosigkeit selbst, als einen ‚eisernen Sparer‘ ohne jede luxuriöse Passion schildert, während seine Gattin aus krankhafter Veranlagung (?) hinter seinem Rücken alle möglichen und unmöglichen Dinge kaufte und ihn dadurch in Schulden verwickelte, die er nicht mehr übersehen konnte. Es muß auffallen, daß zwei gleiche Fälle zur selben Zeit die Öffentlichkeit be-

schäftigen, und es wäre verfehlt, wenn man dies lediglich für einen Fall der Duplizität der Ereignisse erklären wollte. Wer Augen und Ohren offen hält, weiß, daß derartige Fälle nicht nur ganz vereinzelt dastehen, und nicht wenige wird es geben, die ähnliche Verhältnisse aus eigener Kenntnis schildern könnten, wenn auch natürlich das strafbare Moment fehlt. Und es ist kein Zufall, daß es gerade Offiziersfamilien sind, die in einer solchen Weise bloßgestellt werden. Der Offizier ist bei der Gattenwahl nach zwei Richtungen hin gebunden: er muß (?) reich heiraten und ist auf die Töchter einer bestimmten, nur kleinen Gesellschaftsschicht angewiesen. Neigungsheiraten werden dadurch erschwert, vielfach unmöglich gemacht. Die Geldheirat erscheint als etwas ganz selbstverständliches und in einer solchen Ehe kann es nicht Wunder nehmen, wenn die Gatten an verschiedenen Strängen ziehen.

Es ist für unser Offizierskorps in hohem Grade unangenehm, daß derartige Fälle in voller Öffentlichkeit erörtert werden mußten, denn die Achtung vor dem Heere wird dadurch nicht erhöht werden, und es wird auch nicht an Stimmen fehlen, die zur Verallgemeinerung neigen und das, was doch die Ausnahme ist, als typisch hinstellen wollen. Noch bedauerlicher aber ist es, daß nicht einmal Mittel und Wege genannt werden können, derartigen Verhältnissen in Zukunft vorzubeugen. (?) Die Parole: „Freie Gattenwahl für den Offizier“ kann nicht ausgegeben (!) werden. Es ist nicht daran zu denken, daß die Exklusivität des Offizierskorps in absehbarer Zeit beseitigt wird (warum nicht?), und es ist deplaziert, die Offiziersfamilien in der heutigen Zeit, wo der Luxus in allen Gesellschaftsklassen zunimmt, zur Einfachheit und Anspruchslosigkeit zu ermahnen. (!) Der Offizier aus dem ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts mit seiner lärglichen Lebenshaltung, dem abgetragenen Mantel zc. wäre heutzutage eine lächerliche Erscheinung, nicht nur in den Augen seiner Kameraden, sondern auch in denen der breiteren Volksmassen. Deshalb ist es völlig ausgeschlossen, daß ein Offizier von seinem Gehalt standesgemäß lebt, und wenn er kein ausreichendes eigenes Vermögen hat und nicht ehelos bleiben will, dann bleibt ihm eben nichts anderes übrig als die Geldheirat.

Wenn dann aber Entgleisungen vorkommen, dann soll man nicht mit pharisäischer Miene auf derartige Unglückliche herabsehen, sondern man soll ihnen als milderndes Moment dasjenige zubilligen, was man so gern den Arbeitern zugesteht, daß sie nämlich das Opfer der sozialen Verhältnisse geworden sind.“

Mit „pharisäischer Miene“ soll man auf niemand herabsehen, mildernde Umstände auch den Schülzlingen des Brieffschreibers zubilligen. Das ist aber auch so ziemlich das einzige Unanfechtbare in seinen ethischen Ausführungen. Daß die „Geldheirat“, also eine Heirat, bei der Geld Bedingung, Neigung Nebensache, glücklicher Zufall oder schon mehr — Übung ist, für den unbemittelten Offizier „etwas ganz Selbstverständliches“ sei, möchte ich denn doch nicht als die allgemeine Anschauung der beteiligten

Kreise gelten lassen. Jedenfalls müßte ich mich bis zum Äußersten gegen die Annahme sträuben, daß deutsche Offiziere den Verkauf der eigenen Person für Geld als „etwas ganz Selbstverständliches“ ansehen! Daß solche traurigen Fälle vorkommen und leider nicht mehr vereinzelt, ist mir nur zu wohl bekannt, wie sie sich mit der „Offizierssehre“ vertragen können, unerfindlich, da sie sich mit der Mannesehre nicht vertragen, und diese doch wohl ein nicht ganz entbehrliches Requisit der Offizierssehre ist.

Der Kardinalfehler in den Offizierssehen, bemerkt die „Berl. Volksztg.“, läge darin, daß der Offiziersstand mehr, als ihm selbst und als der Armee gut ist, zu einer gesellschaftlichen Exklusivität genötigt und gedrängt würde, der die innere Berechtigung fehle. „Diese unnötige Exklusivität ist es allerdings, die ihn zu einer Lebenshaltung veranlaßt, zu der seine amtlichen Einkünfte oft nicht ausreichen. Aber muß denn der Offizier nur mit den reichsten Fabrikbesitzern seiner Garnisonstadt, mit den liebesgaben-gesegnetsten Rittergutsbesitzern seiner Umgebung verkehren? Gibt es nicht überall honette und gebildete bürgerliche Elemente, mit denen zu verkehren dem Offizier angemessen, ihm unter Umständen sogar Gewinn wäre, weil er dadurch aus seiner furchtbaren Einseitigkeit herausgerissen würde? Gibt es nicht Beamten- und Erwerbstreife, deren Einkünfte nicht größer sind als die der unteren und mittleren Offiziere und die den Offizieren an Bildung und anständiger Gesinnung nicht nachstehen? Warum schließen sich die Offiziere gegen diese Kreise hermetisch ab, obwohl sie mit ihnen ohne jede Luxusentfaltung sehr gut verkehren könnten?“

Noch eins: Wer über die großen Ausgaben schreibt, die den Offizieren erwachsen, der sollte nicht versäumen, auf die vielen Ausgaben hinzuweisen, die ihnen aufwendigt werden wider ihren Willen: als da sind Beiträge für Jubiläums- und Abschiedsgeschenke, für patriotische Denkmäler und allerlei andere überflüssige Produkte demonstrativer Gutgesinntheit. Den Offizieren wachsen andererseits wieder Vorteile zu, die den bürgerlichen Existenzen nicht zuteil werden: Die Armee stellt ihnen eine männliche Arbeitskraft als Burschen. Viele Offiziere können ihre Söhne gegen minimale Bezahlung oder ganz umsonst im Kadettencorps erziehen lassen, während der Privatmann dafür große Opfer bringen muß u. u. Wenn also die Offiziere nicht künstlich zu allerhand luxuriösen Ausgaben gedrängt würden, könnten sie ganz gut lernen, sich nach der Decke zu strecken, wie es Tausende von anderen Staatsdienern und Hunderttausende von tüchtigen und ehrenwerten Erwerbstreibenden machen müssen. Man braucht die Offiziere aber keineswegs als ‚soziale Opfer‘ zu bezeichnen, wenn sie den Anschluß an ein geordnetes Wirtschaftsleben nicht finden können. Übrigens hat es zu allen Zeiten Offiziere gegeben, die auch mit wenigem hauszuhalten wußten; und das waren wahrlich nicht die schlechtesten Offiziere. Endlich noch eine Bemerkung zur Verhinderung falscher Vorstellungen: Die Offizierstreife vom Oberstleutnant aufwärts sind in ihren Einkünften bedeutend besser gestellt als etwa die akademisch gebildeten Beamten desselben

Dienstalters. Weiter hinauf erhalten die Offiziere Gehälter, die in der Zivilverwaltung auch nicht annähernd erreicht werden. So z. B. beziehen die kommandierenden Generale 36 000 Mark Gehalt, freie Wohnung, Ration für acht Pferde; die Oberpräsidenten beziehen dagegen außer freier Wohnung 22 000 Mark Gehalt; die Oberlandesgerichtspräsidenten müssen sich mit dem für ihre Stellung tatsächlich nicht übertrieben hohen Einkommen von 14 000 Mark nebst Wohnungsgeldzuschuß begnügen . . .“

Die Ethik des Herrn Brieffschreibers atmet jeden andern Geist, nur keinen männlich-soldatischen. Man vergleiche doch Anschauungen wie diese mit denen, die früher als die spezifischen des preußischen Offizierkorps galten, die gar nicht von diesem Begriff zu trennen waren, und — man wird den ganzen Wandel der Zeiten empfinden. Es ist — wenn ich mich so ausdrücken darf — parfümierte und frisierte Ethik, ein auch sonst leider öfter zu beobachtender Feminismus, der sich hier mit einer für unsere ganze Zeitstimmung bezeichnenden Naivität gibt oder — gehen läßt.

Wenn die männliche Herrlichkeit, selbst in ihrer höchsten Vollendung als Offizier, in der Stunde der Gefahr hinter die Röcke der Frau flüchte, so sei das, meint die „Berl. Z. a. M.“, ein trübes Zeichen dafür, daß der Feminismus in unseren aristokratischen (nur aristokratischen? D. Z.) Kreisen eine geradezu unheimliche Höhe erreicht haben müsse. „Jeder aufrechte Mann in bescheidenem bürgerlichen Lebenskreise würde sich schämen, eine eigene Verschuldung oder eine Verschuldung seines Freundes öffentlich dadurch entschuldigen zu wollen, daß er eine Frau als die Quelle alles Übels darstellt, er würde sogar glauben, dadurch seine Sache zu verschlechtern. Denn es liegt im allgemeinen Bewußtsein, daß die Nachgiebigkeit über die Grenzen der Ehre hinaus bis in die Kriminalität hinein nicht Ausfluß einer Ritterlichkeit in höherem ethischen Sinne, sondern die Folge einer alle Grenzen durchbrechenden Sinnessklaverei ist.“

Der Feminismus ist genau das Gegenteil der Hochachtung vor der Frau. Wenn ein Mann von mäßigen Geistesgaben sich dem überlegenen Verstande einer genialen Frau unterwirft und ihren Anregungen gemäß Handlungen begeht, die moralisch bedenklich sind, so liegt darin nicht die Unterordnung unter die geschlechtlichen Instinkte, sondern es ist ein einfaches Unterliegen der minderen Intelligenz unter die höhere. In den Fällen Sander und Fischer wird aber ganz unverblümt zugestanden, daß die angebliehen oder wirklichen Verführerinnen geistig minderwertige Personen seien, deren Macht daher in der rein sinnlichen Sphäre liegen muß. Dieselbe Erscheinung findet man jetzt hundertfach in allen Schichten der besser situierten Gesellschaft, daß herzlich unbedeutende Frauen auf kluge und geschäftskundige Männer einen lebens- und existenzzerstörenden Einfluß ausüben. Dabei handelt es sich nicht einmal um junge Männer, bei denen ein Übermaß der Herrschaft der Sinne noch begreiflich und verzeihlich wäre, sondern um Männer von 40 bis 50 Jahren, die sich die Hörner wohl hätten ablaufen können, sowohl in dieser als auch in einer anderen Be-

ziehung. Nicht selten trifft man Geschäftsleute, die bei einem Jahresverdienst von 15—20 000 Mark aus den Sorgen nicht herauskommen, und die in einer Umwandlung von Vertrauen erzählen, es sei ihnen auf die Dauer völlig unmöglich, all das Geld heranzuschaffen, das ihre Frauen verbrauchen. Einige fangen in ihrer Bedrängnis wilde Sachen an, die eventuell zum Bankrott oder nach Plöhsensee führen, anderen gelingt es durch äußerste Anstrengung ihrer Kräfte, Mittel und Wege zu finden, die haarscharf am Suchthaus und, was sie anscheinend mehr fürchten, an der Ungnade ihrer Bestrengen vorbeiführen.

Hat man dann gar Gelegenheit, die Bestrenge zu sehen, die an all dem Unheil schuld ist, dann wundert man sich nicht selten darüber, woher solch eine unbedeutende, alberne, aber eitle und verwöhnte Person so viel durchzusetzen imstande ist. Um das zu verstehen, muß man schon etwas physiologisch und psychopathologisch geschult sein und die Beziehungen kennen, die, den Beteiligten selbst unbewußt, zwischen dem Feminismus und anderen üblen Verirrungen bestehen.

Die ‚Weiberherrschaft‘ war die perverse Begleiterscheinung des untergehenden römischen Reiches; auch wir stecken tief darin. Es ist nicht geringe Schätzung des Weibes, wenn man auf das Wort ‚Weiberherrschaft‘ einen starken Ton jener Verachtung legt, die man überall der absoluten Vorherrschaft des rein Animalischen entgegenbringt. Wer eine Frau hochschätzt, findet in ihr höhere Qualitäten als die rein animalischen und schätzt sie nach diesen, die allein imstande sind, den sittlichen Bestand einer Ehe zu wahren. Das Wort vom ‚Pantoffelheld‘ wird oft im harmlosen Scherz gebraucht. Aber eine ehrbare deutsche Frau wehrt sich dagegen, daß allen Ernstes ihr Mann als Pantoffelheld gelte, denn sie hat das dunkle Gefühl, daß in dieser Anerkennung ihrer Herrschaft gewisse Zweifel an den sittlichen und gemüthlichen Beziehungen liegen, die in einer Ehe obwalten sollen. . .“

Läßt man solche Kulturbilder aus den höheren Schichten, aus der „Gesellschaft“ an sich vorübergleiten, so gelangt man erst zur vollen Würdigung und Bewunderung des heiligen Eifers, mit dem eben diese Kreise es sich angelegen sein lassen, „dem Volke die Religion zu erhalten“. Ja, was stellt man sich denn eigentlich unter „Religion“ vor? Ist Religion gleichbedeutend mit dem verdrossenen Einpauken von Bibelsprüchen und Gesangbuchversen durch unterernährte Lehrer, denen sicherlich kein Wort so aus der Seele gesprochen ist, wie das von den Vögeln unter dem Himmel und den Lilien auf dem Felde? Oder mit dem Mundbekenntnis zu den kirchlichen Glaubenssätzen? Oder mit fleißigem Kirchenbesuch, besonders, wenn's was zu sehen gibt, reiche Trauungen mit prachtvollen Toiletten und blitzendem Geschmeide? Oder aber mit glaubenseifriger Anwendung des Gotteslästerungsparagraphen und Einkerkelung des „Lästerers“ — um Jesu willen?

In einem früheren Sageduch habe ich über den Fall des sozialdemokratischen Redakteurs Friedrich Westmeyer in Hannover berichtet. Der An-



geklagte hatte den Königsberger Geheimbundprozeß, diese kläglichste Niederlage preußischer Justiz, besprochen und in einer fingierten Gerichtsverhandlung darzulegen versucht, wie es Christus ergehen würde, wenn er sich vor einem preußischen Gerichtshof zu verantworten hätte. Die klar zutage liegende, einzig mögliche Tendenz war der Nachweis, daß selbst eine so hohe und reine Gestalt wie der Stifter unserer Religion im heutigen Preußen als politischer Verbrecher gefangengesetzt und vergewaltigt werden würde. Sie konnte also höchstens für die preußische Justiz beleidigend sein, niemals aber für Christus. „Wir mußten“, so recapituliert die „Christliche Welt“ den Fall, „bei jener Gerichtsverhandlung das schmerzliche Schauspiel erleben, daß zwei Pastoren vor der Strafkammer zuungunsten, zwei zugunsten des Angeklagten ihre Ausagen machten. Sene, indem sie sich durch die Sätze des beanstandeten Artikels in ihrem religiösen Gefühl beleidigt fühlten, diese, indem sie den entgegengesetzten Eindruck bekundeten. Es gehört in solchem Falle zur Anwendung des § 166 durch den Richter der Umstand, daß jemand sich in seinem religiösen Empfinden gekränkt weiß; da waren denn die Pastoren von Verteidigung und Staatsanwalt herbeigerufen, um als Nächsterberufene sich gekränkt zu fühlen oder nicht. Die beiden Entlastungszeugen fußten auf einer eindringenden Analyse des literarischen Charakters des beanstandeten Schriftstücks und fanden, daß seiner ganzen Tendenz nur eine hohe Meinung von Jesus zugrunde liegen könne, weil sonst die Pointe hinfällig sei. Die beiden Belastungszeugen hielten sich an den ersten Eindruck, daß da in unehrerbietiger Weise von Jesus geschrieben sei. Zu der prinzipiellen Frage, ob es überhaupt richtig sei, unsern Herrn Jesus Christus und seine Ehre durch unser Strafgesetz zu schützen, hatte keine von beiden Parteien Stellung zu nehmen: es handelte sich um die Anwendung bestehenden Rechts. Wohl aber wurde für den Christen, der mit innerem Anteil dem ganzen Prozeß folgte, die Frage aufgerollt, ob nicht diese Wahrung der Ehre Jesu mittelst Richterspruchs und Gefängnis das religiöse Gefühl eines Jüngers Jesu tief verletzen müsse. Einst richtete und strafte die heidnische Obrigkeit Christen um ihres Glaubens willen: entspricht es unsrer christlichen Erkenntnis, wenn heute Menschen gerichtet und gestraft werden um ihres — vermeintlichen — Unglaubens willen? Freilich nur um eines in — vermeintlich — kränkender Form geäußerten Unglaubens willen. Aber sollten nicht auch auf eine solche Äußerung Jünger Jesu anders reagieren als mit Gericht und Gefängnis? Sollten sie nicht den Staat bitten, daß er um Jesu willen hier auch der Kränkung, dem Spott und der Lästerei Raum lasse? Es ist eine schwere Frage, und gerade auch dem schlichten Laien wird es nicht leicht, sie im Geiste Jesu zu beantworten. Aber mag ein Gefühl in ihm nach Sühne rufen, wenn er den Namen Jesu öffentlich mißhandelt sieht, sollte nicht auch wieder ein Gefühl in ihm sich dawider auflehnen, wenn irgend jemand dem Namen Jesu zu Ehren ins Gefängnis geworfen wird? Erleben wir dabei nicht alle in uns zum mindesten einen Widerstreit von Gedanken,

die sich untereinander verklagen und entschuldigen? kurz, so etwas wie ein böses Gewissen? Liegt also nicht mindestens ein Problem vor, dem gerade die Frommen im Deutschen Reich ernstlich nachdenken sollten? bis der § 166 gefallen oder doch so umgestaltet ist, daß jeder Mißbrauch zuungunsten des geistigen Kampfes, in dem unser Christenglaube mitten drin steht, ausgeschlossen wird?“

Westmeyer hat seine Strafe im Gefängnis zu Hechingen „verbüßt“ — drei volle Monate! Nun aber veröffentlicht er in der „Schwäbischen Tagewacht“ Aufzeichnungen, die jedes christliche Empfinden aufwühlen müssen. Ich greife nur einige heraus:

„Donnerstag, 31. August. In blauleinerner Kleidung, schwer benagelte rindslederne Schuhe an den Füßen, wurden wir je zu zweien zur Arbeit geführt. Mein Nebenmann war ein wegen verschiedener Betrügereien vorbestrafter Falschmünzer. Ein Sittlichkeitsverbrecher ging mir voraus, ein Fehler und ein alter Bettelvogt folgten. Groß war die Anzahl der Gefangenen im Landgerichtsgefängnis zu Hechingen nicht, aber sehr gemischt und interessant.

Im Gefängnishof trennten wir uns. Mein Arbeitsraum war ein Kellergelaß im Landgerichtsgebäude selbst. Die Außenwände bis zur halben Höhe feucht angelaufen. An der Seite führte ein Abtrittrohr in die angebaute Grube. In diesem Raume sollte ich also, bis mein Besuch um Selbstbeschäftigung beschieden war, die Zeit allein zubringen. Mit dem Auseinanderreißen von Baumstämmen, mit Holzsägen und Spalten sollte mir das richtige religiöse Gefühl anerkoren werden. hm, hm . . .

Montag, 18. September. Mein vor etwa fünf Wochen, gut vierzehn Tage vor meinem Strafantritt gestelltes Besuch um Selbstbeschäftigung ist vom Ersten Staatsanwalt Runowsky abschlägig beschieden worden. Ich hätte das voraussehen können, bin ich doch weder ein Quellmörder, noch ein Hüffener. Beschwerde einlegen zur Oberstaatsanwaltschaft, die dann nach abermals fünf Wochen wahrscheinlich ebenfalls ablehnend beantwortet wird? Nutzlos, selbst wenn einige Tage vor der Entlassung die Genehmigung zur Selbstbeschäftigung eintrifft. Einmal fünf Wochen lang in der quälenden Ungewißheit zu leben genügt. Die zweiten fünf Wochen kann ich mir sparen.

Sonntag, 1. Oktober. Der Hunger ließ mich die Nacht nicht schlafen. Ich bin aufgestanden von meinem Strohsack und habe die Schublade nach einem Krümchen Brot durchsucht. Umsonst! Es wird mir nichts anderes übrigbleiben, als meine Eingabe vom 13. September um Bewilligung von Zusatznahrungsmitteln zu wiederholen. Nach der Hausordnung kann ich nämlich bei einwandfreier Führung die Hälfte meines Arbeitsverdienstes, fünf Pfennig pro Tag, für Zusatznahrungsmittel verwenden. Nachdem mir Selbstbeschäftigung und Selbstbeföstigung ver sagt ist, muß ich sehen, wenigstens die fünf Pfennig zu retten. Eine bürgerliche Zeitung darf ich glücklicherweise lesen. Ich habe mich für die Frankfurterin entschieden.

Freitag, 6. Oktober. Den ganzen Tag im Keller gefroren wie ein Hund. Für meine fünf Pfennig, in der Woche dreißig Pfennig, habe ich mir ein Paar Würstchen gekauft. Die niedlichen Dingerchen halten nur nicht vor. Probiere ich es mal mit altem Backsteinkäse. Der hat einen scharfen und zugleich fettigen Geschmack. Nach Fett und Gewürz sehne ich mich bei der reizlosen, fettarmen Gefängnistost.

Samstag, 7. Oktober. Gestern abend spät brachte mir der Wärter noch einen Brief meiner Frau auf die Zelle. Mein vierjähriger Knabe, mein einziger, ist an Diphtheritis erkrankt. Mein fünfjähriges Mädchen, ebenfalls an Diphtheritis erkrankt, soll sich auf dem Wege der Besserung befinden. Und meine Frau allein bei den todkranken Kindern! Der Vater eingesperrt, weil er den allbarmherzigen Christengott beleidigt haben soll. Derweilen windet sich daheim mein Herzensjunge in Todesqual; seine Augen suchen den Vater, an dem er mit abgöttischer Liebe hängt. Warum ist der Vater nicht da? Warum hilft er seinem Hans nicht? Die schwere, eichene Tür gibt nicht nach! Die eisernen Stangen vor dem Fensterchen weichen nicht, so sehr ich auch daran rüttle! Du, Nazarener, wenn ich dich wirklich beleidigt haben sollte, nun kannst du doch zufrieden sein! Du bist gerächt . . .!

Wenn solcher Tafsachen Sprache das christliche Gewissen nicht aufpeitscht, dann ist ihm nicht mehr zu helfen, dann ist es verdorben, gestorben! Solche Zustände sind ein Hohn und eine Schmach für das Christentum, die jedem, der sich noch entfernt mit ihm solidarisch fühlt, die Schamröte ins Gesicht treiben sollte. „Du bist gerächt, Nazarener!“ Ganze giftgeschwollene Bände von Pamphleten könnten dem Christentum nicht so viel Abbruch tun, wie dieser eine schreiende Satz. Und das geschieht in der offenkundigen Absicht, im besten Glauben, „dem Volke die Religion zu erhalten“. O sancta simplicitas!

Dem Gefangenen sind später einige Vergünstigungen gewährt worden. Das Qualvolle — qualvoll für das christliche Gewissen — wird dadurch nicht gemindert. Dagegen kann ich einige Fragen an das Gericht und den Staatsanwalt nicht gut unterdrücken. War es unbedingt nötig, nachdem bereits zwei Geistliche ihr Zeugnis abgelegt hatten, noch weitere heranzuschaffen? Und wenn auch diese keine gotteslästerliche Absicht in dem Artikel hätten entdecken können, — wäre es dann unbedingt nötig gewesen, noch weitere vorzuladen? Und wie oft noch, wenn auch die nicht anders aussagten? Bis welche gefunden waren, die es taten? Und warum mußten überhaupt Zeugen geladen werden? Erachtete sich das Gericht nicht für zuständig, selbst zu entscheiden, ob der Auffas mit Recht als gotteslästerlich empfunden werden konnte und mußte? Schließlich ist keine literarische Leistung davor sicher, von befangenen oder geistig minderwertigen Personen mißverstanden zu werden. Darf nun dem Angeklagten aus solcher Befangenheit oder Minderwertigkeit ein Strich gedreht werden? Und warum, wenn das Zeugnis der erst geladenen Zeugen nicht maßgebend sein durfte, mußte es das der später geladenen sein? —

Am Jesu willen werden natürlich auch die üblichen Fürbitten und Dankfagungen bei geschehenen und bevorstehenden Personenstandsveränderungen in den regierenden Familien ins Kirchengebet aufgenommen. Oder sollte es doch nicht ganz um Jesu willen geschehen? Auch in kirchlichen Kreisen scheint es arge Zweifler zu geben, die von dem religiösen Wert und Gehalt dieser gottesdienstlichen Verrichtungen keineswegs völlig durchdrungen sind. „Sie werden bekanntlich“, lese ich in der „Christlichen Welt“, „vorgeschrieben in Form von Einschlebseln in das allgemeine Kirchengebet, das so wie so mit eingefügten Bitten schon überladen ist und gar nicht den Eindruck eines Gebetes, sondern den einer Nachrichtenammlung für unseren Herrgott macht. Die Kirchenleute lassen sich deshalb diese formulierte Vorlesung meistens nur mit passiver Geduld gefallen und nehmen mit ganz richtigem Takte die Gebetshaltung erst beim Vaterunser ein. Am intensivsten aber äußert sich die Abneigung der ‚Untertanen‘ gegen die Gebete, die sich mit den Familiennachrichten aus den herrschaftlichen Häusern beschäftigen. Ist nun gar bei einer Prinzessin der Storch unterwegs, so gibt es sehr viele Leute — nicht nur solche, welche den Blaufoller haben —, die diese Fürbitten mit Widerstreben anhören, unter Umständen mit ihren Kindern dem Gottesdienste fernbleiben. Und das kann, wenn die weisen Frauen und Männer sich gar verrechnet haben, wochen- und monatelang währen. Der Anmut richtet sich zunächst gegen diese ewige Wiederholung derselben Fürbitte und dann gegen die Fassung der Fürbitte selbst. Ja, es gibt nicht wenige, die der Meinung sind, solche allerhöchsten Personalien möchten überhaupt aus dem Kirchengebete verschwinden.

Ein mir bekannter höherer süddeutscher Beamter, der Geheimrat A., der in seinem langen Leben für zwei Fürstenthümer die gesamte Vermögensverwaltung geleitet hatte, klagte mir einmal, so gnädig die Herrschaften auch bisweilen seien, so meinten sie doch, die ‚Untertanen‘ seien lediglich um der Fürsten willen da. Diese vormärzlichen, absolutistischen Ansichten seien trotz des modernen Aufzuges in unserem heutigen Staatsleben noch gar nicht in den Köpfen der Herrschaften ausgerottet. Und Bismarck war es ja wohl, der von seinem alten Herrn einmal sagte, er behandle ihn bisweilen wie der patrimoniale Gutsherr seinen Hofinspektor. So scheint auch in unseren regierenden Kreisen die Ansicht zu herrschen, als ob bei bevorstehenden Familienfreuden die Leute nichts lieber täten, als mit innigster Andacht sich in die Stunde der Gefahr und den fröhlichen Anblick eines gesunden Kindes zu versenken. Es wird Zeit, daß diejenigen, welche in diesen Fragen als Ratgeber fungieren, mit aller Ehrerbietung, aber in Berücksichtigung der veränderten Lage der Dinge auf eine zeitgemäße Änderung der fraglichen Fürbitten aufmerksam machen.

Also wenn sich solche ‚Gebete‘ nicht ganz vermeiden lassen, dann wäre es doch richtig, sie nur einmal in das Kirchengebet einzuschleiben und dann in einer Form, die auch kritischen Untertanen durchaus einwandfrei erscheint.

Eine völlige Beseitigung zu erhoffen, dazu sind unsere stark servil-byzantinisch infizierten Zeiten allerdings nicht angetan.“

Wenn der byzantinische Kult „Allerhöchster“ Herrschaften irgendwo keine Stätte finden sollte, so im Hause des Höchsten. Es ist noch ein Trost und Lichtblick in diesen byzantinisch verseuchten Zeitläuften, daß sich auch in der evangelischen Geistlichkeit eine gesunde Reaktion dagegen geltend zu machen beginnt. Das ist um so notwendiger, als es heutzutage kaum noch ein Gebiet der Betätigung gibt, das nicht Zwecken nutzbar gemacht werden soll, die ihrem Wesen nach nichts mit ihm zu schaffen haben. So war es denn auch wirklich ein starkes Stück, daß der Pfarrer Korell vom heftischen Oberkonsistorium gemahregelt wurde, weil er sich im Wahlkampf nicht zur Rolle eines politischen Agitators gegen die Sozialdemokratie hergeben wollte, vielmehr — ohne diese Partei im geringsten zu begünstigen — eine neutrale, völlig unbeteiligte Stellung einnahm. Eine korrektere und seines Standes würdigere Haltung konnte er auf Grund seiner Überzeugung gar nicht einnehmen. Die evangelische Kirche hat wahrlich schon genug mit berechtigtem und unberechtigtem Mißtrauen im Volke zu kämpfen. Den letzten Rest ihres Ansehens und Vertrauens aber müßte sie einbüßen, wenn sich ihre Diener zu willen- und überzeugunglosen Werkzeugen der herrschenden Gewalten hergäben. Wie heute die Dinge leider liegen, ist alles zu vermeiden, was auch nur den Schein eines solchen Verhaltens auf sie werfen könnte. Geschieht das, nimmt die Kirche keine andere Stellung ein, als allein die ihr von ihrem Meister und ihrem christlichen Gewissen in alle Ewigkeit gewiesene, so wird auch der Tag nicht ausbleiben, wo die Kirche das Vertrauen und damit das Gemüt des Volkes zurückerobert. Denn an dem — täuschen wir uns nicht — ist es heute. Schlimmer als alle Gegnerschaft ist der Indifferentismus. Wo noch gekämpft wird, da ist auch Leben und Hoffnung. Aber die kalte Ruhe der Gleichgültigkeit ist der Tod.

\* \* \*

Wie wenden sich doch alle solche <sup>\*</sup> Versuche mit untauglichen Mitteln am untauglichen Objekt gegen ihre Urheber. Die Lehrer wollte man durch Erhaltung in möglichster Anfreiheit und Unmündigkeit zu politischen Kulis heranziehen. Und nun berichtet einer in der „Köln. Ztg.“, daß in der Volksschullehrerschaft eine noch nicht dagewesene Erbitterung herrsche, und viele von ihnen in Zukunft auf irgend eine politische Mitarbeit bei kommenden Wahlen verzichten wollten. In einzelnen Fällen seien sogar Äußerungen laut geworden, die eine Schwentung zum äußersten linken Flügel erkennen ließen. „Wie kommen Volksschullehrer zu einer solchen Stellungnahme?“ fragt er. Zur Beantwortung müsse man unbedingt den Werdegang der allermeisten Volksschullehrer berücksichtigen. „Man kann sich dann der Tatsache nicht verschließen, daß der Grund für diese Erscheinung bereits im Seminarunterricht und in der Seminarzucht liegt. Bis zum zwanzigsten Lebensjahre fehlen den angehenden Lehrern fast in allen Anstalten die notwendigsten Anweisungen

für ihre spätere politische Kleinarbeit in den Gemeinden. Mit Bedacht hält man alles von ihnen fern, was sie daran erinnern könnte, daß es außerhalb der Seminarmauern auch noch eine Welt gibt, für die sie eigentlich erzogen werden sollen, und zwar von Staats wegen und zu Stützen des Staates. Der Religions- und Geschichtsunterricht vermittelt durchweg nur ein Lehrbuchwissen, das jeder Beziehung zum praktischen Leben entbehrt. Uns war es seinerzeit gänzlich verboten, eine politische Zeitung zu lesen (!). Nie kam es vor, daß auf die jeweilig in der Welt vorkommenden Ereignisse irgendwie von den Lehrenden wenigstens ein Streiflicht geworfen wurde. Als wir, 20 Jahre alt, das Seminar verließen, waren wir vollgepfropft mit einem Ballast von Kenntnissen, den wir draußen in unsern Gemeinden und im praktischen Leben fast nirgends verwenden konnten. Von den politischen und sonstigen Ereignissen der letzten zehn Jahre, die jeder Handlungsgehilfe und fast jeder Arbeiter aus der Zeitungslektüre kannte, wußten wir nichts, rein gar nichts. Ohne irgendwelche Richtlinien wurden wir in den Meinungskampf des öffentlichen Lebens hinausgeschickt, in dem wir doch für viele Leute selbst eine Stütze und einen Halt bedeuten sollten. Auf solche ungesfestigten jungen Leute wirkt dann die kleine Presse, die ihre eigentliche politische Nahrung wird, mit ihrem meist radikalen, mindestens stark negativen Inhalt mit ungehemmter Kraft ein. Versteht man nun, wie es kommt, daß ein junger Lehrer, dem man bis zum vollendeten 20. Lebensjahre im Seminar das Lesen politischer Zeitungen verboten hat, der einen Unterricht genossen hat, der auf die Geschehnisse der Gegenwart fast gar keine Rücksicht nahm, dem durch die Internatswirtschaft der Gedankenaustausch mit der Bürgerschaft unterbunden war, aus dessen Wissen man geflissentlich jede Kenntnis über politische Verhältnisse der Gegenwart ferngehalten hat, später als Mann bei der Betätigung im praktischen politischen Leben ganz oder teilweise versagt, der unzufrieden gemacht, sich eben der großen Schar Unzufriedener strupellos anschließt, statt mit gereifter politischer Anschauung die bestehende Gesellschaftsordnung zu verteidigen und vermöge seines Wirkungskreises und seines Einflusses den Irreführten beizustehen? Wenn man den heutigen Kurs in der Volksschullehrerbildung betrachtet, dann möchte man so dringend wie möglich bitten: Lebt unsere Lehrerbildungsstätten aus den veralteten Anschauungen heraus und stellt den werdenden Lehrer in seiner Ausbildung mitten in die Gegenwart hinein, daß sein Wissen nicht ein toter Formelkram, sondern ein lebendiges Hinüber und Herüber zu den Lebensfragen der Nation in unsern Tagen sei . . .“

Am Ende sind aber die Lehrer auch nicht dazu da, irgendwelche „Gesellschaftsordnung“ zu verteidigen oder zu bekämpfen, sondern die ihnen anvertrauten Kinder zu unterrichten. Ihre eigene Erziehung zu diesem Beruf hat mit Politik absolut nichts zu tun. Sollte es nicht haben, denn es scheint nach obigem, daß sie für bestimmte politische Parteien oder Richtungen dressiert werden sollen, um später Schleppeidienste bei Wahlen und dergleichen zu

leisten oder als „Stimmvieh“ zu wirken. Gehört schon Politik überhaupt nicht in die Schule, so muß es dem angehenden Lehrer vorbehalten bleiben, sich seine künftige politische Überzeugung selbst zu bilden. Und je objektiver ihm der positive Wissensstoff überliefert, je wahrheitsgetreuer er auch mit den politischen Verhältnissen der Gegenwart vertraut gemacht wird, um so weniger ist zu befürchten, daß er irgendwelchen radikalen Anschauungen verfallen wird. Allerdings auch nicht dem Radikalismus der äußersten Rechten, der ebenso staats- und gemeingefährlich, ebenso umstürzlerisch ist wie der der äußersten Linken.

Das Maß, mit welchem dem Lehrer sein geistiges Brot zugemessen wird, scheint auch zur Aufschüttung seines täglichen Brotes zu dienen. Es ist doch unerhört, daß ein Ministerium, dem zur Aufbesserung der Lage seiner Untergebenen freiwillig Gelder auf dem Präsentierteller dargebracht, ja förmlich aufgedrängt werden, sozusagen bedauert, keine Verwendung dafür zu haben. Der famose „Bremserslaß“, durch den die städtischen Lehrergehälter gegen den Willen der Gemeinden künstlich gedrückt, dauernd niedergehalten werden, nur um dem Landlehrer einen heilsamen Schrecken vor der Stadt einzujagen, ist eine Leistung, die man selbst unter diesem Kurse für unmöglich gehalten hätte. Ich fühle mich von jeglicher Überschätzung des Herrn Kultusministers von Studt so völlig frei, daß ich ihm gerne zugehen will, er sei sich der Wirkungen und Tragweite seines Systems nicht bewußt und habe dabei nur das Staatswohl im Auge. Welches Echo es aber selbst in äußerst konservativen Kreisen findet, möge ihm der Notschrei eines Landlehrers im „Reichsboten“ recht eindringlich zu Gemüte führen:

„Die Stimmung im jetzigen Kultusministerium zur Lehrerbefoldung war den Lehrern nicht unbekannt; daß aber nach dem Wortlaut des Erlasses jegliche Aufbesserung auch aus den Mitteln der Kommunen unterbunden werden soll, ist für die Lehrer geradezu erschütternd. Zwar soll die große Zahl der Stellen mit Minimaleinkommen von 900 Mark und 1000 Mark um 200 bzw. 100 Mark aufgebessert werden, aber für einen Staat wie Preußen ist es beschämend, daß er seine Lehrer, die ihre Qualifikation zum einjährig-freiwilligen Dienste nachgewiesen haben, bislang so schlecht besoldet hat. Gerade die Landlehrer, die bezüglich ihrer Arbeit auf den schwierigsten Posten stehen, die in überfüllten Klassen drei bis vier Abteilungen gleichzeitig fördern sollen und dabei bis ins Alter hinein die höchste Pflichtstundenzahl unterrichten müssen, haben diesen kärglichen Lohn für ihre mühevollen Arbeit erhalten. Wieviel besser werden andere Beamte bezahlt, die nicht die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst besitzen! Seder Arbeiter und Handwerker ist heute finanziell besser gestellt als der Volksschullehrer auf dem Lande. Leider wird das auch in Zukunft noch nicht besser werden. Zwar sollen die allergrößten Ungleichheiten in der Befoldung tunlichst beseitigt werden, aber die Mittel dazu soll die Gemeinde bewilligen, der Staat will nur mit Beihilfen eintreten, wo es nötig ist. Man muß sich verwundern über den Optimismus im Kultusministerium.

Glaubt man dort wirklich, auch die wohlhabenden Landgemeinden würden ohne Gesetzeszwang aufbessern? Wenn die Schulvorsteher auch einsehen, daß die Gehälter der Lehrer völlig unzureichend sind — sie sprechen das offen aus — so bewilligen sie doch freiwillig nicht einen Pfennig. Ein Erlaß des Herrn Kultusministers macht auf sie nicht den geringsten Eindruck. Es werden also Ungleichheiten bestehen bleiben, wenn die eine Gemeinde die beabsichtigte Erhöhung annimmt, die andere aber ablehnt. Da kann der arme Lehrer weiter hungern.“

Wir haben, scheint's, noch nicht genug Sozialdemokraten? Nun, uns kann geholfen werden. Auch ein „System“!

Wie haben wir's doch so herrlich weit gebracht, wir „Realpolitiker“! Was waren unsere Vorfahren doch für Narren, die für allerlei „Ideale“ schwärmten, Freiheit und Recht, Ehre und Größe des deutschen Vaterlandes. Es ist nicht zu sagen, wie toll sie's trieben. Namentlich im Jahre 1848, das ja schon mit Recht das „tolle“ heißt.

War es wirklich so toll?

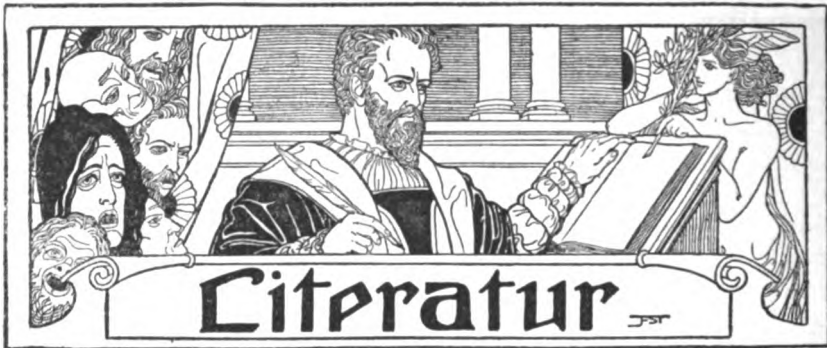
In diesem Sommer ist einer seiner Besten gestorben. Karl Schurz. Der aber schreibt in seinen Lebenserinnerungen:

„Was dem deutschen Volke die Erinnerung an den Frühling 1848 besonders wert machen sollte, ist die begeisterte Opferwilligkeit für die große Sache, die damals mit seltener Allgemeinheit fast alle Gesellschaftsklassen durchdrang. Das ist eine Stimmung, die, wenn sie auch zuweilen phantastische Übergriffe veranlassen mag, ein Volk in sich selbst achten und deren es sich gewiß nicht schämen soll. Es wird mir warm ums Herz, so oft ich mich in jene Tage zurückversetze. Ich kannte in meiner Umgebung viele redliche Männer, Gelehrte, Studierende, Bürger, Bauern, Arbeiter, mit und ohne Vermögen, mehr oder minder auf ihre tägliche Arbeit angewiesen, um sich und ihren Angehörigen einen anständigen Lebensunterhalt zu sichern, ihrem Beruf ergeben, nicht allein aus Interesse, sondern auch aus Neigung, aber damals jeden Augenblick bereit, Stellung, Besitz, Ausichten, Leben, alles in die Schanze zu schlagen für die Freiheit des Volkes, für die Ehre und Größe des Vaterlandes. Man respektierte den, der bereit war, sich für eine gute und große Idee totzuschlagen zu lassen. Und wer immer, sei es Individuum oder Volk, Momente solcher opferwilligen Begeisterung in seinem Leben gehabt hat, der halte die Erinnerung daran in Ehren.“

Ach, wenn wir doch auch so „toll“ wären, alles in die Schanze zu schlagen für die Freiheit des Volkes, für die Ehre und Größe des Vaterlandes! . . .







## Hohentwiel

Von

Dr. Karl Stordt

**Z**u Singen, am Fuß des Hohentwiel, wurden in diesem Sommer Volksfestspiele veranstaltet. In Deutschland sind solche Unternehmungen leider immer noch vereinzelt. Um so wertvoller ist mir dieser Anlaß zum Ausblick über Wesen und Wert dieser Volksfestspiele. —

Der teck und frei aus dem Hegau nach den wuchtigeren Schweizeralpen hinübertruzende Hohentwiel ist eine jener Naturerscheinungen, die sich mit dem Blumenkranz der Sage schmücken, wenn nicht die Geschichte ein fester anklammerndes Epheugerant um sie schlingt. Ein groß Stück Geschichte sind sie schon selber. Denn es müssen gewaltige vulkanische Erschütterungen gewesen sein, durch die diese mächtigen Klingsteinklöbe in das immer flacher sich hinstreckende Rheintal hineingestürzt wurden. Aber je einsamer und in sich geschlossener sie dastehen, um so mehr waren sie geeignet zum Auslug über das sich weitende Land, zur Hochwarte und sicheren Trutzfeste gegen die aus der Ebene heraufstobenden Stürme. So spielte dieser noch nicht 700 Meter hohe Bergkegel dank seiner Einsamkeit in der Geschichte eine viel bedeutsamere Rolle als irgend ein einzelner der viel gewaltigeren Alpengipfel, zu denen er an klaren Tagen die prächtige Aussicht gewährt. Für die geschichtliche dunkle Zeit der alten Alemannen geben die Funde an ihm vielfache Zeugnisse; aus der Römerzeit weiß er zu berichten; das rasende Heer der Hunnen umdraufte ihn, die kluge Herrschaft der Karolinger wählte ihn zum Verwaltungssitz. Von der Klosterherrlichkeit St. Gallens, der Kaiserpracht der Stauferzeit erhielt er schimmernden Abglanz. Sobald erst die Freude an der Natur im Volkssinn erwachte, mußte er ein begehrtes Wanderziel werden. Dann aber wird ihm noch das Glück zuteil, daß ein wahrer Dichter das schönste Stück Leben, das einmal auf ihm erblickt war, durch die Zaubergewalt seiner Phantasie zur schöneren Urständ wiedergeweckt hat: Scheffels „Ellehart“ ist unlösbar mit dem Hohentwiel verbunden. —

Für solche Stätten hatte dereinst der rege Volksinn ein starkes Empfinden. Das bezeugen die Sagen, die er daran knüpfte, das ertweist noch stärker die Art, wie er sie zu heiligen Stätten seines religiösen Lebens machte. Auch das christliche Mittelalter wußte sich diese Unterstützung durch die Natur zunutze zu machen. Man bedente nur die herrliche Lage der meisten Benediktinerklöster, die meist sehr charakteristische Naturumgebung der Wallfahrtsorte.

Heute sind diese Stätten vielfach zu bloßen Ausflugsorten herabgesunken. So schön das Wandern ist, die Begleitumstände sind es zumeist nur wenig, und wenn erst gar die Wirtespekulation Gemüt und Phantasie zur Mithilfe aufruft, entstehen im günstigsten Fall jene Zerrbilder einer schablonisierten Romantik, die das Volksempfinden schwer schädigen und das Entsetzen jedes Menschen bilden, der den echt romantischen Geist als ein Heilmittel deutschen Lebens betrachtet.

Dieser Entwicklung zur geschäftlichen Spekulation mit Natur-, Sagen- oder Geschichtsromantik entgegenzutreten, ist hohe Pflicht eines jeden um das Volkswohl besorgten Mannes. Aber darüber hinaus erhebt sich die andere Aufgabe, diese uns von einem günstigen Geschick beschiedenen „romantischen“ Orte zu Heilstätten unseres nationalen Geistes- und Seelenlebens zu machen. Sie sind gerade durch ihren „romantischen“ Charakter dazu berufen. Goethe bezeichnet in den „Wahlverwandtschaften“ das Romantische als „ein stilles Gefühl des Erhabenen unter der Form der Vergangenheit oder, was gleich lautet, der Einsamkeit, Abwesenheit, Abgeschiedenheit“. In unserer Zeit der Herrschaft des Alltäglichen, des Massenbetriebs, des Nichtalleineinkommens tut uns dieses Romantische als Gegengewicht bitter not. Die neueste Entwicklung aller Künste ist darum immer wieder in Romantik eingemündet: leider ist diese aber zumeist mit anderen ungünstigen oder gar ungesunden Strömungen verbunden. Außerdem ist diese Kunst fast ganz mit Einrichtungen des Großstadtlebens verknüpft, und so kommt gerade das Romantische in ihr nicht zur Wirkung. Wir haben in unserem ganzen Kunstleben nur eine in neuerer Zeit entstandene Einrichtung von wirklich romantischem Gepräge und romantischer Wirkung: Bayreuth. Daß von dieser Stätte zweifellos die stärksten und nachhaltigsten Wirkungen unseres ganzen Bühnenlebens ausgehen, sollte ebenso zu denken geben wie die ungewöhnliche Wirkung der Oberammergauer Passionsspiele. Denn auch diese sind romantischer Art, weil sie als ein Fremdes, vom sonstigen Leben Abgeschiedenes in unsere Zeit hineintragen und den Menschen dann fassen, wenn er romantischer Stimmung am meisten zugänglich ist: im Festtagsgeföhle des Losgelöstseins von den gewohnten Verhältnissen. Durch diese Begleitumstände wird dann auch der moderne Mensch der Romantik des Religiösen zugänglicher, während sonst die Religion für uns Heutige viel zu sehr mit inneren Kämpfen verbunden ist, als daß wir romantische Einkleidungsformen (etwa im Gottesdienst) nicht eher als etwas Fremdes oder für sich Stehendes empfinden sollten. Früheren Zeiten eines

zuversichtlicheren Glaubens oder heute noch dem naiv gläubigen Volke erscheint dagegen die romantische Form des Gottesdienstes als ein wesentlicher Teil der Religion.

In uns Heutigen begünstigt vor allem die Natur die romantische Stimmung. Die romantischen Werte der Geschichte, des Volkslebens, der Sage verbinden sich ungezwungen mit der Natur. Die Auslösung dieser Stimmung und ihre Steigerung zur Befruchtung unseres heutigen Lebens aber ist die Aufgabe der Kunst. Gelänge es uns, die Kunst nun der Natur, dort, wo sie aus irgend einem Grunde (Landschaft, Geschichte, Sage) romantisch ist, zu verbinden, so wären die besten Vorbedingungen erfüllt zu einer Befruchtung unserer materialistischen Zeit mit romantischen Seelentwerten.

Unter den verschiedenen Möglichkeiten verdient jene den Preis, in der es der Kunst am besten gelingt, ein Bild des Lebens zu geben: das Drama, oder sagen wir genauer das Festspiel. Denn gerade, weil die Stimmung ein so wesentliches Moment des Ganzen ist, wird die große Stimmungsmacherin Musik kaum zu entbehren sein; und weil es sich sehr oft um Vorgänge und Vorgänge geschichtlicher oder sagenhafter Art handelt, deren Züge festgelegt sind, wird manches Mal eine eigentlich innerlich dramatische Entwicklung unmöglich sein, während das Spiel bloße Vorgänge aneinanderreihen und durch das Mittel der Stimmung binden kann.

Das ist freilich auch nur eine Möglichkeit. Daß das Wortdrama, das dabei gar nicht für diesen besonderen Zweck geschaffen zu sein braucht, in höchstem Maße die hier angestrebten Wirkungen auszulösen vermag, beweisen die Festspiele zu Altdorf. Dank der überwältigenden Mitwirkung der umgebenden Natur, der herrlichen patriotischen Einstimmung aller Mitwirkenden übt Schillers „Tell“ an dieser Stelle auch auf jene eine ungeahnte Wirkung aus, die ihn von hervorragenden Künstlern auf ersten Bühnen erlebt haben. In ähnlicher Art wie dieses Festspielhaus für „Wilhelm Tell“ in Altdorf könnte ich mir Festspielhallen denken etwa in Eger für Schillers „Wallenstein“, zu Detmold am Fuße des Hermannsdenkmals für Kleists vaterländische Dramen, in Frankfurt oder irgendwo am Rhein für Goethes „Faust“.

Aber im allgemeinen weist uns das zu erstrebende Ziel andere Wege.

Festspiele sollten gewissermaßen aus der Scholle hervortwachsen, auf der sie gespielt werden, auf daß sie leicht ein Bild des gesamten Volkslebens der betreffenden Gegend ergeben, wie sie ja auch naturgemäß dieses Volk zum Spielen aufrufen. Je bodenständiger ein solches Spiel ist, je mehr es sich an das von Natur, Sage, Geschichte und Volkstum Gebotene festhält, um so unabhängiger wird die Wirkung von der dichterischen Bearbeitung an sich, um so weniger ist das ganze Unternehmen auf die Gottesgnade schöpferischen Dichtertums angewiesen. Dreimal glücklich der Ort, dem ein wahrer Dichter sein Festspiel schafft; aber wo echte Treue gegen das Gebotene im Herzen wohnt, da wird auch das tüchtige Talent, der

Mann von Geschmack und Erfahrung, wie er in unserer Zeit für literarische Zwecke überall zu Gebote steht, Gutes leisten. Ich fürchte nicht den Vorwurf, daß ich der Mittelmäßigkeit ein Loblied singe, und verweise lediglich auf die hohe bildnerische Kultur des 15. und 16. Jahrhunderts. Sie war nicht einzelnen großen Genies, sondern den vielen guten Talenten, ja zum Teil der Masse trefflicher Handwerker zu danken. Aber freilich ist da höchste Treue gegen den Volksgeist, liebevolle Anpassung an das Gegebene und das Fehlen jeglicher Selbstsucht notwendig.

Der große packende Stoff ist die Vorbedingung für das Gelingen jedes Volksfestspiels. Und mit der Tragödie der Griechen hat es gemein, daß es ein Vorteil ist, wenn dieser Stoff im Volksbewußtsein lebendig ist, und sei es nur durch die leise Erinnerung an eine Sage. So wäre z. B. Barbarossa leicht in den Mittelpunkt eines Kyffhäuserfestspiels zu rücken, weil seine Gestalt in dieser Umgebung für das deutsche Volksempfinden lebendig ist. Unschwer ließe sich also an dieser Stelle, mit dem großen Denkmal als architektonischer Warte, ein Spiel vom deutschen Kaisertum einrichten. Auf dieser Treue gegen den von der Geschichte gebotenen Stoff, dabei freilich auf dem starken Eingelebtssein in die vaterländische Geschichte, beruht das gute Gelingen und der allgemeine Erfolg, den die schweizerischen Volksfestspiele auch auf Nichtschweizer ausüben. Je weniger der Dichter an eigentlicher Handlung hinzuerfindet, je mehr er sich in dieser Hinsicht auf die Episode beschränkt, um so besser. Das Volksfestspiel muß eine Verbindung von Fresko und Genre sein, genau so, wie die Geschichte im Volksbewußtsein es wird. Denn aus diesem Bedürfnis der Verlebendigung des Kleinen im großen Augenblick wird die Anekdote erfunden, die sich an alle großen Momente der Weltgeschichte untrennbar anknüpft.

Es war der große Fehler des Hohentwielfestspiels, daß hier die eigentliche Handlung des Spiels völlig Erfindung war, und zwar eine ganz schablonenhafte Rittergeschichte. So kam es, daß man das Rahmenpiel geradezu als Störung empfand für die eingelegten historischen Bilder. Denn daß lediglich diesen die Teilnahme der Zuschauer gehörte, war un schwer zu hören. Gerade der Hohentwiel wäre ein geeigneter Platz gewesen, um in großen Bildern die ganze Entwicklungsgeschichte des deutschen Volkes an unsern Augen vorbeiziehen zu lassen.

Es hätten das keineswegs bloß ernste Bilder zu sein brauchen. Unser altes Volksleben bietet der Anlässe zur Komik übergenug.

Auch das war nämlich ein Mangel, daß der deutsche Humor und der urdeutsche Schwank so gar nicht zur Geltung kamen. Das ist unbedingte Notwendigkeit, und sei es durch das Mittel der komischen Person, die ja keineswegs an den Zirkusklohn oder an den Hanswurst zu erinnern braucht, sondern eine vollstümliche Charaktergestalt sein kann. Hat doch fast jedes Dorf seinen Spasmacher. Jede Gegend hat ihre örtlichen Schwänke und lustigen Streiche, die nicht nur der komischen Wirkung auf das Volk sicher sind, sondern diesem Volke das ganze Spiel in vertraute Nähe rücken. In

diesen Szenen muß dann auch die Mundart herrschen. Es ist gar kein Grund einzusehen, weshalb diese im Volksfestspiel nicht einen möglichst breiten Raum einnehmen soll, um so mehr, als immer nur ganz vereinzelte Landbewohner die Schriftsprache so tadellos sprechen, daß ihre Ausdrucksweise nicht etwas Gezwungenes hat. Wenn ich an die vielen schweizerischen Volksfestspiele, die ich kennen gelernt habe, zurückdenke, sind es immer die volkstümlichen Dialektszenen, die darstellerisch geradezu Hervorragendes boten, die auch die Masse der Besucher gegenüber dem ganzen Spiel in der rechten empfänglichen Stimmung hielten. Zum gleichen gehört das Einbeziehen volkstümlicher Gebräuche und Tänze und des Volksliedes. Wo ein Brauch noch lebendig ist, läßt er sich auf diese Weise leicht begründen oder nach seiner tieferen Bedeutung erklären, so daß er dem Volke wieder wertvoller wird. In ganz besonderem Maße gilt das von Volkslied und Volkstanz. Unsere prachtvollen Volkstänze drohen überall auszusterben. Es ist höchste Zeit, daß hier entgegengewirkt wird. Das ist keineswegs vergebliche Arbeit. In Schweden und Norwegen sind die alten Volkstänze in hohen Ehren geblieben, weil die Gebildeten — die Upsalaer Studenten voran — sich die Pflege dieser Tänze zur besonderen Aufgabe machten. Leider verfallen sehr viele Volksspielleiter auf den unglücklichen Gedanken, sich einen Tanz- oder Ballettmeister aus der nächstliegenden Stadt zur Einstudierung der Tänze zu verschreiben. In dem prächtigen Appenzeller Festspiel, das ich im vorigen Jahre gesehen, wirkten diese Ballettkopien um so widerlicher und unwahrer, als alles andere sonst so glücklich auf den Volkston eingestimmt war.

Auch die Musik. Das ist in der Schweiz freilich leichter, weil die Modulationsformen des Schweizerliedes einerseits sehr charakteristisch, andererseits dem neueren volkstümlichen Kunstliede leicht anzupassen sind, daneben aber besitzt die Schweiz im Zuchzer und Jodler zwei Stimmungsmittel von hervorragender Wirkung. Das Jodeln der zweihundert Spieler in Appenzell hat mir einen der stärksten musikalischen Eindrücke verschafft, die ich jemals erlebt habe. Das war wie Urgewalt des Tones, der in breitem Gewoge widerstandslos einherflutete.

Wir Deutschen haben als bestes musikalisches Volksgut das Volkslied. Und dann haben wir unsere große musikalische Kunst, die in einem ungeahnten Maße Volksgut werden könnte, wenn sie gerade bei solchen Gelegenheiten dem Volksempfinden nahegebracht würde. Beim Hohentwiel-festspiel hatte die Musik eine sehr beachtenswerte Lösung gefunden, indem der Komponist Viktor Hansmann in ganz hervorragender Weise auf alten Originalmelodien eine in modernem Geiste gehaltene Musik aufgebaut hatte. Dadurch kam ein merkwürdig altertümlicher Charakter zustande, der seinen ganz besonderen Reiz hatte. (Unsere Leser erhalten in der heutigen Notenbeilage einige wichtige Stücke aus dem Festspiel, wobei freilich der Klavierauszug nur eine schwache Vorstellung von dem eigenartigen Orchesterklang vermitteln kann.)

Aber so hoch ich diese Arbeit auch künstlerisch einschätze, für ein Volksfestspiel läge doch eine Lösung näher, bei der auch das motivische Material aus unserem modernen Empfinden herausgeschaffen wäre und das Volkslied nur insoweit herangezogen würde, als es noch lebensfähig ist.

In einer Hinsicht wurde beim Hohentwielstfestspiel gegenüber der Musik schwer gefehlt, und das muß um so schärfer hervorgehoben werden, als gerade in unserem musikalischen Deutschland bei solchen Gelegenheiten das Musikalische zu leicht genommen wird. Die Einstudierung alles Gesanglichen ließ sehr viel zu wünschen übrig, das Orchestrale war unter aller Kritik, woran freilich die Gleichgültigkeit des Dirigenten noch mehr Schuld trug als die Unzulänglichkeit der Spieler. (Ich will der Gerechtigkeit wegen hervorheben, daß ich nur der Vorstellung am 5. August beigewohnt habe. Aber auch von Besuchern anderer Vorstellungen ist mir derselbe Mangel hervorgehoben worden.) Man sollte um so weniger die Kosten für eine gute Kapelle scheuen, als dann dem Spiele noch wertvolle musikalische Darstellungen angeschlossen werden könnten. Alles Gesangliche aber müßte um so sorgfältiger behandelt werden, weil es das beste Binde- und Stimmungsmittel ist, über das Volksfestspiele zu verfügen haben. Es müßte darum auch von der Dichtung darauf Bedacht genommen werden, die einzelnen wichtigen Abschlüsse in großen Chorgesang ausmünden zu lassen. Ich habe darüber nachher noch einige Worte zu sagen.

Eine hervorragende Lösung hatte beim Hohentwiel das architektonische Problem erfahren. Das Spiel im Freien empfiehlt sich nach allen bei Festspielen gemachten Erfahrungen nicht. Eine Erscheinung wie das Harzer Bergtheater wird immer eine Spezialität bleiben müssen. Der Hinweis auf die Griechen ist hinfällig, da wir einmal nicht den griechischen Himmel über uns haben; andererseits die Griechen gerade den Spielraum, die Bühne, in stärkstem Maße aller Naturtreue entkleidet, vollkommen künstlerisch stilisiert hatten. Wir Heutigen aber verlangen von der Bühne die künstlerische Treue des Schauplazes; sie ist in der freien Natur schlechterdings nicht zu erreichen. Für das Appenzeller Festspiel z. B. war der riesige Säntis der natürliche Hintergrund. In der freien Natur hätte das gewaltige Bergmassiv lediglich als Naturansicht gewirkt. Durch die künstlerische Einordnung in den Bühnenrahmen kam er zum Besitz jedes Zuschauers, und man empfand keinerlei Widerspruch, trotzdem man in jeder Zwischenpause den wahren Säntis vor die Augen bekam. „Kunst heißt eben Kunst, weil sie nicht Natur ist“, sagt Goethe. Die Verquickung der künstlerischen Nachbildung des Lebens, die nur durch eine gewaltsame Zusammendrängung des ungeheuer weiten Lebens in einen engen Rahmen möglich ist, mit der weit gebliebenen Natur muß ein Mißverhältnis ergeben, das nur in seltenen, obendrein szenisch wenig charakteristischen Szenen überwunden werden kann.

Das Schauspielhaus für die Hohentwielspiele ist nach den Plänen von Professor Albert Bauder in Stuttgart erbaut worden. Es ist glücklich in die malerische Landschaft hineingestellt und wirkt im Äußeren als ge-

waltige, frühmittelalterliche Burg, führt also den Besucher der rechten Stimmung entgegen. Aber auch im Inneren ist die gewaltige Bühne als großer mittelalterlicher Burghof errichtet. Geschickt ist die Zweiteilung der Bühne, wodurch ein mehr für Episoden oder auch große Spiele geeigneter Vorraum geschaffen wurde. Trotz seiner gewaltigen Breite von dreißig Metern ist der Zuschauerraum ohne störende Säulen geblieben, da das Dach nach dem System Stephan fünfzehn Meter über dem Boden in einer mächtigen Spannung den Raum überwölbt. Die Plätze steigen so stark an, daß der Vordermann nie stören kann. So bietet der Raum über 2400 bequeme Sitzplätze und ist dabei akustisch sehr günstig. Befriedigt der Bau so in jeder Hinsicht, so scheint er mir vor allem in der Art, wie er in die Landschaft gestellt und wie er dem Geiste des Spiels angepaßt ist, von vorbildlicher Bedeutung.

Vermochte demnach bei den Hohentwielspielen nicht alles zu befriedigen, so überwogen doch die günstigen Eindrücke, zumal das Spiel der Landsleute durchweg gut war. Jedenfalls gebührt den Unternehmern der herzlichste Dank aller Freunde einer gesunden Volkskunst. Möchte nun dieses Beispiel der Bewohner eines kleinen Landstädtchens allenthalben im Reiche eifrige Nachahmung finden. Es ist keine größere deutsche Landschaft ohne geeignete Stätte für solche Unternehmungen.

Nur eines noch möchte ich zum Schluß sagen. In gut musikalischen, zumal fangesfreudigen Gegenden ließe sich eine Art von Spielen einführen, in denen der Gesang großer Chöre von entscheidender Bedeutung würde. Karl Loewe hat vor zwei Menschenaltern eine Neubelebung des Oratoriums durch Einbeziehung starker dramatischer Momente angestrebt. Ich glaube, auf diese Weise, am besten auch auf einer großen Doppelbühne, könnten ebenfalls wertvolle Festspiele entstehen. Der Chor bekäme in gewissem Sinne die Aufgabe des Chores der antiken Tragödie, indem er den Stimmungsgehalt der dargestellten Ereignisse zusammenfaßte und vertiefte. Die eigentliche Spielbühne müßte wohl im Hintergrunde sein; die Chormitglieder ihrerseits müßten ebenfalls dem Charakter des Werkes entsprechend festlich malerische Kleidung tragen.

Ich könnte mir auch den Fall so denken, daß der Rhapsode wiedererstände, der zu großen Dioramenbildern eine Dichtung spräche und vom Gesang gewaltiger Chormassen abgelöst würde.

Es gibt ja so viele Mittel; feststehen muß nur, daß eine möglichst große Zahl von Dilettanten, von Landbewohnern zur künstlerischen Mitwirkung herangezogen werde. Denn in dieser künstlerischen Tätigkeit liegt ein hoher erzieherischer Wert. Und auch das Ziel bleibt dasselbe: Mit edler künstlerischer Unterhaltung die besten Kräfte unseres Volkstumes zur Tätigkeit anzuregen und zu stärken. Ein edles Ziel fürwahr, das wohl die Anstrengung aller Kräfte lohnt. Die Schwierigkeiten sind nicht so groß, wie sie dem ersten Blick erscheinen. Es heißt nur: Frisch ans Werk! Auch hier gilt der alte Satz, daß wo ein fester Wille ist, der Weg zum Ziele gefunden wird.



## Hüter der Sprache

Eine Plauderei von D. F.

Zu den Aufgaben der guten periodischen Zeitschriften gehört unzweifelhaft auch die, unsre geliebte deutsche Sprache in ihrer Reinheit und Schönheit zu pflegen und zu hüten. Von den Tageszeitungen ist die Erfüllung dieser Aufgabe nicht zu erwarten; denn bei der ungeheuren Schnelligkeit, in der die Artikel vielfach geschrieben werden müssen, ist es kaum möglich, auf das sprachliche Gewand die erforderliche Sorgfalt zu verwenden; zum Teil ist sogar der gute Wille und leider auch die Fähigkeit nicht einmal vorhanden. Es ist gewiß das Urtheil nicht ungerecht, daß die unfählich ausgedehnte Zeitungsschreiberei den Niedergang der deutschen Sprache mitverschuldet hat. — Aber die Wochen- oder Monatschriften dürfen sich der angedeuteten Aufgabe nicht entziehen. Wohl werden auch an ihre Geschwindigkeit, namentlich bei Besprechung der Tagesereignisse, viel höhere Anforderungen gestellt, als der Late beim behaglichen Lesen und Bilderbesehen ahnt; immerhin kann und soll auf die Sprache mehr Aufmerksamkeit verwendet werden, als in den Tageszeitungen.

Wir befürchten nicht, daß jemand uns entgegenhalten wird: „Was kommt's denn auf das sprachliche Gewand an, wenn nur der Inhalt gut und tüchtig ist?“ — Erfreut und begeistert uns nicht bei unsern großen Meistern neben dem Inhalt auch die schöne Sprache? Nun ist ja zuzugeben, daß die Sprache eines Schriftstellers trotz vorkommender Inkorrektheiten doch im ganzen und großen schön, kraftvoll, hinreißend sein kann. Aber störend bleibt es dennoch und beeinträchtigt den Genuß, wenn der gebildete Leser eben durch jene Ungenauigkeiten oder Verstöße von der Vertiefung in den Inhalt abgezogen wird.

Man hört wohl gar, wenn man eine sprachliche Unart rügt, die Erwiderung: „Mag sein, daß es nicht ganz richtig ist, aber die Ausdrucksweise ist so bequem!“ Ja, wie würde man denn einen Herrn ansehen, der zu einer Abendgesellschaft in der Jagdjoppe erscheint und erklärt, es sei ihm so bequem? Wer auf dem Wege der Schriftstellerei oder der öffentlichen Rede vor ein großes Publikum hintreten will, der darf nicht nach Bequemlichkeit fragen.

Sunächst sei auf einen Mißbrauch hingewiesen, der sich bereits dermaßen eingebürgert hat, daß es zu seiner Bekämpfung fast schon zu spät geworden ist, da er leider auch bereits die Sprache der Behörden angekränkelt hat, — ich meine die falsche Anwendung der mit „... weise“ zusammengesetzten Umstandswörter als Eigenschaftswörter. Wie merkwürdig! Gerade das „... weise“ ist charakteristisch für die Bildung der Umstandswörter; wenn man im Unterricht den Schülern klarmachen will, was ein Umstandswort, ein Adverb ist, und wie es sich von dem Eigenschaftswort unterscheidet, so kann man das gar nicht besser erreichen, als durch Verwendung des „... weise“; man sagt ihnen: der Mann geht langsam, d. h. auf langsame Weise, langsamerweise. Und nun werden solche Wörter, die das Gepräge des Adverbs so unverkennbar deutlich an sich tragen, als Eigenschaftswörter angewendet! Eine Behörde verfügt: „unter ausnahmsweiser Erteilung der Genehmigung bemerken wir...“. Es wird jemand angestellt „zur probeweisen Dienstleistung“. Dem „möglichstweissen Eintreten eines Falles“ wird Rechnung getragen. Auf Grund einer „gerüchtweisen Meldung“ werden Betrachtungen angestellt. Die „teilweise Aufhebung“ eines Gesetzes wird in Aussicht gestellt. Ein „schrittweises



Vorgehen“ wird empfohlen. Die „aus Hilfsweise Verwendung“ eines Beamten wird beschlossen. Die „zwangsweise Etatisierung“ wird von der königlichen Regierung angeordnet. An einem Geschäftszettel in der Lothringer Straße in Berlin las ich neulich „Sachweiser Verkauf“; der Verkauf ist doch nicht sachweise, wie ein Mensch sachgrub sein kann, sondern er geschieht sachweise. Wir lachen, wenn wir hören, wie ein Kind zur Mutter sagt: „Ich habe solche fahren Leibschmerzen“, und bedenken nicht, daß wir uns des gleichen Fehlers schuldig machen, wenn wir über „zeitweisen Kopfschmerz“ klagen. Die Verführung zu diesem Mißbrauch mag wohl in dem Umstande liegen, daß „weise“ in andern Sinne ein Eigenschaftswort ist und aus diesem Grunde dem Ohr die unstatthafte Flexion der Umstandswörter auf „... weise“ nicht sofort auffällt. Nach diesem Muster könnten wir gewärtigen, daß es demnächst Mode wird, zu sagen: „das vielleicht Eintreffen einer Nachricht“. — Ich gestehe offen, daß ich bei aller Vorliebe für ein verständiges Sprachreinigungsstreben lieber ein richtig benutztes Fremdwort als ein falsches deutsches Wort ertrage, also z. B. lieber „obligatorischer“ als „zwangsweiser“ Schulbesuch, lieber „partielle“ als „teilweise“ Aufhebung.

Eine andre unendlich oft begangene Unrichtigkeit, die sich auch beinahe schon die Berechtigung „erfassen“ hat, ist eine falsche passive Bildung bei Zeitwörtern, die nicht den Akkusativ, sondern den Dativ regieren. Wie häufig hört man — besonders auch im parlamentarischen Verkehr — die Redewendung: „Diese Behauptung darf nicht unwidersprochen bleiben.“ Man braucht nur die logische grammatische Schlußfolgerung zu ziehen, um die Verkehrtheit zu erkennen. „Der Schatz darf nicht unverwertet bleiben“, also er muß verwertet werden. „Die Behauptung darf nicht unwidersprochen bleiben“, — also sie muß widersprochen werden! Diesen Fehler zu machen, würde sich jeder Gebildete schämen. In gleicher Weise berichtet man über „die von Herrn N. N. präsiidierte Versammlung“. Ist es nicht ebenso leicht zu sagen: „Die Behauptung darf nicht unbestritten, unwiderlegt bleiben“, — „die von Herrn N. N. geleitete Versammlung“? — Derselbe logische Mißgriff liegt zugrunde, wenn von Zeitwörtern der eben angeedeuteten Art Hauptwörter gebildet und diese unbesehen angewendet werden, als stammten sie von transitiven Zeitwörtern. Alle zwei Jahre ordnet die oberste Kirchenbehörde in Preußen eine Kirchen- und Hauskollekte an „zur Abhilfe der dringendsten Notstände der evangelischen Landeskirche“. Also was soll geschehen? Antwort: die Notstände sollen abgeholfen werden! Warum denn nicht „Beseitigung der Notstände“?

Verwerflich ist auch die Verbindung der starken und schwachen Deklination in der Dativform zweier Eigenschaftswörter, die einander folgen. Allerdings schreiben so heutzutage auch berühmte und ausgezeichnete Schriftsteller; trotzdem erheben wir Widerspruch dagegen. Da heißt es: „Herr Dr. N. N. hielt einen Vortrag von tiefem, gebiegenen Inhalt.“ Die Unrichtigkeit zeigt sich sogleich, wenn fortgefahren wird: „er trug seine Rede mit schöner, klangvollen Stimme vor“. Letzteres sagt und schreibt niemand, weil es das Sprachgefühl unmittelbar verlegt; aber das erstere ist ebenso unzulässig.

Es ist auch ein Fehler (und zwar ein solcher, der häufig gerade von vornehmen Leuten begangen wird), wenn hinter den Komparativ „wie“ statt „als“ gesetzt wird. „Meine Tochter lernt leichter wie mein Sohn.“ In dieser Hinsicht wäre vielleicht zuzugeben, daß sich eine Umbildung vollzogen hat. In der alten deutschen Sprache war es umgekehrt, man sagte in beiden Fällen

„als“. Bei Luther z. B. finden wir stets „als“. „Der Aberglaube ist ebenso gefährlich als der Unglaube.“ Aber die Regel lautet: bei der Gleichheit „wie“, bei der Unterschiedenheit „als“. Mir ist es aufgefallen, daß dieses „wie“ statt „als“ auch von dem großen Bismarck angewendet zu werden pflegte, wodurch natürlich die wesentliche Herrlichkeit und Kraft der Bismarckschen Sprache nicht im entferntesten angetastet werden soll.

Wunderliche Sinnwidrigkeiten werden oftmals durch die nachlässige Anwendung des Partizips hervorgebracht. Zunächst Unklarheiten. „Eben aufgestanden, begegnete mir mein Bruder.“ Der Redner meint, daß ihm, nachdem er eben aufgestanden war, sein Bruder begegnet sei. Tatsächlich aber kann der Satz nur bedeuten, daß der Bruder, nachdem dieser eben aufgestanden, dem andern begegnet sei. Aber oft wird diese Redeweise bei unvorsichtigem Gebrauch geradezu sinnlos. „Von seiner Reise zurückgekehrt, wurde ihm ein Brief eingehändigt.“ Das heißt, daß der Brief von seiner Reise zurückgekehrt sei! „Raum in das nächste Haus gebracht, entschwand dem Verunglückten das Bewußtsein.“ Das heißt, daß das Bewußtsein in das nächste Haus gebracht worden sei! Der Satz würde — richtig, aber un schön gebildet — lauten müssen: „Dem kaum in das Haus gebrachten Verunglückten entschwand das Bewußtsein.“

Eines Pleonasmus — wie es wissenschaftlich ausgedrückt wird — macht sich der Schriftsteller schuldig, wenn er schreibt: „Der Gast bat um die Erlaubnis, eintreten zu dürfen“, — „Der Bote versprach, den Brief sogleich abgeben zu wollen“. In der Erlaubnis ist der Begriff des Dürfens, — in dem Versprechen der Begriff des Wollens schon enthalten.

Auch das wäre wohl noch zu erwähnen, daß ein Schriftsteller, der für das ganze deutsche Volk schreibt, Provinzialismen vermeiden soll. So schreibt Frenssen, wie es in der Heimat des Dichters allerdings Gebrauch ist: „Erinnerst du das?“ statt „Erinnerst du dich daran?“

Es könnte noch manches weitere angeführt werden, allein es sei genug. Doch dürfen wir vielleicht noch einen Vorschlag anknüpfen. Das Beispiel der guten und vornehmen Zeitschriften kann viel wirken, aber es genügt für sich allein nicht. Möchte es sich nicht empfehlen, wenn ein großes Blatt eine ständige Rubrik einführt, in der von Zeit zu Zeit ohne Ansehen der Person derartige Verstöße gegen die Reinheit der Sprache gekennzeichnet würden? Viele Liebhaber unsrer teuren Muttersprache aus dem Leserkreise würden freiwillige Mitarbeiter als „Mütter der Sprache“ werden, es würde sich dieser „sprachliche Gerichtshof“ bald eine maßgebende Stellung erringen, und es würde der Abstumpfung des Sprachgefühls entgegengearbeitet werden. Mit einem Gleichnis zu dieser Abstumpfung schließe ich. Ich hatte als Gymnasiast einen Freund, dessen Vater berittener Gen darm war. Eines Tages zeigte mir mein Mitschüler in einer Fachzeitschrift das Bild eines Pferdes. „Sieh mal, ist das nicht ein hübsches Pferd?“ Ich erwiderte: „O ja, sehr hübsch.“ Da lachte er mich aus und sagte: „Das ist ein Tier, welches alle Fehler an sich hat, mit denen ein Pferd behaftet sein kann!“ Ich möchte mich aneignend machen, einen Aufsatz zu schreiben, in dem alle in dieser Plauderei erwähnten Verstöße vorkommen — und viele Leser würden es nicht merken!



## Die stille Gemeinde

Serrlich erfreut's, wenn einer von unsrer stillen Gemeinde  
Aus der Ferne uns beut freundlich im Geiste die Hand.

Weitab von dem Gedräng, in friedlicher Stille geborgen,  
In der reineren Luft wohnt die Gemeinde des Geistes.  
Nicht verschlossen und kalt wegblickend vom Kampfe des Lebens —  
Manch ein rüstiges Glied handelt und wirkt als Mann —  
Annachstigt und streng, wo das Böse, das Schlechte sich rühret,  
Wo es den Toren gilt, läßlich, zum Scherze gestimmt —  
Aber sie sammeln gern, wie Faust bei der traulichen Lampe  
Warm nach Innen gekehrt, innig die Seele in sich. —  
Unsere Zahl, wir wissen sie nicht, wer könnte sie zählen?  
Einige treten hervor, schaffend in Formen und Wort,  
Andern feilet die Gunst der Muse zum Dienste der Musen,  
Doch ihr Innerstes bleibt reiner Betrachtung geweiht,  
Und so findet und kennt man sich nicht, nicht ist er zu binden,  
Dieser Wund, er ist licht, offen und doch auch geheim.

Nein! so sagen wir uns, nicht klein ist die stille Gemeinde!  
Tausende halten zu uns, schauen und fühlen wie wir!

Friedrich Th. Vischer

. . . Nicht nur in der eigentlichen Literatur, der wissenschaftlichen wie der belletristischen, sondern auch innerhalb des Bereiches, den die große Bildungsvermittlerin unserer Tage, die Presse, mit ihrem gewaltigen und stetig sich mehrenden Einfluß beherrscht, muß, so lesen wir in einem Aufsatze von Oskar Bulle in der „Allgemeinen Zeitung“, die stille Gemeinde des Geistes einst wieder größere Wirksamkeit beanspruchen können und erlangen, als es jetzt der Fall ist. Denn auch hier, wo es gilt, die an anderen Stellen erzeugten Bildungswerte in weiteste Kreise zu tragen, wird es schließlich wieder darauf ankommen, die leise sich an dem eigentlichen Herde unserer Bildung regenden Kräfte zu sammeln und ihnen ein einheitliches Ziel zu geben. Jetzt herrscht hier — wer könnte das leugnen — ein ziel- und planloses Vergeuden der Kräfte, ein ungeheurer Verbrauch von allen möglichen Bildungselementen und Bildungswerten, die von den verschiedensten Seiten her dem großen Sammelbecken zufließen, ohne daß aus dem brodelnden Gemisch ein greifbarer Gewinn für die geistige Kultur unseres Volkes herausläme. Solange in der Tagespresse das Hauptgewicht auf die äußere Fülle und Buntheit der an die Lesermassen zu überliefernden Bildungswerte und nicht vielmehr auf ihre Einheitlichkeit und vertiefte Durcharbeitung gelegt wird, kann von der Erfüllung einer kulturellen und volkserzieherischen Aufgabe bei ihr nicht die Rede sein. Die große Bildungsträgerin wird, wenn sie in dieser Hinsicht nicht zur Selbstbefinnung und zur inneren Sammlung kommt, wenn nicht auch in ihr die stille Gemeinde des Geistes eine kräftige Wirkung auszuüben beginnt, auf die Dauer nur zur Übermittlerin von Verwirrung und Oberflächlichkeit an die Volksseele werden.

Schon jetzt geht sie in der geistigen Verwöhnung des Volkes durch die Heranzüchtung und Pflege eines oberflächlichen Lebensbedürfnisses allzuweit. Ebenso schwer, wie es für den Erzieher der Jugend ist, die durch ungezügelte und unregelmäßige Lesewut erzeugte geistige Schläffheit zu bekämpfen und das durch Schmökern verwöhnte Kind wieder zu ernstem und energischem Nachdenken zu bringen, ebenso schwer wird es einst sein, die Gefahr zu beseitigen,

die aus der Nachgiebigkeit der Tagespresse gegenüber dem oberflächlichen Lesebedürfnis des Publikums für unsere gesamte geistige Volksgesundheit erwächst. Eine geistige Volkshygiene ist aber doch sicherlich nicht minder wichtig als eine körperliche. Wie man dem Körper allerlei Anstrengung und Entfagung zumuten muß, um ihn abzuhärten und zu kraftvollen, ausdauernden Leistungen fähig zu machen, so sollte man doch auch den Geist des ganzen Volkes dadurch zu kräftigen und abzuhärten suchen, daß man ihm nicht immer nur eine Kost vorsetzt, die er ohne weitere Selbsttätigkeit, ohne eigene Übung im Nachdenken verschlingen kann, sondern daß man ihn an kräftigere Speise gewöhnt. Erst wenn die Presse, als heute einflußreichste Bildungsträgerin, sich die Aufgabe stellt, den Leser nicht nur zu unterhalten und ihn lediglich mit allerlei buntem und leichtem Bildungsstoff abzufüttern, sondern ihn auch wirklich zum Lesen und zum Bewältigen eines ernstern Gegenstandes und eines größeren, vertieften Zusammenhanges heranzubilden, erst dann wird man von dem volkserzieherischen Einfluß der Zeitung reden können.

Dazu gehört aber vor allem auch, daß sie neben den Gegenwartswerten auch die Ewigkeitswerte unseres sozialen und geistigen Daseins richtig zu würdigen lernt. Es gibt einen Begriff, auf dessen einsichtsvoller Anwendung die ganze Bedeutung der modernen Presse beruht, das ist der Begriff der Aktualität. In dem raschen Ergreifen des augenblicklich Geschehenden, in der Erörterung und dem sicheren Beurteilen der täglichen Vorgänge besteht die Hauptkunst, aber auch der Hauptreiz der journalistischen Arbeit; hierin liegt die große Anziehungskraft begründet, die die Ergebnisse dieser Arbeit auf das lesende Volk in seinen verschiedensten Bildungsschichten ausüben. Die aktuelle Verarbeitung nicht nur der politischen und sozialen Tagesereignisse, sondern auch des Bildungstoffes, der aus den Stuben der Gelehrten, aus den Werkstätten der Techniker, aus den Ateliers der Künstler tagtäglich ins öffentliche Leben hineinströmt, gehört zu den wichtigsten Aufgaben der Zeitung, und ihr diese Aufgabe irgendwie beschränken zu wollen, hieße sie ihres Lebensnerves berauben. Aber von der Art, in der sie solche Arbeit bewältigt, in der sie den Begriff der Aktualität zur Tatsache werden läßt, hängt es ab, ob sie wahre Bildungsvermittlerin werden kann oder nicht. Denn neben der Aktualität, die lediglich hastig zugreift und unterschiedslos Neuigkeiten auf Neuigkeiten häuft, mögen sie nun für das soziale und geistige Leben unseres Volkes wichtig oder gleichgültig, nützlich oder schädlich sein, muß stets jene Aktualität im höheren Sinne des Wortes stehen, die das Gegenwärtige im Lichte des großen, weltgeschichtlichen Geschehens betrachtet und die aus den Vorgängen der Vergangenheit oder aus den Ergebnissen der streng wissenschaftlichen Forschung ein Licht auf das uns umrauschende Leben fallen zu lassen weiß. Nur dann wird wahre Aktualität die Sprache der großen Bildungsträgerin, der Zeitung, durchhauchen und beleben, wenn sie große Zusammenhänge herzustellen vermag, auch für die scheinbar unbedeutendsten Geschehnisse, wenn sie neben den Gegenwartswerten des Lebens auch die Ewigkeitswerte, die verborgen in seinen Tiefen schlummern, zur Geltung bringen kann. Dazu ist aber ein Hinabsteigen in diese geheimnisvollen Lebensgründe nötig, eine Vertiefung aller Bildungsmittel, die die Presse zur Erfüllung ihrer Aufgabe verwendet. Wenn es hieran fehlt — und wie oft fehlt es doch daran! —, kann man wohl mit dem Verfasser der oben zitierten Epistel „von des blinden Gewühls wildem Getöse und Geschrei, wo sich die Eitelkeit mahnsinnig bläht in der Unform, und was der

Affe erfand, hastig der Affe befolgt“, auch im Hinblick auf die Bildungsarbeit der Presse reden.

Auch hier ist es die stille Gemeinde des Geistes, die zur Selbstbefinnung, zum Sammeln der unser eigentliches Leben bedingenden Kräfte mahnt. Ihre Angehörigen, die Tausende, die zu ihr halten und schauen und fühlen wie sie, wenden sich jetzt noch vielfach widerwillig von der großen Bildungsträgerin der Neuzeit ab. Sie finden in ihr nicht die höhere und feinere Aktualität, die für sie zum warm nach innen gelehrten Leben der Seele gehört. Aber wir zweifeln nicht daran, daß auch in der Presse die stille Gemeinde des Geistes wieder ihre leise, tiefe und anhaltende Wirkung auf die geistige Kultur unseres Volkes ausüben wird, so sehr ein augenblicklicher Zug unserer Zeit dagegen zu sprechen scheint. Wären diese Hoffnung und dieser Glaube nicht, so müßten wir in der Tat an dem Fortschreiten der wahren Kultur überhaupt verzweifeln.



## Ein deutscher Intendant

(Wolfgang Heribert von Dalberg. † 27. September 1806)

Vor dem Mannheimer Theater stehen drei eiserne Standbilder, Schiller, Iffland und — Dalberg: der gewaltigste deutsche Dramatiker, einer der glänzendsten Schauspieler und ein — glücklicher Intendant. Denn im Grunde muß man bei Dalberg doch mehr von Glück, als von Verdienst reden. Allerdings mit andern Intendanten von Hoftheatern verglichen, wird man ihm auch das Zeugnis eines verdienstreichen Mannes nicht versagen. Es war zunächst wohl Lokalpatriotismus, was Dalberg gerade diesen Posten verschaffte. Er wäre sonst wohl mit dem kurpfälzischen Hofe 1778 nach München übergesiedelt. Der Amter hatte er ja übergenug, als da sind kurpfälzischer geheimer Rat und Rämmerer, Präsident des Oberappellationsgerichts, Hofkammervizepräsident usw. Aber dem 1750 auf dem alten Stammschloß der Dalberge, Hemsheim bei Worms, geborenen Grafen lag die Liebe zur engeren Heimat im Blute. Sie machte ihn so beredt, daß es dem jungen Manne im genannten Jahre gelang, den Hof zu überzeugen, daß für Mannheims Gedeihen die Belassung des Hoftheaters eine Notwendigkeit sei. Das zeugt bei einem jungen Hofmann des 18. Jahrhunderts für ein Fühlen mit dem Volke, das nicht oft angetroffen wird. Auch die Einrichtungen, die er dem Mannheimer Theater gab, bezeugen einen demokratischen Sinn. Das war allerdings wohl mehr persönliche Liebhaberei und Temperament, als geistige Überzeugung. Denn das Theaterregiment war freiherrlich und kavalierrmäßig genug, das heißt ohne ein anderes Programm, als das persönliche Gefallen des Herrn Intendanten. Immer konnte er allerdings auch diesem nicht folgen; die Rücksichten auf den Hof mußten gewahrt werden.

Sicher hatte Dalberg einen ausgezeichneten literarischen Instinkt, und gewiß hatte er auch im Innern die Überzeugung, daß dem Theater möglichste Freiheit zu gewähren sei; überhaupt war er neuen Gedanken sehr zugänglich. Ohne dies hätte er nicht Lessings „Nathan“ aufführen wollen, ohne dies wäre sein Entgegenkommen gegenüber Schiller unmöglich gewesen. Man denke sich

ein heutiges Hoftheater, das derartig revolutionären Stücken eines völlig unbekanntem Dichters Aufnahme gewährt. Gegenüber diesem Zugreifen muß man Dalberg alles andere zugute halten, wenigstens daß er Änderungen und Milderungen verlangte. Die Hoftheater bringen sie ja auch heute in den „Räubern“ an. Und wenn Dalberg persönlich Schiller nicht so reiche Förderung zuteil werden ließ, wie wir es wohl wünschten, so bedenke man, daß Schiller vom Württemberger Hofe geächtet und strafverfolgt war. Vergleicht man des flüchtigen Schillers Aufnahme in Mannheim mit dem Verhalten, das die deutschen höflichen Kunstanstalten zwei Menschenalter später dem politischen Flüchtling Richard Wagner gegenüber an den Tag legten, so steigt die Einschätzung Dalbergs ganz beträchtlich.

Immerhin, es war auch ein einzigartiges Glück für einen Bühnenleiter, einen Dichter wie Schiller herausbringen zu können. Denn der „Wirksamkeit“ dieser Werke war nach dem ersten Lesen jeder sicher, der auch nur eine Ahnung vom Volksempfinden hatte. Dalberg hatte aber überdies ein gutes Gefühl für schauspielerische Wirkung und hatte an seiner Bühne treffliche Schauspieler, unter ihnen als besten Iffland. Auch da hatte er Glück gehabt, indem ihm die Auflösung des Gothaischen Hoftheaters erprobte Kräfte zuführte. — Wenig bedeutet des Freiherrn eigene Schriftstellerei und Dramendichtung. Aber wertvolle Anregungen hat er vielen Dichtern gegeben — Gemmingen, Gotter, Iffland, Förring, Klinge —, die segensreichste Schiller durch den Hinweis auf „Don Carlos“. — So behauptet sich Dalbergs Namen mit Ehren in der Geschichte des deutschen Theaters, bei dem er in bedeutender Zeit an einer der wichtigsten Stellen stand. St.



## Rétif de la Bretonne

Seit etwa drei Jahren, vielleicht seitdem der Leipziger Insel-Verlag durch die Tat das Ausichtsreiche des Verfahrens nachgewiesen hatte, beschäftigt sich der deutsche Verlagsbuchhandel in übereifriger Weise mit Ausgrabungen einer bestimmten Büchergattung, die man unter der Bezeichnung „Zur Sittengeschichte“ am ehesten in die Literatur einschmuggeln kann. Um der Staatsanwaltschaft zu entgehen, wird zumeist der Weg des Privatdrucks gewählt, an sich ein gutes Mittel, Unberufenen solche Bücher fernzuhalten, wenn nur nicht einzelne geschäftige Buchhändler an alle erreichbaren Adressen diese Angebote verschickten und bei dieser Gelegenheit immer noch Bücher anpriesen, denen gegenüber man zu keiner höflichen Umschreibung mehr verpflichtet ist, die man ganz gelassen als Pornographie bezeichnen kann. Aber auch den ursprünglichen Verlegern, in einigen Fällen selbst bibliographischen Gesellschaften kann man den Vorwurf nicht ersparen, daß ihre Ankündigungen sich allzusehr an die unreinen Instinkte wenden, um zur Subskription zu locken. Es ist klar, daß Anpreisungen wie „Liebeszenen von unerhörter Verwegenheit“, „äbnyische Offenheit in seinen geschlechtlichen Verirrungen“ u. dgl. mehr, die in fast allen diesen Prospekten vorkommen, hauptsächlich auf unreise Menschen berechnet sind und jedenfalls auch gerade auf diese wirken.

Ich erwähne diese unerfreuliche Erscheinung in unserem Verlagsbuchhandel gerade im vorliegenden Zusammenhange, weil durch die Art der Ankündigungen ein Buch in die mit Recht verdächtige Umgebung geriet, das in jeder größeren Bücherei seinen Platz verdient und von jedem reifen Menschen mit großem Gewinn gelesen werden wird. Bei dem geradezu fatalistischen Ungeschick unserer Staatsanwaltschaft in allen literarischen Dingen wird man nicht überrascht sein, daß sie unter dem Hundert derartiger Veröffentlichungen just diese zur Konfiskation ausgesucht hat. Nun erscheint eben auch der „*Monsieur Nicolas* oder das enthüllte Menschenherz“ als Privatdruck. Für den alten Rétif de la Bretonne ist auf diese Weise eine Reklame gemacht, die ihn wohl gründlich der Vergessenheit entziehen wird, in die er seit dem Ende des 18. Jahrhunderts geraten war. Übrigens hatten auch die deutschen und französischen Literaturhistoriker in der letzten Zeit dem einst viel gelesenen, unheimlich fruchtbaren Schriftsteller eine erhöhte Aufmerksamkeit zugewandt. Aber die Literaturgeschichte hat bei ihm nicht viel zu suchen. Gewiß sind Nachweise, wie der von Karl Haffler geführte, daß Ludwig Tieck's Jugendroman „*William Lovell*“ ein getreues Nachbild von Rétif's „*Paysan perversi*“ sei, wertvoll als Beleg für die bedeutenden Anregungen, die von Rétif ausgegangen sind. Aber Rétif war zu sehr Vielschreiber, als daß ihm wirkliche Kunstwerke hätten gelingen können. Viel wichtiger ist Rétif als Sittenschilderer. Seine 65 Bände umfassende Novellensammlung „*Contemporaines*“ ist die Darstellung der französischen Frau des 18. Jahrhunderts; ebenso getreu sind die Darstellungen des Treibens der französischen Gesellschaft in den letzten Jahren des Königtums, die er als *Spectateur nocturne* in den „*Nuits de Paris*“ gab. Auf der anderen Seite steht die vorzügliche Schilderung des Bauernlebens in „*Vie de mon père*“, einem wirklich sympathischen Buche, das sich von aller falschen Natur-schwärmerei der Rousseauperiode freihält, dafür aber echten Erdgeruch ausströmt. Nimmt man dazu, daß Rétif als erster auch das Leben der anderen bürgerlichen Stände dargestellt hat, so könnte man ihn als den ersten modernen Realisten der französischen Literatur bezeichnen. Modern war des ferneren an diesem Manne, daß er in der Zeit der erklüftiven Gesellschaft anstrebte, Volkschriftsteller zu werden. Er hat keineswegs aus Geldgier so viel geschrieben, denn er hat durch seine Bücher nur wenig verdient. Und wenn er seine Bücher selber setzte und druckte, strebte er damit auch vor allem die Möglichkeit eines billigen Vertriebes an. Auch ersparte er sich dadurch oft das Schreiben; denn er setzte manches seiner Werke ohne vorherige schriftliche Unterlage.

Übrigens hat er bei alledem, trotzdem er durchaus nicht Augenblicksmensch oder Bohémien war, sich doch vielleicht nur von dem einen Triebe leiten lassen, sich auszuleben. Jedenfalls ist er nicht aus literarischen Gründen, aus einem ästhetischen Programm heraus Realist geworden, sondern weil er ein wahrhafter Mensch war und nur von dem schrieb, was er genau kannte. Denn er schrieb nur von sich und seinen Erlebnissen. Daß ihm dabei der Stoff nie ausging — er hat neben den 200 gedruckten Bänden noch zahlreiche Manuskripte hinterlassen —, zeugt nicht nur für die bunte Bewegtheit dieses Lebensganges, sondern auch für eine außerordentliche Beobachtungsgabe. Diese hat ihm übrigens kein Geringerer als Schiller in hohem Maße zugestanden, der in einem Briefe an Goethe (2. Januar 1798) urteilte: „Haben Sie vielleicht das seltsame Buch von Rétif: *Cœur humain dévoilé* je gesehen

oder davon gehört? Ich hab' es nun gelesen, soweit es da ist, und ungeachtet alles widerrwärtigen, platten und revoltanten mich sehr daran ergezt. Denn eine so heftig sinnliche Natur ist mir nicht vorgekommen, und die Mannigfaltigkeit der Gestalten, besonders weiblicher, durch die man geführt wird, das Leben und die Gegenwart der Beschreibuug, das Charakteristische der Sitten und die Darstellung des französischen Wesens in einer gewissen Volksklasse muß interessieren. Mir, der so wenig Gelegenheit hat, von außen zu schöpfen und die Menschen im Leben zu studieren, hat ein solches Buch, in welche Klasse ich auch den Cellini rechne, einen unschätzbaren Wert."

Rétif ging von dem Gedanken aus, daß der Mensch eigentlich nichts so gründlich studieren könne, als sich selbst, und daß eigentlich auch kein anderes Studium so wichtig sei. So hatte er denn auch bei der Abfassung seiner Selbstbiographie — als eine solche faßte er den „Monsieur Nicolas“ auf — mit Recht das Gefühl, nicht nur die Geschichte eines Einzelmenschen, sondern auch einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Menschheit zu geben. „Ich stelle dar, was vor mir niemand, selbst J. J. Rousseau nicht dargestellt hat: das vollständige Leben eines Menschen. Es handelt sich nicht um eine hübsche Plauderei nach Art der Marmontel, d'Alembert usw., sondern um ein nützlichcs Wert, eine Ergänzung zu Buffons Naturgeschichte . . . Ich habe nicht nötig, etwas zu erfinden. Mein Leben war voll interessanter Ereignisse, weil ich von drei Lastern verschont blieb, die andere Menschen zugrunde richten, von der Unmäßigkeit im Essen und Trinken, von Spiel und von der Faulheit. All meine Zeit gehörte der Arbeit und der edelsten aller Leidenschaften, der einzig wahrhaft interessanten, der Liebe."

So gibt Rétif durchaus kein Memoirenwert, nicht Erinnerungen oder Bekenntnisse, sondern eine Studie des Naturwesens Mensch, und zwar eines Menschen, in dem die Sinnlichkeit mit ungehemmter Naturmacht waltet. Die rückhalt- und rücksichtslose Mitteilungsweise Rétifs — die einzige Rücksicht ist allenfalls, daß er die gewagtesten Stellen in einem sehr gewandten, aber keineswegs klassischen Mustern nachstrebenden Latein schreibt — hat ihren Eindruck nie verfehlt. So bekannte Wilhelm von Humboldt in einem Briefe an Goethe (28. März 1799), daß er den „Monsieur Nicolas“ für das wahrste und lebendigste Buch halte und für die beste Hilfe zum Verständnis des französischen Charakters.

Uns Heutigen ist der Mensch Rétif viel interessanter als seine doch recht weitschweifigen Schriften, zumal man deren Gehalt eigentlich beim Studium des Menschen am besten kennen lernt. Dazu aber ist nun gute Gelegenheit geboten in einem deutschen Werke, das die erste zuverlässige Biographie des merkwürdigen Franzosen bringt. (Dr. Eugen Dühren: Rétif de la Bretonne. Der Mensch, der Schriftsteller, der Reformator. Berlin, Max Harnwitz, 1906.) Man wend nach der Lektüre dieses Werkes gern gestehen, daß des französischen Biographen Monplet Urteil über den Schriftsteller Rétif auf den Menschen ausgedehnt werden kann: „Das ist wohl die seltsamste Gestalt, die sich jemals an der Schwelle einer Literatur gezeigt hat."

Hans Murbach





## Beseelte Bücher

Da wir keine großen Bücher haben, so nehmen wir mit stillen Vorlieb. Und wenn uns auch die großen Menschen in der unmittelbaren Gegenwart fehlen: auch die guten, warmen und selbständigen Menschen haben uns Wertvolles zu sagen. In beiden Fällen erhalten wir Zuwachs an Seele. Denn Güte ist Licht und stammt aus demselben Urlicht wie das Genie.

Darum bleiben die wesentlich „modernen“ Schriftsteller, die Literaten, der eigentlichen Volksseele fremd; sie bringen keine starke Wärme auf. Es fehlt jene liebevolle Vertiefung, wie sie z. B. den noch jungen, den Zürmer-Lesern bereits bekannten Hermann von Blomberg durchdringt. Sein Buch „Gedanken der Stille“ (Altenburg, Stephan Geibel, geb. 3 M.) ist voll stillen und starken Geistes. Er ist eine Einstudlernatur; eine Natur, die in sich selbst einen Schatz entdeckt hat, einen Kristall, in dem sich die Welt rein und schön widerspiegelt. „Wenn ihr stille bliebet, so würde euch geholfen; durch Stillesein und Hoffen würdet ihr stark sein“: Diese Worte sind der Aphorismen-Sammlung vorangestellt. Blomberg hat sich am künstlerischen Geiste Weimars erzogen; es ist etwas Reingeistiges und Schöpferisches in seinen Gedanken-Destillaten. „Mache es nur wenigen recht, das ist genug! Aber Sorge, daß diese wenigen gute und feine Menschen sind!“

Ihm verwandt ist auf dichterischem Gebiete Bernard Wieman; sein Erstlingswerk „Er zog mit seiner Muse“ (Kempten, Köfels Verlag, 2.50 M., geb. 3.50 M.) ist ein warmherziges Plauderbuch voll weichen, verträumten Sonnenscheins. Jean Paul, Eichendorff und Rochs „Prinz Rosa-Stramin“ haben hier Pate gestanden. „Auf einem Wegstein habe ich gefessen und habe still meinen Kopf geschüttelt, weil es so schön war. Ich kann das gar nicht recht beschreiben. In ihren tiefsten Stimmungen ist die Natur so wunderbar, daß man sie nur ahnen und fühlen kann. Ich könnte nicht sagen, wie still es war rings in der Runde, wie der abendliche Rauch, ein silberner Duft, über dem roten Dach aufstieg, wie glücklich blau die Berge waren und wie selig rot der Himmel, von dem sie sich abhoben; was die Natur sprach, als sie sich in lauter Duft schlafen legte und anfing zu träumen; wie ein weißer Flor sich in die tiefsten Wiesen lagerte und auf den fernen Gehöften die Hunde bellten . . .“ Der Träumer, der hier zu uns spricht, ist mit einer Raze, einem Hund und einer Geige in einem alten Bau eingezogen und will eigentlich eine Novelle schreiben oder sonst irgend so etwas. Aber er fühlt sich statt dessen als „König ohne Verfassung“, nimmt sich Zeit und beschaut die kleinen Dinge der Nähe, liebevoll alle Gegenstände vergoldend. Paßt dann auch alte Erinnerungen aus, die sich mitunter zu gefühlseblen Erzählungen verdichten (Beim Doktor am Stutarisee — Aus dem Leben eines Musikers). Kommt er auf Liebe zu sprechen, so tönt Moll auf, Wehmut, Entsaugung; es liegt jartes Leid hinter dem Buche.

Noch an einen andern Dichter wird man beim Lesen dieses Erstlings erinnern: an den, der die Geschichte der schönen Lau und die Idylle vom Bodensee so urbehaftig und netzisch und sprachfein erzählt hat; an den Freund eines herzensverwandten Moriz von Schwind und eines Ludwig Richter: an den goldschmiedfeinen Eduard Mörike. Von seinen Werken gibt der Düsseldorf-Verlag Karl Robert Langewiesche eine billige (1.80 M.) und dabei

reichhaltige Auswahl heraus, mit Glück zusammengestellt von W. Vesper. „Wenn ich auch Ihre grundsätzlich fast ablehnende Stellung zu Mörike ein wenig kenne“ — schrieb mir kürzlich jemand, der meine Liebe zu diesem wunder-vollen Künstler offenbar nicht kennt, sondern den springenden Punkt einer ästhetischen Erörterung mißverstanden hat. So will ich denn noch einmal nachdrücklich auf diesen Lyriker und Idylliker hinweisen, dessen reine Anmut grade in einer Auswahl, herausgehoben aus der Fülle von Gelegenheitsgedichten, in das Volk einzudringen und unsern Geschmack zu veredeln vermag. Am besten hält man sich gleich an den ganzen Mörike: eine ausgezeichnete Ausgabe findet man z. B. bei Max Hesse (Leipzig, 5 Mk., 2 Bde.), mit sehr ausführlicher biographischer Einleitung von Archivrat Dr. Krauß.

Der Verlag R. R. Langewiesche ist überhaupt Gold auf blauem Grunde. Dort ist des ernstesten Carlyle Lebensweisheit in Auswahl dem modernen Geschmack zugänglich gemacht („Arbeiten und nicht verzweifeln“); sodann Ruskin, Claudius, Arndt, Luther, Volks- und Kinderlieder — lauter Geschenkbande. Es ist Mitarbeit an der Beseelung moderner Kultur. Eben dahin gehört das Jahrbuch „Die Freude“ (1.80 Mk.). Der Verleger liebt es, seinen Büchern auf der vordern Innenseite ein persönlich gefärbtes Geleitwort mitzugeben; er behandelt seine Bücher wie sorgfältig gekleidete und gekämmte Kinder, wovon jedes einen Morgentfuß erhält und eine Streichelhand, ehe es auf die Straße entlassen wird. Man möchte diesen Kreisen manchmal — ganz leise, ganz nebenbei gesagt! — mehr Wucht wünschen, mehr Unmittelbarkeit und auch mal ein herzhaft Donnerwetter. Denn vom Bruder dieses Verlegers, dem Dichter Wilhelm Langewiesche, Verfasser von „Planegg“ und „Frauentrost“, gilt ähnliches. „Und wollen des Sommers warten“ (München, Beck, 1.80 Mk., geb. 3 Mk.) heißt seine neue Gedichtsammlung. Eine reife Stimmung besinnlicher Weisheit, gelegentlich in einen Predigerton gesteigert, Sinn für Herdfeuer und Frauenliebe, Einfühlung in eine beseelte Natur — das zeichnet den warmherzigen Dichter aus. Doch möchte man, wie gesagt, mitunter mahnen, diesen quietistischen oder pietistischen Ton nicht weiter auszubilden. Wir sind nun in der Nähe des Menschen und Mannes Johannes Müller, dessen „Beruf und Stellung der Frau“ (2 Mk., geb. 3 Mk.) in neuer Auflage erscheint und dessen neuestes Buch „Die Bergpredigt“ (München, Beck, 3 Mk., geb. 4 Mk.) allgemeine Beachtung verdient. Da wandre hin, wer Herzenskultur sucht! Unsre ganze Zeit bedarf ihrer. Und dann aufwärts in die Höhen stolzer Poesie und reinen Geistes, wo die Großen wohnen, Goethe, Kant, Schiller und Shakespeare.

Ähnliches gilt vom temperamentvoll beseelten Pfarrer und echten Lyriker Knodt: „Ein Ton vom Tode und ein Lied vom Leben“ heißt seine neue Sammlung (Gießen, Emil Roth; 3 Mk., geb. 4 Mk.). Über den Tod, das „tolle Wort“, der kein Ende bedeutet, nur Übergang, schwingt sich diese lichtdurchsichtige Seele hinüber und hinauf zu Höhen der Verklärung:

„Und die Erde ist schön,	Blaut der Himmel nicht rein?
Und das Leben ist reich,	Blühn die Rosen nicht rot?
Und wir wandeln auf Höhen,	Fließt nicht golden der Wein?
Den Göttern gleich!	— Apage, Tod!

Henry Thoreaus „Walden“ (Sena, Eug. Diederichs, 5 Mk., geb. 6 Mk.) gehört noch nicht in die Sphäre der Großen. Auch dies ist noch ein Erziehungsbuch, ein Wegweiser. Überall in diesen guten und tapferen Büchern — ach, in

uns allen! — lauert irgendwo Tendenz, Belehrung, Erbauung, Ermütigung: denn wir sind tief im Tal. Hier sind wir bei einem selbständigen Freunde Emersons, bei einem Sonderling, den die amerikanische Kultur abstieß; da ging er in den Urwald, schlug sich eine Bretterhütte auf und lebte darin zwei Jahre, mit Getier und Natur innig befreundet. So entstand dies Tagebuch. „Wie manche arme unsterbliche Seele kreuzte meinen Weg, fast erdrückt und erstickt unter ihrer Last! Ich sehe junge Leute, deren Unglück es ist, daß sie Bauernhöfe, Häuser, Scheunen, Vieh und Ackergerät geerbt haben. Es stände besser um sie, wären sie auf offener Weide geboren und von einer Wölfin gejagt, denn dann würden sie mit klareren Augen erkennen, wo das wahre Feld ihrer Tätigkeit liegt. Wer hieß sie Sklaven ihres Bodens sein?“ Das ist das Leitwort dieser starken und edlen, oft auch poesiegetränkten Naturpredigt an die moderne Überkultur.

Von Thoreau zu Thomas Carlyle — kein weiter Weg. Carlyles „Geschichte Friedrichs des Großen“ ist in einer gekürzten Neuauflage erschienen (Berlin, B. Behr, 8 Mk., geb. 10 Mk., von R. Linnebach). Ein Buch, das jeden Freund historischer Lektüre hinreißen wird (wie schon die „Französische Revolution“ desselben Verfassers: bei Otto Hendel in Halle), so voll Leben, so voll Blut und Unmittelbarkeit wird alles, was dieser heißblütige Schotte ansieht.

Damit sind wir jenseits des Themas „Beseelte Bücher“: im Revier der Genies, die außer Seele noch eine gewaltige Weitsicht besitzen. Hier wollen wir noch kurz eine neue Shakespeare-Ausgabe erwähnen: die Schlegel-Tieck'sche Ausgabe, aber durchgesehen und verbessert von dem Shakespeare-Kenner Hermann Conrad (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 5 Bde., geb. 15 Mk.). Eine solche Ausgabe ist eine Wohltat; all die kleinen und großen Irrungen der sonst bedeutenden und eingebürgerten Schlegel'schen Übersetzung sind ausgemerzt und durch Sinngemäßes ersetzt. Denn Prof. Conrad (die Leser kennen vielleicht Massingers von ihm bearbeiteten „Herzog von Mailand“, in den „Büchern der Weisheit und Schönheit“) — Prof. Conrad ist eine dichterische Natur, bei aller Gelehrten-Sorgfalt. Auch einige wertvolle Goethe-Schriften seien noch kurz gestreift: wichtig für den Leser der Eckermann'schen Gespräche sind „Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret“ (Weimar, Hermann Böhlau, 4 Mk.), die manchen wertvollen Zug festhalten oder ergänzen. Über Eckermann findet man einen schönen Aufsatz in Richard M. Meyers gesammelten Aufsätzen „Gestalten und Probleme“ (Berlin, Georg Bonbi); ebendort wird sehr anregend über „Goethes Art zu arbeiten“ und „Goethe als Psycholog“ gesprochen. Uner schöpflische Stoffe, bei denen einem immer wieder warm ums Herz wird! In Bodes immer lesenswerten „Stunden mit Goethe“ (Berlin, Mittler) beschäftigt sich Christoph Schrempf anziehend mit Frau von Steins Wesen; doch sollte man, wie es in demselben Heft geschieht, hinter die letzten Säulen ihres Bundes mit Goethe nicht vorzubringen suchen. Man lasse sich an geistigen Wirkungen genügen, die uns dieser Bund spendet hat! Und zum leichten und anmutigen Schluß sei noch Bierbaums „Goethe-Kalender für 1906“ (Leipzig, Theodor Weicher, 1 Mk.) lobend erwähnt. Es ist da eine ganze Menge Goethisches zu finden, und recht hübsch angeordnet, man greife nur zu!

F. Lienhard





## Alte Volkskunst und neue Zweckästhetik auf der Dresdener Kunstgewerbe-Ausstellung

Von

Felix Poppenberg

Die planmäßige Tendenz der Dresdener Ausstellung, in einem großen Zusammenhang die Fülle ihrer Gesichte darzustellen, treibende Entwicklungskräfte sichtbar zu machen und die kulturellen Wurzeln und Veräftungen bloßzulegen, die Neues und Altes ursächlich und blutsverwandt verbinden, erkennt man besonders charakteristisch in den Schaureichen der Vergangenheit.

Geklärt Erkenntnis hat hier die Zeichen früherer Kulturen in das rechte aufhellende Licht gerückt. Keine Museumswissenschaft und auch nicht etwa geistlose Stilmachung „nach berühmten Mustern“ wird hier gepredigt, sondern durch Anschauungsunterricht wird lebendige Lehre verkündet, auf daß die Aufgaben der neuen Zeit in einer ähnlich ehrlichen Befinnung aus Zweck- und Materialbedingungen zu einer gebrauchseinladenden Form gestaltet würden.

Besonders anregend für solche reinliche, auf das Wesen der Dinge gehende Zweckästhetik erweist sich die hier reich bestellte Provinz der Volkskunst.

Sie berührt die Gegenwartsbestrebungen deshalb so nah, weil sie ganz unbefangen und unabhängig von allen Stilentwicklungen sich ihr eigenes Kleid webte und sich dabei konsequent von den Forderungen des Klimas, den Bodenbeschaffenheiten, der landesüblichen Arbeitsweise leiten ließ. So entstanden Resultate aus wirklichen Lebensfaktoren, in organischem Prozeß aus Notwendigkeiten gebildete Ergebnisse. Und das ist echterer Stil als eine noch so gewissenhafte Kopie von Renaissance-Ornamenten, die an unpassender Stelle aus äußerlicher Puzsucht angeklebt werden.

Ornament soll überhaupt nicht eine nachträglich angeheftete Dekoration sein, sondern ein Akzent, ein Interpunktionszeichen, ein Taktstrich, eine ausdrucksstarke Betonung wichtiger Bauglieder.

Die überragenden Dachstützen oder die Ausläufer vertrenzter Pfosten skandinavischer Stiebel bekommen eine steigende Grad-Auszeichnung durch Schnitzwerk und tragen sie legitim. Wenn aber an einem Landhaus an die Seitenwand der Gartentreppe eine aus dem Musteratlas entsprungene italienische Palazzo-Maske angeklebt wird, oder wenn in den weiten weißen Flur eines gut proportionierten alten Familienhauses, der durch wohlkomponierte

Architekturführung von Wand, Dachwölbungen und der den Raum schneidenden Treppe augenerfreuend gegliedert ist, sogenannte Sezessionsornamente hinein-schabloniert werden, so ist das durchaus kein Schmuck, sondern eine aufdringliche Störung reiner, ruhiger Verhältnisse.

Die ländliche Architektur, das alte deutsche Bauernhaus, zeichnet sich nun gerade durch die Sicherheit schmuckhaft wirkender Zweckdisposition aus. Alle die idealen Forderungen, die wir an das Landhaus richten, finden wir hier erfüllt, vor allem hat es die grundlegende Eigenschaft, daß seine Fassade nie äußerliche Kulisse, sondern immer treuer Ausdruck der inneren Form ist und unverbildet, unverkünstelt seine lebensvollen Asymmetrien zur Schau trägt.

Für die Innenräume gilt das als selbstverständlich, was wir heute in Abhandlungen und Artikeln erst ausdrücklich betonen und als etwas Besonderes hinstellen müssen: die gebundene, organisch den Raum bildende Einheit von Daneels, Türen und Fenstern, die sich auseinander ergeben und konstruktiv durch Verbindungsglieder aneinander sich schließen. Rustelle, wie die Schrägen der hölzernen Decke, werden dabei zierend verwendet, farbig getönt geben sie dem Rahmen der vielscheibigen Fensteranlage eine energische Flankierung.

Beispiele, besonders instruktiv für solche festgeschlossene Innenarchitektur und ihren unübertrefflichen Ausdruck von Gesphäftigkeit und gegründetem Besitz, sind die elsässische Stube mit weißer Kalkwand, Getäfel und der reich ausgebildeten, Wohnraum und Ofen trennenden Holzwand, in die Kleiderkasten und Standuhr eingebaut ist, und weiter der „Pösel“ aus dem Dorfe Gjenner bei Apenrade in Schleswig-Holstein vom Jahre 1637. Auch hier ein kräftiges Getäfel in wuchtiger Zimmermannsarbeit aus Bohlen und Pfosten, oben durch das Gesimsbrett abgeschlossen. Die Türrahmen werden mit tragendem und darüber gelagertem Pfostenwerk zu kräftig betonten Teilen des Getäfels. Die Decke aus eichenen Bohlen lastet auf vier an der Fensterwand geschnitzten Balken. Die Fensteranlage ist dreigeteilt, ein breitleistig zusammengefügtter Verglasungsfries oberhalb der langen Wandbank.

Eine zweite Gruppe solcher Vergangenheitskulturen ist unter dem Namen „Techniken“ zur Schau gestellt worden. Eine erlebte Kollektion aus sonst streng und eifersüchtig gehütetem Sammlerbesitz faßt dieser Namen zusammen. Und er deutet zielbewußt an, daß diese Stücke hier nicht wegen ihrer Seltenheit, Kostbarkeit und Merkwürdigkeit gezeigt werden, sondern vor allem in der Absicht, musterhafte materialgerechte Lösungen vorzuführen, die das Verhältnis von Stoff und Form in höchster Vollendung illustrieren, also jenes Stilgesetzes, das heute wieder unsere Arbeit leiten soll. Möglichst vielseitig wurden die Materialien gewählt, um möglichst vielseitige Techniken zum Wort kommen zu lassen: Holz, Elfenbein, Bronze, Eisen, Messing, Kupfer, Sinn, Silber und Gold, Keramik, Glas, Email.

Und bei allen diesen Arbeiten erkennt man, wie sinnende Wertleute sich in die Eigenart jedes Stoffes vertieft haben, wie sie seinen Charakter studierten, in sein innerstes Leben eindringen, ihm seine Rätzel und sein Wesen abfragten. Sie lauschten gewissermaßen ihm ab, nach welcher Form er verlangt, und ließen sich empfänglich von seinen Tendenzen leiten. Der Künstler ward zum Erfüller des im Stoff liegenden Willens, so wie im Märchen das erlösende Wort die Schönheit aus der Erstarrung der umgebenden Schale springen läßt.

Was in der Bildnererei höchstes Ziel wird, im Stein die verborgen schlummernde Gestalt zu ahnen und ans Licht zu locken, der Traum Robins und

Rlingers, der in einer antiken Tempelstufe seine armlose Amphitrite ersah, das begibt sich als bescheidenere Empfangnis und Offenbarung in den frommen Kleinmeister-Werkstätten früherer Jahrhunderte.

Was van de Velde immer betont, „die Kraft und das Leben der organischen Linie“, sieht man besonders deutlich in den alten Schmiedeeisen-Werken. Diese Türklopfer, Griffe und Bittergeflechte wirken nicht gemacht, sondern erwachsen. Wie sich aus den Grundplatten die Glieder herausstrecken, ihre Richtung nehmen, auf- und abschwellen und auslaufend zur Ruhe kommen; wie sich im Bitter die Maschen verkreuzen, durchwinden, im geschmeidigen Schlangenspiel vernoten, immer wieder ungezwungen, grazios aus der Umschlingung lösen, um sich weiter zu ringeln; wie jede Führung, jede Linie sich auslebt, zur höchsten Kraftentfaltung sich steigert und ihre Energiespannung dann allmählich löst, um eratmend im Ganzen wieder aufzugehen, in ihr All zurückzukehren — das sind für das empfängliche Auge organische Betätigungen von reiner Schönheit und wahrhaft lebendige Erlebnisse. Und die verschiedenen Materiale in ihren eigensten Existenzregungen so zu betrachten, hat fast etwas Sensitiveres: tote Dinge, seelenlose Stoffe werden wach und drängen sich mit „gewaltiger Gegenwart“ auf, und hinter der Pforte, über der das schlichte Wort Techniken steht, öffnet sich ein Märchenreich voll Wirklichkeitswundern.

Ein Wunderreich ist auch das Kabinett, das in ausgewählter Fülle „Kunstformen der Natur“ zeigt. Der glückliche Gedanke Haedels, den er in seinem interessanten Vorlagewerk zur Anschauung brachte, wird hier an echten Beispielen sichtbar gemacht.

Um die Zweckästhetik handelt es sich hier hauptsächlich: zu studieren, wie in der Bildung der animalischen Geschöpfe die Zweckorgane meist gleichzeitig schmuckhaft wirken, dann aber auch um die unerschöpflichen Phantasien lebendiger Linienspiele, Verästlungen, Verzweigungen, Filigrangespinnste, wie sie die Tiefsee in so verwirrendem Reichtum birgt, um die Farbenabtönungen des Gefieders der Schmetterlingsflügel und der Flossen mit ihren réflets métalliques, um all die natürliche Ornamentik, wie sie in den Gängen der Muscheln und Schnecken, der Korallenstämme, der Kristallisationen, der Glasschwämme und ihrer Aderungen, den Durchbruchmusterungen kalkiger Meeresgebilde sich weifen — eine Ornamentik, die nie bloßes Zierat ist, sondern immer ein lebendiges Prinzip zum Ausdruck bringt, eine Funktion, einen natürlichen Prozeß.

Das Ornament so als bedeutungsvolles Kennzeichen, als verkündigende Hieroglyphe innerer Eigenschaften zu brauchen, nicht als ein totes, an den Haaren herbeigezogenes gleichgültiges Anhängsel, nicht als das fünfte Rad am Wagen, das soll nun auch die angewandte Kunst erstreben.

Nach Lehren, Missionen und Beispielen gibt es schließlich noch Zukunftsblicke, Ergebnisse aus weiteren Bereichen. Von Künstlern ist die neue Bewegung ausgegangen und mit den Namen von Künstlern ist auch das Fundament der Ausstellung signiert. Die weitere zukunftsfähige Frucht dieser Reformation ist die Annahme und Verarbeitung ihrer Lehre vom reinen Geist und reinem Werk durch Industrie und Handel und die Ausbildung der heranwachsenden Generation in solcher Gesinnung.

Eine vielgestaltige Musterkarte dieser Kunstgewerbepädagogik kann man in der Sonderausstellung der deutschen Fachschulen mit ihren Probefrüchten studieren. Diese Geographie im einzelnen zu verfolgen und womöglich land-

schafftlich und im Zusammenhang mit der Tradition der Ortskünste (vor allem in den süddeutschen Gewerben) zu charakterisieren, wäre lohnend, aber würde hier zu weit führen. Die Konstatierung genüge, daß der Durchschnitt ein sehr anständiger ist, daß Eisenarbeit und Keramik besonders blühen, im neuen Zeichen werden alte Stätten wie Bunzlau wieder künstlerisch wirksam, daß der Buchdruck an Charakter gewinnt, daß Sachlichkeit und materialgerechte Ausgestaltung mit glücklicher Vermeidung der Nüchternheitsgefahr im Möbelbau zunehmen. Die Lehr- und Versuchswerkstätte Stuttgart, die Schulen von Düsseldorf, Leipzig, Magdeburg, Krefeld seien dabei erwähnt.

Über das Verhältnis von Handel und Industrie zu der „neuen Lehre“ orientieren wieder zwei große Sonderabteilungen, einmal die Gewerbegruppen derer, die sich mit Künstlern zu einem Bündnis zusammengetan haben und stolz ihre Ware unter der persönlichen Signatur der entwerfenden Persönlichkeit segeln lassen, und die Gruppe der „industriellen Vorbilder“, die auf solchen Gewissensbeitrat verzichten und unter eigener Verantwortung jene hier nun schon oft genannten Ziele: „Schönheit der reinen Zweckformen“, „Schönheit des soliden Materials“, „Schönheit der gediegenen Arbeit“ durch die Tat demonstrieren will.

Man kann das Wort „Schönheit“ brauchen, aber es ist vielleicht weiser, von diesem Begriff, der mit so viel historischem Ballast befrachtet immer wieder zu ergebnislosen Debatten reizt, abzusehen und einfacher zu sagen, daß es sich hier um Dinge handelt, die in ihrer äußeren Gestalt zwingend und überzeugend ihre Funktionsfähigkeiten aussprechen und so unzweifelhaft den Befähigungsnachweis für ihren Beruf liefern: ein Schauspiel, das im Betrachter Behagen und Lustgefühl erweckt, er fühlt sich durch diese blanke Exaktheit, durch dieses unantastbare „So und nicht anders“ sympathisch angesprochen, und diese Reaktion gehört allerdings schon dem ästhetischen Vorstellungsbereich an. Kardinalbeispiel dafür ist die Wirkung einer präzisen Maschine oder einer federnden Eisenbahnbrücke mit ihren Vertreibungen und Riesenfiligrangespinnsten, an der nichts des Schmuckes wegen geschieht, an der alles Funktion ist, und die dabei durch das sprechende Gelungesein uns durchaus ästhetisch berührt.

So hat die mächtige Kristalllinse eines Kajütenfensterauges mit ihrem gewaltigen Messingband darum, in der blanken Mischung von Glas und Metall, mit ihrer Durchsichtigkeit und dabei anprallfesten Stärke etwas Bestechendes, sie befriedigt unsere so oft enttäuschten Vollkommenheitsbedürfnisse und gibt uns die seltene Vorstellung zweifelserrhabener Sicherheit.

Ähnlich wirken die hier ausgestellten Schiffslaternen mit ihren gedrungenen, dickwandigen Glasrumpfen und dem festen Metallgitterwerk, das sie schützend umpanzert.

Rennboote mit der schneidenden Streckform ihrer Pfeilfigur sind auch nur durch sich selber, durch ihre eigenen Zwecknotwendigkeiten „schön“.

Den instruktivsten Fall dieses Kapitels erlebt man aber am Automobil. Die ersten Formen nahmen einfach die Wagenstruktur an mit hohem Vordach, und sie wirkten häßlich, weil die Ergänzung zu dem hochthronenden Rutscherfiss, die Pferde, fehlten und der Rutscherfiss sich nach vorn im Nichts verlor. Jetzt kleidet man die neue Technik nicht mehr in das alte Gewand einer ganz anderen Gattung, sondern entwickelt voraussetzungslos aus ihr und ihren charakteristischen Eigenschaften die entprechende Form, die nun an der Stirn trägt, was Weistes Kind sie sind. Der langgestreckte Motorkasten wird jetzt seinem unterirdischen

Charakter gemäß niedrig vorgelagert, proportionsgerecht werden die Vorderäder gleichfalls niedrig eingestellt, und aus dieser Erdgeschöß-Maschinerie entwickelt sich in allmählichem Ansteigen der Etagenbau des Wagens, in drei Stellungen, Chauffeuris, erstes Coupé und noch höher das zweite, in geschlossener rhythmischer Gliederung. Solche Wagenarchitektur, wie sie hier das Modell der Adler-Werke zeigt, hat allerdings etwas Inposantes, Monumentales, ohne jedes schmückende, pathetisierende Beiwerk, nur durch eine ausdrucksstarke Gestaltung und wesensbetonende Linienführung.

In den Bundesstaaten, in denen Künstler und Fabrikanten sich zu gemeinsamem Schaffen zusammengetan, lassen sich auch erfreuliche Resultate aufweisen.

Gerade am schlichten und geringgeschätzten Material kann man sehen, was für Möglichkeiten früher übersehen wurden. Ein an sich sehr zweckmäßiger Stoff, das Linoleum, war für geschmackvolle Menschen durchaus unverwendbar in der typischen lehmgelben Farbe und mit dem braunen Dekor, der sich kein geringeres Muster als die Zeichnungen von Orientteppichen oder doch mindestens die Mäanderbordüre à la grecque wählte und so zu einem lächerlichen Zerrbilde wurde, nicht anders als ein Wilder in mißverständener europäischer Eleganz. Dies Material wurde erst durch die künstlerische Erkenntnis gerettet und möglich gemacht (Peter Behrens' Entwürfe für die Delmenhorster Werke sind zu nennen), so daß es jetzt die vielseitigste Verwendung für Wandbekleidung und Deckenbelag findet.

Eine Fläche, geeignet für den Druck, aber nicht für die Muster einer Webtechnik stellt dieses Material dar. Teppichdecore sind das Unpassendste für ihn, seine Verwandtschaft ist noch eher beim Leder oder dem Papier zu suchen. Sprenkelige, maserige Flächendecore, streifige Schattierungen, an Baumrindenpatina erinnernd, oder an marmorierte Farbflüsse auf Vorsatzblättern, werden jetzt freispielerisch, nicht „abgepaßt“, über die Fläche gestreut und abgetönte Farben, Grau und Grün vor allem, stimmen sie weich und angenehm.

Den stärksten Eindruck, was solch planmäßiges Zusammenschaffen der Fabrikation mit einem überlegenen künstlerischen Geist zuwege bringt, empfängt man in der Weimarer Abteilung. Hier sieht man ein Abbild der jüngsten Phase dieser unverwundlich sich neugebärenden Kulturstätte, die Heerschau der Weimarer Industrie unter ihrem Generalissimus van de Velde.

Die mannigfachsten Produktionsgebiete, Tischlerei, Korbflechterei, Leder- und Schmiedearbeit, Glasmalerei, Töpferei, Juwelierkünste sind durch eine starke Persönlichkeit mit neuem Atem erfüllt worden. Und keine schematische Nachbeterei, kein geistloses Nachstammeln äußerlicher Wendungen, sondern frei selbständiges Verarbeiten von Anregung merkt man, eine wirkliche Befruchtung durch den erweckenden schöpferischen Geist. Lokale Betriebe, die, ohne weiter zu denken, ihre Alltagsarbeit für bescheidensten Gebrauch verrichteten, wie die Bürgelschen Töpfereien, liefern jetzt, zu neuen Taten berufen, Poterien von Nuancenfülle der Glasuren, koloristisch überfließen und überhaucht, die sich auf dem Geschmacksmarkt der Welt sehen lassen können. Und viel weiter noch als die reine Geschmacksbedeutung geht die wirtschaftliche. Hier lernt man, wie durch eine Bewegung, die als künstlerische Ideologie begann und anfänglich vom Realpolitiker des Kontors überlegen belächelt wurde, stille Gewerbe neue Erweiterungen erhalten, aus beschränkter Enge in kulturelle Weltzusammenhänge rücken und dadurch ganz neue Absatzgebiete und willige Käufer erwerben.

Und was dieser Weimarer Eindruck, über Einzelinwände und kritische



Bedenken hinweg, so im Kleinen wirkt, das ist ein Gleichnis für die Bedeutsamkeit der Dresdener Ausstellung: als ein Schauspiel regsamer Kräfte, einer geistigen Völkerwanderung voll drängender Triebe, die, ob man auch manchem mit Zweifel zusieht, doch fruchtbar und Werte zeugend ist, so daß man, ohne in den Enthufastienverdacht zu kommen, Ulrich Hutten anrufen könnte: Die Geister sind wach geworden, es ist eine Lust zu leben . . .



## Aus dem Eigenen

**K**unst ist Gunst des Schicksals.

Kunst ist Gottesdienst.

Es gibt nicht profane oder kirchliche Kunst; es gibt nur eine Kunst.

Ein gewisses Publikum meint gewöhnlich das Künstliche, wenn es von Kunst redet.

Kunst ist Naturgeschehen.

Kunst ist Zwang, wie Liebe Zwang ist; du mußt — oder es ist nicht.

„Die Kunst, o Mensch, besizest du allein!“ Bedauere, nein! Ich weiß keinen Unterschied — an sich nicht — zu machen zwischen einer Nachtigallenlage und einem Largo von Georg Friedrich Händel. Es kann niemand mehr als nur ganz sich selbst geben. Der Unterschied liegt in dem reicheren Seelenvermögen. Zielt aber der Spruch auf Nachahmung, so führe ich die Affen an.

Kunst ist Trieb, Entäußerung eines innerweltlichen Geschehens, Verfinnlichung der Seele. Kunst kann nicht von außen erworben werden; entweder du hast sie, oder du hast sie nicht; sie ist wie die Liebe nicht erlernbar. Erlernbar ist nur das Handwerk. Das Vermögen des Menschen, sich selbst in seinen Werken zu wiederholen — neu zu bilden — über sich (seine Formgrenze) hinaus zu leben, ist eine Wiederholung der in der Natur liegenden Fähigkeit, sich in Bildern äußern zu können oder aus sich Neubildungen zu erzeugen.

Kunst ist Lebensbejahung, weil sie ihrem Wesen nach bildend, gebärend, erschaffend ist; sie ist gleich dem lebenbejahenden Element in der Natur fähig, neue Formen zu erzeugen. Darum ist auch die Natur des Künstlers Lehrmeisterin, wenn er nicht vergißt, von ihr zu erlernen, wie die Natur von innen nach außen schafft. Jene Nachahmer, welche von außen nach innen schaffen, sind nur Schmarotzer am Baume der Erkenntnis.

Viele suchen in der Natur und finden nichts, weil in ihnen nichts ist.

Kunst ist Kultur. Beweis: Weltgeschichte.

Die Kunst bändigt das Tier in uns.

Es ist eine schöne Geschichte, die von der Macht der Töne, jene von Orpheus.

Das Tier schreit, der Mensch brüllt in ungebändigter Daseinswonne, schlägt um sich, vernichtet in brutaler Lust; — da erklingt in ihm wie aus wunnensamer Märchnacht Rhythmus und Reim, und das Tier wird still und das Herz erzittert wie die Harfe, und die Seele singt sich fort, hinauf, hinan.

Kunst ist Kultur — Erhebung.

G e h ö r t .

Der bekannte Satz: Die Kunst soll erheben! — Wen?

Die Kunst erhebt den, der sie erkennt. Aber, sie soll nicht — sie erhebt uns — die Kunst!

Die Kunst ist zuchtwählerisch. Geht die Natur auf dem Wege ihrer Entwicklung vom Guten zum Besseren und ist nicht der fränke, sondern der gesunde Mensch ihre Absicht, so strebt auch die Kunst unbewußt nach stets seligeren Daseinsformen, nach Stufen zur Erhebung. Die Natur will Schönheit; die Kunst führt uns in ihre Halle. Wahre Kunst ist in irgend einer Weise immer schön.

Schönheit, Gerechtigkeit, Güte, Vollkommenheit sind gleiche Begriffe; sie fußen in einem logisch-rhythmischen Gefühl.

Der Mensch läßt sich nicht vom Künstler trennen oder seine Kunst redet nicht zum Menschen.

Es gibt nur eine Kunst um der Menschen willen: des Menschen, welcher sie gibt, und der Menschen, welche sie zu empfangen vermögen. Darstellung von Not und Elend: Bin ich Mitleid und gebe die Sache wie sie ist, so vermag sie auch Mitleid zu erwecken und helfende Herzen, denn meine Seele, wie des Beschauenden Seele, sagte dabei: „So sollte es nicht sein!“ Es entsteht allerdings ein Zwiespalt der Empfindung, denn indem ich das Kunstwert als wahr anerkenne, mithin bejahe, verneine ich zu gleicher Zeit, indem ich sage: „So sollte es nicht sein!“ Mitleidlose, Erkenntnischwache sehen nur das letztere und Unlust stellt sich ein.

Kunst und Sittlichkeit: Die Kunst ist äußerlich betrachtet stets sinnlich wie die Liebe und kann wie jeder gute Naturtrieb mißbraucht werden.

Es ist nicht das Amt der Kunst, Moral zu predigen, aber das sittliche Genie wird sich doch moralisch äußern müssen. Daß der Mensch Jesus (mit Absicht) eine frohe Botschaft predigte, raubt seiner Ausdruckweise nicht ihren Kunstwert. Jesus gab, was er war, auch als Künstler (siehe die Gleichnisse an).

Malerei ist eine Art der Äußerung der Kunst. Achte aber darauf: Was nicht als Bild in dir ersteht, solltest du billig nicht malen, und was als Bild in dir aufblühte, nicht durch Worte äußern wollen.

Was zwingt uns denn immer auf viereckiger, goldgerahmter Leinwand zu malen und das Gemalte dann an einem anderen Orte, als an dem, wo es gemalt wurde, aufzuhängen? Es ist doch ersichtlich, wenn der Maler koloristisches zc. Feinempfinden hat, daß seine gewollte Absicht im besten Teile gestört wird. Raum und Malerei gehören organisch zusammen. Das gerahmte Bild ist eine Frucht der Mietstasche und ist im allgemeinen eine Geschmacklosigkeit, welche nur durch entsprechend künstlerischen Takt beim Unterbringen umgangen wird.

Es gibt nur zwei Arten der Malerei, die in sich konsequent sein können: die sogenannte Monumentalmalerei und die Illustration. Es ist jedenfalls eine stillistische Geschmacklosigkeit, durch gerahmte Bilder vom Bauherrn nicht beabsichtigte Fensterlöcher an die Wand zu hängen. Wohlverstanden: es kann sich das nur auf einen Raum beziehen; wir wohnen zumeist in Löchern.

Typen schaffen: die großen Meister des Wortes, der Form und der Farbe, des Tons und Wohlklanges schufen Typen. Das erhebt sie über die gemeinen Nachahmer der Natur. Im Typenschaffen liegt höchste Lust des Bildens und Gebärens. Ein Hamlet, ein Don Quixote, Faust und Margarete, Kottäppchen, Apollo und Wotan, eine Nacht und ein Morgen von Michelangelo, der große

Kurfürst von Schlüter, die stille Weise: In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad usw. sind Typen, Symbole, Gestalten der Sehnsucht, welche sie ins Dasein riefen und welche die Form ihres Ursprunges, den Menschen, den Bildner, bis weit hinaus überdauern.

Im großen Strom der Zeit erhalten sich nur die Symbole, die zeitlos sind.

Die großen Meister waren es nicht deshalb, weil sie Kinder ihrer Zeit gewesen, sondern weil sie Kinder ihrer Zukunft waren. Wenn nicht jemand seinen Fuß über seine Gegenwart hinaussetzte, wie sollte die kompakte Majorität vorwärts wachsen?

Farbe und Musik: drei Artöne und Höhe und Tiefe, drei Grundfarben und Dunkel und Helle. Farben, singende Aetherschwingungen, die das Auge hört.

Es gibt zweierlei Art, die Farbe anzuwenden; die eine (realistische) gewährt dem beschauenden Verstande das durch vergleichende Reflexion mit in der Natur gesehenen Farbwerten hervorgerufene freudige Erstaunen und die Selbstbefriedigung des Wissens: „Gewiß, so ist es! — Ha! ich erinnere mich!“ Die andere Art sucht wie der Tonkünstler den Wert der Farbe ihrer Ausdrucksfähigkeit entsprechend anzuwenden. Der Kolorist fühlt, grob angedeutet, daß rot warm, orange leidenschaftlichst, gelb licht, lebendig, grün heitere Ruhe, blau kalte Ruh', und violett tragische, verhaltene Blut ist, und weiß auch, daß die Farbe, ein lebendiges Symbol, die beschauende Seele mitschwingen heißt, mitschwingen in der ihrem Werte entsprechenden Art. Und der Kolorist findet auch in der Farbe den fröhlichen Ausdruck seines Jubels und die klagende Melodie seiner Trauer, und sie schläft mit ihm zur Nachtzeit und erwacht mit ihm am Morgen. Farbe ist immer etwas Lebendes wie die Linie. Die Linie läuft zumeist aus dem Verstand aus — die Farbe aus dem Herzen.

„Ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, darauf du stehst, ist heilig.“

Über einen Künstler, den wir nicht verstehen, sollten wir billig nicht urteilen; wenn du mich aber verstehst, so bin ich dir gar wohl dankbar, wenn du die andern verstehen lehrst, denn jede Kunstäußerung tritt mit dem Wunsch nach Verstandenwerden auf.

Ludwig Fahrenkrog



## Zum Verständnis moderner Kunst

„Warum stehen unsere gebildeten christlichen Kreise der modernen Kunst so ratlos, so verständnislos, ja so feindselig und gehässig gegenüber?“

Diese Frage erhebt Dr. Huhn im „Alten Glauben“.

„Warum“, fährt er fort, „sind Hoffmann, Plochhorst und Thorswaldsen so populär, und Steinhausen, Meunier und Thoma noch so fremd in unsern Kreisen?“ Er gibt die Antwort selbst, die, wenn auch etwas einseitig, Beherzigung verdient. „Weil unsere Ästhetik heimwehkrank ist. Ihr Sehnen geht dem Hügel zu, unter dem Hellas und mit ihm alle ihre Ideale begraben liegen. Darum können wir der Welt um uns, der Kunst unserer Zeit nicht recht froh werden. Und ob man auch nicht den ganzen Weg bis vor die Tore von Athen zurückeilt, sondern schon im Rom der Hochrenaissance anhält, es ist doch dasselbe Suchen und dasselbe Finden: die Formvollendung, das Ebenmaß der Glieder, der Rhythmus der Bewegung, dieselbe behagliche, genießende, schiefer

einschlürfende Augenweide. Die eine Kunst die Frucht einer Zeit, der Apollo, Heiliger Geist und Christus eine Fabel war, die andere stammt aus einer Welt, die Christus nicht kannte. Beidemale eine Welt ohne Heiland und deshalb auch eine Welt ohne Seele und Liebe.

In der Kunst der Hochrenaissance ist freilich der Abendglanz — oder ist es schon das Morgenrot einer andern, besseren Zeit? — über ihre kalte Schöne gebreitet. Zur größeren Klarheit wenden wir uns darum der altklassischen Kunst zu, die sich frei und unverhüllt in ihrer Gottvergessenheit zeigt. Was stellt sie dar? Was gab sie und was wollte sie?

Vor meiner Seele stehen herrliche, meist unverhüllte und doch so reine, makellose Gestalten: von so edlem Gleichmaß, daß man klingende Harmonien zu sehen vermeint, von so ruhigem Fluß, daß man sie mit den Augen abtasten möchte, so schön und doch so herzlos, so groß und reich, und doch geht man leer und arm davon, ja vielleicht leerer und ärmer, als man herzutrat. Man denke an S. Heine! Alle Sinne durften schwelgen und hernach faßt einen der alte Jammer mit geschärften Krallen. Lauter Götter, aber im besten Falle sind es nur anständige Menschen. Meist sind es sogar selbstherrliche Übermenschen und keiner von ihnen ein Heiland. Den einen, dem ein Fünklein davon in der Seele brannte, hatten sie an den Kaulasus geschmiedet. Im besten Falle und abgesehen von dem Mythos, den sie illustrieren, ist das alles vermenschlichte und deshalb zu Hohn gewordene Versteinerung unserer Himmelssehnsucht. Aber nirgends Erfüllung oder nur Mitfühlen oder gar Mitleiden! Dazu ist diese ganze olympische Familie viel zu vornehm und zu schön und — man verzeihe den Ausdruck! — viel zu hochmütig und zu blaublütig. Auf allen Gesichtern steht immer wieder nur eins geschrieben: ihr seid uns nicht gut genug! Schöne Glieder, aber keine durchgrabenen Hände und Füße, keine durchbohrte Seite! Was stellt die hellenische Kunst dar. Und was gibt sie uns?

Freut euch des Lebens! Genießt, und wenn schwarze Schatten vor euch aufsteigen wollen, so drückt die Augen zu und eilt vorüber! So lehrten ihre Weisen und so hielten es ihre Künstler. Ja nur nichts Unangenehmes! — möchte man ihnen als Motto vorsehen. Und war doch einmal ein Schmerz nicht zu umgehen, dann verstand man das so schön und so abgemessen darzustellen, daß bloß wieder eine neue Lust für den Beschauer daraus wurde. So betrog sie und täuschte am Abgrund vorbei. Zweimal ist die griechische Kunst am Menschen vorübergegangen und hat ihn liegen lassen. Und sie tat es auch zum dritten Male. Denn was wollte sie? Gefallen, damit ist alles gesagt. Lauter prunkende Schönheit! Glied um Glied bis auf die Fußsohle hinab will gefallen: jeder Torso zeugt davon. Lauter Augenweide, eine Orgie der Sehnerven! Es mag scharf klingen, aber im Grunde ist es echte Oberflächekunst, die ihre Schönheit nur zeigt, um zu locken und zu reizen und sie dann herzugeben. So gibt die griechische Kunst alles hin und verlangt doch nichts dafür als unser Gefallen. Hier ist lauter Schwelgen und Genießen, aber kein Sichverfenden und kein Denken, lauter Auflösen und Austeilen, aber kein Höherheben, kein Fordern.

Das ist Griechenlands Kunst, die schönste Blüte einer Welt, die sich an ihren eigenen inneren Wunden verblutet hat, einer Welt voller Lust, aber ohne Herz und ohne Gott. Sie steht nicht einmal an der Schwelle unseres Seelenlandes, sondern noch ganz fernab. Von ihr gilt doppelt wahr: das Kleinste im Himmelreich ist größer als sie. Wir dürfen sie in ihrer relativen Vollendung

bewundern. Wie wir an der Kunst des Mittelalters die Innigkeit und Innerlichkeit trotz der formalen Unbeholfenheit empfinden, so können wir hier die formale Vollendung trotz der innerlichen Leere wohl anerkennen. Aber unsere Ideale suchen wir nicht hinter uns, sondern unter uns, und finden wir sie auch hier noch nicht völlig abgeklärt, so dürfen wir sie doch von der Zukunft erwarten. So viel aber sollten wir nie vergessen: die Gegenwart ist die Brücke zur Zukunft. Wer die Brücke mißachtet, wird vergeblich auf Neuland hoffen. Auch hier gilt es, auf die Zeichen der Zeit zu horchen und das Schwache zu stärken, das sterben will. Die Kunst will nicht nur bezahlt, sie will vor allem verstanden werden. —

Wenden wir uns nun wieder zur Kunst unserer Zeit! Auch hier viele Götter und kein Gott! Denn er wohnt nicht in Häusern noch auf Bildern und in Säulen, von Menschenhänden gemacht. Das ist gerade das Evangelische an jeder echten Kunst: sie weiß, daß sie das tiefste Sehnen des Menschenherzen nicht stillen kann noch stillen will. . . . Aber eins kann die Kunst: sie kann, vom Irdischen ausgehend, auf das Himmlische deuten, zu Gott führen oder doch weisen. Und so tut sie es durch ihre geradezu andächtige Ehrfurcht vor der Natur. Unsere Landschaftsmalerei steht gewißlich unübertroffen da. Sie hat das Moor und die Heide, das Nebelland und das Sonnenlicht, das stille Wasser und den heimlichen Wald, mit einem Worte, das ganze landschaftliche Deutschland erst wieder entdeckt. Und dazu die Seele, das göttliche Weben in dieser Landschaft! Der gottscheue Haufe heißt es freilich nur „Stimmung“. Aber ist es denn nicht, als ob Gottes Füße überall durch seinen Garten rauschten! Auf diesen Bildern ist alles Gottes Welt und diese Welt ist Gottes Tempel und jedes Blümlein drinnen eine Kerze und jedes Bäumchen eine Säule und jede Kasette ein Stück Teppich. Dann aber gar unsere viel verspottete „Armeleutemalerei“, unsere soziale oder sozialistische Kunst! Nirgends eine Spur von dem herzlosen Vorübergehen oder dem Aufschminken des Schmerzes, wie bei den Alten, nichts von dem wehleidigen Mitgreinen, wie in den älteren Düsseldorfser Bildern. Hier ist warmes Mitfühlen und mehr noch: männliches Mit leiden, Liebe.“ — Gerade diese Liebe zu den Armen, Schwachen und Kranken müßte dem christlichen Empfinden den Weg zur modernen Kunst ebnen.



## Ludwig Fahrenkrog

**I**ch gebe zunächst dem Künstler, dem wir die Bilder des vorliegenden Heftes verdanken, selbst das Wort, indem ich eine größere Stelle aus einem Briefe folgen lasse.

„Soweit meine Erinnerungen reichen, spielte die Kunstmalerei und Dichtung und Philosophie in meinem Leben eine besondere Rolle inmitten einer kunstarmen allernächsten Umgebung. Mein Vater, welcher Kartonnagearbeiten fabrizierte, gab mir das Rezept zur Malerei: für 5 Pfennig rot, für 5 Pfennig Blau, desgleichen Gelb, Grün, Schwarz, Braun und weiße Kreide, in Wasser angerührt, Leim dazu und dann auf Pappe. Pinselhaare fanden sich am eignen Kopfe und Stiele in der Streichholzdose. Das Ergebnis waren: Ritter, Räuber, Papageien, Theaterhintergründe und Kulissenfiguren dazu,

und nach selbstverfertigten Dramen die Veranstaltung von Fest- und Trauerspielen gegen Entgelt von 1 oder 2 Pfennig. Das Streichholz als Blitzzerzeuger und eine Blechtafel als Donner spielte eine bedeutende Rolle. Dazwischen erwarb ich auf dem Spielbudenplatz bei den fliegenden Bücherhändlern (im Alter von 12—14 Jahren ca.) vergilbte Bücher bedeutender Philosophen und Dichter: Plato, Moses, Mendelssohn, Cicero, Goethe usw., zumest noch in meinem Besitz. Ein erstes Drama begann ich mit 14 Jahren, es blieb aber unvollendet, weil es mich, nachdem ich einen alten Malkoffer mit wirklich richtigen Ölmalen geerbt hatte, reizte, ein wirklich richtiges Bild zu malen: einen alten Germanen mit Ochsenhörnern auf dem Kopfe. Mein Schullehrer, dem ich diesen aus der Tiefe des Herzens gemalten Germanen zeigte, äußerte sich erstaunt, nachdem er sich mit Fingern und Nase darüber Gewißheit verschafft hatte vor allem darüber, daß es wirklich — richtige Ölmalerei war. Er nahm das Ding mit, zeigte es dem Direktor und kam wieder: „Ja, es ist Ölmalerei!“ Ich wußte nicht recht, welches Bein ich als Standbein benutzen sollte — zeigte aber nichts mehr. Ich pinselte dann nach der Natur stille für mich, in dem Wahne, eine bedeutende Entdeckung dadurch gemacht zu haben, daß ich nach der Natur malte. Zunächst einen Ritter (ich stand vorm Spiegel selbst Modell), einen Helm formte ich aus Pappe, und die Farben erfaß ich mir am Kochtopf. Schnurrbart dazu usw. Dann ging es ans Komponieren. „Bonifatius predigt den alten Deutschen“ war das erste — „Germania verteidigt sich gegen zwei Römer“ das zweite. Schulkollegen standen hin und wieder Modell, und sonst war die Badeanstalt mein Altfaal.

Meinen Vater, welcher mich zum Pädagogen stampeln wollte, wußte ich zu bestimmen, mich bei einem tüchtigen Dekorationsmaler, Herrn S. Lange, Altona, in die Lehre zu geben.

Inzwischen vollzog sich in mir nach dem Studium der Evangelien eine bedeutende Wandlung zur Paulinischen Christologie, deren strenger Anhänger ich wurde. Das zeigte sich auch in meiner künstlerischen Betätigung, wiewohl ich auch niemals Form und Seele verwechselte. (So malte ich die Kreuzigung Christi nicht der Historie wegen, sondern um des seelischen Inhaltes willen, abgesehen von der malerischen Vision.) Mein Inneres hat aber stets meine Äußerungen bedingt.

Die innere Wandlung vollzog sich aber immer weiter nach der rein menschlich-religiösen Seite abseits jeder traditionellen, kirchlichen Form. „Am Gott“ war der Inhalt meines Ringens, und heute steht die freigewordene Seele allein mit ihrem Gott und doch in Einheit mit dem All — mit der Umwelt.

Nun sind mir „das rein Menschliche“ und „das rein Göttliche“ gleiche Begriffe, und diese sind Ursache aller meiner Schöpfungen.“

Dieser launigen Darstellung seiner Entwicklung, zu der man noch die künstlerischen Bekenntnisse in dem Artikel „Aus dem Eigenen“ hinzunehmen möge, habe ich nur einige Daten anzufügen. Ludwig Fahrenkrog wurde am 20. Oktober 1867 zu Rendsburg geboren. Nachdem er erst die Dekorationsmalerei erlernt, in der er es schließlich zum Werkführer gebracht hatte, bezog er zwanzigjährig die Berliner Akademie, wo er erst Schüler von Wolbemar Friedrich und Hugo Vogel, danach Meisterschüler bei Anton v. Werner wurde. Während ihm 1893 eine „Kreuzigung Christi“ den großen Staatspreis eingetragen hatte, entfestelte das im Jahre darauf entstandene Ölgemälde „Ecce homo“ seiner „Hypermodernität“ wegen die Entrüstung derselben Kreise. Seither hat Fahrenkrog

eine reiche Tätigkeit entfaltet. Die 1895 entstandene „Höllensfahrt Christi“ (Kieler Museum) brachte der Türmer im Aprilheft dieses Jahres. Neben großen Wandmalereien in der Wöhrschule zu Barmen, auf Schloß Stratensee bei Anklam und in den Kirchen zu Lüdenscheid und Vorhalle erwähne ich noch das Gemälde „Jesus predigend“, das eines der nächsten Hefte des Türmers bringen wird. Es erregte wegen des ganz neuartigen Jesustypus starkes Aufsehen, vielfach auch Entrüstung, während eine eingehendere Betrachtung wohl erkennen konnte, daß diese Auffassung das Ergebnis ernster Studien und eines tiefen religiösen Sinnes war. Von diesem legte Fahrentrög auch in einem Buche „Geschichte meines Glaubens“ (Halle 1906, Gebauer-Schwetschke) Zeugnis ab. Der Künstler steht jetzt in den besten Jahren und auf der Höhe des Schaffens, so daß wir von ihm noch viel erwarten dürfen.



## Der Engel in der Kunst

Dem am 5. September in Dresden zusammentretenden zweiten Kongreß für protestantischen Kirchenbau macht Friedrich Naumann in der „Hilfe“ den Vorschlag, die Gestalt des Engels aus der kirchlichen Kunst der Gegenwart auszuschalten. Zur Begründung führt Naumann folgendes aus:

„1. Die äußere Gestalt des Engels ist für die Gegenwart unerträglich geworden, weil sie allen Erkenntnissen über den natürlichen Aufbau lebendiger Körper widerspricht. Wir Menschen von heute haben eine etwas andere Phantasie als die Leute der früheren Zeiten. Die neue Phantasie ist durch die Schule der Naturwissenschaften hindurchgegangen. Wir halten ein Menschengebilde für unerträglich, dessen Schultern wir nicht als richtig empfinden. Alle unsere Schulkinder lernen den menschlichen Knochenbau in seinen allgemeinsten Grundzügen kennen; sie unterscheiden sich dadurch von ihren Vorfahren. Sie machen bewußt oder unbewußt den Versuch, die Flügel in diesen Knochenbau unterzubringen. Dieser Versuch ist es, der für uns die Engelsgestalt zur beständigen Quälerei werden läßt. Unsere Phantasie verträgt auch heute noch sehr wunderliche Wesen, die es nie irgendwo gegeben hat, wenn sie nur richtig gebaut sind. Was wir aber unter keinen Umständen mehr vertragen, ist das Aufbauen von Körpern, die nicht lebens- oder bewegungsfähig sind. Jeder normal gebaute Vogelkörper ist künstlerisch klarer und wertvoller als der Flügelmensch. Dem Flügelmenschen traut man weder zu, daß er fliegen kann, noch daß er mit zwecklosen Flügeln herumlaufen darf. Er ist ein unerklärliches Wesen im schlechten Sinne des Wortes. Daß ihn Künstler heute noch herstellen, spricht gegen die allgemeine Bildung dieser Künstler. Die Engel der Vergangenheit wollen wir ruhig stehen lassen, denn sie gehören in die alte Phantasie hinein und haben dort ihr volles Recht, wo die alte Phantasie zu Hause ist. Wer aber heute Flügelmenschen herstellt, ist ein Romantiker, der mit der Gegenwart nicht lebt. Er mag für sich allein seine archaische Phantasie pflegen, soviel er will, aber Gemeindefkirchenräte sollten ihn beim Kirchenbau übergehen, weil er eine veraltete Kunstform abzustoßen nicht stark genug ist.

2. Vom religiösen Standpunkt aus ist das Anbringen von Flügelmenschen nicht notwendig. Es handelt sich hier nicht darum, über die Existenz der Engel

zu sprechen. Wir wollen ohne weiteres als zugestanden ansehen, daß die Bibel von einem gewissen Zeitpunkt an eine Engellehre hat, und daß es ein sehr gut möglicher religiöser Gedanke ist, daß es zwischen dem einen Gott und der Welt eine Menge von übermenschlichen Wesen gibt. Dieser Glaube hat gegenüber einem starren Monotheismus eine gewisse mildernde Wirkung und erleichtert die Ausschaltung der älteren Naturgötter, ohne daß die Natur entgeistet wird. Auch daß sich die predigende Phantasie gelegentlich mit der etwaigen Sichtbarkeit dieser Wesen beschäftigt, ist auf Grund der biblischen Geschichten nicht ganz zu vermeiden, obwohl man dabei in allerlei Wirrnisse geraten kann. Es ist aber immerhin noch etwas anderes, wenn der Prediger gelegentlich ein unsicheres Wort über die Erscheinungen der Engel sagt, falls er es für nötig findet, als wenn der Künstler in dauerhaftem Material ein festes Bildnis des unsichtbaren Wesens vor das Auge der Gemeinde hinstellt. Dieses feste Bild verletzt die Zartheit der unsicheren Gedanken, die auch die gläubigsten Menschen der Gegenwart vom Engelwesen zu haben pflegen. Und, was sehr wesentlich ist: das Bild des Flügelmenschen ist auch auf dem Boden biblischer Gläubigkeit nicht nötig. Man kann von fast allen Bibelstellen, wo einzelne Engel handelnd auftreten, sagen, daß es sich nicht um Flügelmenschen handelt. Der gewöhnliche normale Flügelmensch unserer Kirchenbauten ist unseres Wissens in der Bibel nicht vorhanden. Keinesfalls ist er ein notwendiges Stück des Glaubens, und seine schlechte künstlerische Darstellung schädigt die Hoffnungen auf ein besseres Jenseits, indem sie sie ins Unnatürliche hineindrängt.

3. Der Engel wird meist in der kirchlichen Kunst verwandt, um den Mangel eines klaren religiösen Gedankens zu verdecken. Woher kommt es denn eigentlich, daß gerade in neuerer Zeit so viele Engel hergestellt werden? Ist etwa unsere Zeit besonders engelgläubig? Sicher nicht! Auch die strenggläubigen Geistlichen pflegen wenig von Engelerrscheinungen in der Gegenwart zu halten. Auch für sie ist der Engel ein Stück Vergangenheit geworden. Man redet noch vom Schutzengel der Kinder, führt aber das übrige Leben ohne merkbaren Einfluß einer Engelslehre. Kein Kenner unserer Glaubensliteratur kann auf den Gedanken kommen, daß wir eine Neubelebung des Engelsglaubens vor uns haben. Nur die Architekten und Glasmaler sind sehr engelgläubig. Sie zwingen aus Mangel einer besseren religiösen Formensprache der Gemeinde eine Menge von Flügelmenschen auf. Was ist es, was diese modernen Engel uns sagen? Nichts anderes, als daß wir keinen einfachen Wahrheitsinn besitzen? Eine Anklage sind sie, nichts anderes. Ein Glaube, der schlicht und wahrhaftig ist, vermeidet gerade diese Gestaltung.“

Die unter 1 und 2 angeführten Gründe wollen nach meinem Gefühl nicht allzuviel besagen. Die „naturwissenschaftliche Schulung unserer Phantasie“ ist keineswegs so verhängnisvoll für naturwissenschaftlich unmögliche Gestalten. Du Bois-Reymond hat mit viel Spott und noch mehr Gelehrtenhochmut die physiologische Unmöglichkeit der Fabelwesen Bücklins nachgewiesen; sie führen dennoch von Gnaden der Kunst ein sehr zähes Leben. Übrigens hat ein Segantini Engelsgestalten geschaffen, die auch naturwissenschaftliche Gemüter befriedigen mögen. — Stichhaltig ist lediglich der letzte Grund. Aber da verhält es sich mit dem Engel, wie mit allen allegorischen und symbolischen Darstellungen. Sie können künstlerisch wahr sein, dann sind sie immer wertvoll. Im andern Falle sind auch naturwissenschaftlich richtige Gestalten ein Ärgernis. St.







## Musikalische Volkskultur

Aus dem Sommer-Tagebuche eines Musikers

Von

Dr. Karl Stordt

### 1. Fote Saison

Was ist nun Maientwonne. Seit acht Tagen regnet es ununterbrochen, ein kalter Wind entmutigt auch den wetterharten Spaziergänger. Die Vögelein freilich, die Kleinen, lassen sich ihre Freude nicht völlig verderben. Amseln und Finken zumal jubeln laut und zuversichtlich, und die Spasen folgen des Dichters Mahnung, daß singen soll, wem Gesang gegeben, noch unentwegter als die Menschenlyriker, die immer wieder das Märchen vom Wonnemonat Mai verkünden.

Und doch! Er ist ein Wonnemonat. Und sei es draußen noch so trüb, im Herzen beginnt's zu hellen: die Sommersehnsucht ist erwacht, die Winterstarre ist gewichen.

Ich habe Sehnsucht nach Musik, eine so starke Sehnsucht, wie sonst fast nie. Das breite Behagen der Beethovenschen „Pastorale“ möchte ich genießen, im Tongewoge der Achten schwimmen, oder von den heimlichen Tanzgeistern der Siebenten mich mitreißen lassen in dionysischen Strudel. Oder etwas von Bruckner mit dem lustigen Getriebe der Naturgeister im Scherzo und dem gewaltigen Akkordspiel der hehren Gottesorgel Natur im Tongebrause seiner Achten. Und der ganze Schubert, und Mozarts lichtdurchströmtes Sonnenland. Wagner höre ich sonst nicht gern im Konzert; aber jetzt würde ich dankbar dem Rheingold-Vorspiel lauschen, wenn aus dem tiefen Es der hehre Bau langsam emporstiege, wie aus dem Chaos winterlicher Sturmesnot der leuchtende Sonnentempel eines blauen Sommertages.

Nicht umsonst waren alle großen Musiker so leidenschaftliche Naturfreunde! Naturleben, Naturstimmung ist eine der großen Quellen, aus denen das musikalische Schaffen fließt. Darum verlangt es umgekehrt auch

wieder den Menschen draußen in der Natur nach Musik. Es gibt nur drei recht musikalische Stätten: die Kirche, die einsame Stube und die Natur. Theater und Konzertsaal sind Surrogate; dieser noch mehr als das Theater, in dem ein Stück Leben vorgetäuscht wird, aus dem die Musik natürlich herauswachsen kann, während im Konzertsaal die Musik in keiner Weise mit dem Leben verbunden ist. Eine Kirche, ein Gottesdienst ohne Musik ist etwas Totes, Widernatürliches. Gott ist kein Begriff, sondern Gefühl; wahre Religion ebenso: es bedarf einer besonderen Sprache, wenn die Gemeinde, wenn Hunderte und Tausende die Rede zu Gott finden sollen. Die Stube ist die musikalische Heimat des Einsamen und desjenigen, der allein sein will, um sich nicht mehr einsam fühlen zu müssen. Da er steht dann jene heimliche Zwiesprache mit uns selber, in der wir in uns selber hineinlauschen und von unserer Seele das Beste über uns selber erfahren. O, um dieses selige Musizieren in einsamer Stube!

Und doch! Die eigentliche Heimat der Musik ist dennoch die freie Natur draußen. Die Natur selber ist ja voll Musik, die durch das Gehör um so stärker in uns eindringt, als jeder Ton mit andern Sinnesindrücken sich verbindet. Das Auge auch genießt diese Musik, und zwar in solchem Maße, daß schließlich der Anblick der Landschaft geradezu musikalische Stimmungen auslöst. Die eigene Wahrnehmung ist mir vielfach von andern bestätigt worden, daß es niemals mehr in einem summt und singt, als auf einsamer Wanderschaft.

Doch wohin gerate ich? Ich wollte doch eigentlich nur begründen, wie es kommt, daß der Mensch gerade im Sommer so starke Sehnsucht nach Musik verspürt, weil er im Sommer in innigerer Gemeinschaft mit der Natur lebt, als in jenen Jahreszeiten, in denen neun Zehntel der Menschen zu den wenigen Stunden, in denen die Witterung das Hinausgehen erlaubt, an die Arbeitsstube gefesselt sind. Aber dieses so natürlich entstandene Verlangen nach Musik vermag man im Sommer nicht zu stillen. — Warum nicht? — Weil im Sommer keine Konzertsaison ist.

Davon wollte ich zunächst einmal sprechen. Es kann keinen schärferen Ausdruck für das Ungefunde und Gefünstelte unseres Musiklebens geben, als dieses Zusammendrängen auf eine bestimmte Zeit. Beim Theater ist es begreiflich, weil dieses auf einen geschlossenen Raum angewiesen ist, der an und für sich ein denkbar unfreundlicher Aufenthalt ist. Das bestätigt jeder, der am Tage in diesen Höhlenbauten gewesen. Aber gerade die Musik kommt im Freien zu feinsten Geltung, ist also wohl die geeignetste Sommergartenkunst. Ist es nun nicht eine Karikatur, daß es in Berlin, das im Winter durchschnittlich jeden Abend fünf große Konzerte hat, im Sommer völlig unmöglich ist, ein gutes Konzert zu hören? Ich weiß, andere Städte sind nicht so übel daran, daß ihre gute Kapelle im Sommer verreist. Aber da liegt dann der Fall so, daß im Sommer auch gute Kapellen einfach schlechte Musik machen. Deshalb sucht der wahre Musikfreund unseren sommerlichen Gartenkonzerten zu entfliehen.

## 2. Gartenkonzerte

Wenn man die Programme unserer Gartenkonzerte, auch solche vornehmer Lokale, ansieht, könnte man denken, niemand sei gewillt, im Sommer ein Konzert mit ernsthaftem Programm anzuhören. Potpourris, Märsche, Tänze, Distonsolos, Ouvertüren — bunt durcheinander gemischt, wie ein Kartenspiel, das sind die Programme. Ich möchte nur wissen, weshalb man nicht ruhig eine Sinfonie spielt? Und wenn's keine von Beethoven ist, warum nicht eine von Haydn? Auch unsere Militärkapellen könnten diese Aufgabe bewältigen. Aber nicht immer und überall die Bläserbesetzung; die müßte in einem besseren Konzertgarten einfach verpönt sein.

Dagegen walte im Programm höchste Freiheit. Ich habe nichts gegen einen Marsch, so er etwas taugt, noch weniger gegen ein Lied; ja sogar das Potpourri lasse ich gelten. Das heißt, ich kann mir leicht eine künstlerische Form des Potpourris denken. Die Gattung erfreut sich so großer Beliebtheit, daß man nicht einfach verächtlich den Stab darüber brechen sollte, sondern sich fragen, ob diese Beliebtheit nicht leicht erklärlich ist, und ob sich denn nicht einfach das Unkünstlerische der Gattung beseitigen lasse. Beides ist zu bejahen. Das Potpourri ist gleich einem Blumenstrauß; das Schönste ist zusammengebunden zu einem bunten Kranze. Es kommt also lediglich darauf an, wie der Strauß gebunden ist. Barbarisch wäre es, zerstückelte Blumen zusammen zu flechten. Also das oberste Gebot bleibt: es darf nichts Ganzes zerrissen und zerschnitten werden. Das gilt zunächst von jeder einzelnen Melodie. Darüber hinaus auch von einem größeren Werke. Das Opernpotpourri z. B., jekt der Schrecken jedes ästhetisch Empfindenden, könnte zu einem annehmbaren Gebilde werden, wenn die wertvollsten Teile einer Oper in der richtigen Reihenfolge als geschlossene Musikstücke vorgetragen würden. Aber auch dort, wo es sich nicht um Teile eines als Ganzes Gedachten handelt, ist ein Ganzes anzustreben. Aus Studenten-, Soldaten-, Jägerliedern lassen sich farbige Bilder des Lebens der betreffenden Stände zusammenstellen; mit Volksliedern kann man die kostbarsten Geschichten erzählen. Wenn dann noch ein Programm mit den zugehörigen Texten (samt Melodie) verteilt würde, würden die Volkslieder auch wieder bekannt werden.

Es ist der schlimme Fehler, daß die Sommergartenkonzerte nicht als Kunstbarbietungen angesehen werden, sondern zumeist als Lockmittel für Wirtschaftszwecke dienen. Ich bin der letzte, der im Glas Wein oder Bier ein Hemmnis für ernsten Musikgenuß sieht; ich für meine Person habe im Gegenteil immer gefunden, daß Dionysos und Apollo liebende Brüder sind. Aber, bei allen diesen Fragen entscheidet das Wie. Bei jenen Konzerten wenigstens, für die Eintritt erhoben wird, müßte der Wirtschaftsbetrieb in denselben Grenzen gehalten sein, wie in den sogenannten populären Konzerten im geschlossenen Raum.

Die schönste und ausgiebigste Bereicherung würden die Gartenkonzerte

erfahren können durch Mitwirkung von Solisten. Das wäre in sozialer Hinsicht wenigstens ebenso fruchtbar von unsern Künstlern gehandelt, wie ihr Mitwirken in winterlichen Arbeiterkonzerten. Oder wirkt etwa Sologefang nicht wunderbar im Freien? Natürlich immer vorausgesetzt, daß der Pavillon gut gebaut ist. Und Violine, Cello? Daneben dann alle Blasinstrumente. Die ganze riesige, im Konzertsaal so sündhaft vernachlässigte Sololiteratur für Blasinstrumente hätte hier ein prächtiges Wirkungsfeld. Das Distonsolo aber, das jetzt immer mit einem sentimentalen Schmarren den stärksten Beifall auslöst, wäre bald bei jedem anständigen Menschen verpönt. —

Ich habe bisher nur von der Verbesserung der vorhandenen Gartenkonzerte gesprochen, die naturgemäß einen volkstümlichen Charakter tragen müssen. Eine eigenartige und künstlerisch höchst wertvolle Bereicherung unseres Musiklebens würde ich mir von einer ganz neuen Gattung von Gartenkonzerten versprechen, die ebenso rein künstlerische musikalische Veranstaltungen wären, wie die vornehmsten Konzerte der Winterfaison. Ich meine musikalisch sehr wertvolle Veranstaltungen aus besonders gearteten Werken, die die Aufführung im Freien begünstigen. Es käme dafür vor allem die Musik vor Beethoven in Betracht, zumal alle Kammermusik für Blasinstrumente, dann die Musik für kleines Orchester, endlich ältere Chormusik, vor allem auch die Madrigale. Ich glaube, daß solche Konzerte einen ganz besonderen Reiz bieten würden; jedenfalls wären sie eine dankbare Form von Sommerfesten.

### 3. Gassenmusik

Nicht von Gassenbauern soll hier die Rede sein, nicht einmal von den alten „Gassenhämmerlin“, mit denen man sich wohl befreunden könnte, sondern von einer Gassenmusik, die mir als eines der wichtigsten Mittel zur Belebung der Volksmusik erscheint. Man mag also vornehmer von Straßen- oder Platzmusik reden. Ich sagte Gassenmusik, weil sich so der geschichtliche Anschluß an eine Einrichtung der in musikalischer Hinsicht wirklich guten alten Zeit bieten würde, in der das Wort Gasse auch für die Kunst noch nicht so unliebsam an Gasse erinnert. Unser trefflicher Joseph Haydn hat manche „Gassationen“ oder „Cassationen“ komponiert, und das „gassatum“ musizieren gehen war für manchen armen Musikus eine erwünschte Erwerbsgelegenheit.

Wir müssen wieder viel mehr Straßen- und Platzmusik bekommen. Es wird gerade mich, der ich seit Jahr und Tag für die Pflege der Hausmusik arbeite, niemand im Verdacht haben, daß ich ihr irgendwie Abbruch tun wolle. Dennoch würde ich es für ein Glück halten, wenn ich um ein Drittel der heutigen Hausmusik Straßenmusik erkaufen könnte. Von der Konzertsaalmusik gäbe ich die Hälfte, von der heutigen Gartentanzmusik und der Wirtschaftsmusik alles hin.

Es ist ein Anfinn, wenn man gerade bei der Kultur den Bau des Hauses von oben her beginnen will. Von unten hinauf ist das einzig Vernünftige. Unsere heutige Musikkultur krankt daran, daß sie keinen Unterbau hat. Es ist etwas Wunderbares um das Höhenwandern; aber wir haben uns dabei völlig verfliegen. Nicht nur unsere musikalische Produktion ist dadurch unvolkstümlich, ist raffiniertes *l'art pour l'art* oder doch *l'art pour les artistes*, nur noch eine Kunst für Künstler geworden, auch die musikalische Reproduktion, also das Musizieren, hat den Zusammenhang mit dem Volke verloren. Das Volk hat dadurch alle gute Musikübung und allen gesunden Geschmack verloren. Deshalb gibt es guten Besitz (Volkslied, Volkstanz) um elenden Schund (die operettenhaften Tanzmelodien und die sentimentalsten „beliebten Lieder“) hin.

An allen unsern Reformbestrebungen zur Wiederbelebung der künstlerischen Kultur erscheint mir als verhängnisvollster Fehler, daß man sich der Täuschung hingibt, man brauche nur Kunst zu den Leuten hinzubringen, das nähere Verhältnis würde sich dann ganz von selbst einstellen. In Wirklichkeit ist gerade entscheidend, wie man das Verhältnis zur Kunst zustande bringt. Es wird nur dort fruchtbar und gesund, wenn die Kunst ein Stück Leben wird. Darum ist es so leicht, von der Kirche aus künstlerisch einzuwirken. Darum haben die Gesangvereine, vor allem die Männerchöre, den riesigen Erfolg gehabt. Denn einmal fand früher in ihnen das nationale Sehnen eine Ausdrucksmöglichkeit; dann aber befriedigten und befriedigen sie gesellige Bedürfnisse. Auf ähnliche Weise müssen wir dem Volke gute Musik nahebringen, wenn wir wieder eine musikalische Volkskultur erreichen wollen. Das Volk muß diese Musik als Teil seines Lebens empfinden.

Die Straßen- und Plazmusik erscheint mir dazu das vorzüglichste Mittel; sie ist die unaufdringlichste und darum beste Art, dem Volke in allen seinen Schichten gute Musik darzubieten. Und welcher Hunger nach Musik ist vorhanden! Man braucht nur zu sehen, wie jede Gelegenheit, unentgeltlich Musik zu hören, wahrgenommen wird. Ich spreche nicht von den Tausenden, die neben den spielenden Regimentstapellen mitmarschieren. Da wirkt auch die Augenlust mit. Aber man sehe einmal, wie Tausende jeden Abend vor den Berliner Zelten stehen, Tausende, denen selbst das Glas Bier zu teuer ist, um das sie eintreten könnten; oder auch solche, die lieber im Umherwandeln Musik anhören. Oder man frage die verdienstvollen Organisten, die seit Jahren in ihren Kirchen zu bestimmter wiederkehrender Stunde ein Konzert veranstalten, zu welcher lieber Gewohnheit der Besuch dieser Konzerte allen Volksklassen wird.

Dieser Umstand, daß alle Volksklassen dabei sind, ist mir so wichtig. Nicht nur aus sozialen, sondern auch aus künstlerischen Gründen. Volksmusik darf nämlich nicht die Bedeutung von einfältiger oder geringwertiger noch gar von Pöbelmusik haben. Volksmusik heißt Musik der ganzen Natur, so wie das alte Volkslied Volksmusik war, weil es dem ganzen Volke gehörte, allen lieb war.

Doch man erfährt ja bei allen diesen Dingen weniger grundsätzlichen Widerspruch, als die Frage: Wie soll da geholfen werden?

Die Lösung erscheint mir gerade in diesem Falle nicht schwierig. In größeren Orten ist sie sogar ganz leicht. Jede Stadt hat einen oder mehrere Plätze, die trotz des gesteigerten Verkehrs noch ziemlich frei sind; in den meisten Städten ist auch schon ein Musikpavillon. Übrigens gibt eine Kirchenfront, vor der in der Regel etliche erhöhte Stufen sind, oder ein großes öffentliches Gebäude immer die Gelegenheit einer günstigen Aufstellung für die Musizierenden. Als solche kommen in Betracht die vorhandenen Musikkapellen (Militär wie Zivil), vor allem das städtische Orchester, die Gesangsvereine (aber nicht bloß die Männerchöre), auch die Schuljugend (bzw. die besseren Sänger der verschiedenen Volksschulen zu einem Chor zusammengeschlossen), die Schülerorchester der höheren Schulen u. dgl. (über etliche dieser Einrichtungen werde ich später noch sprechen). An bestimmten Abenden oder auch Nachmittagen, an den Samstagen, Sonntagen, Vorabenden von Festen und an diesen selbst müßte ein Abendkonzert ermöglicht werden. Bei Regen müßten Kirchen oder große Hallen zur Verfügung stehen. Was an großen Orten häufig und in großem Maßstabe möglich ist, kommt in kleineren Orten eben weniger oft und den Verhältnissen entsprechend vor. Aber es läßt sich auch an kleinen Orten über alles Erwartete viel erreichen. Ich spreche gerade für kleine Verhältnisse aus eigener Erfahrung.

Über das alles kostet Geld.

Gewiß kostet es Geld, wenn auch nicht so viel, wie die meisten Leute meinen. Der natürliche Geldgeber ist die Gemeinde selbst. Viele Gemeinwesen haben ja längst eingesehen, daß sie für die künstlerischen Interessen ihrer Einwohner Mittel bewilligen müssen. Nun, das braucht sich nicht auf den Winter zu beschränken. Im übrigen ist gerade für solche Zwecke die freiwillige Hilfe immer noch aufzutreiben. Endlich kann das Ganze zunächst auch ohne alle Kosten inszeniert werden. Ist erst der Anfang gemacht, der weitere Weg ist leicht. Man kann die Anregung, die von solchen Unternehmungen ausgeht, kaum hoch genug veranschlagen. Die verborgenen oder schlummernden Fähigkeiten werden wachgerufen, der Wettstreit wird angestachelt. Unser Volk ist wirklich noch immer durch und durch musikalisch; die ganz Unmusikalischen sind sehr selten. Aber die vorhandenen Kräfte finden entweder gar keine Anregung, oder sie werden nach falscher Richtung getrieben. Man braucht nur zu bedenken, welche schauerliche und innerlich unmusikalische Instrumente dem Volke für teures Geld aufgehängt werden. Aber wie soll es anders sein, wenn alle Anregung zum Guten mangelt! Hier erwächst uns allen eine hohe soziale Aufgabe. So sicher es wahr ist, daß die Kunst eine ethische Macht ist, so gewiß erfährt diese veredelnde Kraft nur der, für den die Kunst eigene Lebensbetätigung geworden ist, in dessen Leben sie nicht als Fremdkörper steht. Bei keiner Kunst können wir das so leicht erreichen, wie bei der Musik.

#### 4. Musikfeste

Wenn ich oben sagte, daß es im Sommer so schwer hält, gute Konzerte zu hören, so habe ich eine sommerliche Einrichtung unbeachtet gelassen. Das heißt, sie gehört in den Vorsummer. Am Pfingsten herum finden die sogenannten Musikfeste statt. Musikfeste heißen diese Gelegenheiten zu musikalischen Orgien, bei denen an zwei oder drei aufeinander folgenden Tagen Riesenkonzerte mit endlosen Programmen stattfinden. Diese Musikfeste sind etwa Seitenstücke zu unsern riesigen Kunstausstellungen. Wer keinen auf Massentonsum trainierten Magen hat, holt sich unbedingt eine gründliche Überfüllung und damit den nachherigen Rater.

O bitte, wirft man ein, man kann einen solchen Musikhunger haben, daß auch die größten Mahlzeiten kaum ausreichen. — Gewiß, wenn man halb ausgehungert ist. Aber das ist ja gerade das Gelungene, daß unsere Musikfeste an Orten stattfinden, deren Bewohner ohnehin bereits übergenug Gelegenheit zu musikalischen Genüssen haben. Entweder haben sie nun diese im Laufe der Saison dargebotenen Gelegenheiten benutzt oder nicht. Im ersten Falle haben sie genug, wollen jedenfalls nicht jetzt zum Schlusse ein solches unkünstlerisches Übermaß; oder sie haben jene zahlreichen Gelegenheiten verschmäht, dann sind sie in Wirklichkeit unmusikalisch und können diese plötzliche Massenvertilgung erst recht nicht vertragen.

Über das unkünstlerische der großen Kunstausstellungen ist alle Welt sich einig. Aber man hat immerhin einen Grund, sie beizubehalten, weil man des Bilderverkaufes wegen diese großen Jahrmärkte braucht. Für die Musikfeste läßt sich dagegen dieser Entschuldigungsgrund nicht beibringen, ausgenommen die Feste der Tonkünstler-Verbände, bei denen fast ausschließlich neue Werke zur Aufführung kommen. Je mehr die Aufführung von Neuheiten oder sonst aus irgendwelchen Gründen nicht gegebenen Werken zum Grundsatz erhoben wird, um so mehr sind diese Tonkünstler-Musikfeste gerechtfertigt. Freilich bleibt dabei der Musikgenuss fraglich; es handelt sich um Veranstaltungen für Fachleute, für die Künstler und Kritiker, um eine große Prüfung des Neuangebots, und zwar um die für die Musik einzig richtige Prüfungsart, weil dabei nicht nach dem toten geschriebenen Material, sondern nach dem lebendigen Eindruck über das gehörte Werk geurteilt wird. Den einzelnen Dirigenten und Orchestern wird auf diese Weise eine ungeheure Masse vergeblicher künstlerischer Arbeit erspart, die nun für würdigere und bewährte Aufgaben frei wird. —

Unsere andern Musikfeste aber — von vereinzelt, die den alten Charakter bewahrt haben, abgesehen — haben keine Daseinsberechtigung, so glänzend sie auch verlaufen mögen. Ja, gerade dieser äußere Glanz ist ein Eingeständnis für die innere Haltlosigkeit der Veranstaltungen. Weil man fühlt, daß die Veranstaltungen keinem wirklichen Bedürfnis entsprechen, greift man zu Anstachelungsmitteln. Man sucht ihnen den Charakter der Sensation zu geben. Man gewinnt berühmte Modedirigenten; man

sucht sich die Erstaufführung eines Wertes zu sichern, das durch die Stellung seines Schöpfers (Rich. Strauß, Gust. Mahler, Max Reger usw.) eine Sensation ist. Mag auch unter Umständen ein schönes Ergebnis herauskommen, der ganze innere Betrieb ist unleugbar unkünstlerisch.

Muß das sein? Könnte nicht auch diese Einrichtung vielmehr zu einem Segen für unsere musikalische Kultur werden?

Es bedarf nur eines Blickes auf die geschichtliche Entstehung und Entwicklung dieser Musikfeste, um ein zuversichtliches Ja zur Antwort zu geben.

Die Musikfeste sind ursprünglich als Notbehelf der kleinen Verhältnisse Deutschlands entstanden. Vor hundert Jahren waren im Lande der Dichter und Denker die Schöpfungen größer, als die zur Ausführung zur Verfügung stehenden Kräfte. Die mit den riesigen englischen Chören rechnenden Chorwerke Händels waren in Deutschland unausführbar. Selbst für die Oratorien Haydns reichten nur in zwei, drei deutschen Städten die Kräfte aus; mußte doch selbst in Dresden der Chor der italienischen Oper dafür zu Hilfe gerufen werden. Der feste Wille, sich diese großen Kunstwerke zu eigen zu machen, half den Weg finden. Was man allein nicht konnte, vermochte man durch den Zusammenschluß der Kräfte verschiedener Orte. So entstanden die Musikfeste, bei denen sich die Chor- und Orchesterkräfte mehrerer kleinerer Orte zusammenscharten. Diese Musikfeste, deren erstes 1810 zu Frankenhausen stattfand, riefen dann ihrerseits eine große Chor- und Oratorienliteratur hervor.

Seither haben sich die öffentlichen Musikverhältnisse Deutschlands völlig verändert. Auch die mittleren Städte verfügen über die Kräfte zur Ausführung der größten Musikwerke. Man bedenke, daß z. B. Mainz ein Vorort der Pflege Händels geworden ist. Innerhalb des Gesamtbildes unseres Musiklebens brauchen wir Musikfeste heute nicht mehr. Es gibt keine Werke der Musikliteratur, die heute nicht an mehreren Orten Deutschlands mit eigenen Kräften bewältigt werden könnten.

Über was einst Notbehelf war, könnte heute ein wunderbarer Notbehelf unserer Musikkultur werden. So glänzend unsere musikalischen Hilfsmittel in den größeren Städten sind, so jämmerlich sind sie an kleinen Orten und auf dem flachen Lande. Dieses ist geradezu von guter Musik entblößt. Hier bietet sich für Musikfeste ein glänzendes Betätigungsfeld. Bei unseren heutigen Verkehrsverhältnissen sind sie dabei viel leichter zustande zu bringen, als früher. Wenn sich die Gesangsvereine von dreißig bis vierzig Ortschaften zusammenschließen, reichen sie für Chorwerke großen Stiles aus. Ein Orchester ist im Sommer leicht aus einer benachbarten Stadt zu beschaffen. Würde man ein mehrtägiges Musikfest veranstalten, so könnte auch ein Sinfoniekonzert und ein Kammermusikabend gegeben werden.

Man stelle sich vor, daß hier Tausende von Menschen zu einem großen Musikgenuß kämen, die sonst nie starke Musikeindrücke empfangen. Das wird dann wirklich ein Fest. Denn Fest heißt etwas über den Alltag und das Gewohnte Hinausgehobenes.



Aber man darf den Wert dieser Musikfeste nicht nur in dem Musikgenuß sehen, den sie vermitteln. Noch höher schlage ich die Förderung an, die alle beteiligten Kräfte und mit ihnen die ganze Landschaft erfährt, dadurch, daß Hunderte von Menschen einmal zu starker künstlerischer Tätigkeit angeregt wurden. Diese Anregungen wirken dauernd nach als großes Erleben.

So, meine ich, könnten unsere Musikfeste eine Erneuerung erfahren, die eine Wohltat bedeutete für die gesamte künstlerische und seelische Kultur unseres Volkes.



## Melodientaubheit

Der Fürmer brachte im Juni in einer Studie W. Poppelreuters „Musikalische und Amusikalische“ einen Überblick über den Stand der psychologischen Forschung hinsichtlich der Fähigkeit zur Musik. Als eine Art Ergänzung des Stoffes wirkt danach des Wiener Privatdozenten Dr. Ferdinand Alt Abhandlung: „Über Melodientaubheit und musikalisches Falschhören“ (Wien 1906). Der Verfasser ist als Arzt vom kranken Zustande ausgegangen, hat aber dadurch indirekt sehr wertvolle Erfahrungen über die musikalische Fähigkeit an sich gewonnen.

Daß das Musikalisch-sein nicht auf dem Sinnesorgan des Gehörs an sich beruht, beweist ja bereits die häufige Tatsache, daß Menschen mit ausgezeichnetem Gehörsinn durchaus unfähig sind, irgend eine Melodie zu behalten. Die Befähigung zur Musik liegt nicht im Sinnesorgan des Gehörs, sondern in einem besondern Organ des Gehirns. Für die Fähigkeit der Sprache war dieses besondere Organ längst erwiesen und dargetan, wie durch Erkrankungen dieses Organs die Fähigkeit zu sprechen oder die Beherrschung des Wortschatzes auch dann völlig aufgehoben oder sehr eingeschränkt werden konnte, wenn das Gehör und die Sprachwerkzeuge unverändert geblieben waren.

Die parallelen Erscheinungen sind nun auch für die Befähigung zur Musik nachgewiesen, wobei aber festzuhalten ist, daß auch die Organe für Sprache und Musik untereinander nicht in Verbindung stehen. So sind Fälle festgestellt, daß Erkrankte ihr Sprachvermögen und den Wortschatz verloren, dagegen die Liedmelodien behalten hatten. Andere konnten Worte nicht mehr schreiben oder lesen, wohl aber Noten. Umgekehrt haben Musiker durch Erkrankung die Fähigkeit des Notenlesens eingebüßt, ohne dabei in ihrem Verhältnis zur Sprache gestört zu werden. Dann wiederum zeigt sich die allerdings nur im ersten Augenblick auffällige Erscheinung, daß die Fähigkeit des Lesens von Worten oder Noten nicht im Gesichtsinne als solchem liegt, sondern mit dem Gehirnorgan für Sprache beziehungsweise Musik zusammenhängt.

Aber auch dieses Organ zeigt sich noch als vielfach zusammengesetzt. Das Gefühl für Rhythmus ist von dem Tongehör an sich, dieses von dem Empfinden für Klangfarben oder dem Verständnis der Melodie so getrennt, daß eine oder mehrere dieser Fähigkeiten ohne Schädigung der andern erkranken können. Als Beispiel sei einer der dargestellten Fälle hier mitgeteilt. „Ein akademisch gebildeter Herr erkrankte im 46. Lebensjahre an Influenza und sollte seither auf dem linken Ohr schlecht hören. Er war stets ein trefflicher

Musiker gewesen, spielte Harmonium, Klavier und Flöte, betrieb auch Gesang und war ein Blattfänger und guter Treffer. Ein Jahr nach dem Influenza-Anfall wohnte er einer Aufführung des ‚Fliegenden Holländers‘ bei. Nach der Ballade im zweiten Akt trat plötzlich folgende Erscheinung auf: die ganze Musik erschien ihm als ein Geräusch unangenehmster Art, daß die elendeste Ragenmusik dagegen ein Hochgenuß wäre. Es traten nicht Dissonanzen auf, denn diese wären unter Umständen nicht unangenehm gewesen, aber das war greulich anzuhören. Da der Zustand nicht zurückging, verließ er weinend das Theater. Am nächsten Tage begegnete er auf der Straße einer Drehorgel, auch dieses Spiel kam ihm wie ein zusammenhangloses Geräusch zur Empfindung. Das Falschhören hielt nun jahrelang unverändert an. Der Kranke konnte von der Musik nur den Rhythmus unterscheiden, die Musik hörte er nicht mehr. Dagegen war sein musikalisches Empfinden beim Lesen einer Partitur unverändert geblieben und er ergözte sich an der Lektüre von Opern, die er vor seiner Erkrankung so gerne gehört hatte, und es klangen ihm die Melodien so lebhaft, als ob er sie wirklich hörte.“

Dieser Mann hatte also die Fähigkeit musikalischer Gehörsaufnahme eingebüßt, ohne die andere zu verlieren, aus den gesehenen Noten sich das Erinnerungsbild musikalischen Genießens zurückzugewinnen. In anderen Fällen haben Musiker dagegen sogar das Vermögen verloren, die Noten ihrer eigenen Kompositionen zu lesen. — Viele solcher Erkrankungs Zustände sind allerdings nur vorübergehend gewesen und wieder völlig geheilt worden.

Man darf übrigens aus diesen Beobachtungen an Organen, die durch Krankheit verändert worden, Schlüsse auf die Art ursprünglicher, angeborener musikalischer Befähigung ziehen, so daß also die mannigfachen und oft recht seltsamen Abstufungen im Verhältnis zur Musik auf der mehr oder weniger guten Ausbildung der einzelnen Teile des Organs beruhen. St.



## Eugen Gura

Am Mittag des 26. August ist Eugen Gura auf seinem Landgute in Leoni gestorben. Der Tod war eine Erlösung für den seit Jahr und Tag schwerkranken Mann. Es wäre ihm wohl ein schönerer Abschluß seines arbeitsamen Lebens, das er in liebenswürdigen „Erinnerungen“ (Leipzig, Breitkopf & Härtel) geschildert hat, zu wünschen gewesen, als dieses tatlose Hinsinken. 1902 hat er seine letzten Konzerte gegeben. Mit großartiger Vortragskraft wußte er zu ersehen, was er an Kraft und Fülle seiner Stimme bereits eingebüßt hatte. Aber die Hoffnung der vielen, die von ihm eine segensreiche Lehrtätigkeit erwartet hatten, hat sich nicht erfüllt. Zu schnell verfiel seine Kraft, nachdem er den Schauplatz jahrzehntelanger Wirksamkeit verlassen hatte.

Am 8. November 1862 geboren, versuchte es Gura erst mit Architektur und Malerei, bevor er Sänger wurde. Dann freilich ging es schnell. Eiserner Fleiß ergänzte und entfaltete die herrlichen Gaben, die ihm die Natur verliehen hatte. Zu diesen Gaben rechnen nicht nur die Prachtstimme und das hervorragende Darstellungstalent, sondern auch sein herrlich gesundes und frisches Empfinden, die köstliche Männlichkeit seines ganzen Wesens.

Gura ist einer der besten Opersänger der letzten Jahrzehnte gewesen. Sein Hans Sachs war eine ideale Leistung, unvergesslich der von humoristischem Gehagen überströmende Abu Hassan in Cornelius' „Barbier von Bagdad“. Für das gesamte musikalische Deutschland aber ist seine Wirksamkeit als Konzertsänger noch bedeutsamer geworden. Gura ist geradezu der Wiederentdecker Karl Loewes geworden, ihm vor allem dankt die Gesangsballade ihre heutige Volkstümlichkeit. Außerdem war er stets bereit, für neue Werke einzutreten. — Ein dankbares Andenken wird dem vornehm schlichten Künstler von allen den Tausenden gewahrt werden, die seinen unvergleichlich gestaltungskräftigen Vorträgen lauschen durften.



## Briefe

An Mikodemus (Augustheft Seite 570). Sie schreiben: Der Begriff der Persönlichkeit wirkt erlösend auf das Gottesgefühl! Und doch können wir uns Lebendiges nicht anders als in persönlicher Erscheinungsform denken. Da aber liegt's gerade. Wir können Gott nicht denken, sondern nur ahnen, fühlen, erfahren und erleben. Mit Verlaub: Wir können ihn auch denken und denken ihn schon, wenn wir von ihm reden und schreiben. Nur vorstellen können wir ihn nicht (was man gewöhnlich mit „denken“ meint und verwechselt!), weil die Phantasie nur Vollendet-Endliches (d. i. nur „Individuelles“) sich vorstellen kann, die Vernunft aber auch — trotz Kant! — Ewiges und Unsehbares erfährt und erkennt! Alle Wissenschaft, alle Wahrheit beweist dies! Lebendig aber ist, was sich selbst in der Zeit ändert, und ein Wesen kann dies nur, wenn es sein selbst inne ist, d. i. „Persönlichkeit“ hat. Karl Chr. Fr. Krause (1781 — 1832) hat Kant auch hierin berichtigt und übertroffen: in seiner „Wesenlehre“ schwinden alle Kantischen und sonstigen Begriffsmängel und deren Folgeschlüsse, auch obige! Alle, die Gott suchen, seien nachdrücklich auf Krauses philosophische Werke (Nachlaß herausgegeben durch Dr. Hofsfeld und Dr. Wünsche) aufmerksam gemacht, sie werden es mit danken! (Zu vergleichen auch das vor 25 Jahren, 1881, erschienene und vergriffene Buch: K. Chr. Fr. Krauses Leben, Lehre und Bedeutung von Dr. Martin).

H. P., K. i. M. Sie suchten nach Mitteln zur Gründung einer Volksbibliothek für arme medienburgische Tagelöhner. Da wird Ihnen eine Notiz von Wert sein, die uns soeben zugeht. „Die Unterstützung von Volksbibliotheken mit guten Büchern“, heißt es darin, „wird von der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großdorf seit Jahren mit großem Erfolg betrieben. Im ersten Jahre sind 500 Volksbibliotheken mit je 35 Werken, also insgesamt mit 17500 Werken, unterstützt worden, im zweiten Jahre waren für 750 Volksbibliotheken je 40 Werke, also insgesamt 30000 Werke, in Bereitschaft gestellt, die gegenwärtig beginnende dritte Verteilung soll je 42 Werke für 750 Volksbibliotheken, also 31500 Bücher, umfassen. Es befinden sich darunter Meisterwerke der Literatur, wie Angenrubers Dorfroman „Der Sternsteinhof“, Andersens „Märchen“ in einer entzückend illustrierten Ausgabe, der prächtige historische Roman „Der Heilige“ von Konrad Ferdinand Meyer, der monumentale zweibändige Roman „Ein Kampf ums Recht“ von Karl Emil Franzos, eine Anzahl von Bänden der „Hausbücherei“ der Stiftung zc. Kleine Volksbibliotheken, die die Bücher zu erhalten wünschen, aber mit der Stiftung noch nicht in Verbindung stehen, werden aufgefordert, ihre Bewerbung bei der Bibliotheks-Abteilung der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großdorf einzureichen.“ Also versuchen Sie es mal, sich ebenfalls dahin zu wenden.

H. R., P. i. L. — A. G., C. (G.) — G. M., L. — E. G., S. — C. F. G. M. — M. M., G. — A. B., M. Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im E. leider nicht geeignet.

G. M., G. Herzlichen Dank für den frdl. Kartengruß vom schönen Redartal!

Hf. G., R. a. G. — A. F., M. i. Gchl. — R. M. Bezüglich „Englische Kameraden“ wollen Sie die Notiz in den „Briefen“ des Septemberhefts, Seite 820, nachlesen.

R., H. Die Probe verspricht wohl späteres Können. Frdl. Gruß!

A. G. „Zu früh“ kommt vielleicht in Betracht. Endgültigen Bescheid behalten wir uns noch vor.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotzsch, Bad Deynhausen i. W.  
Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Stork, Berlin W., Landshüterstraße 3.  
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



IX. Jahrg.

Oktober 1906

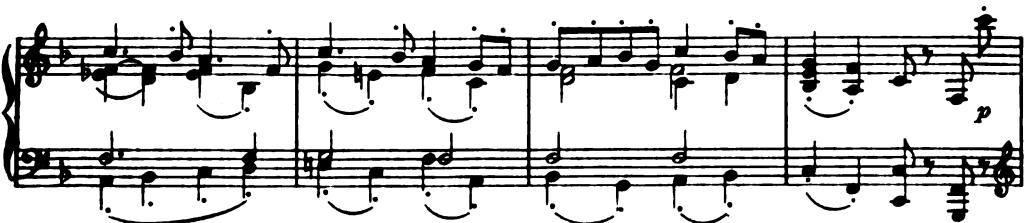
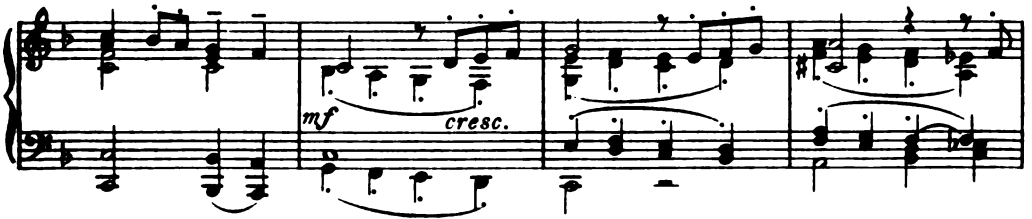
Heft 1

## Einleitung und Türmerlied.<sup>\*)</sup>

Viktor Hansmann, Op. 42.

Energisch.

Piano.



<sup>\*)</sup> Die hier mitgetheilten Stücke entstammen den im Sommer 1906 aufgeführten Hohentwielspielen.

First system of musical notation, consisting of two staves. The upper staff is in treble clef and the lower staff is in bass clef. The key signature has one flat (B-flat). The music features a melodic line in the upper staff and a harmonic accompaniment in the lower staff.

Second system of musical notation, consisting of two staves. The upper staff is in treble clef and the lower staff is in bass clef. The key signature has one flat (B-flat). The music continues with a melodic line in the upper staff and a harmonic accompaniment in the lower staff.

Third system of musical notation, consisting of two staves. The upper staff is in treble clef and the lower staff is in bass clef. The key signature has one flat (B-flat). The music continues with a melodic line in the upper staff and a harmonic accompaniment in the lower staff.

Fourth system of musical notation, consisting of two staves. The upper staff is in treble clef and the lower staff is in bass clef. The key signature has one flat (B-flat). The music continues with a melodic line in the upper staff and a harmonic accompaniment in the lower staff. A dynamic marking *mf* is present in the lower staff.

Fifth system of musical notation, consisting of two staves. The upper staff is in treble clef and the lower staff is in bass clef. The key signature has one flat (B-flat). The music continues with a melodic line in the upper staff and a harmonic accompaniment in the lower staff.

First system of musical notation. The treble clef staff contains a melodic line with eighth and sixteenth notes, and the bass clef staff contains a harmonic accompaniment. A *cresc.* marking is present in the middle of the system, and a *ff* dynamic marking is at the end.

Second system of musical notation. The treble clef staff continues the melodic line, and the bass clef staff continues the accompaniment. A *f* dynamic marking is present in the middle of the system, and a *ff* dynamic marking is at the end.

Third system of musical notation. The treble clef staff continues the melodic line, and the bass clef staff continues the accompaniment. A *f* dynamic marking is present in the middle of the system, and a *ff* dynamic marking is at the end.

Fourth system of musical notation. The treble clef staff continues the melodic line, and the bass clef staff continues the accompaniment. A *cresc.* marking is present in the middle of the system, and a *ff* dynamic marking is at the end.

Fifth system of musical notation. The treble clef staff continues the melodic line, and the bass clef staff continues the accompaniment. A *f* dynamic marking is present in the middle of the system, and a *ff* dynamic marking is at the end.

Der Türmer.<sup>\*)</sup>  
Ruhig.

Der Türmer stösst ins Horn.

Wol -

auff, wol - auff mit lau - ter stimm, thut uns der

wech - ter sin - gen; wer noch bei sei - nem

bu - len ligt, der mach sich bald — von hin - nen.

\*) Melodie und Text aus „Reutherliedlein 1535.

Ich sich da - her die morgen - röt wol

durch die wol - - ken trin - - - -

- - - - - gen.

*f* Der Türmer bläst. *p*



# „Ich weiss ein fein' braun's Mägdelein.“<sup>\*)</sup>

Nicht schleppen.

Viktor Hansmann, Op. 42.

Gesang. *p*



Ich weiss ein fein' braun's Mäg - de - lein, wollt  
soll ich dir von Ei - chen - laub zwei

Piano. *p*



Gott, sie wä - re mei - - - ne, die muss - te mir von  
Pur - pur - klei - de schnei - - - de, so musst du mir die



Ha - ber - stroh wohl spin - nen brau - ne Sei - - - - de. Und  
Scheere hol'n zu Köl - ne an dem Rhei - - - - ne. Und



soll ich dir von Ha - ber - stroh wohl spin - nen brau - ne Sei - - -  
soll ich dir die Schee - re hol'n zu Köl - ne an dem Rhei - - -

<sup>\*)</sup> Freie Bearbeitung des Liedes „Krauserlin, Mauserlin“ aus „Gassenhaverlin, 1535.“

de, so musst du mir von Ei - chen - laub zwei Pur - pur - klei - de  
 ne, so musst du mir die Ster - ne zähl'n, die an dem Him - mel

schei - - de. Und  
 schei - - ne. Und soll ich dir die Ster - ne zähl'n, die

an dem Him - mel schei - - ne, so musst du mir ein Lei - ter baun, dass

ich da - rauf könnst stei - - ge.<sup>\*)</sup>

\*) Uhland, „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder.“

# Hildegarts Lied.

(Rudolf Lorenz.)

Viktor Hansmann, Op. 42.

Einfach.

Gesang.

Der

Piano.

*p*

*p*

The first system of the musical score. It consists of a vocal line (Gesang) and a piano accompaniment (Piano). The vocal line begins with a whole rest followed by a quarter note 'Der'. The piano accompaniment starts with a piano (*p*) dynamic and features a series of chords and moving lines in both hands.

Herbst färbt rot die Blät - ter, Zug - vög-lein fliegt nun fort; flieht

The second system of the musical score. The vocal line contains the lyrics: "Herbst färbt rot die Blät - ter, Zug - vög-lein fliegt nun fort; flieht". The piano accompaniment continues with chords and melodic lines.

vor dem Win-ter - wet - ter in Sü-dens heit-ren Hort.

*mf*

The third system of the musical score. The vocal line contains the lyrics: "vor dem Win-ter - wet - ter in Sü-dens heit-ren Hort." The piano accompaniment includes a dynamic marking of *mf* (mezzo-forte).

Könnt

The fourth system of the musical score. The vocal line contains the lyrics: "Könnt". The piano accompaniment concludes with a piano (*p*) dynamic marking.

ich die Schwingen re-gen, nach Nor-den ging mein Flug; dort wohnt ein tapf-  
rer



De-gen wohl oh-ne Falsch und Trug!



Von sei-nem Arm um-



schlun-gen, an sei-nem Her-zen warm, schweigt al-les Heim-ver-lan-gen, heilt



Min-ne al-len Harm.



## Kinderreigen.\*)

Anmutig, bewegt.

Viktor Hansmann, Op.42.

Gesang.

Piano.

Ein Knabe.

1. Ge - prie - sen sei die Ju - gend - zeit, die uns so vie - le  
 2. Der Mut - ter zärt - lich Sor - gen er - freut uns schon am  
 3. Uns blüht die Blum im Wie - sen - grund, uns fär - ben Haid' und  
 4. Uns tönt der Vög - lein sü - sser Schall im grü - nen Wald all -

Kinderchor.

Freu - den beut.  
 Mor - gen.  
 Wald sich bunt. Drum lasst uns rei - hen sprin - gen und fröh - lich Liedchen  
 ü - ber - all.

sin - gen.\*\*)

\*) Frei bearbeitete Melodie aus dem „Deutschen Liederhort von Erk und Böhme.“

\*\*) L. Schmid.

# Balladentanz.<sup>\*)</sup>

Viktor Hansmann, Op. 42.

**Ruhig.** Die Jünglinge.

Gesang. Kannst du mir hal-ten  
Lieb, Sinn und Herz nicht

Piano. *mf*

Die Jungfrau.

Treu und Ehr? Ja gern, wenn ich bin ei - gen dein!  
von mir kehrt! Das soll mit gan-zen Eh - ren sein!

Die Jünglinge.

Dein Wür-dig-keit mein Herz be-zwingt, dass nie-mand dich von  
Lass mich aus dei-nem Her-zen nicht! Kein Un-treu dir von

*f*

Die Jungfrau.

mir ver-dringt. Ich bleib dir stat ohn fal-schen Rat.  
mir ge-schicht! Das ist ein Ehr mit gu-ter Lehr!

*mf*

<sup>\*)</sup> Liebesduett aus der Mondseer Handschrift, im „Musik. Wochenblatt“ veröffentlicht von H. Riemann.

## Lied des Audifax.\*)

Viktor Hansmann, Op. 42.

Im Volkston.

Gesang.

Der Gutz-gauch auf dem Zau-ne sass, Guckguck,  
 Dar - nach da kam der Son-nen - schein, Guckguck,  
 Als - dann schwang er sein Gfi - de - re, Guckguck,

Piano.

*p*

Guckguck, der Gutz - gauch auf dem Zau - ne  
 Guckguck, dar - nach da kam der Son - nen -  
 Guckguck, als - dann schwang er sein Gfi - de -

sass, es reg - net sehr und er ward nass, es  
 schein, der Gutz - gauch der ward hübsch und fein, der  
 re, er flog da - hin wohl ü - ber - see, er

*p*

reg - net sehr und er ward nass! Guckguck, Guckguck!  
 Gutz - gauch der ward hübsch und fein. Guckguck, Guckguck!  
 flog da - hin wohl ü - ber - see. Guckguck, Guckguck!

\*) Alte Volksmelodie, Text aus Uhlands, „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder.“

# Media vita,<sup>\*)</sup>

## Lied der Waldfrau und Bauernhochzeit.

Viktor Hansmann, Op.42.

Sehr ruhig.

Chor der Mönche.

Gesang.

Me-di-a vi-ta in mor-

Piano.

*pp*

te su - - mus: quem quae - ri - mus

*p*

ad-ju - to - rem - - ni - - si - - te do - mi -

*mf*

ne, qui pro pec - ca - tis no stris ju - - ste i -

*p*

\*) Aus „Codex S<sup>t</sup> Gall“, veröffentlicht in „Gesch. d. Musik von Ambros“



ra - - - sce - - - ris.

1. u. 2. Strophe.

## Die Waldfrau.

Die Hei - mat wird däm - mernd und  
Und wir zie - hen stumm, ein ge -

3. Strophe.

Wo der Feu - er - berg loht,

dun - kel und alt, trüb rin - nen die hei - li - gen Quel - len; du  
schla - ge - nes Heer, er - lo - schen sind un - se - re Ster - ne o

Glut - a - sche fällt, Sturm - wo - gen die U - fer um - schäu - men,

göt - - ter - um - schweb - ter, du grü - nen - der Wald, schon  
Is - - land, du ei - - si - ger Fels im Meer, steig'  
auf dir, du trot - zi - ges En - de der Welt, die

blitzt die Axt dich zu fäl - len,\*)  
auf aus näch - ti - ger Fer - nel  
Win - ternacht woll'n wir ver - träu - men.

**Dudelsack\*\*)**  
**Lebhaft.**

1. 2. 3.

\*) Aus Scheffels, „Ekkehard“

\*\*\*) Volksmelodie aus dem „Altdutschen Liederbuch von Böhme.“

## Chor der Landleute.

## Nicht schleppen.

*mf*

Wo sich Lieb und  
Wo zwei lieb es

Lie-be zwei-et,  
mit sich mei-nen,

ho-hen Mut die  
treu und herz-lich

Lie-be geht,  
oh-ne Wank

*mf*

in der bei-der  
und sich bei-de

Her-zen mei-et  
so ver-ei-nen,

es mit Freu-den  
de-ren Lieb ist

al-le Zeit.  
oh-ne Krank,

Trau-er will die  
die hat Gott zu

Lie-be nit  
sam-men ge-ben

wo man Lieb-bei-  
für ein-minnig-li-ches

Lie be sieht,<sup>\*)</sup>  
Le - ben.

## Lebhaft.

*f*

\*) Ulrich von Lichtenstein.

LIBRARY  
OF THE  
UNIVERSITY OF ILLINOIS



Paul Delaroche pinx.

Mezzotinto Bruckmann



NAPOLEON IN FONTAINEBLEAU



IX. Jahrg.

November 1906

Heft 2

## Religion und Kirche

Von

Sermann Borkenhagen

Der Austritt des naturwissenschaftlich-philosophischen Schriftstellers Wilhelm Bölsche aus der evangelischen Landeskirche hat in der Presse kirchlicher Richtung verschiedenartige Beurteilung erfahren. Die liberalen Organe sehen darin nichts Ungewöhnliches, vielmehr betrachten sie diesen Schritt als eine notwendige Folge der Gewissensfreiheit, die sich mit Religion wohl vereinbaren läßt; die streng kirchlichen Organe dagegen sehen den Austritt aus der Landeskirche an als einen Akt von Irreligiosität, der nach ihrer Meinung jeder Naturphilosoph, auch derjenige im geistlichen Gewande, unrettbar verfallen ist. Daher betrachten auch die Anhänger einer streng kirchlichen Richtung den Austritt der Freigelister als einen Segen; ja, sie behaupten sogar, es wäre eine Gewissenspflicht aller, die sich nicht zu den Lehren der Kirche bekennen können, aus der Kirche auszutreten. Diejenigen aber, die solches behaupten, denken gar nicht daran, wie ungeheuer klein die Kirchengemeinden werden würden, wenn der Gewissenszwang zur Durchführung käme. Sie denken nicht daran, daß eine Anzahl von Mitgliedern der Gemeinden, vom Gelehrten herab bis zum einfachsten Arbeiter, zum Austritt gezwungen würden, weil sie nicht mehr auf den Buchstaben der Religion schwören. Gleichwohl würden alle diese Leute den Vorwurf, daß sie unreligiös wären, energisch zurückweisen, indem sie sagten: Wir haben auch Religion, und wir sehen, nein wir fühlen diese Religion

in der Betätigung der moralischen Kräfte zum Wohle der Menschheit; wir fühlen Gott in uns und dienen ihm mit der ethischen Durchdringung unseres inneren Lebens. Halten wir uns auch nicht an den Buchstaben des Kirchenglaubens, so vertrauen wir doch auf die Kraft des Gemütes, die als unerforschliche Gotteskraft den Geist leitet, so daß ihm die Ideale, welche dem Leben den hohen Inhalt geben, erhalten bleiben.

Und fragen wir uns doch ernstlich: Sind denn den Menschen, die sich von der Kirche getrennt halten, wirklich alle Ideale des Lebens verloren gegangen? Haben denn die zahlreichen Arbeiter in Stadt und Land, die nicht mehr in die Kirche gehen, alle Ideale verloren, wandeln sie geistlos und stumpfsinnig durchs Leben? Haben auch die Massen der Gebildeten nichts mehr, was ihren Geist befriedigt, ihr Gemüt erfreut? Sind denn die Gelehrten als Erforscher und Bewunderer der Naturkraft herabgesunken zu unsittlichen und herzlosen Geschöpfen? Wer ein offenes Auge hat für die Bewegungen unserer Zeit, der wird auf alle diese Fragen die Antwort geben, daß trotz mannigfachen Verirrungen und sittlichem Schaden unsere Zeit ein großes Sehnen und Streben nach hoher und herrlicher Idealität erfüllt. Da sind vor allem die Arbeiter. Mögen sie auch, ergriffen von der politischen Strömung und fortgerissen von einer mächtigen Bewegung, in erster Linie nach materiellen Gütern streben, so beweist doch der Umstand, daß der eigentliche Kern dieser Bewegung in einer allgemeinen Menschheitsverbrüderung und Schaffung eines glücklichen Zustandes liegt, wie sehr sie alle zuletzt einem, wenn auch utopistischen Ideal dienen. Und die Tatsache, daß gerade die Arbeiter frühzeitig eine Familie gründen, und die Mehrzahl im Schoße ihrer Familie die ideellen Güter der Religion pflegen, beweist ferner, daß ihnen die Ideale noch nicht verloren gegangen sind. Mag sich auch ihr Gewissen mit dem Dogma im Zwiespalt befinden, ihr Gemüt und ihr Geist steht doch im Banne der Religion, und wenn sie auch deren Wahrheitsgehalt nicht deutlich erkennen, so empfinden sie doch nachhaltig die Herrlichkeit und Tiefe einer auf der Menschenliebe begründeten Religion. Ebenso steht es mit der Masse der Gebildeten. Obgleich durch eine freie Auffassung der Lehren von Gott und den letzten Dingen der Kirche entfremdet, bewahren sie doch in Gemüt und Geist eine solche Fülle von Religion, daß es ihnen auch ohne fleißigen Kirchenbesuch und kirchliche Formalitäten sehr wohl möglich sein kann, selig zu werden. Und nun die Gelehrten. In steter Beschäftigung mit der Natur haben sie wohl den Glauben an die übernatürlichen Dinge, von denen die Kirche so viel hält, aufgegeben, nicht aber die Erkenntnis von dem wahren Wesen der Religion, das eben in dem von Gemüt und Geist aufgenommenen und festgehaltenen Ideal zur Erhöhung der sittlichen Kräfte besteht. Wenn der Psychologe Bunge es ausspricht, daß die Auffassung des Lebens durch die Erkenntnis der unendlichen Teilbarkeit der Zellen nur eine ideale sein kann, und der Monist Haedel bekennt, daß ihm die Natur selbst immer rätselhafter wird, je tiefer er in sie dringt, je mehr er sie erforscht, so ist das ein

Zeichen dafür, daß auch die Gelehrten in der Tiefe ihres Gemütes und ihres Geistes von den Grundwahrheiten der Religion ergriffen sind. Und das Bedürfnis, ihrem Gemüt und Geist einen Halt zu geben, eine Stätte zu schaffen, wo Durchbildung und Sammlung erleichtert werden, dieses Bedürfnis, das bei Strauß im „neuen Glauben“ anfängt und bei Haedel durch eine Monistenkirche seinen Höhepunkt erreicht, beweist ferner, wie mächtig die Gelehrten religiöses Fühlen umfängt, wie sehr sie bestrebt sind, das Ideal anzuerkennen und zu erhalten, das den Grund aller Religion bildet. Es ist klar, daß der neue Glaube eines Strauß so wenig wie die einer Arania ähnliche Monistenkirche eines Haedel dem religiösen Ideal, das Gemüt und Geist verlangt, nutzbar sein kann. Daher werden auch beide nicht begründet werden, und wenn es tatsächlich zu einer Gründung der monistischen Kirche kommen sollte, so ist es sicher, daß eine solche Gründung nicht von Dauer sein wird. Über die neue Strömung sich sonderlich aufzuregen, ist deshalb unnötig. Gemüt und Geist sind die Felsen, an denen sich die Wogen des Materialismus brechen müssen.

Wie es nun aber klar ist, daß der Materialismus die Religion nicht vertilgen kann, so ist es auch klar, daß die Religion im wahrsten Sinne des Wortes nicht durch die Kirche erhalten werden kann, wenn sie am toten Buchstaben festhält, an einem Buchstaben, der im Gemüt und Geist des Menschen keinen Raum findet. Wohl mag die Kirche den Buchstaben als ihr Fundament nicht entbehren — aber sie muß ihn lebendig machen, wenn er auf uns wirken soll. Es nützt nichts, zu predigen von den göttlichen Wundern, von einem ewigen Leben, wenn die Predigt diesem Bedürfnis nicht Rechnung trägt. Und die Tatsache, daß so unzählig viele Menschen die Kirchen meiden, beweist, daß die Predigt im allgemeinen diesem Bedürfnis nicht entspricht.

Doch welcher Art soll die Predigt sein, die Gemüt und Geist befriedigt? Soll sie Kritik üben an den kirchlichen Überlieferungen? Durchaus nicht. Es kann nicht die Aufgabe der Kirche sein, das Fundament, auf dem sie aufgebaut ist, selbst zu zerstören, aber es muß die Aufgabe der Kirche sein, auf diesem Fundamente das Gebäude der Religion so herrlich, groß und schön auszubauen, daß sich alle Menschen, selbst die Zweifler, in ihm wohlfühlen können. Und es werden sich alle in den Hallen der Religion wohlfühlen, wenn die Predigt sie erwärmt, wenn sie die innere Durchbildung des Menschen erstrebt und dieser Durchbildung einen weiten Spielraum läßt. Nicht bloß eine Stätte der Anbetung, sondern auch eine Stätte der Menschenbildung soll die Kirche der wahren Religion sein, und sie wird es dann am meisten sein, wenn in ihren Mauern Gemüt und Geist durch Buchstaben nicht mehr eingeschnürt, sondern frei werden. Denn eine Religion wie die christliche, die selbst einem Mag Nordau, der die Welt eine große Lüge nennt, Bewunderung abnötigt, weil sie die Nächstenliebe zum vornehmsten Gebot hat, ist unzweifelhaft ein Lebensquell.







## Die Försterbuben

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen

Von

Peter Kosegger

(Fortsetzung)

### Heimkehr ins Forsthaus

**B**ei dem kleinen Dorfe Eustachen, wo die steile Wand des Ringstein aufragt, zweigt quer ins Waldgebirge hinein ein Seitental. Es ist ein Hochtal und heißt auch so. Anfangs ist es so breit, daß an der Tauernach links und rechts schöne Wiesen liegen können zwischen den steil ansteigenden Forsten. Dann engt sich das Tal zu einer Schlucht, und vor dieser Stelle steht das Forsthaus. Es ist ein behaglich sich breitender Bau aus lichtgebräuntem Lärchenholz, mit großen, spiegelklaren Fenstern, den unvermeidlichen Hirschkronen und Raubvögeln, die mit ausgespreiteten Flügeln an die Giebelwand genagelt sind. Das halbflache Hausdach schützt auch die lange Wandbank an der Hauswand vor Regen; die Sonne, wenn sie über dem Bergrücken doch einmal niederscheint, tut ohnehin nicht weh. Von dem Sträßlein, das durchs Hochtal und weiter durch die Schlucht geht, führt über die rauschende Aich eine Brücke hinüber zum Hause. Und an dieser Brücke steht die alte Bretterkapelle, die gleichzeitig ein Brunnen ist für Wanderer, so auf dem Wege andächtig oder durstig geworden sind. Im Hochsommer und Herbst sind mitunter Wanderer zu sehen, die übers Hochgebirge wollen oder von ihm herkommen. Just am Punkt neben der Kapelle kann man im Hintergrund der dunkelnden Waldschluchten ein schneeweißes Dreiecklein aufragen sehen, das manchen Touristen aus weiten Fernen herbeizieht wie ein gewalttätiger Magnet. Über dem Türchen steht der Spruch: „Heiliger Eustachus, bitte für uns. In Ewigkeit Amen.“ In der Kapelle, wo sonst der Altar zu sein pflegt, ragt aus der Wand ein lebensgroßer Hirschkopf hervor, aus Holz geschnitzt, aus dessen Nasennüstern das Wasser sprudelt. Zwischen den mächtigen Geweihen dieses Hirschkopfes, die von einem Tiere stammen sollen, das der Fürst selbst erlegt hat, ragt ein Kreuzifix. Also die Legende kündend vom heiligen Subertus. Nach

anderer Legende war es der heilige Eustachus gewesen, dem auf einem Hirschlopf das Kreuzifix erschienen. Die Leute meinen, das Wunder wäre gerade in dieser Gegend geschehen, weshalb das Dorf St. Eustachien hieße.

Sinter dem Forsthaus steigt steil der Lärchenwald an, der im Sommer das helle, zarte Grün hat, um unsre Jahreszeit aber wie ein Gewuste fahler Besen regungslos dasteht. An der andern Seite des Tales lehnt eine weite, glatte Fläche sachte an, immer höher, bis zu Felsgruppen im Hintergrund. Sie ist noch ganz mit Schnee bedeckt, der fast bis zur Ach herniederreicht und mit unzähligen Tierspuren in kreuz und krumm durchzogen ist. Es ist die Siebentalerleiten, die ihr einstiger Besitzer, ein überkluger Bauer, bei einer Wette gegen sieben Taler verspielt haben soll. Sie gehört längst auch dem Fürsten, der im Laufe der Zeit des ganzen Waldgebirges Herr geworden ist, auch der Almten weiter oben mit Ausnahme von einigen Bauernservituten. Und Herr geworden endlich der Felsenwelt, die belebt ist von Gemsen und Habichten. Weit hinten in jenem wilden Gebirge, auf einer kahlen, felsigen Hochebene, steht das Jagdschloß, in welches der Fürst mit großem Hofgefolge alljährlich einmal auf zwei oder drei Tage kommt, um ein paar Duzend Gemsen zu erlegen und das Fleisch dann an die Bevölkerung der Holzzer, Kohlenbrenner und Kleinhäusler abzulassen.

Die Besitzungen werden hauptsächlich von der Residenz aus verwaltet: doch das Gebiet der Waldungen und der Almten gehört in das Bereich des Forstamtes, das vom Förster und einem Kanzleischreiber versehen wird. Jäger, die in früherer Zeit auch dagewesen, sind abgeschafft worden. Etwaige Raubtiere erlegt der Förster. Einen vieljährigen Kampf hat es dem Rufmann gekostet, um die waldbkulturschädliche Wildhegung in den Forsten abzubringen. Um so zufriedener ist Seine Hoheit jetzt mit dem Forstertrage: ein Umstand, der dem Rufmann den Titel „Oberförster“ eingebracht hat, den er aber nicht ausnützt. Es müßte sich nur zutragen, daß sein Sohn Fridolin einmal Unterförster würde.

Diesen Förster, der kein Jagdheger ist, mögen auch die Bauern leiden, um so mehr, als er ihnen gelegentlich mit Holz, Waldstreu und Weide auszuhelfen pflegt.

Nun ins Forsthaus tretend, sehen wir in der Vorhalle an der Wand noch die alten Jägersprüche. Es sind tote Buchstaben geworden. Über dem Eingangstore aber hat der Rufmann in großen Buchstaben die Worte malen lassen: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben!“

Das Forsthaus hat mehrere geräumige Stuben, aber der Förster ist zur Stunde in den Bergen. In einer Kammer neben der Küche hockt auf der Truhe eine kleine, alte Person vor dem Wäschelorb. Sie bessert Hemden aus und Hofen und greint ein wenig in die Leinwand hinein, daß diese Manner doch alles zerreißen müssen. „Dem Alten halt's kein Hinterer, dem Jungen kein Knie — aber nit etwa vom Beten!“ — Rechtsersits am Halfe hat sie ein nußgroßes Kröpflein, das sachte auf und nieder wurt, wenn sie greint. Auf dem runden Näschen hat sie große Brillen mit beinener

Einfassung sitzen, die immer so weit herabrutschen, daß sie mehr über als durch die Gläser hinaussehau. Auf die Ferne sieht sie ohne Brillen weit besser; es ist nichts und es geschieht nichts im Forsthaufe, was sie nicht sähe, ja sie sieht sogar manches, aber wohl freilich nicht alles, was andere im tiefen Waldeschatten verborgen glauben, oder auch, was morgen und übermorgen sein wird, oder was unter den Brustleibern ihres Hausherrn und seiner Kinder vorgeht. Diese umsichtige Person ist seit dem Tode der Förstersfrau hier die Haushälterin und heißt Sali. Sie hat die Familie gleichsam ererbt, ein Vermächtnis der Sterbenden.

Als damals, bald nach der Geburt des zweiten Sohnes der Frau Cäcilia letzter Tag kam, ließ sie die Magd an ihr Bett rufen, nahm sie bei der Hand und stammelte mit fast gelähmter Zunge: „Sali, tu meine Leut' nit verlassen. Schau, daß sie was zu essen haben und was Ordentliches anzulegen. Tu sie nit verlassen!“ Und seither ist's fünfzehn Jahre, und die alte Person steht auf ihrem Posten, wird nicht älter und nicht jünger, hat alleweil den gestreiften Lodenkittel an und beim Flickn oder Sonntags über dem Gebetbüchel die großen Brillen auf, greint alleweil ein wenig und bleibt immer gleich umsichtig und verlässlich. Sie, für sich selber, scheint nicht zu existieren, nur für „ihre Leut'“. Aber ein paarmal im Jahr hat sie die „bösen Täg'“. Da brummt und greint sie nicht, da ist sie stumm wie ein Grab, aber nicht ganz so friedsam, da wirft sie die Holzscheiter hin und her, daß es poltert, da schlägt sie die Türen zu, daß das ganze Haus schüttert, da stößt sie Töpfe und Teller in Scherben — um am nächsten Sonntag dafür wieder neue anzuschaffen, in aller Demut von ihrem eigenen Gelde.

Das also ist die Haushälterin Sali, die jetzt in der Kammer am Wäschekorbe hockt, auf einmal aber das weißbehäubte Köpflein hebt und horcht. In der Nebenküche hat sie etwas gehört. Und schreit mit scharfer Stimme: „Wer ist denn da?“ Und geht nachschauen und tut einen hellen Schrei, halb in Schrecken und halb in Freuden. Mitten in der Küche steht der Elias. Das Studentel!

Er schmunzelt ein wenig und reicht ihr die Hand.

„Aber Jessas Mariassas Josefus!“ rief sie aus. „Bist denn heut' schon da? Zum Samstag hat dich der Vater erwartet. Na, weil d' nur da bist. Aber g'spißt ausschauen tußt, Elerl! Ja, was denn, was tut dir denn fehlen?“

„Ah, nit weiter. Bissel mattschlächsig“, gibt der Junge zur Antwort.

„Mattschlächsig, sagst! Werden wir schon machen. Will dich schon aufpappeln, aber heimbleiben mußt, nit gleich wieder fortlaufen. Das dumme Lernen da! Mag's eh was nit ausstehn, das dumme Lernen. Geistlinger kannst ja so auch einer wern, wenn d' nur fromm bist. Mit'm Lernen ist noch kein Mensch in den Himmel 'kommen. Aber, weil's wahr ist! — Gib her den Zegger!“ Sie nahm ihm die Seitentasche ab. „Aber so ein' schweren Zegger schleppen!“

„Bücher hab' ich drin.“

„Und hast die Kammertuchhemden mitbracht? Nit? Ja du heiligs Kreuz, was wirst denn anlegen daheim? Die rupfenen, die werden dem jungen Stadtherrn wohl schon zu viel kragen.“

„Ah na, das macht mir nig“, sagte der Junge. „Wo ist denn der Vater?“

„Häst geschrieben, wann du kommst, wär' er heimblieben. Wo wird er denn sein? Bei den Holznechten im Teshenschlag. Der Fridl auch. Na, weil d' nur wieder da bist. Dein' Kaffee kriegst jest. Dertweil wird die Stuben warm. Nur nit gleich ungeduldig! Daß die jungen Leut' schon einmal gar keine Geduld haben!“

„Aber, Sali, es eilt ja nicht. Ich warte schon!“ Er mußte lachen, wie sie ihm gleich wieder Fehler ansinnen wollte, um darüber greinen zu können. Er warf das weiche Filzhüttelein auf die Bank, legte seinen lodernen Oberrock ab: nun stand das schlante, dunkelgraue Studentlein da. Das rußbraune Haar war schräms über die Stirn gelegt, es war ein wenig feucht, so daß die Sali gleich ihren Schürzenzipf hob, um ihn abzutrocknen. „Schwisgest ja wie nit gescheit! Mit dem närrischen Laufen allemal! Wirst dir noch sauber die Lungen kaput rennen!“ — Unter der breiten Stirn die braunen Augen blickten weder krank noch traurig, aber gegen das Rinn herab wurde das blasse Gesicht bedenklich schmal und spizig. Trotzdem stand die schon leicht ins Steirische biegende Nase und die keddlich ausgeschwungene Oberlippe munter in die Welt, in die Welt seiner freien, goldenen Waldjugend. Wieder daheim!

„Was macht denn der Wald?“ fragte er und eilte hinaus in den Hof zu dem Hundelobel. Das schöne Tier mit dem glatten, lästengrauen Fell sprang ihn vor Freude so heftig an, daß er schier nach rückwärts taumelte. Sie scherzten miteinander, und der Junge ließ ihn sofort alle Kunststücke treiben, die sie im vorigen Sommer miteinander eingelernt hatten. Aber die Sali kam bald nach, packte ihn fest bei der Hand und führte ihn aus der frostigen Märzluft in die Stube zum heißen Kaffee.

Abends das Wiedersehen mit Vater und Bruder war scheinbar gelassen. Sie küßten sich nicht, sie reichten sich ruhig die Hand, und der Förster fragte nur: „Ja, wo fehlt's denn, Elias?“

Der zuckte rasch die Achseln. Er konnte es wirklich nicht sagen.

„Sie haben halt gesagt, ich sollt' jest einmal heimgehen.“

„Beim Lernen — hat's doch nichts?“

„Hab' eh das Zeugnis mit“, antwortete der Junge.

Als der Förster dasselbe durchlas, nickte er sehr wohlgefällig mit dem Kopf. „Fridl,“ sagte er zu dem andern Sohne, „da könnte sich jemand ein Beispiel nehmen. Schau nur gerade einmal da her: Fleiß andauernd, Sitten musterhaft.“

Der Fridl schritt, die Hände in den Hosentaschen, in der Stube auf und ab. Das war er schon gewohnt, unter der Hand immer so ein bißchen erzogen zu werden. Weil einen halt 's Leben freut. Die paar Jahre

Realschule in Löwenburg bei den lustigen Kameraden, die haben nicht viel verdorben, im Gegenteil, da sind wir erst innerworden, was es auf der Welt für feine Sachen gibt! — Mit einem gutmütigen Bedauern blickte er auf seinen Musterbruder. Dieser wieder betrachtete den leichtlebigen Fridl, der daheim so stattlich und hübsch aufgewachsen war. Wie eine junge Tanne, so gerade stand er da, im gebräunten Gesicht die schwarzen Augenbrauen, den kleinen dunklen, leicht gewirbelten Schnurrbart. Die Nase, deren Entwicklung seit Jahren seine Sorge gewesen, war nun sein Stolz geworden: so stattlich wächst sie sich aus, und es ist kein Zweifel mehr an ihrem kühnen Adlernasenschwung. Besonders, wenn man auch noch ein bißchen nachhilft.

Zum Abendessen gab es des Heimkömmlings Lieblingspeisen, Rahmsuppe und Eier in Essig. Derlei war im Seminarium auch nicht ein einziges Mal vorgekommen. Dort lebt man von Reis, Wurst, Kartoffeln, Latein und Griechisch. — Nach dem kleinen und frohen Mahle, als der Fridl schon in die Schlafstube vorausgegangen war, kramte Elias aus der Ledertasche die Geschenke hervor, die er mitgebracht hatte. Für den Vater ein Rautschulbecherlein, womit er an Waldquellen Wasser schöpfen und trinken konnte. Für die Sali ein Muttergottesständel aus weißem Porzellan. Dafür ward er ausgebrummt. Das habe er sich gewiß wieder vom Mund abgemagert. Ja, dann glaube sie's freilich. Vom Sachentwegschenten werde man nicht fett. Ob die Muttergottes auch schon ihre heilige Weih' hätte? Noch nicht? „Wird ein sauberer Geistlinger werden, der ungeweihte Heiligenbilder verteilt. Aber g'freun tu's mich wohl, du Donnersebub' du, daß d' auf die alt' Sali nit vergißt!“

Als Elias in die Schlafstube kam, die er mit dem Bruder von jeher gemeinsam hatte, stand der Fridel vor dem kleinen Wandspiegel und tat mit den Fingern an der Nase herum.

„Was machst denn, Friedl?“

„Nasen kneten. Weißt, daß sie einen schönen Schwung kriegt.“

Elias entgegnete weiter nichts, sondern brachte einen in Papier gewickelten länglichen Gegenstand zum Vorschein.

„Ein bißel was mitgebracht habe ich dir, Bruder.“

„Was, Zigarren? O du goldener Kerl!“

„Nein, Zigarren sind das nicht. Die Zigarrenraucher werden lauter Abbrandler, sagt unser Deutschprofessor, und können sich vorher nicht einmal affekturieren lassen.“

„Raucht der Herr Professor nit?“

„Nur schnupfen.“

„Affekturiert?“

„Geh weiter! — Schau her da! Du hast nie einen Schnitzger im Sack.“

Ein Taschenmesser wickelte er hervor, das hatte eine schimmernde Perlmuttertschale und mehrere Klingen.

„Und das gehört mein?“ rief der Fridel, die große funkelnde Stahlklinge gleich aufklappend. „Dat's auch einen Stoppelzieher?“

„'s ist eine Kapfenberger Klinge. Aber nicht zum Verlieren! Zum Behalten!“

„Und zum —“ der übermütige Bursche machte mit dem offenen Messer eine Geste gegen den Hals des Studenten.

„Fahr ab!“ verwies dieser. „Du bist alleweil der gleiche. Solche Dummheiten mußt du dir abgewöhnen. Drei Tag' Karzer bei uns, wenn einer so was saget.“

„Was kostet das Lot Späß bei euch im Seminar?“

„Ich versteh' dich nicht.“

„Und den Späß auch nit. Hat der Rothschild wohl so viel Geld, um bei euch ein Lot Späß zu kaufen? Weil keiner vorhanden ist, der Bär hat ihn gefressen. Aber das macht nichts. Ihr braucht keinen, habt eh die Geseitheit.“

„Pack ein mit der deinigen!“

„Gern haben muß man sie ja doch, die geseiteten Herrn Studenten, weil sie so schöne Taschenmesser mit heimbringen.“

Sich so zu necken, das war immer ihre Gewohnheit, und dem Elias tat es ordentlich wohl, daß er hier einmal der moralisch Überlegene sein konnte. Im Seminar gab's das nicht, dort war jeder überlegen, aber nur untereinander. Vor den Professoren gehorsamer Diener. . . .

Als sie schon in ihren Betten lagen, und das Licht ausgelöscht war, erhob Elias noch einmal seine Stimme, gedämpft sagte er: „Im Ernst, Fridel, deine Torheiten mußt du dir abgewöhnen. Nasenkneten! Laß deine Nase wachsen, wie der Herrgott sie haben will. Bist ja doch kein Frauenzimmer, daß du so eitel sein müßtest. Hast du bei unserem Vater einmal eine solche Kinderei gesehen?“

„Sa, ha!“ lachte der Fridel auf, „ich laß' auch meine Söhne nit zuschauen beim Nasenkneten.“

„Du bist frivol, Fridel, du bist einfach frivol! Deswegen habe ich den Vater genannt, daß du dir an ihm ein Beispiel nimmst. Hörst! Und jest gute Nacht!“

Begann der Fridel in seinem Bette singend das Sprüchlein zu lallen:

„Die Predigt ist aus,  
Der Pfaff geht zum Schmaus,  
Die Raß' zu der Maus.“

Ein paar Minuten später schnarchten beide.

Am nächsten Morgen beim Waschen und Anziehen wollte der Fridel gleich wieder plaudern, aber der Elias war wortkarg. Er wird beten, dachte sich Fridel, er wird wahrscheinlich schon Brevier beten müssen. So inwendig. Aber als der Student auch später in sich gelehrt blieb, wurde der Fridel besorgt, er könnte den Bruder gestern beleidigt haben. Dann mußte er ihn wieder gutmachen. Und mußte bewiesen werden, daß auch er ihm nichts nachtrage, obschon — wie er fand — das Stadtherrlein eigentlich ein bißchen impertinent gewesen war, gestern bei dem Schlafengehen. Unter

allen Umständen Friedensschluß. Als Elias die Sachen aus der Tasche in den Kasten einordnete, trat der Fridel vor, legte ihm die Hand auf die Achsel und sprach recht weich und warm: „Brüderl, du könntest mir einen Gefallen tun.“

„Warum denn nicht!“

„Du hast gewiß noch was. Ich hab' nix mehr. Geh, sei so gut. Bis auf den ersten April.“

„Aber viel habe ich nicht!“

„Wenn's auch nur ein paar Zehnerln find.“

### Schneeweisse Jugendlust

Es würde nicht genug Schnee sein, hatten die Burschen von Eustachen besorgt, als der Försterfridel sie damals eingeladen hatte zum Rodeln. Aber es war jetzt zu viel Schnee.

In den Mittagstunden, als sie zusammentamen vor dem Forsthaus bei der Kapelle, und als sie die Siebentaler-Leiten in Angriff nahmen, ging es noch recht gut. Da stapften sie, jeder seinen leichten, selbstgezimmerten Rodelschlitten auf dem Rücken, munter bergan. Der Fridel voraus, hinter ihm die Kameraden, drei Gerhaltsöhne aus Eustachen, die Richterbuben, wie sie genannt wurden, weil ihr Vater, der Gerhalt, seit vielen Jahren Dorfvorsteher war. Sie schleppten gemeinsam einen dreißigen Schlitten. Neben ihnen strampften die Säbelbeine des kaiser-königlichen Straßenschotterers Kruspel, der an diesem Tage, obschon Sonntag war, eigentlich kaiser-königlicher Schneeschaufler sein sollte, wenn ihm nicht das Rodeln mehr Spaß machte. Er bestand auf seiner „Sonntagruhe“, bei der er sich anstrenge, wie sonst die ganze Woche nicht. Dann noch ein paar Holznechtbuben und hintendrein Elias, der keinen Schlitten hatte, weil er als Patient vom Vater nicht die Erlaubnis bekommen, mitzutun. Unter allen Umständen dabei sein wollte er doch, so hatte die Sali ihn vom Kopf bis über den Bauch hinab mit Tüchern eingewickelt wie eine Mumie. Als der Junge in dieser Tracht vom Hause so weit entfernt war, daß er durch das Schneegestöber nicht mehr gesehen werden konnte, riß er sich die Tücher vom Leibe, eines nach dem andern, warf sie in die Kapelle und stapfte in seinem gewöhnlichen Rock den andern nach, die steile Leiten hinan. Hatten die Burschen doch ihre Jacken aufgekнопft; es war gar nicht kalt. Elias bekam, wie die anderen, rote Wangen, das erstmal, seit er aus der Stadt gekommen war. Und je schärfer die Schneeflocken ihn anfliegen, je glühender wurde sein Gesicht. Nach einer Weile wurde die Leiten (Berglehne) ein wenig flacher, um dann neuerdings steil anzusteigen bis zu den Felsgruppen, die — so licht sie zur Sommerszeit ins Tal schimmern mochten — heut düster grau sich über dem weißen Schnee erhoben. Länger als eine halbe Stunde hatten sie zu stapfen gehabt, dann waren sie oben bei diesen Wänden, und das Abfahren begann. Jeder setzte sich auf seinen Schlitten, lehnte sich

rücklings, streckte die Beine hoch und glitt davon. Fast lautlos geschah alles; sie nahmen sich nicht Zeit zum Sprechen, noch weniger zum Singen und Sauchzen, die Eier nach dem Abfahren war zu groß. Und zu köstlich, wie sie nun durch den scharf schneidenden Wind flogen, in einem Meere von Weiß, still und zart, als schwebten, sausten sie in den freien Lüften. Ein Genuß, mit dem sich kein anderer vergleichen läßt.

Elias stand oben und blickte ihnen nach, wie sie davonschliffen, immer rascher und tiefer hinab, bis sie im Gestöber, Rebel und aufgewirbelten Schneestaub verschwanden. — Was wird er jetzt tun? Er schaute ungewiß in die stöbernde Luft auf. Sein Bruder hatte ihn noch geneckt, er solle doch warten, bis sie wieder heraufkämen, und nicht sogleich wie sein hebräischer Namensheiliger in den Himmel hineinrodeln, auf feurigem Schlitten. Das hatte der Junge einstweilen auch gar nicht im Sinne. Vielmehr trachtete er, sich irdisch zu beschäftigen und Geschöpfe zu formen nach Gottes Ebenbilde. Als sie nach einer Stunde wieder heraufgekommen waren, lachend und keuchend, da war ein stattlicher Schneemann fertig, der auch schon Arme hatte und sie ausstreckte, entweder um die Welt zu segnen oder sich sein gutes Teil von ihr zu nehmen.

Mittlerweile war das Schneegestöber so dicht geworden, daß es keine Flocken mehr waren, nur ein unendliches Gesäube, das nicht fünfzehn Schritte weit sehen ließ. Noch einmal hatten sie es mit dem Abfahren versucht; die Rufen kamen in dem tiefen, feuchtklaumigen Schnee nicht recht vorwärts. Aber das gab keine weitere Verlegenheit. Lustig begannen sie, Schneemänner zu bauen, Schneebären, Schneehirschen, Ungetüme mit drei Hörnern, mit zwei Köpfen, mit aufgespreiteten Rachen, ein wüstes Geschlecht, das mitten in dem Gejohle der Väter lautlos dastand. Nun fiel plötzlich einem der Schneemänner der Kopf vom Leibe und kugelte sachte weiter, bis er liegen blieb.

„Oho, Köpfel!“ rief der Fridel, „wenn man einmal was angeht, muß man nit faul werden und liegen bleiben. Weiter!“ Er begann, den Ballen voran zu wälzen, und der wurde mit jeder Umdrehung größer, jetzt wie ein Zuber, jetzt wie ein Faß, jetzt wie eine Heufuhr — und da wollte er liegen bleiben, denn es war der Boden flach. Sei, wie die Jungen dranstürmten, wie zehn Hände hoben und schoben, um die Wucht weiter zu wälzen. Träge und schwer schlug sie über, einmal, zweimal, zuerst langsam wachsend, immer wachsend, breiter und höher, ein massiger Riesenkumpen, wie ein Haus so groß, wie einer jener Felsklumpen, die sich bisweilen im Gewände loslösen, hinabdonnern, um unten auf grüner Wiese jahrtausendlang als ein Denkmal des Schreckens liegen zu bleiben. Nun kam das weiße, sich mit jedem Augenblicke vom Boden mächtiger mäsende Angeheuer an die Stelle, wo der Hang steiler wird, und nun wirbelte es hinab — hinab — und verschwand im Gestöber. Durch das stille Schneien drang ein dumpfes Dröhnen herauf.

„Jesus, das Haus!“ schrie grell die Stimme des Elias. „Das Haus ist hin!“



„Das Forsthaus!“

„Schnurgrad' drauf los!“ rief der Kruspel mit kreischendem Lachen.  
„Beim Kugelschießen muß auch der Regel fallen, mein Lieber!“

Dünn zitterte die Luft. Wie ein hohles Branden aus der Tiefe, so kam es herauf, dann ein gedämpfter Knall, als ob etwas geplatzt wäre, und dann Stille. — Der weiße, unermessliche Schleier sank lautlos vom Himmel.

Als ob die warmlebigen Burschen selbst Schneemänner geworden wären, so starr standen sie da, schwer erschrocken auch der boshafte Kruspel. Fridel und Elias waren totenblaß. Der Vater ist zu Hause gewesen . . .

Endlich huben sie an, mit zitternden Beinen talwärts zu gehen. Der Fridel versuchte vergeblich den Schlitten. Der Schnee reichte schon bis an die Knie. Rasch und rascher kamen sie trotzdem zur Tiefe. Schon hörten sie die Äch rauschen, alles übrige verdeckte noch der schneieende Nebel. Der Fridel blieb stehen, legte die Hand aufs Herz und sagte: „Elias, ich kann nimmer weiter!“

„Komm, Bruder! Unser Herrgott! Vertrauen wir!“

Elias zog ihn mit sich. Beider Augen wie Spieße in die Nebel stechend. Jetzt — dort — ein dunkler Streifen. Die Tauerbach. Höher hin eine dunkle Fläche, als ob blauer Rauch stünde. Das ist der Lärchentalwald hinter dem Hause. Alles andere grau in grau. Siehst du? Ist dort nicht? Das ist die Tanne, die hinter dem Garten steht. Und wieder verschwimmt alles im blaffen Schneewirbel.

„Wenn er nicht mehr ist, Fridel?“ sagte Elias. „Wenn er nicht mehr ist?“

„Ich hab's getan!“

„Gott hat's getan und niemand anderer.“

„Dort steht es ja!“ jauchzte der Fridel hell auf.

Jenseits des Baches stand klar das dunkle Viereck des Forsthauses.

Doch als sie dann zum Hause hin wollten, über die Brücke, war diese verschüttet von einer wüsten Schneewucht. Da lag der zerschellte Ball. Es war nichts geschehen, auch die Brücke stand.

„Aber mir kommt's doch anders vor wie sonst. Wo ist denn die Kapelle?“

„Die Kapelle ist begraben.“

Die Burschen aus Eustachen haben sich sachte verzogen. Die beiden Brüder kletterten über den Schneehügel auf die Brücke und gingen zögernd dem Hause zu, das im Schleier der sinkenden Flocken stille da stand. An der Türe sind sie eine Weile verblieben. Der Fridel legte seine Hand an die Klinte und drückte doch nicht nieder.

Elias sagte: „Gelt, wir wollen nimmer übermütig sein!“

Der Fridel nickte bedenklich mit dem Kopf: „Wenn uns heut' der Alte karabatscht!“

Der Alte tat nichts, er wußte es ja auch nicht, welcher Spatz die „Schneelawine“ veranlaßt hatte. Aber die Gali! Die machte kein schlechtes

Wetter, als sie den ohnehin immer kränkenden Studenten durchs Schneegestöber herankommen sah. Und zwar ohne Überrock und ohne alle jene Umwicklungen, mit denen sie ihn mittags unter Einschärfung strengster Obacht entlassen hatte. Das Beängstigende zuerst war, daß sie nicht greinte, daß sie schwieg. Dann fuhr sie sich verstohlen mit ihrer Schürze über das Gesicht, und endlich sagte sie ganz gedämpft: „Mit den Kindern ist wohl ein rechtes Kreuz!“ Dann fragte sie den Jungen: „Ja, so sag' mir doch um Gottes willen, seit wann ist's denn, daß der Mensch sich selber darf umbringen!“ Aber die Betrachtungen dauerten nicht lange. In drohendem Zorn befahl sie dem Elias, sich ganz augenblicklich auszuziehen und ins Bett zu legen. Dieweilen brüllte im großen Ofen der Schlafstube auch schon das Feuer. Die Sali wärmte daran schleunigst die Bettdecken und warf sie über den Jungen. Alle Decken und Rösen und Rissen, die im Hause zu finden, trug sie herbei und schichtete sie über den armen Elias, daß er schon kaum Atem holen konnte. Solange er noch zu sprechen vermocht, hatte er beteuert, daß ihm ganz und gar wohl sei, daß er sich gewiß nicht erkältet habe. Sie wies nur auf sein nasses Gewand, und es half ihm nichts, er wurde lebendig begraben. Mittlerweile tat die Hilfsmagd schon spanischen Tee kochen, den er heiß verschlucken mußte. Ferner bekam er für die Nacht an den Füßen noch einen heißen Backstein und heiße Hafendeckel über den Magen.

Der Junge benützte die Lockerung der Hüllen, um immer wieder auszurufen: „Aber Sali, mir fehlt ja nichts, ich bin ja ganz gesund.“

„Nacht nig. Du wirst schwitzen!“

Das tat er bereits im Übermaß. Gegen Mitternacht, als er buchstäblich in Schweiß gebadet war, versorgte sie ihn mit frischer, durchwärmter Wäsche, trug dem Fridel auf, alle halbe Stunde nachzusehen, ob der Bruder gut zugedeckt sei, fühlte ihm noch den Puls, ob nicht doch das Fieber da wäre, zog dann mit dem rechten Daumen über sein Gesicht ein Kreuz, und endlich ging sie beruhigt in ihre Kammer.

Am nächsten Morgen war der Student frisch und munter. Die Sali sprach nichts mehr von der Sache, gehabte sich aber den ganzen Tag in jener getragenen Stimmung, die der Mensch nach einer großen Tat empfindet. Sie hatte ja dem lieben „Geistlerbuben das Leben gerettet“.

Der Schligertwis, der Schligertwis, der ist ein guter  
Spazenschütz!

Seit dem Kobeln auf der Siebentaler-Leiten waren kaum drei Tage vergangen, als der Försterfridel fand: „A Hez' ist's g'west!“ Dem Eustacher Kameraden ließ er durch einen Baumrindenführer kund und zu wissen tun, sie sollten am Palmsonntag in die Bärenstuben hinaufkommen zu einem Schneeballwälzen. Drei Büchschuß weit hinter dem Forsthause, beim sogenannten Hals, wo das Tal sich engt, und die Tauernach, neben ihr

das Sträßlein, sich windet, zweigt rechter Hand ein Graben ab. Ein steiniger Weg, der sich immer mit einem ungebärdigen Bächlein verflücht, führt hinein zu einem Talleffel. An den Lehnen Wald, Holzschläge und steile Matten. Der Talboden ist eine Schutt- und Sandhalde, auf deren geschützteren Stellen Ergebüsch wuchert. An die Berglehne gebaut ist eine ganze Stadt von Scheiterstößen, und davor eine Röhlerlei mit rauchenden Meilern. Dieser hochgelegene Talleffel heißt die Bärenstuben. Von Zeit zu Zeit geht das Gerede um, daß dort in unzugänglichen Höhlen noch Bären hausen, die in die Ziegenherde der Holzknechte brächen und sogar die Altmilche nicht verschonten. Es heißt, man finde wirklich bisweilen zerriffene Körperteile einer Ziege oder eines anderen Tieres; den Bären will auch mancher gesehen haben. Wenn der Förster der Sache näher auf den Grund geht, verflüchtigt sich alles und bleibt nichts zurück als die Bärenstuben mit den Holzknechten und dem Krauthasen. Der Krauthas, das ist der Kohlenbrenner, den wir schon einen Augenblick gesehen haben, und zwar bei jenem Faschingbegraben, mit der Siebenschellentappe, dererwegen die Leut' ihn mit dem Rufe „Schellsiebener“ gefeiert hatten. Eine größere Ehre ist diesem Manne sein Lebtag nie widerfahren.

In den Gruben und schattigen Mulden waren zurzeit noch Schneeaugen. Die schneeigen Berghänge im Hintergrunde des Kessels blinkten in der Sonne blendend weiß, als ob der Schnee überglast wäre.

An der Röhlerlei war es, wo die Burschen zusammenkamen. Der Fridel wußte in diesen Gegenden Bescheid. Da mußte er sich die Woche über plagen im Holzschlag, da durfte es Sonntags wohl einmal eine Lustbarkeit setzen. Elias war nicht mitgekommen. Er habe an dem Schneeballen auf der Siebentaler-Leiten gerade genug gehabt. Den Krauthasen fanden sie hoch auf einem der runden, rauchenden Meiler stehen und mit einer Krücke die Löschke festpruden an Stellen, wo Feuer zum Vorschein kommen wollte. Der Röhler, ein schlanker, hagerer Mann, war über und über schwarz, die schlotternde Zwilchhose, mit einem Strick festgebunden, war einmal grau gewesen. Die gestrickte Wollenjacke des Oberkörpers war einmal rot gewesen. Die Tuchmütze auf dem Kopfe war einmal blau gewesen. Jetzt alles schwarz. Im verrußten Gesichte das Weiß und die roten Ränder der Augen, da guckte aus dem Teufel der Mensch hervor.

„Krauthas, steig herab und gib uns ein' Schligertwis!“ rief der Fridel dem Röhler zu. Der torkelte gleich vom Meiler.

„Junge, saubere Herrn da? Muß man wohl, muß man wohl gleich!“ Ein dünnes, fistelndes Stimmlein. Den Kopf neigte er schelmisch lauernd vor, das seine gewöhnliche Haltung, denn der Krauthas war „g'nackbucklig“.

Sie gingen in die Hütte. Die war dunkel, aber geräumig. Drei kleine, niedrige Fenster ließen wohl so viel Tag in das Blockhaus, daß auch ungeübte Augen imstande waren, die Einrichtung zu unterscheiden. An der Ecke ein roh gemauerter Herd mit glotenden Kohlen, daneben eine Bretterpritsche mit Stroh und einem alten Lodenmantel. Dann eine Truhe,

als Vorratskammer verwendet. An der anderen Wand mehrere ungefüg gezimmerte Brettertische. In früherer Zeit war noch ein zweites Bett dazugewesen, in der das Weib und das Töchterl beieinander schliefen. Seitdem aber das Weib durchgegangen und das Töchterl „in Diensten“ verweist war, wie der Krauthas sagte, konnte aus der Bettstatt ein Tisch gebaut werden, für Gäste. Holzknechte sprachen gerne zu, auch Rinden- und Kohlenführer, im Sommer auch Halter, denn der Krauthas schenkte einen Fusel, den er „Schligertwig“ nannte.

Nun stellte er — „Wieviel seid Ihrer denn? Siebene?“ — sieben Stengelgläschen zurecht, hob aus der Truhe einen irdenen Pluzer und ließ mit feierlicher Gebärde das gelbliche Brännlein rinnen. „Packt ihn an, Prinzen!“ Das kratzte einmal, so daß die Buben mit scharfen Atemstößen aus der Brust ihre Kehlen ausfegen mußten. Der Fridel warf eine Krone auf den Tisch, sie drollerte eine Weile und blieb endlich liegen. Das ist für alle, „Wir müssen anrücken!“

„Wohin wollt ihr denn?“ füstelte der Köhler.

„Auf die Wildwiesen, Schneekugel treiben.“

Der Krauthas drehte den Kopf schief, schielte so in die Krume. Schneekugel treiben? Auf der Wildwiesen? — Teufelsbuben seid ihr. Darf ich nachkommen mit einem Pluzerl?“

„Gilt schon! Komm nach!“

„Schau, schau!“ pipste der Köhler. „Auf der Wildwiesen, da werden s' dir aber nit schlecht herabteuget!“

„Schaden tun können s' nit da drinnen“, sagte der Fridel.

„Wenn s' kein' Bären treffen. Sonst nit. Na, alsdann, meine Herrn, ich komm' nach!“

Dann voran durch das Hochtal. Weg und Wasser hatten im Sande sich verloren, die Burschen gingen, sprangen, hüpfen über das Steinwert so dahin. Blieb auf einmal einer der Gerhaltstöhne stehen, schaute himmelwärts und sagte: „Das ist g'spaßig. Nit ein Feserl G'wölk, und mir ist's g'west, als hätt's gedonnert.“

Weiter drinnen begegnete ihnen ein alter Holzknecht. „Wo denn hin, Buben?“ fragte er.

„Auf die Wildwiesen.“

„Auf die Wildwiesen?“

„Tut's der Schnee? Wir wollen Schneekugel treiben.“

Der Alte schaute mit Staunen den Fridel an.

„Und der Förstertische will auch mit? Der soll's doch wissen. Schneekugel treiben, jest im Frühjahr, wo die Lahn abgehen. Seit gestern fahren sie. Man kann's eh hören. — Buben, da ist's nig mit dem G'spiel!“

Sie schauten einander an und berieten sich. Es war dumm. So weit herein und umsonst. Die einen wollten doch hinauf. Aber der Fridel war jest für die Umkehr. „Ich hab's halt nicht gewußt, Kameraden, daß der Teufel schon jest roglich wird. Die Lahn heben doch sonst erst nach Ostern an.“

„Ganz nach dem Wetter“, sagte der Holznecht. „Jetzt gehn's halt einmal ab. Laßt sich nix machen. Na, tut, wie ihr wollt, g'sagt hab' ich's euch.“ Und ging mit geknickten Knien, weit ausschreitend, seines Weges. In den Bergen war wieder ein dumpfer Donnerhall.

„Wißt was, Buben,“ schlug der Fridel vor, „gehn wir zurück. Kehren beim Krauthafen ein auf ein' Schligertwis.“

So haben sie es auch gehalten, und ist's gar lustig geworden in der dämmerhaften Kohlenbrennerhütte.

Der Krauthas gestand, er habe sich wohl gedacht, daß sie ehzeit wieder zurückkommen täten. Und er war bereit. Vom Gesicht hatte er sich den Kohlenstaub gewaschen, daß es nun beinahe menschlich ausah. Der Mann war jünger, als er auf seine geknickte Körperhaltung hin geschätzt wurde. Das Gesicht war mager und wies doch keine rechten Knochen. Um die Mundwinkel hatte es Halbringe. War auch glatt rasiert. Nicht ein Härchen im ganzen Gesicht, schier wie ein ältlicher Dorfsschulmeister. Aber nur, solange er den Mund nicht auftat. Sonst kamen bisweilen unschöne Dinge hervor. Seine Sprücheln und Liedeln, da mußte einer schon mehr als ein Glasel Schligertwis getrunken haben, wenn sie ihm Spaß machten. Er wartete auch weislich die Zeit ab. Unterhielt die Gäste mit kleinen Taschenspielerkünsten. Gar bedächtig und ehrbar setzte er seine Rede, bis er merkte, daß der Ofen geheizt war. Dann begann er vorsichtig loszulegen, und sachte kam es immer dicker und dicker. Dabei das ernsthafteste Gesicht von der Welt. Wenn er trank, rückte sich unversehens ein wenig der Schuber, daß man in den ungunen Abgrund sah.

Nun huben sie einmal an und steckten Pfeifen und Zigarren in Brand; dieweilen war noch nicht viel los. Den Burschen tat der Bramntwein nicht recht schmecken. Und der kaiser-königliche Straßenschotterer wollte der Klügste sein. Er goß einige Tropfen Schnaps auf die hohle Hand, rieb sie mit beiden Händen ein und roch. Dann hielt er die Hand dem Nachbar hin: „Riech einmal!“

Der tat's. „O du! Wasch dich besser!“

„Das ist nit die Hand, mein Lieber, das ist der Schnaps.“

„Junger Herr!“ lispelte der Krauthas, und um die Mundwinkel spielten zuckend die Halbringe. „Tu' mir mein' Schligertwis nicht schmecken! Der ist wohl ein gar guter Kamerad, muß ich dir verraten. Hast eh kein Schneid! Sauf Schligertwis!“

Und mit dem Kopf den Takt wiegend trällerte er faunisch:

„Der Schligertwis, der Schligertwis,  
Der is a guater Spazenschütz',  
Der macht a Schneid und gibt a Bis',  
Der Schligertwis!“

„Halt's und bring was g' trinken! Hast kein' andern?“

„Wisset, bedenket, meine Herrn,“ bekannte nun der Röhler, „dasmal ist er nit recht g'raten. Sechs Jahr' bin ich Soldat g'west. Und dennoch



Vincenzo Vela  
Grabmal

L  
Y  
OF ILL  
UNIVERSITY OF ILLINOIS

gehn s' auf mich los wie die Hund'. Weil ein armes Leut' nir haben darf. Verboten haben s' mir das Brennen. Heimlich muß ich's tun — bei der Nacht. Da muß mir was in den Kessel sein g'fallen, oder was immer. Ich kenn's eh selber, er hat ein' Bruchsen."

"Larifari. Brennt hast was Schlechtes. Soll ich dir sagen, was d' brennt hast?"

Beim Jackenflügel faßte der Röhler den Gerhalthbuben, der so gefragt hatte, zerrte ihn abseits, als ob's die anderen nicht sollten hören dürfen, und flüsterte: „Ein' guten Weiberleutfanger hätt' ich."

Der junge Gerhalt verstand das nicht. Der Kruspel aber, der gelauert hatte, verstand es.

"Her damit, Krauthas!" kreischte er.

Da begann der Röhler mit Umständlichkeit an dem Riedheu herumzutun, das dort im Winkel gehäuft war, und kam ein Fäßchen zum Vorschein. Roter Schnaps, süß und süffig. Von dem da, so berichtete der Röhler, täten die Holzknichtburschen im Sommer, wenn sie auf die Alm gehen zu den Schwaigerinnen, gerne mitnehmen. „Zum Drankriegen."

Der schon, der tat's.

"Gelt!" sagte der Krauthas, strich dabei an den Fridel und fragte ihn, vertraulich grinsend, ob ihm nichts wäre?

"Was soll mir denn sein?"

"Na ja — hab' halt g'meint. — Was sagt ihr zu dem da?" Ein Büschel Spiellarten warf er auf den Tisch.

"Die sollst erst einmal ins Bad schicken", spottete der Fridel.

"Geh, meinst?" entgegnete der Krauthas pfißig. „Kunst dich ja von der Herzdam' nit trennen!"

"Wer, ich?"

"Tragst sie eh Tag und Nacht an deiner schneeweißen Brust."

"Ich? Wen? Die Herzdam'?"

"Wettst was, du tragst auch jest die Herzdam' unterm Brustfled?"

"Die wird wohl bei ihren Kameraden liegen", sprach ein Gerhaltsohn und suchte im Kartenbüschel nach der Herzdame.

"Selm wirst sie nit finden", girte der Röhler, „die duckt sich jest an des jungen Herrn Fridolin Rufmann sein heißes Herz."

Der Fridel konnte nicht einmal lachen, so schlecht war der Wis.

"Was wettefst?"

"Was du willst, Narr."

"Ein Fassel Rosoli."

"Wegen meiner!"

"Alsdann nachher greif halt einmal eini!" sagte der Krauthas gemüthlich.

Der Fridel tastet in seinem halboffenen Leibellag herum. „Zeugel, was ist denn das da drinnen?" Und wie er die Hand hervorzieht, hat er die Herzdame.



Belächter, Beschrei. Mit einem heiteren Fluch schleudert er das schmutzige Blatt in den Winkel. Und jetzt bezahlt der Fridel allen Rosoli, der heute getrunken wird. Von dem konnte man schon mehr hinabtun, der traste nicht, der schmeichelte.

Plötzlich ging der Kruspel auf den Kohlenbrenner los: „Du, sag mir einmal, wo hast es denn? Wo hast es denn versteckt, heut?“

„Was versteckt?“

„'s Menschl!“

„Ah, das meinst. Das ist jetzt in Löwenburg unten. Der Fraß hat Glück. Ist eine Stadtdam' worden. Na, ich glaub's, daß sie sich dort besser steht wie in der Bärenstube.“

Der Kruspel zog seinen langen Rinnbaden auf und nieder und sagte: „Geh, schwarzer Ganggerl, tu uns den Gefallen und tausch mit ihr. Nachher werden wir uns auch besser stehen.“

„Gib du lieber Achtung, daß dir dein Rinnbaden nit abifallt!“ lachte ein anderer.

„Keine Amtsbeleidigung! Ich versteh' kein' Spaß, mein Lieber!“

„Über ich bit' dich, Kaiser-Königlicher, das siehst man ja.“

Derweil hub der Krauthas an, seinen schlangenlangen Leib zu wiegen wie eine kokette Tänzerin und gewisse Liedeln zum besten zu geben. Der Kruspel tat mit. Daraufhin stellte sich der Försterfridel zu den Gerhaltbuben, und sie sangen hell und frisch den „Dreispannigen“, einen dreistimmigen Södler, der die heiseren Ausgelassenheiten des Kohlenbrenners überjauchzte. Aber sie mußten abbrechen, denn plötzlich krümmte der Krauthas sich zusammen und begann zu wimmern: „Magenweh! So viel Magenweh!“ Es müsse ihm was Unrechtes im Magen liegen!

„Ja, deine Schweinereien!“ sagte der Gerhalt.

„Sei so gut, Gerhalt, zieh mir das Bandel außer!“ jammerte der Köhler kläglich. Das Ende eines blauen Bandes stand ihm aus dem Munde hervor.

„Ein Schürzenbandel hat er g'schluckt!“ lachte der Gerhaltsohn, „aber heiß' mich nit!“ Faßte das Band und zog an. Dieses kam aus dem Munde hervor, es war lang, es kam immer und immer heraus, es brach nicht ab und endete nicht. Schon ellenlang schlängelte das Band sich auf dem Fußboden, und immer noch spann es der junge Gerhalt hervor. „Dem Krauthasen sein Bandwurm!“ Unbändig lachten sie, bis endlich doch die Sache zu Ende war. Der Köhler bedankte sich gar drollig, versicherte, jetzt sei ihm wohl, und schiedte sich an, wieder andere „Zaubereien“ zum besten zu geben, um seine lustigen Gäste noch lustiger zu machen.

„Trinkt's, Buben, morgen sein mer eh in der Köll!“ rief übermütig der Fridel und schenkte die Gläser voll.

Da klirrten die Fenster.

Sie stuzten. — „Was ist denn das?“

„Was ist denn das jetzt g'wesen?“

„Schon wieder!“

„Die Lahn! Die Lahn!“

Sie stürzten vor die Tür. Auf den Hängen hallten die Donner. An mehreren Stellen sah man es über den Waldwipfeln hoch aufstäuben. Dort drinnen über die weiße Fläche der Wildwiesen herab glitt scheinbar langsam und schwer eine Masse, hinter sich einen breiten, dunklen Streifen lassend. Aber fast gleichzeitig brach es auch vom nahen Bergrand herab, daß der Boden schütterte.

Der Köhler faßte seinen Kopf mit beiden Händen, eilte in die Hütte zurück und wimmerte. Das war ein anderes Wimmern, als vorher um das Magenweh. Ein Stöhnen der Angst war's jetzt, ein wahrhaftiges. Und als der Fridel hineinlief, um seinen Hut zu holen, umschlang der Köhler ihm die Beine und wimmerte: „Bleib, bleib da! Mein liebster Herr Fridel, bleib da bei mir! 's ist der Jüngste Tag.“

„Der ist noch lang' nit, schwarzer Kohlenbrenner! Morgen kriegst das Geld für den Rosoli.“

Und haben ihn allein gelassen in seiner Armenfünderangst.

Gegen Abend, als der Schnee fror und es in den Bergen wieder ruhig geworden war, gewann der Krauthas auch seinen Mut. Als er die Gläserreste auf den Boden goß und Ordnung machte, sah er auf dem Tisch etwas Glänzendes liegen — ein schönes Zeuglein. Er beguckte es von allen Seiten, kniff die Lippen ein: „Schau, schau, da hat mir einer ein Präsentel gemacht.“ Und schob es in seine Hosentasche.

(Fortsetzung folgt)



## November

Von

Robert Grabe

Novembertag . . . Den kahlen Wald umschleiern  
Frostkalte Nebel, auf dem grauen Land  
Schwer lastend, unbeweglich bleiern  
Wie eine weitgespannte Totenhand.

Lautlos die Luft, die frühe Schatten düstern . . .  
Aus der verhüllten Fern' ein Rabenschrei!  
Und in entlaubten Kronen raunt ein Flüstern,  
Wie Menschen flüstern, ging der Tod vorbei!

Das ist die Zeit, da aus dem ew'gen Schweigen  
Der dunklen Stadt ein leiser Flügelschlag  
Herüberweht . . . Es stockt des Lebens Reigen,  
Und Gräber schmückt der Allerseelentag.





## Thronfolger

Von

Karl von Wartenberg

**F**riedrich der Große stellte die Pflicht gegen sein Land so hoch wie kaum ein Herrscher vor ihm. Nur der erste Diener des von ihm regierten Staates wollte er sein. Aber sogar er lud schwere Schuld auf sich, indem er sich um die Entwicklung seiner Nachfolger auf dem Throne so gut wie gar nicht bekümmerte und ihre Erziehung in den Händen teils vollkommen unfähiger, teils gänzlich gewissenloser Männer ließ. Wenn der stolze Bau seines Preußen bereits zwanzig Jahre nach seinem Tode zusammenbrach, so lag dies zum größeren Teil an der Unzulänglichkeit der beiden Könige nach ihm, für deren Vorbereitung auf ihr königliches Amt unter dem alternenden Herrscher so gut wie nichts geschehen war. Psychologisch ist diese Unterlassungssünde, die fast allen Monarchen zum Vorwurf gemacht werden kann, durchaus begreiflich. Ein unausgesetztes „Memento mori“ ist die Person des Thronfolgers für den noch am Steuerruder Stehenden. Bei allen seinen Handlungen drängt sich ihm die Frage unwillkürlich auf, wie es wohl dieser machen wird, und als Antwort die Befürchtung, daß er es anders, vielleicht sogar besser machen wird. Schon instinktiv meidet es der regierende Monarch, seine Gedanken auf den Thronfolger zu richten.

Es wäre nicht zu verwundern, wenn gesagt würde, die Frage der Heranbildung der Thronfolger hätte heute lange nicht mehr die Bedeutung wie früher. Die Zeiten der absoluten Monarchie, in der die Leitung des gesamten Staates in der Hand eines einzelnen lag, seien für die zivilisierte Welt längst dahin. Selbst das halbasiatische Rußland stehe im Begriff, sich von dieser Monarchie frei zu machen, so sehr sich auch der schwache, unfähige Zar an das Phantom seines Selbstherrschertums klammere. In der erblichen konstitutionellen Monarchie sei der König aber von so vielen Geschäften entlastet und seine Verantwortung so sehr eingeschränkt, daß ein unzulänglich auf sein Amt vorbereiteter Regent nicht mehr allzu großen Schaden anrichten könne. Richtig: in der konstitutionellen Monarchie ist von einer Alleinherrschaft keine Rede mehr. Ja, es sieht sogar so aus,

als hätte die Verfassung die Machtbefugnisse des Herrschers sehr erheblich eingebämmt. Hatte nicht in den ersten Regierungsjahren Wilhelms I. die Volksvertretung über die Krone ein so großes Übergewicht erhalten, daß der König nahe daran war, die Flinte ins Korn zu werfen? Allerdings ist der Herrscher in der konstitutionellen Monarchie nicht mehr Oberpriester noch Oberrichter. Wenn sich der König von Preußen auch heute noch den *summus episcopus* der evangelischen Kirche nennt, so stellt dies staatsrechtlich kaum noch etwas vor, und wenn die preussischen Richter auch jetzt noch im Namen des Königs Recht sprechen, so tun sie es nicht im Sinne der Gesetzgebung, sondern nur in Beachtung einer Tradition aus der Zeit, in welcher der Monarch noch Oberrichter war. Es kann auch nicht bestritten werden, daß in der konstitutionellen Monarchie dem Herrscher die unmittelbare Inanspruchnahme der Geldmittel des Volkes verwehrt wird. Von dem Augenblick an, wo sich der Untertan in einen unabhängigen, nur dem Gesetz verpflichteten Staatsangehörigen wandelte, konnte der König die zur Fortführung der staatlichen Geschäfte notwendigen Gelder nur durch das Parlament erlangen, die es nach sorgfältiger Prüfung des behaupteten Bedürfnisses bewilligte. Dennoch ist tatsächlich die Eindämmung der Machtbefugnis des Herrschers durch die Verfassung nur eine scheinbare. Was er durch diese verlor, erhielt er doppelt, nein dreifach wieder. Wie haben sich seit dem Bestehen der konstitutionellen Monarchie die staatlichen Betriebe erweitert! Wie viele Angestellte zählt heute allein die Post! Und zu dieser gesellte sich in Preußen vor etwa einem Menschenalter noch die Eisenbahnverwaltung, die den größten Betrieb der ganzen Welt darstellt. Alle Beamte der gewaltigen Betriebe werden aber von den Beauftragten des Trägers der Krone angestellt und können jederzeit entlassen werden, wenn sie sich nicht bewährt oder sonst Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben haben. Eine unbegrenzte Fülle von Macht hat dem Herrscher auch die Institution des Reserveoffiziers zugeführt. Mit jeder Heeresvermehrung ist die Zahl der Offiziere des Beurlaubtenstandes gestiegen, und jeder einzelne dieser Offiziere muß sich politisch und gesellschaftlich so benehmen, wie es der Herrscher heischt, gleichviel in welcher bürgerlichen Stellung er sich befindet. Tut er es nicht, so setzt er sich der peinlichsten Verfolgung aus, die in der Regel mit seiner gesellschaftlichen Achtung endet. Hier reicht sogar heute noch der Arm des Monarchen in den Gerichtssaal hinein, weil viele Reserveoffiziere als Richter sich vergeblich bemühen, ihren militärischen Stand zu vergessen. Endlich fällt heute auch der Einfluß des Monarchen auf die Leute der Geschäftswelt schwer ins Gewicht. Zahlreiche, sich auf viele Millionen belaufende Aufträge hat die von der Krone bestellte Regierung alljährlich zu Lieferungen für das Heer, die Flotte, die Eisenbahn und Post zu vergeben. Die nationalliberale Partei würde sich richtiger die Partei Industrieller nennen. Denn in der Mehrzahl besteht sie aus großen Fabrikanten und Unternehmern. Diese hängen aber alle an den Lippen der Regierenden. Keiner von ihnen wagt aus Geschäftsrücksichten jemals anderer

Meinung zu sein als jene. Durch dick und dünn gehen sie unentwegt mit ihnen, mögen sie in ihrem Innern sich auch sagen, daß hierunter das Interesse der Nation leidet. Nur dem Wortlaut der Verfassung nach ist die Machtbefugnis des Herrschers in der konstitutionellen Monarchie stark beschnitten worden. In Wahrheit ist sie, wie wir gesehen haben, durch die eigenartige Entwicklung des modernen Staates außerordentlich gestiegen. Streng genommen hat daher die Frage der Heranbildung des Thronfolgers heute noch eine größere Bedeutung als vordem.

Um so weniger läßt sich da die Notwendigkeit bestreiten, den Thronfolger vor allem auf das königliche Amt des Oberfeldherrn so gründlich wie nur möglich vorzubereiten, als welcher der König auch in der konstitutionellen Monarchie fast noch ebenso ungebunden ist wie früher in der absoluten. Er darf anderen Mächten den Krieg erklären, das eigene Heer ohne weiteres gegen den Feind führen und es hierzu im Frieden so erziehen, wie es ihm gut dünkt. Nur in der Bemessung der Dienstzeit und der Kopfstärke und in der Bereitstellung der Mittel, durch die die Armee zu unterhalten ist, hängt er von der Vertretung des Volkes ab. Wie läßt sich von dem Monarchen erwarten, daß er hier von seiner fast unermesslichen Machtbefugnis den richtigen Gebrauch machen wird, wenn ihm bis zu seiner Thronbesteigung keine Gelegenheit gegeben worden ist, in das Heerwesen erschöpfend einzudringen? Wie groß wird jedesmal das natürlich vom Volke zu zahlende Lehrgeld sein, wenn er erst als Kriegsherr versucht, das Versäumte nachzuholen! Fehlgriffe über Fehlgriffe wird er tun und sich in vielen Fällen von diesen nicht einmal überzeugen können. Denn verfassungsmäßig ist auf militärischem Gebiete niemand berufen, ihm zu sagen, daß er sich geirrt hat, und aus freien Stücken wird sich dazu kein Kundiger hergeben, weil er zu befürchten hat, sich das Wohlwollen des Herrschers zu verschmerzen, an dem ihm doch so viel gelegen sein muß. Namentlich unsere Zeit ist an Männern arm, die um der Wahrheit willen ihre eigene Stellung aufs Spiel setzen. Und selbst nachdem das Lehrgeld gezahlt worden ist, wird der Kriegsherr seine Pflichten nicht in dem Maße erfüllen können, als es die Nation von ihm beanspruchen muß. Sein Wissen und Können wird immer nur theoretisch bleiben. Auch die Fürsten sind nicht der Belehrung durch die Praxis überhoben, wenn sie als Herrscher Ersprießliches leisten wollen. Gelegenheit zu militärischer praktischer Betätigung findet aber ein regierender Herr kaum mehr. Damit, daß er bei größeren Paraden und Gefechtsübungen selber den Degen zieht und einmal auch eine Truppe unter den Klängen der Regimentsmusik mit flatternden Fahnen gegen einen Feind führt, der schon im voraus weiß, daß der Schiedsrichter zugunsten des erlauchten Angreifers entscheiden wird, — damit, sage ich, ist die unerläßliche Übung in der Praxis doch nicht verbürgt. Will der oberste Kriegsherr seiner verantwortungsvollen Aufgabe nur einigermaßen gerecht werden, muß er wenigstens imstande sein, die Leistungen der Offiziere zutreffend zu beurteilen. Nur so vermag er festzustellen, ob die Schlagfertigkeit der Armee

verbürgt ist. Denn sie wird vor allem durch die Tüchtigkeit der Offiziere bedingt. Die richtige Bewertung der Leistungen dieser ist aber nur möglich bei genauester Kenntnis einerseits der dienstlichen Faktoren, die bei ihnen mitgewirkt haben, andererseits der Lebensanschauungen und Lebensverhältnisse des zu Beurteilenden. Wie soll sich hiermit der Thronfolger im erforderlichen Maße vertraut machen, wenn er sich nicht mitten in den Dienst hineinbegibt, ihn nicht selber lange Zeit ausübt, nicht mit den Offizieren lebt, nicht ihre Freuden und ihre Trübsal, nicht ihre Hoffnungen und ihre Enttäuschungen teilt? Daß Kaiser Wilhelm I. erst im späteren Lebensalter zur Regierung gekommen ist, gereichte der preußischen Armee zu großem Segen. Vorher war er fast ausschließlich und mit Leib und Seele Soldat gewesen. Dafür wußte er im Heere auch so Bescheid, wie vielleicht nur sein großer Ahne Friedrich der Einzige. War er auch kein hervorragender Taktiker, so konnte ihm doch im übrigen kein A für ein U gemacht werden. Wie die ihm vorgeführten Leistungen zustande gekommen waren, das durchschaute er stets; und wenn er dies auch nicht jedesmal bei der Kritik zu verstehen gab, so bekam es doch sein Adjutant bei der Heimfahrt zu hören. Und hierbei ließ er niemals außer acht, das Milieu zu berücksichtigen, in welchem sich die zu bewertende Leistung hatte vollziehen müssen.

Es läßt sich nicht leugnen, in Preußen findet sich auch heute noch das Bestreben, den Thronfolger auf die Erfüllung seiner kriegsherrlichen Pflichten vorzubereiten. Fraglich ist aber, ob dies im genügenden Maße geschieht. Einer Tradition der Dynastie folgend, treten die preußischen Prinzen schon nach vollendetem zehnten Lebensjahr als Offiziere in das 1. Garderegiment zu Fuß ein. So kann heute der 24jährige Kronprinz bereits auf eine vierzehnjährige Zugehörigkeit zur Armee zurückblicken. Aber meistens hat diese Zugehörigkeit nur im Tragen der Uniform zum Ausdruck kommen können. Bei Paraden hat der Thronfolger häufig genug in der Front des Regiments gestanden. Es können jedoch die Wochen und Monate gezählt werden, in denen er bis jetzt in der Lage war, wirklichen Dienst zu tun und gleichzeitig auch im Offizierkorps zu verkehren, wie die Vorlesungen zu zählen waren, die er als Student der Bonner Universität besucht hat. Gelegentlich seiner Vermählung mit der Herzogin Cäcilie von Mecklenburg schilderte der Oberhofprediger Dryander den Thronfolger im offiziellen „Berliner Lokalanzeiger“ als eine offene und noch unverdorrene Natur. Wohlthuende Offenheit zeichnete auch die Rede aus, mit der der junge Herr sich nach Ablauf der Studienzzeit von der Universität verabschiedete. Aufrichtig bedauerte er hier, daß der Besuch der Vorlesungen so oft hätte unterbrochen werden müssen, weil ihn die Erfüllung repräsentativer Pflichten zu sehr in Anspruch genommen. Aus denselben Gründen hat er sich nach der Rückkehr zum Regiment auch dienstlich nur mit großen Unterbrechungen betätigen können. Ja, wenn wir noch in den Zeiten des ancien régime lebten! In diesen tat der Dauphin gut daran, sich tüchtig in der Repräsentation zu üben. Sie allein füllte das Dasein des Königs

von Frankreich aus. Ludwig XVI. verwandte täglich kaum eine Stunde auf die Erledigung der Regierungsgeschäfte; nicht aus angeborener Trägheit allein, sondern auch, weil die Repräsentation mehr Zeit hierzu nicht übrigließ. Und mit Recht vergleicht ihn der berühmte Historiker Saine mit einem Schauspieler, der den ganzen lieben langen Tag nicht von der Bühne herunterkommt. Immer hatte er seinem Hof gegenüber Figur zu machen. Ihn wurde er erst los, wenn er durch ihn zu Bett gebracht worden war, d. h. wenn er selber das Licht auf seinem Nachttisch ausgelöscht hatte. Indessen auch mit dieser Auffassung des königlichen Berufs hat die französische Revolution aufgeräumt. Heute verlangt niemand mehr vom Herrscher, daß er im Repräsentieren seine Zeit hinbringe. Die Regierten sind es zufrieden, wenn er sich ganz und gar in ihren Dienst stellt und so auch seinerseits bemüht ist, an der Förderung ihres Wohles mitzuwirken.

Und auch noch deshalb sind die durch Übung der Repräsentation verschuldeten zu häufigen Unterbrechungen der dienstlichen Tätigkeit vom Übel, weil sie eine Stärkung des Gefühls für Verantwortung unmöglich machen, die sich doch nirgends so gut bewerkstelligen läßt wie gerade im militärischen Dienst. Der Chef einer Kompanie hat für alles und jedes aufzukommen. Wenn ein Mann eine Viertelstunde über Urlaub bleibt, wird er dafür von seinen Vorgesetzten angesehen. Verläuft eine Besichtigung nicht nach Wunsch, sieht er sofort seine Zukunft mehr oder minder gefährdet. Bei Vorgesetzten, die rigoros auf ihrem Schein bestehen, kann ein weniger fester Charakter unter der Verantwortung, mit der er als Kompaniechef belastet ist, zusammenbrechen. Wer wird aber einen Hauptmann für irgend etwas zur Rechenschaft ziehen, der sich beständig vertreten lassen muß? Dieser kann seine Hände stets in Unschuld waschen. Läßt man sich jedoch in der Heranbildung des Thronfolgers die Pflege des Gefühls für Verantwortung nicht angelegen sein, so ist keine Aussicht mehr, daß es sich noch bei dem Herrscher einstellen wird. Dieser mag tun, was er will, immer wird es von seiner Umgebung, einschließlich der verantwortlichen Minister gebilligt werden, wie überhaupt von allen, welche ein Interesse daran zu haben meinen, daß sie mit ihm gut stehen. In selbstfüchtiger Liebedienerei haben wir es im herrlichen Deutschen Reich bereits so weit gebracht, daß ein unter demokratischer Flagge segelndes großes süddeutsches Blatt dem deutschen Kaiser Beifall zollte, weil er unterließ, das zu tun, was zu tun er gar nicht in der Lage war. Die fast in jedem Kaisermanöver wiederkehrenden gewaltigen Kavallerieattacken sind nach der Ansicht aller nicht-amtlichen Sachverständigen ein Hohn auf die moderne Taktik. Im vorletzten Kaisermanöver mußten sie unterbleiben, weil die Bodenverhältnisse ihre Ausführung nicht gestatteten. Auch dies wurde von der vor Fürstenthronen nicht erbleichenden demokratischen Seitung zum Anlaß der Beherrschung des Monarchen genommen. Je schwerer sich aber beim Monarchen das Gefühl für Verantwortung zu behaupten vermag, desto widerstandsfähiger sollte es beim Thronfolger gemacht werden.

Nachdem der deutsche Kronprinz so, wie angegeben worden, bei der Infanterie eine Kompanie geführt hatte, ist er im vorigen Jahr als Chef einer Schwadron zur Kavallerie, und zwar in das Regiment der Gardedukorps versetzt worden. Wenn die Kavallerie heutzutage zum Teil auch im Infanteriedienst bewandert sein muß, so unterscheidet sich der Kavalleriedienst vom Infanteriedienst doch noch so erheblich, daß jenen gründlich nur kennen lernen kann, wer in ihm von der Pike auf dient. Selbst für den Fall, daß der Thronfolger sich der Schwadron mehr als der Kompanie zu widmen vermag, werden seine Leistungen auch bei jener nicht vollgültig sein können. Wie die anderen Sterblichen fällt auch der Fürstsohn mit der Anwartschaft auf eine Krone nicht als Meister vom Himmel. Indessen nicht die Versetzung des Kronprinzen von der Infanterie zur Kavallerie kommt hier in Frage, sondern die Wahl des neuen Regiments. Es ist oben gesagt worden, daß Voraussetzung zur Erfüllung der kriegsherrlichen Pflichten auch genaue Kenntnis der Lebensbedingungen und Lebensanschauungen des gesamten Offizierkorps ist. Diese Bedingungen und Anschauungen sind sehr verschieden. Weit weichen sie voneinander ab in den Regimentern der Garde und denen der Linie, die in den entlegensten Winkeln des Reiches garnisonieren und in der Ergänzung der Offizierkorps nicht wählerisch sein dürfen. Im 1. Garderegiment zu Fuß lebte der Kronprinz ausschließlich unter Offizieren, die den besten Gesellschaftskreisen entstammen und vor jeder wirtschaftlichen Sorge bewahrt sind. Wer in das Regiment der Gardedukorps eintreten oder versetzt sein will, muß außer einem sehr guten Namen auch sehr viel Geld haben. Schon ihrer Gleichartigkeit wegen gibt es in dem Offizierkorps dieser Regimenter kaum irgendwelche Fraktionen. Wie anders in den meisten Regimentern der Linie, namentlich in denen der Infanterie! Hier stehen sich nicht nur Armut und Reichtum, sondern oft auch gute und weniger gute Herkunft gegenüber. Daraus ergeben sich aber für die unbemittelten Offiziere die schwersten Prüfungen, die höchsten Anforderungen an den Charakter, für die Angehörigen verschiedenartiger Gesellschaftskreise oft tiefgehende Verstimmungen. Um es in letzterer Hinsicht kurz herauszusagen, der Edelmann fühlt sich häufig durch bürgerliche, der Offizier bürgerlicher Herkunft durch adelige Vorgesetzte benachteiligt. Alle diese Momente dürfen aber bei der Beurteilung der Offiziere nicht übersehen werden, wenn sie nicht einseitig und ungerecht ausfallen soll. Kaiser Wilhelm II. hat auch zuerst längere Zeit im 1. Garderegiment zu Fuß Dienst getan. Dann kam er zum Garde-Husarenregiment und wurde auf mehrere Jahre dessen Kommandeur. Unmittelbar bevor er den Thron bestieg, führte er kurze Zeit als Generalmajor eine Garde-Infanteriebrigade. Bevor er also als Kriegsherr an die Spitze der gesamten preussischen Armee trat, hat er auch nicht einen einzigen Blick in ein bescheideneres Linien-Infanterieregiment tun können. Von vielen erfahrenen Offizieren ist dies sehr beklagt worden. Sie sagen mit Recht, daß sich gewiß mancher schwer empfundene Übelstand in der Armee nicht eingestellt haben würde, wenn es

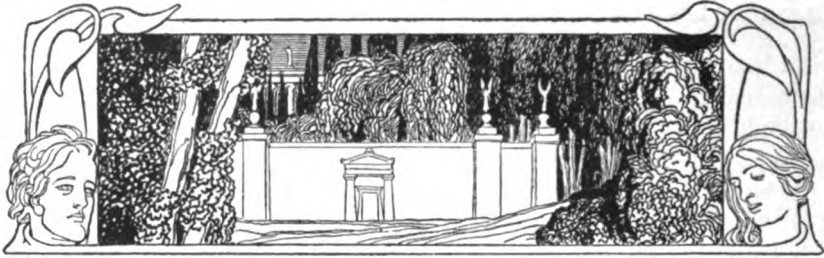


ihm als Thronfolger möglich gewesen wäre, mit eigenen Augen das Milieu der Offizierkorps der Linie zu schauen, wenn er an Stelle eines ebenso vornehmen wie reichen Kavallerieregiments der Garde ein Linien-Infanterieregiment an der Grenze kommandiert hätte, in dem die armen die reichen Offiziere überwiegen, und dessen Kommandeur seine liebe Not hat, für das Offizierkorps geeigneten Ersatz zu schaffen. Hier würde er unbedingt wertvollere Studien für seinen späteren kriegsherrlichen Beruf haben machen können als in Potsdam, dessen militärische Eintönigkeit schon sprichwörtlich geworden ist. Daß sich Kaiser Wilhelm II. dieser großen Lücke in seiner Vorbereitung auf den Thron jemals bewußt geworden sein sollte, ist nichts weniger als wahrscheinlich. Aus sich selber konnte er die Erkenntnis nicht schöpfen, und seine militärische Umgebung ist nicht imstande nachzuhelfen. Zum größten Teile rekrutiert sich diese aus den reichen und vornehmen Offizierkorps. Was weiß z. B. der gegenwärtige Chef des Militärkabinetts von den Kämpfen, die ein mittelloser Offizier im täglichen Verkehr mit vorwiegend bemittelten Kameraden zu bestehen hat? Dies alles ist aber um so bedauerlicher, als sich hiernach kaum hoffen läßt, daß der gegenwärtige Thronfolger auf andere Weise für das spätere kriegsherrliche Amt herangebildet, ihm also Gelegenheit gegeben werden wird, sich in den verschiedenartigen Offizierkorps der Armee gründlich umzusehen. Vielmehr ist damit zu rechnen, daß der Kronprinz als Kaiser in den Besitz unbegrenzter militärischer Machtvollkommenheit treten wird, ohne ausreichend in der Armee Bescheid zu wissen. Eine für den aufrichtigen Vaterlandsfreund äußerst unerfreuliche Perspektive.

Solange es Monarchien gibt, so lange ist auch über Monarchenerziehung geschrieben und ebensolange darauf hingewiesen worden, daß im Staate niemand einer so eingehenden Unterweisung in seinem späteren Beruf bedarf wie gerade der Thronfolger. Aber so einleuchtend auch diese alte Wahrheit ist, so selten wird sie beherzigt. Eine nur auf den ersten Blick befremdliche Tatsache. Nichts ist dem angehenden Herrscher notwendiger als ein objektiver, sein demnächstiges königliches Amt niemals aus den Augen verlierender Geschichtsunterricht. An diesem fehlt es aber fast immer. Der Geschichtslehrer des Kaisers Friedrich, Professor Curtius, hat bei Lebzeiten und auch noch über seinen Tod hinaus ob des seinem erlauchten Zögling erteilten Unterrichts reiche Anerkennung gefunden. Sehr zu Unrecht. Mit wie wenig Recht, zeigen uns die Denkwürdigkeiten des verstorbenen Generals v. Stosch, der manches Jahr in dienstlicher Stellung mit dem Kaiser Friedrich verkehrte hat. Diesen Denkwürdigkeiten zufolge hat sich der Kronprinz Friedrich Wilhelm auf die Krone in der gleichen Weise gestreut wie der Sohn eines reichen Gutbesizers auf das Rittergut seines Vaters, mit dem er als seinem unanfechtbaren Eigentum nach Belieben würde schalten und walten können. Kaiser Friedrich war ein wenig selbständiger Charakter, der, weil eigener Urteilskraft vielfach ermangelnd, sich gern die Ansichten geistig überlegener Leute aneignete. Ohne Frage spie-

gelte sich in der Bewertung der ihm winkenden Krone der genossene Geschichtsunterricht des Professors Curtius wider. Dieser aber kam bei der Auffassung des preussischen Thronfolgers über das ihm zufallende Erbe nur darauf hinausgegangen sein, daß der Herrscher bei weitem mehr Rechte als Pflichten hat, während doch das Gegenteil der Fall ist. Wer berufen ist, über das Schicksal vieler Millionen mitzuentcheiden, im Mittelpunkte eines ganzen Volkes und gleichzeitig über ihm steht, dessen Pflichten reichen ins schier Unermeßliche. Professor Curtius dürfte aber als Geschichtslehrer eines zukünftigen Herrschers typisch sein. Wo fänden wir den Monarchen, der nicht zuerst an die Dynastie, will sagen an sich und sein Haus dächte! Die Zukunft des Hauses Brandenburg spielte in den politischen Erwägungen auch Friedrichs II. eine große Rolle. Vorwiegend nach den Interessen der Dynastie fragte selbst der alte Kaiser Wilhelm vor allen Entscheidungen von Wichtigkeit; und als dem jetzt regierenden Saren mitgeteilt wurde, das russische Volk trage Verlangen nach einer Verfassung, hatte er nur das Eine zu erwidern: „Aber wo bleibt denn die Dynastie?“ Viel zu wenig werden die angehenden Herrscher auf die ihnen später obliegenden Pflichten gegen diejenigen, über die sie herrschen sollen, und auch darauf aufmerksam gemacht, wie sehr sie sich im eigenen Lichte stehen werden, wenn sie es an der gewissenhaftesten Erfüllung dieser Pflichten fehlen lassen. Und das wäre doch um so nachdrücklicher zu betonen, als der zukünftige Monarch, noch bevor er aus der Wiege genommen wird, Gegenstand von Huldiungen ist, die ihm bezeugen, daß er nur Rechte hat und als geborener König ohne weiteres den Aufgaben seines späteren Amtes gewachsen sein wird. Not tut somit auch in der konstitutionellen Monarchie den Regierten vor allem als Geschichtslehrer des Thronfolgers ein aufrechter Mann, der ihm nicht nur das sagt, was er gern hören möchte, sondern namentlich auch das, was er hören muß. Wo ein solcher Mann zur Stelle ist, bedarf es zur gründlichen Vorbereitung des zukünftigen Herrschers auf sein Amt nicht einmal der Anweisung des regierenden Herrn. Er selber, der Thronfolger, wird schon auf sie dringen. Denn die Geschichte lehrt ihn, daß die Schmeichler lügen, die ihm einreden, die Erben einer Krone kämen bereits als fertige Regenten auf die Welt, daß seinem Regierungsantritt vielmehr harte und ernste Arbeit vorausgehen muß, wenn er selbst und die von ihm Regierten nicht Schaden erleiden sollen.





## Wenn der Schleier fällt . . .

Erzählung

von

Gräfin Udeline Ranzau

Eine Stunde außerhalb der Stadt lag das große Haus des Forstmeisters Hunzer.

Es war eine zahlreiche Familie, die darin wohnte. Die Eltern waren nicht mehr jung und hatten zwölf Kinder.

Die waren nun freilich nicht mehr alle im Hause. Der älteste Sohn, der Stolz der ganzen Familie, war schon lange fort, hatte die Forstkariere erwählt und wartete nun schon seit mehreren Jahren auf eine Oberförsterstelle. Woher es kam, daß noch immer keine für ihn frei war, das war eigentlich nicht zu begreifen, denn Hermann war doch in jeder Beziehung ein ganz hervorragender Mensch! So sagten wenigstens die Eltern, so sagten mit großer Überzeugung seine fünf Schwestern und — vielleicht mit etwas weniger Freude seine Brüder — am allerwenigsten der kleinste, fünfjährige, aus irgend einem geheimnisvollen Grunde der „Rameruner“ genannt. Der Rameruner hatte strohblonde Haare, Augen wie Bergglocken und Wangen wie rote Äpfel, aber — wer will die unergründlichen Geheimnisse eines „Nadnamens“ ergründen! — er hieß der Rameruner und hatte eine stille und gleichfalls unerklärliche Abneigung gegen seinen ältesten Bruder Hermann.

Es war aber noch jemand im Hause, der in sehr naher Beziehung zu Hermann stand und der ihn von der ganzen Familie wohl am meisten bewunderte. Und das war „das Annchen“ — seine Braut! Als dreijährige Waise hatten die vortrefflichen Oberförsters — jetzt Forstmeisters — das Annchen ins Haus genommen und mit ihren Kindern großgezogen.

Dafür hatte denn auch das Annchen eine ganz besondere Stellung im Hause.

Denn ein solch großes Glück, als armes, verlassenes Menschenkind in die große Familie aufgenommen zu werden, das mußte dieses Menschenkind doch mit unbegrenztem Dank und gleichzeitig mit tiefer Demut und Bescheidenheit erfüllen, denn was wäre aus Annchen geworden ohne Oberförsters?

Aber Annchen war auch dankbar und wurde von der ganzen Familie sehr geschätzt, ja sie wäre wohl noch mehr in Gnaden gewesen, wenn sie nicht mit 18 Jahren den großen Fehler begangen hätte, sich mit Hermann zu verloben.

Das war ein harter, unerwarteter Schlag für die Familie.

Hermann, dem die Welt offen stand, — Hermann, so reich an Gaben des Geistes und des Herzens, — Hermann, der niemals seinen Eltern Kummer gemacht, der immer das Richtige tat zur Verzweigung seiner Brüder, — Hermann, der doch mindestens eine Prinzessin heiraten mußte oder eine Dame mit schwindelhaftem Vermögen, — der hatte sich eines Tages in aller Seelenruhe mit dem Annchen verlobt!

Die Familie war sprachlos.

Und der Familiensturm umbrauste den braven Hermann und das fassungslose Annchen, aber schließlich fand die Mutter das erlösende Wort, indem sie unter Tränen sagte:

„Ich finde, es ist ganz wie Hermann, daß er sich gerade das stille, einfache Annchen aussucht, er war schon als Junge immer so ritterlich!“

„Ja, — es ist ganz wie Hermann! Ganz!“

Schließlich fand man es doppelt rührend von ihm, wo er doch noch gar keine Aussichten hatte, — denn er war damals noch sehr jung, sehr — Und Annchen?

Annchen hatte ja Hermann schon als Kind geliebt, und Annchen liebte ihn noch jetzt mit einer stillen, nie versiegenden Kraft und Treue.

Denn sie waren nun schon sieben Jahre verlobt. Annchen war im Hause seiner Eltern geblieben, Hermann hatte das so gewünscht, seine Schwestern waren in die Großstadt gegangen und studierten Malerei und Musik, — der Kameruner hatte zwar neulich behauptet: „Anne singt sechs-mal schöner als Lise und Grete“, aber Hermann war durchaus dagegen, daß seine Braut ein freies, ungebundenes Leben führte — wie seine Schwestern, sie konnte ja der Mutter so gut zur Hand gehn, sie konnte die kleineren Geschwister versorgen und sich so die edle Weiblichkeit ganz und gar erhalten.

Sie nähte ja nun auch schon seit Jahren an ihrer Aussteuer, und außerdem hatte sie noch ein sehr hübsches schriftstellerisches Talent und schrieb für christliche Zeitschriften kleine Erzählungen, die ebenfalls kleinen Verdienste kamen in eine Sparskasse, denn man mußte ja an die Zukunft denken . . .

Einmal war die Redaktion einer sehr bedeutenden Zeitschrift auf ihr Talent aufmerksam geworden und hatte sie um eine größere Arbeit gebeten, aber Hermann wünschte nicht, daß seine Braut ein Blauschiff würde und mit ihrem Namen an die Öffentlichkeit trete, — als seine Frau durfte sie jedenfalls keinen Nebenberuf haben später. Ja, wenn sie erst seine Frau wäre!

Aber er war ja zu gewissenhaft, um einen Haushalt zu begründen, ehe er eine größere Anstellung bekam, — die kleineren schlug er aus, weil

er nicht wollte, daß seine Frau sich einmal später so sehr einschränken müßte, und weil auf ihm doch dann die ganze Last der Verantwortung ruhte und die Sorge um die Zukunft der Kinder und Enkelkinder . . .

„Hast du Nachrichten von Hermann, Annschen?“ fragte die Mutter freundlich, ins kleine Mansardenstübchen ihrer Schwiegertochter eintretend.

„Ich habe jetzt lange nichts von ihm gehört, Mutter.“ Annschen saß tief über ihre Arbeit gebeugt.

„Was machst du denn da, Kind? Wieder Taschentücher für Hermann? Das zwölfte Duzend! Du hast ja nächstens auch seine ganze Aussteuer fertig; ich glaube, bald ist kein Stück in seiner Wohnung, das nicht von dir wäre, — du verwöhntst ihn sehr, Kind, aber das kann man auch nicht gut lassen!“

„Nein — das kann man nicht.“ Annschen lächelte.

Die Mutter stand noch immer neben ihr.

Nach einer Weile sagte sie:

„Nur seinen heißen Wunsch, ihm jetzt den schönen Collie zu schenken, können wir ihm alle nicht erfüllen. — 90 Mark soll das Tier kosten, — ich hätte es ihm ja gegönnt.“

„90 Mark!“ wiederholte Annschen.

„Annschen, — du darfst es nicht tun, — wenn du auch wohl ganz nett auf der Sparkasse liegen hast diesen Augenblick — es ist ja ein Sünden- geld! Aber — was soll man sagen — zu einem schönen Jägermann gehört ein schöner Hund, nicht wahr, Kind?“ Sie hatte während der letzten Worte ein Bild ihres Sohnes, das auf Annschens Nähtisch stand, in die Hand genommen und betrachtete es liebevoll.

Hermann war ein schöner, großer Mensch mit sehr ernst blickenden, großen, dunklen Augen. Die Mutter seufzte leise — dann ging sie fort.

Annschen blieb allein.

Sie legte die Näharbeit fort. In ihren Ohren klang der leise Seufzer der Mutter nach.

Es lag eine ganze Welt in diesem Seufzer.

Annschen nahm das Bild ihres Verlobten in die Hand und betrachtete es lange. Wünschte die Mutter immer noch, daß die Verlobung wieder zurückginge? Nein, das konnten sie jetzt nicht mehr von ihr verlangen nach sieben Jahren der treuesten, hingebendsten Liebe. — Einmal — vor nun schon vier Jahren, da hatte sie selbst es gewollt, da hatte sie einmal — ganz plötzlich — das Gefühl gehabt, ihn mit ihrer Liebe zu quälen, und das wollte sie nicht, er sollte nicht durch sie leiden!

Sie bot ihm die Freiheit an.

Aber mit ernstern Vorwürfen hatte er ihr geantwortet — wie konnte sie so wankelmütig, so schwach sein — das hatte er nicht gedacht, daß sie ihm so wenig vertraute, — da hatte sie ihn tief beschämt um Verzeihung gebeten und nie, nie wieder sollte auch nur ein Funken von Argwohn in ihrem Herzen glimmen.

Und das hatte sie gehalten.

Und auch jetzt, gerade jetzt — in diesen letzten Zeiten, wo er manchmal so zerstreut, so sorgenvoll gewesen war — immer wieder hatte sie die kleinen plötzlichen Funken im ersten Augenblick tapfer ausgetreten.

Es war ja ihre schöne, heilige Pflicht, ihm zu helfen, — sein Sonnenstrahl zu sein, — er hatte ja so schwer zu kämpfen mit seiner pessimistischen Veranlagung, — er hatte so viel Pedanterie von seiner Mutter geerbt und er war ein so guter, guter Mensch.

Sollte sie ihm den Hund schenken?

Es gab ein tiefes Loch in das kleine ersparte Vermögen. Aber es war so köstlich, ihn zu beschenken, — das war ihr Vorrecht, das durften sie ihr auch nicht nehmen. — — —

Die Weihnachtszeit mit Glockenläuten und tiefem Schnee und singenden, frohen Menschen kam heran.

Fast alle Kinder wurden zum Fest erwartet, nur Hermann schrieb, daß die Erziehung des neuen Hundes, den Annchen ihm geschenkt hatte, ihn am Kommen verhinderte. Allein lassen könnte er das kostbare Tier unmöglich.

Eltern und Geschwister waren tief betrübt.

„Das ist wieder ganz wie Hermann, — nicht einmal einen Hund mag er vernachlässigen, — Annchen, das kommt davon, warum hast du ihm das Tier schon vor Weihnachten geschenkt, — nun müssen wir Hermann alle darum missen!“

„Könnte er denn Floß nicht mitbringen?“ sagte Annchen.

„Aber, Annchen! du bist doch so zimperlich mit Hundes, — da werdet ihr euch ewig über Floß zanken!“

„Wir zanken uns ja nie!“

„Nein, — Hermann zankt sich ja prinzipiell nicht, — aber wenn du dann den Hund nicht bewunderst, ist er tief betrübt, wir kennen ja Hermann!“

„Ach und die vielen Hunde im Hause, — nein, Annchen, das ist eine Zumutung!“

„Aber Hermann kommt ja ganz um seine Weihnachtsferien!“

„Die anderen Hunde müssen dann alle im Stall eingesperrt werden, wenn Hermann den Rötter mitbringen will“, meinte der Vater.

„Ja, dann gluge es ja, — Annchen, schreibe doch gleich an Hermann und bitte ihn recht dringend, mit dem Hunde zu kommen, da der gute Junge das treue Tier nicht sich selbst überlassen kann.“

Die Mutter schob das Annchen mit dieser Bitte aus der Stube.

Annchen schrieb sehr lange an ihrem Brief. Sie hatte so sicher auf sein Kommen gerechnet. Die Absage heute war eine bittere Enttäuschung gewesen.

Des Hundes wegen!

Aber natürlich. Es war ja ein so kostbares Tier, und Hermann betrieb die Erziehung mit seiner ganzen Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit,

er nahm alles so ernst, so schwer, — ein anderer täte das nicht, — ein anderer — würde der überhaupt sieben Jahre lang der Braut die Treue halten?

Das konnte auch nur er!

Sie hat ihn also zu kommen, seine Eltern wären außer sich, seine Geschwister auch, — von sich schrieb sie nichts. Das wußte er ja, — was sein Kommen für sie bedeutete.

Am Abend vor Weihnachten kam er.

Die andern Geschwister waren alle schon da und standen in der Haustür und spähten in die Dunkelheit, — in der Ferne konnte man Schellengeläute hören — und jetzt kam er. Vor ihm aus dem Schlitten sprang ein wunderschöner geschmeidiger Collie, — dann stieg Hermann gelassen aus, — er hatte den Hund an einem kurzen Strick.

„Immer ruhig!“ sagte seine freundliche Stimme, — „macht mir den Rötter nicht wild, Kinder.“

Alle umringten ihn.

„Hermann, wie famos ist der Hund, Hermann, du hast ja einen prachtvollen neuen Mantel an, und Pelztragen, Mensch — wo hast du den her?“

„Na, etwas muß man sich doch auch selbst zu Weihnachten schenken, — sieh da, Annchen, — bitte komme mir nicht nah, der Rötter ist nämlich wahnsinnig eifersüchtig, — aber fein ist er doch, — nicht wahr?“

Der Hund war ein besonders schönes Exemplar seiner Rasse. Tadellos in der Zeichnung und Farbe, grazios wie ein Windspiel, — er stand jetzt regungslos mit hängendem Schweif und angelegten Ohren da. Hermann hielt ihn fest am Strick — er wurde dann in Hermanns Stube gebracht und dort festgelegt.

„Hat er auch einen guten Blick?“ fragte Annchen plötzlich.

„Natürlich, — er hat bis jetzt noch niemand etwas getan, du mußt dich nur nicht vor ihm ängstigen, liebes Kind, — außerdem war es ja für das Tier nicht günstig, es jetzt in ein anderes Milieu zu bringen, aber ich mußte doch der Eltern wegen kommen, — du schreibst ja selbst, daß sie es sehr empfunden hätten, wenn ich fortgeblieben wäre, — du hättest mich gewiß verstanden, nicht wahr?“

Sie nickte.

„Du meinst — wegen des Hundes?“

„Aber natürlich, Kind, — sieh mal, so 'n Tier schafft man sich doch nicht nur zum Vergnügen an, es will verstanden und erzogen sein — ich habe mich die verfloßenen vierzehn Tage lediglich mit dem Rötter beschäftigen müssen.“

„Ich dachte — du wünschtest ihn dir so sehr?“

„Ja gewiß, — es war auch rührend von dir, ihn mir zu schenken, ich werde nämlich eine Zucht anlegen, — aber wie heult der Kerl da oben, — ich will mal nachsehen —“

„Ach laß ihn noch ein Weilchen, — wir haben uns ja eben erst wieder —“



Vincenzo Vela  
Betendes Kind (Grabmal)





LIBRARY  
OF THE  
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Ein erstaunter Blick traf sie, dann kam er zu ihr zurück und faßte ihre Hand.

„Wünschst du etwas?“

„O nein, — ich dachte nur — der Hund —“

„Sieh mal, Annchen, ich fürchtete ja gleich, du würdest eifersüchtig auf Flock sein —“

„O Hermann!“

„Ja, — ihr Frauen seid immer so unlogisch; du mußtest mir das Bier nicht schenken, wenn du nicht wolltest, daß ich es verständig behandle.“

„Ach, mache doch mit dem Bier, was du willst.“

„Aber, Annchen!“

Die Tür ging auf.

„Annchen, in den Weihnachtstagen darfst du nicht Hermann ganz und gar mit Beschlag belegen, da gehört er uns auch, kommt, Kinder, morgen gibt es noch viel zu tun, Hermann soll noch sein Bier bei uns trinken.“

Hermann bot seiner Mutter liebenswürdig den Arm, und die ganze Familie saß noch lange im Kreise zusammen.

Ein ungezwungener, fröhlicher Ton herrschte, und wenn die Meinungen aufeinander plassten, dann mischte sich Hermanns beschwichtigende Stimme darein, und die Eltern blickten voll Stolz auf ihren Ältesten, und wieder hörte Annchen einmal im Lauf des Abends den leisen, ihr so bekannten Seufzer der Mutter.

Sie saß neben Hermann, aber sie unterhielt sich meist mit seinem jüngeren Bruder Kurt, der Primaner war und erst heute angelangt war.

„Du,“ sagte er, „ich weiß so 'n köstlichen Polterabendscherz — heiratet ihr nicht bald?“

Sie lachte.

„Er hat ja noch keine Anstellung.“

„Ich möchte nicht so lange verlobt sein, das weiß ich, — kriegt ihr es gar nicht über?“

Sie lachte wieder.

Auch Hermann lachte, er hatte die letzten Worte gehört.

„Das verstehst du nicht, Kurt, — wir lernen uns eben gründlich kennen und schätzen, dann gibt's nach der Hochzeit keine Überraschungen mehr, — nicht wahr, Annchen?“

„Da hast du wirklich recht, Hermann,“ meinte die Mutter, „gewöhnlich lernen die Menschen sich doch nicht ein bißchen kennen, wenn sie verlobt sind, während Hermann und Annchen“ — wieder der leise Seufzer — „mit voller Ruhe in die Ehe gehen können.“

„Was meinst du, Vater,“ sagte Hermann plötzlich sehr ernst mit tiefen Sorgenfalten auf der Stirn, „— im Sächsischen bieten sie mir eine Oberförsterei an.“

Allgemeines Ach und Oh —

„Unständiges Ding, mein Sohn?“

„Ne, nur klein — ganz weltentrückt im Walde, ein uraltes, schiefes Haus —“

„O wie herrlich!“ sagte Unnchens leise Stimme.

„Ja Kind, das denkst du dir so, aber es ist ein verlorener Posten, da kann man nur versauern und verbauern.“

Sie faßte seine Hand und sah ihn an.

„Tief — im Walde — sagst du — und wäre es bald?“

„Nein, Kinder, das tut ihr keinesfalls! Das wäre ein zu großes Unrecht gegen Hermann, wenn er sich da vergraben wollte, — eine Frau findet überall ihre Welt und hat ihren Hausstand; nein, Männer, das tu mir nicht an.“

„Ich habe ja auch keine große Neigung, Mutter.“

„Aber Kinder!“ rief Kurt, „dann könnt ihr ja heiraten, seid doch nicht so dumm!“

„Heiraten können wir uns immer noch, Kurt, — wir zwei bleiben uns treu und wir haben es ja so gut. Ich möchte meiner Frau auch etwas Besseres bieten als so ein Räuberneft im Walde, und dann wäre es für sofort, und ich liebe es durchaus nicht, wenn man mir so die Pistole auf die Brust setzt.“

„Nun gute Nacht, Kinder, — so schnell brauchst du dich nicht übers Ohr hauen zu lassen, mein Hermann, — das Unnchen wird dir zuliebe ja gerne noch warten, außerdem haben wir sie noch so notwendig hier, nicht wahr, Vater?“

„Ja, — ich gebe das Unnchen überhaupt nicht her“, meinte der Vater freundlich.

Man trennte sich mit lautem und heiterem Gute Nacht.

Vor Hermanns Stube stand das Brautpaar.

Sie hatte seine beiden Hände gefaßt und sah zu dem großen, stattlichen Manne flehentlich empor. Sie sprach rasch und eindringlich auf ihn ein, aber er machte jetzt eine etwas ungeduldige Bewegung, da ließ sie seine Hände los und blieb stumm vor ihm stehen.

„Magst du denn nicht mehr warten?“ fragte er erstaunt, „hast du so wenig Geduld?“

Sie schüttelte nur leicht den Kopf und war im nächsten Augenblick verschwunden.

Er zuckte die Achseln.

„Es ist nicht klug zu werden aus den Frauenzimmern, — sie wissen selbst nicht, was sie wollen, — jedenfalls vernünftig können sie nie sein! Na — komm, mein Hundchen, mit dir kann man wenigstens was anfangen.“

Floß stürzte heraus, er schnoberte aufgeregte den schmalen Flur entlang, stand einen Augenblick regungslos vor Unnchens Tür, — dann trabte er langsam zurück und knurrte leise.

Sein Herr betrachtete ihn amüsiert.

Am anderen Tag schmückten sie alle zusammen den Christbaum und bereiteten das Haus für den heiligen Abend vor.

Aber zwischen Hermann und Annchen lag eine leichte Mißstimmung.

„Ich weiß nicht,“ sagte er zu seiner Mutter, „was mit Annchen diesmal ist, — sie ist verändert und sie ist außer sich, daß ich die kleine Stelle nicht annehmen will, sie hat mich gestern abend noch so gedrängt, und heute geht sie nun mit diesem leidenden Gesicht herum, daß ich es gar nicht aushalten kann, — wir andern sind doch alle so vergnügt, nur sie ist still und gedrückt, — die letzten Male, als ich hier war, da war's auch schon so, ich verstehe das nicht.“

„Ich will's ihr mal ordentlich sagen,“ antwortete die Mutter, „sie soll uns nicht die Festfreude verderben — ach, da kommt sie grade, — Annchen, Annchen!“

„Ja, Mutter?“

Sie trat so ruhig und gelassen näher, daß die Frau Forstmeister im ersten Augenblick keine Worte fand, dann sagte sie gedehnt:

„Liebes Kind, Hermann beklagt sich, daß du jezt immer so trübsinnig wärst, er findet dich verändert — und ich finde dich ja auch so kühl —, ist da irgend ein Grund?“

„Hermann beklagt sich?“ wiederholte Annchen und ihre blauen Augen blickten die Mutter starr an.

„Nun ja, — ich meine — es ist nicht recht von dir, ihn zu quälen.“

„Womit quäle ich ihn denn?“

Immer noch dieser selbe starre Blick.

„Du verlangst von ihm, daß er deinetwegen diese greuliche Stellung nehmen soll, und er wird es gewiß auch noch tun, so gut wie er ist —“

„Er soll es doch ja nicht tun“, sagte Annchen ruhig.

Hermann trat zu ihnen.

„Ich habe deine letzten Worte gehört, Annchen, — gestern flehdest du mich es zu tun und heute sagst du so kühl — ich soll es nicht tun, — was willst du denn nun eigentlich?“

„Nichts“, antwortete sie.

Sie stand noch immer auf demselben Fleck.

„Mein Gott, das ist ja, um einen Mann zur Verzweiflung zu bringen!“ sagte die Mutter noch und ging rasch fort.

Hermann trat an seine Braut heran.

„Was hast — du nur?“ fragte er.

Sie legte die Hand über die Augen.

„Sieh mich nicht so an —“ flüsterte sie leise.

„Herrje!“ fuhr er auf, „wie soll ich dich denn ansehen, du —“

Er schwieg erschrocken.

„Annchen! Tränen? Verzeih, daß ich heftig wurde, — komm, sage mir, was los ist —“

Er führte sie zu einem Sofa und zog sie neben sich.

Sie lehnte für einen Augenblick den Kopf gegen seine Schulter, aber bald richtete sie sich wieder auf.

„Ich bin dumm,“ sagte sie, „laß nur gut sein, — ich denke nur, es wäre schöner — zu zweien das Leben anzufangen, wenn auch ganz arm und gering, als immer auf die bessere Zeit zu warten.“

Er stand auf und ging erregt hin und her.

„Damit quälst du mich nun schon seit Jahren“, sagte er tief ernst.

„Also damit!“ kaum hörbar kamen die Worte über ihre Lippen.

Er hatte sie auch nicht gehört.

„Und ich sage dir doch immer,“ fuhr er fort, „daß ich uns beide nicht ins Elend bringen will! Einmal muß die gute Anstellung doch kommen, und was ist dann die Wartezeit! Du bist erst 25 Jahre, ich 28, — das ganze Leben liegt vor uns, — du hast es hier so gut, alle brauchen wir dich — die kleinen Geschwister erziehst du, den Haushalt nimmst du Mutter ab, du bist Vaters Sonnenstrahl, du hast mich —, ja, — was sagst du?“

„Hast du mich — denn lieb?“ fragte Annschen.

„Aber, Kind! natürlich! Wie kannst du fragen!“ Eine Pause entstand.

„Wenn man — wie wir — sieben Jahre lang verlobt ist, Annschen, dann kann man sich doch nicht von früh bis spät sagen, daß man sich lieb hat, nicht wahr! Man vertraut sich eben, man ist wie gute Kameraden zusammen, — nicht wahr, du verstehst mich?“

Sie weinte nicht mehr. Sie war wieder ganz ruhig. Sie lächelte sogar.

„Du magst schon recht haben, Hermann. Ich dachte mir nur früher —“

„Was denkst du?“

„Ach, ich hatte kindische Ansichten über — die Liebe, gewiß aus Büchern —“

„Ja, gewiß aus Büchern, — Bücher sind immer dumm, — komm nun, sei froh und laß uns spazieren gehn mit Floß.“

„Hermann — er hat keinen guten Blick!“

„Bild dir das doch nicht ein, — komm nur!“

Am Weihnachtsabend waren sie alle sehr vergnügt zusammen, der Kameruner hielt sich bei solchen Gelegenheiten immer dicht an Annschen.

Einmal wollte sie sich neben Hermann setzen, aber der Hund lag zu seinen Füßen und zeigte ihr still die Zähne.

„Hermann!“ sagte sie erschrocken.

Er hatte es nicht gesehen.

„Ach bewahre — der Rötter ist schlechter Laune, — wenn er das mal wieder tut, mußt du ihn gleich selbst windelweich haun, dann wird er dich lieben.“

„Ich!“ sagte der Kameruner und schüttelte drohend seine Faust gegen Floß.

„Wir dürfen nicht zusammenstehn, wenn der Hund da ist, er könnte sonst wirklich eifersüchtig werden.“

Der Kameruner zog sie fort.

„Hermann ist Bieft“, sagte er wütend.

Annchen hielt ihm lachend den Mund zu.

„Aber, Junge, ich hab' Hermann den Flock geschenkt, — komm, ich erzähle dir ein Weihnachtsmärchen.“

„Was hat denn Hermann dir geschenkt?“ fragten die andern.

„Herrliches Briefpapier, um ihm zu schreiben —“

„Ach — mir hat er gar nichts geschenkt, — nur einen Bleistift.“

„Kinder, er muß sparen für Annchen.“

„Und hat sich den schönen Pelz geschenkt.“

„Und morgen will er schon fort nach Diersau, um da die Jagden mitzumachen, das kostet doch auch 'ne Menge Geld.“

„Unsinn, das muß er doch!“

„Ach was, er konnte ja hier bleiben und Annchen statt dessen einen Pelz schenken.“

„Uns hat er seine Photo geschenkt, die ist entzückend“, riefen die Schwestern.

„Was da,“ rief Kurt — „Leutnant Vogel gibt seiner Schwester jeden Monat zehn Mark von seiner Gage ab, und die andern Schwestern geben ihr auch was, und dafür kann sie an der Kunstgewerbe-Akademie arbeiten, — das täte Hermann nie.“

„Wovon redet ihr?“ fragte Hermann, zu ihnen tretend.

Sie erzählten ihm die Geschichte.

„Wenn Fräulein Vogel heiratet,“ sagte er lachend, „was hat sie dann vom Kunstgewerbe? Nein, für so etwas gäbe ich auch kein Geld.“

Annchen zog ihn beiseite.

„Denke dir,“ sagte sie leise, „die Redaktion an der Zeitschrift — du weißt schon, bietet mir eine Stelle als Mitarbeiterin an mit festem Gehalt, — da könnte ich uns doch eigentlich — schön was verdienen?“

„Auf keinen Fall! Was für 'ne Frechheit, das dir — meiner Braut, anzubieten, ich werde den Leuten mal deutlich werden.“

„Ach laß nur —, willst du morgen schon fort?“

„Ja, ich muß, — ich habe die Einladung schon lange angenommen.“

„Wann kommst du wieder?“

„Sonnabend Abend.“

„— Nimmst du Flock doch mit?“

„Bewahre! ich denke, ihr werdet euch anfreunden in der Zeit.“

„O Hermann, nimm ihn mit, er haßt mich!“

„Liebes Kind, du bist albern, — ein Hund fällt keinen Menschen bloß so an, du mußt nur keine Angst zeigen.“

„Ich habe aber Angst!“

„Und willst eine Jägersfrau werden?“

„Das ist wohl noch — lange hin,“ antwortete sie mit einem Versuch zu scherzen.

Er runzelte die Stirn und ging rasch fort. Am andern Tage, im Lauf des Nachmittags, reiste er ab.

Ein bellemmendes Gefühl legte sich auf Annchens Herz, als er fort war.

Er hatte ihr noch zugerufen, sie sollte gut zu Flock sein, und sie ging auch jetzt hinauf, — sie hörte das Tier in Hermanns Stube heulen.

Aber sie getraute sich nicht hineinzugehen.

Es war ihr ein ganz neues, eigenes Gefühl.

Niemals hatte sie noch Angst vor Tieren gehabt, sie verstand sich gut mit ihnen.

Aber sie wußte, daß Tiere ganz bestimmte Abneigungen haben, und dieser Hund hatte sie so seltsam angesehen.

Er war eifersüchtig. Das war fraglos.

Wie mochte sich Hermann wohl mit ihm beschäftigt haben! Von früh bis spät. Das Tier liebte ihn ja leidenschaftlich.

Warum mußte man ihn eigentlich so sehr lieben? Gibt es denn bei der Liebe ein Warum?

Sie ging wieder hinunter und holte sich Kurt, und zusammen betraten sie Hermanns Zimmer.

„Beachte ihn gar nicht,“ sagte Kurt, „dann wird er sich schon gewöhnen, — ein merkwürdig großes, schönes Tier ist es.“

Flock duckte sich und rührte sich nicht, dann trabte er scheinbar ganz gutwillig hinter Kurt her, und Annchen gewann etwas Mut. Sie gingen zusammen spazieren und nachher legten sie den Hund wieder fest. Er ließ sich streicheln und klopfen und war ganz still. Annchen kümmerte sich nicht um ihn, aber am Tage, als Hermann wieder kommen sollte, dachte sie: Ich will es doch noch einmal versuchen — denn sie und Hermann hatten ja sonst keine ruhige Minute zusammen.

Sie machte das Tier unter freundlichem Sureden von seiner Kette los und nahm ihn mit ins Eßzimmer.

Flock streckte sich lang hin neben den Ofen, sie kniete neben ihm nieder und klopfte ihn leicht.

Er rührte sich nicht, aber er wies ihr stumm sein ganzes herrliches, schneeweißes Gebiß. Einen Augenblick stand ihr das Herz still.

Aber sie bezwang sich und stand ruhig auf.

Sie wollte zur Tür gehn, der Hund kam ihr aber zuvor und sie fühlte sofort, daß er sie nicht herauslassen würde.

Flock legte sich an der Türschwelle hin, Annchen begriff, daß sie jetzt sehr ruhig warten mußte, bis jemand kam, und daß sie das Tier durchaus nicht beachten mußte.

Sie setzte sich also ans Klavier, und um sich selbst Mut zu machen, fing sie an zu spielen. Nach einer Weile kam Flock langsam auf sie zu und stellte sich neben sie.

„Er ist doch zu sonderbar“, dachte sie, „will er nun Freundschaft schließen?“

Sie spielte weiter und sah auf das Tier nieder, es rührte sich nicht und knurrte nicht einmal, aber plötzlich sah sie wieder die fletschenden Zähne und jetzt erschrak sie so, daß sie aufsprang. Im selben Augenblick stand das Tier hoch aufgerichtet neben ihr, sie fühlte seine Pfoten auf ihrer Brust, sah die funkelnden grünen Augen, den aufgesperrten Rachen, — instinktiv hielt sie den linken Arm vor und im selben Augenblick fühlte sie wie eiserne Klammern das Gebiß des Hundes um ihren Ellbogen.

Sie stieß einen Schrei aus.

Der Hund war im Stehen ebenso groß wie sie, und sie konnte mit der rechten Hand keine Waffe erreichen.

Die Tür wurde aufgerissen. Kurt stürzte herein.

„Flock!“ schrie er.

Mit aller Gewalt mußte er die Zähne des Hundes auseinanderreißen, dann gab er dem Räter einen Fußtritt, daß er zur Tür hinausflog.

„Um Gottes willen, Annchen!“ sagte er erschrocken.

Sie war totenblaß.

„Ich habe mich so erschrocken“, sagte sie.

„Komm — wir müssen den Arm untersuchen.“

Er brachte sie hinauf, die Schwestern kamen aufgeregt herbei — Annchen hatte zum Glück eine sehr starke Manchesterbluse angehabt, so war die Wucht des Bisses abgehalten, — der Arm schwoll aber sehr an, war dunkelblau unterlaufen, und sie konnte ihn nicht bewegen.

„Der Schreck war das Schlimmste“, sagte sie wieder; „hätte er mich angefallen, als ich neben ihm kniete, — er wäre mir an die Kehle gefahren und —“

„Ja, das wäre furchtbar gewesen.“

In diesem Augenblick knallte im Garten ein Schuß. Sie sahn sich erschrocken an. Und dann kam Kurt stolz herein.

„Das muß ein ganz infames Diebst gewesen sein, ich haute es windelweich durch, und es gab keinen Ton von sich, — nun hab' ich's totgeschossen.“

„Totgeschossen? Kurt, aber Hermann?“

Alle sagten es aus einem Munde.

„Was, Hermann? Der kann ja nur Gott danken, daß es so gut abgelaufen ist. — Annchen, der Kameruner steht draußen und brüllt, weil er gehört hat, du wärest verwundet. — Na, so 'ne Kanaille von Diebst.“

Sie sprachen alle durcheinander, Annchen lag auf einer Chaiselongue und kühlte ihren sehr schmerzenden Arm, die Mutter kam herein — tödlich erschrocken, alle Möglichkeiten und Eventualitäten wurden hin und her besprochen, und schließlich ließen sie Annchen allein und begaben sich alle hinunter, um den Kadaver anzusehn.

Annchen lag still da.

Flock war also tot.

Was würde nur Hermann sagen.

Er würde furchtbar böse sein, sie wußte es!



Aber was würde er nur sagen, daß sie in solcher Gefahr gewesen war! Ach, sie wußte es, nun würde seine ganze treue, warme Liebe wieder durchbrechen, nun würde er den Arm wieder um sie legen und wieder sagen „mein Unnchen“, wie in der ersten Zeit ihrer Verlobung, vielleicht würde er sie auch einmal wieder „kleiner Kerl“ nennen, wie vor langer, langer Zeit. Fast hatte sie es ja aufgegeben, auf diesen Klang, diesen Ton zu warten, wie oft hatte sie in kindischer Verzagttheit gedacht, wenn doch nur mal irgend etwas Besonderes passierte, irgend etwas, was ihn aufrüttelte aus seinem freundlichen Phlegma, — wenn sie krank würde, sehr krank! oder wenn sie sich heftig erzürnten, — er ihr mißtraute und schließlich sein Unrecht einsah, — alles, alles war besser als diese automatenhafte Freundlichkeit der letzten Jahre. Hatte er sich so an sie gewöhnt? War das immer nur in der ersten Zeit so schön, wie würde es dann nachher in der Ehe werden? Seine Liebesbezeugungen waren ja ganz mechanisch geworden, er merkte es oft gar nicht, wenn sie nach einer kleinen Freundlichkeit verlangte, er ahnte ja gar nicht, daß sie schon lange verhungerte und daß er ihr oft ein Rätsel war. Und wenn er verstimmt war, dann war sie überhaupt Luft für ihn und nachher — dann wußte er das gar nicht. Es war vorgekommen, daß er ihr monatelang nicht schrieb, weil er irgend welchen dienstlichen Ärger hatte, und wenn er auf der Jagd kein Glück gehabt hatte, dann sprach er den ganzen Abend nicht mit ihr, und wenn es auch der letzte und einzige Abend war, den sie zusammen hatten.

Er war ein merkwürdiger Mensch!

Fand er ihre Liebe so selbstverständlich?

Ja Liebe! Was war Liebe?

Und wenn sie ihm dann sagte: Ach Hermann, du hast mich ja gar nicht mehr lieb, — dann kamen die dunklen, erstaunten, runden Augen, und er begriff nicht, was sie meinte! Man könnte doch nicht sieben Jahre lang Turteltaubchen spielen —, ach ja, ach ja — —

Wie der Arm sie schmerzte!

Warum hatte der Hund sie gebißt, — es war so rätselhaft alles. Er würde außer sich sein über Flocks Tod, aber doch, diesmal würde sie sein erster und einziger Gedanke sein.

Die Stunden gingen, die Geschwister gingen bei ihr ein und aus, Hermann konnte bald kommen, und die Aufregung wuchs.

Zum Abendbrot gingen sie alle hinunter.

Unnchen sagte, ihr wäre ganz wohl, sie trug den Arm in der Binde und kam mit hinunter. Sie waren fast fertig, — da kam Schlittengeläute und gleich darauf ging die Haustür. Hermann kam.

Ein Teil der Geschwister stürzte hinaus.

„Flock hat Unnchen gebissen.“

„Er hat sie angefallen.“

„Es war furchtbar.“

„Sie konnte ebensogut tot sein.“

„Na, es ging gerade gut.“

„Ich habe die Kanaille niedergeknallt, — das Vieß lag im Schuß.“

„Was? Flock totgeschossen?“

Das war endlich Hermanns Stimme.

„Sa natürlich — das war ja ein gefährlicher Räter.“

„Totgeschossen? Das ist doch nicht möglich, das ist ja ein Sammer!“

„Aber Hermann, Unnchen —!“

„Ihr sagt ja, es wäre gut gegangen — hat er sie richtig gebissen?“

„Kein Tropfen Blut, aber der Arm ist dick und —“

„Also nur gekniffen hat er sie, festhalten wollen, — wie hat sie ihn denn gereizt?“

„Gereizt? Gar nicht — nur —“

„Natürlich! von selbst fällt kein Hund einen Menschen an, und tot gemacht habt ihr ihn, während ich fort war, na wartet, das sollt ihr mir entgelten, das ist ja empörend!“

Die Mutter trat dazwischen.

„Kinder, kommt herein, — es ist ein greuliches Erlebnis, nicht wahr? Unser Unnchen solchen Schreck, und der schöne Hund tot, — aber gottlob hat die Bluse den Biß ja abgehalten, es ist gewiß morgen wieder gut mit ihr!“

Hermann war ganz blaß vor Zorn.

Er warf seinen Mantel in eine Ecke und ging wortlos hinaus, um nach dem toten Hunde zu sehn.

Die Geschwister standen still und erschüttert da.

„Ich sagte es dir ja gleich, Kurt,“ sagte die Mutter jetzt plötzlich heftig, „du hättest Flock nicht gleich totschießen brauchen, ihr konntet ihn doch im Stall festbinden.“

„Aber Mutter, er hat sie doch einfach angefallen.“

„Sawohl, aber Hermann weiß doch besser mit ihm Bescheid als ihr und Unnchen —“

„Unnchen sitzt drin — und hört jedes Wort —“ sagte einer der Brüder.

„Warum soll sie es auch nicht hören? Jetzt macht, bitte, keine Staatsaktion aus der Geschichte und reizt Hermann nicht noch mehr —, ich will keinen Unfrieden im Hause haben, — jetzt essen wir Abendbrot fertig, und ihr sollt nicht weiter über die Geschichte zanken.“

„Wir zanken ja gar nicht, wir —“

„Doch, ihr wollt nur Hermann ärgern, der das Leben doch schon so ernst genug nimmt, Vater ist gewiß auf seiner Seite.“

Verdrossen und erregt beendete die Familie ihr Abendbrot, dann gingen alle ins Wohnzimmer der Mutter hinauf.

Die Schwestern griffen zu Handarbeiten, die Brüder nahmen Zeitungen, Unnchen setzte sich in eine dunkle Ecke, der Kameruner presste sich neben sie und drückte krampfhaft ihre Hand. Der kleine Kerl bebte vor Aufregung.

Jetzt trat Hermann rasch herein. Er hatte sich inzwischen gefaßt. Er begrüßte Unnchen flüchtig und wandte sich sofort an seine Mutter.

„Wann kommt Vater wieder?“

„In zwei Tagen; — Vater hätte gewiß dafür gesorgt, daß Kurt nicht so übereilt gehandelt hätte!“

Der Primaner sprang erregt auf.

„Aber ich bitte dich, Mutter, einen bissigen Rötter —“

Hermann nahm am Mittelstisch Platz und zündete sich eine Zigarre an.

„Wir wollen uns doch ja nicht zanken,“ sagte er ruhig, „wenn Unnchen den Hund gleich selbst durchgeprügelt hätte, dann würde er ihr folgen wie ein Lamm.“

„Unnchen?“ schrien alle durcheinander, „Unnchen?“

„Ja,“ fuhr Hermann unbeirrt fort, „oder einer von euch, wenn Unnchen nicht die Courage hatte, — ein Tier ist doch immer ein Tier, und man muß versuchen es zu verstehen, — er hat natürlich in meiner Braut einen Feind gewittert, den er bewachen mußte, es war ein hochinteressantes Tier und durch diesen Akt der Eifersucht wurde die Erziehung ja noch interessanter, — aber nun habt ihr ja alles verdorben.“

Unnchen schob den Kameruner beiseite, er sollte nicht merken, wie sie am ganzen Körper zitterte, der Schreck saß ihr wohl immer noch in den Gliedern.

Kurt pflanzte sich jetzt vor Hermann auf.

„Schade, daß die — Kanaille — Unnchen nicht totgebissen hat, dann wäre der Fall wohl für dich noch interessanter gewesen.“

„Kurt!“ rief die Mutter mit warnender Stimme.

Hermann lächelte.

„Laß nur, Mutter,“ sagte er begütigend, „ich verstehe nicht, warum wir uns über diesen Fall so furchtbar aufregen sollen, — ihr sagt selbst alle, daß er Unnchen nicht einmal wirklich gebissen hat, — eine Dame erschrickt natürlich ein bißchen bei so etwas, — aber Kurt könnte sich ja auch klar machen, was für eine Dummheit es ist, ein so kostspieliges Tier einfach sofort zu morden, weil es in tierischem Unverstand —“

„Gute Nacht!“ sagte plötzlich Unnchens Stimme.

Alle sahn sie erstaunt an.

Sie stand ruhig und freundlich da mit einem Lächeln in ihrem blassen Gesicht.

„Gute Nacht, Mutter, — Hermann hat ganz recht, — es ist ja wirklich nicht schlimm mit meinem Arm, und der arme Flock tut mir auch leid, — ich habe noch etwas zu schreiben, — gute Nacht allerseits, — laß nur, Hermann, laß nur — bleib bei der geliebten Zigarre — gute Nacht, Kurt, ich danke dir —“, fügte sie leise hinzu und war im nächsten Augenblick aus dem Zimmer.

Eine Weile schwiegen alle wie unter einem plötzlichen Druck, aber dann ging es wieder los; Hermann war der einzige, der jetzt ruhig blieb.

„Wenn man ein so edles Tier erzieht, so darf man es überhaupt nicht von einem Milieu ins andre versetzen, ein Tier braucht auch sein

Milieu, er fühlte sich hier fremd und verängstigt, es war sehr töricht von mir, ihn mit herzzunehmen, überhaupt zu kommen diesmal —“

„Ach Hermann, ohne dich wäre es doch gar kein richtiges Weihnachten gewesen, und Annchen wäre steinungslücklich gewesen!“

„Ja gewiß, ich fühlte auch die Verpflichtung Annchen gegenüber, zu kommen — sie ist in keiner glücklichen Stimmung diesmal, aber ich habe es doch an nichts fehlen lassen.“

„Du? gewiß nicht, mein Sohn, — ich bitte dich, was ist Annchen gegen dich, — ach es ist ja ein unerhörtes Glück für sie, daß sie deine Braut ist, — noch keine meiner Töchter ist verlobt, und es gibt so wenig edle, zuverlässige Männer heutzutage, und da hat diese — fremde Waise — von der wir nicht einmal die Eltern gekannt haben — das Glück, daß du sie erwählst, Hermann! und so treu bleibst du ihr —“

„Ja, Mutter, die Treue ist für mich selbstverständlich, — aber es ist spät, wir wollen auch zu Bett gehn, morgen um 9 Uhr gehn wir zur Kirche, nicht wahr?“

„Ja, um neun Uhr. — Gute Nacht, mein Sohn.“

Am andern Morgen um 9 Uhr versammelte sich die Familie auf dem Hausflur, um gemeinsam zur Kirche zu gehen.

Es lag noch immer tiefer Schnee, die Mutter fuhr mit den Töchtern im Schlitten, die Brüder wollten den einstündigen Weg zur Stadt zu Fuß machen.

„Kommst Annchen nicht mit?“ sagte der Kameruner.

Hermann streichelte ihm den Kopf und sagte lächelnd:

„Die kühlst wohl ihren dicken Arm mit Kamillentee.“

„Pfui!“ schrie der Kameruner und stieß mit dem Fuß nach seinem Bruder.

Hermann packte ihn und schüttelte ihn derb, der Kameruner brüllte und die andern schalten laut.

„Annchen kann natürlich nicht mit,“ rief die Schwester aus dem Schlitten heraus, — der Arm ist noch so dick, daß sie ihr Sonntagskleid nicht anziehen konnte.“

„Müssen denn Damen immer so künstliche Toilette machen! Sie konnte doch ihr geliebtes Hängkleid anziehen.“

„Kinder, laßt jetzt Annchen in Frieden und kommt fort, der Kameruner kann hier im Schlitten zwischen uns hocken, er kann Großmutter während der Kirche besuchen. Fertig, Johann!“

Zum Mittagessen waren sie alle wieder da, ziemlich verfroren und hungrig und nicht sehr sonntäglich gestimmt.

Als sie sich zu Tische setzten, blieb Annchens Platz leer.

Eine der Schwestern ging hinauf, um nach ihr zu sehn, sie kam bald wieder und sagte, Annchen wäre nicht oben. Sie hätte durchs ganze Haus gerufen, aber sie wäre nicht da.

Sie war fort.

„Dann ist sie wohl doch noch ausgegangen bei dem schönen Frostwetter, — aber präziser könnte sie ja sein“, meinte die Mutter.

„Seht ihr wohl, mit dem Arm war's doch nicht so schlimm!“ rief Hermann belustigt.

Niemand antwortete ihm.

Sie fingen an zu essen, und das unpräzise Annchen kam nicht.

„Doch unglaublich!“ sagte die Mutter jetzt.

Nach Eische erkundigte man sich beim Hausgesinde. Niemand hatte sie fortgehn sehn.

Um halb zehn war sie aus ihrer Stube gekommen und die Hausmädchen hatten das Zimmer zurecht gemacht.

Hermann zuckte die Achseln und griff nach Zeitung und Zigarre.

Kurt dagegen machte ein unbefchreibliches Gesicht und sagte in lautem Flüsterton zu seiner Schwester:

„Ich halte alles für möglich.“

Hermann warf ihm einen milden, wehmütigen Blick zu, — Kurt war noch zu jung, er kannte noch nicht die unberechenbare Art schmollender, verzogener Bräute . . ., daß sie so ohne weiteres vom Tisch seiner Mutter fort blieb, war allerdings arg.

Kam das öfters vor?

Nein, das konnte man nicht sagen, Annchen hatte eher eine präzise Natur.

Jetzt kam die älteste Schwester wieder herein und sagte:

„Nielchen sagt, Annchen wäre überhaupt nicht zu Bette gewesen, — nur so drauf gelegen hätte sie.“

„Kinder, nun macht doch, bitte, bloß keinen Trara,“ rief Hermann, „das ist doch noch weiter kein Verbrechen.“

Sie sahn sich alle an und schwiegen.

„Vielleicht war Flock toll,“ meinte plötzlich der zwölfjährige Georg mit Grabesstimme.

Nun wurde Hermann ernstlich böse.

„Dumme Biße verbitte ich mir, sie ist spazieren gegangen und wird nach Hause kommen, wenn es ihr paßt.“

„Die Uhr ist schon halb drei.“

„Hergott, ich ängstige mich“, sagte die Mutter.

Hermann stand auf.

„Es ist eine beispiellose Rücksichtslosigkeit von Annchen, — aber wenn du dich ängstigst, können wir sie ja gewiß leicht auftreiben, — wo geht sie gewöhnlich?“

„Den langen Fichtensteig durch den Wald, — aber das ist ja Unsinn, sie muß doch hungrig sein.“

Kurt kam wieder herein.

„Der Stallknecht hat sie um zehn aus dem Hause gehn sehn“, sagte er erregt.

„Und jetzt ist es halb drei.“

Eine beklemmende Stille folgte diesen Worten. Was bedeutete dies nur?

Was hatte sie vorgehabt?

Hatte sie gestern abend noch irgend etwas gesagt? Nein, nichts. Man war ganz ratlos.

„Wo ist sie denn hingegangen?“ fragte Hermann.

„Das weiß ich nicht.“

„Aber Mensch! das hast du nicht gefragt?“ Hermann tippte sich mit dem Zeigefinger an die Stirn und ging rasch hinaus.

„Habt ihr nichts in ihrer Stube gefunden?“ flüsterte Kurt seinen Schwestern zu.

„Was meinst du?“

„Nun, einen Brief oder Zettel, — neulich in Breslau hat sich —“

„Still, Kurt! keine Schauergeschichten, um Gottes willen, — wir wollen nachsehn — komm.“

Sie fanden nichts Bemerkenswertes in Annchens Stube.

Alles stand ordentlich an seinem Platz, die Blumen auf dem kleinen Schreibtisch neben Hermanns Photographie, kein Zettel, kein Zeichen war zu finden.

Sie gingen wieder hinunter und trafen mit Hermann zusammen.

„Sie ist zur Kirche gegangen,“ sagte Hermann triumphierend, „— der Weg zurück ist ihr wohl zuviel geworden, — sie hat doch so viele Freunde in der Stadt, sie wird wohl da geblieben sein und bald einen Boten schicken, daß man sie abholt, — eine recht verrückte Idee, zu Fuß hinter uns her zu laufen, da konnte sie doch mit uns gehn!“

„Sie ist ja oft des Sonntags bei ihrer Freundin, der Doktorin Beler, geblieben,“ sagte die Mutter ganz erleichtert, „so wird es sein, gottlob, daß du so ruhig bist, Hermann, die andern ängstigen mich immer gleich so unnützlich.“

„Wir können vorläufig gar nichts weiter machen, als in Ruhe abwarten, wie die Sache sich entwickelt, Mutter, Annchen muß ihre Tat selbst beantworten.“

Sie warteten also.

Sie tranken Kaffee, sie gingen nochmals aus, sie kamen wieder herein, kein Bote kam, keine Nachricht.

Annchen war fort.

„Das mit der Kirche ist ja heller Unsinn,“ sagte Kurt um 5 Uhr plötzlich wütend, — „sie kam ja viel zu spät, — das wußte sie, und bloß so zu Fuß zur Stadt laufen mit ihrem kranken Arm, — das ist ja sinnlos, — Hermann, nun hast du uns abgehalten, den Wald abzusuchen, — jetzt ist es dunkel, ich laufe aber jetzt sofort zur Doktorin Beler und sehe nach.“

„Nimm doch den Schlitten und Ujar, du bist in einer halben Stunde da.“

Nach gut zwei Stunden war er wieder da. Von Annchen keine Spur. Bei verschiedenen Freunden war er gewesen — umsonst.

Jetzt legte sich ein lähmender Schrecken auf ihre Herzen.

Was war geschehn? Ein Unglück?

Was hatte Annchen getan?

Und warum?

Hatte Hermann sie getränkt?

Tat er das je?

Das tat er doch nie!

O bitte, das tat er immer — aber darum war sie doch noch nie fortgegangen, das stille, gute Annchen!

„Still und gut!“ sagte Hermann — „ein guter Mensch tut so etwas nicht und ängstigt seine ganze Familie zu Tode aus irgend einer kleinen Getränkeitheit, — ihr tut mit einmal so gerührt alle, es wird sich sicher ganz einfach aufklären.“

Die Hausglocke ging.

Alles stürzte hinunter.

Ein Mann stand da mit einem Brief für die Frau Forstmeister.

„Von der kleinen Malerin!“ sagte die Schwester.

„Was für 'ne Malerin?“

„Die war vorigen Sommer hier, was schreibt sie, was schreibt sie“ —

Die Mutter erbrach den Brief.

Alle sahn ihr über die Schulter.

„Annchen ist seit Mittag bei mir, sie war zu müde, um nach Haus zu gehn, ich konnte nicht eher einen Boten finden, Annchen bittet, ein paar Tage bei mir bleiben zu dürfen!“

„Seht ihr wohl!“ sagte Hermann. Er drehte sich auf den Sacken um, und da alle stumm blieben, fuhr er fort:

„Ich finde das keine Art und Weise, — aber — ihr scheint ja alle neuerdings meine Braut besser kennen zu wollen als ich.“

„Ich finde es sehr merkwürdig von Annchen, sehr! Ich habe mich so geängstigt, Kinder.“

Die Mutter sank erschöpft in einen Stuhl.

Die Geschwister fingen an, sich in den Stuben zu verteilen, die Spannung ließ nach, — Annchen war zu Fuß in die Stadt gegangen, hatte sich übermüdet und wollte ein paar Tage bei der befreundeten Malerin bleiben.

Sie hatten schon ganz andre Sachen vermutet, — und daß sie gerade zur Malerin ging, die in kleinen Verhältnissen vier Treppen hoch lebte, — war ja sehr merkwürdig, wirklich sonderbar, — man beriet noch den ganzen Abend, was Annchen wohl vorhatte, aber Hermann hatte jetzt wenigstens Frieden.

Am andern Tage kam der Vater zurück.

Er fand es durchaus in der Ordnung, daß Kurt den Rötter totgeschossen hatte, und als herauskam, daß der Hund „auf den Mann“ dressiert gewesen war, wurde der Vater sogar ernstlich böse.

Zu Annchens Reise schüttelte er den Kopf.

Die Mutter war ganz erleichtert, daß sie ihren Hermann noch etwas für sich hatte, aber nach zwei Tagen kam er plötzlich kreidebleich und aufgeregter zu ihr herein und hielt der Mutter wortlos einen Brief hin.

Die Malerin schrieb ihm im Auftrage von Annchen, daß diese die Verlobung als aufgelöst betrachtete, sie wäre sich darüber klar geworden, daß sie ihn nicht genug liebte, es hätte ihr schweren Kampf gekostet, ihm dies zu sagen, aber es mußte sein und wäre nun ganz unwiderruflich.

„Das nehme ich einfach nicht an“, sagte er mit zitternden Lippen.

Die Mutter war so erschrocken, daß sie keine Worte fand.

„Dies bedeutet, daß Annchen — Mutter, dies ist doch eine unerträgliche Behandlung.“

Er nahm den Brief und warf ihn auf den Tisch.

„Man weiß doch nie,“ meinte die Mutter unvermittelt, „was in solchen Waisenkindern steckt.“

„O, — dies weiß ich ganz gut, — ich fand sie ja schon lange — nicht mehr — so — wie früher, sie hat mich oft gequält, — aber nun, einem so plötzlich den Stuhl vor die Tür zu setzen, — es ist doch schändlich von ihr.“

„Hermann — sie war nie gut genug für dich.“

„Still doch, Mutter, aber ich hätte ihr die Treue gehalten, nein — dies hätte ich nicht von ihr gedacht, — sie muß zurückkommen und um Verzeihung bitten!“

„— Hast du ihr vielleicht etwas abzubitten?“ fragte die Stimme des Vaters.

Hermann wandte sich rasch um.

Er sah seinen Vater mit einem ganz ratlosen und tief erstaunten Blick an.

„Nein, Vater, ich weiß wirklich nicht, daß ich ihr zu diesem — Treubruch Veranlassung gegeben hätte.“

„Dann wirst du die Sache auch wieder ins reine bringen können, mein Sohn, — ich kenne mein Annchen gar nicht wieder, — habt ihr ihr weh getan?“

„Nichts haben wir getan, nichts, — sie sagte selbst, der Arm wäre eine Bagatelle, und überhaupt, das kann sie mich doch nicht entgelten lassen, daß der Köter sie stellt, — wir haben uns nicht gezannt — es ist ganz rätselhaft!“

„Um, — so — ich hoffe sehr, daß du die Sache wieder ins reine bringst, mein Sohn.“

Hermann ging tief verstimmt umher, der Vater war ernst und still, die Mutter weinte, und die Geschwister steckten die Köpfe zusammen und ergingen sich in den kühnsten Vermutungen.

„Nun,“ fragte der Vater nach zwei Tagen seinen Ältesten, „wie steht eure Sache?“

„Ich habe der Malerin und Annchen den Brief zurückgeschickt und erklärt, ich nehme die Auflösung der Verlobung nicht an.“



„So, ohne ein Wort dabei?“

„Ja, ohne ein Wort!“

„So. Und keine Antwort?“

„Nein, noch keine.“

„Und — du denkst nicht daran, hinzugehen und sie zu sprechen?“

„Lieber Mann, das kannst du Hermann nicht zumuten, — er ist doch der Beleidigte!“

„Ehe Annchen nicht wünscht, mich zu sprechen, kann ich nicht hingehn, Vater, das tätest du auch nicht.“

„So, meinst du? Ich fahre übermorgen so wie so in die Stadt, da werde ich bei Annchen vorsprechen. Ich fürchte“ — er brach ab und ging fort. —

Der Vater war in die Stadt gefahren, und ohne daß weiter darüber gesprochen wurde, erwarteten sie alle in fieberhafter Spannung seine Rückkehr.

Spät am Abend kam er.

Allein. Also Annchen war nicht mitgekommen.

Das hatten sie doch alle gedacht.

Der Vater liebte nicht gefragt zu werden, er sah sehr ernst aus, und nach einem stillen, beklemmenden Abendbrot forderte er die Mutter und Hermann auf, mit ihm in sein Zimmer zu kommen.

Dort zündete er sich erst mit großer Umständlichkeit seine lange Pfeife an, dann sagte er ruhig:

„Ich fürchte, unser Annchen ist uns verloren.“

Mutter und Sohn blickten ihn sprachlos an.

„Was sagte sie denn?“ fragte schließlich die Mutter.

„Ich habe sie selbst gar nicht gesehn.“

„Gar nicht gesehn?“

„Nein, — sie ist nach Leipzig gefahren, — sie haben ihr da eine Arbeit angeboten mit Gehalt, — die scheint sie annehmen zu wollen — jedenfalls will sie sich an Ort und Stelle erkundigen.“

„Vater?“ brauste Hermann auf, „und das erlaubst du?“

Der Vater sah ihn groß an.

Hermann setzte sich an den Tisch und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Und — das alles — so plötzlich — so ohne jeden Grund — und ohne mit mir zu beraten — es ist ja wie eine Flucht — lieber Mann, — wir dürfen das doch gar nicht so gehn lassen, — sie ist 22 Jahre in unserm Hause gewesen, hat unser Brot gegessen, und wir sind ihre Eltern gewesen und Hermann unser ältester Sohn —“

„Was für ein Grund vorliegt, daß sie die Verlobung auflöst,“ unterbrach der Vater sie — „das ist lediglich Sache des Brautpaares, das müssen sie und Hermann durchaus allein miteinander abmachen, Mutter! Sie sind beide keine Kinder mehr und tragen selbst die Verantwortung für ihr Verhalten. Ist aber die Verlobung aufgelöst, so ist es nur natürlich, daß Annchen nicht bei uns bleiben mag.“



Vincenzo Vela  
Mater dolorosa

LIBRARY  
OF THE  
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Die Mutter weinte jetzt.

„Es ist eine Rücksichtslosigkeit und Undankbarkeit ohne Grenzen, was werden die Leute dazu sagen, ich begreife dich nicht, Mann, daß du sie nicht einfach zurückkommen läßt, was sollen die andern Kinder von ihr und uns denken!“

„Sie wird in den nächsten Tagen herkommen und von uns Abschied nehmen.“

„Nein, das kann ich nicht! Ich kann das undankbare Geschöpf jetzt nicht wiedersehen — daß du auch gar nicht an Hermann denkst, lieber Mann —“

„Laß nur, Mutter,“ sagte Hermann aufstehend, „Vater hat mich nie verstanden, — es ist dies alles sehr schmerzlich für mich, — ihr erlaubt wohl, daß ich auf mein Zimmer gehe, — sei ruhig, Mutter, — ein Mann muß auch solchen Schlag zu tragen wissen.“

Schwere Tage für die ganze Familie folgten.

Hermann ging wie ein Märtyrer herum, er war auffallend milde und freundlich gegen alle seine Geschwister und hat sich nur aus, daß man Annschens Namen nicht in seiner Gegenwart nannte.

Es tat ihm zu weh.

Einige der Geschwister fanden, daß er sich großartig benahm. Denn es war doch eigentlich nicht anständig von Annschen, ihn plötzlich so sitzen zu lassen.

So beleidigt brauchte sie doch eigentlich über die Hundegeschichte nicht zu sein. Was hatte Hermann ihr denn getan? Kurt hätte Floß ja auch nicht sofort totschießen brauchen — am andern Tag war es ja noch immer früh genug.

Kurt zuckte die Achseln.

„Ihr versteht das alle nicht.“

„So, bitte! gut verstehn wir's, — aber sie konnte sich doch mit Hermann versöhnen? Dies war doch einfach Treubruch, Verrat, nach sieben Jahren — man sah ja, wie tief Hermann litt! Und Annschen hatte doch nie einen Ton gesagt, — daß Hermanns Liebe ihr nicht genügte! Sie hatte sich ja niemals beklagt. Und daß Hermann sie — im ersten Ärger über den Tod des Hundes — nicht gleich so bemitleidet hatte, das war doch kein Grund zum Fortlaufen?? Außerdem — es war kein schlimmer Biß gewesen. — Früher hatten sie ja oft gedacht, Annschen liebte Hermann mehr als er sie —, aber nun war es doch klipp und klar, wer die größte Liebe hatte!

Grete sagte:

„Das Jawort bei der Verlobung ist ebenso heilig wie bei der Trauung, und eine treulose Braut ist schlimmer als ein treuloser Mann.“

„Ja,“ sagte Liese — „und nun verläßt sie uns alle auch treulos, Grete, nun mußt du zu Hause bleiben und die Wirtschaft führen.“

„Und Vater und Mutter müssen sich eine teure Lehrerin nehmen für die Kleinen, — der Kameruner gehorchte nur Annschen — still! Hermann kommt.“

Hermann kam.

„Kinder“, sagte er schmerzbezeugt, „wir wollen nicht häßlich über Annschen sprechen und denken —“

„O Hermann, das taten wir gar nicht —“

„So, ich dachte — ich danke euch, daß ihr alle so zu mir haltet in dieser schweren Zeit, — nicht wahr, Grete und Liese —, so etwas taten meine Schwestern nicht?“

„Nie, Hermann, nie!“

„Vater ist ja sehr betrübt.“

„Ja, Annschen las ihm so schön vor, wenn er sein Mittagschläfchen hielt.“

„Wir werden sie sehr vermissen, alle, sehr, — wo steckt der Kameruner?“

„Der hat sich im Stall im Heu eingebuddelt und heult — da kommt er an.“

Der Kameruner kam trübsinnig daher getrottet, Hermann wollte ihn abfassen, aber da stieß er wieder mit Händen und Füßen gegen ihn: „Du Biest!“ brüllte er aus Leibeskräften.

„Das hätte Annschen dir wenigstens austreiben können, dies greuliche Schimpfen“, sagte Hermann wütend und schob den kleinen Kerl fort.

„Hermann ist Biest, Biest!“ schrie der Kameruner unentwegt.

\* \* \*

Als die Dämmerung kam, saßen sie alle in der großen Wohnstube um die Lampe versammelt, — draußen am Hause huschte vorsichtig eine kleine Gestalt entlang, mit angstvollen Augen um sich blickend.

Sie stieg leise, leise die Balkontreppe hinan, jetzt stand sie am Fenster und konnte durch einen Spalt in der Gardine das ganze Zimmer übersehn.

Da saßen sie alle.

Die wohlbekannten und geliebten Gesichter! Warum kamen sie ihr alle jetzt so anders, so verändert vor!

Jetzt stand drinnen einer auf, sie trat erschrocken zurück, — in ihrer Tasche knisterte der Brief, der ihr die Rückkehr ins Vaterhaus unterfagte, aber sie war dennoch gekommen. Sie mußte sie noch einmal alle sehn, sie mußte ihn noch einmal sehn!

War es denn wahr, daß sie ihm nicht mehr gehörte und er ihr nicht mehr?

Sie schaute wieder hinein.

Da saß er.

Er las die Zeitung.

Sie sah ganz deutlich sein Gesicht.

Es war blaß und ernst.

Sah er nicht gut und freundlich aus? Würde er nicht die Arme aufmachen und sie an sein Herz nehmen, wenn sie nun hereinkam?

Sie schloß die Augen.

Aber ganz plötzlich sah sie vor sich einen aufgesperrten Rachen, fleischende Zähne, die sie zerreißen wollten, funkelnde, schillernde Augen — und dann sah sie ein anderes Gesicht!

Ganz kühl, ganz ruhig.

Nicht ein Wort hatte er gesagt. Nicht einen Ton. Der Ärger über den Hund überwog — all das andere. Und dann kam die furchtbare lange, schlaflose Nacht und der bittere Todeskampf.

War das Liebe? War das Liebe?

Ja! schrie ihr Herz, er liebt mich doch!

Nein! sagte der funkelnde Blick des Raubtieres dicht an ihrer Kehle — und das ruhige, gefasste andere Gesicht daneben —, — nein!

Ein Augenblick kann entscheiden!

Der Schleier fiel . . .

Da war es aus.

Ein für allemal.

Rettungslos und für immer aus.

Ein anderer war es, der da im Zimmer saß und ihr jetzt gewiß so bitter jürnte.

Ein ganz anderer, fremder.

Dem gehörte sie nicht. Der liebte sie nur noch aus Gewohnheit, aus Bequemlichkeit, der hatte sie überhaupt nie wirklich geliebt! So klar war ihr das geworden, daß sie im voraus gewußt hatte, — er würde keinen Annäherungsversuch mehr machen.

Es war aus.

Sie stand vor der Tatsache wie ein Bettler, dem man den letzten Mantel heruntergerissen hat.

Es gab nur mehr Flucht für sie, wilde Flucht vor all diesen guten, kalten Menschen, die sie zweiundzwanzig Jahre lang mit Wohlthaten überschüttet hatten, — nein, mißbraucht hatten sie sie, ausgefogen, ausgefogen!

Wie furchtbar war das Leben!

Ober war alles nur ein Traum gewesen und sie war nun erwacht?

Sie schauerte zusammen.

Der letzte bittere Abschied kam — sie sah am Haus entlang — sie sah noch einmal hinein — ihr Auge verdunkelte sich — da ging sie sachte fort.

Der Weg war dunkel und einsam, aber sie hatte keine Furcht, nur ein dumpfes, totes Gefühl im Herzen.

Sie schritt tapfer aus, jetzt leuchteten die Lichter der großen Stadt auf und da blieb sie noch einmal stehn und schaute den dunklen, einsamen Weg zurück.

Dann holte sie tief Atem und ging dem neuen Leben entgegen.





## Revolution und soziale Frage bei Dickens

**V**ergangenes Geschehen so darzustellen, daß es der Leser als ein gegenwärtiges empfindet, auch in seinen widerspruchsvollsten Erscheinungen notwendiges erkennt, dazu bedarf es mehr einer dichterischen als wissenschaftlichen Veranlagung. Nur wer den Menschen der Gegenwart ins Innerste zu schauen, sie schaffend nachzubilden vermag, wird auch die Menschen der Vergangenheit aus dem Staub und Moder der Jahrhunderte heraufbeschwören. Im Spiegel der Gegenwart wird er die Vergangenheit erkennen, im Spiegel der Vergangenheit die Gegenwart.

So war es der wunderbare Kenner und Schilderer seiner Zeit und Gesellschaft, so war es Dickens, der uns das Werden, Wachsen und Blühen der großen französischen Revolution in ihrer furchtbaren unerbittlichen Folge von Ursache und Wirkung in so überzeugenden und erschütternden Bildern dargestellt hat, wie es eben nur dem souveränen Künstler im Rahmen seiner freien Kunst gegeben ist. So konnte Dickens die soziale Revolution der Vergangenheit schildern, weil er die sozialen Nöte seiner eigenen Zeit in tiefster Seele erkannt und mitempfunden hatte.

Sollten wir Bürger des 20. Jahrhunderts nicht auch noch von ihm lernen können? Wir Zeitgenossen einer Revolution, die zwar anders in die Erscheinung tritt als jene, in ihren Ursachen aber — und vielleicht auch Wirkungen! — manche Familienähnlichkeit mit ihr hat? Wir, deren geschärftest soziales Gewissen auch heute noch von Grauen und Schrecken erfüllt würde, wenn einer die Dächer vor uns ebenso abhölbe, wie Dickens die seines London? Die folgenden Stücke ergänzen und erklären einander.

### Revolution

Es war die beste Zeit, es war die schlechteste Zeit. Es war das Zeitalter der Weisheit; es war das Zeitalter der Torheit; es war die Epoche des Glaubens, es war die Epoche des Unglaubens; es waren die Tage des Lichts, es waren die Tage der Finsternis; es war der Lenz der Hoffnung, es war der Winter der Verzweiflung. Wir hatten alles zu erwarten, wir hatten nichts zu erwarten. Wir gingen alle schnurstracks dem Himmel zu, wir gingen alle schnurstracks den anderen Weg. . . .

Ein König mit einem großen Untertiefer und eine Königin von gewöhnlichem Aussehen saßen auf dem Throne von England; ein König mit einem

großen Unterkiefer und eine Königin mit einem schönen Gesicht saßen auf dem Thron von Frankreich. In beiden Ländern erkannten die Magnaten des Landes, für welche die Fische und Brote des Landes aufbewahrt werden, auf das Klarste, daß alles auf ewig in bester Ordnung sei.

Frankreich . . . rutschte ganz gemächlich herab, machte Papiergeld und vertat es. Unter der Anleitung seiner christlichen Seelenhirten unterhielt es sich außerdem mit so menschenfreundlichen Taten, wie zum Beispiel mit dem Verurteilen eines Jünglings, daß ihm die Hände abgehakt, die Zunge mit Zangen ausgerissen und er selbst lebendig verbrannt wurde, weil er nicht vor einer Prozession schmutziger Mönche, die in seinem Gesichtsbereich in einer Entfernung von 50 bis 60 Schritt vorbeigegangen, im Regen niedergekniet war. Es ist wohl möglich, daß, während dieser arme Junge hingerichtet ward, in den Wäldungen Frankreichs und Norwegens Bäume wuchsen, die der Holzfäller Verhängnis schon gezeichnet hatte, um sie zu fällen und zu Brettern zu sägen, um daraus ein gewisses in schrecklicher Erinnerung lebendes bewegliches Gerüst, mit einem Sack und einem Messer daran, zu verfertigen. Es ist wohl möglich, daß unter dem hinfälligen Schuppen einiger Bebauer des schweren Bodens um Paris an demselben Tage unbehilfliche Karren standen, bespritzt mit Straßenschmutz, beschnuffelt von Schweinen und dem Federvieh als Sitz dienend, welche der Pächter Tod bereits bestimmt hatte, seine Karren in der Revolution zu sein. Aber dieser Holzfäller und dieser Pächter arbeiteten zwar unaufhörlich, aber stumm, und niemand hörte sie, wie sie leisen Schrittes sich herumbewegten, um so mehr, da es reine Gottlosigkeit und Hochverrat war, nur den Verdacht zu hegen, daß sie tätig sein könnten.

Ein großes Faß Wein war auf die Straße gefallen und geplagt. Der Unfall war beim Abladen geschehen; das Faß war mit großer Raschheit heruntergerollt, die Reifen waren gesprungen und es lag auf dem Pflaster, unmittelbar vor der Tür des Weinschanks, zertrümmert wie eine zerknackte Fuß.

. . . Der Wein war Rotwein gewesen und hatte das Pflaster der engen Straße in der Vorstadt St. Antoine in Paris, wo er vergossen worden, gefärbt. Er hatte viele Hände und viele Gesichter und viele bloße Füße und viele Holzschuhe gefärbt. Die Hand des Holzmachers ließ rote Zeichen auf den Schellen, die er zersägte, zurück; und die Stirn der Frau, die ihr Kind säugte, war gefärbt von dem alten Fesen, den sie sich wieder um den Kopf gewickelt hatte. Die gierig an den Dauben des Fasses genagt hatten, hatten einen tigerhaften Blutmund; und ein so beschmierter langer Lustigmacher, dessen Kopf mehr außerhalb eines langen, schmutzigen Sackes von einer Nachtmühle saß, als darin, malte mit seinem in die schmutzigen Weinhefen getauchten Finger an die Wand — **B l u t**.

Die Zeit war im Anzuge, wo auch dieser Wein auf dem Pflaster verspritzt werden und die Flecken desselben manchen Stein röten sollten.

Und jetzt, wo das Düstter sich wieder über St. Antoine sammelte, welches ein rasch vorüberziehender Sonnenschein von seinem heiligen Gesicht verjagt hatte, wurde die Finsternis gar schwer, und Kälte, Schmutz, Krankheit, Unwissenheit und Mangel waren die Kammerherren, die den hohen Heiligen bedienten — lauter Edelleute von großer Macht, vornehmlich aber der letztgenannte. Musterstücke von einem Volke, das sich ein schreckliches Mahlen und Wiedermahlen in der Mühle hatte gefallen lassen, aber gewiß nicht in der märchenhaften Mühle, welche Alte wieder zu Jungen macht, standen vor Frost schüttelnd



an jeder Ecke, gingen in jedem Torweg aus und ein, sahen aus jedem Fenster heraus, flatterten in jedem Lumpenkleid, das der Wind in Bewegung setzte. Die Mühle, welche sie zusehends gemahlen hatte, war die Mühle, die junge Leute alt mahlt: die Kinder hatten alte Gesichter und ernste Stimmen; und auf den Gesichtern der Erwachsenen und tief eingeprägt in jeder Falte des Alters war das Wort Hunger zu lesen. Er herrschte überall vor. Hunger ragte aus den hohen Häusern hervor in den jämmerlichen Kleidungsstücken, die auf Stangen und Stricken hingen; Hunger war in die Häuser selbst mit Stroh und Lumpen und Holz und Papier geflücht; Hunger wiederholte jedes Stückerl des Bettelrestes Brennholz, welches der Holzmacher zersägte. Hunger stierte hernieder von den rauchlosen Schornsteinen und sprang empor von der schmutzigen Straße, unter deren Rehricht sich kein Abfall von etwas Eßbarem befand. Hunger war die Firma des Bäckerladens, niedergeschrieben in jedem kleinen Laib seines kärglichen Vorrats von schlechtem Brot und in dem Wurstladen von jeder Zubereitung von Hundefleisch, das zum Verkauf ausgedoten ward. Der Hunger klapperte mit seinen dürren Knochen unter den Kastanien, die in dem Blechzylinder geröstet wurden; Hunger wurde in kleine Teilchen in jeden Dreierteller Suppe, in winzigen Kartoffelstückchen, geröstet von ein paar widerwilligen Tropfen Öl, hinein geschnitten.

Seine Heimat war in allen Dingen für ihn geeignet. Eine enge, krumme Straße, voll ekelhaften Schmutzes und Gestanks, von der andere enge, krumme Straßen ausliefen, alle bevölkert von Lumpen und Nachtmühen, und alle nach Lumpen und Nachtmühen riechend, und alle sichtbaren Dinge von einem unheimlich brütenden Aussehen, das Unheil ahnen ließ. In der abgehezten Miene des Volks lauerte noch ein Raubtiergedanke auf die Möglichkeit, sie gegen den Verfolger zu stellen. Obgleich die Leute gedrückt und gedemütigt waren, fehlte es doch auch nicht an feurige Augen unter ihnen; noch an zusammengepreßten Lippen, weiß von dem, was sie niederdrückten; oder an Stirnen, mit langen Runzeln, ähnlich den Galgenstricken, von denen sie träumten, als Duldner oder als Rächer. Die Schilder (und es gab deren so viele, als Läden waren) waren lauter schauerliche Bilder der Not. Der Fleischer malte nur die magersten Knochenenden; der Bäcker die größten, allerwinzigsten Brote. Die rohgemalten Zecher in den Weinläden räsonierten über ihr knappes Maß dünnen Weins oder Biers, und flüsternten unheimlich vertraulich miteinander. Nichts war in gutem und blühendem Zustande dargestellt, als Werkzeuge und Waffen; die Messer und Beile des Messerschmieds waren scharf und funkelnd, die Hämmer des Schmieds waren schwer und die Vorräte des Büchsenmachers mörderisch. Die lahm-machenden Steine des Pflasters mit ihren vielen kleinen Pfützen von Schlamm und Wasser duldeten keine Bürgersteige, sondern gingen bis unmittelbar an die Haustüren. Um das wieder gut zu machen, lief die Gasse die Mitte der Straße herab, wenn sie überhaupt lief, was aber nur nach schwerem Regen geschah, und dann lief sie mit vielen launenhaften und unberechenbaren Stößen in die Häuser. Quer über die Straße hingen in weiten Zwischenräumen schwerfällige Laternen an einem Stricke und einem Flaschenzuge; nachts, wenn der Laternenwärter diese heruntergelassen und angezündet und wieder hinaufgewunden hatte, wackelte eine Reihe düster brennender Dochte, in schwächlicher, Schwindel erregender Weise hoch oben, als ob sie auf dem Meere wären. Und sie waren auch wirklich auf dem Meere, und das Schiff und seine Mannschaft waren von einem schweren Sturme bedroht.

Denn die Zeit war im Anzuge, wo die abgekehrten Vogelscheuchen dieser Region dem Laternenmann in ihrem Nichtstun und ihrem Hunger so lange zusehen hatten, daß sie auf den Gedanken kamen, seine Methode zu verbessern und an diesen Stricken und Flaschenzügen Menschenkinder hinaufzuwinden, um ein grelles Licht auf die Finsternis ihres Zustandes zu werfen. Aber gekommen war die Zeit noch nicht, und jeder Wind, der über Frankreich wehte, feste vergebens die Lumpen der Vogelscheuchen in Bewegung, denn die Vögel, gar schön von Gefang und Gefieder, ließen sich nicht warnen.

Monseigneur, einer der großen Herren von Macht und Einfluß bei Hofe, gab in seinem großen Hotel in Paris seine alle vierzehn Tage wiederkehrende Audienz. Monseigneur befand sich in seinen innern Gemächern, in dem Allerheiligsten für das Gedränge von Verehrern in der Reihe der Vorzimmer. Monseigneur war im Begriff, seine Schokolade zu sich zu nehmen. Monseigneur konnte mit Leichtigkeit gar vielerlei zu sich nehmen, und einige wenige Anzufriedene behaupteten, er zehre ziemlich rasch Frankreich auf; aber die Morgenschokolade konnte nicht einmal ohne die Hilfe von vier starken Männern, außer dem Koch, über die Lippen Monseigneurs gelangen.

Ja. Es gehörten vier Männer dazu, alle vier von goldenen Tressen strahlend und der Oberste derselben außerstande, mit weniger als zwei goldenen Uhren in der Tasche zu leben, nach dem schönen und geschmackvollen Beispiel Monseigneurs, alle vier dazu ange stellt, die glückselige Schokolade bis an Monseigneurs Lippen zu bringen.

Ein Lakai brachte die Schokoladentanne in die erhabene Gegenwart; ein zweiter quirlte sie zu Schaum mit dem kleinen Instrument, das er zu diesem Zwecke bei sich trug; ein dritter überreichte die Serviette; ein vierter (der mit den beiden goldenen Uhren) schenkte die Schokolade ein. Unmöglich konnte Monseigneur einen dieser Bedienten der Schokolade entbehren und seine hohe Stellung unter dem bewundernden Himmelsgewölbe behaupten. Einen schwarzen Flecken hätte es auf sein Wappenschild geworfen, wenn seiner Schokolade schmählich genug nur drei Leute aufgewartet hätten; von zweien wäre er gestorben.

Monseigneur war vergangene Nacht bei einem kleinen Souper gewesen, wo das Lustspiel und die große Oper in ruhender Weise vertreten waren. Monseigneur war fast alle Nächte in bezaubernder Gesellschaft bei kleinen Soupers. So höflich und empfänglich war Monseigneur, daß Lustspiel und große Oper bei ihm viel mehr Einfluß auf die langweiligen Geschichten von Staatsangelegenheiten und Staatsgeheimnissen hatten, als die Bedürfnisse und Nöten ganz Frankreichs. Ein glückliches Verhältnis für Frankreich, wie das stets so ist bei allen gleichbegünstigten Ländern! Wie es immer war für England (um ein Beispiel zu nehmen) in den vielbellagten Tagen des lustigen Stuarts, der es verkaufte.

Monseigneur hatte einen wahrhaft edlen Begriff von allgemeinen Staatsgeschäften, und dieser war, jegliches in seiner Weise seinen Weg gehen zu lassen; und von besonderen Staatsgeschäften hatte Monseigneur den andern edlen Begriff, daß sie alle seinetwegen da wären, zur Vergrößerung seiner Macht und Bereicherung seiner Tasche. Von seinen allgemeinen und besonderen Genüssen und Freuden hatte Monseigneur die wahre edle Meinung, daß die Welt ihretwegen da sei. Der Text seines Buches (von dem Original nur

in einem einzigen Worte abweichend, was nicht viel bedeuten will) lautete: „Die Erde und ihre Fülle sind mein, sagt Monseigneur.“ Trotzdem entdeckte Monseigneur langsam, daß seine Privat- und Staatsangelegenheiten in eine gemeine Verwirrung gerieten; und er hatte sich für beide einen Generalpächter zum Kompagnon genommen. Für die Staatsfinanzen, weil Monseigneur durchaus nichts mit denselben ausrichten konnte und sie daher jemandem verpachten mußte, der mit ihnen fertig ward; für die Privatfinanzen, weil Generalpächter reich waren und Monseigneur, nachdem Generationen in großem Luxus und großer Verschwendung gelebt hatten, arm wurde. Demgemäß hatte Monseigneur seine Schwester aus einem Kloster genommen, solange es noch Zeit war, dem Tod im Schleier, der billigsten Tracht, die sie tragen konnte, zu entgehen, und hatte mit ihrer Hand einen sehr reichen Generalpächter, der arm an Ahnen war, beglückt. Dieser Generalpächter, ausgerüstet mit einem vorschriftsmäßigen Rohrstock, mit einem goldenen Apfel oben darauf, befand sich jetzt unter den Wartenden in den Vorzimmern; demütig verehrt von den Menschen — immer mit Ausnahme der höheren Menschen vom Geblüt Monseigneurs, der ebenso wie die eigene Gemahlin auf ihn mit der großartigsten Verachtung herabbllickte.

Der Generalpächter war ein glanzvoller Mann. Dreißig Pferde standen in seinen Ställen, vierundzwanzig Bediente saßen in seinem Palaste, sechs Frauen bedienten seine Gemahlin. Als einer, der keinen andern Beruf vorschlugte, als zu rauben und Beute zu machen, wo er konnte, war der Generalpächter — wieviel immer seine ehelichen Verhältnisse zur Sittlichkeit im allgemeinen beitragen mochten — wenigstens die größte Wirklichkeit unter allen den Personen, die heute im Hotel Monseigneurs auf Audienz warteten.

Denn die Gemächer, obgleich sie einen schönen Anblick darboten und mit jeder Verschiedenheit von Dekoration ausgeschmückt waren, welche Geschmac und Kunst jener Zeit erinnern konnten, waren in Wahrheit betrachtet keine gesunde Sache; in bezug auf die Vogelscheuchen in Lumpen und Nachtmüßen anderswo (und nicht so weit weg, daß die Warttürme von Notre-Dame, von beiden Extremen fast gleich weit entfernt, sie nicht beide hätten sehen können) wären sie eine ausnehmend unbehagliche Sache gewesen — wenn das in Monseigneurs Palast überhaupt hätte jemandes Sache sein können. Offiziere ohne militärische Kenntnisse; Schiffskapitäne, die nie ein Schiff gesehen hatten; Beamte, die keinen Begriff von Geschäften hatten; Geistliche mit eburner Stirn in der schlimmsten Welt weltlich gefinnt, wollüstigen Blicks, lockerer Zunge und noch lockerem Lebenswandel; alle für ihren Beruf vollständig unfähig, alle der frechsten Lüge schuldig, indem sie behaupteten, ihrem Berufe anzugehören, aber alle in näherem oder fernerem Grade Standesgenossen Monseigneurs und deshalb in alle Staatsstellen gepfropft, bei denen etwas zu verdienen war, konnten dusendweise abgezählt werden. Leute, die mit Monseigneur oder dem Staat in keiner unmittelbaren Verbindung standen, aber ebensowenig mit irgend etwas, was echt und wirklich war, und die nie in ihrem Leben versucht hatten, ein wahres irdisches Ziel auf geradem Wege zu erreichen, waren in Überfluß vorhanden. Ärzte, die sich große Vermögen mit Geheimmitteln für eingebildete Krankheiten, die es nicht gab, erworben, lächelten in den Vorzimmern Monseigneurs ihre hochgeborenen Patienten an. Projektentmacher, die jegliches Mittel zur Heilung der kleinen Krankheiten, an welchen der Staat litt, erfunden hatten, mit Ausnahme des Mittels, ernstlich ans Werk zu gehen, um eine einzige Sünde mit der Wurzel auszurotten, betäubten bei der Audienz

Monseigneurs mit ihrem betörenden Geschwätz jedes Ohr, dessen sie habhaft werden konnten. Ungläubige Philosophen, welche die Welt mit Worten neu erschufen und babylonische Türme aus Karten erbauten, um den Himmel damit zu erstürmen, sprachen in dieser glänzenden, bei Monseigneur versammelten Gesellschaft mit ungläubigen Chemikern, die sich mit Goldmachen beschäftigten. Feine Herren von der feinsten Erziehung, welche in jener merkwürdigen Zeit — wie auch jetzt noch — erkannt ward an ihren Früchten der Gleichgültigkeit gegen alles, was wert ist, die Teilnahme des menschlichen Herzens in Anspruch zu nehmen, befanden sich in dem Hotel Monseigneurs in dem musterhaften Zustande geistiger Erschöpfung. Was die Häuslichkeiten betrifft, welche diese verschiedenen angesehenen Leute in der vornehmen Welt von Paris verlassen hatten, so wäre es den Spionen unter den versammelten Anbetern Monseigneurs — die eine gute Hälfte der ganzen feinen Gesellschaft ausmachten — schwer geworden, unter den Engeln dieser Sphäre ein einziges Weib zu entdecken, das sich durch ihr Aussehen oder ihr Benehmen als Mutter bekannt hätte. Überhaupt war über den bloßen Akt hinaus, einem solchen kleinen Störenfried das Leben zu geben — womit der Name Mutter lange noch nicht verdient ist — in der modischen Welt so etwas gar nicht bekannt. Bauernfrauen behielten die unmodischen Bälger bei sich und zogen sie auf, und reizende Großmütter von sechzig Jahren kleideten sich und soupierten, als ob sie zwanzig wären.

Der Ausfall der Unwirklichkeit entstellte jedes Menschenkind, das bei Monseigneur auf Audienz wartete. In den vordersten Vorzimmern befand sich ein halbes Duzend Ausnahmemenschen, welche seit einigen Jahren eine unbestimmte Ahnung hatten, daß die Welt im allgemeinen eher schief ginge. Um sie wieder auf den geraden Weg zu bringen, waren die Hälfte desselben Duzends Mitglieder einer phantastischen Sekte von Konvulsionären geworden und überlegten eben jetzt bei sich, ob sie nicht auf der Stelle mit schäumendem Munde und Gebrüll in Epilepsie verfallen sollten — um damit zu Monseigneurs Leitung für die Zukunft einen außerordentlich verständigen Wegweiser zu setzen. Außer diesen Derrwischen gab es noch drei andere, Mitglieder einer andern Sekte, welche die Welt mit einem Raubertwelsch von dem „Zentrum der Wahrheit“ bessern wollte und behauptete, die Menschheit wäre aus dem Zentrum der Wahrheit herausgekommen — was nicht vielen Beweises bedurfte —, aber noch nicht aus der Peripherie, und damit sie nicht aus der Peripherie hinausfliege und sogar wieder in den Mittelpunkt komme, müsse man fasten und Geister zitieren. Diese Leute hatten demnach einen lebhaften Verkehr mit der andern Welt — und verrichteten damit außerordentlich viel Gutes, das man nur leider nie zu sehen bekam.

Aber der Haupttrost war, daß die ganze Gesellschaft im Hotel Monseigneurs tadellos angezogen war. Wenn man nur hätte sicher sein können, daß der Tag des Gerichts ein Galatag sein werde, so hätte jeder der Versammelten in alle Ewigkeit die Prüfung bestanden. Ein solches Frisieren und Pudern und Pomadieren des Haares und so kunstvolles Schminken und Malen, so tapfere Degen für das Auge und so zartes Sulbigen des Geruchsinnes mußten sicherlich alles mögliche in alle Ewigkeit im besten Glanze erhalten. Die feinsten Herren von der feinsten Erziehung trugen an ihren Ahren niedliche Kleinodien, welche klimperten, sowie sie sich schläfrig bewegten; diese goldenen Fesseln läuteten wie liebliche Glöckchen; und mit diesem Läuten und

dem Rauschen von Brotat und Seide und feinem Linnen ging ein Regen durch die Luft, welches St. Antoine und seinen nagenden Hunger weit hinweg wehte.

Kostüm war der eine unfehlbare Talisman und Zauber, der jegliches Ding auf seinem Plaze erhalten mußte. Jedermann war für eine Maskerade kostümiert, die nie aufhören sollte. Vom Tuilerienpalaste durch Monseigneur und den ganzen Hof, durch die Kammern, die Gerichtshöfe und die ganze Gesellschaft (mit Ausnahme der Vogelscheuchen) stieg die Maskerade bis zum Henker herab, der, um den Zauber nicht zu brechen, frisiert, gepudert, in goldbetrefftem Rock, Schuhen und weißseidenen Strümpfen sein Amt verrichten mußte. An Galgen und Rad — das Beil war eine Seltenheit — verrichtete Monseigneur Paris, wie nach bischöflichem Brauche seine Kollegen aus der Provinz, Monseigneur Orleans und die andern, ihn nannten, in diesem schmucken Aufzuge sein Amt. Und wer unter der Gesellschaft an Monseigneurs Audienztag in diesem 1780sten Jahre unseres Herrn hätte zweifeln können, daß ein System, das seine Wurzel in einem frisierten und gepuderten Henker im Tressenrock, Schuhen und weißseidenen Strümpfen hatte, nicht selbst die Sterne überdauern würde!

Nachdem Monseigneur seine vier Leute ihrer Lasten entledigt und seine Schokolade zu sich genommen hatte, ließ er die Flügeltüren des Allerheiligsten aufstun und trat hinaus. O, die Unterwürfigkeit, die krummen Rücken und schmeichelnden Gesichter, die Servilität, die niedere Kriecherei, die fest zu sehen waren! Was das Demütigen, körperlich und geistig, betrifft, so blieb in dieser Hinsicht nichts für den Himmel übrig — was einer von den vielen Gründen gewesen sein mag, warum die Anbeter Monseigneurs ihn niemals belästigten.

Mit einem Worte der Verheißung hierhin und einem Lächeln dorthin, einem geflüsterten Wort für einen glücklichen Sklaven und einem Gruß mit der Hand für einen andern, wandelte Monseigneur leutselig durch seine Gemächer bis in die entlegene Region der Peripherie der Wahrheit. Dort lehrte Monseigneur um und ging desselbigen Wegs zurück, schloß sich im gehörigen Verlauf der Zeit wieder ein in sein Allerheiligstes mit den Schokoladengestirnen und ward nicht mehr gesehen.

\* \* \*

... Die neue Ära begann; der König war gerichtet, verurteilt und enthauptet; die Republik Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit oder Tod stand für Sieg oder Tod gegen die Welt in Waffen; die schwarze Fahne wehte Tag und Nacht von den großen Türmen von Notre-Dame; dreihunderttausend Mann, aufgerufen, sich gegen die Tyrannen zu erheben, erhoben sich aus allen den verschiedenen Landstrichen Frankreichs, als ob die Drachenzähne mit voller Hand ausgesät worden und überall, im Tal und auf den Bergen, auf dem Fels, im Sand und im Schlamm, unter dem lächelnden Himmel des Südens und unter den Wolken des Nordens, in Wald und Heide, in Weinbergen und Olivengärten, unter dem verkümmerten Gras und den Stoppeln auf den fruchtbaren Ufern der breiten Ströme, und dem Geröll des Seeufandes Frucht getragen hätten. Welche Privatforge konnte gegen die Sündflut des Jahres Eins der Freiheit standhalten — gegen die Sündflut, die von unten in die Höhe stieg, und nicht von oben kam, vor der die Fenster des Himmels geschlossen waren, nicht offen standen!

Es war kein Stillstand, kein Erbarmen, kein Friede, kein Zwischenraum abspannender Raft, kein Abmessen der Zeit. Obgleich Tage und Nächte so

regelmäßig ihren Kreislauf verfolgten, wie damals, als die Zeit noch jung war und aus Abend und Morgen der erste Tag ward, gab es doch keine andere Zeitrechnung. Der Sinn dafür ging in dem rasenden Fieber eines ganzen Volkes verloren, ganz so wie es in dem Fieber eines einzelnen Kranken geschieht. Jetzt war das unnatürliche Schweigen einer ganzen Stadt unterbrochen, und der Scharfrichter zeigte dem Volke den Kopf des Königs — und jetzt, es schien fast in demselben Atemzuge, den Kopf seiner schönen Gemahlin, deren Haar in acht langen Monaten eingekerterter Wittwenschaft voller Jammer und Not grau geworden war.

Und dennoch, gehorsam dem seltsamen Befehl des Widerspruchs, welches in allen solchen Fällen herrscht, war die Zeit lang, während sie so rasch vorbeifluchte. Ein Revolutionsgericht in der Hauptstadt und vierzig- bis fünfzigtausend Revolutionsausschüsse über das ganze Land verbreitet; ein Verdächtigengefes, welches alle Sicherheit für Freiheit oder Leben wegnahm, und jeden Guten und Unschuldigen in die Hand jedes Schlechten und Schuldigen gab; Gefängnisse vollgestopft von Leuten, die kein Verbrechen begangen hatten und kein Gehör erlangen konnten; alles dieses wurde fest begründete Ordnung und sich von selbst verstehendes Herkommen, und schien alter Brauch zu sein, bevor es viele Wochen alt war. Vor allem wurde das Auge mit einem scheußlichen Anblick so vertraut, als hätte es ihn vom Anfang der Welt an alle Tage gesehen — mit dem Anblick des scharfen Frauenzimmers, genannt La Guillotine.

Sie war der allgemein beliebte Gegenstand für Scherze; sie war das beste Mittel für Zahnweh, sie war ein unfehlbarer Schutz vor dem Grauwerten der Haare, sie gab der Gesichtsfarbe eine eigentümliche Zartheit, sie war das Nationalrasiermesser, welches sehr glatt rasierte; wer La Guillotine küßte, guckte durch das Fensterchen und nießte in den Sack. Sie war das Zeichen der Wiedergeburt des Menschengeschlechts. Sie trat an die Stelle des Kreuzes. Kleine Guillotinen trugen Leute auf der Brust, von denen das Kreuz verschwunden war, und man beugte sich vor der Guillotine und glaubte an sie, wo man das Kreuz verleugnete.

Sie hatte so viele Köpfe abgeschlagen, daß ihr Gestell und die Stelle, wo sie am meisten wütete, von Blut durchtränkt war. Sie wurde auseinandergenommen, wie ein künstliches Spielzeug für einen jungen Teufel, und wieder zusammengesetzt, wo man sie brauchte. Sie brachte den Beredsamen zum Schweigen, schlug den Mächtigen nieder, vernichtete die Schönen und Guten. Zweihundzwanzig Freunden von hohem Ansehen im öffentlichen Leben, einundzwanzig Lebendigen und einem Toten, hatte sie an einem Morgen in ebensoviel Minuten die Köpfe abgeschlagen. Der oberste Beamte, der sie in Bewegung setzte, hatte den Namen des starken Mannes im Alten Testament geerbt; aber so bewaffnet war er stärker als sein Namensvetter und blinder, und trug alltätlich die Last von Gottes eigenem Tempel fort.

Die Straßen von Paris entlang rumpeln die Totenkarren hoch und schwer. Sechs Karren führen den Wein des Tages der Guillotine zu. Alle gierigen und unerfülllichen Ungeheuer, welche die menschliche Phantasie jemals erdacht hat, sind in dieser einen Gestalt Guillotine verschmolzen. Und doch gibt es in Frankreich mit seiner reichen Verschiedenartigkeit an Boden und Klima keinen Halm, kein Blatt, keine Wurzel, keinen Zweig, kein Pfefferkorn,

das unter natürlicheren Bedingungen gereift wäre, als dieser Schrecken gereift ist. Zerbrüche die Menschheit noch einmal unter ähnlichen Hämmern, und sie wird von selbst dieselben gequälten Gestalten und Formen anzunehmen suchen. Säet dieselbe Saat habgieriger Ausschweifung und Tyrannie, und sicherlich wird sie wieder dieselbe Frucht nach ihrem Ursprung tragen.

Sechs Karren rumpeln durch die Straßen. Verwandle sie wieder zu dem, was sie waren, mächtige Zauberin Zeit, und sie werden sich darstellen als die Karossen unumschränkter Monarchen, die Equipagen von Feudalherren, die prächtigen Toiletten geschminkter Jesabels, die Kirchen, die nicht „meines Vaters Haus“ sind, sondern Diebeshöhlen, die Kütten von Millionen halbverhungerten Bauern! Nein, die große Zauberin, welche in erhabener Ruhe die vorbestimmte Ordnung des Schöpfers ausarbeitet, verändert nie seine Gestaltungen. Wenn du durch den Willen Gottes in diese Gestalt verwandelt worden, sagen die Seher zu den Verzauberten in dem weisen arabischen Märchen, so bleibe so! Aber wenn du diese Gestalt nur durch eine vorübergehende Beschwörung empfangen hast, so nimm deine frühere wieder an! Unveränderlich und hoffnungslos rumpeln die Karren vorüber.

### Kapitalismus und soziale Frage

Wie die Weisen ihrer Generation wohl wissen, ist der Aktienhandel dasjenige, womit man in dieser Welt hauptsächlich zu tun haben muß. Man habe keine Vergangenheit, keinen begründeten Ruf, keine Bildung, keine Ideen, keine feinen Manieren, aber — Aktien. Man habe Aktien genug, um mit großen Buchstaben unter den Namen der Direktoren gelesen zu werden, man schwebe in geheimnisvollen Geschäften zwischen London und Paris und sei groß. Woher kommt er? Aktien. Wohin geht er? Aktien. Was für Geschmack hat er? Aktien. Hat er Grundsätze? Aktien. Was bringt ihn in das Parlament? Aktien. Vielleicht hat er nie in irgend einer Beziehung etwas erreicht, nie etwas erdacht und zustande gebracht? Genügende Antwort auf alles — Aktien. O ihr mächtigen Aktien! Warum stellt ihr diese heulenden Götzenbilder so hoch und laßt uns geringeres Gewürm wie unter dem Einflusse von Opium und Bilfenkraut Nacht und Tag rufen: „Befreiet uns von unserem Gelde, vergeudet es für uns, kaufet uns, verkaufet uns und richtet uns zugrunde, nur stellet euch, wir stehen euch an, unter die Mächtigen der Erde und mäffet euch an uns!“

Es wäre wirklich zuweilen der Mühe wert zu fragen, was die Natur eigentlich ist und wie die Menschen arbeiten, um sie abzuändern, und ob es nicht bei den auf diese Weise bewerkstelligten Verrenkungen und Verzerrungen ganz natürlich ist, unnatürlich zu werden. Man bringe irgend einen Sohn, irgend eine Tochter unserer gewaltigen Mutter in einen engen Raum und fessele den Gefangenen an eine einzige Idee und nähre diese durch servilen Götzenbildendienst seitens der wenigen blöden oder arglistigen Menschen der Umgebung — was wird dann zur Natur für den willigen Gefangenen, der sich niemals auf den Flügeln eines freien Geistes — die gar bald schlaff und nutzlos herabhängen — aufgeschwungen hat, um sie in ihrer alles umfassenden Wahrheit zu erkennen?

Ach gibt es denn so wenig Dinge in der Welt um uns her, die höchst unnatürlich und dennoch natürlich in ihrer Unnatürlichkeit sind? Hört doch

den Richter, den Beamten die unnatürlichen Ausgestoßenen der menschlichen Gesellschaft ermahnen; unnatürlich in ihren brutalen Gewohnheiten, unnatürlich in ihrem Mangel an Anstand, unnatürlich, weil sie den Unterschied zwischen Gutem und Bösem nicht mehr sehen wollen oder sehen können; unnatürlich in ihrer Unwissenheit, in ihrem Laster, in ihrer Unbekümmertheit, in ihrer Halsstarrigkeit, in ihrem Geiste, in ihrem Aussehen — in allem! Folgt aber dem guten Geistlichen oder dem Arzte, dessen Leben bei jedem Atemzuge, den er tut, in Gefahr ist, wenn er hinuntergeht in ihre Höhlen, in denen man das Echo unserer Wagenräder und das tägliche Hin und Her der Nebenmenschen auf dem Pflaster über ihren Köpfen vernimmt. Seht euch um in jener Welt voll widerlicher Bilder — Millionen unsterblicher Wesen kennen keine andere Welt hinieden — bei deren leisester Erwähnung die Humanität sich schon empört und die reine Unberührtheit der nächsten Straße sich die Ohren zuhält und lispelt: „Das kann ich nicht glauben!“ Atmet die verpestete Luft ein, die geschwängert ist mit jeder Unreinheit, die giftig für Gesundheit und Leben ist; laßt euch jeden Sinn, der dem menschlichen Geschlecht gegeben, um Wonne und Glück zu fassen, außs tiefste beleidigen, betäuben, anefeln, laßt sie zu einem Kanak machen, durch den nur Elend und Tod daherkommen kann! Versucht es nur, vergeblich an eine Pflanze oder eine Blume oder ein heilsames Kraut zu denken, die, wenn sie in dieses Beet von Unrat gesetzt werden, ihr natürliches Wachstum haben oder ihre kleinen Blättchen der Sonne entgegenstrecken könnten, wie Gott es beabsichtigt hat. Und dann ruft euch ein leichenfahles Kind mit verkümmerten Gliedern und bösem Gesicht und haltet ihm seine unnatürliche Sündhaftigkeit vor und beklagt, daß es noch so jung schon so weit vom Himmel entfernt ist — aber bedenkt auch, daß es empfangen, geboren und auferzogen wurde in einer — Höhle!

Männer, welche Naturwissenschaften studieren und sie auf die Gesundheit des Menschen in Anwendung bringen, sagen uns, daß, wenn die schädlichen Teile, die aus verdorbener Luft entstehen, dem Auge sichtbar wären, wir sehen würden, wie sie sich in dicken, schwarzen Wolken über solche Schlupfwinkel lagern und sich langsam weiterschieben, um auch den besseren Teilen einer Stadt verderblich zu werden. Wenn aber auch die moralische Pestilenz, die mit ihnen aufsteigt und nach den ewigen Gesetzen der beleidigten Natur unzertrennlich von ihnen ist, sichtbar wäre — wie fürchterlich dann die Offenbarung! Wir würden sittliche Verderbnis sehen, Gottlosigkeit, Trunksucht, Diebstahl, Mord und eine lange Kette unbenannter Sünden gegen die natürlichen Sympathien und Antipathien der Menschheit, die über jenen ihnen geweihten Höhlen schweben und langsam weiterkriechen, um die Anschuldigen zu beschmutzen und Ansteckung unter den Reinen zu verbreiten. Dann würden wir sehen, wie jene vergifteten Brunnen, die in unsere Hospitäler und Lazarette fließen, die Gefängnisse überschwemmen, und die Deportationschiffe gar tief gehen lassen, und Ozeane durchströmen, und ganze große Kontinente mit Verbrechern überschwemmen. Dann würden wir entsetzt dastehen und wissen, daß, wo wir Krankheiten erzeugen, die unsere Kinder zu Boden schlagen und sich an ungebohrne Geschlechter heften, wir durch denselben Prozeß auch eine Kindheit heranziehen, die keine Anschuld kennt, eine Jugend ohne Schamhaftigkeit und Bescheidenheit, eine Reife, die in nichts reif ist, als in Leiden und in Schuld, und ein grauenhaftes Alter, das eine Schmach ist für die Form, nach der wir gegossen. Unnatürliche Menschheit! Wenn wir Trauben von Dornen



und Feigen von Disteln werden pflücken können, wenn Felder goldenen Kornes aus den Abfällen in den Gassen unserer verderbten Städte sprießen werden, und Rosen erblühen werden auf den Kirchhöfen, die jene Abfälle düngen — dann können wir eine natürliche Menschheit suchen und sie aus solcher Saat aufkeimen sehen.

O, wenn doch ein guter Geist die Dächer der Häuser abnehmen wollte, jedoch mit wohlwollenderer und mächtigerer Hand als der lahme Dämon im Märchen, und dem Christlichen Volke zeigen möchte, welche dunklen Gestalten von ihren Herden ausgehen, um das Befolge des Engels der Vernichtung zu vergrößern, wie er zwischen ihren Häusern dahinschreitet! Wenn dieses Christenvolk nur einmal den nächtlichen Anblick jener bleichen Gespenster haben könnte, die sich erheben von den Stätten, die wir nur allzulange vernachlässigt haben, während aus der schwülen, drückenden Luft, wo Fieber und Laster zusammen sich fortpflanzen, die furchtbare soziale Vergeltung immer dichter und dichter, immer schneller und schneller herabtropft! Hell und golden und gesegnet der Morgen, der auf eine solche Nacht folgen würde! Wenn die Menschen — die nicht mehr gehindert werden durch selbstgeschaffene Hemmnisse, die nur Staubatome sind auf dem Fußpfad zwischen ihnen und dem Himmel, die Menschenwürden sich dann bemühen, die Welt zu einer besseren Welt zu machen, wie Geschöpfe eines gemeinsamen Ursprungs, die dem Vater einer Familie nur eine Pflicht schulden!

Und nicht weniger hell und golden und gesegnet wird dieser Morgen sein, weil er Menschen, die niemals auf die sie umgebende Welt geblickt, zu einer Kenntnis ihrer eigenen Beziehungen zu derselben weckt, und weil er sie eine Verkehrung der Natur in ihre eigenen Sympathien und Ansichten kennen lehrt, die so ungeheuerlich und doch so natürlich in ihrer einmal begonnenen Entwicklung ist, wie die tiefste Erniedrigung, die wir kennen.



## Neue Lösungen für alte Aufgaben

Schon aus den Tagen des Mittelalters bringt die Menschheit eine Reihe von Problemen und Aufgaben mit, an deren Lösung Generationen vergeblich arbeiteten, die aber über lang oder kurz doch zur Lösung kommen dürften. Um nur einige zu nennen, so ist da das alte Alchimistenprojekt, Blei in Gold zu verwandeln und Edelsteine auf künstlichem Wege zu erzeugen. Wir finden ferner das uralte Bestreben der Menschheit, sich dem Vogel gleich in die Lüfte zu erheben. So alt wie die Schwarzweiß-Photographie ist auch der Wunsch, die Dinge in ihren natürlichen Farben zu photographieren. Die letzten Jahrzehnte endlich zeitigten den glühenden Wunsch, den Kohlenstoff schmelzen oder auflösen zu können, ein Verlangen, dessen Erfüllung die Möglichkeit gewähren würde, künstliche Diamanten herzustellen und die Energie der Kohle direkt in Elektrizität zu verwandeln.

Das uralte Flugprojekt stand still von den Tagen eines Dädalos und Ikaros bis zu jenem ewig denkwürdigen Jahre, da der Franzose Mongolfier den ersten Heißluftballon, die nach ihm genannte Mongolfiere aufsteigen ließ.

Der große Benjamin Franklin sah es und sagte: „Es ist ein neugeborenes Kind, alles hängt von der weiteren Entwicklung ab.“ 140 Jahre lang war diese Entwicklung kaum zu sehen. Der Luftballon blieb unlenkbar, wie er es zu Mongolfiers Tagen gewesen war. Erst das 20. Jahrhundert schaffte tiefgehenden Wandel. Die mächtig auftretende Automobilindustrie hatte endlich den sehr leichten, aber auch sehr starken Motor geschaffen, den das lenkbare Luftschiff brauchte. Unter den geschickten Händen und dem fruchtbaren Millionenregen von Santos Dumont und Lebaudy entstanden lenkbare Fahrzeuge, von denen man vor 10 Jahren kaum zu träumen wagte. Es kamen die denkwürdigen Sommertage des Jahres 1903, da Lebaudy ein gern und oft gesehener Gast in den Pariser Parks wurde. In Moissan entstieg sein Luftschiff der schützenden Ballonhalle, fuhr schnell und sicher einige 30 Kilometer bis Paris und tummelte sich dann stundenlang in geringer Höhe über den Parks, stellenweise so tief gehend, daß einzelne Personen aus- und andere dafür einsteigen konnten. Und als so der lenkbare Ballon bis zur praktischen Brauchbarkeit gefördert worden war, führte die französische Regierung ihn in die Kriegstechnik ein, indem sie die Lebaudy'schen Patente und Modelle im Herbst 1905 kaufte und zunächst die sechs größten Festungen mit je einem derartigen Ballon auszurüsten beschloß. Und heute stehen wir sogar bereits im Zeichen des Ballonwettflugs.

Neben dem Ballonflug steht der Segelflug, der persönliche Kunstflug. Er schlummerte von den sagenhaften Zeiten des Dädalos und des kunstreichen Schmiedes Wieland bis zum Jahre 1891, da der deutsche Ingenieur Lilienthal ihn zu üben begann und auf künstlichen Schwingen durch die Lüfte zog. Schon war er weit fortgeschritten, schon war es ihm gelungen, gelegentlich gegen den Wind zu steigen, schon glaubte er, daß sich ihm bald die große Kunst der Rechts- und Linkswendung offenbaren würde, als ein jäher Sturz im Jahre 1896 seinem Leben und Streben ein Ziel setzte. Doch er hatte nicht vergebens gewirkt. Der Engländer Pilcher, der Franzose Ferber, die Amerikaner Chanute und besonders die Gebrüder Wright nahmen seine Übungen und Pläne mit zäher Energie auf und nannten sich mit Stolz Schüler Lilienthals. Von diesen haben nun die Gebrüder Wright Erfolge erzielt, die erstaunlich sind. Jahrein jahraus übten sie mit ihren kastenartigen Flügelgebilden den einfachen Gleitflug. Von einem Hügel sprangen sie ab und suchten mit einer möglichst geringen Fallhöhe möglichst weit vorwärts zu kommen. Bereits im Jahre 1903 waren sie dahin gelangt, auf 1 Meter Fallhöhe 300 Meter vorwärts zu kommen. Wären sie also etwa von einem 100 Meter hohen Turm abgesprungen, so hätten sie erst in 30 Kilometer Entfernung zu landen brauchen. Als sie so weit gekommen waren, begannen die Schleppfahrten hinter dem Automobil. Der fliegende Mann wurde wie ein Drache an die Schnur genommen und diese am Automobil befestigt. Während der Kraftwagen die Landstraße mit größerer oder geringerer Geschwindigkeit dahinfuhr, folgte der Mann 100 Meter hoch in den Lüften schwebend. Als auch diese Übungen im Sommer 1904 vollendet waren, ging es an den Einbau von Benzinmotoren direkt in die Flugdrachen. Dann begannen die Übungen aufs neue, und bereits im November 1904 kam die erstaunliche Kunde über den Ozean, daß die Wrights mit ihrem Motordrachen fünf Kilometer in einer Tour geflogen seien. Das Jahr 1905 brachte neue Übungen und neue Erfolge. Als es zu Ende ging, kam die Nachricht, daß das Geheimnis des Segelfluges gelöst sei. Es kam die verbürgte Nachricht, daß sie zu wiederholten Malen Fahrten bis zu sechs deutschen Meilen

zurückgelegt und ohne Anfall zum Ausgangspunkt zurückgekehrt seien. Es kam ferner die Nachricht, daß sie auch völlige Kreise fliegen könnten, und mit Spannung erwartet man, was die Brüder in diesem Jahre erreicht haben werden.

Während das Flugproblem praktisch gelöst ist und die Lösung in wenigen Jahren Allgemeingut sein dürfte, ist der Kampf um den alten Alchimistentraum noch unentschieden. Die Verwandlung eines Stoffes in den anderen wird von einsichtigen Chemikern nicht mehr für theoretisch, sondern nur noch für praktisch unmöglich erklärt. Man ist vorsichtig geworden nach den unheimlichen Ergebnissen der Radiumforschung, die sicher zeigte, daß ein altbekannter chemischer Körper, das Uran, unter Entfesselung gewaltiger Energiemengen in einen anderen einfachen chemischen Körper, das Helium, übergeht. Liegt doch sogar eine Vermutung vor, daß das Helium wiederum in reinen Lichtäther zerfalle. Durch diese Untersuchungen hat jene monistische Anschauung eine gewisse Berechtigung erhalten, welche die sämtlichen chemischen Elemente als verschiedene Schichtungsprodukte des gemeinsamen Urstoffes, des Lichtäthers, betrachtet und alle materiellen Erscheinungen vom Standpunkte dieses Lichtäthers ansieht. In dieser Betrachtung erscheinen die physikalischen Kräfte wie Wärme, Licht und Elektrizität als Bewegungspänomene des Lichtäthers, die chemischen Wirkungen und Körper als Schichtungsphänomene eben desselben Äthers. Gibt man die Richtigkeit dieser Anschauung zu, dann ist es zunächst einmal theoretisch möglich, jeden Körper in Lichtäther zu verwandeln und umgekehrt aus dem Lichtäther jeden Körper wieder aufzubauen. Hier haben wir also bereits eine theoretische Anerkennung der alten Aufgabe, aus Blei Gold zu machen.

Die praktischen Chemiker stehen diesen theoretischen Betrachtungen ziemlich teilnahmslos gegenüber, aber desto mehr praktische Erfolge haben sie aufzuweisen. Ihnen ist es gelungen, den chemisch so trägen Stickstoff in Form von Kalziumcyanamid an das Kalziumkarbid zu fesseln und in billigen, aber wirksamen Pflanzendünger zu verwandeln. Sie haben es gelernt, dem wirksamen Bestandteil des Nelkenöls, dem Eugenol, ein Sauerstoffatom anzuhängen und es dadurch in Vanille zu verwandeln. Der praktische Erfolg liegt auf der Hand, wenn man berücksichtigt, daß ein Kilogramm Eugenol 100 Mark, ein Kilogramm Vanillin aber 600 Mark kostet. Sie veredeln ferner das Serpentinöl. Auch ihm packen sie durch Ozonisierung Sauerstoff auf und verwandeln es in echten Kampfer. Sie haben es gelernt, aus Holz Spiritus und Zucker herzustellen, und sind auf dem besten Wege, Eiweiß aus seinen Grundstoffen zusammenzubauen. Das alles sind praktische Stoffverwandlungen, die weit über die Pläne der alten Alchimisten hinausgehen und zeigen, daß auch hier die Neuzeit alte Aufgaben ihrer Lösung näher bringt.

Hans Dominik



## Ein neues „Leben Napoleons“

Gerade rechtzeitig für diese Tage der Jahrhundertereinerungen wird uns die Bekanntschaft eines englischen Napoleonwerkes vermittelt, das der Historiker John Holland Rose unter Benützung bisher unbekanntem Materials aus dem britischen Staatsarchiv neuerdings verfaßt und das dank seiner großzügigen, lichtvollen Schilderung seither bereits mehrere Auflagen in England erlebt hat.



Vincenzo Vela  
Verlassenheit (La desolazione)

LIBRARY  
OF THE  
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Der Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart hat es nun durch Professor Dr. R. W. Schmidt ins Deutsche übersetzen lassen und soeben in zwei prächtig ausgestatteten Bänden zur Ausgabe gebracht. Am meisten dürfte uns daraus augenblicklich interessieren, wie sich dem englischen Historiker der Sturz Preußens darstellt.

Die dritte Koalition, schreibt Rose, wurde nicht durch englisches Gold, sondern durch Napoleons Herausforderungen zusammengekittet. Da England und Rußland nur mit großen Schwierigkeiten zu einer Einigung gelangten und Österreich nur aus Furcht Rüstungen betrieb, so hätte das geringste Zeichen von Entgegenkommen von seiten Napoleons das schlecht geknüpfte Bündnis wieder aufgelöst. Aber daran dachte dieser gar nicht. Alle seine in Norditalien nach seiner Krönung geschriebenen Briefe strosen von Ausserungen unglaublicher Anmaßung. Eugen gibt er den Rat, die Politik auf Verstellung zu gründen und nur danach zu streben, daß man ihn fürchte, daneben schreibt er Briefe an seine Minister, in denen er über den Gedanken spottet, daß sich England und Rußland verständigen könnten. Abermals gedenkt er Preußen durch das Angebot von Hannover zu einem wirksamen Bündnis mit ihm gegen die neue Koalition zu drängen. Dementsprechend schickt er seinen Lieblingsadjutanten, General Duroc, nach Berlin, um den König zu überzeugen, daß sein Bündnis mit Napoleon den Kontinent vor einem Kriege bewahren würde. Das gelingt wenigstens insofern, als sich Preußen für strenge Neutralität erklärt. Ungeachtet dessen ließ Napoleon Bernabottes Korps durch das preußische Fürstentum Ansbach, das auf dessen Marschlinie lag, hindurchmarschieren.

Die Nachricht von dieser Verletzung preußischen Gebietes kam Friedrich Wilhelm in der kritischen Zeit zu Ohren, als der Zar eine Art Ultimatum nach Berlin geschickt hatte, indem er ihm zu verstehen gab, daß, auch wenn Preußen die Sache der europäischen Unabhängigkeit im Stiche ließ, russische Truppen trotzdem durch Teile von Preußisch-Polen marschieren müßten. Durch diese Note von seinem gewöhnlichen passiven Verhalten aufgerüttelt, erließ der König die Antwort, daß ein solcher Schritt ein französisch-preußisches Bündnis gegen die Verlezer seines Gebietes zur Folge haben würde, als er die Nachricht empfing, daß Napoleon tatsächlich in Ansbach das getan hatte, was Alexander im Osten nur als seine Absicht kundgegeben. Es erfolgte ein heftiger Umschlag in seinen Gefühlen; eine kurze Zeitlang erklärte er, er wolle Duroc entlassen und Napoleon wegen dieser Beleidigung den Krieg erklären, schließlich aber berief er einen Kabinettsrat und lud den Zaren ein, nach Berlin zu kommen. Dies führte zu dem Vertrage zu Potsdam zwischen Rußland, Österreich und Preußen. Friedrich Wilhelm verpflichtete sich darin, Napoleon die bewaffnete Vermittlung Preußens anzubieten, und wenn diese abgelehnt würde, sich den Verbündeten anzuschließen.

Napoleons Sieg bei Austerlitz macht alledem ein Ende. Denn nun lassen sich die Kaiser Alexander und Franz sofort auf Friedensverhandlungen ein. Dies aber war ein Bruch der Vertragsbestimmungen der dritten Koalition, wonach kein Separatfrieden abgeschlossen werden sollte. Die anscheinende Auflösung der Koalition lieferte dem Berliner Hof einen triftigen Grund, sich zu weigern, die Last allein zu tragen. Es war nicht Austerlitz, was Friedrich Wilhelm einschüchterte; denn nachdem er von dem Unglück gehört hatte, erklärte er schriftlich, daß er seinem Versprechen, das er am 3. November gegeben hatte, treu bleiben werde. Aber am entscheidenden Tage (15. Dezember)

ging ihm die Nachricht zu, daß Österreich vom Bunde abgefallen sei, daß Alexander seine Armeen zurückgezogen habe, und daß die habsburgischen Länder der preussischen Armee verschlossen seien. Diese Tatsachen entledigten Friedrich Wilhelm seiner Verpflichtungen gegen jene Mächte und erlaubten ihm, mit gutem Gewissen sein Schwert in der Scheide zu lassen. Der Umschwung schwächte allerdings die Kampflust seiner Armee, aber man konnte nicht sagen, daß der König Rußland und Österreich im Stiche gelassen habe. Die Schmach kam später, als am Weihnachtstage Haugwitz Berlin erreichte und dem König sowie dessen Minister von seiner Unterredung mit Napoleon im Palaß zu Schönbrunn und von dem Vertrage, den der Sieger damals Preußen auf der Spitze des Schwertes angeboten hatte, Bericht erstattete.

Es ist der Fluch einer Politik, die den Grundsatz befolgt, bei politischen Orkanen sich hübsch im Gleichgewicht zu halten, daß sie den, der in dieser Politik befangen ist, entkräftet, bis schließlich der Friedensstifter einem Taschenspieler gleicht. Sehn Jahre, damit verbracht, Kompromisse zu schließen und Schwierigkeiten auszuweichen, hatten den Geist Preußens geschwächt, bis die Zeit der schwersten Prüfung für den König kam, wo es hieß, irgend einen Schritt zu tun, der nicht rückgängig gemacht werden konnte. Er hatte oft „lebhaft, wenn nicht energisch“ von der verwickelten Lage gesprochen, die er zwischen Frankreich, England und Rußland einnahm. Und wie in dem Falle jenes anderen bon père de famille, Ludwigs XVI., den die Natur zum Landwirt bestimmt hatte und das Geschick in eine Revolution hineinstieß, machte Friedrich Wilhelms Mangel an Voraussicht und Entschlossenheit seine Ratgeber mutlos und verwandelte Staatsmänner in schwankende Rohre. . . . Talleyrand konnte an Napoleon schreiben: „Ich bin mit M. Haugwitz sehr zufrieden.“

Napoleon hatte also, noch bevor der Blitzschlag von Austerlitz die dritte Koalition vernichtete, einen diplomatischen Sieg gewonnen. Aber einen glänzenden diplomatischen Sieg gewinnen heißt noch lange nicht einen festen und dauernden Frieden schließen. Der Friede zu Preßburg erhob Napoleon zu einer so hohen Macht, wie sie Ludwig XIV. sich niemals träumen ließ, aber seine überwiegende Macht war besten Falles ein unsicherer Besitz. Während er durch mächtige Forderungen sich Österreichs Bundesgenossenschaft hätte sichern und dessen Freundschaft mit England hätte trennen können, zog er es vor, jenem Staate seinen Fuß in den Nacken zu setzen und ihm einen geheimen, aber unverföhnlichen Haß einzufüßen.

Vom Standpunkt der kontinentalen Politik betrachtet, war seine Behandlung Österreichs ein schwerer Fehler. Sein furchtbarer Druck auf dessen gemischte Länder führte diese zu einem so engen Zusammenschluß, wie man ihn bisher nie gekannt hatte, und in weniger als vier Jahren hatte der Sieger Veranlassung, es zu bedauern, daß er die Habsburger zur Verzweiflung getrieben hatte. Man kann sogar fragen, ob Austerlitz selbst nicht ein Unglück für ihn war. Die Beweggründe zu seinem Verhalten gegen Österreich liegen nicht in bloßer Herrschbegierde, sondern in seiner begründeten, obwohl zu stark betonten Überzeugung, daß ihm Preußen und Rußland für sein Kontinental-system unentbehrlich seien. Vor allem aber suchte er England zu demütigen, um für sein Unternehmen gegen den Orient freie Hand zu haben. Das ist die Fronte seiner Laufbahn, daß, obwohl er die Laufbahn Alexanders des Großen derjenigen Cäsars vorzog, obwohl er den Sieg bei Austerlitz weit geringer schätzte als denjenigen des großen Mazedoniers bei Issus, der diesem

die Eroberung des Orients sicherte, er dennoch sich gerade zu solchen Maßregeln getrieben sah, die ihn an cette vieille Europe banden und schließlich den Kontinent dahin führten, sich gegen ihn zu erheben.

Unter seinen Fehlgriffen nimmt sicher sein Verhalten gegen Österreich nicht den tiefsten Platz ein. Die neueste Geschichte Europas liefert hierzu einen bedeutungsvollen Gegensatz. Zwei Menschenalter nach Austerlitz erlitt die habsburgische Macht durch die Niederlage bei Königgrätz eine tiefe Erschütterung und verlor abermals allen Einfluß in Deutschland und Italien. Aber der Sieger zeigte damals Rücksicht auf den Besiegten. Bismarck hat die Lehren der Geschichte wohl erwogen, weil, wie er sagte, die Geschichte lehrt, wie weit man mit Sicherheit gehen darf. Er überredete deshalb den König Wilhelm, Ansprüche zu entsagen, welche in die Nebenbuhlerschaft Preußens und Österreichs Verbitterung gebracht haben würden. Ja, er kehrte zu Talleyrands Politik zurück, die Habsburger zu ermutigen, für ihre Verluste im Westen Ersatz auf der Balkanhalbinsel zu suchen, und in den nächsten 15 Jahren wurde alsdann ein fester Grund für den Dreibund gelegt. Napoleon dagegen mußte aus Mangel an staatsmännischer Mäßigung, welche den Sieg heiligt und den Bau eines dauernden Reiches kittet, gar bald sehen, wie die Erfolge von Austerlitz durch die steigende Flut des nationalen Zorns hinweggefegt wurden. In weniger als 9 Jahren waren die Österreicher und ihre Bundesgenossen Herren von Paris. . . .

Ein hervorragender deutscher Historiker (fährt Rose fort), der sich bemüht hat, über Friedrich Wilhelms Regierung vor dem Zusammenbruch bei Jena ein paar freundliche Worte zu sagen, stellt an die Spitze seiner Verteidigungsrede den Satz, daß man von einem preussischen Monarchen keine französische, englische oder russische, sondern nur preussische Politik erwarten dürfe. Gegen diesen Satz lassen sich berechnete Einwendungen machen. Zweifellos gibt es einige Staaten, für die er zutreffend ist. Länder wie England und Spanien, deren Gebiet durch augenfällige natürliche Grenzen eingeschlossen ist, können sich zu eigenem Vorteil auf sich selbst beschränken, bis ihre Bewohner in andere Länder abströmen; ehe sie Weltmächte werden, können sie dadurch, daß sie streng national sich entwickeln, an Kraft gewinnen. Aber es gibt andere Staaten, deren Geschick ihnen eine ganz andere Bahn anweist. Sie repräsentieren ein Prinzip des Lebens und der Kraftentfaltung inmitten eines bloßen politischen Schiffbruchs. Wenn die bindende Kraft, die einen älteren Organismus aufbaute, versagt, wie es bei dem heiligen römischen Reich nach den Religionskriegen der Fall war, werden Bruchstücke davon abfallen und mit Körpern Verbindungen eingehen, denen sie jetzt innerlich mehr verwandt sind.

Zu den Staaten, die unter den zerfallenden Massen des alten Kaiserreiches sich gedeihlich entwickelten, gehört vor allem Brandenburg-Preußen. Es besaß eine doppelte Triebkraft, welche dem älteren Organismus fehlte, es war ein protestantischer und ein nationaler Staat. Es trat als Verfechter des neuen Glaubens auf, den Norddeutschland hochhielt, und es fühlte, wenn auch vorläufig erst dunkel, die Stärke, welche einem fast ungemischten Volkstamm innewohnt. Selbst nach der Erwerbung Posens und Warschaus am Ende des 18. Jahrhunderts konnte es immer noch behaupten, der erste deutsche Staat zu sein. Ein Menschenalter früher hatte Friedrich der Große erkannt, daß darin die Hauptquelle seiner Kraft lag. Seine Politik war nicht ausschließlich preussisch, sie war, wenn auch nicht in ihrem Ziele, so doch in ihrer Wirkung



deutsch. Sein Sieg bei Rossbach über eine vielsprachige aus Franzosen und Kaiserlichen zusammengesezte Streitmacht erweckte zum ersten Male das deutsche Nationalgefühl zu bewußtem Leben, und den letzten Erfolg seiner Laufbahn erzielte er als Vorkämpfer der kleineren deutschen Fürsten gegen die Übergriffe der Habsburger. In der That sagt man jetzt etwas allgemein Bekanntes, wenn man behauptet, daß Preußen den größten Aufschwung gewonnen hat, als seine Politik unter Friedrich dem Großen und Wilhelm dem Großen wahrhaft deutsch geworden war, und daß es am tiefsten gesunken ist in den Jahren 1795—1806 und 1848—1852, als es durch die Willfährigkeit Friedrich Wilhelms III. und Friedrich Wilhelms IV. gegen Frankreich und Osterreich die Achtung und Unterstützung des übrigen Deutschlands verloren hatte. Ein Staat, welcher andere Bruchstücke derselben Nation an sich heranziehen möchte, muß eben Anziehungskraft besitzen, und diese kann er nur erlangen, wenn er eine entschieden nationale Haltung zeigt. Wenn Stein und Bismarck nur Preußen gewesen wären, wenn Cavour nur eine einseitig sardinische Politik befolgt hätte, würden dann ihre Staaten zum Mittel- und Sammelpunkt des heutigen Deutschlands und Italiens geworden sein? . . .

Am 3. Januar 1806 wurde in Berlin ein wichtiger Staatsrat abgehalten, um über gewisse Abänderungen des mit Napoleon in Schönbrunn abgeschlossenen Vertrages Entscheidung zu treffen. Die preußischen Minister schlugen jetzt kein Trug- und Schutzbündnis mit Napoleon vor, wie es dieser verlangte, sondern eine Friedensvermittlung zwischen England und Frankreich. Sie bemühten sich, auf halbem Wege zwischen Napoleon und Georg III. zu steuern und doch dabei Hannover zu gewinnen. Wahrlich, das war ein mehr als frauenhafter Glaube an halbe Maßregeln.

Der Gesandte, welcher beauftragt wurde, Napoleons Zustimmung zu diesen neuen Bedingungen zu erlangen, war derselbe, der vor dem Kaiser in Schönbrunn gezittert hatte, Graf Haugwitz. Aber lange bevor eine bestimmte Antwort von ihm anlangte, entschied sich der Berliner Hof auf Grund einiger glatten Komplimente von seiten des französischen Gesandten Laforest dafür, die Annahme der gedachten Vorschläge durch Napoleon als vollkommen gesichert anzusehen. Demgemäß beschloß die Regierung am 24. Januar die preußische Armee auf den Friedensfuß zu setzen und die Truppen aus Franken zurückzurufen, da man dadurch täglich 100 000 Taler ersparen konnte. Niemals hat man eine größere Unbesonnenheit begangen.

Der Sieger war weit davon entfernt, die mit dem Schönbrunner Vertrag vorgenommenen Änderungen so leicht hinzunehmen, wie das Haugwitz vertrauensvoll erwartet hatte. Das Bewußtsein, daß Preußen von seiner Gnade abhing, bestimmte den Ton, den der Sieger jetzt annahm. Er begann mit einigen verbindlichen Worten über die bei den Verhandlungen in Schönbrunn von Haugwitz bewährte „Gewandtheit“, indem er sagte:

„Wenn irgend ein anderer außer mir mit Ihnen verhandelt hätte, würde ich geglaubt haben, er sei von Ihnen bestochen worden; aber lassen Sie es mich Ihnen gestehen, das Zustandekommen des Vertrages ist Ihren Talenten und Verdiensten zuzuschreiben. Sie waren in meinen Augen der erste Staatsmann Europas und haben sich mit unssterblichem Ruhm bedeckt.“

Vor jener Unterredung, fuhr Napoleon fort, sei er wahrlich schon zum Kriege gegen Preußen entschlossen gewesen, und nur Haugwitz habe ihn veranlaßt, ihm Frieden und den Besitz von Hannover anzubieten. Warum habe

man aber dann diesen Vertrag in Berlin einer solchen Kritik unterworfen? Warum habe man den französischen Gesandten geringschätzig behandelt? Warum stände Hardenberg beim König in so hoher Gunst? Warum habe der König dieses Werkzeug Englands nicht entlassen? Da Preußen den Vertrag nicht einfach und uneingeschränkt bekräftigt habe, so befände es sich mit Frankreich im Kriegszustande, denn es duldet immer noch russische und englische Truppen auf seinem Boden. Hier bemerkte Haugwitz, daß diese Truppen bereits zurückgezogen würden, und daß die Preußen in voller Stärke in Hannover einrückten. Aber da brach der Sturm von neuem los. Welches Recht habe Preußen, einen Vertrag zur Ausführung zu bringen, den es nicht bekräftigt habe? Wenn Preußens Heere Hannover besetzten, würden seine Heere sofort in Ansbach, Kleve und Neuschätel einrücken; wenn Friedrich Wilhelm sich Hannovers zu bemächtigen gedächte, solle er teuer dafür bezahlen.

Die Drohungen des Kaisers waren allerdings teilweise erbeuchelt, und als Haugwitz gründlich eingeschüchtert und bereit war, fast alles zu bewilligen, kam Napoleon zu dem Punkt, um den es sich für ihn in Wirklichkeit handelte; er verlangte, daß die ganze deutsche Küstenlinie an der Nordsee dem englischen Handel geschlossen werden sollte. Mit dieser bindenden Einschränkung sollte nun Hannover in Preußens Hände kommen. Niemals wurde ein Danaergeschenk in verschmierter Weise angeboten. Die Schenkung Hannovers unter solchen Bedingungen schloß für den Empfänger die Mißbilligung Rußlands und die Feindschaft Englands in sich.

Dies war die Nachricht, die Haugwitz nach Berlin brachte. Friedrich Wilhelm befand sich jetzt in derselben verfänglichen Lage, die er zu vermeiden gesucht hatte. Entweder mußte er Napoleons Bedingungen annehmen oder dem Sieger fast im Einzelkampfe Trost bieten. Die Fronte seiner Lage wurde nunmehr in peinlicher Weise offenbar. Aus Friedensliebe und Sparsamkeit hatte er diejenigen, welche gern seine Bundesgenossen geworden wären, zurückgewiesen und seine eigenen Soldaten murrend in die Heimat entlassen. . . . Überdem war er durch seine frühere Handlungsweise gebunden.

Die Gefühle des Volkes wurden durch die mattherrige Fügsamkeit gegen Frankreichs Forderungen tief empört. Die Offiziere der Berliner Garnison brachten dem patriotischen Staatsmann Hardenberg eine Serenade, während Haugwitz zweimal die Fenster eingeworfen wurden. Die öffentliche Meinung galt allerdings in Preußen wenig. Die strenge Trennung der Klassen, das Fehlen einer volkstümlichen Erziehung, die vollständige Abhängigkeit der Zeitungen von der Regierung und die zwischen Militär- und Zivilbevölkerung bestehende Eifersucht verhinderten jede allgemeine Meinungsäußerung in dieser fast feudalen Gesellschaft.

Aber als man erkannte, daß Friedrich Wilhelm und Haugwitz dem preussischen Adler die Flügel beschnitten hatten, bis er sich scheute, mit dem gallischen Hahn zu kämpfen, da entstand ein Gefühl der Scham und des Unwillens, welches bewies, daß die Grenzen der Langmut erreicht waren. Im Grunde konnte man bemerken, daß das alte deutsche Nationalgefühl nicht tot war; es war nur betäubt, und Kräfte begannen sich zu regen, die drohend auf den Sturz der Hohenzollern hinwiesen, wenn sie abermals die Ehre der Nation bestreiten sollten. . . .

Inzwischen wurde am 17. Juli in aller Stille das Dekret über den Rheinbund unterzeichnet, welches das alte deutsche Reich vernichtete. Ein solches Ereignis war lange erwartet worden. Das alte römische Reich hatte

nach tausendjährigem Bestehen bei Austerlitz den Todesstreich erhalten. Die Besignahme Hannovers durch Preußen hatte den König von Schweden zu der Erklärung veranlaßt, daß er für seine pommerischen Länder an den Beratungen des altersschwachen Bundestages in Regensburg, der sich um jene Gewalttat nicht kümmerte, nicht mehr teilnehmen werde. Überdem war Regensburg jetzt nur die zweite Hauptstadt Bayerns, dessen König jener Körperschaft leicht verbieten konnte, dort Sitzungen zu halten, und der Gebrauch des Namens „Deutscher Bund“ im Vertrage von Preßburg klang wie das Grabgeläute eines Reiches, von welchem Voltaire ebenso witzig wie wahr gesagt hatte, daß es weder heilig noch römisch, noch ein Reich sei. Wie konnte im Zeitalter einschneidender Wirklichkeiten jene ehrwürdige Erdichtung noch fortleben, bei welcher die Kaiserwahl ein Gaukelspiel, die Krönung eine bloße Schaustellung zerrissener Kleider vor einem Haufen länderloser Durchlauchten war, und wo das Hauptgeschäft des Bundestages darin bestand, die Ansprüche der fürstlichen Abgeordneten auf Sessel von rotem Tuch oder, was für weniger ehrenvoll galt, auf solche von grünem Tuch zu regeln und die herkömmlichen 37 Gerichte des Kaisermahles so zu verteilen, daß das letzte vom westfälischen Gefanden aufgetragen wurde.

Kaiser Franz II. erklärte nunmehr, daß er die Krone niederlege, entband alle Kurfürsten und die andern Fürsten ihrer Lehenspflichten gegen ihn und zog sich in die Grenzen des österreichischen Staates zurück. So erlosch mit schwachem Schimmer das Licht, welches einen strahlenden Glanz über die mittelalterliche Christenheit verbreitet hatte. Angezündet in der St. Peterskirche am Weihnachtstage des Jahres 800 und durch den vom Papst Leo über Karl den Großen ausgesprochenen Segen eine fast mythische Vereinigung geistiger und weltlicher Macht darstellend, wurde es nunmehr von dem Gebieter eines mehr als fränkischen Staates, der nach unangefochtener Macht über ein ebenso großes Gebiet strebte, wie das des mittelalterlichen Helven gewesen war, unter den Fuß getreten. Denn Napoleon als Protektor des Rheinbundes beherrschte jetzt die meisten derjenigen deutschen Länder, die Karl den Großen anerkannt hatten, während er über Italien eine ungleich stärkere Macht ausübte.

Das deutsche Leben begann jetzt viel von seiner sonderbaren, bei Malern und Dichtern so beliebten Bunsheckigkeit zu verlieren; aber andererseits gewann es auch mancherlei. Nicht länger hielt der Graf von Limburg-Stürm über seine aus einem Obersten, sechs Offizieren und zwei Gemeinden bestehende Armee im Tale der Roer die Parade ab; er und seine Armee kamen unter Muratszepter, und das Verschwinden dieser Zwergherrn machte in der dämmernen Zukunft eine nationale Armee möglich. Nicht länger nagten die kaiserlichen Rechtsgelehrten in Weslar an immergrünen Prozeffen! Rechtsbescheid wurde nach dem bündigen napoleonischen Verfahren erteilt. Die Getreidefelder der schwäbischen Bauern waren jetzt verhältnismäßig sicher vor dem Seiner Durchlaucht in dem nahe gelegenen Schlosse gehörigen Wild; denn der Geist der französischen Revolution drang auch in die alten Jagdgesetze ein und beraubte sie ihrer Schrecken. Und der heutige deutsche Patriot muß immerhin zugestehen, daß der erste Anstoß zu Reformen, so fragwürdig in ihren Beweggründen und so brutal in ihrer Anwendung diese auch erscheinen mögen, von dem neuen Karl dem Großen ausgegangen ist. . . .

Um diese Zeit nun wurden Friedrich Wilhelm und Haugwitz zwar durch die Bildung des Rheinbundes beunruhigt und ließen sich auch nicht gänzlich durch

Napoleons Vorstellung beruhigen, daß das Aufhören des alten Kaiserreiches für Preußen vorteilhaft sein müsse. Indessen griffen sie seinen Vorschlag, Preußen solle aus norddeutschen Staaten einen Bund bilden, begierig auf und machten den beiden wichtigsten Staaten, Sachsen und Hessen-Kassel, entsprechende Vorschläge. In den wenigen friedlichen Tagen, welche folgten, ging der König sogar mit dem Gedanken um, den Titel Kaiser von Preußen anzunehmen, was ihm jedoch der Kurfürst von Sachsen ironisch widerriet.

Immer noch versuchten der König und Haugwitz sich einzureden, daß Napoleon für Preußen Wohlwollen hegte, daß England alles täte, um zwischen den beiden Verbündeten Zwietracht zu säen, und daß „große Resultate ohne einige Reibungen nicht erreicht werden könnten“. In dieser Hoffnung wurden sie durch den französischen Gesandten bestärkt, denselben Mann, welcher Preußen verleitet hatte, zu demobilisieren. Er hatte von Talleyrand den Auftrag erhalten in Berlin zu melden, daß mit England sowohl als mit Rußland Frieden geschlossen werden könnte, wenn Frankreich zur Rückgabe Hannovers seine Zustimmung gegeben hätte. „Ich habe“, fügte Laforest hinzu, „die Versicherung wiederholt, daß der Kaiser (Napoleon) in diesem Punkte niemals nachgeben würde“.

Und doch beschäftigte sich gerade zu dieser Zeit das französische auswärtige Amt mit dem Entwurf eines Vertrages, in welchem die Rückgabe Hannovers an Georg III. ausdrücklich angegeben war, und zwar mit Zustimmung Napoleons. Der preußische Gesandte Luchefini hatte aus französischen Quellen sowie auch durch Lord Barmouth Wind bekommen und erließ deshalb am 28. Juli eine Depesche, die wie ein Donnererschlag auf die Optimisten in Berlin niederfiel. Sie treuzte sich — das ist die Ironie der Diplomatie — mit einer Depesche aus Berlin, die ihn anwies, Napoleon unbedingtes Vertrauen zu zeigen. Von Vertrauen verfiel der König jetzt in das gerade Gegenteil und sah in allen Reibungen der letzten Wochen Napoleons Spiel. Hier befand er sich jedoch wieder im Irrtum, denn der französische Kaiser hatte Murat und die andern Heißsporne der Armee, welche Verlangen trugen, sich mit Preußen zu messen, zurückzuhalten gesucht. Sein Briefwechsel beweist, daß er in erster Linie immer noch an die Verhältnisse des Mittelmeeres dachte. Auf eine Seite, die er über deutsche Angelegenheiten schrieb, kamen immer zwanzig, die er an Joseph oder Eugen über die Notwendigkeit schrieb, die Zügel fest in der Hand zu behalten und die kalabrischen Rebellen zu bestrafen. — „Laßt drei Männer in jedem Dorf erschießen!“ — Vor allem aber verbreitete er sich über seine Pläne zur Eroberung Siziliens. Er scheint geglaubt zu haben, daß Preußen bescheiden die Brocken annehmen werde, die er ihm anstatt Hannover hinzuwerfen gedachte. Aber er beurteilte den Charakter Friedrich Wilhelms falsch, wenn er glaubte, daß dieser sich eine so grobe Beleidigung gefallen lassen würde; auch war ihm nicht bekannt, welche Macht die preußische Königin besaß, das Feuer des Patriotismus anzufachen.

Die „Memoiren“ Hardenbergs zeigen, daß die Königin in aller Stille die Sache des Vaterlandes aufrechterhielt. In dem Tone des Briefes, den Friedrich Wilhelm am 8. August an den Zaren schrieb, findet sich etwas von weiblicher Empfindlichkeit gegen den französischen Kaiser. Nach Aufzählung seiner von Napoleon erfahrenen Unbilben fährt er fort:

„Wenn die Nachricht wahr sein sollte, wenn er eines so schwarzen Verrates fähig sein sollte, so mag Ew. Majestät überzeugt sein, daß es sich zwischen

ihm und mir nicht ausschließlich um die hannöversche Frage handelt, sondern daß er zum Kriege gegen mich entschlossen ist, koste es, was es wolle. Er wünscht keine andere Macht neben der seinigen . . . Sagen Sie mir, Sire, ich beschwöre Sie, ob ich hoffen darf, daß Ihre Truppen mir nahe genug sind, um mir beizustehen, und ob ich auch auf sie rechnen kann, falls ich angegriffen werde.“

Alexander schrieb ihm eine ermutigende Antwort, in welcher er ihm riet, seine Zwistigkeiten mit England und Schweden beizulegen, und ihm Hilfe zusagte. Darauf erwiderte der König am 6. September, „daß er die Nordseeeströme britischen Schiffen wieder geöffnet habe und Frieden sowie Geldunterstützungen aus London erhoffe“.

Napoleons Verhalten in politischen Angelegenheiten beweist in dieser Zeit nicht sowohl Kriegslust als Mangel an Vorstellungskraft, soweit die Empfindlichkeiten anderer Personen in Betracht kamen. Es ist wahrscheinlich, daß er damals Frieden mit England und Frieden auf dem Kontinent wünschte; denn seine Diplomatie gewann Siege, die den Errungenschaften seines Schwertes völlig gleichwertig waren, und nur mittels eines Friedens zur See konnte er die Grundlagen für jenes orientalische Reich schaffen, das, wie er O'Meara in St. Helena versicherte, nach dem Siege über Österreich in erster Linie seine Gedanken beschäftigte. Aber es lag nicht in seiner Natur, die hierzu nötigen Zugeständnisse zu machen. „Ich muß meine Politik in geometrischer Linie verfolgen“, sagte er zu Lucchesini. England könnte Hannover und ein paar Kolonien haben, wenn es nur Sizilien einem Bonaparte überlassen wollte, und was Preußen anlangt, so stände es ihm frei, ein halbes Duzend benachbarter kleiner Fürstentümer einzuziehen. Das ist der wesentliche Inhalt von Napoleons europäischer Politik im Sommer des Jahres 1806, und die Überraschung, die er bei der Zurückweisung seiner Anerbietungen Mollin gegenüber äußerte, ist wahrscheinlich unerheuchelt. Selbst empfindlich gegen die kleinste Beleidigung, stellt ihn seine stumpfe Nichtachtung der Ehre anderer mit dem aristotelischen Mann ohne Gefühl fast auf gleiche Stufe. Es ist vollkommen wahr, daß er den Krieg gegen Preußen im Jahre 1806 ebensowenig wie den Krieg gegen England im Jahre 1803 veranstaltet hat; er hat nur den Frieden unmöglich gemacht.

Die Forderung, auf welcher Preußen jetzt mit Entschiedenheit bestand, war die gänzliche Räumung Deutschlands von französischen Truppen. Dieses zuzugestehen, weigerte sich Napoleon, bis Friedrich Wilhelm seine Armee mobil gemacht haben würde, ein Schritt, der ihn in den Augen des deutschen Volkes noch einmal gedemütigt haben würde. Er hätte sogar zu seiner Thronsetzung führen können. Denn soeben hatte sich in Bayern etwas zugetragen, was die Empfindungen der Deutschen auf das leidenschaftlichste erregte. Das war die Erschießung des Buchhändlers Palm am 25. August. Niemals hat der Kaiser einen größeren Fehler begangen. Diese Gewalttat verbreitete einen Schauer der Empörung durch ganz Deutschland. Anstatt das Nationalgefühl zu dämpfen, feuerte sie es vielmehr an und machte auf diese Weise einen friedlichen Ausgleich zwischen Friedrich Wilhelm und Napoleon doppelt schwierig. Der letztere wurde jetzt auch von den Bürgern, die er durch seine Reformen zu versöhnen suchte, als Tyrann angesehen, und Friedrich Wilhelm galt beinahe als Vorkämpfer Deutschlands, als er die Zurückziehung der französischen Truppen forderte.

Anglückseligerweise weigerte sich jedoch der König, Minister zu ernennen, die Vertrauen einflößen konnten, und diese Weigerung, zugleich mit seiner Politik auch seine Ratgeber zu wechseln, wurde verhängnisvoll. Sowohl in St. Petersburg und Wien als in London fühlte man kein Vertrauen zu Preußen, solange Haugwitz am Ruder war. Und so hatte Friedrich Wilhelm infolge der Eiferfucht der alten Monarchien weder russische noch österreicheische Truppen zur Seite, verfügte auch nicht über Geldunterstützungen aus London, um seine Rüstungen zu verstärken, als er auf den Anhöhen Thüringens alles auf Spiel setzte. Er gewann allerdings die Unterstützung Sachsens und Weimars, aber diese Staaten brachten ihm nur eine Verstärkung von weniger als 20 000 Mann. Das trostlose Ende waren die Tage von Jena und Auerstädt.

Von den beiden Schlachten bei Jena und Auerstädt, so schließt Rose deren Schilderung, war die letztere für die französischen Waffen zweifellos die ruhmvollere. Daß Napoleon eine Armee schlug, die wenig mehr als die Hälfte seiner Streiter zählte, ist sicherlich keine staunenswerte That. Auffallend aber ist es, daß einem so hervorragenden Feldherrn die Verteilung der feindlichen Streitkräfte unbekannt geblieben war, und daß er Davoust mit nur 27 000 Mann dem Angriff des Herzogs von Braunschweig mit nahezu 40 000 Mann ausgesetzt hatte. In seinen Bulletins sowie auch in der „Relation officielle“ suchte der Kaiser diesen seinen Irrtum zu beschönigen, indem er Höhenlohes Korps zu einer mächtigen Armee vergrößerte und Davousts glänzende Heldentat, der er in seinen Privatbriefen warmes Lob spendete, herabsetzte. Tatsache ist, daß er alle seine Dispositionen in dem Glauben traf, er habe bei Jena die Hauptmasse der Preußen vor sich.

Das Glück spielt im Kriege eine große Rolle, und niemals hat es den Kaiser mehr begünstigt als am 14. Oktober 1806. Das Glück sowie die Eüchtigkeit und Tapferkeit Davousts verwandelte das, was ein ziemlich zweifelhafter Kampf hätte werden können, in einen überwältigenden Sieg. Obgleich Napoleon mit den Bewegungen der Braunschweigischen Armee ebenso unbekannt war wie mit Büchers Flankenmarsch bei Waterloo, so verschafften ihm doch der unternehmende Geist und die Fähigkeit Davoust und Lannes' auf den Thüringer Höhen einen Triumph, der in den Annalen der Kriegsgeschichte fast ohnegleichen ist. Man kann jene Marschälle wegen der Energie, mit welcher sie sich an den Feind anklammerten, und unter Bedingungen, die für die Franzosen überaus günstig waren, einen Kampf herbeiführten, nicht genug loben; ohne ihre Anstrengungen hätte die preußische Armee nicht an einem einzigen Tage erschüttert werden können.



## Parlamentarische Redebüthen

Ein duftigen Strauß parlamentarischer Rede- und Stilblüthen hat kürzlich die „Nationalzeitung“ gebunden. Von Herrn v. Oldenburg-Jannschau, dem bekannten „starken Mann“ des preußischen Landtags, heißt es, daß er seinen Humor in Roupletverse zu gießen liebe, gleichviel ob Wert und Inhalt sich mit dem Thema deckten, was für ihn nebensächlich sei. So habe er einmal eine seiner Reden mit den Versen geschlossen:

„Das Glück war nicht beim Hohenstaufen,  
Und hier gibt's nichts zu saufen,  
Das ist des Sängers Fluch!“

Und abermals war es im Abgeordnetenhanse, als derselbe Redner bei Besprechung der Affäre Löhning, die zu jener Zeit viel Staub aufwirbelte — bekanntlich hatte sich der Provinzialsteuerdirektor Löhning in Posen mit der Tochter eines aus dem Unteroffizierstande hervorgegangenen Beamten verheiratet — das Verschen zum besten gab:

„Es weiß ja heut schon jedes Kind:  
Die Heiratsaussichten werden immer schlechter,  
Besonders aber wenn es sind  
Von den Herren Feldwebeln die Töchter!“

Welche merkwürdigen Gedanken müssen einen doch beschleichen, meint die „Nationalztg.“ weiter, wenn man einen Abgeordneten mit Emphase ausrufen hört: „Ich glaube, daß der Mann aufgetreten wäre, der das Ei des Kolombus gefunden hätte!“ „Der Minister“, so entfuhr es dem Gehege der Zähne eines andern Abgeordneten, „möge sich nicht von den Sirenenklängen des Herrn Vorredners betören lassen, sondern sich lieber an den Mastbaum des Rechts anbinden.“ Wenn ein Abgeordneter der Überzeugung ist, „daß diese Bahn stets das i bleiben wird, auf dem der Punkt fehlt!“, so kann man ja schließlich diese Phantasie noch verstehen. Was soll man sich aber denken, wenn ein Redner zur Erläuterung bemerkt: „Der Kutscher war kennlich durch den verschiedenen Hut, den er trug!“ oder mit aller Bestimmtheit behauptet: „Wenn der Maler tot ist, kann er was erleben!“, um dann einige Sätze weiter die epochemachende Wahrheit auszusprechen: „Wenn das Haus fertig ist, sieht es ganz anders aus wie vorher!“ Wenn jemand meint, „die Frage hat verschiedene Gesichtspunkte,“ so bleibt das ebenso merkwürdig, wie eine einmal im Herrenhanse gefallene Äußerung: „Was die Trennung der Kinder gegen den Willen der Eltern anbelangt!“ Von der Böswilligkeit unseres einheimischen Geflügels zeugt es entschieden, wenn der Meister des freiwilligen und unfreiwilligen Humors, Herr v. Podbielski, behaupten konnte: „Man produziert in Italien frische Eier in einer Zeit, wo unsere Hühner noch gar nicht daran denken!“ Ebenso betrübend muß es einen guten Patrioten berühren, wenn er einen Redner ausrufen hört: „Der Nachbar wird seine geistige Kraft auf die Eisenbahn setzen! Wir aber können das nicht!“ Der Ausspruch: „Ich darf mich nach dieser Richtung zusammenfassen und an den Nährbusen des Staates legen!“ ist durchaus originell und verdient den besten Leistungen auf diesem Gebiete an die Seite gestellt zu werden. Eine der beachtenswertesten war es aber, als ein Landtagsabgeordneter sagte: „Wir sind doch wirklich nicht dazu da, um die Altenschränke der Regierung voll zu machen.“

Nein! Niemals! Sollte aber die Regierung in der Tat ein derartiges Unsinnen an das hohe Haus gestellt haben? Dann wäre die moralische Enttäuschung des Herrn Abgeordneten allerdings begreiflich und die Absicht einer hohen Regierung entschieden zu mißbilligen. Um so mehr, als keineswegs ersichtlich ist, durch welche politischen oder sozialen Zwecke sie solches Verlangen hätte rechtfertigen können.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

## Ein politisch-publizistischer Trick

Mit allen Mitteln, erlaubten und unerlaubten, zuweilen mit sonderbaren Kunstgriffen, arbeiten gewisse Tageszeitungen, um die öffentliche Meinung von Fall zu Fall im Sinne ihrer Hintermänner oder Geldgeber zu beeinflussen. Einen noch nicht dagewesenen Trick dieser Art hat sich kürzlich eine der Scherl'schen Zeitungsunternehmungen zuschulden kommen lassen, und zwar der „Tag“. Angekündigt wird dieses Blatt in der Scherl'schen Zeitschrift als vornehm und unparteiisch. In Wirklichkeit gibt es sich nur äußerlich einen gewissen Schein der Vornehmheit und Unparteilichkeit und sucht zu diesem Zweck Leute mit hohen Titeln als Mitarbeiter heranzuziehen. Indessen kann es aus seinem Milieu nicht heraus, denn dieses Milieu ist sumpfig.

Anlässlich der Manöver des Gardekorps war der Kronprinz Anfang September kurze Zeit auf dem Gute Dalmin Gast des preussischen Landwirtschaftsministers von Poddieleski. Diese Zufälligkeit ist in einer höchst merkwürdigen, ja man kann sagen, in einer noch nicht dagewesenen Weise von dem Scherl'schen „Tag“ ausgeschlachtet worden. Da wird in der Nummer vom 15. September auf einem verwischten Bilde der Landwirtschaftsminister von Poddieleski vorgeführt, wie er, in Generalsuniform hoch zu Ross sitzend, den unten vor ihm stehenden Kronprinzen lächelnd ansieht, der zu ihm aufschaut und ihm freundlich die Hand reicht. Vom Hintergrunde aus beobachten Offiziere in Gruppen diesen Vorgang.

Was bezweckt das Bild? Es soll den Lesern des „Tag“ und der ganzen Öffentlichkeit zeigen, daß Herr von Poddieleski nicht nur figürlich fest im Sattel sitzt und mit dem Kronprinzen in guten Beziehungen steht. Dieser Zweck des Bildes deutet zugleich auf seinen intellektuellen Urheber.

Es kann nicht leicht gewesen sein, dieses Bild aufzunehmen. Herr von Poddieleski mußte eine zufällige Begegnung mit dem Kronprinzen suchen. Gelang es ihm, diese Begegnung herbeizuführen, dann konnte er sicher sein, daß der Kronprinz sich bei ihm, seinem Quartiergeber, bedanken und ihm die Hand reichen würde. Dieser Augenblick mußte von dem Scherl'schen Photographen abgepaßt werden. Ob der Scherl'sche Photograph Auftrag hatte, den Spuren des Ministers oder des Kronprinzen zu folgen, ob er zu Fuß oder im Automobil die beiden umkreiste, mag dahingestellt bleiben. Sicher war er zweckentsprechend



ausgerüstet und vorbereitet, so daß er seine Aufgabe lösen und den gewünschten Augenblick richtig ergreifen konnte.

Ob dem Kronprinzen das erwähnte Bild besondere Freude machen wird, ist zu bezweifeln. Ein vornehmer Mann, dem die Ehre zuteil wird, den Kronprinzen des Deutschen Reiches zu Gast zu haben, wird nun und nimmermehr veranlassen, wird vielmehr unter allen Umständen verhüten, daß ohne Wissen des Kronprinzen ein Bild aufgenommen und veröffentlicht wird, welches aller Welt vor Augen führt, wie sich der hohe Gast bei seinem Wirte bedankt. In dem vorliegenden Falle zeigt das Bild noch eine besondere ungebührlich aufdringliche Tendenz zugunsten des Wirts. Ein parlamentarischer Ausdruck, um das Bild genügend zu kennzeichnen, läßt sich nicht finden.

Nach Lage der Dinge muß man annehmen, daß der Landwirtschaftsminister von Pobjielski den Zeitungsunternehmer Scherl zur Aufnahme und Veröffentlichung des Bildes veranlaßt hat. Die Veröffentlichung des Bildes erfolgte im Interesse des Landwirtschaftsministers von Pobjielski und sie wurde von dem Zeitungsunternehmer Scherl zugestanden. Beide Herren sind bekannt als geliebene Geschäftsleute, beide handeln mindestens nach dem Grundsatz *do ut des*. Umsonst wird Landwirtschaftsminister von Pobjielski nichts verlangt, und der Zeitungsunternehmer Scherl umsonst nichts gegeben haben.

Man hat es hier mit einem Handelsgeschäft zu tun, das für die beiden vertragschließenden Teile ungemein charakteristisch ist. *Habeant sibi!*

Die Tugenden des Landwirtschaftsministers von Pobjielski sind gezählt. All sein heißes Mühen, sich im Sattel zu halten, wird vergeblich sein. Wo noch irgendwelche Zweifel über seinen Charakter bestanden haben sollten, werden sie durch den Trieb mit dem Zeitungsunternehmer Scherl gelöst worden sein.

Auch über Herrn Scherl und seine Zeitungsunternehmungen ist die urteilsfähige Gesellschaft längst im klaren. Er war nicht der erste, er ist aber der erfolgreichste jener Unternehmer, die die Zeitung zu einem bloßen Geschäft herabdrückten. Eine jede Zeitung muß auch mit wirtschaftlichen Erwägungen rechnen, sie muß auch nach geschäftlichen Grundsätzen geleitet werden, aber sie darf nicht zu einem bloßen Geschäftsunternehmen, wie es etwa ein Warenhaus ist, herabsinken. Denn wird eine Zeitung lediglich nach geschäftlichen Grundsätzen oder gänzlich grundlos geleitet, so täuscht sie ihre Leser, denen sie versichert, immer nur dem Gesamtwohl, dem Vaterlande zu dienen, weil sie je nach der geschäftlichen Konjunktur Sonderinteressen zur Geltung bringt, die mit denen des Gesamtwohls nicht in Einklang zu bringen sind. Auf dieser Täuschung seiner Leser beruht das ganze Scherlsche Geschäft, und mitschuldig daran sind nicht nur die Redakteure, sondern auch — vielleicht nur unbewußt — die Mitarbeiter, die mit Eifer herangezogen werden, um den Scherlschen Geschäftsblättern den falschen Anschein ehrlicher und unparteiischer Organe der öffentlichen Meinung zu geben.

Mit welchen Mitteln gelegentlich derartige Täuschungen im einzelnen bewerkstelligt werden, zeigt das erwähnte Bild, das überall das Argernis erregen muß, wo man dem Kronprinzen Sympathien und Ehrfurcht entgegenbringt, wo man das monarchische Gefühl vor jeder Verletzung und vor jedem Mißbrauch bewahrt zu wissen wünscht.

—e—



## Pantheismus

**Z**u wiederholten Malen habe ich die warmen Worte des Gottsuchers aus der Tannenuh gelesen und immer wieder mich erfreut an manch goldenem Gedanken, an mancher Wahrheit, die wir, gerade weil sie uns jeden Tag im Leben entgegentritt, so daß wir sie aus lauter Gewohnheit nicht mehr sehen, wird sie klar und deutlich ausgesprochen, als neu geschenkt begrüßen.

Dennoch wird mir der Verfasser dieser Gedanken gestatten, eine Frage an ihn zu richten: Was denkt er sich eigentlich unter Pantheismus? Ich zitiere die Worte: „So lange man noch als Pantheist in der Natur Gott und seinen Frieden sucht — und nicht findet —, mag man die Wiesen und Felder und Berge für die Hauptsache beim Gottsuchen halten.“ Diese Worte zeugen von einem vollständigen Mißverständnis der grundlegenden Ideen des Pantheismus. Wohl mag es Leute geben, die Wiesen und Felder für die Hauptsache beim Gottsuchen halten, ebenso wie es Leute geben mag, die den Glauben an den Stednabelstuhl in der Hölle mit ihrem Christentum verbinden. Nur ganz urteilslosen oder böshaften Begnern wird es einfallen, diesen Glauben als den der Christen auszugeben, weil es Menschen gibt, die dem christlichen Bekenntnis angehören, und dabei den Glauben an solche Ausgeburten der Phantasie haben; wie der Herr Verfasser schon selber sehr richtig die Auswüchse des Kirchenchristentums von der reinen Lehre Jesu getrennt haben will. Dieselbe Gerechtigkeit muß man dem Pantheismus widerfahren lassen.

Am reinsten finden wir die Grundideen des Pantheismus bei Spinoza darge stellt.

Gott ist die Welt; die Welt ist Gott. Die göttliche Vernunft offenbart sich überall, kommt aber nur im Menschen zum Selbstbewußtsein. Die höchste Offenbarung Gottes ist also der Mensch.

Selbstlose Erkenntnis Gottes ist die höchste Tugend des Pantheismus. Er erkennt in der belebten und unbelebten Natur die ewigen Gesetze der göttlichen Vernunft, deren oberstes Gesetz die Liebe zu allem Geschaffenen ist. In der ganzen Natur steht dem Menschen nichts so nah wie der Mensch, daher denn das oberste Gesetz des Pantheisten heißt: Menschenliebe; ins Christliche übersetzt: Du sollst lieben deinen Nächsten als dich selbst.

Ich möchte nicht behaupten, wie es der Herr Verfasser tut, daß der Pantheist auf diesem Wege den ersehnten Frieden nicht finden werde. Ist denn der Weg des Christen so grundverschieden davon? Man höre nur die Worte: „Ihm allein zu dienen und die Menschen zu lieben als Brüder, das bringt Seligkeit ins Herz.“ Ganz so könnte das Bekenntnis eines Pantheisten auch lauten. Ja, weiter, wie der Christ das Himmelreich schließlich in seiner eigenen Seele entdeckt, so sucht es der Pantheist von Anfang nirgends anders. Christ wie Pantheist müssen jeder Selbstsucht, jedem Nebenzweck und Ausblick auf Lohn entsagen, wenn sie dem Ideal nahe kommen wollen. Ich erinnere an das tiefe Wort Spinozas: Wer Gott liebt, kann nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebt.

Ist das der verachtete „zerfließende“ Pantheismus, dem Wiesen und Felder und Berge die Hauptsache beim Gottsuchen sind? R.





## Auch ein Jena — Der Hauptmann von Köpenick — Schwarzseher

**M**ußte das auch noch kommen? Von einem, dem man es zuletzt zugetraut hätte? Und den längst der kühle Rasen deckt.

Wenn's schon ein Zufall sein soll, daß die Denkwürdigkeiten des dritten Reichskanzlers, Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, just in die Tage von Jena hineinschlügen, so ist's ein ebenso boshafter wie nachdentlicher Zufall. „Prinz Hohenlohe“ — lassen wir zunächst Harden die zum Teil mehr als nur miterlebten Dinge rekapitulieren — „hatte es im preußischen Staatsdienst bis zum Assessor gebracht, als ihm (dessen älterer Bruder Herzog von Ratibor wurde) die mittelfränkische Herrschaft Schillingsfürst zuviel. Seitdem saß er im Reichsrat der Krone Bayern; war eine Weile Gesandter in London und wurde am letzten Tag des Jahres 1866 zum bayerischen Ministerpräsidenten ernannt. Als Louis Napoleon den Krieg gegen Preußen plante, ließ er in München fragen, wie die Regierung sich im Fall eines solchen Konfliktes stellen würde. Chlodwig antwortete: ‚Wir werden neutral bleiben.‘ Das genügte dem Gesandten Frankreichs nicht. Der hatte wohl auf eine Erneuerung der Rheinbundverträge gehofft und fragte weiter: ‚Und wenn diese Neutralität sich als unmöglich erweist?‘ Lange Pause. Dann hob Chlodwig das Köpfchen, richtete das blaue Auge fest auf den Franzosen und sprach: ‚Dann wird Bayern, ohne nach Ursprung und Ziel des Kampfes zu forschen, mit Preußen gehen.‘ Der Gesandte schrieb's nach Paris; wenn man in den Tuileries an dem Kriegsplan festhalte, müsse man zunächst also diesen Ministerpräsidenten beseitigen. Der ging, als ihm in den ersten Wochen des Jahres 1870 Reichsrat und Landtag in derben Worten ihr Mißtrauen ausgesprochen hatten. Der Bericht des französischen Gesandten wurde vom Sieger dann in Paris gefunden und kam in die Hände des Herrn v. Holstein, der ihn Bismarck vorlegte. ‚Diesen Mann könnten wir brauchen.‘ Das war auch Bismarcks Meinung. Einen süddeutschen Fürsten, der gegen Frankreich für

Preußen optiert und, als Katholik, Europa gegen vatikanische Anmaßung aufgerufen hatte, fand er nicht alle Tage. Er bot ihm (der inzwischen Vizepräsident des ersten Deutschen Reichstages gewesen war) den Eintritt in den Reichsdienst an. Machte ihn 1874 zu Arnims, 1885 zu Manteuffels Nachfolger. Stellte ihn dahin, wo etwas auszugleichen, zu glätten war. Und hielt ihn für so zuverlässig, daß er ihn manchmal benutzte, um auf den alten Kaiser einzuwirken. Hohenlohe hat den Kanzler bewundert wie ein fremdartiges Wesen, ein herrliches Ungeheuer, vor dem man sich hüten muß, wie ein listiger Zwerg einen Riesen, dessen tätschelnde Hand noch zermalmen kann. Hat er ihn geliebt? In den Jahren der Ungnade hat er den Einsamen nie besucht; später dann, als er selbst Kanzler geworden und das Sachsenwaldhaus wieder von imperatorischer Gunst bestrahlt war, sich, so laut er konnte, seinen Freund genannt. Nach Neujahr 1890 war er nicht besonders gut auf ihn zu sprechen. Er wußte, daß Bismarck nicht mehr recht zufrieden mit ihm war, ihn alt und morsch fand, dem Reichsland einen strammern Statthalter wünschte und einen Journalisten hingeschickt hatte, um zu erkunden, wie man im Elsaß über das Regime Hohenlohe denke. In dieser Stimmung kam Chlodwig nach Berlin.

Am einundzwanzigsten März 1890. Morgens hört er, daß Bismarck entlassen ist. Er hat sechzehn Jahre lang, auch auf dem Berliner Kongreß und im Auswärtigen Amt, unter ihm gearbeitet, hat ihm zu danken, daß er Botschafter und Statthalter geworden ist; sucht den Gestürzten aber nicht auf; schreibt kein Wörtchen, das Teilnahme oder Bedauern verrät. 'Ein wirklicher Bruch ist die Ursache des Rücktrittes. Die Art, wie Bismarck den Kaiser behandelt, die abfälligen Urteile, die er über den Kaiser in Konversationen mit Diplomaten fällt, andererseits die unfreundliche Art, wie beide miteinander verkehrten, machten den Bruch unvermeidlich. Da nun der Kaiser schon vor Wochen mit Caprivi über die eventuelle Ernennung zum Kanzler verhandelt hat und Bismarck dies erfuhr, so konnte die Sache nicht länger dauern.' Über die Art, wie Bismarck den Kaiser behandelte, wird später, wenn die Hauptzeugen gehört sind, zu reden sein. Abfällige Urteile über den Kaiser im Gespräch mit Diplomaten? Deutschen oder fremden? Zu den kühl Korrekten war Bismarck nie zu zählen; immer zum horazischen genus irritabile vatum. Er hat die Schritte niemals nach der bedächtigen Hofladenz gemustert und im Ärger oft auch über den alten Herrn unsänftiglich gesprochen. Wilhelms Briefe an Roon beweisen, daß er's ahnte und solche Gewitter als die natürlichen Entladungen eines Temperamentes hinnahm, das den Preußenkönig auf steiler Höhe geschirmt und ihm die Kaiserkrone geschmiedet hatte. Der Fünfundsiebzigjährige, der plötzlich dem Wink eines noch Unerfahrenen gehorchen sollte, hat seinem Unmut gewiß manchmal Luft gemacht. Vor Landsleuten; Fremden den Groll zu zeigen, wäre taktlos und töricht gewesen. Bismarck hat die Unschuldigung noch vernommen und drauf erwidert: 'Ich hätte mir ja selbst das Geschäft erschwert, wenn ich den Kaiser vor den Botschaftern herabgesetzt hätte. Die

Eigenschaften eines wohlherzogenen Menschen müßte mir doch auch mein Feind lassen. Möglich, daß ich in Gesprächen mit Schuwalow oder Crispi jugendliche Illusionen und eine über ihr Ziel noch nicht klare Betätigungssucht als Ursache auffälliger Vorgänge angeführt und, als *con sordino* der Bewegungsdrang und die Freude an Feierlichkeit erwähnt wurden, zur Erklärung gesagt habe, manche junge Leute möchten jeden Tag Geburtstag feiern. Das geschah in Wahrnehmung meiner berechtigten Interessen (so heißt's ja wohl im Strafgesetzbuch) als des für die Politik (auch die persönliche des Monarchen) und die Reichswohlfahrt verantwortlichen Kanzlers, und Ärgeres wäre sicher nicht zu intrinieren. Nicht aus Gesprächen mit Fremden wenigstens. Aber der Verräter saß wohl im Haus oder in naher Nachbarschaft. Das einfachste wäre gewesen, mich zur Rede zu stellen, zu koramieren, wie ich's in solchen Fällen immer tat. Das wurde nicht beliebt. Ich glaube, es war der Knabe Karl, der die Geschichtenträger den Mördern verglich.' Mit Caprivi hatte der Kaiser nicht erst ‚vor Wochen‘ verhandelt, sondern schon früher; Bismarck hatte es aber nicht erfahren. Hat von der Kandidatur Caprivis nichts gehört, bis Windthorst ihm am vierzehnten März davon sprach. Auch der nannte den in Hannover Kommandierenden nicht als den vom Kaiser zum Kanzler Ausersehenen, sondern sagte, wenn der Fürst von dem ungemein bedauerlichen Entschluß, aus seinen Ämtern zu scheiden, nicht abzubringen sei, könne er vielleicht den General von Caprivi als Nachfolger empfehlen. Chlodwig wurde am ersten Tag in Berlin also ungenau informiert. Falsch ist auch die Angabe: ‚Die Fürstin soll nicht zur Versöhnung mitgewirkt, sondern geheßt haben.‘ Die Möglichkeit, eine Versöhnung herbeizuführen, hatte Frau Johanna gar nicht. Geheßt? Als sie ihr Ottochen schlecht behandelt fand und um den von Weinkrämpfen Geschüttelten zittern mußte, zähmte sie ihre Zunge freilich nicht mehr, und Wilhelm hat ihr Herz nie zurückgewonnen. In politische Händel hatte sie sich nie eingemischt, tat's auch jetzt nicht und kannte keinen höheren Wunsch als den, daß ihr Mann, da er's leider ja nun einmal wollte, bei seinem Wert bleiben könne. Frau und Kinder haben in den Tagen der Krisis gefürchtet, der Fürst werde ohne die politische Arbeit, die große Leidenschaft seines Lebens, nicht lange mehr aufrecht bleiben, und schon deshalb sicher alles vermieden, was einen anständigen Friedensschluß hindern konnte. Wenn der Kaiser (der, nach Bismarcks Wort, immer im Damenrecht ist) eine Versöhnung wünschte, konnte er sie täglich haben und brauchte auf Johannens Mitwirkung nicht zu warten . . .

Am Abend des einundzwanzigsten Märztages war Diner im Weißen Saal. Prinz Georg von Großbritannien sollte in den Hohen Orden vom Schwarzen Adler aufgenommen werden. Sein Vater, den wir familiär jetzt Onkel Eduard nennen, hatte ihn nach Berlin begleitet. Chlodwig, auch ein Onkel, saß neben Moltke, der ‚sehr gesprächig gewesen wäre‘, (Das war er fast immer; ganz und gar nicht der Schweiger, als der er in der Volkssage lebt), aber durch die unaufhörliche Russik gestört wurde und

darüber sehr ärgerlich war. Man hatte nämlich zwei Musikcorps einander gegenüber aufgestellt, und wenn eins aufhörte, fing das andere zu trompeten an. Es war kaum zum Aushalten.' Das notiert er. Der Gedanke, daß dieses Fest in den Ernst der Stunde, die den Reichsschöpfer scheiden sieht, vielleicht nicht so recht passe, kommt ihm nicht. Der Kaiser trägt den Rock des englischen Admirals, preist in enthusiastischer Rede Englands Königin und den Prinzen von Wales, spricht von Waterloo und der britisch-deutschen Waffenbrüderschaft, die den Weltfrieden sichere. Mostke zitiert Goethes Brander: 'Ein politisch Lied ein leidig Lied' und hofft, daß diese Rede nicht in den Zeitungen erscheinen werde'. Zum erstenmal zeigt der vom 'Hausmeier' befreite Herr sich den Blicken: und der greise Generalstabschef schüttelt bedenklich den Kopf. Am nächsten Morgen kommt Caprivi zu Hohenlohe . . . 'Im allgemeinen haben wir uns sehr gut verständigt, und ich wünsche mir Glück, daß er zum Reichskanzler ernannt worden ist.' Natürlich. Der wird keinen anderen Statthalter suchen. Und das Reich? Hält ihn wohl aus. Ist's nicht allerliebste? Bismarck, der 'große Freund', der Wertmeister am Bau der deutschen Einheit', ist gestern weggeschickt worden, und Chlodwig gratuliert sich schriftlich zur Ernennung des Nachfolgers. Rein Fünkchen eines Gefühles; diesem Hirn dämmert die Bedeutung des Ereignisses noch nicht. Das hat uns regiert . . . Über den zweiten Kanzler hat er später wohl anders denken gelernt. Sonst hätte er in Straßburg den Freunden nicht so gern aus der 'Zukunft' vorgelesen.

Dreiundzwanzigster März. Ordensfest. Beim Diner Stoschs Nachbar. Der erzählte viel von seinem Zerwürfniß mit Bismarck und war froh wie ein Schneekönig, daß er jetzt offen reden konnte und daß der große Mann nicht mehr zu fürchten ist. Dies behagliche Gefühl ist hier vorherrschend'. Hier: am Hof. Das ist nicht neu. In der Revue des Deux Mondes stand am 1. April 1890 schon der Satz: Le lion est mort et les roquets sont en fête. Und der andere, nicht minder wahr: L'Allemagne est restée froide jusque dans le fond du cœur, 'kühl bis ans Herz hinan'. Über Chlodwigs Tischnachbar hat Bismarck in den 'Gedanken und Erinnerungen' gesagt: 'Beim Kaiser fand der Gesamtangriff gegen mich einen tätigen Bundesgenossen in dem General von Stosch.' Daß dieser Patriot sich über den Sturz des Mannes, den er doch nicht für ganz unnützlich halten konnte, wie ein Schneekönig freute, ist lehrreich zu hören; einem, der als dem ersten Kanzler ergeben galt, hätte er sein Innerstes aber wohl nicht lachend entschleiert. Chlodwig fühlt sich von so unbändiger Freude auch nicht verletz. Er schreibt: 'Es ist auch hier wieder wahr, daß nur die Sanftmütigen das Erdreich besitzen.' Nicht nur das Himmelreich also, wie im Evangelium; auch das irdische, wo der Streit herrscht und nur die Stärke siegt. Wäre Bismarck sanftmütig gewesen, dann hätte er sich 1861 nicht ins Getümmel gewagt, nicht die Reorganisation des Heeres, die Auseinandersetzung mit Oesterreich, die eiserne Einung der deutschen Stämme erreicht. Aber auch die Stoschs nicht gegen sich ge-

waffnet. Und das Erdreich besessen. Toujours des mots. Große Menschen sind den Kleinen stets unbequem? Nein, spricht Chlodwig; nicht, wenn sie sanftmütig sind. Dann aber bekriecht doch Sorge sein weltes Herz. Vielleicht fällt ihm ein, daß die zur Arbeiterschutzkonferenz höflich nach Berlin geladenen Franzosen von der Erinnerung an die Schlacht bei Waterloo nicht entzückt sein werden und gewiß nicht froh aufgehorcht haben, als der Kaiser vom heiteren Himmel die Hoffnung holte, in künftigen Kämpfen das deutsche Heer wieder der Britenflotte verbündet zu sehen. Und was werden die Russen dazu sagen? Hohenlohe liebt sein Vaterland, und die Güter seiner Frau liegen im Reich des Saren. Wenn die Berliner Stimmung ins Antimoskowitzische umzuschlagen droht, wird er jedesmal unruhig. Schreibt auch am Dreiundzwanzigsten ins Tagebuch: 'Wenn nur in der auswärtigen Politik jetzt vorsichtig auf Bismarcks Wegen weitergegangen wird!'

Als Fürst, Statthalter im Grenzland und Verwandter könnte er's dem Kaiser sagen, sagt's aber weislich nicht. Er ist unabhängig, alt, saturiert und braucht nicht zu zittern; zittert aber. 'Bei Tisch trank mir der Kaiser zu, wo ich mich dann ehrfurchtsvoll verneigte und aus Ehrfurcht beinahe den Champagner verschüttet hätte.' Er möchte sich selbst ironisieren und verrät doch, daß ihm unter Jovis Blick das Herz in die Hose gefallen ist. Ein Kaiser, der den Kürassier ins alte Eisen geworfen hat und einem die Hand drücken kann, daß die Finger krachen': wer sollte da nicht schlottern? Bei den Damen fühlt er sich wohler. Die Kaiserin Friedrich scheint ihm 'mit der Art, in der Bismarck entlassen worden ist, nicht einverstanden'. Richtig. Bei dem Abschiedsbesuch, den Bismarck ihr mit seiner Frau machte, hat die Kaiserin darüber keinen Zweifel gelassen; und ihren ältesten Sohn härter beurteilt als der nun Entlassene je in der Seit amtlicher Verpflichung. (Sie bezog sich dabei auf einen Brief, den der kranke Kaiser Friedrich über den Kronprinzen an den Kanzler geschrieben hatte.) Zu Hohenlohe sagte sie artig, 'er hätte Bismarcks Nachfolger werden sollen'. 'Zu alt', erwiderte Chlodwig, und nahm fast fünf Jahre später dann die Bürde auf sich. 'In den Fragen der Sozialpolitik ist sie ganz meiner Ansicht und sagt, daß Kaiser Friedrich die bismarckische Gesetzgebung stets bekämpft habe.' Welche? Das Sozialistengesetz gehört doch kaum zur Sozialpolitik; und dieses Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie' wurde beschlossen und verkündet, während Friedrich den von Nobiling verwundeten Vater in den Regierungsgeschäften vertrat. Vielleicht sind die Klebegesetze gemeint. Einerlei. Wir wissen nun, daß Kronprinz Friedrich einen wichtigen Teil der kaiserlichen Politik stets bekämpft hat und daß Hohenlohe ihm zustimmte, aber im Dienst dieser Politik blieb. (Daß er als Kanzler für die Umsturzvorlage und den Streikbrecherschutz eintrat, darf hier nicht vergessen werden.) Von der Kaiserin-Witwe geht's zur Großherzogin von Baden. 'Sie wünschte mir Glück, daß ich nun in Elsaß-Lothringen freier schalten und walten könne.' In dieser Hoffnung hatte er sich schon selbst gratuliert. . . .

Der Statthalter ist nun seit sechs Tagen in Berlin und hat den Entlassenen noch nicht aufgesucht. Fürchtet er das Uergerniß? Zieht's den Freund nicht zum Freunde? Der Großherzog von Baden sagt ihm, ‚die Ursache des Bruches sei eine Nachtfrage‘. Der Kaiser forderte die Aufhebung der Kabinettsorder vom Jahr 1852. Der Kanzler widersprach, weil er den Ministern die Möglichkeit nehmen wollte, dem Kaiser Vortrag zu halten. Als er die Verhandlung mit Windthorst rechtfertigen sollte, wurde er so heftig, daß der Kaiser nachher erzählte: ‚Daß er mir nicht das Tintenfaß an den Kopf geworfen hat, war alles.‘ Er wollte den Dreibund aufgeben und sich mit Rußland verständigen. Das waren die Hauptgründe des Zwistes. Fast genau so hat Wilhelm sie im April 1890 dem Statthalter in Straßburg dargestellt. Bismarck sei ‚in maßloser Weise‘ gegen ihn aufgetreten. Habe bei den Diplomaten gegen ihn gearbeitet. Heimlich versucht, den Plan der Internationalen Arbeiterschuttkonferenz zu vereiteln. Übel genommen, daß der Kaiser persönlich mit den Ministern verkehrte. Wollte Osterreich im Stich lassen. Stand im dringenden Verdacht, nach Petersburg die Nachricht befördert zu haben, der Kaiser wolle antirussische Politik treiben. Habe ihm, auch wenn dieser Verdacht nicht erweislich sei, jedenfalls ‚viele vorenthalten, was er tat‘. ‚Es war eine hanebüchene Zeit, und es handelte sich darum, ob die Dynastie Hohenzollern oder die Dynastie Bismarck regieren solle.‘ Das ist kein kleines Sündenregister. Eigensinnig, roh, herrschsüchtig, treulos, hinterlistig, strupellos bis zum Landesverrat; schwärzer sieht Bismarck auch auf den von seinen Todfeinden gemalten Bildern nicht aus. Dieser Mann mußte nicht nur aus dem Amt gejagt, mußte, trotz seinen Verdiensten, vor Gericht gestellt werden. Das alles kam aus des Kaisers Mund? . . .“

Und doch war der Verfasser der Denkwürdigkeiten ein scharfer Beobachter, ein freiheitlich gesinnter, national empfindender Diplomat. Um so peinlicher läßt sein Charakterbild jeglichen großen Zug vermiffen, den Mut zur freien tapferen Tat. So fehlte ihm denn auch für die wahre Größe Bismarcks, dieses gigantischen Tatmenschen, das eigentliche Verständnis. Ein aus seltsamen Widersprüchen konstruierter Geist, der Typus des delatenden Aristokraten mit den ebenso feinen, wie schlaffen Zügen in seiner physischen und geistigen Physiognomie. Welche Vorurteilslosigkeit auf der einen, welcher marklose Opportunismus auf der andern Seite! Man denke, es ist ein Mitglied des höchsten Adels, ein souveräner Fürstenproß, der da schreibt:

München, 13. Juli 1866.

Die letzten Tage hier waren Tage großer Aufregung über die Gefechte in und bei Rißingen. Ich betrachte die jetzige Katastrophe mit großer Ruhe. Sie war unvermeidlich, weil der Gegensatz zwischen Osterreich und Preußen zum Austrag und zur Entscheidung kommen mußte; und es war besser jetzt als zehn Jahre später. Sie ist aber heilsam, weil sie viele verrottete Zustände in Deutschland aufräumt und namentlich



den Mittel- und Kleinstaaten ihre Nichtigkeit und Erbärmlichkeit recht klar ad hominem demonstriert. Daß dies für die Dynastien ein Unglück ist, gebe ich zu, für die Völker ist es ein Glück.

München, 28. November 1870.

Merkwürdig ist die Abneigung des Königs Wilhelm gegen die Kaiseridee. Er kann sich nur schwer dafür entschließen, mit seiner Vergangenheit und den preußischen Traditionen zu brechen. Nur die Erwägung, dadurch die militärische Einheit zu fördern und das konservative Prinzip zu stärken, konnte ihn damit versöhnen. Er kam in seinen vertrauten Gesprächen immer wieder darauf, daß ihm die Annahme des Kaisertitels „entsetzlich“ sei. Der Kronprinz ist dafür. Die bayerischen Minister scheinen die Konzessionen, welche sie erhalten haben, durch das Zugeständnis erkaufte zu haben, daß sie den König von Bayern zum Vorschlag der Annahme des Kaisertitels bewegen würden...

Sachsen hat noch immer den Hintergedanken, auf den alten Bund zurückzukommen, der Kronprinz von Sachsen ist antipreußischer als je. Seine Ernennung zum Armeekommandanten sah er als ein ihm zukommendes Recht an und dankte kaum. Weimar steht unter diesem Einfluß, verhielt sich anfangs der Kaiseridee gegenüber kühl, sprach von Wahlkapitulation, scheint sich aber später mit dem Gedanken ausgeföhnt zu haben... In den Konzessionen an Bayern scheint man sehr weit gegangen zu sein. Das Zugeständnis der selbständigen Armee war dem König Wilhelm schwer. Auch der Kronprinz wollte nicht so viel zugestehen, als Bismarck, und dieser hatte infolge seines Gesprächs mit dem Kronprinzen sein gewöhnliches Gallenerbrechen.

Prinz Otto ist vom König hierher berufen worden. Der König wollte ihn hören, und Otto hat nun hier gegen die Kaiseridee, gegen Reise und alles geheßt. Der König soll, als die Königin ihn sprechen wollte, ihr haben sagen lassen: „Ich bin nicht in der Stimmung, eine preußische Prinzessin zu sehen.“

So schwankt man hier zwischen Wollen und Nichtwollen, zwischen Nachgiebigkeit und altem Familienstolz, und schließlich unterwirft man sich aus Furcht.

Berlin, 8. Dezember 1870.

Heute abend begegnete ich Roggenbach, der eben von Versailles kommt, um im Reichstage für die Annahme der Verträge zu wirken. Er sagt, er lese gar nicht, was in den Verträgen stehe. Man müsse jetzt den Moment ergreifen, da man nie wieder einen König von Bayern finden werde, der wegen Zahnschmerzen die Kaiserkrone anbietet!

Jagdschloß Springe, 15. Dezember 1898.

Wenn ich so unter den preußischen Erzellenzen sitze, so wird mir der Gegensatz zwischen Norddeutschland und Süddeutsch-

land recht klar. Der süddeutsche Liberalismus kommt gegen die Junker nicht auf. Sie sind zu zahlreich, zu mächtig und haben das Königtum und die Armee auf ihrer Seite. Auch das Zentrum geht mit ihnen. Alles, was ich in diesen vier Jahren erlebt habe, erklärt sich aus diesem Gegensatz. Die Deutschen haben recht, wenn sie meine Anwesenheit in Berlin als eine Garantie der Einheit ansehen. Wie ich von 1866 bis 1870 für die Vereinigung von Süd und Nord gewirkt habe, so muß ich hier danach streben, Preußen beim Reich zu erhalten. Denn alle diese Herren pfeifen auf das Reich und würden es lieber heute als morgen aufgeben.

In einem Punkte, meint die „Berl. Ztg.“, ist Hohenlohe allen seinen Kritikern turmhoch überlegen: in der nonchalanten Unbefangenheit, mit der er als Grandseigneur das Treiben der maßgebenden Kreise darstellt. „Er ist ein klassischer Zeuge, denn der Chronist ist hier nicht besser als seine Objekte und will es auch gar nicht sein, weil alles, was er um sich sieht, Geist von seinem Geiste ist. Wo Hohenlohe kritisiert, mag man mit ihm rechten, wo er Tatsachen berichtet, da mag man zweifeln, aber die göttliche Harmlosigkeit, mit der er empörende Vorgänge, Meinungen und Besinnungen als selbstverständliche Ausflüsse einer auch für ihn gütigen Lebens- und Staatsauffassung registriert, ist durch sich selbst eine historische Offenbarung, deren Wert durch nichts beeinträchtigt werden kann. — Man hat uns gelehrt, daß wir all unser Wohl und Wehe den Hohen anvertrauen müssen, die ein gütiges Geschick dazu berufen hat, die Geschäfte unseres Vaterlandes zu führen. Wir sollen — so sagt man uns — die Männer, die an den einflußreichen Stellen unseres Staates stehen, nicht nur achten und ehren, ihnen nicht nur dienen und ihnen gehorsam sein, sondern wir sind ihnen auch tiefen Dank schuldig, denn diese Männer — so sagt man uns — bringen dem Vaterlande ein großes Opfer, indem sie hohen Ämtern und Würden sich unterziehen; sie tun es aber — so sagt man uns — um des Volkes willen, welches sein eigenes Wohl nicht versteht und daher tief unglücklich werden würde, wenn diese Männer eines Tages nicht mehr geneigt wären, für das Wohl des Volkes ihr Leben zu opfern. — So sagt man uns. —

In den Denkwürdigkeiten des Fürsten Hohenlohe kommt ‚das Wohl des Volkes‘ nur ein einziges Mal vor . . . Sonst aber erscheinen die Geschäfte des Staates lediglich als eine interne Familienangelegenheit derjenigen Kreise, die von den Geschäften des Staates Ruhm, Ehre und Einfluß ziehen: — Prinzessinnen wissen sich bei der Gründung des Deutschen Reiches keine größere Sorge als die Erhaltung des Einflusses ihrer Dynastien. Bismarck beschuldigt Waldersee, daß er den Krieg wolle, weil er fürchte, daß er zu alt werde, wenn der Friede zu lange dauere . . . Generale reden gegen die zweijährige Dienstzeit, um sich beim Kaiser beliebt zu machen; die Militärpartei mit Sahnte an der Spitze will einen Kriegsminister, mit dem sie ihre Sachen

allein ordnen kann. Vom Wohl des Volkes ist dabei nicht die Rede.

Diese politischen Aktionen bedeuten aber das Geschick von 60 Millionen Menschen; bald geht es um Geld, wenn die Generale 'sich beim Kaiser beliebt machen wollen', bald geht es um Blut, wie im Falle Waldersee's, der fühlt, daß er zu alt wird, wenn der Friede lange dauert'. — Quidquid delirant reges . . . Zu deutsch: Was auch die hohen Herren unter sich haben, die Völker müssen es ausbaden . . .

Im Jahre 1890 hat es sicherlich weder in Deutschland, noch in Rußland, noch in Oesterreich irgend einen Menschen gegeben, der sich vermutete, daß große Blutopfer in Sicht seien. Mit Ausnahme der paar Duzend Menschen, die zum Bau gehörten, aber ein persönliches Risiko dabei nicht einzugehen hatten, wenn das Spiel schief ging, konnten die Millionen Menschen, die ein Match der Diplomatie mit Gut und Blut zu zahlen gehabt hätten, sich durchaus keine Kombination ersinnen, die es nötig machen könnte, gegen irgend einen Feind zu marschieren. Das Treiben der Diplomatie macht den Eindruck eines Schachspieles, bei dem einige Personen aus Gründen, die wir gar nicht kennen, die wir vielleicht gar nicht billigen würden, die zum mindesten uns hochgleichgültig sind, gegeneinander losgehen, um, wenn die Partie einmal nicht Remis wird, die Nationen aufzurufen zur Rache gegen eine Schmach, die sie durchaus nicht empfinden, zur Sühne gegen eine Ehrentränkung, von der sie gar nichts wissen, und zum Schutze heiliger Güter, die kein Mensch gefährdet hat als eben diese Schachspieler selbst. — In den letzten Jahren sind die Völker nicht selten durch die Mitteilung überrascht worden, daß Krieg oder Frieden in diesem oder jenem Zeitpunkt auf des Messers Schneide gestanden habe, bald haperte es mit England, bald mit Rußland, bald mit Frankreich, und nun erfahren wir, daß man schon einmal drauf und dran war, mit Oesterreich zu brechen. Uns, die wir bis zur Stunde gelehrt worden sind, Oesterreich in bundesbrüderlicher Treue zu lieben, wäre es dann eine patriotische Pflicht geworden, diese Liebe einer Revision zu unterwerfen.

Das sind Erfahrungen, die zu der Erwägung führen, ob es für die Völker nicht angezeigt sei, in noch viel höherem Maße als bisher die Pflege internationaler Beziehungen selbst zu betreiben und auf diese Weise das Tätigkeitsgebiet der Diplomatie auf das formal-juristische zu begrenzen. Vor allem sollten die Handelskreise bestrebt sein, einander näher zu treten bezüglich solcher Fragen, die in der That nur kommerzieller Natur sind, von der Diplomatie aber aus Unkenntnis der Verhältnisse und aus der Wichtigtuerei zu hochpolitischen Affären aufgebaut werden. Die Verdienste der Diplomatie um die sogenannten Interessenssphären sind rein legendär, schließlich kommt alles darauf an, was der Handel mit diesen 'Interessenssphären' anfängt . . ."

Werden nun diese Veröffentlichungen auf die inneren Strömungen

Deutschlands irgendwelche tiefer gehende Wirkung üben? „Ja,“ antwortet Friedrich Naumann in der „Hilfe“, „wenn wir ein Volk hätten, dessen Menge einen kindlichen und ungetrübten Glauben an die Gottähnlichkeit der Herrschenden besitzt, und in dieses vertrauensvolle Volk käme wie eine unerwartete Neuigkeit die Darstellung des Alltagsdenkens der obersten Aristokratie, dann könnten diese zwei Bände wie Entschleierung ungeahnter Tiefen wirken. Aber so ist es ja nicht. Auch der Olymp der Herrschenden ist längst der demokratischen Beleuchtung verfallen. Die Sozialdemokratie hat es immer gesagt, daß es sehr menschlich zugeht, und alle anderen Parteien haben gelegentlich das Ihrige zur Zerstörung der Legende von der einheitlichen und tiefen Weisheit der Regierenden beigetragen. Mehr aber als alle anderen zusammen hat in dieser Hinsicht Bismarck getan. Er hat legitime Herrscher entthront und hat über die anderen sachlich mehr Verborgenes ans Licht gezogen als Hohenlohe, denn er stellt sie dar als Kräfte begrenzten Umfanges und als Figuren des Schachspiels, in dem er selbst der Hauptspieler war . . . Und schließlich, was macht auf das Volk den tieferen Eindruck: Hohenlohes Denkwürdigkeiten oder der Umstand, daß Pobjielski noch immer Minister ist? Die Menge des Volkes vergift literarische Enthüllungen viel schneller und empfindet Fleisch- und Kohlenpreise und törichte Steuern viel schärfer und lebhafter als die Bildungsschicht. Diese aber wird durch Hohenlohes Buch nicht in ihrem politischen Verhalten geändert, denn leider tut sie schon von selber ungefähr das, was Hohenlohe tut: sie läßt die Dinge gehen, wie sie gehen, und schreibt und spricht dabei über politische Einzelheiten teils mit Geist und teils mit einer gemäßigten Freude an kleiner Bosheit.“

Unders der „Reichsbote“, der in der Tatsache, daß diese Aufzeichnungen an dem Gedenktage von Vena erscheinen, „ein erschütterndes Zeichen der Zeit“ sieht. Gerade für die hohen regierenden Kreise bedeuten sie „auch ein Vena, indem sie diese in einer Beleuchtung zeigen, die geeignet ist, das Vertrauen und die Ehrfurcht vor den obrigkeitlichen Kreisen im Volke zu erschüttern und der Sozialdemokratie ganze Ströme von Wasser auf ihre Mühle zu leiten. Die Männer, welche diese Denkwürdigkeiten veröffentlicht haben, sind entweder so mit Blindheit geschlagen, daß sie vor lauter Sensationslust oder Gewinnsucht nicht wußten, welches Unheil sie anrichten, indem sie mit diesem Buch dem Staat und der Monarchie einen erschütternden Schlag versetzen, der, wie sich jetzt schon in der Presse zeigt, im Volke das Verlangen nach Volksregierung hervorruft. Die Demokratie wird nicht veräumen, diese Enthüllungen für sich auszubeuten — im Reichstage werden wir das erleben und noch mehr bei den nächsten Reichstagswahlen. Diese schweren Bedenken vermehren sich, wenn man auf die schlimme Lage des monarchischen Prinzips und der Monarchie überhaupt in unserer Zeit hinblickt und bedenkt, wie überall die demokratischen Bestrebungen wachsen. In Frankreich ist die Monarchie abgeschafft, in Spanien, Italien, Österreich und namentlich in Rußland, wo sie

lange Zeit als der Fels gegen Revolution und Demokratie angesehen wurde, ist sie aufs tiefste erschüttert. In Deutschland stand sie bisher noch fest, und nun kommt dieser, nicht von Revolutionären, sondern von höchsten Beamten geführte Schlag! Es wird die Pflicht des Hofes, der höchsten Beamten und aller treuen Patrioten sein, alles zu tun, um das erschütterte Vertrauen wieder herzustellen.

Es ist eine furchtbar ernste Zeit! Es ist, als hätte Gott die christliche Welt, nachdem sie seine Heils- und Liebesoffenbarung in Christo verachtet hat, dahingegeben, sie jetzt durch die Erhebung der heidnischen Völker gezüchtigt und in Furcht gesetzt — man denke an die Niederwerfung des christlichen Rußland durch das heidnische Japan, an das Aufstreben Chinas, Ägyptens und Indiens, wie an die durch die Negerwelt gehende Bewegung gegen die christlichen Völker, nachdem England durch seinen brutalen Krieg gegen die christlichen Burenstaaten den Respekt vor der Christenheit so schwer geschädigt hat. Sind das nicht erschütternde Zeichen der Zeit, und dazu kommt die ganz Europa durchziehende sozial-revolutionäre Bewegung, welche den Umsturz von Staat und Gesellschaft erstrebt. Mitten in dieser ernstesten Lage, am Tage der Erinnerung an den Zusammenbruch von Jena, kommt uns die Veröffentlichung der Denkwürdigkeiten wie ein Mene-Tekel für die höchsten Kreise vor, als eine furchtbar ernste Mahnung zur Selbstprüfung, zum Sich-aufraffen, die großen Angelegenheiten des Volkes und Staates mit realistischem Ernst zu behandeln, alle romantische Liebhaberei, alle diplomatische Schönuerei beiseite zu legen und die großen, ernstesten Dinge mit tatkräftigem Ernst zu behandeln, damit auf das papierne Jena nicht wieder ein ehernes folgt.

Nach den Denkwürdigkeiten hat man über den Fürsten Bismarck in einer Weise geplaudert, als handle es sich um einen Mann, dem die Nation und vor allem Preußen nichts zu danken habe, der sich nur lästig machte und den los geworden zu sein, man sich kindisch freute. Gerade diese Plaudereien aber erwecken das Verlangen nach einem Mann von Bismarcks Art, der mit fester Hand und realem Sinn an die Seite des deutschen Kaisers als Leiter der deutschen Politik gestellt werde. Die innere Zerfahrenheit fordert gebieterisch einen solchen Mann, der, wie vor hundert Jahren der Freiherr v. Stein, mit klarem, auf die Sachen gerichtetem Blick und warmem Herzen für das Wohl des Volkes in die wogende und wühlende innere Lage eingreift. Aber auch der beste Staatsmann bedarf in unserer Zeit der Unterstützung des Volkes und der öffentlichen Meinung. Je größer der Ansturm gegen die Monarchie, gegen Staat und Gesellschaft herandrängt, desto fester müssen sich alle Patrioten um die Regierung scharen, aber desto mehr haben sie auch die Pflicht, mit ernstem, sittlichem Freimut Kritik an den Mißständen zu üben."

Sehr wahr, nur etwas spät kommt diese Erkenntnis:

„Die wenigen, die was davon erkannt,  
Die töricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,  
Dat man seit je gekreuzigt und verbrannt! . . .“

Sollte doch sogar die Schmach von Jena nach dem lebenswürdigen: „Bitte, recht freundlich!“ angenehm retouchiert werden. Auch das ist ein „Zeichen der Zeit“, daß man selbst der unbequemen historischen Wahrheit nicht mehr ins ungeschminkte Antlitz zu sehen wagt, daß man bei deren Schilderung sozialdemokratischen Blättern, wie dem „Vorwärts“, bescheiden den Vortritt gibt: „Dieser Sunkerstaat mit seinem verrotteten Verwaltungssystem, seiner ebenso ränkfüchtigen wie unfähigen Diplomatie und seiner zopfigen Armee mußte zertrümmert werden, sobald er mit dem ihm auf allen Gebieten überlegenen bürgerlich-revolutionären Frankreich ernstlich zusammengeriet. Und der Fluch junkerlicher Rückständigkeit und Korruption rächte sich furchtbar am preußischen Staate. Vergebens suchte Friedrich Wilhelm III. durch beispiellose Demütigung die großmütige Nachsicht Napoleons zu erkaufen. Seine kläglichen Bittbriefe beantwortete der Sieger mit eifigem Hohn; und auch die viel schlimmere Demütigung, der sich Friedrich Wilhelm III. dadurch unterzog, daß er seine Gattin, die Königin Luise, persönlich als Bittstellerin zu Napoleon schickte, blieb ohne jeden Erfolg. Und welche Demütigung war es, daß die preußische Königin durch Bitten und Tränen auf denselben Mann Eindruck zu machen suchte, der die Bittstellerin drei Vierteljahre zuvor in öffentlichen Proklamationen unerhört beschimpft, sie als die Maitresse des russischen Zaren bezeichnet hatte! Napoleon blieb unerbittlich; im Frieden von Tilsit mußte der König von Preußen die Hälfte seiner Ländereien abtreten.

Statt nun den tieferen Ursachen dieses beispiellosen Zusammenbruches nachzuspüren und aus der Vergangenheit Lehren für die Gegenwart zu ziehen, tröstet sich unser Sunkertum und seine Schutzbefohlene, die Bourgeoisie, damit, daß dem Zusammenbruch ja die ‚Wiedergeburt‘ Preußens gefolgt sei . . . Nun, Napoleons Herrschaft wurde allerdings später gebrochen, Preußen stieg im Laufe des 19. Jahrhunderts zu gewaltiger Macht empor. Nur freilich nicht dank dem preußischen Sunkertum, sondern trotz dieses Sunkertums!

Daß sich Preußen wieder aufzuraffen vermochte, war das Werk Napoleons oder besser der französischen Revolution selbst. Der Staatsmann, der sich um die Durchführung politischer und sozialer Reformen in Preußen, die überhaupt erst die Möglichkeit seiner Erhebung im Jahre 1813 boten, am meisten verdient gemacht hat, der Freiherr v. Stein, war nach Jena von Friedrich Wilhelm III. in einer, wie Niebuhr sagt, an Wahnsinn grenzenden Verblendung davongejagt und erst auf Drängen Napoleons wieder berufen worden. Napoleon unternahm damit ein Werk der Selbstvernichtung, aber er konnte nicht anders handeln. Wenn der Erbe der bürgerlichen Revolution die Wiedereinführung Steins verlangte, so folgte er einem Gebote der Selbsterhaltung,

das sich dann in der Dialektik des historischen Prozesses freilich auch als ein Gebot der Selbstvernichtung erweisen sollte. Denn die bürgerlichen Reformen, die den historischen Rechtstitel seiner Eroberungen bildeten, erweckten auf die Dauer, und um so lebhafter, je weiter sie sich erstreckten, das nationale Bewußtsein der Völker, das im feudalen Klassenstaate nicht erwachen konnte, aber, sobald es einmal erwacht war, das drückende Joch der Fremdherrschaft abschütteln mußte.' (Mehring.) Was von Stein und seinen Mitarbeitern nach Jena an politischer Reformarbeit der Krone und dem Junkertum auf dem Gebiete der Gewerbefreiheit, der Bauernbefreiung, der kommunalen Selbstverwaltung für die städtischen Kommunen, der Beseitigung der Steuerprivilegien usw. abgerungen wurde, war bitter wenig, gemessen an den gewaltigen sozialen und politischen Umgestaltungen, die die Revolution dem französischen Volke gebracht hatte. Aber diese Reformen verliehen gleichwohl erst dem preußischen Staate jene nationale Spannkraft, die 1813 und 1815 die Befreiungskriege überhaupt möglich machte. Und mehr noch als durch diese schwächlichen Reformen wurde die nationale Energie, die durch das Junkerregiment zum Verderben des Staates so lange daniebergehalten war, durch lockende Verheißungen belebt, die dem Volke gemacht wurden. Bereits im Herbst 1808 stellte der Freiherr v. Stein die Schaffung einer Nationalversammlung in Aussicht, die ‚Teilnahme der Nation an Gesetzgebung und Verwaltung‘.

Dies Erwachen des nationalen Geistes wurde durch die Lasten der Kriegskontributionen, die Pflicht, die französischen Besatzungsarmeen zu unterhalten, kurz durch den ganzen Druck der Fremdherrschaft begreiflicherweise beschleunigt. Auch in den Bauern und Kleinbürgern schwoll allmählich der Haß gegen die französischen Eroberer an. Man vergaß bald, daß Deutschland doch schließlich Frankreich die Anfänge der bürgerlichen Freiheit zu verdanken habe, und beachtete nur noch die Summen, die nach Frankreich wanderten.

Scharnhorst und Stein bestürmten unablässig den König, sich den antifranzösischen Mächten anzuschließen. So richtete auch im Jahre 1811, als ein Krieg zwischen England und Rußland einerseits und Frankreich andererseits auszubrechen drohte, Stein eine Denkschrift an die preußische Regierung, die eine Organisation der nationalen Streitkräfte nach dem Vorbilde der französischen Revolution empfahl. Stein sagte wörtlich: ‚So verabscheuungswürdig der revolutionäre Wohlfahrtsausschuß (von 1793) war, so sehr verdient er Nachahmung und Bewunderung bei seiner Aufstellung und Entwicklung der Streitkräfte der Nation.' Und welcher Geist besetzte erst den Soldatentatechismus Ernst Moriz Arndts, der im September 1812 verfaßt wurde. Schonungslos wird darin die Ehrlosigkeit und der Vaterlandsverrat der deutschen Fürsten gebrandmarkt, die Soldaten werden direkt aufgefodert, ihren Fürsten den Gehorsam zu kündigen. ‚Wenn ein Fürst seinen Soldaten befehle, Gewalt zu üben gegen die Unschuld und das Recht, wenn er sie gebrauchte, das Glück und die Freiheit

ihrer Mitbürger zu zerstören, wenn er sie den Feinden des Vaterlandes gegen das Vaterland zu Hilfe schickte, wenn er durch sie seine eigenen Landsleute plündern, verheeren, bekämpfen hieße: müßten sie nimmer gehorchen, was wider das Gebot Gottes und das ebenso heilige Gebot streitet, das Gott in unser Gewissen gelegt hat. Das ist die deutsche Soldatenehre, daß der brave Krieger dem Könige oder Fürsten, der ihm zu gebieten wagt, für die Franzosen und ihren Despoten den Degen zu ziehen, den Degen im Angesicht zerbreche.' Auch für den Soldaten gelte der Satz: 'Du bist ein Mensch, und du sollst den Menschen nicht ausziehen, wenn du die Montur anziehst.' Auch Stein schrieb in diesen Tagen eine Denkschrift über die zukünftige deutsche Verfassung. In dieser Denkschrift wurden gegen die egoistische Hausmachtspolitik der deutschen Fürsten gleichfalls die schärfsten Ausdrücke gebraucht.

Die deutschen Untertanen' begannen sich endlich einmal als Bürger zu fühlen. Der Sturm der Erregung galt in erster Linie der Abschüttelung der Fremdherrschaft, aber darüber hinaus begeisterte man sich auch für die Schaffung eines freien, geeinten Staatswesens. Wie sehr das auch Friedrich Wilhelm III. selbst während der Befreiungskriege zum Bewußtsein gekommen war, beweist die Tatsache, daß der König vom Wiener Kongreß am 22. Mai 1815 auf Steins und Hardenbergs Rat dem Volke eine Repräsentativverfassung versprach, ein Versprechen, das freilich schnell gebrochen wurde.

Im Jahre 1813 brach dann der Sturm los. Das auf der Basis der allgemeinen Wehrpflicht neuorganisierte preußische Heer, dessen Kriegsrüstung durch englische Subsidien ermöglicht wurde, zog diesmal nicht, wie 1806, durch den Korporalstock getrieben, sondern in nationaler Begeisterung entflammt ins Feld und schlug vereint mit den russischen und österreichischen Truppen die Armeen Napoleons . . .

Raum fühlte sich die dynastisch-junkerliche Reaktion wieder geborgen, als sie schleunigst daran ging, dem Volke neue Ketten aufzulegen. Die Selbstherrscher der drei verbündeten Mächte schlossen ihre 'Heilige Alliance' zur Niederwerfung aller freiheitlichen Bewegungen im Innern ihrer Länder. Die liberalen Räte in Preußen wurden entlassen, und dafür durch die Karlsbader Beschlüsse 1819 die schmählichen Demagogenvorfolgungen eingeleitet, denen selbst Leute wie Ernst Moritz Arndt und der 'Turnvater' Jahn zum Opfer fielen! . . ."

Sieht man von der nun einmal unvermeidlichen sozialdemokratischen Terminologie ab, so kann man diese Darstellung der geschichtlichen Tatsachen auch in gut bürgerlichen Geschichtswerken finden. Die neurasthenische Angst vor der geschichtlichen Wahrheit ist erst ein Produkt unseres allermodernsten Ruhmeszeitalters. Um eigenen „Schöntun“ läßt sich unser pudelnährischer „Patriot“ nicht mehr genügen: auch Klio soll „schön machen“ . . .

\* \* \*



Was würde Ernst Moriz Arndt, der Verfasser des „Soldatenkatechismus“, wohl zu dem gloriosen militärischen Siegeszuge des „Hauptmanns“ von Köpenick sagen? „Der Salmihauptmann“, resümiert die „Berl. Stg.“, „der sich seine Streitkräfte auf den Straßen von Berlin zusammenfischt, die Soldaten, die im strengen Geiste der Disziplin ihm nach Köpenick folgen und nur in Hinsicht auf das ihnen entgehende Mittagsmahl eine bescheidene Einwendung machen, dafür aber durch je eine Mark zur Pflege ihres Magens vertröstet werden, der Köpenicker Bürgermeister, der gleich einem zum Tode geführten Delinquenten sich als letzte Gnade ausbittet, seine Frau sehen zu dürfen, der Kassenrendant, der die städtischen Gelder ohne Zucken an die Militärbehörde ausliefert, die Köpenicker Polizeimacht, die dafür sorgt, daß die Militärgewalt nicht durch den Pöbel in Ausführung ihrer Mission gehemmt werde, und schließlich die drei Droschkenkutscher, die den Transport der Staatsverbrecher nach Berlin übernommen haben, sind Figuren, die der ideenreichste Operettendichter nicht in seiner Phantasie hätte schaffen können, woraus dann folgt, daß das Leben immer noch die tollste Komik produziert.

Die szenische Einteilung der Operette ist gleichfalls gegeben. Der erste Akt spielt in Berlin und stellt die Werbung der Truppen dar, der zweite Akt spielt in Köpenick: Verhaftung der Stadtwürdenträger, Verzweiflungsszene zwischen Bürgermeister und Bürgermeisterin, dreiteiliger Chor: Soldaten, Volk, Köpenicker Polizei. Der dritte Akt wiederum in Berlin: Neue Wache, Einlieferung der Verbrecher, wiederum dreiteiliger Chor: Wachmannschaft, die Eskorte, das Volk. Viertes Akt wiederum Köpenick: Heimkehr der unschuldig Verhafteten, allgemeine Glücksempfindung bei Volk und Obrigkeit, nur getrübt durch das Drängen der drei Droschkenkutscher, welche ihren Fuhrlohn von dem Köpenicker Magistrat zu erhalten begehren. Ein fünfter Akt würde der allgemeinen Stimmung nicht entsprechen; Gott sei Dank hat der Berliner noch immer etlichen Humor und würde daher die Ergreifung und Bestrafung des Salmihauptmanns mit sehr gemischten Gefühlen begrüßen. Die Gerechtigkeit fordert das ja freilich, aber ernstlich gram wird dem fidele Räuber niemand sein, denn die Sache ist zu komisch, und das herzliche Lachen von zwei Millionen Menschen ist schon 4000 Mark wert . . .“

Und doch hat die Geschichte, wie die „Berl. Volksztg.“ ausführt und auch manche publizistische Stütze von Thron und Altar tränenden Auges zugestehet, bei all ihrer unsäglich Lächerlichkeit eine beschämend ernste Seite: „Das Köpenicker Gaunerstückchen stellt sich dar als der glänzendste Sieg, den jemals der militaristische Gedanke in seiner äußersten Zuspitzung davongetragen hat. Das gestrige Intermezzo lehrt klipp und klar: Umkleide dich in Preußen-Deutschland mit einer Uniform und du bist allmächtig. Die Uniform ist der Talisman, dem nichts widersteht. Ein Militärkommando, das dir auf der Landstraße begegnet, steht dir zur Verfügung. Das Rathaus einer Stadt kannst du besetzen wie eine eroberte

Festung. Verhaften kannst du lassen, wen du willst. Geld kannst du rauben, so viel da ist. Unbehelligt kannst du von dannen ziehen. Ein Hohn-gelächter der Hölle kannst du anstimmen, wenn du alles das vollbracht, wenn du die blutigste Satire auf unsere herrliche staatliche Ordnung nicht geschrieben, nein, am hellerlichten Tage in Szene gesetzt hast. Einbrechen wie ein gewöhnlicher Geldschrankknacker? Wie veraltet! Aber die überragende Macht, das überragende Ansehn des Militarismus verwerten, das ist klug! Das ist fein! Das ist modern! In der That: der Held von Köpenick, er hat den Zeitgeist richtig erfaßt. Er steht auf der Höhe intelligentester Würdigung moderner Machtfaktoren. Der Mann ist ein Realpolitiker allerersten Ranges.

Die Uniform! Der Bürgermeister von Köpenick ist selbst Offizier der Reserve. Die Uniform, ein wenig unterstützt durch ein falsches Telegramm, ihr gehorcht er! Der Bürgermeister von Köpenick vergißt gegenüber der Hauptmannsuniform, daß, wenn etwas gegen ihn oder die Stadtverwaltung vorliegt, keine Militärbehörde, sondern nur eine Zivilbehörde gegen ihn irgendwelche Maßregeln ergreifen kann. Tut nichts! Die Hauptmannsuniform, obwohl der militärische Kommandierende die Mäze, nicht den Helm trägt, ist allmächtig! Der Bürgermeister weiß außerdem, daß dem Hauptmann die Soldaten, die er befehligt, Gehorsam leisten werden. Fiele es dem Hauptmann ein, zu kommandieren: Kennt dem Kerl das Bajonett in den Leib! so würden die Soldaten das tun. Denn sie sind nicht verantwortlich für das, was ihnen der Vorgesetzte befiehlt. Dieser allein ist verantwortlich. Also denkt der Bürgermeister von Köpenick, wie in diesem Falle jeder Soldat denkt: Nummer 1: ‚Was die Schidung schickt, ertrage‘; Nummer 2: Hinterher kannst du dich ja beschweren. Die 12 Mann Truppen, die der Hauptmann um sich geschart hat, denken ihrerseits: Sehn Sahre Gefängnis oder Zuchthaus sind uns sicher, wenn wir uns sträuben, dem Herrn Hauptmann zu gehorchen. Die unwiderstehliche Macht des Kadavergehorsams, auf dem sich der militärische Gedanke aufbaut, sie ist es, die diese 12 Mann zu Sklaven des Gauners gemacht hat, der sie auf der Landstraße in seinen Willen gezwungen hat. Die Zweifel, die etwa dem einen oder dem anderen über die Berechtigung des Vorgehens des Herrn Hauptmanns aufgestiegen sein mögen, sie müssen unterdrückt werden: Denken darf der Soldat nicht, wenn ein Befehl vorliegt. Blind gehorchen! Kadavergehorsam, die Seele der militärischen Disziplin, das ist der Stock, über den sie alle springen müssen . . .

Der Sieg des militärischen Kadavergehorsams über die gesunde Vernunft, über die Staatsordnung, über die Persönlichkeit des einzelnen, das ist es, was sich in der Köpenicker Komödie in grotesk-entsetzlicher Art offenbart hat. Und das ist das Ernste, das Bittere, das Beschämende an dem unsagbar lachhaften Abenteuer. Ein Hochstapler, ein Gauner, ein Räuber mußte kommen, um dergestalt eine der wunderbarsten staatlichen Ordnungseinrichtungen ad absurdum zu führen! . . .“

Der Mann hat seine Zeit verstanden, erklärt mit Überzeugung auch das rechtsliberale „Leipziger Tageblatt“: „Er hat das offizielle Deutschland der Gegenwart, das mit der deutschen Kultur so wenig zu tun hat, bis auf die Knochen durchschaut, hat mit unerhörter Bravour die logischen Konsequenzen aus seiner Erkenntnis gezogen und seine Rolle durchgeführt. Der Mann wußte, daß das offizielle Deutschland zwar verfassungsmäßig ein konstitutioneller Staat, daß aber in allen seinen Functionären noch ein unbeschränkter Respekt steckt vor allem, was von oben kommt. Daher operierte er mit zwei Mitteln, die nie versagen und in ihrer Zusammenwirkung die festesten Tore öffnen. Er steckte sich in eine Uniform und stellte sich selbst eine allerhöchste Rabinettssorder aus. Voilà tout. Zwar war die Uniform eines Offiziers vom ersten Garderegiment zu Fuß alles andere eher als vorschriftsmäßig. Der Mann trug Schärpe und Mütze, eine ganz unmögliche Zusammenstellung. Aber er vertraute auf die bis zur Kritikallosigkeit gesteigerte Disziplin des deutschen Heeres und auf den Vorrang, den das Bürgertum der Militärgewalt einräumt. Wieviel Behörden wären dem Manne in Uniform mit der Rabinettssorder auf den Leim gegangen!

Man muß hierbei bedenken, daß der Vorfall sich in der unmittelbaren Umgebung Berlins, in der Interessensphäre der kaiserlichen Gewalt abspielt. Man ist es in Berlin und den umliegenden Ortschaften gar nicht anders gewohnt, als daß Seine Majestät zu allem Bedeutsamen sich irgendwie äußert. Bald inhibiert der Kaiser einen Brückenbau, bald weist er der Straßenbahn die Linienführung an, bald greift er hier ein, bald dort. Also weshalb soll sich Majestät nicht auch mal um Köpenick kümmern? Natürlich ist der ganze Vorgang der Besetzung des Rathauses, der Beschlagnahme der Kasse, der Verhaftung von Zivilbeamten durch Militär durchaus ungesetzlich. Und so töricht ist man sicher auch in Köpenick nicht, daß man das nicht wußte. Aber schließlich, wenn Majestät es nun einmal befohlen hat, so wäre es doch wohl nicht ‚royal‘, sich zu widersetzen. Daß auch die höchste Form der Treue ihre natürliche Grenze in der Gesetzmäßigkeit findet, sobald es sich um Vorkommnissen in normalen Zeitläuften handelt — der Gedanke kommt den Leuten nicht. Er wäre auch doch schon zu revolutionär für den Magistrat von Köpenick. Wir sehen hier die Folgen des preußisch-deutschen Reglementiersystems, der Allgegenwart von Polizei und Militär. Hier sind an einem Musterbeispiel die unerfreulichen und — gestehen wir es — beschämenden Ergebnisse der Polizeierziehung des deutschen Volkes vereinigt. Die systematisch produzierte Anselbständigkeit, die Nachgiebigkeit gegen alle Anordnungen einer höheren Instanz, dieses ganze Bevormundungsregime, das allen deutschen Rückwanderern den Aufenthalt in der Heimat so beengend erscheinen läßt, das sind die hier aufgedeckten Schäden des noch heute praktisch bestehenden Polizeistaates. Und sie allein

haben in dem ‚regiertesten‘ Staatswesen der Gegenwart ermöglicht, was sonst nur in Brigantenstaaten vorkommen kann.“

Interessant und bezeichnend ist, wie der „Vorwärts“ die so glänzend — „angeführten“ Soldaten in Schutz nimmt: „Mochten sie selbst in der Tatfache, daß der Offizier nicht, wie vorgeschrieben ist, einen Helm aufhatte, etwas Befremdendes erblicken, so wagten sie doch in der ihnen eingepaukten gedankenlosen Unterwürfigkeit, die so oft Soldaten schwere Mißhandlungen schweigend erdulden läßt, nichts zu äußern; bestraft doch das Militärgefesbuch (§§ 94 und 95) den Soldaten, der durch Worte, Gebärden oder andere Handlungen seinen Ungehorsam zu erkennen gibt oder seinen Vorgesetzten über einen von ihm erhaltenen Befehl zur Rede stellt, mit Gefängnis oder Festungshaft bis zu drei Jahren, wenn die Gehorsamsverweigerung vor versammelter Mannschaft geschieht, sogar bis zu fünf Jahren. Ob der Befehl berechtigt, ob er unsinnig ist oder ob er gegen das Strafgefesbuch verstößt, geht den Soldaten nichts an. Nach § 47 ist der Vorgesetzte allein verantwortlich. Allerdings kann der Soldat, wenn der Vorgesetzte Befehle erteilt, die offenkundig gegen das Strafgefesbuch verstoßen, zur Strafe herangezogen werden, jedoch nur, wenn ihm bei der Ausführung bekannt gewesen ist, daß der Befehl des Vorgesetzten eine Handlung betraf, die ein bürgerliches oder militärisches Verbrechen oder Vergehen bezweckte. Der Soldat darf also nur dann den Befehl nicht befolgen, wenn er direkt weiß, daß der Offizier ihn zur Begehung eines Verbrechens gebrauchen will. Irgendwelche sonstige Bedenken, mögen sie auch noch so begründet sein, geben dem Soldaten kein Recht zum Ungehorsam. § 48 bestimmt ausdrücklich, daß, wenn auch sein Gewissen oder die Vorschriften seiner Religion dem Soldaten verbieten, den Befehl seines Vorgesetzten zu befolgen, er ihm doch unbedingt Folge leisten muß.

Doch alle diese Bestimmungen sind den Soldaten unbekannt, nur sehr wenige dürften die sämtlichen Paragraphen des Militärgefeses kennen und noch weniger die sonderbaren Interpretationen, die diese Paragraphen schon vor den Kriegsgerichten gefunden haben. Der Soldat weiß nur, daß er gehorchen muß, gehorchen in jedem Fall, auch wenn Ehre, Selbstachtung, Gewissen und Religion es ihm verbieten. Und selbst wenn er weiß, wenn sein Vorgesetzter ein Verbrechen beabsichtigt, den Gehorsam verweigern kann, so kommt er doch nach seiner ganzen Lage und Erziehung zu blinder Unterwürfigkeit gar nicht dazu, anzunehmen, sein Vorgesetzter hege eine derartige Absicht; bedeutet doch nach militärischen Begriffen schon eine solche Annahme eine schwere Achtungsverletzung. Sicherlich aber konnte keiner der Soldaten, der an der Köpenicker Affäre beteiligt gewesen ist, als der vermeintliche Hauptmann ihn zur Vornahme einer Verhaftung kommandierte, ohne weiteres annehmen, der Herr Hauptmann plane ein Verbrechen . . .

Überall in Preußen wäre unter gleichen Verhältnissen die gleiche

blinde Unterordnung erfolgt. Die Schuld an dem Vorkommnis trifft nicht die beteiligten Soldaten; sie trifft den Militarismus, das militärische Erziehungssystem, die Militärgesetzgebung.

Eher als die Soldaten trifft den Köpenicker Bürgermeister ein Vorwurf. Er mußte wissen, daß der Kaiser eine derartige Verhaftung nicht vornehmen lassen darf. Aber auch er, und das ist äußerst charakteristisch für das Gefühl der Rechtsicherheit in Preußen, scheint einen derartigen kaiserlichen Befehl nicht für unmöglich gehalten zu haben; und zudem fühlte er sich als Reserveoffizier, der als solcher der Militärbehörde untersteht. Vielleicht mag er sich auch mehr oder weniger deutlich an so manches Kriegserichtsurteil oder an gewisse Kabinettsorders erinnert haben, in denen den Beamten Respekt vor den Offiziersuniformen gepredigt wird.“

Der „Vorwärts“ erinnert dann noch an eine Kabinettsorder, die diese Ausnahmestellung des Offizierrocks beleuchten soll: „Der Offizier weist sich durch die Uniform aus und darf demgemäß besondere Rücksichten erwarten. Sein Stand legt ihm aber die Verpflichtung auf, polizeilichen Anordnungen nachzukommen. Sollte dies nicht geschehen, so geht die Befugnis der Beamten nur dahin, den Offizier ruhig und in angemessener Art darauf aufmerksam zu machen, daß er gegen eine polizeiliche Anordnung gefehlt habe. Sollte der Offizier einer solchen Aufforderung nicht sofort Folge geben, so haben die Beamten Meldung zu machen. Weiter gehen ihre Befugnisse nicht, da es vorzuziehen ist, daß eine Übertretung augenblicklich ungerügt bleibt und erst später eine strenge Rüge zur Folge hat, als daß ein Zusammenstoß zwischen Offizieren und Beamten herbeigeführt wird.“

„Des Königs Rock“, schreibt die „Frankf. Ztg.“, „— in Wirklichkeit wird die Uniform vom Staate auf Kosten der Steuerzahler geliefert — gilt fast als etwas Heiliges, und wiederholt ist für seine Träger ein Recht der ‚Ehrennotwehr‘ bei jedem Konflikt in Anspruch genommen worden. Und nimmt man hinzu, daß durch das Reserveoffizierium die Anschauung der unbedingten militärischen Unterordnung unter Verfügungen von Vorgesetzten sich auch schon auf viele bürgerliche Kreise übertragen hat, und daß der bekannte kaiserliche Ausspruch, daß nur sein Wille gelte, offenbar in manchen Köpfen einige Verwirrung in bezug auf die Rechtsbegriffe hervorgerufen hat, so findet man eine Erklärung dafür, daß sich viele Leute von dem falschen Hauptmann haben düpiieren lassen, trotz aller Inkorrektheiten und Unwahrscheinlichkeiten — eine Erklärung freilich, die auf unsere staatlichen Verhältnisse ein grelles Licht wirft. . . .

Die blinde Unterwerfung unter die militärische Autorität und unter den vermeintlichen allerhöchsten Willen hat zu dem Tage von Köpenick geführt. Sie hätte ebensogut die Folge haben können, daß der Bürgermeister und der Rendant von Köpenick, wenn sie Widerstand geleistet hätten, niedergeschossen worden wären, und daß es dann statt der freiwilligen Übergabe der Kasse zum Raub mit Hilfe des Militärs und unter mittelbarer Assistenz der Polizei und

Gendarmerie gekommen wäre, die ja ebenfalls den Anordnungen des Herrn Hauptmanns gegen ihr städtisches Oberhaupt dienstwillig Folge leisteten. Das sind die Rechts- und Sicherheitszustände im vielgerühmten Rechtsstaate Preußen, von denen zur Abwechslung einmal ein Gauner mit unleugbarer Begabung Gebrauch gemacht hat."

Und nun, nachdem wir auch dem Ernste sein Recht eingeräumt haben, wollen wir uns ungetrübter Heiterkeit hingeben. Es wäre schade um den Fall, schade ihn ungenossen dahinschwinden zu lassen. Dergleichen passiert wirklich nicht alle Tage! Freilich, fände sich öfter ein so famoser „Hauptmann“ —: wer weiß? Und nicht nur in Köpenick . . .

\* \* \*

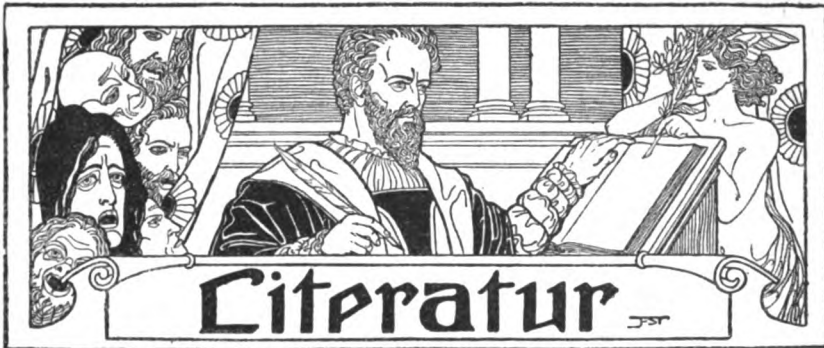
Die Zeiten sind ja auch trübe genug. In die Milch frommer Denkungsart sickert so sachte ein Tröpflein „gärend Drachengift“ nach dem andern: — Schwarzseher ringsum! Sollte man es für möglich halten, daß gerade die Rede des Kaisers gegen die Schwarzseher die ganze schwarze Bande sozusagen mobil gemacht, dem staunenden Erdkreis die Augen darüber geöffnet hat, wie unglaublich viele dieser schäbigen Gesellen in deutschen Landen ihr trauriges Handwerk treiben. Und das Schlimmste: gebudet werden müssen. Ich traute meinen Augen nicht, als ich in den „staats-erhaltendsten“ Blättern ausgiebig behauptet, begründet und bewiesen fand, daß, wieso und warum das „Schwarzsehen“ in unseren Zeitläuften eine außerordentlich patriotische und staats-erhaltende Übung und Tugend sei. Dies war doch früher nicht! Da wurde z. B. der Tagebuchschreiber unter die „rote Rotte“ geworfen, mit Eimern „sittlicher Entrüstung“ übergossen, sobald ihm nur immer nicht alles, sagen wir ruhig: nicht allzu vieles in rosenrotem Lichte erscheinen wollte. Und nun —? O quæ mutatio rerum!

„Überblicken wir die politischen Ergebnisse der letzten achtzehn Jahre,“ liest man in der „Hessischen Rundschau“, „so kann sich in uns nur die Überzeugung befestigen, daß die ‚herrlichen Tage‘, denen die deutsche Nation auch nach unserer Ansicht entgegengeht, auf keinen Fall in der Richtung zu suchen sind, welche die bisherige Politik Wilhelms II. eingeschlagen hat. Wir erwarten bessere Tage nur noch von der Nationalkraft, die bisher unserem Volk über allen Jammer der Geschichte immer wieder hinweggeholfen hat. Auf dieser Kraft allein ruht unser Vertrauen in die Zukunft. Kaiser Wilhelm II. ist geneigt, alle großen geschichtlichen Taten zum Ruhme seines Hauses zu wenden: Wir sagen: Ehre, wem Ehre gebührt. Dem Kaiser, was des Kaisers ist; dem Volke, was des Volkes ist. Die nationale Erhebung von 1813 war eine Volksbewegung im wahren Sinne des Wortes. Die Männer, die von der Pflugschar und aus der Werkstatt unter die Waffen traten, waren es, die im Sturm der Begeisterung auch die jaghafte Dynastie mit sich fortrissen. In richtiger Erkenntnis der treibenden nationalen Kräfte ist die kaiserliche Mahnung für uns ein Glaubenssatz, ‚uns den freien Blick für die Zukunft zu bewahren und niemals an uns und unserem Volke zu verzagen‘. Gerade

die hundertjährige Wiederkehr der Unglückstage von Jena und Auerstädt, in denen das mittelalterlich feudale Regiment zusammenbrach, festigt das Vertrauen, daß auch dem Jena der kaiserlichen Politik ein neuer Freiheitsmorgen folgen wird. Der Anstoß zur nationalen Erhebung wird von denselben gesunden Volksträften ausgehen, die auch vor hundert Jahren an dem alten ‚Alliierten‘ in der deutschen Brust nicht verzagten. Wenn diese Volksbewegung schließlich in einer anderen Richtung steuern sollte, als diejenigen erwarten, die geflissentlich den ‚schlichten Soldatenrock‘ des großen Königs mit dem Purpurmantel römischer Cäsaren vertauschten, so mag die Erwägung derartiger Möglichkeiten kaiserliche Sorge bleiben. Wem in ernster Stunde Volkstreue höher steht als Vasallentreue, wird dynastische Fragen immer nur als Angelegenheiten zweiter Ordnung behandeln. Wir wollen hierbei Kaiser Wilhelm gern das negative Verdienst zugestehen, daß er durch die Art seiner Regierung das deutsche Volk, das sich nur allzusehr an das politische Gängelband gewöhnt hatte, gleichsam auf sich selbst geworfen und zur Selbstbefinnung gezwungen hat. So können die üblen Schicksale der letzten Jahrzehnte auch schließlich noch eine Seite haben, die sich bei besserem Streben zum Guten wendet. In nationalen Kreisen hat der Kaiser geradezu revolutionierend gewirkt. Aus dem gärenden Untergrunde mögen die neuen Kräfte aufsteigen, welche die unbedingt notwendige freiheitlich nationale Erhebung herbeiführen. Sind wir also auch, was die kaiserliche Politik anlangt, ‚Nörgler‘ und ‚Schwarzseher‘, so sind wir es doch nicht hinsichtlich der nationalen Zukunft überhaupt. Für die Vertiefung des nationalen Gedankens auf politischem und religiösem Gebiet zu arbeiten, betrachten wir als ein Grundrecht, das uns als Söhnen eines großen und freien Volkes kein kaiserlicher Herr verkümmern wird. Wenn der Kaiser ausruft: ‚Schwarzseher dulde ich nicht, und wer sich zur Arbeit nicht eignet, der scheide aus und suche sich ein besseres Land‘, so erwidern wir kalt und gelassen mit dem Worte unseres größten Dichters:

Wir haben diesen Boden uns erschaffen  
 Durch unsrer Hände Fleiß, den alten Wald,  
 Der sonst der Bären wilde Wohnung war,  
 Zu einem Sitz für Menschen umgewandelt;  
 Unser Ist durch tausendjährigen Besitz der Boden.“





## Das Lied der Litauer

Von

Albert Nieski

„Durch diese Sammlung ist abermals einer meiner Wünsche erfüllt“, schrieb Goethe, als die erste Sammlung litauischer Volkslieder, welche der Königsberger Konsistorialrat Rheda herausgegeben hatte, in seine Hände gelangt war. Er fand an den Liedern so großen Gefallen, daß er eine Daina, das Lied eines litauischen Mädchens, in sein Singspiel „Die Fischerin“ aufnahm. Wir irren wohl nicht, wenn wir als das in den Dainos mit Goethes Anschauungen Harmonisierende das ewig Menschliche ansehen, das in den einfachsten Naturformen in den Liedern ausgeprägt ist, in Naturformen, „deren Anschauung uns, die wir abgefallen und dadurch zwiespältig und unselig sind, wie die eines verlorenen Paradieses ergreift und unter Lächeln zu Tränen rührt“.

Das meint Goethe wohl, wenn er in seiner Rezension sagt: „Weber unabhängige Empfindung noch freie Einbildungskraft waltet in den litauischen Liedern; das Gemüt schwebt elegisch über dem beschränktsten Raum“, und wenn er sie „Zustandsgedichte“ nennt.

Derjenige aber, welcher zuerst die litauischen Volkslieder der literarischen Welt empfahl, war Lessing. „Es ist nicht lange her,“ sagt er in den Literaturbriefen, „daß ich in Ruhigs litauischem Wörterbuche blätterte und am Ende der vorläufigen Betrachtungen über diese Sprache eine hierher gehörige Seltenheit traf, die mich unendlich vergnügte. Einige litauische Dainos oder Liederchen nämlich, wie sie die gemeinen Mägdelein daselbst singen. Welch ein naiver Wis, welch reizende Einfalt! Man kann hieraus lernen, daß unter jedem Himmelsstriche Dichter geboren werden und daß lebhaftere Empfindungen kein Vorrecht gesitteter Völker sind.“ (Ruhig war 1708—1749 ev. Prediger in Waltertehlen.)

Als Lessing diese Worte schrieb, waren acht Kreise Ostpreußens litauisch an Sprache und Sitte. Heute finden wir das litauische Element nur



noch in den Kreisen Heydekrug und Memel stark vertreten, und das Häuflein derer, welche ihrer Muttersprache treu geblieben sind, schmilzt mit jedem Jahre mehr zusammen. Die Ursache dafür ist, daß in der Volksschule jedes Kind Deutsch lernen muß und jeder Litauer, der seiner Militärpflicht genügt, der Muttersprache entfremdet wird. „Man bedauert,“ sagt der bekannte Sprachforscher Schleicher, „daß eine Sprache, die an Formvollkommenheit mit den Werken der Griechen, Römer und Indier hätte wetteifern können, zu Grunde geht, ohne eine Literatur zu besitzen.“ Nur ein Werk ist vorhanden, das ein Nationalwerk genannt zu werden verdient und von Alekxandrow den größten Dichtungen aller Zeiten an die Seite gestellt wird. Es ist „Das Jahr“, ein ländliches Epos in vier Gesängen, von dem evangelischen Pfarrer Christian Donaleitis gedichtet, der im Jahre 1780 in Tolmingkehmen bei Insterburg starb. Haben aber die Litauer es nicht bis zu einer Literatur gebracht, so besitzen sie dafür eine herrliche alte Volkspoesie, und dieser Quell sprudelt noch heute wie vor vielen Jahrhunderten frisch und lebendig in unvergleichlicher Reinheit und Fülle. Ihre Lieder gehören zu den blüthe- und duftreichsten Blumen aus dem Wundergarten der Volkspoesie. Aus ihnen weht eine schlichte Natürlichkeit, eine Zartheit und Innigkeit, die jedes Herz ergreift. Die Litauer sind vielleicht das sangeslustigste und liederreichste Volk der Erde.

Der Landbauer singt bei der Feldarbeit, die Mädchen singen in der Spinnstube; keine gesellige Zusammenkunft, keine Hochzeit wird gefeiert ohne Gesang. Ein jedes aus der Gesellschaft muß der Reihe nach einen neuen Vers erfinden, und man sieht deswegen keinen in Verlegenheit geraten. Die Melodie kommt dem Dichter mit den Versen zugleich. Niemals ist der Litauer vergnügter, als wenn er singt.

Es ist daher kein Wunder, daß eine einzige Sammlung litauischer Volkslieder 2669 Nummern, darunter 1100 in einem besonderen Bande erschienene litauische Hochzeitslieder enthält.

Wovon handeln nun die litauischen Volkslieder?

Sie singen von den Blumen und Bäumen des Gartens und des Feldes, von den Tieren des Hauses und des Waldes, von Kindes- und Geschwisterliebe, von der Liebe Sehnsucht, vom Scheiden und Meiden, von dem Weh des ins Feld hinausziehenden Kriegers, von ruhiger Ergebung in das Unvermeidliche, kurz von allem, was ein einfaches, vom Getriebe der Welt abseits lebendes und jahrhundertlang unterdrückt gewesenes Volk bewegen kann. Das litauische Volkslied ist durchweg lyrisch mit ganz seltenen Anläufen zu epischer Darstellung und von einer Unmittelbarkeit und Naivität des Ausdrucks, welche die Kunstdichtung nur selten erreicht.

Es gehört zum Wesen der Volkspoesie, daß sich Land und Leute in ihr wieder spiegeln. Wie aus den Gesängen Homers uns die Meeressonne Griechenlands entgegenleuchtet, Ossian uns in die melancholischen Heiden des nebligen Schottlands führt, so malen uns die Dainos getreu die litauische Landschaft. Bei einem Volke von so innigem Naturempfinden, wie das

litauische, ist es natürlich, daß seine Vergleiche meist aus der Natur genommen sind und daß Himmel und Erde, Pflanzen und Tiere in seinen Liedern eine große Rolle spielen.

Oft wird die Sonne, die Allwärmerin, als lebendes Wesen angeredet, das an dem Menschenschicksal Anteil nimmt.

„Liebe Sonne, du Herrgottstöchterlein,  
Sage, wo hast du so lange gesäumt?  
Magst am Abend auch recht müde sein?  
Hast wohl im Walde vom Monde geträumt  
Und geschlummert in tiefem Frieden,  
Seit du von uns geschieden?“

„Niemals schlafe ich, niemals träume ich,  
Lege niemals unter die Bäume mich,  
Niemals ruhen meine goldenen Flügel!  
Wenn ich kröne mit flammenden Kronen  
Fern im Abend die Häupter der Hügel,  
Geh' ich, wo andere Menschen wohnen.  
Hinter den Seen, immer auf Reisen  
Muß ich erwärmen die armen Hirten  
Und die Wege den Kindlein weisen,  
Die sich von ihren Eltern verirrt.“ — — —

(Dieses Lied, sowie die übrigen gereimten gebe ich in der Bearbeitung von Wilh. Jordan, die meisten anderen in der Übersetzung von Nesselmann.)

Die Sonne ist dem verwaissten Burschen Mütterlein, die grüne Eiche im Walde ist sein Bruder, das Morgenrot ist seine Liebste.

Nie will der aus der Fremde heimkehrende Jüngling sein Dorf verlassen, das vor ihm liegt, von Gärten umgeben, zwischen Bäumen versteckt, von dem Duft frischgebackenen Brotes durchzogen. Überschattet von dem schlanken Ahorn mit tiefgesenkten Zweigen sieht er das Häuslein der Braut vor sich. Er trinkt das müde Kopf im fischreichen Teich, wo die Mädchen auf grünem Ager Leinwand bleichen, während der Ruckuck ab und zu geflogen kommt und die Täubchen herabflattern, um zu trinken.

Nun reitet er dicht heran an die Gartenhecke und hört, froh bewegt, die Stimme seiner Braut:

Im grünen Grase	Es pfeift die Meise,
Stehn Majorane,	Es schrillt die Grille,
Da blüht die Lilie.	Es bläst die Flöte
Es sitzt der Knabe	Der Hirtentnabe.
An meiner Seite,	Die Trommel wirbelt,
Den Kopf im Schoße	Das Kriegshorn schmettert
Schläft er so ruhig.	Und weckt den Knaben.

Fröhlich erwidert der Bursche den Gesang der Geliebten, die er, ein Rautentränklein flechtend, auf der Steinbank sitzen sieht.

Lauf, o Hengstlein, du mein Brauner,  
 Bis zu Schwiegervaters Höfchen.

Da kommt das Mädchen vom Rautengarten,  
 Das Kränzlein flechtend.

Sieh her betrachtend, du zartes Mäglein,  
 Wie mein Roß erzittert,

So wirst du zittern, wenn du im Brautkranz  
 An meiner Seite stehst.

(Das Pferd spielt in den Dainos eine große Rolle, wie es in dem roffenährenden Litauen natürlich ist. Als Friedrich Wilhelm IV. nach Sibirien kam, zogen ihm litauische Mädchen, nach Männerart zu Pferde sitzend, grüne Zweige in den Händen und Dainos singend, entgegen.)

Die Braut erzählt dem Geliebten, wie die Mutter ihr letztes Stelldichein belauscht habe. Oder sie klagt ihr Leid, wie die Nachbarinnen ihr das Glück neiden und den Geliebten verleumdten. Er bittet sie, die Worte in den Staub zu treten, und vertreibt die Wehmut durch heitere Worte. Da weist sie auf die Bohnenlaube:

„Komm, mein lieber Knabe,  
 Du allseits gescholten,  
 Setz dich mir zur Seite,  
 Laß uns traulich kosen.

An dir pflückten alle,  
 Flochten dich zum Sträußchen,  
 Gaben's den Verwandten,  
 Ach, und schmähten lieblos!

Sagten dir bald dieses  
 Nach, bald wieder jenes,  
 Sagten, daß im Kruge  
 Du dein Pferd vertrunken.

Sagten, daß im Kruge  
 Du dein Pferd vertrunken  
 Und den schönen Sattel  
 Bei dem Tanz verjubelt.“

„Traue, liebes Mädchen,  
 Nicht dem Wehn des Windes,  
 Nicht den lieben Nachbarn,  
 Wenn sie mich beschänden.

Steht mein liebes Pferd doch  
 In des Vaters Stalle,  
 Hängt der schöne Sattel  
 In dem Stall am Knaggen.“

Der Verlobte preist die Schönheit seiner Braut, um sie auf frohe Gedanken zu bringen.

Mein liebes Mädchen  
 Hat schwarze Augen,  
 Wenn in den Keller  
 Sie niedersteiget,  
 Dann braucht kein Licht sie  
 Und keinen Leuchter.

Denn helle leuchten  
 Die schwarzen Augen,  
 Die schwarzen Augen  
 Des lieben Mädchens,  
 Und Flammen sprühet  
 Das goldene Klinglein.

Sogleich erwidert die Geliebte:

Gib acht, o Knabe,  
 Daß nicht anzünden  
 Die dunkeln Augen  
 Dein armes Herzchen.

Vor dem Abschiede verabreden die Liebesleute, oftmals zusammenzutreffen.

Du mein liebes Mädchen,  
Meine junge, zarte,  
Wenn du hüteft bunte Kinder,  
Treib sie auf den Landweg.

Du mein lieber Knabe,  
Du mein junger, zarter,  
Wenn du hüteft braune Koffe,  
Treib sie auf den Feldweg.

Da wirst du mich finden,  
Da will dein ich warten,  
Auf der grünen Wief am Flusse,  
Auf dem weißen Kleefeld.

Da wirst du mich finden,  
Da will dein ich warten,  
An dem reinen, frischen Wasser  
Unterm Weidenbaum.

Die Gestirne sind untergegangen, als der Verlobte heimkehrt.

Ram um Mitternacht ich heimgefahren,  
War noch nicht zu Bett der alte Vater,  
Öffnete mir selbst das große Kofstor,  
Hielt auch auf die dunkelbraunen Koffe.

Fragte mich der alte, liebe Vater:  
„Wer hat dir in finstrier Nacht geleuchtet?“  
„O, mir leuchteten zwei helle Sterne,  
Meines lieben Mädchens Feueraugen.“

Bald erwacht in ihm das Sehnen nach der Geliebten.

Wo soll ich hin, was fang' ich an,  
Wo soll, wo soll ich bleiben,  
Aus meiner Brust, so arm und reich,  
Die Unruh' auszutreiben?

Es wird mir warm und wird mir kalt,  
So oft ich dein gedente;  
Mein Herz, das lacht und weint zugleich,  
Als wenn es etwas tränkte.

O Mägdelein, o Herzchen mein,  
Ich kann nicht von dir lassen,  
Ich komme wieder jeden Tag,  
Bis ich dich darf umfassen.

Die Braut aber sitzt sinnend an der Mühle:

Wie die Steine um die Mitte gehen,  
Muß mein Denken sich um Einen drehen.  
Rauschet, rauschet, Mühlensteine;  
Bin allein und nicht allein und weine!

Der Litauer ist in Sprache, Anschauung und Sitte durchaus konservativ. Deshalb nimmt der Familiensinn und die Familienliebe in seinem Gemüte die erste Stelle ein. Ja, die Liebe zwischen den beiden Geschlechtern muß der Liebe zu den Eltern untergeordnet werden.

Ich armes Mädchen  
 Hab' keine Mutter!  
 Im grünen Garten  
 Steht eine Linde,  
 Sie treibt so prächtig  
 Die grünen Blätter.  
 Die Blätter fallen,  
 Es sprossen neue;  
 Doch stirbt die Mutter,  
 Kommt keine andere.

Ich armes Mädchen  
 Hab' keinen Liebsten.  
 Im grünen Garten  
 Da grünt die Raute,  
 Sie treibt so prächtig  
 Die grünen Blätter.  
 Die Blätter fallen,  
 Es sprossen neue,  
 Und stirbt mein Liebster,  
 So kommt ein andrer.

Die Mutterliebe ist größer als die Geschwisterliebe, ja als die Liebe der Braut. Um den verunglückten Reiter klagen:

Die Braut zu Füßen,  
 Zu Haupt die Schwester,  
 Die Mutter an dem Herzen.

Die Braut betrauerte  
 Ihn drei Wochen lang,  
 Die Schwester drei Jahre.

Und ach, die Mutter,  
 Die Hohehrwürdige,  
 Solang ihr Haupt am Leben war.

Noch eingehender aber schildern die Raudos (Klagelieder) die Liebe zwischen Bruder und Schwester. Der Bruder ist ertrunken, „liegt auf tiefem Meeresgrunde, wo der Sand sein Antlitz naget, Wellen seine Haare waschen“. Da bietet die Schwester den Nehrunger Fischern alles, was sie hat, daß sie ihn aus der Tiefe holen; den seidenen Gürtel, den goldenen Ring, zuletzt sich selbst. Sie erwartet den in den Krieg gezogenen Bruder, und ihre Angst um ihn scheint sich der ganzen Natur mitgeteilt zu haben.

Laß ab, o Wind, zu blasen,  
 Ihr Bäume knarrt nicht seufzend!  
 O, noch erwart' ich  
 Den lieben Bruder,  
 Der heimkehrt aus dem Kriege.

Der Bruder kehrt nicht wieder,  
 Der hochgestellte Krieger.  
 Es kehrt das Schlachttroß,  
 Des Bruders Brauner,  
 Das Schwert an seiner Seite.

Das Roß erzählt, wie der Bruder im Kampfe gefallen sei. Die Schwestern trauern ebensotief wie die Mutter, und als sie sich nach Mittrauernden sehnen, hilft ihnen die Sonne das Leid tragen.

Da sprach die Sonne,  
 Sich niedersenkend:  
 „Ich werde helfen,  
 Euch ihn betrauern.

Will mich neun Morgen  
 In Nebel hüllen  
 Und an dem zehnten  
 Auch noch nicht aufgehn.“

Nicht so häufig wie Mutter und Schwester wird der Vater in den Liedern erwähnt, und dann meist in Beziehung zu seinem in das Feld ziehenden Sohne. Die weiche Trauer hindert den Vater nicht, dem Krieger Treue bis in den Tod zur heiligen Pflicht zu machen.

Was weint und jammert  
 Der alte Vater?  
 Hinaus zum Kampfe  
 Entließ den Sohn er.  
 Jung ist mein liebes Söhnchen  
 Und schwach noch an Erfahrung.  
 Steh nur fest!  
 Zittre nicht!  
 Behalt die Fahne im Angesicht!  
 Solltest du auch fallen,  
 Stirbst du doch in Ehren,  
 Dir wird Ehre noch im Sarg,  
 Noch im Grabe denkt man dein.

Wie Trompetenklang tönt diese als Refrain in jeder Strophe wiederkehrende Mahnung, die in ergreifendem Kontrast das Lied ausklingen läßt.

Schon liegt, schon schlummert  
 Mein liebes Söhnchen,  
 Der Tau träuft nieder  
 Auf seinen Hügel.  
 Da liegt der junge Knabe,  
 Er schläft im Grab der Ehre.  
 Steh nur fest!  
 Zittre nicht!  
 Behalt die Fahne im Angesicht!  
 Solltest du auch fallen,  
 Stirbst du doch in Ehren.  
 Dir wird Ehre noch im Sarg,  
 Noch im Grabe denkt man dein.

Obwohl es den Litauern an Helden keineswegs gefehlt hat, findet sich doch nirgends in den Liedern eine hervorragende Persönlichkeit, deren Taten besungen werden, nirgends eine Spur von der Bildung eines Sagentreueses, wie etwa bei den Serben und Finnen. Es ist nicht anzunehmen, daß Lieder verloren gegangen sind, die in dieser Beziehung vorhanden waren und etwa die Taten der Rynstutte und Olgerd verherrlichten.

Seldenleben und Religion sind zu groß, sie passen nicht in den Rahmen des litauischen Volksliedes. Der Litauer singt nur, was er selbst erlebt und täglich in den engen Verhältnissen seines Hauses und seiner Angehörigen vor Augen hat. Dafür aber besitzt er reichen Humor, der sich wie ein goldener Faden durch viele Lieder zieht. Mit seinen Fehlern, die ihm in besonderem Maße anhaften, Trunksucht und Streitslust, geht er strenge zu Gericht. Köstlich verspottet er das Suchen der ‚causa bibendi‘ in der Daina „Der Sperling.“ Der Vater geht mit dem Gewehr auf die Jagd, lauend auf Wild. Er zielt lange und schießt — einen Sperling. Den „knarren“ die Brüder auf einem Schlitten heim, die Schwestern rupfen ihn ab, die Mutter „schmirgelt“ ihn.

Es setzten sich die Gäste, sie setzten sich fest,  
 Verzehrten den Sperling, verschmauften ihn;  
 Indem sie den Sperling so schmausend verzehrten,  
 Ausleerten sie fröhlich zwei Fässer mit Mus.

(Mus ist das Nationalgetränk der Litauer, eine Art Gerstenbier.)

Selbst die in ihrer Art einzige Daina, die eine ethische Mahnung zum Ziele hat, kleidet diese in das Gewand des Humors.

Der Hund, das Hündchen, Des Hauses Wächter, Bellt und verwundet Des Diebes Ferse, Scheucht alte Weiber Und Wandersleute. 's ist seine Art.	Die Bien', das Bienchen, Des Waldes Tierchen, Summt in der Heide, Sticht in den Finger, Ins Ohr, ins Antlitz, Und gibt uns Honig. 's ist seine Art.	O Mensch, o Menschchen, Sieh auf die Biene; Genug ja stichst du Ins Herz, ins Herzchen. Gib süßes Labfal Auch deinem Bruder. 's ist Menschenart.
--	---	--

Die gemütvollsten Lieder sind die, die das Scheiden der Tochter aus dem Elternhause schildern. Die Trennung erfüllt die Braut mit tiefer Wehmut. Die Hochzeitsgaben erinnern sie an das Scheiden aus dem lieben Elternhause in die unbekannte Fremde. Sie klagt:

Was blies der Wind nur?	Es blies der Wind nicht,
Was stöhnt der Wald nur?	Der Wald nicht stöhnte,
Warum schwankte die Lilie?	Es schwankte nicht die Lilie.

Die Schwester weint,  
 Die junge klaget,  
 Ihr grünes Kränzchen schwankte.

Und jetzt bricht die letzte Nacht an, die ihr im Elternhause vergönnt ist. Sie möchte ihr ewige Dauer verleihen.

Noch ist mein Herz betrübt um meine Tage,  
 Da ich hinaus soll, ach, in weite Ferne,  
 Da ich verlassen soll die teure Mutter!  
 O krähet nicht, ihr lieben, bunten Hähne,  
 O laßt recht lange währen diese Nacht nur,  
 Daß mir's vergönnt sei, länger hier zu weilen,  
 Mit meiner lieben Mutter noch zu kosen.

Noch einmal geht die Braut durch das Vaterhaus.

Als ich hinschritt durch die Kammer,  
 Wankte gar der Boden,  
 Ja, der Kammer Boden wankte,  
 Und von meinem Antlitz nieder  
 Rollten bittre Tränen.

Dem jungen Gatten, der sie nach dem Grunde ihrer tiefen Trauer fragt, antwortet sie:

Heut' geht mir ja zu Ende  
Die frohe Jugendzeit,  
Und um die schönen Tage,  
Da trag' ich Herzeleid.

Wenn morgen trähn die Bühne,  
Bin ich schon fern mit dir;  
Nur diese eine Träne,  
Mein Liebster, laß' ich hier.

Bin ja mit Leib und Seele  
Nun deine treue Frau,  
Drum laß' mir doch die Träne  
Für sie, die, alt und grau,

Ich hier zurück muß lassen,  
Für Vater und Mutter mein;  
Ach Gott, wenn sie erblaffen  
Und ich muß ferne sein!

Schwere Arbeit erwartet die junge Frau. Die harte Schwiegermutter, die das Regiment im Hause führt, läßt ihr nur am Webstuhl Zeit zum Ausruhen. Aber selbst unmöglich scheinenden Aufgaben will sich die Neuvermählte geduldig unterziehen, um den Frieden des Hauses zu wahren.

Mich sandte, sandte die liebe Schwieger  
Nach Wintermai, nach Sommerschnee.  
Da ging ich Arme hin, traurig weinend,  
Und traf den Knaben, den lieben Hirten.  
„Wo wandelst hin, du holdes Mägdelein,  
Was weinst du traurig, o zarte Jungfrau?“  
„Mich sandte, sandte die liebe Schwieger  
Nach Wintermai, nach Sommerschnee.“  
„Geh hin, o Mägdelein, du zarte Jungfrau,  
Zum grünen Walde, zum Meeresstrande!  
Da wirst du finden eine grüne Fichte,  
Brich ab ein Zweiglein, schöpf eine Handvoll Schaum!  
Dann wirst du bringen der lieben Schwieger  
Den Wintermai, den Sommerschnee.“

Wie „bei Sommerglut die Fische in austrocknenden Teichen nach Wasser“, so sehnt sich die junge Ehefrau nach der Mutter, „bei der sie in schöner Jugend weiß und rot blühte“.

Wie werd' heim ich kehren,  
Wie dorthin gelangen,  
In der Mutter Garten hin,  
Zu dem alten Heimathaus?

Werde in den Wald gehn  
Zu dem bunten Auckuck,  
Flügel von ihm borgen,  
Schöne bunte Federn auch.

Fliege dann zur Mutter,  
Fliege zu dem Vater  
In den Kirchengarten hin  
Auf das grüne Rautenbeet.

Da will ich mich wiegen,  
Da will ich dann rufen,  
Ob mich nicht die Mutter hört,  
Ob mich nicht die treue hört.

Endlich darf sie die Eltern besuchen. Selbst leblose Dinge im Vaterhause freuen sich über das Wiedersehen.

Der Türe Klinge glänzte,  
Als sie sah, die sie puzte,  
Der Kammer Schlüssel klrkten,  
Als sie die Tochter sahen,  
Des Hofes Rasen blühte,  
Als er sah, die ihnehrte.



Sie ist froh mit den Ibrigen. Die Mutter lehrt sie Geduld, und getrüftet kehrt sie zu ihrem Gatten heim. —

Das Schönste an den litauischen Liedern läßt sich freilich nicht darstellen. Es ist ihre Melodie, die, wie Rhesa sagt, in ihren sanften Verschwelungen dem Vogelfluge gleicht, der sich nicht malen läßt.



## Adolf Bartels' Heine-Denkmal

Wie wenig ich mich für den Gedanken eines Heine-Denkmales begeistern kann, bin ich doch nachgerade auf den Standpunkt gelangt: „Wenn doch der Mann schon auf irgend einem Platz irgend einer deutschen Stadt in Erz gegossen oder aus Stein gehauen prangen möchte!“ — dann belämen wir wenigstens endlich Frieden und Würden mit dem wüsten Gezänke verschont. Ist es denn wirklich in unsrer Zeit um ein Denkmal eine gar so große Sache? Finden sich unter den unzähligen Persönlichkeiten, die in Deutschland Standbilder haben, nicht auch solche, die als Charaktere nicht viel besser als Heine gewesen sind und als Talente weit unter ihm stehen? Darüber kann man sich wohl doch nicht täuschen, daß Heine — und wäre es auch nur dank der Vermittlung großer Komponisten — als Liederdichter im deutschen Volke fortleben wird — ich meine sogar, mit Recht. Unter Wahrung dieses rein ästhetischen Gesichtspunktes hätten sich wohl auch die grundsätzlichen Gegner Heines und des von ihm vertretenen Geistes mit der Denkmalfrage abfinden können. Und sie hätten klug daran getan. Denn sie sind ganz und gar nicht in der Lage, auf die Dauer die Sache zu hintertreiben, die schließlich jede noch so kleine energische Minderheit sogar gegen den Willen einer riesigen Mehrheit durchzuführen vermöchte. Wohl aber hat die leidenschaftliche Opposition den ganzen Fall allmählich zu einer höchst ungebührlichen Bedeutung hinaufgeschraubt. Jetzt stehen die Dinge wirklich so, daß der Sieg der Anhänger eines Heine-Denkmales im Interesse einer einseitigen Partei- und Geistesrichtung ausgelegt und ausgebeutet werden kann.

Wenn dereinst die Einweihung des geplanten Hamburger Monuments sich zu einer unerwünscht großen und geräuschvollen Rundgebung gestalten sollte, darf sich Adolf Bartels im stillen sagen, daß er zu diesem Triumph seiner Gegner durch sein Heinebuch (Heinrich Heine. Auch ein Denkmal. Von Adolf Bartels. Dresden und Leipzig 1906. C. U. Kochs Verlagsbuchhandlung [S. Ehlers]. 375 S. M. 3.—) nach Kräften beigetragen hat. Denn ihre Anstrengungen werden sich nun verdoppeln, und der vornehmer gefinnte Teil von Bartels' Parteigängern wird sich vorsichtig von ihm zurückziehen. Was er da geschrieben hat, ist ein antisemitisches Pamphlet, das fast Seite für Seite den guten Geschmack beleidigt und die gute Sitte verlegt. Besonders seltsam nimmt sich dabei seine Versicherung (auf S. 162) aus, daß ihm alle vulgär-antisemitische Judenverspottung ein Grauel sei. Von Friedrich Wisker hat einmal jemand bewundernd gesagt (Ausgewählte Briefe von D. Fr. Strauß,

(S. 203), daß so wie er doch keiner schimpfen könne. Der Mann hat Adolf Bartels nicht gekannt! Dabei regt sich Bartels fortgesetzt über Heines Schimpferei auf. Nun, in diesem Punkt ist er ihm ebenbürtig, nur daß er nicht mit dem Florett sichts, sondern mit der Keule loshaut.

Ich habe mit Bedacht vorhin Bishers Geist beschworen. Er und Bartels ähneln einander als kraftvolle Kampfnaturen. Aber zwischen der Weite und Freiheit des Bisherschen Horizonts und Bartels' bewußter Einseitigkeit gähnt eine tiefe Kluft. An Bartels' Ehrlichkeit und Besinnungstüchtigkeit ist kein Zweifel erlaubt, und seine Gegner täuschen sich sehr, wenn sie meinen, ihn mit dem üblichen Kritikerwis abtun zu können. Für ihn existiert die Kunst nicht um der Kunst, sondern um der Nation willen. Darum betrachtet und wertet er auch die ganze Literatur, ähnlich wie vor ihm Wilmar, vom Standpunkt des entschiedenen Deutschen. Diese Auffassung hat ihre volle Berechtigung. Um so mehr muß man Bartels' Maßlosigkeiten und Übertreibungen bedauern.

Seine ist für ihn der typische Jude, und damit soll alles erklärt werden. „In seiner Jugend war er der spöttelnde Judenjüngling, vielleicht ein wenig feiner und absonderlicher als der Durchschnitt, aber im Kern von ihm nicht unterschieden, dann ward er der satte Bourgeois, der über Weltbefreiung schmußt, aber vor allem an die Befriedigung seiner nicht allzu edlen Bedürfnisse denkt, und zum Schluß haben wir den heruntergekommenen Lebemann mit dem absoluten Skeptizismus und dem — Pardon! — bösen Maul! Da ist das Rätsel Heinrich Heines gelöst“ (S. 361). Und ein andermal heißt es: „Seine lebt, man mag sagen, was man will, heute nur noch künstlich, nur dadurch, daß ihn seine Rasse hält und ihn dem deutschen Volke immer wieder aufzuzwingen versucht“ (S. 369).

Bartels hat sich redliche Mühe gegeben, seine Ansichten eingehend zu begründen. Im ersten Teil seziiert er Heines Leben und rückt dabei manches in überraschend scharfe Beleuchtung. Wer es nicht schon vorher wußte, lernt allerdings daraus, daß es sich bei Heine um moralische Defekte, nicht bloß um Schwächen handelt. Aber dann verfällt Bartels in seine übertreibende Methode und dreht dem Verhassten aus allem, was er tut und läßt, einen Strick. Daß er für die Süßigkeiten der Jostyschen Konditorei in Berlin schwärmte, wird mit dem Zusatz „hier kommt auch der Jude durch“ angetreidet (S. 117), und sogar das wird vorwurfsvoll bemerkt, daß er nichts weniger als ein Zecher gewesen sei (S. 24). Bartels scheint noch auf dem Standpunkt zu stehen, daß man, um ein echter Deutscher zu sein, sich von Sauertraut und Schweinernem nähren und immer noch eins trinken müsse. Schließlich wird eine so schwere Natur wie die Bartels' im gesicherten Besitz ihres einheitlichen Lebenszentrums einen Stimmungs- und Augenblicksmenschen von Heines Art überhaupt nie ganz verstehen.

Der zweite Teil des Buchs, „Seine der Dichter und Macher seines Ruhms“ betitelt, ist sehr kompendiös ausgefallen. Die Zergliederung der literarischen Leistungen Heines wird mit souveräner Beherrschung des einschlägigen gedruckten Materials und großem ästhetischen Scharfsinn vorgenommen. Aber die Beweisführung von Heines poetischer Richtigkeit wirkt doch nicht überzeugend, weil Bartels seinen leidenschaftlichen Haß nirgends zu unterdrücken vermocht hat. Wenn er Heine einmal eine Konzeßion gemacht hat, so bereut er sie rasch wieder und nimmt sie nach ein paar Seiten zurück. Was er von Heines Unselbständigkeit und Ausschlagen anderer Dichter sagt,

grenzt schon an Plagiattriecherei. Einen solchen Maßstab vermöchte schwerlich irgend ein Lyriker auszuhalten.

Es ist nicht ganz leicht und auch nicht immer genußreich, sich durch das Bartelsche Buch durchzuarbeiten. Man muß Breiten, Wiederholungen in den Kauf nehmen, und die Einschachtelungen von Zitaten in die ohnehin langatmigen Perioden entwinden dem Leser die Fäden der Gedankenzusammenhänge. Schon die allzu spärlichen Absätze erschweren die Lektüre. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß das Werk in leidenschaftlicher Stimmung allzurash zu Papier gebracht worden ist. Andernfalls hätte Bartels es sich schwerlich nehmen lassen, seiner reichen Belesenheit und Literaturkenntnis durch Zurückgehen auf primäre Quellen eine weitere Stütze zu verleihen. Wenn er beispielsweise (S. 15) vermutet, daß sich in den Göttinger Universitätsakten die Beweise für eine schwere Anschulldigung gegen Heine auffinden lassen, hätte er doch wohl die Verpflichtung gehabt, diese Akten einzusehen. Von welcher Seite man immer das Bartelsche Heine-Buch betrachten mag: es gereicht dem Verfasser nicht zum Ruhme. Ich bin schwerlich der einzige, der tief bedauert, daß ein Mann, der wahrlich kein schlechter ist, durch eine solche Verirrung sein Ansehen vielleicht dauernd geschädigt hat.

Rudolf Krauß



## Das lecke Blumenboot

Dem farbentiefen, dunkelglühenden Reigen wild-verworrener Seelenschicksale, den Ricarda Such in ihrem Buch aus der Triumphgasse im Rahmen des antiken Marmorbogens vorbeiziehen ließ, gab eine Vision bedeutungsvollen Abschluß: die Vision des bacchantischen Lebensfestes auf dem ins Meer gestoßenen Floß, mit Gesang, Fackelschein und Kränzen . . . unendlich wogt die Melodie des Rausches, die Luft wirbelt, und im Saumel stürzt so mancher vom Rand ins Wasser und ertrinkt, niemand durfte das beachten, niemand durfte helfen, kein Ton des Jammers soll das Fest stören, schmetternd und jauchzend gleitet das Schiff weiter . . . Der aber, vor dem diese Vision aufsteigt, ein sinnenfroher Genießer, erschaubert, er sieht die Augen der Ertrunkenen, er sieht die Leichen, die wie Schwärme von Fischen dem Fahrzeug folgen, er fühlt die Bitterkeit der Lust, und schaut in diesem Augenblick wie der alte Sänger die Rehrseite der „Frau Welt“ mit Moder und Fäulnis.

Und er windet sich aus den Armen der Freude los und sagt zu seiner Geliebten: „Du siehst mich an, und die Melodie des Glücks, die mich hundertmal in deine Arme gelockt hat, atmet von deinen Lippen. Aber hörch, es ist ein anderer Ton laut geworden und ich muß mich über den Rand des Schiffes beugen, um dem Chor der Untergegangenen zu lauschen, die das Tränenlied ihres Schicksal singen . . .“

Dies symbolische Bild von der Genußgaleere, die über einem Meer von Leichen in den Tod treibt, erscheint zur Frage verzerrt in Sudermanns neuem Drama „Das Blumenboot“, das im Lessingtheater aufgeführt wurde. Es sollte hier auch gespiegelt werden, wie Menschen das Leben sich zum Schönheitsfest auf einem Glücksschiff mit Blütenzweigen und verschleiertem Licht

und wiegenden Rhythmen steigern wollen, und wie diese Fahrt schmählich Schiffbruch leidet und der mahnende Ruf der Wirklichkeit vom Gaukelspiel zum Ernst lockt.

Um diese Pole darzustellen, den holden Lebensstrug und das Erwachen daraus zu strengerer, wirksamer Lebensführung durch die Erkenntnis des Leids und der Schlangen unter den Rosen, wählt sich Sudermann zwei Mittel von kompromittierender Schiefheit. Die Genußfreude in Schönheit, die Blumenboot-Weltanschauung meint er, aber was er malt, ist die plumpste und dabei trivialste Gemeinheit. Und die Läuterung und Umkehr von Laumel- und Irrewegen will er verkünden, und was er zeigt, ist nur ein feiges, lüfternes Weiblein, das durch eine Katastrophe, durch ein warnendes Beispiel einen tüchtigen Augenblicksschrecken bekommt und für eine Weile vom Spielen mit dem Feuer genug hat. Eine seelische Umwandlung soll sich vollziehen, heraus kommt aber nichts weiter als ein mäßiger Nervenschot.

Es enthüllt sich hier die peinliche Unwahrhaftigkeit, in der Sudermann zu seinen eigenen Geschöpfen steht.

Er schminkt sie künstlich auf. Er kann ihnen aber kein organisches, innerlich zusammenhangvolles Wesen geben. Er läßt, meist im Anfang, durch sie selbst, in einem wohlgesetzten Sprüchlein, mitteilen, was sie für einen Typus darstellen sollen. Dann aber stattet er sie nur noch von Moment zu Moment, von Fall zu Fall, und lediglich nach dem Effektbedürfnis der Theaterituationen aus, ohne überzeugend die Notwendigkeit aus dem Charakter deutlich zu machen.

Im Gegenteil, das Annotwendige wird hier meist Ereignis, nur damit die mühsam konstruierte Handlung sich weiter schleppt.

Ein Schauspiel voll unfreiwillig ironischen Wises begibt sich so, wenn der Dramatiker emphatisch Absichten verkündet, und wenn er dann, ohne daß er es merkt, seine Personen so agieren und reden läßt, daß sie diese Absicht und die ihnen angehängte Typusmarke Lügen strafen.

Sudermann ist in diesem Drama von den Frauen, die er früher in Sodoms Ende schilderte, auf die à la mode-Figur des innerlich verdorbenen, phantastie-vergifteten jungen Mädchens aus guter Familie gekommen. Marcel Prevost hat diese Gestalt in die Literatur eingeführt. In den Demi-vierges und vor allem in der Cousine Laura ist das Urbild der Sudermannschen Thea von Erfflingen zu finden. Dieser Typ — seine Urahnin war die jetzt wieder so berühmt gewordene Salome — ist im Sinne der Familienliteratur eine „unsympathische Erscheinung“, für den Psychologen jedoch zweifellos ein interessantes Phänomen. Übel ist es aber bestellt, wenn sich die Sensationsautoren an das Thema machen. Bezeichnend genug, daß Philippi, der große Kolportage-Feuerwerker, sich für seine Kellameschaubude auch dieser „Attraktion“ verschert hat. In seinem letzten Stück „Der Helfer“ produziert sich auch eine Zwillingsschwester der Thea.

Man muß nun beobachten, wie Sudermann von Anfang an in der Charakteristik entgleist.

Die Voraussetzung der Theafigur ist: Erziehung durch eine genußsüchtige, tolette Mutter, die, aus reichem Kaufmannshaus, adlig geheiratet hat und ihre Kinder zu einem Leben in Kunst, Freiheit und Schönheit führen will. Sudermann nimmt diese Mutter mit ihren mißverstandenen Nietzsche-Persönlichkeitsphrasen nicht etwa ironisch, er hat eher eine stille Schwäche für sie, und mit Bedauern geht er daran, nun auszuführen, daß diese Erziehung gefährliche und verhängnisvolle Folgen trägt.

Er kennt in seiner Beleuchtung keine halben Töne, nicht die schillernden Übergangsspiele eines wirklichen Wesens, und so läßt er gleich bei ihrem ersten Auftreten Thea sich eindeutig, direkt, in einem Herrenabend-Sargon ausdrücken; er zeichnet sie nicht, er brandmarkt sie. Und er trägt nicht nur die Farben so dick auf, daß statt der Physiognomie eine unmögliche Grimasse entsteht, er versteht sich, ohne es zu merken, gegen seine eigenen Voraussetzungen. Die Thea muß, um das Publikum von der Verborbeneheit ihrer Seele zu überzeugen, Dinge reden, die in diesen Situationen eine Verborbene, Berechnende und auf die Formen „korrekt“ Erzogene am wenigsten sagen würde. Die echte Demi-vierge ist natürlich äußerlich durchaus *comme il faut*. Darin liegt ja gerade ihr Mischungsraffinement. Sudermann aber sieht das — es ist fast rührend — nur recht primitiv an.

Und in solcher dickgestrichenen und dabei immer unecht, effekt-absichtlich wirkenden Manier geht's weiter.

Thea hat jest, da der Weg zu den Blumenbooten, wie sie von ihrer Mutter sah, „quer durch die Ehe geht,“ ihren Vetter Fred geheiratet, und zwar unter Zusicherung voller gegenseitiger Freiheit.

Und die beiden Blumenbootspassanten finden keine bessere Gelegenheit, „Schönheit, Licht, Musik, Persönlichkeitskultur“ zu genießen, als daß sie noch am Hochzeitsabend eine Kabarettspelunte aufsuchen. Das geschieht natürlich hauptsächlich darum, weil der Kabarettunfug in der Zeit, da das Stück geschrieben wurde, Trumpf war, und das Intermezzo einen Bühnentruffeffekt versprach.

Die Absicht ist deutlich, wenn sie nur wenigstens gelungen wäre. Doch die Schilderung hat kein Fluidum. Es müßten hier moderne Plakate in ihrem Linien- und Flächenwitz lebendig gemacht sein. Aber statt dessen erscheinen abgegriffene Schmierentomödianten aus dem ältesten Theaterinventar, dazu der typische verbummelte Literat, der die Geistesreichigkeit besorgen muß, und — bewährte Mittel soll man nicht verschmähen — der melancholische Clown mit der alten Bühnen-Bajazzo-Sentimentalität.

Hier fängt nun Sudermann auch schon an, die Läuterung und Gewissensbearbeitung vorzubereiten. Und natürlich — Gegenfäße sind immer dankbar — muß es gerade der Clown sein, der Thea plötzlich in einer „Nimm dir ein Beispiel dran“-Geschichte die Wahrheit sagt und ihr vorhält, daß sie sich gemein macht.

Darauf bekommt Thea als Aktabschluß einen hysterischen Weinkrampf. Noch viel schiefere und unmöglicher wirkt, wie Sudermann die nächste Station seiner moralischen Bildungsanstalt zuwege bringt, wie er Thea den „zweiten Peitschenhieb“ beibringt. Daß sie den „Peitschenhieb“ bekommt, ist für den Fortgang des Stückes die Hauptsache, sie muß ihn kriegen. Sudermann provoziert ihn also. Er läßt Thea, die nun endlich ihr Blumenboot-Abenteuer haben will, zu einem Werber sagen, der ihr seine Leidenschaft und seine Verehrtheit, alles für sie zu opfern erklärt, daß sie freilich nicht mit ihm durchgehen wolle, aber sie will sich, dankbar für den Genuß, den ihr diese Selbstausslieferung eines Mannes bereitet, „auch nicht lumpen lassen“, und wenn er einmal Sehnsucht habe, dann . . . und verheißungsvoll schweigt sie.

Auf diese geschmackvoll deutliche Aufforderung zum Tanz wendet sich der verliebte Ritter merklich abgekühlt und verläßt sie zur selbigen Stunde.

Thea hat nun den zweiten Peitschenhieb. Diese Pointe der Szene kommt aber nur durch das in der Charakteristik unlautere und fälschende Mittel heraus,

daß Sudermann seine Thea, die doch nach der ganzen Voraussetzung dieses Blumenbootsthemas Verführungskunst und verruchten Sündenreiz haben mußte, in einer entscheidenden Situation sich wie ein plump-brutales und dabei idiotisches Wirtelfrauenzimmer benehmen läßt.

Das ist alles künstlerisch so unreinlich, von der andern Unsauberkeit zu schweigen, daß diese dramatische Anzucht nicht zum Kritiker, sondern in die Korrekptionsanstalt für Verwahrloste geschickt werden mußte. Am fatalsten wird es aber doch, wenn über dieser Welt durch Sudermanns Fügung die Jugend dämmert.

Die Umwandlung vollzieht sich selbstverständlich nicht in einem zum Ausdruck gebrachten inneren Gefühlsprozeß, sondern sie tritt ein, vielmehr sie bricht herein unter dem Blitz und Donner einer Katastrophe.

Ein warnendes Beispiel begibt sich: Theas Schwester Rafaela, die — man erkennt die billige Kontrastcharakteristik — in dieser Drohnwelt mit einem Mann der ernsten Arbeit (bekannte Marke: rauhe Schale, goldner Kern) verheiratet ist, hat sich durch Thea, eigentlich aber durch Sudermann, nicht gerade überzeugend, in ein Abenteuer hineinziehen lassen. Sie wird von ihrem Mann bei dem Blumenboot-Rendezvous mit dem afrikanischen Löwenjäger — ein bißchen Exotik und Raubtiergeruch ist gar zu schön — überrascht und der Liebhaber wird vom Gatten proletarisch und schlicht und gar nicht „in Schönheit“ mit dem Bootshaken erschlagen.

Solchen energischen, durchschlagenden Belehrungen widersteht niemand. Thea fährt der Schreck gehörig in die Knochen. Sie klammert sich schlotternd an ihren Mann und ist sehr einverstanden mit der Absage an die Blumenboottheorie.

Diese Situation in ihren Zusammenhängen, in dieser ursächlichen Verknüpfung, als eine tiefinnerliche Läuterung anzunehmen, mutet uns Sudermann zu. Er stellt sich segnend hinter das Paar, das sich dem Publikum als bestens gereinigt empfiehlt; es fehlt nur noch das bengalisch beleuchtete Wort: „Laboremus!“

Wir aber können nur über den lächeln, der ein Dichter sein will und seine eigenen Personen so wenig kennt, daß er ihre Worte für bare Münze nimmt, daß er nicht die unfreiwilligen Ironien seiner Situationen merkt, daß er denkt, er offenbart ein geläutertes Herz, und dabei nur eine kleine Miserebele zeigt, die Furcht hat, aber keine Besserung.

Sudermann spottet seiner selbst und weiß nicht wie.

Er hatte zwei Möglichkeiten bei seinem Thema. Entweder hätte er, ähnlich wie in der Suchschen Triumphgasse, das Aufsteigen der Todes- und Vernichtungsschatten über dem Lustschiff, den Aschermittwoch nach dem Karneval behandeln können, oder er hätte die bitter-ironische Wendung nehmen können, die Ibsen in der Hedda Gabler als Motiv wählte, daß Menschen in ihren Vorstellungen nach ästhetischen Werten und Schönheiten verlangen, und daß sich auf alles, was sie dann in Wirklichkeit tun müssen, „wie ein Fluch das Lächerliche und Gemeine“ legt.

Sudermann bringt beide Anschauungen durcheinander und zwar gerade so verkehrt, daß er die für das ironische Spiel wirksamen Figuren für positive Zwecke verwendet.

So erlebt man nicht nur den Bankerott eines Schriftstellers, sondern auch den Bankerott eines Marionettendirektors, der früher bei der durch-

sichtigen Drahtzieherei wenigstens den zweckgeeigneten Fingersatz anwandte, aber jetzt nicht einmal mehr mit seinem groben und primitiven Handwerkzeug umzugehen weiß.

Das eigentlich Fesselnde an der dramatischen Charakteristik ist gegenüber der direkten unkünstlerischen Selbstverkündigung der Personen („ich bin nämlich folgender Mensch“) die Kunst, indirekt verschiedenfältige Spiegelung zusammengesetzter Naturen zu geben, sie durch wechselnde Situationen zu Reaktionen zu veranlassen, die für ihr Wesen aufschlußreich werden, und besonderer Beobachtungsreiz ist es, wenn wir durch die Worte der Menschen hindurch ihr Wesen, das oft, ohne daß sie es merken, in Widerspruch zu den Worten steht, sich verraten sehen.

Diese „geheimen Fronten der Charakteristik“, wie August Wilhelm Schlegel von Shakespeares Menschendurchleuchtung sagte, diese Facettierung bei der Spiegelung einer Person, die natürlich dazu von ihrem Herrn und Meister durch und durch erkannt sein muß, unerbittlich, unbefochen, sucht man bei Sudermann vergebens. So kann er weder wahrhafte Erschütterungen geben, noch Lebenserkenntnisse.

Erkenntnisse, selbst im Schwanke, mephistophelische Weistümer empfängt man dafür bei Bernard Shaw, dessen Burleske voll tieferer Bedeutung „Man kann nie wissen“ im Kleinen Theater aufgeführt wurde.

Shaws an der Lebensbeobachtung genährte Vorstellung spiegelt hier Figuren, die fest an ihre eigenen Meinungen und Vorstellungen glauben. Sie sind tief überzeugt von der unumstößlichen Richtigkeit des Bildes, das sie sich von sich selbst gemacht haben, und worin eine gefällige Fügung sie bis jetzt nicht widerlegt hatte.

Shaw bringt nun die Figuren in ein Fegfeuer von Situationen und Lebensbeziehungen, das ihnen die nur äußerlich umgehängten Ideedrapierungen wie Sunder abfengt und sie in ihrer Menschlichkeit entblößt.

Er zeigt z. B. die Frauenrechtlerin, die stets ihr Programm der freien Selbstbestimmung und das Recht auf Persönlichkeit im Munde führt, die eine neue individuelle Erziehungsmethode verkündet und stark an sich und ihr „System“ glaubt, und die dabei ihren eigenen Kindern völlig ahnungslos gegenübersteht.

Moralische Selbsttäuschung und Selbstblindheit wird hier in einer geistreich-ironischen Technik dargestellt. Die Figuren verraten unwillkürlich ihre inneren Widersprüche, ohne daß sie, durch ihre Brille geschüßt, es selbst bemerken. Das wird für den Zuschauer eine überlegene Belustigung des Verstandes und des Witzes.

Ironisch-skeptische Erkenntnis treibt hier ein boshaftes Fangballspiel mit den Konventionsmeinungen, den scheinbar so sicheren Übereinkünften, den positiven „klipp und klaren“ Behauptungen, den konstruierten Entweder—Oders, und sie zeigt, daß Menschen und Dinge mehrere Seiten haben, und daß sich das Leben nicht nach dem Schema richtet: „Man kann nie wissen . . .“

Ein moderner Narrenspiegel ist die Bühne Shaws, auf der Posen und Einbildungen ihre Blöße zeigen.

Und das Mittel, das Shaw mobil macht, ist nicht die äußere Komik der Lücke des Objekts, es sind vielmehr die in jedem verborgenen, oft ungeahnten Lücken des Subjekts: Triebe, Affekte, Schwächen, natürliche Anfechtungen, die aufgestört werden und zum Schrecken des armen Geschöpfes seine so schöne und scheinbar so zuverlässige Harmonie über den Haufen werfen.

Wie das in Vorgang und in Handlung umgesetzt wird, das hat etwas vom Marionettentheater, etwas von der witzigen Stillfierung moderner Zeichner, an Balloton oder Th. Th. Seine kann man denken, und das ist bewußte künstlerische Absicht.

Und in diesen Mannequins, die des Wises liebe Kinder sind und der Göttin Wahrheit untertan, wenn auch nur als die Kleinsten der Ihren, steckt mehr Lebenssinn, als in den mit Menschentum hochstapelnden Papier-Wechselbälgen Sudermanns.

Felix Poppenberg



## Zum Gedächtnis

Max Eyth

Ein Vierteljahr nach der Feier seines 70. Geburtstages, durch die mancher auf den abseits lebenden Schriftsteller aufmerksam gemacht worden war, ist Max Eyth (geb. 6. Mai 1836 zu Kirchheim u. T.) gestorben. Als echter Schwabe ist er in der Heimat gestorben, wo er — auf dem Michelsberg bei Ulm — seinen Wohnsitz gesucht, nachdem er Jahrzehnte hindurch in der Welt draußen für fremde Dienste deutsche Kraft eingesetzt hatte. Denn als Eyth, der zur Überraschung seiner Umgebung den väterlichen, Theologie und philologischen Lehramt einigenden, Beruf von vornherein abgelehnt hatte, mit seinen technischen Studien zu Ende war, lockte es den deutschen Ingenieur nach den größeren Verhältnissen des Auslands. In der englischen Maschinenfabrik von Fowler in Leeds fand er 1861 Stellung, und schon zwei Jahre später wurde er mit der Aufgabe betraut, den Dampfpflug in Agypten und Indien in Betrieb zu setzen. Er blieb im Lande der Pharaonen, wo ihn der aufgeklärte Prinz Samu Pascha als Chefingenieur gewann, um seine vielfachen Pläne für Bodenkultur in die Tat umzusetzen. Nach drei Jahren unterbrachen politische Krisen diese erspriessliche Tätigkeit, und Eyth trat wieder in die Dienste der Fowlerschen Fabrik, in denen er bis 1882 verblieb. Dann kam er nach Deutschland zurück, um sich „zur Ruhe zu setzen“; das heißt für die echte Arbeitsnatur, um jetzt noch frei etliches zu arbeiten, was ihm besonders am Herzen lag. Aus bäuerlicher Umgebung war er hervorgegangen, und die Einführung des Dampfpflugs, in dem seine Fabrik ihre beste Leistungen gab, hatte ihn immer wieder mit der Landwirtschaft in Verbindung gebracht. Die Notwendigkeit der Umwandlung ihres Betriebs, des Wandels des sozialen Rahmens war ihm klar geworden. So gründete er nach englischem Vorbilde die deutsche Landwirtschaftsgesellschaft, an deren Spitze er bis vor zehn Jahren verblieb. Da konnte er das prächtig gediehene Werk ruhig andern Händen anvertrauen und den Rest seiner Jahre der schriftstellerischen Muße weihen.

Die Muse hatte das Schwabenkind ja früh gelockt. Und zunächst war es auch das Land der Romantik, in das sie ihn verlockte (das Epos „Volkmar“, die Erzählung „Mönch und Landsknecht“). Aber das Leben gab ihm Eigenartiges und Besseres. Sein Beruf führte ihn an Stätten, die mit poetischem



Erleben so getränkt sind, daß nicht leicht eine Phantasie dieser Wirkung zu widerstehen vermag. Stätten waren es ältester Kultur, die bei jedem Schritte Spuren eines alten, ganz anderen Lebens verrieten. Jetzt waren sie zerfallen; eine neue Blüte erhofften sie von den Erfindungen der neuesten Kultur, die scheinbar aus ganz andern Grundlagen ihre Nahrung gewann, als jene alte. Eine nachdenkliche Natur, wie sie dieser echte Schwabe immer gewesen, vermochte diesem Zauber des Ineinanderergreifens von Vergangenheit und Gegenwart nicht lange zu widerstehen.

Aber darüber hinaus hatte er noch ein anderes entdeckt. Auch ihm offenbarte es sich, daß alles Leben voller Poesie ist, sobald es sich zu innerem Erleben steigern läßt. So ward ihm die Erkenntnis des künstlerischen Lebenswertes der Technik. Mit dieser inneren Erkenntnis trat auch ein anderes Anschauen des technischen Berufs von außen ein. Eyth lernte sein Schaffen als Rad im Getriebe der Gesamtwelt erfassen. Von diesen Erfahrungen und Stimmungen künden seine Bücher, und zwar in der Art, wie ihm selber die Erkenntnis ward, nämlich in Verbindung mit den Eindrücken und Erlebnissen seiner weiten Wanderfahrten. „Das Wanderbuch eines Ingenieurs“ (1879/84), „Sinter Pflug und Schraubstock“ (1899), „Der Kampf um die Cheopspyramide“ (1902) und „Im Strom unserer Zeit“ (1904) sind die Titel der meist nur lose komponierten, aber innerlich einheitlichen Bücher. Die Klarheit der Anschauung, die Sicherheit der Sprache machen sie trefflich geeignet, auch im Fernerstehenden ein wärmeres Empfinden und tieferes Verständnis für die Großmacht Technik zu erwecken.

## Wolfgang Kirchbach

Wolfgang Kirchbach (geb. 18. September 1857 in London), der am 8. September noch nicht fünfzigjährig gestorben ist, gehörte zu den eigenartigsten Erscheinungen der jüngeren deutschen Literatur. Nicht durch seine Werke, die sich kaum lange werden behaupten können, aber durch sein Schaffen und Wollen offenbart er vielleicht schärfer als ein anderer die psychologischen Untergründe unserer neuen Literaturentwicklung. Zunächst zeigt Kirchbachs innere Naturanlage die Widersprüche, in die Kopf und Herz gerade in unserer Zeit sich verwickelt sehen. Scharfgeistiger Verstand und leidenschaftliches Empfinden, scharfsichtige Wirklichkeitsbeobachtung und schwärmende Phantasie — wie Wasser und Feuer können sich die verschiedenen Elemente nicht mischen. Kirchbach, dessen grundehrliche Natur von einer Übertreibung nichts wissen wollte, hat diese Gegensätze in keinem seiner Werke zu verdecken vermocht. Aber auch die Gegensätze, in die nationales und soziales Empfinden gerade bei jenen, die 1870 mit starker Anteilnahme erlebt hatten, leicht geriet, offenbaren sich bei ihm. Endlich das schwere religiöse Ringen unserer Tage. Hat doch auch Kirchbach versucht, sich „wissenschaftlich“ sein Christentum zu retten („Was lehrte Jesus?“) — Ihn kennen zu lernen, wird man am besten seine erzählenden Schriften lesen: „Die Kinder des Reichs“, „Der Weltfahrer“, „Das Leben auf der Walze“, „Salvadore Rosa“. Im letzten Jahre sind noch erschienen „Der Leiermann von Berlin“, wo man über Berliner Kleinleben viel Unterhaltsames erfährt, und „Deutsche Heimgeschichten“, die des Dichters warme Anteilnahme an allen sozialen Problemen bekunden.

## Hans Nikolaus Krauß.

Noch jünger als Wolfgang Kirchbach ist der Egerländer Hans Nikolaus Krauß gestorben, denn von seinem Geburtstag, dem 26. Juli 1861, bis zu seinem Tode sind knapp 45 Jahre vergangen. Ein stiller Dichter ist mit ihm dahingegangen, ein Mann, der nur nach der mühseligen Berufsarbeit des modernen Feuilletonredakteurs sich die Stunden zum dichterischen Schaffen abrang. Denn seltsam, dieser Sohn des Egerlandes lebte und wirkte seit Jahren in Berlin, wo er im wenig poetischen Stadtteil des Nordens eine bescheidene Junggesellenwohnung innehatte. Germanistische und philosophische Studien waren seiner redaktionellen Tätigkeit vorangegangen, mit der er in den letzten zehn Jahren das Feuilleton des „Vorwärts“ ohne politische Nebenabsichten in echt künstlerischem Geiste leitete. Der Name Krauß wird in der Literaturgeschichte fortleben als der eines der besten Vertreter der Heimatkunst, und seine Romantrilogie „Heimat“, die aus den Teilen „Lene“, „Der Förster von Konradsreuth“ und „Die Stadt“ besteht, dürfte sich lange in der lebendigen Gunst der Leserschaft behaupten. Denn hier vereint sich treueste, aber völlig unaufdringliche Schilderung des Volkes mit der Darstellung von Lebensschicksalen, die in ihrer Einfachheit doppelt zu ergreifen vermögen, weil der Dichter in die Tiefe schürfte und die Unterströmungen menschlichen Handelns darzulegen wußte. So ist dieser Mann, der im hastigen Leben der Großstadt die stillen Geschichten aus den Wäldern seiner fernen Heimat schuf, ein beredtes Zeugnis für jene Auffassung von der Heimatkunst, die Eimm Kröger vor einiger Zeit verkündete. Ich will die bezeichnendsten Stellen aus den Ausführungen des geschätzten holsteinischen Novellisten hierher setzen. Sie klingen, als seien sie auf Nikolaus Krauß geschrieben:

„Es scheint auffällig, aber im Grunde ist nichts natürlicher als das. Es entstehen Heimatdichter, weil ein Gott ihnen gab zu sagen, was sie leiden. Was man sicher im Besitze hat, das besingt man nicht, sondern man besingt nur das, was man verloren hat oder zu verlieren in Gefahr ist. Für seine Person kann ein Dichter das verloren haben, was für die Allgemeinheit von keinem Verlust bedroht ist. Und wenn dann bei ihm Poesie ausgelöst wird, so ist sein persönlicher Schmerz die Quelle. Aber wenn, wie das Bild der Gegenwart zeigt, sich ein allgemeiner Drang geltend macht, die Heimat und was mit ihr zusammenhängt, im Lied (gleichviel ob im eigentlichen Lied oder in einer anderen Dichtungsform) als Dichtung wieder erstehen zu lassen, dann deutet solche Erscheinung auf eine allgemein verbreitete Sehnsucht hin. Denn Dichtung entsteht aus Sehnsucht. Und weil der Heimatpoesie Sehnsucht zugrunde liegt, so klingt die Heimatdichtung bei einem großen Teil der Dichter in der Darstellung ihres ‚Jugendparadieses‘ (Broth sagt so), ihres Jugendlandes, aus. Bei dieser Gelegenheit sei eine Tatsache erwähnt, die meines Wissens ausdrücklich noch nicht festgestellt worden ist. Jugend- und Heimatdichter werden nach Vorstehendem meistens die, die selbst nicht mehr im Jugendlande, meistens auch nicht mehr in der engsten Heimat leben. Wann und in welcher Altersphase sie zum Dichten kommen, das wird von der Zeit und von den Umständen abhängen, an deren Hand sie das Leben, sie die Straße ‚sachte führt‘. Aber sie werden meistens aus ihrer Jugend erzählen. Ob sie die Ichform anwenden oder eine dritte Person einführen, fällt dabei nicht sehr ins Gewicht. Die Heimatsdichtung wird daher häufig keine Gegenwartsbilder,

sondern Bilder einer mehr oder weniger weit zurückliegenden Vergangenheit geben. —“

## Giacosa

Am 2. September ist der bedeutendste der italienischen Dramatiker der Gegenwart in seinem Geburtsort Parella im Piemontesischen gestorben. Der bedeutendste italienische Dramatiker, trotz d'Annunzio, weil für Giacosa die Bühne Notwendigkeit war, weil er sich in seinem ganzen Schaffen den inneren Lebensbedingungen des Theaters fügte, während d'Annunzios theatralische Arbeiten eigentlich samt und sonders Buchdramatik sind, der selbst die hingebungsvolle Kunst Eleonora Duses Leben nicht einflößen kann. Freilich ein wirklich Großer ist auch Giacosa nicht gewesen. Aber Italien hat kaum einen Dramatiker aufzuweisen, der in so liebenswürdiger Form so geistreich zu plaudern versteht wie Giacosa und doch dabei ein tiefes Empfinden niemals verleugnet. Der am 21. Oktober 1847 geborene Dichter hatte erst Jura studiert, bevor er sich der Bühne zuwandte, auf der er 1873 mit seiner „Schachpartie“ den ersten Erfolg gewann. Ich glaube, daß Alfred de Musset ihn am stärksten beeinflusst hat, denn eine große Zahl zumal der kleineren Lustspiele Giacosas könnte man unter die „Proverbes“ einreihen, wie sie der Franzose in die Literatur eingeführt hat. Auch das Charakterlustspiel Molières hat ihm wohl manche Anregungen gegeben, daneben dann eine etwas weich empfindende Romantik, die an den Sagen und Legenden des Mittelalters Gefallen fand. Das Versdrama „Il conte Rosso“ (Deutsch in Reclams Universalbibliothek) bedeutet den Höhepunkt nach dieser Richtung. Danach gab er in Prosadramen mehr modernen Stimmungen Gehör und wandte sich sozialen und psychologischen Problemen zu. Seine „Tristi amori“ (Freudlose Liebe) „Diritti del anima“ (Rechte der Seele) und „Come le foglie“ (Wie die Blätter) waren des Dichters Bestes, indem hier sein tiefes Mitgefühl mit den stillen Leiden der Seele einen wunderbar weichen und aufbringlichen Ausdruck fand. Jedenfalls hat die allerdings seit langen Jahrzehnten dürftige italienische Dramatik keinen feineren Verkünder des heutigen Innenlebens aufzuweisen, als Giacosa. In diesem Sinne wird ihm die Geschichte der Weltliteratur einen dauernden Platz anweisen müssen. Es wäre übrigens zu wünschen, daß des Dichters Tod einen unserer sonst so geschäftigen Übersetzer veranlaßte, die „Novelle e paesi Valdostani“ ins Deutsche zu übertragen, denn die hier gegebene Schilderung des Val d'Aosta ist vielleicht das Beste, das dichterisch Stärkste, was dieser Italiener geschaffen hat.

## Abelaide Riffori

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß Italien, das für die dramatische Literatur der Neuzeit so wenig zu bedeuten hat, so viele hervorragende Schauspieler hervorbrachte. Neben den mehr virtuosenhaften Männern Rossi, Zacconi, Novelli glänzen vor allem zwei Frauen: Abelaide Riffori und Eleonora Duse, die beide ihre Sonderstellung der Verbindung höchster Schönheit mit tiefster Innerlichkeit verdanken. Die Riffori ist wohl seit einem Menschenalter nicht auf der Bühne mehr aufgetreten, die Zeit ihres höchsten Ruhmes liegt fünfzig Jahre zurück, und selbst das liebenswürdige, eine reiche Frauenseele spiegelnde Buch „Ricordi e studi artistici“, in dem sie uns den reichen Schatz ihrer

Erinnerungen und Erfahrungen öffnete, liegt schon zwanzig Jahre zurück. Dennoch war sie nicht vergessen, und als jetzt am 9. Oktober der Tod die 84 jährige hinraffte, war es uns, als werde der Schauspielkunst ein lebendiger Wert entzissen. Der Name Ristori bedeutet eben ein Programm, eine Anschauung der Aufgabe des Schauspielens, und es ist bezeichnend, daß die bedeutenderen Dramaturgen ihrer Zeit sie fast immer im Vergleich mit der Rachel ansahen. Weniger angebracht scheint es mir, wenn man nun dabei Genie und Talent gegenüberstellt, wobei die Bezeichnung der Genialität der Rachel gewidmet wird (so von Frenzel und Röttscher). Zweifellos ist die letztere moderner und hinreichender, weil sie rückhaltloser war. Die Ristori scheint mir aber die höhere Künstlerin gewesen zu sein, weil sie sich bewußt war, daß alle Schauspielkunst Kunst bleibt, eine stilistische Übertragung, Erhöhung des Lebens und nicht Kopie des Lebens. Der Ristori war oberstes Gesetz, ein geschlossenes, harmonisches Kunstwerk vor uns erstehen zu lassen. Bewegung wie Sprache sollten etwas Typisches, Dauerndes haben und hielten sich darum innerhalb der Grenzen maßvoller Harmonie. Das für den Augenblick Stärkere, Hinreichendere ist zweifellos jenes Emportreiben des Ausdrucks bis an die äußersten Grenzen der Leistungsfähigkeit, wie es die Rachel in den Höhepunkten ihrer Reproduktion gab, die nachhaltigere Wirkung ist aber sicherlich jener Kunst vorbehalten, die lesterdings auf einem noch stärkeren und tieferen Empfinden beruht, einem Empfinden aber, das sich meistert und bändigt. Wir Deutsche dürfen der Ristori auch deshalb so dankbar gedenken, weil sie in der germanischen Dramatik den Gipfel dichterischen Schaffens erkannte. Schiller und Shakespeare waren für sie der Höhepunkt. Um die Maria Stuart wirklich ganz im Geiste des Dichters erfassen zu können, hat sie auch die Mühen der Erlernung der deutschen Sprache nicht gescheut. Im Leben war sie eine edle Frau, mit der die hervorragendsten und vornehmsten Geister Italiens verkehren zu dürfen sich glücklich schätzten. St.



## Neue Bücher

Hans I'Arronge, „Vergangenheit“ (Berlin, Georg Stille, 3 Mt.).

Es wird für diesen Roman in den Bahnhofshandlungen eine aufdringliche Nektame gemacht, in der besonders der Ernst der Auffassung des Problems und seiner psychologischen Lösung betont wird. Nur aus diesem Grunde erfolgt hier die Erwähnung des Buches, denn seine Lektüre gehört zu den verlorenen Stunden. Der Sohn des alten Lustspiel- und Volksstückdichters hat, soweit dieses Buch es erkennen läßt, nur die Schwächen seines Vaters geerbt. Die Charakteristik der Gestalten ist willkürlich, die Handlung völlig konstruiert, und das ganze Leben ist Theatermacher. Die Sprache erhebt sich nirgendwo über ein durchschnittsmäßiges Zeitungsdeutsch.





## Von den Lebensbedingungen der deutschen Kunst im vergangenen Jahrhundert

Von

Dr. Karl Storr

Zu den folgenden Darlegungen gibt mir den Anlaß ein Hausbuch deutscher Kunst. Diesen Ehrentitel verdient ein Katalog; denn als solcher, freilich in einem sonst bei Katalogen unerhörten Prachtgewand tritt die vollwertigste Gabe vor uns, die die große Berliner Jahrhundertausstellung des verflossenen Jahres gezeitigt hat. „Die deutsche Jahrhundertausstellung Berlin 1906“ heißt der Titel des bei der Verlagsanstalt F. Bruckmann in München erschienenen Werkes. Der erste Band, dessen Preis mit 20 Mk. sehr niedrig gestellt ist, bringt nur die nach der Meinung der Ausstellungsleitung besten Bilder, wohl etwas mehr als 400 an der Zahl. Ein zweiter Band wird das Verzeichnis aller ausgestellten Bilder enthalten und dann wahrscheinlich in kleinerem Format die Abbildungen der hier nicht aufgenommenen Werke.

Beide Bände zusammen werden als wertvollstes Material dem Beurteiler der deutschen Kunst von 1775 bis 1875 unentbehrlich sein. Denn was hier fehlt — es sind große Lücken —, läßt sich leicht ergänzen, obwohl man dringend wünschen möchte, daß zunächst der Verein Berliner Künstler, der in seiner diesjährigen Großen Berliner Ausstellung auch einen Rückblick veranstaltete, in gleicher Weise die besten der dort vorgeführten Werke gezeigt hätte. Aber auch an anderen Orten hat man rückschauende Ausstellungen veranstaltet, und überall ist Wertvolles zutage gefördert worden. Wenn Bruckmann, wie in früheren Jahren, „Jahrbücher der Kunst“ veröffentlichte, so hätte er leicht diesmal auch die wertvollsten Ergebnisse dieser rückschauenden Ausstellungen beischließen können, und dann wäre dauernd das wichtigste und beste Material für einen Überblick über unsere deutsche Kunst oder wenigstens doch über unsere deutsche Malerei gegeben.

Einstweilen müssen wir mit dem Gebotenen vorliebnehmen, und gerade an dieser Stelle kommt es mir weniger auf den wissenschaftlichen Wert der

Veröffentlichung an als auf die Tatsache, daß dieser erste Band wirklich verdient, ein Hausbuch zu werden; denn er bietet eine außerordentliche Fülle des Schönen und ist geeignet, uns Deutschen ein freudig stolzes Gefühl für die Leistungen unserer Malerei in dem angegebenen Zeitraume zu schenken. Am allerliebsten wäre mir freilich, wenn dann der einleitende Text des Herrn Hugo von Eschudi fehlen würde. Ich unterschätze nicht die Verdienste, die der Direktor der Nationalgalerie sich um diese wichtigste offizielle Sammelstelle neuer deutscher Kunst erworben hat. Auch die schriftstellerischen Arbeiten des Gelehrten will ich nicht antasten. Aber Herr von Eschudi ist doch von großer Einseitigkeit, und zwar von jener, aus der heraus das richtige Gefühl für die deutsche Kunst niemals kommen kann. Denn seine Betrachtungsweise ist undeutsch eingestellt. Dagegen, daß er glühender Bewunderer der französischen Malerei ist, ist nichts einzuwenden; wohl aber muß unentwegt an der Erkenntnis festgehalten werden, daß die französische Kunst in ihrem Wesen von der deutschen verschieden ist, daß darum die deutsche Kunst nach einem ganz anderen Ziele streben muß, daß ihre Werte nimmermehr in jenen Eigenschaften beruhen können, die das Beste der französischen Malerei ausmachen.

Es hieße hier an die Fundamente des ganzen Riesengebäudes künstlerischer Auffassung vordringen, wollte ich dieses Problem in allen seinen mannigfaltigen Äußerungen beleuchten. Aber auf die Gefahr hin, einen allzu scharfen Schnitt auszuführen, kann man als den Unterschied der Kunst der beiden Völker festhalten, daß das Ziel der französischen Malerei ist, einen sinnlich erfaßten Eindruck von der Natur in möglichst sinnlicher Weise wiederzugeben, während die deutsche Malerei, wie überhaupt alle deutsche Kunst, Ausdruckskunst ist, in der die sinnlich erfaßte Welt Ausdrucksmittel eines seelischen Empfindens ist. Es gibt zwischen hien und drüben zahllose Verbindungslinien. Es gibt in der Wesensart der deutschen wie der französischen Künstler unendlich viele Schattierungen, aber das ändert nichts an der Tatsache, daß der oben gekennzeichnete Unterschied sich eigentlich bis in die letzten Erscheinungen hin durchführen läßt, und selbst dort, wo die künstlerischen Ergebnisse, also die Gemälde von Künstlern beider Länder, sich so ähnlich sehen, daß man sie als verwandt bezeichnen muß, bleibt dennoch die Unterströmung, aus der sie entstanden sind, getrennt, wobei wiederum zu bemerken ist, daß im großen Strom der französischen Kunstentwicklung wiederholt germanische Wellengänge zu sehen sind, wie ja in einzelnen Teilen des französischen Volkes genug germanisches Blut vorhanden ist, um noch nach Jahrhunderten starke Einwirkungen hervorrufen zu können. Umgekehrt hat die Tatsache, daß Frankreich seit langer Zeit die beste malerische Technik besaß, daß also zahlreiche deutsche Künstler hinübergingen, um dort zu lernen, natürlich auf deutsche Künstler auch tiefergehende Einflüsse ausgeübt. Vor allen Dingen darf man selbstverständlich nur die wirklich starken Naturen als entscheidende Charaktere einschätzen.

Auch die bildende Kunst ist nur eine Erscheinungsform des Kulturlebens eines Volkes, selbst dann, wenn wir sagen müssen, daß ein großer

Teil dieser Kunst im Gegensatz zur allgemeinen Kulturentwicklung des betreffenden Volkes entstanden sei. Gerade bei der deutschen Kunst ist diese Erscheinung am häufigsten. Sie bestätigt nur die auf anderen Gebieten gemachte Erfahrung, daß im Wesen des deutschen Charakters der Hang zur eigenwilligen Einsamkeit, zur trübsigen Geltendmachung der Persönlichkeit gegenüber der Umwelt viel mehr begründet ist als in dem eines anderen Volkes. Es ist also gerade echt deutsch, wenn die deutsche Kunstgeschichte von so vielen Künstlern zu berichten hat, die von ihrem Volke nicht erkannt worden sind, von Künstlern, die zu ihren Lebzeiten nicht die anerkanntesten Führer der Kunstbewegung zu werden vermochten und erst von späteren Zeiten anerkannt wurden. Die Tatsache der späten Anerkennung ist ja ein Beweis dafür, daß das Volkstum sich schließlich doch zu diesen echten Verkündern seiner Art hindurchgefunden hat.

Aber wenn man die Kunst als eine Kulturerscheinung betrachten darf, so muß man das dahin ergänzen, daß auch die Art, wie die Kunst erscheint, durch den gesamten Kulturstand eines Volkes bedingt ist. Also nicht nur die geistige und seelische Kultur eines Volkes hat einen ungeheuren Einfluß auf die Art der Kunsterscheinungen, sondern auch die soziale Kultur, bzw. die soziale Unkultur. Und hier berühren wir einen Punkt, der gerade für eine gerechte Betrachtung der deutschen Kunst nicht außer acht gelassen werden darf.

Die Malerei ist in viel höherem Maße Luxuskunst, als jede andere. Sie ist lediglich Schmuck des Wohnraumes oder öffentlicher Gebäude. Gewiß sind auch die anderen Künste, von der Architektur abgesehen, Schmuck des Lebens und nicht Notwendigkeit; aber sie kommen nicht so teuer wie die Malerei. Der Erwerb eines Gemäldes ist zu allen Zeiten eine verhältnismäßig kostspielige Sache gewesen, viel kostspieliger als der Erwerb eines Buches etwa. Und wenn die Pflege der Musik im Hause an ein verhältnismäßig teureres Instrument geknüpft ist, so ist doch dieses Instrument, wenn es auch das allgemein teuerste, das Klavier ist, schier unbegrenzt benutzbar, und es ist obendrein ein wertvolles Prunkmöbel, während das Gemälde einen stillen Besitz darstellt, der nicht zur persönlich künstlerischen Betätigung des Besitzers dient und außerdem in seinen Schmuckzwecken sehr leicht durch billige Surrogate ersetzt werden kann. Es gehört also zweifellos — diese Erfahrung machen wir ja alle Tage — dazu, daß in breiteren Volksschichten Bilder erworben werden, nicht nur ein gewisser Wohlstand, der auch vor einer verhältnismäßig größeren Ausgabe nicht zurückzuschrecken braucht, sondern obendrein ein bereits entwickeltes Gefühl für Kulturluxus. Denn nur dann wird der nicht leidenschaftliche Kunstfreund den Besitz eines teureren Originalgemäldes dem der billigen Reproduktion vorziehen. So muß man sagen: die Möglichkeit, daß die mehrfach erwähnte Jahrausstellung so bedeutsam wurde, die Tatsache, daß wir bei einer genauen Erforschung des deutschen Kunstschaffens in den letzten 125 Jahren zahlreiche wertvolle Entdeckungen von offiziell niemals an-

erkannten Künstlern machten, die Tatsache, daß das in unseren offiziellen Sammlungen gebotene Bild der deutschen Kunstentwicklung ein vollständig anderes Gepräge bekommt, wenn man diese niemals recht bekannt gewordenen hinzunimmt, erhält die einfachste Erklärung dadurch, daß das deutsche Volk bis in die neueste Zeit ein armes Volk war, dessen Kultur sich alles dessen entschlagen mußte, was Luxus bedeutet.

Wie zutreffend diese Auffassung ist, lehrt ein Blick auf die Zustände im Deutschland des 15. und 16. Jahrhunderts, wenigstens in der ersten Hälfte des letzteren. In dieser Zeit war das deutsche Volk ein wohlhabendes Volk. Wir hatten ein selbstbewußtes deutsches Bürgertum, das sich in so gesicherten sozialen Verhältnissen befand, daß man viel an den Schmuck dieses Lebens denken konnte. Das deutsche Patrizierhaus, der gebiegene Reichtum und der fröhliche Schmuck des alten deutschen Städtebaues, die ungemein reiche Ausstattung von Kirchen, in denen alle Winkel zur Aufstellung in sich geschlossener Kunstwerke benutzt waren, so daß diese Kirchen geradezu Museen sind, die außerordentliche Steigerung der deutschen Bildniskunst, dann aber auch die reiche Pflege von Holzschnitt und Kupferstich sind beredte Zeugnisse. Man braucht nur die Briefwechsel älterer Künstler, etwa Dürers, durchzulesen, um zu sehen, wie der Bürgerstand Auftraggeber und Abnehmer war in einem Maße, wie wir es heute noch nicht wieder erreicht haben. Der Dreißigjährige Krieg hat nicht nur die vorhandene deutsche Kultur zerstört, sondern er hat auch unserem Volke die sozialen Möglichkeiten eines Kulturlebens genommen. Der Bürgerstand war jetzt wieder so arm wie kaum je zuvor, von der Verrohung und Verelendung des ganzen sonstigen Daseins abgesehen.

Fast noch verhängnisvoller war, daß die deutschen Fürsten und der deutsche Adel nicht in gleichem Maße verarmt waren, oder daß also die Regierenden Mittel fanden, sich ein luxuriöses Leben verstatten zu können. Denn diese Besitzenden mochten die Kunst als Luxus nicht entbehren und holten sie sich dann dort, wo sie zu finden war, im Ausland. Die Regierenden sind aber auch die Brotgeber der studierten Kreise, die Beherrscher der Schulen. Sie diktieren also den Geschmack, sie sind maßgebend für die Kunst, die unterrichtet wird, wie für den Kunstgeschmack, der anerzogen wird. Was wir heute alle Tage erleben, daß deutsche Fürsten gewissermaßen vermöge ihrer Stellung in Kunstdingen ein maßgebendes Urteil zu haben glauben, ist dann die letzte, sehr bezeichnende Kundgebung dieses damals entstandenen Verhältnisses. Wir haben auch heute noch den Fall, daß die vom Staate unterstützten Akademien eigentlich eine höfisch approbierte Kunst, d. h. eine der Geschmacksrichtung des Herrschers entsprechende Kunst lehren. Das liegt natürlich auch daran, daß der Staat zum wichtigsten Auftraggeber in der Kunst geworden ist. Er ist es aber nirgendwo in dem Maße geworden wie gerade in Deutschland, wo der Ausgleich durch die Aufträge von privater Seite Jahrzehnte hindurch ganz fehlte und auch nachher im Verhältnis etwa zu England oder Frankreich ganz geringfügig blieb.



Musik und Literatur haben sich in Deutschland sehr früh von der Fremdherrschaft befreit und haben sich siegreich gegen den Geschmack der vornehmen und reichen Kreise entwickelt, weil die Aufnahme, der Mitgenuß von Musik und Literatur auch in bescheidenen sozialen Verhältnissen möglich ist. Und die Anteilnahme, die das deutsche Volk diesen Gebieten entgegenbrachte, war um so leidenschaftlicher, als eine Beteiligung am öffentlichen Leben für den deutschen Bürger noch lange eine Unmöglichkeit war, als sie in England und Frankreich bereits die Regel bildete. Bezeichnenderweise ist in der Musik die Oper am längsten eine fremde Kunst geblieben, weil sie am meisten Luxuskunst war. — Für die Malerei haben sich aber günstigere soziale Vorbedingungen eigentlich erst in den letzten Jahrzehnten eingestellt. Der Grund dafür liegt nicht nur in den pekuniären Verhältnissen, sondern auch in der Zerstückelung und Zerstreuung deutschen Lebens. Es fehlte unserem künstlerischen Leben ein Mittelpunkt, der sich von selbst dann auch zu einem bedeutsamen Kunstmarkte hätte entwickeln müssen, so etwa, wie ihn Paris für Frankreich darstellte. Es kam eigentlich in all diesen Jahrzehnten jeder französische Künstler nach Paris. Und diese Tatsache des Zusammenseins so vieler bedeutete eine Kräftigung des einzelnen, selbst dann, wenn dieser einzelne ein Eigener war; denn es waren immer zahlreiche Persönlichkeiten vorhanden, die sich im Gegensatz zu der offiziell anerkannten Kunstrichtung befanden, und diese Gemeinsamkeit des Gegensatzes bildete das einigende Band, auch wenn sie untereinander noch so sehr verschieden waren.

Aber abgesehen davon hat in Frankreich oder England diese staatlich anerkannte, diese offizielle Kunstrichtung niemals die Bedeutung erlangt, wie sie sie in Deutschland bis in die jüngste Zeit hinein besessen hat, weil die private Kunstliebhaberei dauernd imstande war, Künstler auch physisch zu unterstützen durch Bildverkauf. Wir brauchen nur an die Tatsache zu erinnern, daß Richard Muther, als er seine Geschichte der neueren Malerei schreiben wollte, in Frankreich nur zum geringsten Teil die Staatsgalerien benutzen konnte, daß er das weitaus meiste und beste in Privatgalerien aufsuchen mußte. Umgekehrt haben wir in Deutschland in all dieser Zeit, etwa von 1775 bis 1875, nur einen privaten Sammler von Bedeutung gehabt, den Grafen Schack in München. Die deutsche Kunst ist in so hohem Maße Staatskunst oder staatlich approbierte Kunst geworden, weil der Staat fast der einzige Ernährer all dieser Künstler gewesen ist. Nicht nur die Aufträge zur Ausschmückung öffentlicher Gebäude gingen vom Staat aus, sondern auch alle Lehrerstellen an Schulen und an Akademien wurden vom Staate vergeben. O, es wäre von zahlreichen Künstlern zu berichten, die nach kurzen Jugendjahren selbständigen Schaffens sich der allgemein herrschenden Richtung beugen mußten, weil sie zum Lebensunterhalt eine kleine Stelle an irgend einer Akademie oder Zeichenschule anzunehmen gezwungen waren. So gab es also in Deutschland zahllose kleine Akademiestädte, aber der wirkliche Mittelpunkt deutschen künstlerischen Lebens fehlte. An diesen

kleinen Orten sahen sich die selbständigen Naturen bald vereinzelt. Die Künstler hatten keinen Rückhalt bei einem kunstfreudigen und kaufähigen Publikum. Die große Zahl beugte sich den allgemeinen Verhältnissen und schwamm im Strome der allgemeinen Entwicklung mit, was natürlich die Einbuße der eigenen Persönlichkeitsgeltung bedeutete. Andere verzichteten auf die breite Wirkung und wurden Einsame. Manche sind dabei verkümmert, andere — es sind die, die wir jetzt entdecken — wirkten im engsten Kreise. Nur wenige, die ganz Starke, die gewaltigen Persönlichkeiten, haben sich zur selbstherrlichen Geltung gegenüber der allgemeinen Entwicklung durchgerungen.

Diese allgemeinen Verhältnisse unserer Kunstentwicklung muß berücksichtigen, wer ein richtiges Urteil über die deutsche Kunst gewinnen will. Er wird dann finden, daß er zwar auf eine großzügige Geschichte der deutschen Malerei verzichten muß, daß dagegen die Geschichte der deutschen Maler reicher ist an künstlerischem und menschlichem Ringen, als irgend eine andere.



## Reinhold Begas

**Z**ur Feier des 75. Geburtstages und 50jährigen Künstlerjubiläums seines berühmtesten lebenden Mitgliedes hat der „Verein Berliner Künstler“ eine große Begas-Ausstellung veranstaltet. An neunzig Werke sind in dem günstig hergerichteten Saale der ehemaligen Hochschule für Musik (Potsdamer Str. 130) ausgestellt, leider die meisten bloß in Gipsabgüssen. Das Überwiegen dieses unedlen Materials schädigt um so mehr den Eindruck, als dadurch die Beurteilung der handwerklichen Arbeit an sich, die bei Begas zumeist sehr hohes Lob verdient und zum seelischen Gehalt seiner Kunst in engster Fühlung steht, fast unmöglich wird.

Wir vergessen so leicht, daß die Kunst zwar ewig jung ist, daß die Künstler aber altern. Auch das Genie ist davon nicht verschont, und der alte Glaube, daß die Lieblinge der Götter früh dahingerafft werden, bezeugt die Erfahrung, daß es auch den größten Genien nur selten gelang, in hohen Jahren sich auf der Höhe zu behaupten. Jedenfalls nur dann, wenn sie es erreichten, das Altsein künstlerisch zu verwerten. Man denke an den alten Goethe. Er ist ein so ganz anderer, als der Jüngling und der Mann, aber er ist gerade durch das Altsein und nicht trotz desselben ein gewaltiger Kulturwert.

Ich will mit diesem Hinweis auf das Genie nicht für Begas den Ruhmes-titel des Genius in Anspruch nehmen. Das wäre für einen Kritiker auch Un-mäßigung. Dies freilich darf man angesichts dieser Ausstellung ruhig sagen, daß, wenn Genie das Schöpferisch-sein bedeutet, in Begas geniale Kräfte unverkennbar sind. Freilich spüren wir ihm gegenüber mehr die Schöpferfähig-keit seiner ganzen Persönlichkeit, als daß die einzelnen Kunstwerke uns die

Überzeugung zu erwecken vermöchten, daß in ihnen ein ursprünglicher schöpferischer Gedanke auch die eigenartige Gestaltung, den zwingend persönlichen Ausdruck gefunden hätte. Doch schützt jene vorhandene Schöpferkraft Begas jedenfalls vor dem Vorwurfe des Epigonentums, trotzdem es nicht schwer fällt, auf zahlreiche Vorbilder im einzelnen wie für die Gesamthaltung hinzuweisen.

Eines steht fest: daß wir Jüngeren Begas zu gering oder doch falsch einschätzen. Das liegt daran, daß der alte Begas uns zu sehr beschäftigte und, wie die Dinge liegen, auch naturgemäß unser Urteil fast ausschließlich bedingte. Denn dieser alte Begas hat die großen Monumentaldenkmalen geschaffen, die an öffentlichen Plätzen aufgestellt, die gewaltigsten Öffentlichkeitswerte des letzten Menschenalters gestaltet, eine ungeheure Verantwortung tragen. Weder das Kaiser-Wilhelm-Denkmal noch das des Fürsten Bismarck waren Aufgaben, die ein alter Künstler zu lösen vermöchte. Ja, den alten Kaiser oder den alten Bismarck allein! Von ihnen hat Begas auch wertvolle Bilder, ja wohl die besten plastischen Verkörperungen, geschaffen: im alten Kaiser der Siegesallee und in der Bismarckbüste der Nationalgalerie. Freilich wirken auch diese beiden Werke noch viel stärker in den kleineren Skizzen. Die beiden genannten Denkmäler aber sind Verkörperungen gewaltigsten Mannestums. Das Kaiser-Wilhelm-Denkmal feiert die Kraft des deutschen Volkes, die endlich die Einheit erzwang. Das Bismarckdenkmal dagegen sollte die riesige Einzelpersönlichkeit feiern, die die vorhandenen Kräfte in die Hände nahm und mit riesenhafter Anspannung der zwingenden Persönlichkeitskraft zusammen und zur Gestaltung zwang. Es ist bezeichnend, daß Begas diese beiden so grundverschiedenen Aufgaben auf ähnliche Weise zu lösen strebte. Und er hat beides als alter Mann getan; er versuchte gar nicht, in alledem das Drama zu sehen, sondern gab das Epos. Er gestaltete nicht das Ereignis, sondern erzählte von ihm. So gibt er in keinem Falle eine Einheit, sondern die Vielheit von Einzelheiten, die zu jener Einheit in Beziehung stehen, insofern sie Eigenschaften und Werte darstellen, ohne die jene Aufgabe nicht zu erfüllen war. Aber diese Einzelheiten zum Ganzen zu zwingen, wodurch doch überhaupt nur die Erfüllung — in der tatsächlichen Wirklichkeit wie im künstlerischen Gestalten derselben — möglich war, ist Begas nicht gelungen. Freilich dieses Auseinanderfallen des Ganzen tritt in der großen Ausführung auch viel schroffer hervor als in den Skizzen dazu, als im kleinen Modell. Und das gilt für alle großen Arbeiten von Begas, auch für die zwei besten, darunter das Schillerdenkmal und den Schloßbrunnen. In dieser Hinsicht ist die Betrachtung der von der Ausstellung gezeigten Modelle besonders wertvoll.

Aus dem Ganzen aber ergibt sich, daß Reinhold Begas niemals ein Monumentalkünstler gewesen ist. Denn das Monumentale hat seine eigenen Gesetze, ist aber niemals durch die bloße Vergrößerung der Maßstäbe zu erreichen. Hier liegt der Fehler fast aller Monumentaldenkmalen Deutschlands, liegt umgekehrt die einzige Stärke der Denkmäler von Bruno Schmitz, bei denen aber die Plastik lediglich Episode, nur Schmuck der Architektur ist.

Es ist leicht erklärlich, wie es kam, daß man Begas für besonders berufen zur Lösung monumentaler Aufgaben hielt. Man hat Barock immer wieder für monumental genommen. Aber selbst echte Leidenschaft ist noch lange nicht Größe. Lebhaftige Bewegung und sinnliches Temperament sind andererseits noch lange nicht Leidenschaft. Die Größe der Ruhe, die Dauerhaftigkeit

der Haltung bei aller Leidenschaft der Anteilnahme ist, was Michelangelo vom späteren Barock scheidet; die einseitige Hinneigung zur kraftvollen Tat, der Kampf aus Kraftüberschuß, der Kampf um des Kampfes willen ist, was Tintoretto aus dem Barock hinaushebt. Diesen beiden gegenüber ist das eigentliche Barock immer viel mehr sinnliches Temperament als innere Leidenschaft. Daher auch das Lärmvolle des Vortrags, daher das Bedürfnis nach Überfüllung mit Einzelheiten. Die große Leidenschaft kennt immer die Ruhe vor dem Sturm, oder die Ruhe nach dem siegreichen Kampfe (siehe Michelangelo und Beethoven). Das sinnliche Temperament dagegen empfindet als Leere, wo es nicht die Ausfüllung jedes Augenblicks sieht. Darum entwickelt sich auch aus dem Barock so ganz von selbst das Rokoko.

Hegas ist eine echte Barocknatur. Fröhliche Sinnlichkeit ist das Lebens-element seiner Kunst. Seine bestimmte Note erhält dieses Barock durch die Schulung des Künstlers bei der Antike und durch sein Miterleben des Realismus. Man kann wohl auch sagen, daß sich in Hegas' Künstlertum, wie in seinem Blute, rheinische und Berliner Art vermählt habe. Man muß in der geschichtlichen Entwicklung Rauch und Rietschel vor ihm nennen. Ein äußerer Realismus hatte in der Denkmalsplastik hier gestegt. Und wenn Rauch alle Mühe darauf verwenden mußte, das ihm befohlene realistische zeitgenössische Gewand den in antiker Nacktheit gesehenen Gestalten darunter anzuziehen, so war für Rietschel der Kleiderrealismus ein Mittel, die monumentale Auffassung des Mannes aus neuem Geiste zu erreichen. Die Denkmalsfiguren von Hegas stehen auf dieser Linie. Daß der Geist, aus dem sie erfaßt sind, realistischer ist, offenbart sich vor allem darin, daß sie in der Bewegung, nicht in der Ruhe erfaßt sind. Hierin liegt die Freiheit von der Antike. Der Realismus wirkt am schönsten in Büsten, in der Menzels obenan. Aber auch in den Frauenbüsten der Kaiserin Friedrich, der Frau von Hopfen und der Frau Waldecker ist das vorstechende Merkmal des betreffenden Charakters in glücklicher Weise als Bewegungsmittel des ganzen Mienenspiels erfaßt. Ein gleiches gilt von den Köpfen mancher frei erfundenen Gestalten; so bei den Sockelfiguren am Schillerdenkmal. Dagegen zeigt die Art, wie die Frau „Philosophie“ das Bein überschlägt, die ganze Schwäche des Barocks in der Häufung äußerlicher Charakterisierungsmittel. Gerade die Gestalt Schillers aber ist vielleicht die beste Lösung einer „bewegten“ Denkmalsfigur, die wir in Deutschland besitzen. Denn die Bewegung ist hier wahrhafter Wesensausdruck des Dargestellten.

Indes, es ist ja klar, daß das Gewand für den Plastiker immer ein Hemmnis ist. Es verlangt ihn nach der Darstellung von Körpern, nicht nach der von Kleidern. Wo also der Kopf nicht so gut wie alles zu sagen vermag, was der Künstler uns zu sagen hat, wird dieser fast immer nach dem nackten Körper verlangen. Hier liegt ja einer der tiefsten Gründe für die zähe Lebenskraft der antiken mythologischen Gestalten. Ihre mythologische, ihre seelisch religiöse Bedeutung ist längst völlig tot oder zum allegorischen Symbol geworden; aber sie sind die unverfänglichste Gelegenheit zur Darstellung der nackten Schönheit.

Es ist das größte — heute allerdings nur geschichtlich nachzufühlende — Verdienst von Hegas, das, wodurch er vor einem halben Jahrhundert revolutionär wirkte, daß er dieses lediglich sinnliche Verhältnis zur Antike nicht zu verhüllen strebte. Die Antike ist bei ihm nur ein Vorwand für sinnlich schöne Darstellungen nach der Natur. Daß er die Natur gründlich studierte, ist dabei

der Dauerwert, der die Spiegelfechtere mit der antiken Benennung verzeßlich macht. Es ist ferner bezeichnend, daß Vegas bald die Einzelgestalt aufgibt und zur Gruppe übergeht. Darin offenbart sich seine Sinnlichkeit gegenüber der Antike, der die Einzelgestalt das Höchste bleibt. Denn das Nebeneinander der Körper, das die Verschiedenartigkeit ihrer Schönheit zeigt, ist auch ein Zueinander, das eine natürliche Bewegtheit der Leiber, und damit eine höhere Sinnlichkeit zuläßt.

In diesen Gruppen: „Pan und Psyche“, „Zentaur und Nymphe“, „Raub der Sabinerin“ usw. hat Vegas sein Bestes gegeben. Denn diese Gruppen sind auch ausschließlich sinnlich gesehen, sollen nicht seelisches oder geistiges Leben veranschaulichen. Das vermag Vegas nicht. Das Geistige wird bei ihm nie durch die Gestalt ausgedrückt, weil diese nur sinnlich gesehen ist; es tritt dann als besonderer Einfall allegorisch hinzu. Hier ist die deutlichste Grenze seiner immerhin sehr achtenswerten Kraft.

R. St.



## Die Bibel in der Kunst

Vor Jahresfrist wies ich auf die ersten Lieferungen dieses Prachtwerkes hin; jetzt liegt es in geschmackvollem Einbände vollständig vor (Mainz, Kirchheim & Co. Nr. 30.—). Der Haupttitel erhält erst Klarheit durch den Untertitel „nach Originalillustrationen erster Meister der Gegenwart“. Es handelt sich also keineswegs um das schier unerforschliche Thema, den Einfluß der Bibel auf die Kunst darzulegen. Nicht einmal eine illustrierte Bibel wird angestrebt. Wir erhalten vielmehr nur eine Sammlung von biblischen Bildern zeitgenössischer Maler. Daß uns hier 97 Bilder in vorzüglichen Kupferdrucken geboten werden, ist der nächste Wert der Sammlung; der zweite liegt darin, daß sie Material darbietet zur Beurteilung des Einflusses der Bibel auf die zeitgenössische Kunst. Endlich bezeugt sie die Art, wie die moderne Anschauung sich an der Lösung bereits hundertfach behandelter stofflicher Vorwürfe betätigt. Es ist da jede Systematik oder Einseitigkeit vermieden. Daß das Werk vielfach von katholischer Seite als katholisch angesprochen wurde, ist gegenüber der Tatsache, daß unter den beteiligten Künstlern Juden und Protestanten sind, kaum begreiflich. Die Konfession des Verlegers macht doch nichts aus. Die erklärenden Bibelstellen sind allerdings nach einer neuen katholischen Bibelübersetzung von Augustin Arndt gegeben. Aber der Text will weiter nichts als stoffliche Erklärung der Bilder sein. Vertreten sind Künstler fast aller Länder: Segantini, Gascha Schneider, J. Israëls, Max Liebermann, Kampf, Abde, W. Crane, Edelfelt, Tissot, Rivière, Brozik, Burne-Jones, Léon Gérôme, Michetti, Morelli, Villegas u. a. — Das Buch verdient unter den literarischen Festgeschenken dieses Jahres einen hervorragenden Platz.



## Zu unseren Abbildungen

Das Titelbild des vorliegenden Heftes ist in doppeltem Sinne Jubiläumsgabe. Es stellt den gewaltigen Korsen dar, dessen Name in dieser Zeit der hundertsten Wiederkehr des Tages von Sena in jedem Deutschen ein heute noch zwischen Bewunderung und Haß schwankendes Gefühl erweckt. Allerdings zeigt unser Bild nicht den Sieger Napoleon, sondern den gestürzten Weltbeherrscher. Der Federstrich, dessen Vollzug er jetzt noch um Minuten hinzögert, bedeutet die Besiegelung der eigenen Vernichtung. Oder sieht sein boprendes Auge einen lichten Punkt in der Zukunft? Raum! Napoleon hat bekanntlich Gift genommen, nachdem er die Unterschrift gegeben. Daß es nicht stark genug war, ihn zu töten, hat in ihm vielleicht zuerst wieder den Gedanken geweckt, daß seine Zeit noch nicht um sei. — Solche Momente vor (seltener nach) einem weltbewegenden Ereignis hat Paul Delarocbe mit Vorliebe seinen Gemälden zugrunde gelegt. Und wir haben gerade ein Napoleonbild dieses Malers gewählt, weil am 4. November der fünfzigste Gedenttag seines Todes ist. Die heutige Kunstgeschichtschreibung urteilt nicht günstig über Delarocbe; ich glaube zu ungünstig. Jedenfalls scheint mir der Vorwurf kühler Mache unberechtigt. Delarocbe war eine tief empfindende Natur; nur wenige Künstler sind so nachhaltig in ihrer Kunst durch ein erschütterndes Erlebnis beeinflusst worden, wie Delarocbe durch den Tod seiner Gattin. Die Art seiner Auffassung künstlerischer Probleme wurde aber dadurch nicht verändert. Daß Delarocbe das Romantische in der Geschichte aufsuchte, ist doch noch lange keine Cheatralie. Die Art des Vortrags aber ist echt französisch, wie bei Viktor Hugo oder Hector Berlioz. —

Unsere übrigen Bilder atmen Novemberstimmung. Im Totenmonat gedenken wir eines Plastikers, dessen Schaffen in Grabdenkmälern gipfelte. Der Tessiner Vinzenzo Vela (1822—1891) ist einer der größten Bildhauer Italiens im 19. Jahrhundert. Was er schuf, ist monumental. Aber den höchsten Ausdruck der Größe fand er für den Schmerz. Und diesen wieder dort, wo er nicht für die Gewaltigen der Erde, für die große Öffentlichkeit schuf, sondern vom Leid des einfachen Privatmannes kündete. So zeigen wir auch keines seiner zahlreichen gewaltigen Öffentlichkeitswerke, sondern Schöpfungen, die man auf einsamen Kirchhöfen suchen muß. Die trauernde Frau (La desolazione) hat wohl jeder Besucher Euganos gesehen. Im großen Garten der Villa Ciani steht sie inmitten der blühenden Pracht einer verschwenderisch reichen Natur. Die andern Werke schmücken Grabstätten in Gentilino und Sant' Abbondio. Der Wanderer, der vom lodenden Seegegestade sich losringt und auf einsamen Fußsteigen die Kirchhöfe dieser Tessiner Dörfer aufsucht, wird hier reich belohnt durch Werke der Kunst, die nur ein altes Kulturvolk so versteckt aufstellt, die aber gerade darum ihre tiefste Wirkung üben.





## Was heißt musikalische „Moderne“?

Von

Dr. Karl Storck

Es gibt genug Leute, die satirisch auf die Etymologie Mode-modern hinweisen und aus dem sprachlichen den gedanklichen Zusammenhang folgern: Modern ist, was Mode ist. Das stimmt aber höchstens für den geschmeidigen Verkäufer, der die Bedenken einer Käuferin über eine absonderliche Hutfasson durch den einen Satz siegreich entwaffnet: „Gewiß, gnädige Frau, das ist schön, denn es ist modern“. Aber selbst hier bedeutet modern nicht das, was bereits Mode ist, sondern was Mode werden wird. Vielleicht bereits in vierzehn Tagen, aber immerhin, modern ist selbst hier ein Zukunftswort.

In viel höherem Maße bedeutet „Moderne“ in der Kunst nicht ein Abhängen vom augenblicklichen Brauch, sondern ein Eintreten für die Weiterentwicklung, für die Zukunft. Es gibt natürlich hier auch falsche Propheten. Sobald einer modern sein will, gehört er zu den letzteren. In der Kunst ist jede derartige Absicht, überhaupt alle Absicht Verfündigung. Denn einziges und höchstes Gesetz ist die Wahrhaftigkeit. Der Künstler muß sich dem Kunstwerk hingeben mit seinem ganzen Sein, aber er darf nichts geben wollen, was nicht in ihm, was nicht sein ist. Es braucht einer keine reiche Natur zu sein, er hat nur wenig zu geben, aber er gibt das „von ganzem Herzen und aus ganzer Seele“ — und damit ist er ein echter Künstler, wenn auch vielleicht auf kleinem und eng umschriebenem Gebiet. Ein anderer, vielleicht weit begabter und an sich reicherer, verfällt dagegen der künstlerischen Lüge, weil er eine Ausdrucksform wählt, die er einem anderen als wirksam abgesehen hat. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß auch in der Musik dieser Fall unendlich häufig ist. Wenn einer den aufwühlenden Eindruck, den Nietzsche's Schaffen auf ihn gemacht hat, in seiner musikalischen Sprache ausdrücken will, und er tut das in unerhörten Wendungen, in Tonfolgen, die alles bisher Gehörte auf den Kopf stellen, so kann das der durchaus naturgemäße Ausdruck für den bisher

ungeahnten Inhalt und damit durchaus künstlerisch echt sein. Wenn aber dann andere hingehen und diese Sprache auf ein harmloses Liebeslied übertragen, so ist das eben — gelogen und eine Sünde wider den Geist echter Kunst.

Hier ist also der Punkt, wo aus modern modisch wird. Im praktischen Leben liegt beides auch in der Musik sehr nahe beieinander und ist für den an der Oberfläche haftenden Blick sehr oft nicht zu unterscheiden. Denn es sind natürlich gerade die auffälligen, leicht ins Auge fallenden Erscheinungsformen am echt Modernen, die zur Mode werden.

Mode beim Publikum, das plötzlich merkt, daß hier etwas ist, zu dem man sich bekennen muß, um vor den anderen etwas vorzuzuhaben. Diese sehr häufige Art des Anhangs ist zumeist plumpeste Heuchelei; denn fast immer fehlt jedes innere Verständnis für die gepriesene Erscheinung. Diese Art des Anhangs ist aber auch sehr gefährlich. Zunächst für den Künstler, dem das durch dick und dünn Mitgehen seiner unentwegt Getreuen die Selbstkritik sehr erschwert, wenn nicht fast unmöglich macht. Gefährlich und irreführend ist so eine blinde Gefolgschaft aber auch für Publikum und Kritik. Für das Publikum, weil es die Unbefangtheit des Genießens einbüßt, weil es durch die von der Parteileidenschaft gefällten Urteile falsche Anschauungen in sich aufnimmt. Oder was soll man dazu sagen, wenn Erich Urban in seiner Schrift „Strauß kontra Wagner“, nur um seinem Helden Strauß auf den Thron zu verhelfen, die ganze Gattung des Musikdramas zum alten Eisen wirft; wenn umgekehrt Karl Marsop in einer viel Anregendes bietenden Schrift: „Der Kern der Wagnerfrage“, aus Begeisterung für das Wagnersche Altkunstwerk uns die Einengung zumutet, daß man sich fernerhin nur der Pflege des musikalischen Dramas zuwenden, im Konzertsaal sich aber darauf beschränken solle, „das Andenken der klassischen Meister pietätvoll zu ehren und auch ein- und ein andermal jüngeren, ernst vorwärtsstrebenden deutschen Tonsetzern Gelegenheit zu geben, ihre kompositorische Technik ebendort lernend zu überprüfen“? Da sehen wir also zwei zweifellos geistreiche Köpfe sich in solche Einseitigkeiten verrennen, daß dem einen unsere Opernhäuser, dem anderen die Konzertsäle für eine echt künstlerische Konzertpflege überflüssig, wenn nicht gar schädlich erscheinen.

Daß die Begriffe modern-modisch, obwohl grundsätzlich verschieden, doch oft gleichbedeutend sind, trifft nicht nur für das Publikum, sondern auch für viele Schaffende zu. Weniger bei den Schwachen und Unselbständigen, die in der Gefolgschaft eines Großen unterzukommen suchen, als bei den Berechnenden. Und zwar nicht bei den materiellen Rechnern — diese halten sich an die für den Verkauf bewährte Schlageware —, sondern bei den geistig Berechnenden, die sich aus Erfahrung sagen, daß die heute Befehdeten die demnächst allgemein Anerkannten sein werden, die wissen, daß in unserer Zeit ein jeder, der sich absonderlich gebärdet, Leute findet, die ihn für eigenartig halten, daß, wenn einer das Anerkannte meidet, er von vielen für einen Neuerer gehalten wird. Auch diese Art der Moderne ist sehr häufig und birgt für eine gesunde Entwicklung große Gefahren. Denn hier finden sich jene, die alles Außerliche der Moderne,



also bei der Musik die Form oder besser Formlosigkeit, schnell erfassen und entweder auf die Spitze treiben oder für die große Masse mundgerecht machen. So hängen Mode und Moderne also doch sehr viel zusammen. Während aber die Frage, was Mode ist, leicht zu beantworten ist, ist eine treffende Erklärung des Begriffs „Moderne“ sehr schwierig. Jede wahre künstlerische Persönlichkeit ist modern; denn jede echte Persönlichkeit ist in gewissem Sinne neu, ist eine erzieherische Kraft. Aber auch die stärkste Persönlichkeit ist nur für einen begrenzten Zeitraum modern, solange sie eben noch nicht vom Volke — im idealsten Sinne als Sammlung der nationalen Geisteskraft — aufgenommen und verarbeitet ist. Dann aber braucht dieselbe Persönlichkeit durchaus nicht in allen ihren Werken oder besser: nicht alle Werke derselben Persönlichkeit brauchen modern zu sein. In gewissen Grenzen kann aber auch ein einzelnes Werk eines Künstlers modern sein, während wir dem Künstler selber diese Bezeichnung nicht zusprechen mögen. Ja, ein und dasselbe Werk kann in gewisser Hinsicht modern sein, in anderer nicht. Der Ideengehalt in Bruckners Symphonien z. B. ist durchaus katholisch-romantisch, der Form aber wird man die Modernität nicht absprechen wollen.

Aus alledem ergibt sich für den Begriff des Modernen zweierlei: daß es ein durchaus relativer Wert ist, daß es keineswegs mit dem dauernd Wertvollen zusammenfällt. Und zwar liegt die Relation nicht zwischen Schöpfer und Schöpfung, sondern im Verhältnis des Wertes zur Zeit der Entstehung. Für eine gewisse Zeit kann ein Werk an sich niederen Ranges, das später völliger Vergessenheit anheimfällt, von höchster Bedeutung für die Entwicklung werden, während das absolut Große für diese oft nicht von Bedeutung ist. Die Dichtungen der Lenz und Klingler waren für ihre Zeit viel moderner als Goethes Meisterdramen „Tasso“ und „Iphigenie“. Beethoven ist für die formale Seite der Symphonie eigentlich nur in der neunten modern; für ihren geistigen Gehalt ist er es in ungeheurer Weise. Mozart ist überhaupt kein „Moderner“, oder nur insofern, als seine musikalische Persönlichkeit in ihrer Universalität und Liebenswürdigkeit unerhört war.

Am schwierigsten wird die Frage, wenn wir sie in bezug auf Richard Wagner stellen. Fassen wir den Begriff Altunskwert so auf, wie es gewöhnlich geschieht, so wäre es in jeder Hinsicht Vollendung eines längst Gesuchten, nicht aber Beginn eines Neuen. In höchstem Maße „modern“ hat Wagner zunächst bezeichnenderweise in rein musikalischer Hinsicht (Orchester- und Sprachgesang) gewirkt.

Alles Modernsein ist zeitlich begrenzt. Wir dürfen also eigentlich gar nicht fragen: Was ist modern? sondern: Was ist heute, was ist für uns modern? Der Zeitgenosse vermag unmittelbar den Lebensinhalt seiner Zeit wohl kaum zu erkennen. Er kann aber auf ihn schließen aus den Lebensformen, die ja erst die Folge jenes inneren Gehalts sind.

Da ergibt sich zunächst eine zwiefache Steigerung unseres Sinnenlebens. Unser Blick ist durch die Erhöhung der Beobachtungsmittel zur scharf realistischen Betrachtungsweise geschärft; nach innen sind unsere Nerven

empfindlicher geworden, sie schwingen bei viel leichterem Berührung mit. Das äußert sich in einer Differenziertheit des Empfindens, die in den verborgensten und intimsten Reizen und in zarten Sensationen schwelgt, darüber die Fähigkeit der Erfassung der Kraft und die Freude am starken Effekt verliert. Dann aber ist es selbstverständlich, daß, wie die nur leicht berührte Saite früher zu schwingen aufhört als die heftig angeriffene, auch diese Nerven, die auf jede Berührung antworten, schnellem Wechsel unterworfen sind und nicht lange nachhallen. Der Grieche hatte an der einen Theatervorstellung, die ihm überdies in den drei Teilen der Trilogie im Grunde nur einen Stoff gab, für das ganze Jahr genug. Er verlangte eine ungeheure Erschütterung, aber die wirkte dann auch lange nach. Die Moderne hat Angst vor der Gewalt der Tragödie, möchte aber an einem Abend in Überbrettart die Sensationen aller Künste in homöopathischen Einzeldosen auslösen.

Auch die ganze Schnellebigkeit unserer Zeit hat sicherlich mitgewirkt, daß man auch in der Kunst lieber eine flüchtige „Impression“ festhält, als langsam Ausgereiftes bietet. Gegenüber dieser ganzen Richtung, für die das persönliche Nervenempfinden beim Schaffen wie beim Genießen der Kunst einziges Gesetz ist, entstand gleichzeitig, oft von denselben Leuten vertreten, jene Milieutheorie, die in der Umwelt, in den von außen auf ihn eindringenden Einflüssen, das wesentlich Bestimmende für jeden einzelnen sah. Beide Auffassungen trugen in der Ästhetik zur Beseitigung des Begriffes eines absolut Schönen oder absolut Großen bei. Denn es kommt schließlich auf dasselbe heraus, ob man sagt: Es gibt kein absolut Schönes, sondern schön ist, was mir gefällt, oder ob der Spruch heißt: Es gibt kein absolut Schönes, sondern dieses ist nach Ort, Umgebung, Klima, Zeit und Sitte verschieden. Jedenfalls haben diese beiden Strömungen zu dem Doppelbild unserer Bestrebungen geführt: einerseits „Kunst für alle“, man möchte oft sagen „Kunst für die Straße“, andererseits schrankenloses Ausleben der Persönlichkeit, leisestes Ausfließen der heimlichsten Wellenbewegungen innersten Empfindens, l'art pour l'art.

So bieten sich die Gesamterscheinungen unseres Kunstlebens dar, die ich ohne Kritik hier berichte, ohne zu sagen, ob ich sie für glückliche oder lang andauernde halte. Das heißt, zum letzteren muß ich doch Stellung nehmen. Ist vielleicht das alles schon wieder nicht mehr modern? Es ist unverkennbar, daß seit der Jahrhundertwende der Ruf nach Frische und Größe, nach Kraft und Gesundheit der Kunst öfter und lauter ertönt als früher. Doch haben die zuvor geschilderten Züge in der Musik noch nicht alle Wirkung geübt, zu der sie berufen scheinen, während umgekehrt die Größe durch Wagners Kunstwerk im riesigsten Monumentalstil in der Musik lebendig war, als die anderen Künste (Freskomalerei, historisches Drama) davon nichts wissen wollten. Sichtbar ist die „Nervosität“ aber auch in der Musik — sogar bei Wagner („Tristan“). Am besten, wenigstens für den Fachmann, natürlich in der Technik. Die immer mannigfachere Zerlegung des Orchesters in Einzelstimmen, die gesteigerte Ausnutzung der musikalischen Chromatik entsprechen dem erhöhten Differenzierungsvermögen.

— Die starke Ausnutzung der Dissonanz, die Durchbrechung aller überkommenen Formen, der Verzicht auf Schlußsteigerung u. dgl. ist nur dort möglich, wo die Forderung des absolut Schönen nicht mehr erhoben wird. — Das Impressionistische, das mehr auf dem flüchtigen Stimmungswechsel fußt, als nach erschöpfender Gestaltung einer Empfindung sucht, ist geradezu das Hauptcharakteristikum des modernen Liedes.

Vielfach offenbart sich der Zug zur Intimität. Man denke an unsere Klavierkonzerte, in denen gerade von den besten der Jüngeren, zum Beispiel Konrad Ansohn, so ausdrücklich Klavier, so gar nicht Orchester gespielt wird. Wie hat sich der Sinn und die Liebe für Kammermusik wieder gesteigert, bei der der Name schon den Charakter der Intimität hervorhebt. Ja sogar in der Oper ist dieser Zug zum Intimen unverkennbar, sowohl in Humperdincks Märchenspiel wie in d'Alberis, Lohses, Umlauts, ja des greisen Verdi („Falstaff“) Bestrebungen nach einem Konversationsstil. Dann ist die Kleinkunst des Melodrams wieder aufgelebt, und in Thuille-Bierbaums „Lobetanz“ und „Guggeline“ haben wir eine Synthese von Musik und dekorativer Malerei, die eine Art Parallele zur Innenarchitektur bildet.

Auch durch die Schärfung unserer Sinne fürs Tatsächliche, also durch Realismus und Naturalismus ist geradezu eine Erweiterung des musikalischen Gebietes herbeigeführt worden. Naturgemäß erfährt auch der tiefere Inhalt eine Beeinflussung. Für die mehr geistige Seite ist das ohnehin klar. Die Musik pflegt hier naturgemäß später zu kommen als etwa die Dichtung, aber sie wirkt dafür auch oft elementarer. Die dichterische Waldromantik der Sieck und Brentano ist älter als Webers „Freischütz“, wird aber von diesem weit übertroffen. Wagners „Nibelungen“ waren nicht möglich ohne die Arbeiten der Grimm und Genossen, aber auch die beste Eddaübersetzung und die gediegenste Alttertumskunde läßt das Tiefste altgermanischer Götter- und Heldendichtung nicht so wahr und fruchtbar empfinden wie Wagners Musik. So ist es klar, daß, wenn Richard Strauß den musikalischen Gehalt Nietzsche ausschöpft, oder schärfer gesagt, in seiner Musikersprache das weiter sagt, was ihm Nietzsche als Philosoph und Dichter bedeutet, ein „moderner“ Inhalt vorhanden sein muß. Aber der Wandel, die Erweiterung bezieht sich nicht nur aufs Geistige, sondern auch auf Gemüt und Empfindung. Musik, Liebe und Mitleid hängen eng zusammen. Unsere soziale Liebe ist heute eine andere als vor einem Menschenalter. Ich mahne wieder an Strauß, der soziale Lieder Mackays, Dehmels, Mendells vertont hat. Musik und Naturempfinden stehen in ständiger Wechselbeziehung. Nun wäre es blind, den Unterschied der Naturbetrachtung etwa zwischen einer heroischen Landschaft und einer impressionistischen zu verkennen. Sollte in der Musik nicht Ähnliches sein? Wie grundverschieden ist die Natursymbolik in Haydns „Jahreszeiten“, Beethovens „Pastoral-Symphonie“ und Wagners „Rheingold“. Hält man dagegen das Herabfallen der Tropfen in Pfitzners „Rose vom Liebesgarten“, andererseits die „Frühmesse im Walde“ aus Ricodés „Gloria“, so wird man für die symbolische Malerei wie für die Kleinmittelarbeit des Naturalismus in der

Musik die Parallele finden. Doch genug der Untersuchung des Begriffes „modern“, dem rein künstlerisch die Bedeutung sicher nicht zukommt, die er allerdings als Kulturwert hat. Gerade das letzte Beispiel ist ein Beweis dafür. Denn gewiß liegen diese Verhältnisse von Natur und Musi in verschiedenen Kulturwelten. Daß sie aber alle für uns Heutige voller Schönheitswirkung sind, gibt uns die gewiß tröstliche Bestätigung, daß nicht der Gehalt an „Moderne“, sondern an innerer Wahrheit, an Menschentum schlechthin, das Entscheidende ist.



## Richard Wagners Gedichte

**I**ch werde ein unbehagliches Gefühl nicht los: Hatte es irgend einen tieferen künstlerischen oder menschlichen Sinn, diesen Gedichtband zu veröffentlichen? Ich vermag die Frage beim besten Willen nicht zu bejahen. Ein dichterisch unbedeutendes Albumblatt, einige gedanklich belanglose Seiten können für mich persönlich einen Wert haben, wenn sie mir persönliche Beziehungen zu irgend einem Menschen, oder auch nur zu einem Geschehnis auslösen. Darüber hinaus weiß ich, ohne Autographenjäger zu sein, den Reiz, etwas Handschriftliches von einem verehrten Manne zu besitzen, wohl zu schätzen.

Man kann einwenden: bei einem Manne wie Wagner ist alles wichtig. Die Briefe hat er auch nicht zur Veröffentlichung bestimmt; dennoch sind sie so wertvoll. Auch diese Gedichte sind Zeugnisse seines persönlichen Lebens. — Gewiß, aber dort, wo es am ärgsten im Durchschnitt steckt. Eine große Zahl dieser Gedichte sind Widmungen, scherzhafte Anreden, bei gewöhnlichen Sterblichen sagt man wohl Bierarten. Ich kann mir auch da eine Gelegenheit denken, wo die Veröffentlichung derartiger Gedichte angebracht ist. Hätte der Herausgeber Glasenapp in seiner großen Wagner-Biographie ein Kapitel: „Wagner als lustiger Gesellschafter“ oder dergl., könnten einige dieser Gedichte als Belege ihren Platz finden.

Aber man muß doch ein Verantwortungsgefühl besitzen, wenn man so Großes, wie das Erbe Wagners zu verwalten hat. Die sehr geringe Einschätzung der Lyrik, die Wagner hegte, wird im deutschen Volke nicht geteilt. Es erwartet in der Lyrik eines Mannes das Bekenntnis seines innerlichsten und heiligsten Empfindens. Nun erscheint ein Band in prächtiger Aufmachung, glänzend gedruckt, mit Vorwort und Anmerkungen eines berühmten Herausgebers — „Gedichte von Richard Wagner“ — es ist doch klar, daß jeder etwas Bedeutendes, Großes oder doch stark Persönliches erwartet. Ich möchte die Verantwortung für die schwere Herzens- und Geistesenttäuschung nicht tragen, die dieser Gedichtband in der weitaus großen Mehrzahl seiner Leser hervorrufen wird. Noch selten sind dem deutschen Volke derart Steine für Brot angeboten worden, wo es so sicher auf Brot rechnen zu können annehmen durfte.

Natürlich steht nicht alles so tief. Manche der Gedichte, wie einzelne der Widmungen seiner Werke, zeugen für die tiefe Erregung von Wagners künstlerischer Empfindung; andere sind wertvoll für die Charakteristik des Menschen während gewisser Lebensprüfungen. Aber nicht ein einziges trägt auch nur ein Steinchen zu dem hehren Tempel der Verehrung, Be-

wunderung und Liebe bei, den das deutsche Volk Wagner in seinem Herzen errichtet hat. Die „Gedichte“ konnten in der großen Ausgabe der Werke ein bescheidenes Plätzchen finden; sie so anspruchsvoll dem deutschen Volke darzubieten, ist für mein Gefühl ein großes Vergehen an der Sache Richard Wagners.  
R. St.



## Julius Stockhausen †

**B**ald nach dem Münchener Meisterfänger Eugen Bura ist nun auch am 22. September der Frankfurter Sangesmeister Julius Stockhausen gestorben. Er hat allerdings seinen 80. Geburtstag feiern können, und hat im reichsten Maße den schönen Abschluß genossen, den eine Sängerbahn haben kann: die Lehrtätigkeit. Seit den 30 Jahren, die er in der Mainstadt wohnte, ist er nicht mehr viel öffentlich aufgetreten; dafür war er der gesuchteste Gesanglehrer Deutschlands. Seine Sangesmethode hat in neuerer Zeit auch mancherlei Angriffe erfahren, und es trifft zu, daß sie nicht jenen wissenschaftlich-physiologischen Unterbau hat, auf dem das Gebäude einer ausgesprochen deutschen, d. h. der deutschen Sprache gemäßen Gesangsmethodik allein stehen könnte. Auch Stockhausen war eben im Grunde weniger Systematiker als Praktiker, und darum für jene besonders wertvoll, deren stimmliche Verhältnisse in irgend einer Weise an seine eigenen erinnerten, so daß er ihnen zeigen konnte, wie man es macht. Aber die geringeren Erfolge sind doch wohl erst in den letzten Jahren eingetreten; jedenfalls vermögen sie niemals das lange, segensreiche Wirken des Lehrers Stockhausen vergessen zu machen. — Aber bevor er sich ausschließlich der Lehrtätigkeit gewidmet hatte, war Stockhausen wohl der beste deutsche Sänger, der hehre Ränder der unvergleichlichen Schönheiten des deutschen Liedes, wie es durch Schubert die krönende Vollendung erfahren. Stockhausen hatte zu Beginn seiner Laufbahn Theatererfolge errungen, die ihm auch hier eine glänzende Zukunft sicherten. Er ist zeitweilig ein vorzüglicher Oratorienfänger gewesen; aber sein dauerndes Verdienst gründet sich auf seinen Liedergesang. Und er, der als Sohn internationaler Virtuosen in Paris geboren war (am 22. Juli 1826), erst eine französische Kunstszene, danach die italienische Sangesausbildung erhalten hatte, wurde deutscher Sänger. Im Grunde der erste deutsche Liedersänger, weil er aus dem Wesen der deutschen Sprache, der Art der deutschen Lyrik heraus den Vortrag gestaltete. Er hatte erkannt, daß das deutsche Lied die vollendetste Deklamation einer Dichtung darstellte, wahrte freilich mit den Komponisten, deren Schöpfungen er mit Vorliebe vortrug, der Musik ihr Recht, und sah nicht in einer auf Einzelheiten gerichteten Deklamation das Ziel, sondern vertraute der außerordentlichen Stimmungskraft des musikalisch gerundeten Vortrags. So behielt sein so genau studierter und auf reichster musikalischer Bildung beruhender Gesangsvortrag den Charakter der Angeseuchtheit und Einfachheit, also genau das Gegenteil dessen, was bei der heutigen, sogenannten dramatischen Vortragweise vieler unserer berühmten Sänger herauskommt. Es wäre dringend zu wünschen, daß in dieser Hinsicht das Beispiel des großen toten Sangesmeisters erneute Früchte trüge.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Febr. v. Grotzsch, Bad Deynhausen i. W.  
Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Stora, Berlin W., Landskuperstraße 3.  
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



IX. Jahrg.

November 1906

Heft 2

# Totengräberweise.

Von Franz von Schlechta.

**Franz Schubert.**

Componirt 1826.

Ziemlich langsam.

Gesang.

Piano.

First system of musical notation. The vocal line (treble clef) begins with a whole rest. The piano accompaniment (grand staff) starts with a treble clef and a bass clef. The key signature is two sharps (F# and C#), and the time signature is common time (C). The piano part features a complex texture with many chords and moving lines. A *cresc.* marking is present at the end of the system.

Second system of musical notation. The vocal line begins with the lyrics: "Nicht so düster und so bleich, Schläfer in der Tru -". The piano accompaniment continues with similar complexity.

Third system of musical notation. The vocal line continues with the lyrics: "he, un-ter Schol - len leicht und weich leg'ich dich zur Ru - he." The piano accompaniment continues.

Fourth system of musical notation. The vocal line begins with the lyrics: "Wird der Leib des Wurmtes Raub und ein Spiel den Win - den,". The piano accompaniment continues.

muss das Herz selbst noch als Staub le - ben und em - pfin -

den; wird der Leib des Wur - mes Raub und ein Spiel den Win -

den, muss das Herz selbst noch als Staub le - ben und em - pfin - den.

Denn der Herr sitzt zu Ge - richt; gleichend

dei - nem Le - - ben, wer - den, dun - kel o - der licht, Träume

dich um - schwe - ben. Je - der Laut, der dich ver -

klagt als den Quell der Schmer - zen, wird ein schar - fer Dolch und

nagt sich zu dei - nem Her - - zen, wird ein schar - fer Dolch und

nagt sich zu dei - nem Her - - zen.



Doch der Lie - be Trä - nen - tau, der dein Grab be - sprü - - het, färbt sich

an des Him - mels Blau, knospet auf und blü - het, färbt sich an des Him - mels

Blau, knospet auf und blü - het.

Im Ge - sange lebt der Held, und zu

sei - nem Ruh - me schimmert hoch im Sternen - feld ei - ne Feu - er - blu - me.

Schlafe, bis der En-gel ruft, bis Po - sau-nen klin - gen,

und die Lei-ber sich der Gruft jugend - lich entschwin - gen, schlafe, bis der En-gel

ruft, bis Po - sau-nen klin - gen, und die Leiber sich der Gruft ju-gend-

lich entschwin-gen.

# Verklärung.

Gedicht von Pöpe. Deutsch von Herder.

Franz Schubert.  
Componirt 4. Mai 1818.

**Allegro.**

Gesang.

Piano.

The first system of music consists of a vocal line (treble clef) and a piano accompaniment (grand staff). The vocal line begins with a whole rest, followed by a series of notes. The piano accompaniment features a rhythmic pattern of eighth and sixteenth notes in the right hand and chords in the left hand.

Le - bens - fun - ke vom Himmel ent - glüht, der sich los zu win - den müht, zitternd,

The second system continues the vocal and piano parts. The lyrics are written below the vocal line. The piano accompaniment provides harmonic support with chords and melodic fragments.

kühn, vor Seh - nen lei - dend, gern und doch mit Schmerzen scheidend:

The third system continues the musical setting. The piano part includes dynamic markings such as *f* and *p*, and features some melodic lines in the right hand.

*cresc.* end; o end' den Kampf, Na - - tur!

**Adagio.**

*pp*

The fourth system marks a change in tempo to **Adagio**. It includes the dynamic marking *pp* (pianissimo) and a crescendo hairpin. The piano accompaniment features a prominent melodic line in the right hand.

Sanft in's Le - ben auf - - wärts schweben, sanft hinschwim-den,

lass mich nur! Horch, mir lis-peln Gei-ster zu:

„Schwe - ster-see - le, Schwe - ster-see - le, komm zur Ruh.“

Recit.

Ziehet was mich sanft von hinnen, was ist's, was mir meine Sin-ne, mir den Hauch zu rauben

droht? See - le! sprich, ist das der Tod? Die

## Im vorigen Tempo.

Welt entweicht, sie ist nicht mehr. En - gel-Ein-klang um mich her!

*ppp* *pp*

Ich schweb'im Mor - genrot. Leiht, o leiht — mir eu - re

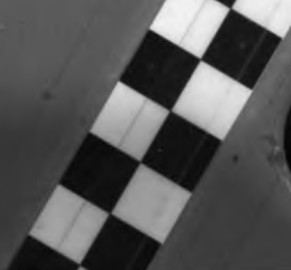
Schwin-gen, ihr Brü - der, Gei - - ster helft mir, helft mir sin - gen:

## Recit.

O Grab, wo ist dein Sieg? wo ist dein Pfeil, o Tod?

*ff*

Fragment of musical notation on the left edge of the page, including staves and some illegible text.







IX. Jahrg.

Dezember 1906

Heft 3

## Weihnachten

Von

Erwin Gros

**W**eihnachten naht; da treten zwei Engel zu mir und nehmen mich bei der Hand, Erinnerung und Sehnsucht. Sie singen mir ein wunderbares Lied ins Herz hinein, Erinnerung von dem, was war, Sehnsucht von dem, was kommen soll.

Ich stehe wieder, ein Kind, am Knie meiner Mutter. Ich höre wieder, die so lange schon verstummt ist, ihre sanfte Stimme. Von den Wundern der heiligen Nacht erzählt sie. — Goldnes Licht fließt nieder auf die Gefilde der Davidsstadt, himmlisches Grüßen naht der aufstrebenden Erde, andächtige Hirten knien vor der Krippe, darin das göttliche Kind schlummert, das Christkind, das auch zu mir jetzt kommen wird mit der lichtglänzenden Tanne und seinen herrlichen Gaben. Ehrfürchtiges Staunen vor den tiefen Beheimnissen einer überirdischen Welt erwachte damals in meiner Seele und ein großes Vertrauen zu einer wunderbaren Liebe, die uns den Tisch deckt und uns das Leben hell macht.

O seliges Eiland der Kinderzeit, wie liegst du ferne draußen im Meer! Nicht mehr gehörst du mir. Weit und stürmisch war die Fahrt, die mich von dir zu diesem Gestade trug, darauf ich jetzt stehe. Ich bin kein Kind mehr, kann's nicht mehr sein. Nicht mehr ist mit dem Leben ein Traum voll Harmonie und Frieden; der Wirklichkeit harte Dissonanzen umtönen mich. Ich habe leidvoll erfahren den Zwiespalt in der Welt, leidvoll den



Zwiespalt in der eigenen Brust. Brandmale und Narben trage ich an mir; wie oft brennen und schmerzen sie noch! In Wehr und Waffen muß ich stehen, neuer Kämpfe gewärtig wider seelenverderbliche Gewalten drinnen und draußen. — Und doch traure ich mit nichten, denn mehr bin ich als wissender, reifiger Mann denn als unbewehrtes, törichtes Kind, mehr gewann ich, denn ich verlor. Nicht traure ich, da ich eins festhielt oder vielmehr wiedergewann, — der Edelhort der Rinderart wohnt heute noch in meiner Seele, das ehrfürchtige Staunen vor den tiefen Geheimnissen, das große Vertrauen zu der wunderbaren Liebe des Ewigen.

Von meinem Leben singt mir die Erinnerung, vom Leben der Menschheit die Sehnsucht. „Friede auf Erden“, das ist der Rehrreim ihres Liedes. Alte Weisen sind darin verwoben, die einst gottbegeisterte Seher angestimmt haben:

„Zu Gast ist der Wolf beim Lamm,  
Und der Panther ruhet beim Böcklein.  
Kind und Leu weiden zusammen,  
Und ein kleiner Knabe hütet sie.  
Ruh und Bärtn befreunden sich,  
Beieinander lagern ihre Zungen.  
Der Löwe frißt Streu wie das Kind.  
Der Säugling spielt an der Höhle der Otter,  
Und der Entwöhnte streckt seine Hand aus  
Nach dem Neste der Ratter.“ (Jesaja 11.)

Friede auf Erden!

Schweige, Sehnsucht! Dein Lied wühlt meine Seele auf; je lodender es klingt, desto größer meine Pein.

Wo ist denn Friede auf Erden? Wolfsart verstört das Lamm, der Stärke des Bären fällt das Schwache zum Raube. Kampf ist, wohin ich sehe! Volk steht wider Volk, Mensch wider Mensch! — Und so muß es sein, und so wird es sein, sagt der kalte Verstand, bis an das Ende der Tage. Denn die Kraft der Selbstsucht ist's, die den Fortschritt auf Erden wirkt, daß Form und Zuschnitt unsres Lebens reicher und bequemer werden. Drum, es lebe der Kampf, nur harte Hände meistern das Leben!

Doch da hebt die Sehnsucht mit leiser Stimme wieder an und singt mir von dem, der zur heiligen Weihnacht geboren ward: Er kam in die Welt, und die Welt verstand ihn nicht, denn er war anders als die Welt, darum hat sie ihn ans Kreuz geschlagen. Er dachte nicht an sich selbst, er war kein Mensch der Gewalt; worum die Menschen sich zerren und reißen, das galt ihm nichts. Sein Leben war ein Verzicht auf das Leben. Doch gerade dadurch nahm er Besitz von der Welt, und sie kann ihn nimmer vergessen. Er ist in die Welt hineingegossen wie ein Strom, dessen Wasser von Jahrhundert zu Jahrhundert steigen.

Habt ihr nicht von ihm gelernt und mit ihm erfahren, daß die Liebe es ist, die das Leben reich und selig macht! Sind das nicht die größten, wahrhaft befruchtenden Zeiten, wenn Menschen wie ein Mann zusammenstehen und von seinem Opfermut durchglüht das Wohl der Brüder suchen!

Wo ist eine größere Macht der Weltverklärung?

So singt die Sehnsucht und wirbt uns für die Liebe, die ihr Erfüllung bringen soll.

Nicht vergeblich soll sie uns gesungen haben zur heiligen Weihnacht.

Wir wollen uns zum Christfest rüsten nicht in zerstreuer Vielgeschäftigkeit, sondern in stiller Einkehr, nicht mit äußerem Gepränge, sondern in tief innerlichem Sehnen, das die Seele beflügelt, dem nachzuleben, des Erdentag anhub unter der Botschaft von oben: „Friede auf Erden!“



## Die Heldin

Von

Laurenz Riesgen

„Der Tag, an dem geächtet  
Und rechtlos war die Frau,  
Vom Manne roh geknechtet,  
Liegt heute fern im Grau.  
Heut' schreitet sie zur Seite  
Dem Manne, gleich an Recht,  
Ist oft im Daseinstreite  
Das stärkere Geschlecht.

Und darum, teure Schwestern,  
Seid frei! Und seid es ganz!  
Laßt heute sein und Gethern  
Im Zukunfts-Morgenglanz!  
Vor allem: Seid fortschrittlich!  
Und kämpft mit jäh' Kraft,  
Bis wir uns unerbittlich  
Den vollen Sieg verschafft!“ —

Donnerndes Beifallrufen  
Umbraut die Rednerin.  
Dann trat sie von den Stufen  
Zum Glückwunsch lächelnd hin.  
„Wie eine Heldin!“ prahlten  
Die Damen vom Verein;  
Und aller Augen strahlten,  
Sie möchten auch so sein.

Doch still mit sel'gen Augen  
Sah eine in den Schoß.  
Was möchten ihr wohl taugen  
Solch' Worte, fern und groß!  
Ihr pulste süßes Leben,  
Genährt vom eignen Blut; —  
Wem wurde denn gegeben  
Auf Erden größer Gut?

Und Heldin? Ach, was fragte  
Sie wohl nach Phrasenruhm?  
Wenn ihre Stunde tagte,  
War das nicht Heldentum?  
Was war denn mehr: zu sprechen  
Von Freiheit, Recht und Kraft,  
Oder die Frucht zu brechen  
Schmerzvoller Mutterschaft?

Sie lächelte. Zu sterben  
Fürs liebe, süße Kind,  
Ihm alles Glück zu erben,  
Wie's nur die Mutter sinnt, —  
Sie hatt' sich stark bereitet  
Mit Gottes Gnadenbrot,  
So wie ein Krieger schreitet  
Befast zum Schlachtentod.





## Volkstimmung und Volkswohlfahrt in der Ostmark

Von

E. Seefried

Die Gegensätze zwischen dem Westen und dem Osten treten immer krasser zutage. Während es sich dort in allen Winkeln regt, alle Mannen, die ein Interesse an dem Wohle des Volkes haben, ihre Kraft in den Dienst der Allgemeinheit stellen, kümmert man sich im Osten um das Wohl des Landvolkes fast gar nicht. Es soll damit nicht gesagt sein, daß es auch in der Ostmark nicht tüchtige Leute gibt, die ein warmes Herz für das Volkswohl haben. Im Gegenteil, ihre Zahl wird gewiß größer sein, als man annimmt, aber sie stoßen mit ihren uneigennütigen Bestrebungen auf Schritt und Tritt auf Hindernisse und kommen gar in den Verdacht der Polenfreundlichkeit.

Im Vordergrund steht überall die Politik. Und es gibt in der Ostmark wenige Personen, welche, über den Parteien stehend, sich einen klaren Blick für die heutigen Verhältnisse bewahrt haben. Ein objektives Urteil über die Volkstimmung kommt selten an die Öffentlichkeit. Denn es wäre zu naiv, wollte man die Leitartikel in der polnischen Hespresse oder die Herzergüsse eines Versammlungsredners als die wahre Stimmung des Volkes betrachten.

Von der einen Seite werden Maßnahmen getroffen, um das Deutschtum mit Bolldampf in die Ostmarken einzuführen. Auf der andern stehen die Helden von der Polenwacht „Straß“ und schüren das Feuer der Zwiebracht. Der Kampf wogt hin und her. Und wer hat den Schaden davon? Das Volk! Das Volk, das an dem Kampfe gar nicht teilnimmt oder höchstens die Rolle der urteilslosen Hammelherde spielt.

Und es ist auch hier die alte Geschichte, „die großen Diebe läßt man laufen und die kleinen hängt man“. Die Anführer werden von den gegen die Polen getroffenen Maßnahmen der Regierung nicht belästigt. Das Volk hat den Schaden. Und nicht nur die Polen, sondern auch die hier wohnenden Deutschen.

Nehmen wir nur als nächstliegendes Beispiel das neue Ansiedelungs-gesetz an. Wen hat es empfindlich getroffen? Die großen Güterbarone, die polnischen Magnaten, die fanatischen Geistlichen, welche den Kampf führen, also die Schulbigen! Gott bewahre! Der kleine Landmann leidet darunter, der ganz fern der Sache stand, — stand, denn nun erfährt er an seinem eigenen Leibe, daß er anders behandelt wird als sein deutscher Nachbar. — Und die Anführer haben willkommenen Stoff zu neuen Sezereien.

Was der Ostmark not tut, sollte man von den Gegnern lernen. Die polnischen Führer fürchten nichts mehr als eine geistige Aufklärung des Volkes. Je dümmer, desto besser; desto leichter läßt es sich lenken; desto zugänglicher ist es ihren Bestrebungen. Deshalb ist ihnen nichts verhaßter als die deutsche Volksschule, die sie mit aller Bitterkeit bekämpfen. Ob der Religionsunterricht deutsch oder polnisch erteilt wird, das ist ihnen einerlei. Nur können sie es nicht vergessen, daß die polnische Geistlichkeit die direkte Macht über die Schule und ihre Lehrer verloren hat. Und nun bietet sich ihnen willkommene Gelegenheit, den Kindern den Märtyrerkranz auf die Stirne zu drücken und dem Volke vor Augen zu führen, wie ungerecht der Staat es behandelt, wenn er den Kindern die Religion in fremder Sprache aufdrängt.

Wiederum muß man sich fragen: Ist der Standpunkt, den die Regierung zum Religionsunterricht in der Schule einnimmt, ein richtiger? Die Zeit wird es lehren, daß jede Maßnahme unserer Ostmarkenpolitik, welche das Volk — also die Unschulbigen — empfindlich trifft, und die Anführer — die Schulbigen — gänzlich verschont, sich als unhaltbar erweisen wird. Daß die Regierung es auch allmählich einsieht, daß sie auf falschem Wege ist, beweist die Bemerkung, die der Minister von Studt im Laufe einer Unterredung mit dem Fürstbischof Ropp fallen ließ. Als der Kardinal dem Minister auseinandersetzte, daß die Regierung in Sachen der Beseitigung der polnischen Vortragsprache im Religionsunterricht in den Elementarschulen zu weit gegangen sei, soll der Minister es zugegeben und bemerkt haben: „Aber zeigen Sie uns, Herr Kardinal, einen Ausweg, der uns ermöglicht, aus dieser Situation ohne Schädigung des Ansehens der Regierung herauszukommen.“ — Dies wurde zwar inzwischen dementiert, jedenfalls ist aber der Regierung der Schulstreik nicht gleichgültig.

War es überhaupt nötig, daß der Religionsunterricht in dieser Ausdehnung in den Schulen der Ostmark verblieb? Die polnischen Geistlichen erkennen ihn doch nicht an und erklären: „Kinder, das, was ihr in der Schule lernt, ist gegen die Lehren der Kirche. Man will euch den Glauben nehmen.“ Und in Anbetracht des „kezerischen“ Unterrichts in der Schule müssen die Kinder zwei Halbjahre, zweimal wöchentlich, am Konfirmandenunterricht teilnehmen, um würdig für die erste hl. Kommunion vorbereitet zu werden. Außerdem werden sie allsonntäglich zur Christenlehre versammelt, woran auch Erwachsene sich beteiligen. Da fragt man sich unwillkürlich: „Ist es noch nicht genug Religion für unsere Landjugend?“ Was soll

noch die Schule dazwischen? Kann man es nicht durchsehen, daß der Konfirmandenunterricht wirklich als Fortsetzung des Religionsunterrichts in der Schule gilt, daß er auf dem weiterbaut, was der Lehrer vermittelt, so überlasse man überhaupt die Sorge um die zukünftige Seligkeit der Kinder den Eltern und den Geistlichen. Die Schule wird es verstehen, auch ohne systematischen Religionsunterricht die Jugend zu sittlich starken Charakteren heranzubilden. Unter den jetzigen Umständen ist der Religionsunterricht in den polnischen Schulen der Ostmark kein Segen für die Erziehung, sondern ein Fluch. —

Man reißt sich auf in unnötigen Kämpfen, in kleinlichen Säntereien, und das Volk leidet darunter. — Es ist das schlimmste Zeichen unserer Polenpolitik, daß man sofort augenscheinliche Erfolge sehen will. Man verlangt womöglich, die Leute sollen allesamt erklären, daß sie die treuesten preußischen Untertanen sind. Woher weiß man aber, daß das Volk nicht zum Könige treu steht?! Woher kennt man denn die wahre Stimmung des Volkes? Aus den Hezartikeln in den polnischen Zeitungen, aus den Reden in den Versammlungen!! Das ist aber die Sprache der Führer, die um die Gunst des Volkes sich bemühen. Und mögen die Versammlungen noch so zahlreich besucht sein, es ist kein Zeichen von polnisch-nationalem Geist. Man muß den Charakter der hiesigen Landleute kennen. Sie sind wie die Kinder. Wo es eine Zusammenkunft gibt, wo tüchtig geschrien wird, da müssen sie dabei sein. Darauf spekulieren ihre Führer, und zudem werden die Versammlungen am Sonntag nach dem Gottesdienste abgehalten. Als wirksamstes Lockmittel haben sich aber stets einige Fässer Freibier erwiesen.

Wenn der edle Gerstensaft die Sinne der Teilnehmer verwirrt, dann hat der Redner leichtes Spiel, die Versammlung in Stimmung zu versetzen. Und ich bin überzeugt, wenn der Anführer die Bauern aufforderte, sich gegen die Deutschen zu erheben, so würden sie sich mit Sensen, Ärten, Dreschflegeln bewaffnen und selbst gegen ein ganzes Regiment Soldaten stürmen. — Eine willenlose Masse! Und würde ein deutscher Mann auf der Rednertribüne stehen und in deutscher Sprache das Deutsche Reich und den Deutschen Kaiser verherrlichen, so würden sie Wilhelm II. ein ebenso begeistertes Hurra jurufen! —

Es bleibt auch nicht aus, daß es an den Versammlungstagen zu Ausschreitungen kommt; daß ein besonders Mutiger (der Alkohol tut das Seinige) sich gegen die Polizei auflehnt. Er wird verhaftet. Wenn er sich aber erst ausgeschlafen hat, weiß er in der Regel nichts von dem Vorfall. Der Staatsanwalt urteilt nur nach den Tatsachen. Der „Meuterer“ wird wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt bestraft, oft recht empfindlich. Und der Mann ist in seiner ländlichen Umgebung, auf dem Dorfe, meist als der ruhigste Nachbar bekannt. — Wiederum gingen die Schuldigen — die Anführer — leer aus, und der Unschuldige muß brummen.

Solange man nicht geeignete Maßnahmen treffen kann, um die Redelust der Anführer zu unterbinden, solange der kleine Mann die saure Suppe

essen muß, die ihm seine „Freunde“ eingebrockt haben, wird die Regierung stets ein Fiasko erleben.

Es ist klassisch, wie sich das Volk zu dem neuen Ansiedelungsgefesse stellt. Die Leute behaupten steif und fest, daß nur der Amtsvorsteher und der Landrat an diesen Verordnungen schuld seien. Nur zu oft hört man: „Der König wisse davon nichts. Sie sind ebensogut seine Untertanen wie die Deutschen, dienen ihm treu und bezahlen Abgaben. Vor dem König sind aber alle gleich. Wenn der eine sich auf der neu gekauften Parzelle ein Haus bauen kann, so muß der andere daselbe Recht haben. Wenn sie nur einen Brief abfassen könnten, der bis zum Könige geht, dann würde es anders werden. Aber das verstehen sie nicht; das kann nur der Amtsvorsteher oder der Landrat.“ Liegt in dieser naiven Auffassung nicht ein unerschütterliches Vertrauen zu der Gerechtigkeit des Königs?! Wie lange wird aber dieser kindliche Glaube bei dem jetzigen Kurse bestehen!?

Der Kulturstand des Landvolkes in der Ostmark ist ein abnormer. Wo kennt man hier ländliche Fortbildungsschulen? Wo gibt es Wohlfahrtseinrichtungen, um die trostlose Lage des Volkes zu heben?! — Von polnischer Seite tut man nichts, weil eine arme, urteilslose Masse erwünscht ist. Oder doch! Man gründet Volksbanken, Konsumvereine, um die Taschen der Aktionäre zu füllen. Auch Hausindustrie, in Form von Korbflechterei, versuchte man einzuführen. Als das Unternehmen zu wenig Dividende abwarf, da ließ man Wohlfahrt Wohlfahrt sein und verkaufte die unverarbeiteten Weiden. Das schneffelt besser. Die Polen haben aber nur da enorme Summen zur Verfügung, wo es sich um Stärkung der äußeren Organisation handelt. —

Meint es die Regierung ernst mit ihren Bestrebungen, so muß mehr geistige Nahrung dem Landvolk geboten werden. Unsere Volksschule allein ist nicht imstande, die Arbeit zu leisten, zumal bei ihren oft überfüllten Klassen, den unzureichenden Räumen, der mangelhaften Besoldung der Lehrer. Die obligatorische Fortbildungsschule muß aufs Land. Alle Zweige der Wohlfahrtspflege, als Krankenpflege, Hausindustrie, Jugend- und Volksspiele, Obstbau, Volksbibliotheken sollte die Regierung kräftig unterstützen. — Dabei könnten etwas weniger Reden in den Krieger- und Ostmarkenvereinen gehalten und weniger „Langen für das Deutschtum gebrochen“ werden.

Also das Resümee: Mehr Bildung und Aufklärung unter das Volk! Mehr Wohlfahrtseinrichtungen! Weniger Gesetze, welche das Volk schädigen und verbittern! —





## Die Försterbuben

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen

Von

Peter Rosegger

(Fortsetzung)

Eine himmlische und eine irdische Jungfrau

Die Burschen ulkten heimwärts. Wo es Schnee gab, da bewarfen sie sich mit Ballen. Wo ein Lämpel war, da suchte einer den anderen hineinzuleichen, und der Kruspel mußte wiederholt wegen Beleidigung einer Amtsperson vorstellig werden.

Als sie durch den Hals hinauskamen und das Forsthaus nahe war, wurden sie anständiger. Ihre Rauchzeuge zündeten sie an. Der Fridel hatte keine Zigarren mehr. So wollte er sich ein Haselstößlein schneiden, um etwas in der Hand zu haben zum Spielen. Er langte mit der rechten Hand in den Sack und mit der linken Hand in den Sack, dann wandte er sich um und schaute auf den Weg zurück, und dann brach er den Holzweig mit der Hand ab. Nun hatte er etwas zum Fuchteln, das ist anstatt der Zigarre.

Im Forsthaufe angelangt, vernahm der Fridel, daß Gäste da seien. Der Michelwirt mit seiner Tochter. Der Steirerwagen stand in dem Holzschoppen. Der Bursche wurde bei dieser Wahrnehmung fast nüchtern. Aber er wagte sich nicht ins Haus, warum, das wußte er nicht recht. Er führte seine Kameraden auf die Kugelbahn, die oben am Waldrande war. Doch keiner traf etwas, die Amtsperson traf nicht einmal den Laden und warf weich.

In der guten Stube des Forsthauses war es schon seit frühem Nachmittage hoch hergegangen. Ja, der Freund war wieder einmal da. Der Förster hatte seine Klampfen, wie er die Laute nannte, vom Wandnagel genommen, und so konnten sie sich wieder einmal sattfingen miteinander. Schade, daß der schöne Einklang dieser Stimmen von niemandem weiter gehört werden konnte als von der Helenerl, die in ihrem dunkelgrünen Sonntagsgewand auf der breiten Ofenbank saß und mit innerem Behagen an einem feinen Strümpflein strickte; und von der Sali, die heimlich ihr

Ohr ans Schlüffeloch hielt; und von dem Walde im Hof, der, geführt über den lieblichen Gang, heulen mußte.

Weil es in der tiefsten Fastenzeit war, so wählten sie fromme Lieder. Michels Kehle hatte dafür einen weichen Mollton. Der geheimen Horcherin, die eine besondere Marienverehrerin war, zur Freude sangen sie die süß-innige Weise vom armen Dienstmägdelein.

„Es war ein armes Dienstmägdelein,  
Gar keusch und rein im Leben.  
Das ging wohl alle Tag' in Wald,  
Und fand sie eine Bildnus bald,  
Sie tragt's mit großen Freuden.

Der Priester fällt nieder auf die Knie,  
Er tat sie so schön fragen,  
Wo sie wollten gehen hin,  
Die hohe Himmelkönigin  
Maria tat ihm's sagen.

Die Bildnus war all verwüßt und wild,  
Die Bildnus war wohl zu bekleiden;  
Sie tat es zieren wunderfein  
All' Tag' mit einem Blümelein,  
Wies stunden auf der Heiden.

Sie saget ihm's gar herzlich fein,  
Wohl zu dem armen Dienstmägdelein,  
Wie sich's hat zugetragen.  
So gingen sie der Heiden zu  
Und nach dem Mägdelein fragen.

Es stund wohl an sechs Wochen lang,  
Da ward das Mägdelein tödlich krank,  
Sie wollt' zu Haus nit bleiben;  
Zwei Priester zogen wohl durch das Land  
Und über dieselbige Heiden.

Sie gingen wohl ins Haus hinein,  
Da sahen sie das arme Dienstmägdelein  
In großen Schmerzen liegen,  
Maria stund ihr wohl zur Seit'  
Und tat sie so schön küssen.

Der Weg war ihnen unbekannt,  
Zwei Straßen taten sich scheiden.  
Sie setzten sich nieder ganz müd' und  
    matt,  
Der erste, der einschlafen tat,  
Der andere tat umschauen.

Da rufen's die Priester zur selbigen  
    Stund',  
Das Wunder, das geschehen:  
Jest fällt's nur nieder auf die Knie,  
Jest ist die Mutter Gottes hie!  
Da haben sie's nimmermehr g'sehen.

Da sahen sie ziehen eine ganze Schar  
Der schönsten Jungfrauen,  
Und in der Mitt' die Helferin,  
Maria, die Himmelkönigin,  
Noch schöner anzuschauen.

Um so viel eh haben das Wunder wohl  
Die Priester aufgeschrieben,  
Dem höchsten Gott zu Lob und Ehr',  
Dem Menschen auch zu seiner Lehr':  
Maria allzeit lieben.“

Während die zwei härtigen Männer in der Stube dieses liebe-liche Lied gesungen, hatte die Gali hinter der Tür schon wieder was zu greinen: „Jest glaub' ich ihnen gar nit meh! Sie mögen noch so viel schelten und fluchen — fromm find's! Sie mögen den höllischen Ganggerl anrufen, so oft sie wollen, in Himmel kommens. Wer unserer lieben Frau so schön tut singen, den verlaßt sie nit.“

Nun hatten die Sänger noch einen anderen Zuhörer, den sie in allen Weiten des Waldes glaubten an diesem schönen Sonntagnachmittag. Elias lag oben in der Schlafstube zu allerlängs auf dem Boden. Er hatte ganz leise den Holzschuber aufgemacht, der dazu bestimmt war, des Abends die



Ofenwärme der großen Stube in die Schlafkammer zu leiten. Heute strömte durch die Öffnung süße Maienluft hinauf, im Liedesklang von der heiligen Jungfrau Maria.

Der Junge hatte Angst, sie würden das Lied unterbrechen, wenn sie sein Schluchzen hörten. Die Jungfrau Maria war ja seine heimliche Liebe, von der niemand was wußte. Seit die Sali ihm als kleinen Knaben die Marienlegenden erzählt, war dieses himmlische Anbild in ihm. Als Kind hatte er in Marien die Mutter verehrt, als Jüngling liebte er die Jungfrau. Von einem Rosenkranz umgeben, von Engeln umkreist, im schneeweißen Gewand, auf dem Haupte die Krone der Himmelskönigin, ganz wie im Liede, so steht sie vor ihm, wenn er betet oder wenn er aufwacht in stiller Nachtstunde. Ernst und gütig, so schaut sie auf ihn herab, und aus den milden Händen, die sie über ihn hält, gehen lichte Strahlen nieder auf sein Haupt: die heilige Inbrunst seines Herzens, die er nimmer konnte herausbeten, die ihm fast weh tat — in der wunderfamen Melodie dieses Liedes löste sie sich felig. Darum mußte der Junge so schluchzen.

Die Säger stimmten ihre Saiten und räusperten sich für was anderes. Da schlich Elias hinaus, das Marienbild wollte er sich durch keinen anderen Klang aus dem Ohre scheuchen lassen.

Die Sali hatte sich auch zurückziehen müssen von ihrem Horcherwinkel, um den Kaffeetisch zu besorgen. Milch und Sahne, Weißbrot und Butter waren schon lange erwogen und bereitet. Kaffee die feinste Sorte, wie man sie in Eustachen nicht kriegt, die man draußen beim Kaufmann in Ruppertsbach holen muß! Nun steht alles auf dem zierlich gedeckten Tisch bereit; aus der Tasse dampft heiß herzerfreuender Geruch — und nun dankt der Michelwirt freundlich und sagt, Kaffee trinke er nicht. Anfangs ist die Sali sprachlos. Allmählich kommt sie zu ihren Kräften. Mit umflorter Stimme, der schier das Weinen nahe war, in dumpfem Ernst fragt sie ihn, weshalb er denn eigentlich die Einladung zum Kaffee angenommen habe, wenn er keinen Kaffee trinke?! —

Dieser Mensch ist so leichtsinnig, daß er lachen kann. Wegen eines Effens sei er nicht gekommen, das habe er zu Hause auch. Er nähme am Nachmittage überhaupt nichts. Zum Plaudern und Singen sei er da und zu sonst nichts. Und ließ die Schale klappfest stehen, bis sie eine Haut hatte. Und saß munter am Tisch und strich mit beiden Händen seinen Bart. Dieser lange, schwarze Bart! Nie noch war dieser Bart der kleinen Alten so zuwider gewesen als jetzt, da der Mensch ihr den Kaffee verschmäht. Die Helenerl konnte nach Herzenslust und mit noch so feinem Schick ihr Butterbröcklein streichen und aus der weißen Schale schlürfen — der Sali Freude war dahin. Belebte sich auch dann nicht mehr, als der Michelwirt mit schmasendem Behagen Honigbrot aß und alles, was da war, überschwenglich lobte. Mit drolliger Bekommenheit steckte es ihm dann der Förster: „Ist nicht wieder gutzumachen, Freund, es ist nie wieder gutzumachen! Du kannst sie als Ehebrecherin oder als Leichenschänderin

verleumden, sie wird dir verzeihen. Aber daß du ihren Kaffee verschmähst hast, das verzeiht sie nimmer.“

Nach dem Kaffee ging die Helenerl einmal ins Freie, um sich noch vor dem Abenddunkel die kleine Wirtschaft anzusehen.

Sie begegnete dem Studenten, neben dem sie ein Weilchen einher-schritt. Er redete aber nicht viel. Obschon auch sie auf das Reden nicht eingeschossen war, zu dem möchte sie doch was sagen. Wenn sie nur wüßte, was man mit einem so kleinen Studenten spricht. Ihre gegenseitige Verlegenheit kam ihr übrigens ganz lustig vor. Ja wahrlich, sie könnte ihn fragen fürs erste, ob er nicht seinen Kaffee wollte trinken gehen, fürs zweite, ob er schon ein wenig Messe lesen könne? Überlegte sich's aber, ob das eine, das Bemuttern, sich bei so einem jungen Stadtherrn wohl schickte und ob er das andere nicht etwa für ein Gespötte halten könne. Er ließ sie rechts gehen, blieb ihr aber zwei Schritte im Abstand. So gingen sie nebeneinander bis zur Brücke und über dieselbe. Und auf der Brücke sagte sie: „Das Wasser tut so stark rauschen, daß man kein Wort versteht.“

„Ja“, antwortete er und zog das Wort in die Länge, daß es zur Not auch für zwei gelten konnte. Er hatte also doch verstanden, trotz des Wasserrauschens, und war wieder das ganze Gespräch vom Nichtverstehen überflüssig gewesen. Jenseits der Brücke lagen noch Schneerefte und dabei die Bretter, teils entzwei gebrochen, teils noch aneinander hängend. Der zerstörte Brunnen quoll irgendwo aus der Erde und sumpfte den Boden.

„Da soll ja die Kapelle gestanden sein“, sagte sie.

„Ja.“

Nach einer Weile wieder sie: „Ist's wahr, daß sie eine Schneelawine hat umgeschmissen?“

„Ja.“

Und wieder nach einer Weile: „Um die Kapelle wird Ihnen wohl recht leid sein?“

„Kein Schade drum“, antwortete er, weiter nichts.

Da dachte sie: Jetzt laß ich's bleiben. Und war froh, daß der andere kam. Auf der Kugelbahn hatte der Fridel, während er just die Kugel hinausgeschoben, bemerkt, daß dort Michelwirts Helenerl mit dem Elias ging.

Alle neune konnten fallen, feinettwegen! Er guckte nicht weiter danach, er eilte hinab und über die Brücke.

„Du bist ja nicht artig, Elias!“ rief er lustig, nahm unter schöner Verbeugung den Arm des Dirndels und hing ihn in den seinen. Dabei lehnte er sich gleich etwas zu stark an, so daß sie leicht zurückwich.

„O, verzeih!“ sagte er lachend, „weißt, wenn einer den ganzen Tag auf dem Steinhaufen herumgelugelt ist, da tut's wohl auf dem Blumenbeetel!“

„Sehen Sie, Herr Elias!“ redete sie über die Achsel gegen den Studenten hin, gleichsam: Daran nehmen Sie sich ein Beispiel, so muß man's machen, wenn man mit einem Mäd'el geht!

Dann erzählte der Friedel, wie er den Tag über mit bösen Buben umgegangen sei, so daß Gefahr bestehe, er könne auch selber einer werden, wenn er nicht noch knapp vor Abend sich an ein liebes Madel mache.

„Bedank' mich schön!“ antwortete die Helenerl, was freilich ein Spott war, aber ein solcher, für den sie wünschte, daß er nicht übelgenommen werde. Übelgenommen? Nein, das wurde er durchaus nicht. Im Gegenteil, der Bursche gefellte sich noch traulicher, plauderte ihr so nahe ins Gesicht hinein, daß es ein paarmal knapp dran war, sein Mund könne ihre Wange berühren. Die Wirtstochter machte sich nicht viel draus, sie kannte schon durch Kellnerinnen die Art junger Männer, die etwas unbedacht getrunken haben. Sie hielt ihr Gesichtchen nur ein wenig gegen die andere Seite.

„Über gar so neidisch sein, Helenerl!“ scherzte er. „Laß mich doch deine Augerln anschauen, wird eh bald finster!“

Sie wendete ihr blondes Köpfschen und ließ sie ihn wirklich anschauen. Er tat das schier gründlich, und sie schauten sich treuherzig in die Augen.

So waren sie wieder zurück über die Brücke gegangen. Hinter ihnen drein Elias. Das war ihm einmal etwas Neues. Hatte er schon früher keine Worte gefunden, jetzt fand er auch keine Gedanken. Er war verblüfft. — Zum Hause gekommen, nahm die Helenerl rasch ihren Arm an sich und ließ den Friedel allein stehen. Er schaute ihr nach und schnalzte mit der Zunge. Zum Fenster rief die Sali heraus, wo sie denn alleweil herumgäulen täten, die Buben? Ob sie den Kaffee das drittemal aufwärmen solle?

Während die beiden Alten in der großen Stube bei der angezündeten Lampe und beim Glase Wein noch frohgemut beisammensaßen, plauderten, erzählten, dann wieder eins sangen, gingen die Brüder noch einmal über die Brücke und drüben auf der Straße gegen die Schlucht hinein. Es dunkelte schon stark. Sie hatten eine Unterredung. Der Friedel hatte erzählt, daß aus dem Schneekugelschieben auf der Wildwiesen nichts geworden war, weil die Lahnen gingen, daß es hingegen aber um so lustiger beim Krauthasen hergegangen sei. Das wäre ein närrischer Kauz, dieser Krauthas, und was er für Kunststückeln mache mit den Spiellarten, mit Bandeln und anderen Sachen. Feuerfressen könne er auch. Etwas unsauber, aber komisch. Ein kohl-schwarzer Zauberer, den müsse der Elias doch einmal aufsuchen: „Ich muß morgen wieder hinauf zu ihm; willst mit?“

Elias sagte rundweg nein.

„Na ja, 's ist auch noch ein zu kalter Wind jetzt in der Bärenstuben. Später einmal gehen wir miteinander hinauf. Mußt dir doch auch einmal den Holzschlag anschauen, wo ich meine Arbeit hab'. Und auf die Almnen, weißt, wie damals auf die Seealm! Sind noch Frazen gewesen. Wenn man groß ist, schaut's auf einem hohen Berg ganz anders aus. Da mußt einmal mit.“

„Ja, da geh' ich einmal mit.“

Auf das Klappern oben am Waldrand sagte der Friedel: „Haben die Bären sich immer noch nit genug Kugel geschoben! Man sieht ja nit

mehr. Die Gehaltischen sind solche Regelfresser. — Elias, du bist ein Musterbruder!“

Da er seinen Arm zärtlich um den Nacken des Studenten legte, so fragte dieser gelassen: „Willst was von mir?“

„Bloß zehn Kronen, aber die muß ich haben.“

„Und die soll ich dir borgen.“

„Na, gerade das verlange ich nit,“ lachte der Fridel, „kannst mit sie auch schenken.“

„Und wenn ich nichts habe?“

„Ich bitte dich, du hast immer was.“

„Und warum hast denn du nichts? Kriegst mehr als ich im Monat, verdienst dir auch was, ich verdiene mir nichts.“

„Und brauchst auch nig. Weil du ein braver Junge bist.“

„Und du?“

„Ich? Ein Lump. Das heißt, nein, noch bin ich keiner. Daß ich halt alleweil so viel aufgelegt bin zu allem, was lustig ist. Und daß alles Geld kostet, was lustig ist, ich kann nig dafür. Ist so weit ja nig Schlechtes. Aber wenn man was verspricht und nit hält, dann ist man ein Lump. Und so einer bin ich schon morgen, wenn ich die zehn Kronen nicht hab’.“

Elias machte ein strenges Gesicht. An seinen Professoren hatte er es gesehen, wie man die Stirn runzelt und die Augensterne zurückzieht, tief in die Knochen hinein. „Fridel,“ sagte er, „weil wir schon von Lumpen reden, wie heißt denn ein Mensch, der was verspricht und weiß, daß er’s nicht halten kann?“

„Das hab’ ich nit gewußt, heute drinnen beim Krauthasen. Auch dich hätte er so gefangen.“ Dann erzählte er die Geschichte von der Heradam, von der Wette und vom Rosoli. „Es ist eine Spielschuld, mein Lieber!“ sagte er, um die ganze Größe der Angelegenheit darzutun. „Und jest, ob ich morgen ein Lump bin oder nit, das kommt auf dich an.“

„Hörst du, das ist eine Erpressung!“

„Wer ist schuld als du, wenn du nit willig hergibst!“ sagte der Fridel lustig.

„Gut, aber zu Ostern mußt du mir meine Sache zurückgeben.“

„Elias“, sagte der Fridel. „Zurückgeben, das kann ich nit versprechen. Damit du siehst, daß ich kein Lump bin.“

„Nun, dann muß ich freilich.“ Der Junge zog aus dem Hosensack sein Geldtäschchen; es war nichts drin als ein einziger sorgfältig zusammengefalteter Sehnkronechein. „Aber das ist das letztemal. Du mußt dich befehren. Nimm dir ein Beispiet an unserem Vater.“

„Wär’ mir nit zuwider. Vormittag beim Michelwirt Wein trinken und Nachmittag zu Haus Wein trinken. Geh, schau nit so grantig. Will mich ja bessern. Geh’s eh ein, daß es so nit kann fortgehen. Es ist halt jußt einmal zu lustig auf der Welt.“

Leise sagte Elias: „Denk ans Fegfeuer!“

„Jesses, ans Fegfeuer! Laß mich aus mit dem Fegfeuer!“

„Nachher möchte ich dir noch was sagen, mein lieber Bruder.“ Er juckte ab, aber es kam doch. „Wie du zu der Michelwirtschen bist gewesen vorhin!“

„Mit wem meinst?“

„Mit der Helenerl. Und noch dazu beim helllichten Tag!“

„Nein, es ist schon bissel dunkel worden.“

„Wie du sie gleich so hernimmst! Und so Sachen plauschen mit einem jungen Mädel! Just, daß du sie nicht hast abgeküßt auf der Straße!“

„Tu nit greinen, geistlicher Herr, ein andres Mal werd' ich's schon heimlich tun.“

„Du tußt alles verdrehen, und ich sage dir, garstig ist das, mir hat gegraußt! Ich glaube schon bald, du hättest sie verführen mögen!“

„Du, die mag einer nit so leicht verführen“, versicherte der Fridel.

„Weil sie schon verführt ist. Eine Kellnerin! da gehört nicht viel dazu.“

Jetzt blieb der Fridel stehen und betrachtete den kleinen Studenten von oben bis unten. Und schüttelte den Kopf und lachte.

„Allen Respekt! — Aber weißt, mein lieber Bruder, erstens ist das keine Kellnerin. Und zweitens, wenn's auch eine wäre! Und ein so lieb's Täubel sie auch tut sein. Probier's nur einmal mit ihr, mein Lieber!“

Hinter dem Hause plötzlich ein schallendes Gelächter. Einer der Burschen lief um die Ecke, mit beiden Händen die linke Wange haltend, als ob sie ihm davonlaufen wollte. Der Kruspel. Eine unerhörte „Amtsbeleidigung“. Mit der Helenerl hatte er in seiner Art vertraut werden wollen. So schallend hatte es gellarscht, daß die Verhaltbuben auf der Regelbahn anfangs geglaubt, der Förster habe aus seiner „Schrotzpeife“ einen Schuß tun wollen und sei ihm bloß das Sündhütchen abgescnalzt.

Der kaiser-königliche Straßenschotterer, der nun auch die Seine hatte, meinte wohl, das sei gerade der beste Abgang: so tapfte er weit- und krummschrittig heimwärts.

Ihm folgten in gemüthlicher Stimmung die Verhaltbuben. Bald darauf rollte auch das Steirerwäglein die Straße entlang gegen Eustachen. Und stille war's im Forsthaufe.

Der Förster saß noch spät in der Nacht in seiner Stube, schmauchte die große Pfeife mit dem langen Rohr und las eins aus der Bibel. Er war in einer gehobenen Stimmung, wie allemal, wenn er mit dem Freunde zusammengewesen, dem liebsten, treuesten Menschen, den er nebst seinen Söhnen auf dieser Welt wußte. So wie im Singen harmonierten sie auch in allem andern. Und wo sie verschiedene Meinung hatten, da war es erst recht köstlich, da trachtete einer den anderen zu verstehen und erweiterte an den Meinungen des anderen sein eigenes Denken. Der Michel hatte mancherlei erlebt und als Wirt an der Straße vieles erfahren, was einem Waldförster sein Lebtag nicht nahe kommt. Mit Handwerksburschen wie mit Bauern, mit Touristen wie mit fahrendem Volk und fahren-

den Herrschaften pflegte der Michel stets ein Gespräch anzuknüpfen. Er verstand das gar witzig anzufangen, machte seine Schwänke, seine unbefangenen Bemerkungen und holte damit die Leute aus, ohne daß sie es merkten und ohne daß er es eigentlich beabsichtigte. Seine sinnige Natur trieb ihn auch an, manches Buch zu lesen und die aufgenommenen Gedanken weiter zu spinnen. Er wurde nicht das, was er las oder hörte, und doch änderte sich daran sein Wesen: das rege Gemüt schmiegte sich an manchen fremden Geist, der nicht so treu war als er. Aber auch der Förster war nicht bloß Förster, sondern dazu noch ein Mensch, der über die Wipfel des Waldes hinaus angeregt sein wollte, der sich mitteilen wollte, Teilnahme begehrte. Im Denken und Sprechen war er wohl nicht so fix, doch wenn er singen konnte, mit dem Singen konnte — dann war er ein glücklicher Mensch. Daß sein schöner Bass in Michel den richtigen Tenor gefunden hatte, diese Frohheit faßte er oft in dem Worte zusammen: „Ja, wenn ich den Michelwirt nicht hätt'!“ Er hatte ihn, und die ruhige Freude darüber las er in die Bibel hinein und aus der Bibel heraus. Beim Nachtgebet dachte er an seinen Wald, an seine Buben, an seinen Freund, und darauf gab's einen guten Schlaf.

Zu einem so gründlichen, murmeltierartigen Untertauchen in das Nichts brachte er es freilich nicht wie sein Sohn Fridolin. Bei dem war alles ausgelöscht: Schneekugelschieben, Krauthas und Helenerl. Er lag im Bette wie ein Klumpen Erdstoff, der atmet.

Elias konnte keinen Schlaf finden. Zuerst hatte er lange gebetet, dann war er ins Sinnen gekommen, und dabei war ihm bange geworden. — Was wird's noch werden mit meinem Bruder? Ein so weltlicher Mensch! Von Himmel und Hölle will er nichts hören. Immer Luftbarkeit, Leichtsinngigkeit, sogar sündige Begier. Man hört von ihm kein Morgenbetet und kein Abendbetet und nichts. Tut man ihn erinnern, so lacht er. Was soll das noch werden? Die rechte Hand möchte ich mir abhacken lassen dafür, wenn er anders wäre . . . Dann betete er wieder, bis auch über ihn der Friede kam. Dann träumte er von der himmlischen Jungfrau, wie sein Bruder von der irdischen.

Sogar die alte Sali hatte vor ihrem Einschlafen den Tag noch einmal überdacht. — Singen können die zwei! Wenn ihnen nit auch die dummen Schelmenliedeln tät'n im Kopf stecken, Vorsinger kunnten sie werden bei der Wallfahrtschar nach Mariazell. — Aber eine solche Hochmütigkeit! Schau dir einmal die Hochmütigkeit an! Wie viele wären froh, wenn sie so einen Kaffee kunnten haben! Ich halt' nig mehr auf den Michelwirt! —

### Der Krauthas und seine Hauswirtschaft

Am nächsten Morgen gingen sie miteinander ins Gebirge, der Förster und der Fridel. Ersterer hatte einen Stock, dessen Handhabe aus einem eisernen Griff bestand, der an einer Seite Hämmerlein, an der anderen ein

kleines Beil war. Der Fridel trug über der Achsel eine Holzhaue. Auch Elias war mit eingeladen worden, mitzukommen. Der blieb zu Hause, er habe zu lernen. In der Schlucht schattete es noch: an den Uferasen der Tauernach Eiszapfen. Auf den Berggipfeln Sonnenschein. Bald hinter dem Halse trennten sich Vater und Sohn. Der Förster der Ach entlang, dann den Forst hinan, um schlagbare Stämme zu märken. Es mußte geblendert werden. Aus dem noch nicht schlagreifen Wald mußten die kranken, schadhafte Bäume entfernt werden. Schnee- und Windbrüche gab es. Die gebrochenen Stämme sind Brutstätten für das Insekt, sie müssen fort. Der Förster zeichnete die Arbeit an. Plötzlich begann er zu fluchen. An einigen Fichtensstämmen waren ihm wieder solche Wunden aufgefallen. „Wenn ich nur diesen gottverfluchten Pechtrager einmal könnt' erwischen! Die schönsten Bäume bringt er mir um! Ich wollt's erraten, wer's ist. Aber derweil die Untersuchung nicht kommt, muß man den Mund halten. Die Spitzbuben haben heutzutage' ein großes Recht.“ —

Der Fridel ging der Bärenstube zu, nach dem Tischenwald, wo die Holznechte arbeiten. Bei dem Krauthasen trat er vor und begehrte ein Stamperl Roten. Im Wirtshaus eintreten und nichts trinken, das schickt sich nicht.

„Kriegen jetzt auch wieder einen guten Weißen!“ gestand der Kohlenbrenner vertraulich. „Hab' schon wieder was im Kessel! Da hinten oben!“

„Lang' hab' ich heut' eh nit Zeit. Da hast“, sagte der Bursche und warf ein zerknülltes Papier auf den Tisch. „Gib heraus!“

Der Krauthas machte einen langen Hals, krabbelte mit seinen dünnen rufigen Fingern das Papier auseinander. „Junger Herr, da soll ich herausgeben? Was glaubst denn, daß ein Faß Rosoli kostet?“

„So laß wenigstens den da“, der Bursche deutete auf sein Gläschen, „draufgehen, du alter Rab!“

„Wegen ein andersmal“, gab der Köhler bei, und der Handel war geschlichtet.

Schon im Fortgehen blieb der Fridel an der Thür stehen: „Du, Krauthas! hast gestern nicht ein Taschenmesser gefunden?“

„Hast eins verloren? Ah, schad', schad' drum!“

„So muß es mir anderswo aus dem Säckel gefallen sein.“

„Da bei mir hab' ich nig gesehen. — Heilige Mutter Anna! Was kommen da lauter für Leut'!“ Erschrocken hatte der Kohlenbrenner die zwei Gestalten bemerkt, die sich der Hütte nahten. Ein Gendarm und der Verhalt von Eustachen. Ersterer, in der Hand bereit haltend das Gewehr mit dem aufgepflanzten Bajonett, schaute zur Thür herein: „Der Bartel Krauthas, ja?“

Hinter ihm der vierschrötige Gemeindefürst mit einem großen Stecken. Mit behäbiger Würde stand er da, das rote, raube Gesicht rasiert bis auf einen grauen Bartkranz, der sich hinter Wangen und Kinn herumzog von einem Ohr zum andern. Unter dem großen, schwammigen Filz-



Die Anbetung der Könige





LIBRARY  
OF THE  
UNIVERSITY OF ILLINOIS

hut hingen geringelte Haare herab, etliche über die Stirn, dickes Gelocke auf die breiten Achseln.

„Guan Morg'n, guan Morg'n, schön!“ füstelte der Kohlenbrenner, „darf ich was aufwarten?“ Denn daß sie schon das Schnapsglas bemerkt hatten, sah er.

„Ihr schenkt Schnaps aus, Krauthas!“ fragte der Verhalt mit seiner rauhen, aber gutmütig tönenden Stimme.

„Immer einmal ein bißel, ja. Fürs Magenweh. Gelt, Herr Rufmann, jetzt ist's schon besser?“

„Magenweh? Ich weiß nig davon“, lachte der Fridel.

„Der Teufel brennt schon wieder aus!“ kreischte der Köhler und tat, als wollte er hinaus zu den Kohlenmeilern, um Flämmchen zu dämpfen.

„Na, na, Krauthas, er brennt nit aus“, sagte der Verhalt. „Du bleibst hübsch da in der Stütten und tuft uns deine Sachen aufzeigen.“ Auf den Gendarmen weisend: „Der Herr da ist so viel neugierig, was du alles hast.“

Als der Fridel merkte, hier werde es ungemütlich, ging er davon, eilte in den Teschenschlag zu seiner Arbeit. Unterwegs dachte er noch: Frisch ist das schöne Messer. Aber dem Elias nig sagen.

In der Kohlenbrennerhütte begann die Hausdurchsuchung. Die Truhe barg ein halb Duzend Schnapsplutzer. Unter dem Riedheu ein Branntweinfäßchen. Wie bedenklich viele Magenleidende es doch in der Bärenstuben geben mußte! In der Ecke hinter einem Bretterverschlag ein Haufen alter Kleider, darunter ein Lodenrock. Der kam dem Gendarmen so groß vor, daß er ihn entfaltet in die Luft hinaushielt: „Krauthas, schließens mal in diesen Rock 'nein!“ Doppelt schlug der Lodene dem hageren Manne um den Leib zusammen. Da sagte der Kohlenbrenner: „Ein armer Teufel, der sich sein Gewand muß zusammenbetteln, kann es sich freilich nit anmassen lassen.“

„Was ist denn das?“ fragte der Gendarm und zog aus der Fleckfuge einen eisernen Pechschaber hervor.

Der Krauthas tat ärgerlich. „Jetzt liegt alleweil noch die dumme Pechtrazen umeinander. Schon im vorigen Herbst hat's ein Holzknacht, oder was er ist g'weßt, dagelassen.“

„Du, Krauthas!“ rief der Gemeindefürstand, und er tat's mit amtlich erhöheter Stimme. „Du weißt, daß das Pechschaben verboten ist. Ein Ameiseierhäfen hast auch dort unter dem G'lump. Ich hab's schon gesehen. Und wer's nit sieht, der riecht's. Daß das Ameisgraben verboten ist, weißt auch. Zweimal hab' ich dir schon Verwarnung zugeschickt. Soll ich dich einsperren lassen?“

„Ich bit', Herr Fürstand“, jammerte der Köhler und stand fast gebrochen da. „Wildern tu' ich eh nimmer.“

„Ich glaub's. Weil gar kein Wildbrat mehr umlauft. Vom Pechern ist jetzt die Red'! Und leicht noch von was anderem!“

„Ich bitt', Herr Fürstand, 's Kohlenbrennen tragt nit viel.“

„Mußt schon so gut sein, Krauthas, und mußt uns ins Steingrabel hinaufführen.“

„Ins Steingrabel? Ja wegen was denn nit! Der Steig ist halt schlecht jest im Frühjahr, wird noch aller verschneit sein.“

Er war aber nicht verschneit, der Steig, er war leidlich ausgetreten. Der Köhler trachtete links ab, gegen die Erlstauden. „Na, na, Krauthas, ins Steingrabel wollen wir!“

„Im Steingrabel ist wohl nit viel Rar's zu finden. Und tun jest auch alleweil die Lahnen gehen.“

„Macht nig, wir wollen just einmal ins Steingrabel.“

Und in dem versteckten Waldwinkel, in der Höhlung eines Felsens hatte der Waldhas seine Branntweimbrennerei. Mehrere Säcke voll gedörrter Eberescheneeren, Heidelbeeren und mancherlei Kräuter- und Wurzelwerk. Auch halbverfaulte Schwämme und Unrat in einem Haufen. Aus rohen Steinen waren kleine Öfen hergerichtet, darüber beruhte Kessel, darunter Holzscheiter, just zum Anzünden. Als der Krauthas sah, seine Destillationsanstalt wäre entdeckt, meinte er, es sei am besten, aus der demütigen Bittweise zum kühnen Angriff überzugehen. Wenn man den Leuten auch noch ihren letzten Erwerb wegnehme, da müßten sie stehlen gehen oder noch was Ärgeres. Was er ihnen getan habe, daß sie ihn zu Grunde richten wollten, wie sie seinen Vater zu Grunde gerichtet hätten! Wie sie dem braven, armen Mann die schöne Wiese abgegaunert hätten, mit der Sieben-Taler-Wette, das hab' er sich gemerkt. Und wenn reiche Leut' schelmen und rauben dürften bei hellichem Tag, so werde ein armer Hascher wohl auch noch ein bißel Pech und Branntwein brennen mügen. Oder nit? Oder wolle der Herr Durchlaucht, oder wem's gehört, die Eberescheneeren selber fressen? — So heftig war er geworden, daß sein dünnes Stimmlin mehrmals überschlug. Der Gendarm hatte an dem schwarzledernen Gürtel neben der Stilettscheide zwei Handschließen aus glänzendem Stahl hängen. Die nahm er jest vor. Aber der Verhalt meinte, das Wichtigste sei, die Sachen in Beschlag zu nehmen. Sie hoben die Kessel aus den Öfen, schleppten solche herab in die Hütte, taten den eisernen Pechtrager dazu und anderlei Verdächtiges; das banden sie mit einem Strick zusammen. Der Verhalt schrieb mit dem Bleistift schwerfällig auf ein Stüd Papier: „Dem Bartel Krauthas weggenommen. Martin Verhalt. Fürst.“

Als sie mit dieser Arbeit beinahe fertig waren, kam der Förster Rufmann daher. Er hatte auf seiner Waldlehne die Markierung geleistet und wollte nun in der Hütte einkehren auf einen Tropfen Schliggerwis. Er wollte sich stellen, als sei er der Meinung, daß der Köhler manchmal einen Plutzer Zwetschgenbranntwein aus Ruppertsbach halte, für sich und zur Magenstärkung für andere. In Wahrheit gedachte er dem Krauthasen auf die Schliche zu kommen. Raum der Krauthas in seiner Bedrängnis des

Försters anständig wurde, tat er einen Freudenschrei und fiel vor ihm auf beide Knie. Und bat unter Händeringen um Hilfe. Man wolle ihm sein Restlein Habschaft wegnehmen, er sei ein blutarmer Teufel und müsse sich in die Asch legen, dort, wo sie am tiefsten. Dem Förster ward es bald hinterlegt, daß er hier den Pechschaber und Almeisengraber vor sich habe. Doch eben, weil man den Mann nun hatte, der auch gar nicht weiter leugnete, war sein Sorn verraucht. Jetzt konnte man sich ja leicht schüzen. Der Schlucker tat ihm schon leid.

Als der Gendarm den Krauthasen nun fesseln wollte, um ihn bequemer einführen zu können, brummte der Fürstehrer: „Ist eigentlich eine dumme Geschicht'. Jetzt gehen wieder die gerichtlichen Scherereien an.“ Und sagte der Förster: „Ich denk', meine Herren, das tun wir nicht. Im Kotter wird der Mensch zwar älter, aber nicht besser. Das Brennen kann ich ihm nicht verbieten und nicht erlauben; ist Sache des hochgebornen Herrn Staates, zu wachen, daß die Grafen und Juden in Galizien in ihrem Erwerb nicht geschädigt werden. Aber die Almeishausenschleiferei und die Pechschaberei ist meine Sach', und die soll ihm für diesmal geschenkt sein. Viel wird er's nimmer treiben. In etlichen Tagen, bis diese Meller abgekohlt sind, soll er schauen, daß er weiter kommt.“

Damit war der Krauthas freigesprochen und davongejagt.

### Locken, locken, Eier locken!

In Eustachen und weiter herum ist es Sitte, daß zur Osterzeit in allen Häusern, wo es junge und auch ältere Dirnlein gibt, Eier hartgekocht und rot gefärbt werden. Die Hühner tun um diese Zeit das Ihrige. Jede hat ihr besonderes, von der Hausmutter sorgsam gehütetes Nest, wo sie jeden Tag oder jeden zweiten Tag ihr Ei legt. Und wenn eine ihre Frucht an unbekannter Stelle ablegt, so gadert sie nachher so heftig und lange, bis auch dieses „vertragene“ Ei aufgefunden wird. Da brauchen in einem hühnerreichen Hof die Leute bloß zu sammeln. Nun und um die Osterzeit werden solche Eier in kochendem Wasser mit Farbstoff rot gefärbt. Manche Wald hält einen ganzen Nätkorb voll roter Eier bereit und wartet auf die Eierlocker. Denn die jungen und älteren Knaben, zu einzeln oder in Gruppen, gehen um diese Zeit von Haus zu Haus und tun „Eier locken.“

So hatte der Fridel sich zu den Gerhalthuben gesellt. An den Osternachmittagen zogen sie von Haus zu Haus, sagten vor der Tür ihr Sprüchlein her und hielten ihre Leinwandfäckelein auf. Wer kein Säcklein hatte, der brachte eine Zippelmütze mit. Sie wurden überall gut aufgenommen: die Gerhalthuben als die Söhne des Fürstandes, der Försterfridel, weil er der Försterfridel war. Den hatte man seiner Lustigkeit wegen und weil er ein so hübscher, artiger Junge war, überall gern.

„Du, Poldhoferin,“ bettelte in einem der Bauernhäuser ein Gerhalthub', „magst mit nit auch ein Paar geben?“

Seit wann man mit einem Ei nit mehr zufrieden wäre?

„Seit der Försterbub' zwei kriegt.“

„Ei der Dunner! Zwei hätt' ich ihm geben, dem Fridel?“

„Wohl, wohl, zwei hast ihm geben, dem Friedel!“

„So muß ich mich narrisch vergriffen haben.“

„Bergreif dich noch einmal narrisch!“

„Ah, ich weiß schon, für seinen Bruder, den Studenten, ist eins vermeint gewesen.“

„Vermein halt meinem Bruder auch eins. Dem, der noch dabeim ist.“

Da blieb der Jungbäuerin nichts anderes übrig, als auch dem Verhaltsohne zwei Eier zu schenken. Der andere Verhaltbub' übte dieselbe Erpreßung, und sie mußte sich fügen, weil ihre heimliche Bevorzugung des Försterbubens an den Tag gekommen war.

So traten die Burschen auch vor die Thür des Michel-Wirtshauses. Alle drei zusammen, mit gleichwürdigen Stimmen, in der Art, wie Bauernleut' beten, sagten sie ihren Spruch auf:

„Die Glocken, die locken  
Zur Osterfeier!  
Wir locken, wir locken  
Die roten Eier

Bei schönen Dirnlein  
Mit rotem Mund,  
Frisch und gesund,  
Frisch und gesund!“

Trat Frau Apollonia heraus, schaute die Burschen an und sprach mit gutem Humor leise: „Hätt' nit denkt, daß die jungen Buben zu einer alten Frau kommen, Eier locken.“

„Nein, nein!“ riefen sie lustig, „zu der Selenerl kommen wir!“

Sollten halt ein bissel ins Haus gehen. Trat denn das Wirtstochterlein mit dem Nähkorb vor, waren aber bloß eiliche Leinwandflecke drin und ein Zwirnsträhnen.

„Wird halt nig meh da sein“, sagte sie schelmisch und wühlte mit der Hand unter dem Zeug. „Habs schon all weggeben, seid halt zu spat kommen. Schau, schau, da ist noch eins.“ Sie zog ein rotes Ei hervor und schenkte es dem älteren Verhaltsohn in sein Leinwandfädelin.

Bettelte der jüngere, sie möchte suchen: es wäre gewiß noch eins drin.

„Glaub' kaum“, sagte sie, „ist keins meh da.“ Sie grub mit der Hand unter dem Zeug. „Richtig, da hat's noch was!“ Aber als sie es hervorzog, war es ein Zwirnmäuel.

„Geh, Dirndel, eins ist schon noch drinnen“, schmeichelte er, „locken, locken, Eier locken!“

Brachte sie schließlich noch eins zum Vorschein und legte es dem jüngeren Verhaltsohn in die Zipfelmütze, gar behutsam, daß die, so schon drin waren, nicht Schaden litten.

„Und jest, jest geht nur wieder um ein Häusel weiter.“

— — „Ich nig?“ fragte der Fridel. „Locken, locken, Eier locken.“

„Aber Tschapperl, wenn ich nig meh hab'!“

Das glaubte er nicht. „Eins hast schon noch, Helenerl“, flüsterte er und machte einen „Krückerl-mund“, wie Kinder, wenn ihnen zum Weinen ist. „Schau, Dirndel — schau! Für mich hast schon noch eins. — Laß mich suchen.“

„Ihrer ein Duzend hab' ich g'habt“, versicherte sie. „All' seins weg.“

„Laß mich selber suchen. Ich find' noch eins!“

„Nau — wenn du noch eins findest, so such halt!“

Er wühlte im Nähzeug. „Au weh!“ rief er plötzlich und zuckte zurück. Am Nadelfissen hatte er sich in den Finger gestochen. Da wurde er hell ausgelacht; aber als sie abziehen wollten, winkte die Helenerl dem Fridel mit den Augen, ganz flüchtig, wie ein Blitschen. Der Förstereub' verstand und blieb noch ein wenig allein im Vorhause stehen, bis sie aus der Kammer trat mit einem roten Ei, wunderschön kirschrot, schöner als die anderen. Sie steckte ihm's rasch zu. „Fridel, das ist für dich extra eins, für dich ganz allein“ — und schlüpfte davon wie ein Vöglein.

Einen Zuchschrei hat der Bursch' getan, als er über den Antrittstein der Tür hinausprang. Die Kameraden hatten seine Beglückung nicht wahrgenommen. Sie neckten ihn, daß er abgeblitzt wäre, er trällerte lustig:

„Wir locken, wir locken  
Die roten Eier  
Bei schönen Dirndlein  
Mit rotem Mund!“

Als die Häuser, in denen etwas zu erhoffen, abgegangen waren, wobei es noch mancherlei Schalkerei gegeben, eilten die drei Burschen in eine Heuscheune, denn es regnete. Dort sollte der große Eierschmaus stattfinden. Sie machten behutsam ihre Säcklein auf und zählten die Beute. Und begannen nun, um die Dinger auf ergötzliche Art zu zerbrechen und dabei weitere Beute zu machen, die üblichen Eierspiele. Sie rollten die Eier über den Bretterboden hin, um mit dem einen das andere zu treffen. Der eine versteckte das Ei im Heu, und die anderen mußten es suchen. Der eine hielt in halbgeschlossener Faust das Ei hin, und der andere schleuderte ein Zweihellerstück drauf, um es mit der Schneide zu treffen. Dann wieder stellten sich zwei Burschen hin und tutschten mit den Spisseiten zwei Eier zusammen. Wessen Ei bei solchen Spielen unverletzt blieb, der war Herr auch des zerschlagenen.

Der Fridel hatte das seine vom Wirtshaus nicht aufs Spiel gesetzt, sondern es mit dem Sacktuch umwickelt in der Tasche geborgen und mit den übrigen gewann er so viel, daß er die Kameraden einladen konnte zu einem Eierschmaus, wobei die versehrten Stücke völlig entschält und die hartgefotenen, glänzend weißen Eierleiber, Eiweiß und Dotter, mit Salz verzehrt wurden. Die Gerhalibuben hatten in einem früheren Jahre einmal die Erfahrung gemacht, wie weit das gehen dürfe mit dem Verzehren harter Eier, so ließen sie es mit vier oder fünf Stücken gut sein, die übrigen

schenkten sie kleinen Buben, die beim Eierlocken noch nicht so glücklich gewesen waren wie die Großen.

Als der Fridel heimwärts ging, traf er auf der Straße den Kruspel; der wollte ihm Eier abbetteln. Da sagte der Försterbub' spottweise: „Willst ihrer haben, so geh selber locken. Rannst auch bei der Michelwirtsstochter anfragen. Vielleicht kriegst wieder was.“

Da fuhr der Straßenschotterer wütend auf ihn los.

(Fortsetzung folgt)



### *Εὔρηκα*

Von

Hans Appelshaeuser

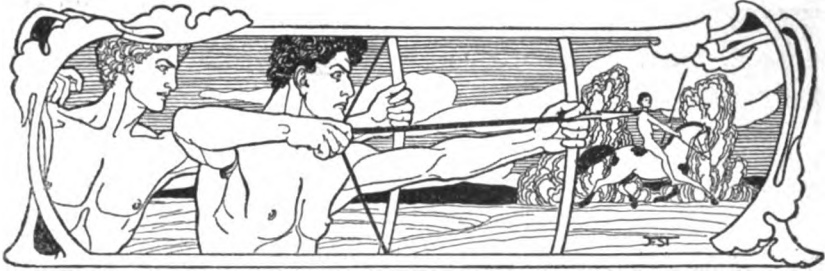
Mit Kinderhänden pflücke ich  
Tagsüber von dem Denkerkranz.  
Der eine baut die tieffste Welt,  
Der andre lacht und tolt im Tanz.

Erfassen werd' ich nie den Rest  
Gedankenreichster Deutungsglut,  
Und nie erstick' ich mein Gemüt  
In Glaubens- und Verneinungswut.

Wenn hinterm Wolfenschleiermeer  
Der Mitternacht ein Sternlein blist,  
Durchrieselt mich die Sinnenruh'  
Der Seele, die ein Heim besitzt.

O Sonnengunst der Weltweiteitheit,  
Wie schmerzt dein Blenden mein Gefühl,  
Wenn nach dem flammenstumpfen Tag  
Die Schatten sinken, rein und kühl.





## Das militarisierte Preußen

Von

Karl von Wartenberg

**Z**weimal hat in den letzten Wochen die gesamte Welt, soweit Zeitungsnachrichten Zutritt zu ihr haben, hell aufklachen müssen. Und das zweitemal lachte sie noch um einige Noten heller als das erstemal. Die Kosten hiervon trug der preußische Staat. Seine Regierer haben ihn dermaßen zu militarisieren vermocht, daß ein Gauner in der Maste eines Hauptmanns der preußischen Garde unter Assistenz eines kleinen Trupps echter Soldaten und unter Berufung auf eine niemals geschriebene Allerhöchste Kabinettsorder einen Bürgermeister, einen städtischen Rassenrendanten, Stadträte, Stadtverordnete, Polizisten, Gendarmen, eine ganze nicht beamtete Bevölkerung hypnotisieren und unter der Hypnose den frechsten Rassenraub vollführen konnte, und zwar in einer Stadt, die unmittelbar vor den Toren der Reichshauptstadt liegt und die schon aus diesem Grunde vor geistiger Stagnierung geschützt sein sollte. Zum ersten Male lachte die Welt, als der Geniestreich bekannt wurde; zum zweiten Male, als der Held des Stückes verhaftet worden und es sich herausgestellt hatte, daß er ein siebenundfünfzigjähriger Schuhmacher ist, der 27 Jahre im Zuchthaus verbracht hat und dem sein Beruf und der endlos lange Aufenthalt in einer Strafanstalt auf den ersten Blick anzusehen ist. Eine das Erbarmen herausfordernde Jammergestalt war in den Morgenstunden eines Oktobertages in der Langen Straße zu Berlin beim Frühstück überrascht worden. Wie groß hat die militärische Hypnose sein müssen, um den bejahrten Zuchthäusler für den preußischen Gardehauptmann zu nehmen, als den er sich ausgab! Nur solche Staatsbürger konnten ihr erliegen, die die Dinge dieser Welt nur noch unter dem militärischen Gesichtspunkt zu schauen vermögen. Die Köpenicker Affäre ist eine Tragikomödie genannt worden. Eine Komödie war sie für das unbeteiligte Ausland, eine tieftraurige Tragödie für die deutsche Nation, die in dem ihr von dem Pseudohauptmann vorgehaltenen Spiegel das eigene Bild sah und vor sich selber erschrecken mußte.



Zu unterscheiden sind Soldat und Militär. Friedrich Wilhelm I. von Preußen war es, der den trotzigen, wagemütigen, von Lebenslust erfüllten, nur der Stunde Rechnung tragenden Soldaten in die Fesseln des unbedingten militärischen Gehorsams schlug und zum stummen Instrument seiner Vorgesetzten machte. Mit Blücher starb der letzte deutsche Soldat hin. Nur ganz leise erinnerte an ihn noch der General Goben, der Sieger von St. Quentin, dem es widerstrebte, immerwährend die Bahnen des Musternabens zu wandeln. Bis zu Bismarcks Entlassung war aber nur das deutsche Offizierkorps militarisirt. Die Militarisirung der übrigen Teile des Volkes setzte erst mit dem persönlichen Regiment ein, das der Beseitigung des Begründers des Deutschen Reiches auf dem Fuße folgte. Seit jenem Zeitpunkt trat in Preußen der konstitutionelle König vollkommen hinter den absoluten Kriegsherrn zurück, der fast auf allen Gebieten des staatlichen Lebens von den Regierten beinahe unbedingten militärischen Gehorsam zu erheischen schien. „Nur Einer darf im Reiche der Herr sein.“ Also verkündete der Monarch zu Anfang seiner Regierung in einer in Düsseldorf gehaltenen Rede. Bald darauf schrieb er das bekannte „*Sic volo, sic jubeo!*“ unter sein Bild, das er dem damaligen preußischen Kultusminister v. Gossler zum Geschenk machte. „*Regis voluntas suprema lex*“ lauteten die Worte, die er bei dem ersten Besuch der Stadt München in deren goldenes Fremdenbuch eintrug. Nun kann man freilich sagen, die Militarisirung des gesamten Volkes wäre schon deshalb nicht zu vermeiden gewesen, weil das Königreich Preußen sich seit einem Jahrhundert ein Volksheer hält, in welchem jeder zum Militärdienst brauchbare Staatsangehörige einige Jahre zuzubringen hat und infolgedessen unbewußt militärisch denken und empfinden lernt. Aber hätte wohl ein völlig militarisirtes preußisches Volk im Jahre 1848 seine Unzufriedenheit mit dem absoluten Regiment so deutlich zu verstehen gegeben, wie es geschehen ist? Hätten wohl ferner zwölf Jahre später die Erwählten eines militarisirten Volkes die Stellung des Königs so sehr erschüttern können, daß er drauf und dran war, abzudanken? Nur in sehr bescheidenem Maße hatte die Institution des Volksheeres auf die bürgerlichen Regierten militarisierend gewirkt. Diese völlig zu militarisieren wäre niemals gelungen, wenn sich nicht ein Bismarck während der Konfliktzeit der hart bedrängten Dynastie angenommen und ihr im Laufe eines Menschenalters einen Glanz verliehen hätte, dessen sie sich seit Friedrich dem Einzigsten nicht mehr erfreut hatte. Lediglich in dem von Bismarck geschaffenen strahlenden Milieu konnte das beständige Hervorheben seiner Auffassung von den Rechten des Herrschers und das Handeln nach dieser Auffassung seitens des jugendlichen Monarchen in den preußischen Staatsangehörigen die Vorstellung erwecken, sie wären auch über die Erfüllung ihrer militärischen Dienstpflichten hinaus zu militärischem Gehorsam verpflichtet. Mit den Worten „*Allerhöchste Kabinettsorder*“ wird im Heere jedes Bedenken, jede andere Ansicht, jedes Zögern im Reime erdrückt. „*Allerhöchste*

Rabinettsorder“ waren auch die Saubertworte, mit denen die Sammergestalt des siebenundfünfzigjährigen Gauners eine preußische Stadt auf Stunden seinem Willen unterwarf. In der Allerhöchsten Rabinettsorder spricht sich eben der eigenste Befehl des Monarchen und obersten Kriegsherrn unmittelbar aus. Ein Frevler, wer nicht sofort pariert, sondern, bevor er gehorcht, die Order zu sehen verlangt. Keiner im ganzen lieben und trauten Köpenick, der nicht unter dem Zauber des eigensten höchsten Willens gestanden und sich nicht beeilt hätte, den Vollführer dieses Willens nach Kräften zu unterstützen. Niemand ahnte dort etwas von einer Verfassung, die vom bürgerlichen Mitglied des Staates Preußen nur den Gehorsam gegen das Gesetz fordert. Köpenick erwies sich bei dem Besuch, den der Zuchthäusler ihm in der Maske eines Hauptmanns des 1. Garderegiments zu Fuß abstattete, als völlig militarisiert. Auch der Herr Bürgermeister ist hiervon nicht ausgenommen. Ja, dieser war es in seiner Eigenschaft als Reserveoffizier erst recht.

Auf die Reserveoffiziere, überhaupt auf die Offiziere des Beurlaubtenstandes bin ich sehr schlecht zu sprechen. Die Armee empfindet sie als ein notwendiges Übel. Ihre Ausbildung kostet sehr viel Zeit und Mühe. Erfolg hat sie jedoch nur in verhältnismäßig seltenen Fällen. Politisch sind mir aber die Reserve- und Landwehroffiziere unsympathisch, weil sie im Grunde die Verfassungen aus den Angeln heben. Des Volkes Führer sind die Gebildeten. Welcher Gebildete war oder ist aber nicht Reserve- und Landwehroffizier? Schon um im Leben leichter vorwärts zu kommen oder, wenn sie keinen Ehrgeiz haben, um nicht über die Achseln angesehen zu werden, trachten die jungen Leute der sogenannten besseren Stände danach, es zu werden. Erreichen sie aber ihr Ziel, so sind sie politisch gebunden. Von dem ihnen in den Verfassungen zugesicherten Recht der freien Meinungsäußerung können sie keinen Gebrauch machen. Wagen sie auch nur im geringsten gegen den Stachel der jeweiligen Machthaber zu löden, so erscheint ihr militärischer Vorgesetzter, der Herr Bezirkskommandeur, auf dem Plan: im leichteren Falle, um sie zu warnen, im schwereren, um sie den militärischen Ehrengerichten zu überantworten, die sie zu schütteln vermögen, daß ihnen vor den Augen ganz schwarz werden kann. Politisch gebundene Männer sind aber keine Führer des Volkes. Der Herr Bürgermeister von Köpenick hat nachträglich erklärt, er wäre bei seiner Verhaftung nur der Gewalt gewichen. Sicherlich ist dies seine innerste Überzeugung. Ob er indes, wenn der Pseudohauptmann in Worten und Gesten weniger forsch und drohend gewesen wäre, den Spieß umgedreht und den Offizier, der sich auf seine „Allerhöchste Rabinettsorder“ berief, dingfest gemacht haben würde? Allzu wahrscheinlich ist es nicht. Was hätte im militarisierten Staate Preußen ihm wohl geblüht, wenn die zitierte Rabinettsorder nicht nur existiert, sondern sogar echt gewesen wäre? Würde vielleicht auch der Herr Bürgermeister mit einem blauen Auge davon gekommen sein, der Herr Leutnant der Reserve sicherlich nicht. Bürgermeister, Richter, Kauf-

leute waren in der bereits erwähnten Konfliktzeit Anfang der sechziger Jahre die Tonangeber in der Opposition. Ihre Eigenschaft von Offizieren des Beurlaubtenstandes war ihnen hierbei keineswegs hinderlich. Opponiert heute der schlichte Bürgermann, wenn er Reserveoffizier ist, so riskiert er für sein Ansehen und seine Existenz das Schlimmste. Könnte sich der Herr Bürgermeister von Köpenick von dem Maße, in welchem ihn der Reserveoffizier militarisirt hat, Rechenschaft geben, so würde er gewiß gern einräumen, daß er nicht nur durch die drohende Haltung des Gardehauptmannes mit den verbotenen Gesichtszügen, sondern auch durch Erwägungen, die stark vom militärischen Gehorsam beeinflusst waren, bewogen wurde, sich verhaften zu lassen. Zweifellos hat es auch ihm der Reserveoffizier angetan.

„Unglaublich! unglaublich!“ könnte es auch in Preußen von allen Seiten wider, als die Zeitungen den Geniestreich des genialen Suchhäuslers schilderten. „Köpenick hat sich an die Seite von Schöppensstädt und Schilda gestellt.“ Aber als der seltsame, überständige Gardehauptmann mit seiner militärischen Eskorte in dem neuen Schöppensstädt eintraf, lernte er das Städtchen erst kennen. Niemals war er zuvor in seinen Mauern gewesen. Eine beliebige Stadt hatte er zu seinem Opfer erkoren. Nur preußisch mußte sie sein und keine Garnison haben. War sie preußisch, so war sie auch gut militarisirt, und hatte sie keine Garnison, so konnte er die Soldaten von außerhalb mitbringen, was zum Gelingen des Coups unbedingt erforderlich war. Wäre er zur Plünderung der Stadtkasse zufällig nach Bernau, oder Eberswalde, oder Freientwalde, oder Luckau gegangen, so würde heute eine dieser jeglicher Garnison ebenfalls entbehrenden preußischen Städte ein zweites Schöppensstädt genannt werden. Nicht Köpenick allein ist unter dem gegenwärtigen Kurse militarisirt worden, sondern das ganze Preußen.

Und in wie hohem Grade es gelungen ist, Preußen zu militarisieren, das zeigt noch weit mehr als der Köpenicker Geniestreich selbst ein Vorgang, der sich an ihn anlehnt. Über den Militär bekam der Politiker einen Vortrag aus dem Munde des öffentlichen Anklägers in dem sich in dritter Instanz vor einem Senat des Kammergerichts abspielenden Prozeß gegen den Oberst a. D. Gädle zu hören; jenen verabschiedeten Offizier, dem durch die Allerhöchste militärangehörliche Entscheidung der militärische Titel aberkannt worden war und den man zur Verantwortung gezogen hatte, weil er ihn in der unbestreitbar richtigen Ansicht weiter geführt, daß es kein Gesetz gibt, auf Grund dessen ein Titel abgesprochen werden kann. Nach der Auffassung des betreffenden Herrn Staatsanwalts sind die Militärs, die aktiven sowohl wie die ehemaligen, der Machtvollkommenheit des Kriegsherrn für die Dauer ihres irdischen Daseins mit Haut und Haaren ausgeliefert. Er kann mit ihnen machen, was ihm beliebt. Ja, er darf ihnen auch bindende Weisungen für ihr Empfinden, Denken und Handeln geben. Leicht war es dem Oberst Gädle, den Herrn Ankläger zu widerlegen. Er fragte ihn, ob der nach seiner Ansicht alles

vermögende Monarch die Militärs auch küssen lassen könne. Trotzdem stellte sich zu allgemeinem Befremden der Senat auf des Staatsanwaltes Standpunkt, damit natürlich der Befürchtung Raum gebend, daß sich die Militarisierung auch an ihm bewährt habe. Aber so unerfreulich auch der Urteilspruch ist, — er deckt sich immerhin mit den Anschauungen, die im Gegensatz zu früher unsere Militärs, auch die bereits im bürgerlichen Leben stehenden, in der überwiegenden Mehrheit über ihre Stellung zum Kriegsherrn haben. Ihre Botmäßigkeit gegen diesen erstreckt sich so weit, daß sie ihm sogar die Bemessung ihrer Ehre und die Bestimmung der Mittel zu ihrem Schutz überlassen. Als die Polizei noch auf der Suche nach dem Pseudohauptmann war, zerbrach sich auch ein sehr einflußreiches, ausgesprochen demokratisches Blatt den Kopf über die Person des gewiegten Gauners. Hierbei leistete es sich Folgendes: „Vielleicht war es ein Unteroffizier, vielleicht auch ein entgleister früherer Offizier, und wir würden uns gar nicht wundern, wenn es zu Wiederholungen und Variationen des geübten Tricks käme, der ja schiffbrüchigen Offiziers-Existenzen eine so schöne Gelegenheit zur Versorgung bietet.“ Dies kann natürlich nur so viel heißen, daß jeder Offizier, der in seiner Karriere Schiffbruch gelitten, von vornherein das Zeug zu einem Banditen hat. Welch' fürchterliches Geschrei würde sich mit Recht im deutschen Blätterwald erheben, wollte ein Offizier öffentlich erklären, daß jeder Redakteur, der gescheitert ist, ohne Bedenken zum Banditenhandwerk seine Zuflucht nimmt, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten! In den militärischen Kreisen aber rührte sich niemand. Vielleicht war man über die Beschimpfung erhaben? Keineswegs. Erhabenheit wäre nur einem obstrukten Winkelblatt gegenüber am Platze gewesen, nicht aber bei einer Zeitung, die zu den allerersten im Reiche gehört und zu der der Herr Reichskanzler erwießenermaßen in den engsten Beziehungen steht. Nirgends auch nur ein schwacher Versuch zu protestieren. Der preußische Kriegsminister ist ja über die einschlägigen Ansichten des Kriegsherrn orientiert, und da er sich nicht rührt, — warum sollen die übrigen Militärs Lärm schlagen? Wahrscheinlich ist für sie das Verhalten des preußischen Generals à la suite der Zietenhusaren und „verflorenen“ Ministers der Landwirtschaft v. Podbielski mustergültig. Als dieser in der Presse zu lesen bekam, daß er nicht mehr im Amte bleiben könne, da er als Minister an einem Gewinn partizipiere, der aus sehr lukrativen Lieferungen für den Staat flösse, ging er zum obersten Kriegsherrn, damit der sage, ob es seine, des Ministers Ehre erfordere, daß er das Amt quittiere; und er ließ die Leute reden, was sie wollten, nachdem die nach seiner Ansicht „allein zuständige Instanz“ die Notwendigkeit des Ausscheidens aus dem Dienst nicht anerkannt hatte. Persönlich ging ihn eigentlich die strittige Frage gar nichts an. Ihm hatte nur obgelegen, sie nach oben weiterzugeben. Nicht das Geringste ging die preußischen Militärs auch die empörende Verunglimpfung des preußischen Offiziers durch das einflußreiche demokratische Blatt an. Sühne herbeizuführen ist Sache des

Kriegsministers, und wenn dieser keine Weisungen vom Kriegsherrn erhält, nun so ist eben nichts zu thun. Fürwahr, die Militarisirung hat in Preußen ihren Höhepunkt erreicht. Nicht einmal über ihre Ehre wagen die Militarisirten allein zu befinden. Auch die Entscheidung darüber, ob sie verletzt ist oder nicht, stellen sie dem Kriegsherrn anheim. Kein anderer aber hat uns die Möglichkeit verschafft, uns hierüber klar zu werden, als der Suchthäusler, der auf die Militarisirung einen ebenso kühnen wie genialen Gaunerstreich aufbaute.

Noch weit schneller als die einzelnen Menschen leben die Völker. Im Jahre 1786 schloß Friedrich der Große die Augen. Bewundernd schaute noch damals Europa auf seinen Staat. Nur zwanzig Jahre später versagte aber schon derselbe Staat in der Verteidigung seiner Existenz völlig. Zur Zeit der Entlassung Bismarcks war noch keine Spur einer nachhaltigen Militarisirung Preußens vorhanden und schon sechzehn Jahre später die Tragikomödie von Rönneid möglich, die dem laut auflachenden Ausland das preussische Volk in der Rolle von Untertanen zeigte, die nur den einen militärischen Ehrgeiz haben, allerhöchste Kabinettsorders zur Zufriedenheit zu vollführen. Gehorsam gegen die regis voluntas ist des bürgerlichen preussischen Staatsangehörigen alleinige Pflicht geworden. Mit einem gänzlich militarisierten Staat ist aber nichts anzufangen. Nur aufrechte Männer mit steifem Nacken halten und bringen ihn vorwärts. Ein stets sehr gut unterrichteter Zeitungskorrespondent erzählte neulich, der Herr Reichskanzler wolle demnächst einige parlamentarische Führer zu sich entbieten, um mit ihnen die allgemeine Lage zu besprechen. Ich wette: hätte man eine Warnungstafel mit der Inschrift „Rönneid“ an der Thür zum Beratungszimmer aufgepflanzt, sowohl der Reichskanzler wie die von ihm entbotenen Herren wären mit abgewandtem Gesicht an ihr vorbeigegangen. Durchaus nicht etwa, weil die Warnung nicht zur „allgemeinen Lage“ gehört. Sie weist im Gegentheil auf eine der brennendsten Fragen der Gegenwart hin. Aber Reichskanzler und Reichsboten sind selber bereits zu sehr militarisiert, als daß sie der Militarisirung des Volkes entgegenzuwirken vermöchten. Auch für sie gibt es hienieden nichts Röstlicheres, als stramm zu stehen. Vermögen sie es nicht in der Uniform eines Hauptmanns der Reserve oder eines Majors der Landwehr oder endlich, wie der Herr Reichskanzler, in der Uniform der Bonner Königsbusaren, nun so tun sie es auch im bürgerlichen Rock. Wenn die allerhöchste Instanz mit der allgemeinen Lage zufrieden ist, — — wäre es da nicht geradezu verwegen, an sie die bessernde Hand legen zu wollen? Steht es nicht schon im militärischen A-b-c, daß für Handlungen und Unterlassungen der Untergebenen der Vorgesetzte haftet? Wohl aber wird sich das Ausland, wenn es genug gelacht hat, zu den ernsteren Erwägungen wenden, die durch die Rönneider Affäre nahegelegt werden. Nachdem sich der Vicomte de Vogué, ein ebenso hervorragender Politiker wie Schriftsteller, mehrere Jahre in Deutschland gründlich umgesehen hatte, riet er unlängst seinen französischen Landsleuten, mit der Re-

vanche für Sedan so lange zu warten, bis der gewaltige Reichtum, dem er im Deutschen Reiche auf Schritt und Tritt begegnet sei, hinreichend gewirkt, d. h. uns demoralisiert habe. Es fragt sich, ob eine Militarisierung, bei der das Volk jedes Gefühl für die eigene Würde verliert, nicht vielleicht eine noch größere Gefahr bedeutet.



## Geburt

Von

Grete Masse

Als mich ein Gotteswort zum Leben rief,  
 Schrie meine Seele auf, die träumend schlief.  
 Und milde sprach's: „Geh, Mensch nun sollst du sein!“  
 Doch meine junge Seele meinte: „Nein.  
 Im Purpurozean der Ewigkeit  
 Lag eine Blüte ich. Die Seligkeit  
 Stand fern im Boot. Wenn sie ihr Ruder hob,  
 Ein Silberfunkenregen niederstob.  
 Des Schlafes weiße Düste zogen dicht  
 Und süß zu mir. Und all das junge Licht,  
 Den Himmelsfrieden und die ew'ge Ruh'  
 Verlöre ich, schwebt' ich dem Leben zu  
 In eine Welt, aus der ein Jammersehrei  
 Nie endend spricht, wie trostesbar sie sei.“  
 Und ernste Antwort klang: „Dem Werderuf  
 Noch folgte jede Seele, die ich schuf.  
 Die schwarze Erde, die so finster droht,  
 Trägt rote Blumen und trägt goldnes Brot.  
 Drang Jammersehrei auch weh zu dir hinauf,  
 Gehn über dieser Welt doch Sterne auf.  
 Ins Leben wage mutig dich hinein,  
 Du sollst ein Mensch, du sollst ein Kämpfer sein.  
 Antief sollst du durch Schuld und Fehle gehn,  
 Doch vor den andern will ich dich erhöhn.  
 Du leidest schmerzlich für sie alle mit  
 Und wirst doch einsam sein bei jedem Schritt.  
 Und alles trägt dir sonderbar Gesicht,  
 Und was du schauft und fühlst, wird dir Gedicht.  
 Nun, Seele, hebe dich, ich geb' dir Kraft,  
 Tritt an die bittre, heil'ge Wanderschaft!“  
 Da löste sie aus Purpurflut sich los  
 Und wurde frei und strahlte hell und groß . . .

Der Morgenwind, der schlaff geruht und matt  
 Fuhr plötzlich durch die graue Hansastadt.  
 Ein dunkles Schiff glitt zögernd und glitt schwer  
 Aus ruß'gem Hafen in das offne Meer.





## Und die Wasser stiegen —

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von

Olga Pöhlmann

(Dlaf Nau)

Auf dem Wattmeer zwischen den Inseln Wieheroog und Bintrum ruderten zwei Männer. Sie ruderten mit der Gleichmäßigkeit und Kraft von geübten Fahrern. Am Steuer des kleinen Bootes saß ein dritter, ein starker, frischer Bursche, ein echter Frieze mit dem kurz geschnittenen rötlichblonden Haar, auf dem die Soldatenmütze saß, und den blauen Augen.

Die Männer ruderten schweigend. Die Kraftanstrengung war zu groß. Dichte Tropfen standen auf ihren Stirnen. Doch der am Steuer sprach unablässig. Er erzählte, fragte und lachte in einem fort in dem ganzen wonnigen Glücksgefühl des über Weihnachten heimkehrenden Urlaubers.

Das Meer rollte träge seine schiefergrauen Wogen dahin. Sie und da tauchte ein Schifferzeichen über den farblosen Gewässern in die Höhe, hüpfte auf und nieder und verschwand unter einer eilig daherstürzenden Welle, um gleich darauf wieder aufzutauchen. Möwen flogen mit mißwöhnendem Schrei dicht überm Wasser dahin. Es war Ebbe.

Das Meer ruhte. Und die Nebel lagen schwer und erdrückend über ihm. Sie senkten sich wie riesige Spinnennetze herab. Sie wogten und wallten über den Gewässern und hüllten alles in ihre grauen Schleier.

„Ich sollte meinen, wir müßten nahe bei Bintrum sein“, sagte der eine Mann am Ruder.

„Sollt's auch meinen“, brummte der andere.

„Der Zeit nach dürften wir schon da sein.“

Sie sprachen das singende Platt der Nordseeinseln.

Der junge Bursche hatte die grauen Nebelwogen mit den Augen zu durchdringen gesucht.

„Wir sind's ja auch“, rief er frohlockend, „da schaut nur grad' aus — da liegt ja Bintrum. An der Hellingdüne kommen wir an. Ich erkenne die Stelle ganz genau. Dort — eine Viertelsunde westwärts, muß das Dorf sein.“

Die beiden anderen nickten erfreut.

„Ja, wahrhaftig — das ist Bintrum. Na, Edvard, jetzt heißt's aber laufen, daß die blonde Maite nicht zu lange auf ihren Schatz warten muß.“

Und die verwitterten Gesichter der Schiffer grienten. Langgestreckt und weiß lag der Strand vor ihnen. Mit leisem Knirschen fuhr das Boot auf dem Sande auf. Eine Schar Mäwen stob erschreckt in die Höhe.

„Bist du auch sicher, Edvard, daß das Dorf nur eine Viertelstunde entfernt ist?“ fragte der eine Schiffer.

„Natürlich, Hinrich. Ich werde doch Bintrum kennen. Kehrt nur gleich um. Es muß bald Flutzeit sein. Ihr müßt sehen, daß ihr zu Hause seid, ehe die Nebel noch dichter werden.“

Er nahm sein schmales Soldatenbündel und reichte den Männern die Hand.

„Gehabt euch wohl — und nochmals schönen Dank.“

Sie schieden mit der Wortlargheit der Inselbevölkerung. Edvard Djarfsen stand noch eine Minute und sah zu, wie Hinrich das Boot vom Lande abstieß und wie sich die beiden Männer in die Ruder legten. Langsam verschwand es vor seinen Augen. Die Nebel wogten und wallten und hüllten das Fahrzeug in ihre grauen Schleier.

Noch ein ferner Ruderschlag — dann Stille. Edvard wandte sich westwärts. Dort mußte das Dorf liegen. Er beschleunigte seine Schritte —

Die alten Eltern — die jungen Geschwister — und Maite, die blonde Maite, so blond, so frisch und rosig! Wie ihre blauen Augen lachten! Heute abend würde er mit ihr in die Christmette gehen. Es kam ihm wie eine Ewigkeit vor, daß er die Kaserne verlassen — heute früh — im Morgenrauen. Und dann mit der Bahn — und dann per Dampfboot, das einmal am Tage den Verkehr mit dem festen Lande vermittelte, nach Wieheroog. Doch das Segelboot nach Bintrum konnte nicht fahren. Es gab keinen Wind.

Still und unbewegt lag die See.

Edvard war in Verzweiflung. Er mußte und mußte heute nach Hause — heute, am Weihnachtstag — mußte mit der blonden Maite zur Christmette — Er bot alles auf — Geld und gute Worte.

Endlich entschlossen sich die Schiffer Djarf Djarfsen und Hinrich Hinrichsen, ihn hinüberzufahren.

Und nun ging er der Heimat zu.

Wieder beschleunigte er seine Schritte — sein Fuß versank in dem weichen Dünenand. Jetzt mußte er doch bald die Lichter des Dorfes sehen — die Lichter eines verfrühten Christbaums — — Aber kein Schimmer drang durch die immer schwerer herabsinkende Dunkelheit.

Edvard spähte scharf durch den Nebel. Nichts.

Nur Stille und leises Meeresrauschen. Und hie und da ein schriller Mäwenschrei.

Es überlief ihn plötzlich heiß.



Sollte er verkehrt gegangen sein, sich im Nebel doch über die Lage des Dorfes getäuscht haben? Er wandte sich um. Er lief beinahe den Weg zurück, den er gekommen — immer seinen Fußspuren nach. Hier — hier hörten sie auf — hier hatte das Boot angelegt —

Die Stelle war schon verschwunden. Die Flutzeit kam. Das Wasser war gestiegen.

Edvard blickte sich um.

Eine dumme, törichte Angst befiel ihn plötzlich, eine Angst vor der schweigenden Stille ringsum, vor der Stille und der Einsamkeit — — —

Wohin sollte er sich wenden? Die Insel war groß, und in dem gleichmäßigen Auf und Nieder der Dünen der richtige Weg schwer zu finden.

Aber er mußte und mußte ihn finden — er mußte ja mit der blonden Maite zur Christmette.

Er lief auf Geratewohl in die Insel hinein. Der Strand wollte gar nicht enden. Wann begannen denn die Dünen, hinter denen das Dorf lag? — Und plötzlich kam etwas Furchtbares über den einsamen Wanderer: etwas Entsetzliches, etwas, das ihm eiskalte Schauer durch den Leib jagte, das seine Haare in die Höhe sträubte, etwas, das ihm eine Sekunde, eine fürchterliche, endlose Sekunde lang den Herzschlag raubte — — — — —

er war nicht auf Vintrum — er war auf einer der der Insel vorgelagerten Sandbänke. Er hatte sich geirrt — er war ausgefetzt. Er war verloren.

In wenigen Stunden würde die Sandbank von der steigenden Flut überschwemmt und sein Leib hinausgerissen werden in die rollende Nordsee — wenn es ihm nicht gelang, zu fliehen.

Doch wohin — wohin?

Das eiskalte Entsetzen, das das Blut in seinen Adern hatte erstarren lassen, wich brennender, versengender Glut. Und das zurückgedrängte Leben löste einen schrecklichen, weithin hallenden Schrei aus. Edvard rannte ans Ufer zurück und schrie und schrie — nach den Männern schrie er, die ihn hergebracht, die ebenso getäuscht wie er selbst, von ihm selbst in dem Irrtum noch bestätigt, ihn hier der Verzweiflung, dem Tode überliefert hatten. Er schrie und schrie — ach, er hatte ja das Boot im Nebel verschwinden sehen — in dem gräßlichen, undurchdringlichen Nebel, der sich jetzt vor seinem entsetzten Auge zu greulichen Fragen zusammenballte, die ihn höhnisch angrinsten.

Eine Möwe flog, aufgeschreckt durch die menschliche Stimme, in die Höhe. Dort, wo sie hinflieg, lag das Land — lag Vintrum.

„Vorbei“ — schien ihr heiserer Schrei dem Burschen zuzurufen. Und Edvard rannte in der Richtung, wohin die Möwe entflohen. Dort — dort mußte Vintrum liegen — — —

Das Wasser rauschte und stieg. Die Wellen ebten schon mit größerer Gewalt gegen den Strand an. Sie führten einen weißlichen Gischt mit sich und entluden sich zischend über dem bleichen Sande. — Edvard stand jetzt auf der entgegengesetzten Seite der Sandbank.



Mariä Tempelgang



Erziehung Mariä

LIBRARY  
OF THE  
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Und da teilte sich der Nebel plötzlich, und ihm war, als sähe er fern, ferne den langgestreckten Strand seiner Heimatinsel.

Im nächsten Moment hatte er sich der Stiefeln und des Uniformrockes entledigt. Schwimmen — schwimmen — hinüberschwimmen — — —

Der folgende Augenblick ließ ihn das Ausichtslose, die Torheit dieses Gedankens einsehen.

Die furchtbare Strömung würde jeden Versuch illusorisch machen, abgesehen davon, daß das Land viel zu weit entfernt lag. Und er war kein geübter Schwimmer — — —

Und nochmals erhob er seine Stimme — er schrie über das Wasser, er schrie die Namen seiner Eltern, Maites Namen —

Die wahnsinnige Hoffnung, daß ein verspätetes Fischerboot — ein einsamer Wanderer ihn hören würde, beseelte ihn — — — doch kein Laut drang aus dem Dunkel zu ihm — nur das Wasser rauschte und gurgelte — und ein fernes Donnern grollte heran — die Flut, die steigende Flut.

Da brach der Mann in die Knie. Er schrie nicht mehr nach den Menschen, nach menschlicher Hilfe — seine gemarterte Seele fand den Weg zu Gott.

Und er betete mit gerungenen Händen, er rief zum Höchsten — er bat und flehte um sein Leben — sein junges, hoffnungreiches Leben — — —

„Hohoho!“ grollte es über den Gewässern.

Die Flut stieg.

Edvard starrte auf die Wogenmassen, deren Höhe jetzt schon beinahe die Höhe der Sandbank erreicht hatte. Wie lange er schon in dieser entsetzlichen Einsamkeit gewesen — er wußte es nicht.

Dort kam er — der große König — der große Herrscher über alles Leben. Auf den schwarzen Wogen stand er, und die Gischtrosse galoppierten näher und näher —

Nicht weit von Edvard entfernt lag eine tote Möwe. Sie lag auf dem Rücken — die Flügel ausgebreitet, die starren Augen nach oben gerichtet.

So würde auch er liegen — in kurzer Zeit — vielleicht in einer Stunde — wenn ihn die Nordsee nicht mit hinaustriß in den unendlichen Ozean — — —

Ein wahnsinniges Grauen schüttelte den einsamen Mann. Das natürliche Entsetzen des Lebens, des warmen, pulsierenden Lebens, vor dem Tod. —

Plötzlich kam ihm ein Gedanke.

In seinem schmalen Soldatenbündelchen steckte eine Flasche — eine Flasche mit Punschessenz. Er hatte sie seinen Eltern mitbringen wollen.

Das war der Retter. Er wollte trinken — trinken — trinken — bis sich ein Nebel um seine Sinne legte, ein befreiender, erlösender Nebel — und dann mochte der Tod kommen —

Ein einsameres Ertrinkelage war wohl nie gehalten worden! Mit den Zähnen zog er den Kork heraus.

Da ergriff ihn plötzlich namenloser Ekel.

Nein — nicht im Rausch — — fest — aufrechtstehend wollte er den Tod erwarten. Ruhig, wie ein Soldat die feindlichen Kugeln.

Und er schleuderte die Flasche mit weitem Schwung hinaus in das rollende Meer.

Eine tiefe Stille kam nach der Tat über ihn. Er hatte sich ergeben. Und die Ergebung brachte den Frieden. Die furchtbare Todesangst wich. Er konnte plötzlich wieder klar denken —

Er dachte der Reihe nach an alle, die ihm nahegestanden, abschiednehmend dachte er an jeden einzelnen, die Eltern, die Braut, die Geschwister, die Freunde zu Hause und in der Kaserne, von denen er heute morgen mit Scherzworten geschieden.

Eine einsame Träne schlich über seine Wangen. Mit dieser Träne nahm er Abschied vom Leben — —

Und nun erfaßte ihn eine stumpfe Gleichgültigkeit. Er beobachtete fast mit Interesse, wie der Boden weicher und weicher wurde, wie sich, wo sein Fuß stand, eine kleine Höhle bildete, in der bräunliche Flüssigkeit schimmerte. Alles um ihn schien zu schwanken, sich zu heben — — es war, als brächen überall verborgene Quellen auf.

Jetzt floß eine der kleinen Gruben über und vereinte ihre Rinnsale mit dem gelblichen Wasser einer zweiten — — — wieder ein — wieder eine.

Die tote Möwe schien plötzlich zu leben.

Das Wasser hob den einen Flügel — dann den andern — es sah aus, als bewege sie sich.

Doch es war der Tod, der Tod, der in unzähligen kleinen Wässern getrocknet kam, wie die Raze das Nest beschleicht, in dem die zitternde Brut sitzt.

Jetzt flutete die erste große Woge heran. Neckisch beinahe, hüpfend und tanzend, gischtgetrönt — näher und näher — gleichsam auf Hunderten von Füßen laufend — und entlud sich breit und leise zischend vor ihm. Dann eilte sie wieder zurück — hastig — als habe sie sich unvorsichtig in feindliches Gebiet gewagt.

Eine zweite kam — rollte eilig daher und verebbte einen halben Meter von ihm entfernt — —

Doch jetzt nahte es sich — wogend — flutend, wie getragen von unsichtbaren Händen — überschäumend vor Freude und Nachtgefühl — — er fühlte es kalt herandrängen — er fühlte das Wasser seine Füße umspielen — er fühlte den Boden unter sich sinken, wie der willenlose Sklave niedersinkt, wenn der Herr kommt. Es donnerte und rollte rings um ihn her — das Meer brüllte auf und griff nach seinem Opfer in zitternder Gier — —

Die Woge hatte die ganze Sandbank überschwemmt — und die tote Möwe mit hinausgetragen in den grollenden Ozean — — —

Da plötzlich klang ein Ton durch die Finsternis — ein heller, klarer Klang — ein Sittern und Schwingen — —

Weihnachtsglocken — Weihnachtsglocken, die zur Christmette riefen, süße, selige Weihnachtsglocken —!

Nun gingen sie alle den schmalen Kirchsteg hinauf — der Vater, die Mutter — und Maite, die blonde Maite. Sie saßen in dem altersbraunen Gestühl vor der Kanzel — und sie dachten an ihn und beteten für ihn. —

Immer klarer, immer deutlicher drang der süße Laut durch den Nebel. Er übertönte das Rollen und Stampfen des Meeres, das Sischen der heranstürmenden Wogen.

Da kniete der Mann nieder, und laut und stark brach es von seinen Lippen: „Vater unser, der du bist im Himmel.“



## Kreuz am Weg

Von

A. L. Ebert

Ein Kreuzlein am Weg in der Dunkelheit,  
Und weithin da träumet die Einsamkeit.  
Ein Heimchen im Grase sein Liedchen singt,  
Von ferne herüber ihm Antwort klingt.

Am Kreuz, da umspielet ein rotes Licht  
Ein bleiches, ein dulbendes Angesicht.  
Der Heiland, er wartet mit stillem Sinn,  
Die Menschen ziehn finster die Straße hin.

Zweitausend der Jahre, du lange Frist!  
O sagt, was uns Menschen die Liebe ist?  
Ein Lichtlein in träumender Einsamkeit,  
Ein Flimmer in wuchtender Dunkelheit. . . . .

Ach, Heiland, wann bleiben wir dir doch treu?  
Wir gehen vorüber, wir grüßen scheu,  
Ein armselig Kränzlein, wir legen dir's sacht  
Zu Füßen und schreiten hinaus in die Nacht —

In die Nacht, in das dämmernde Schweigen . . . . .





## Lui-même

Von

Sermann Löns

**D**er Mensch bemißt den Menschen nach dem Erfolge.

Der Erfolg ist aber meist ein Ding des Zufalles; von dem inneren Werte des Menschen gibt er nicht immer Kunde; er entspringt oft nicht den wertvollsten Eigenschaften, nicht den besten Taten des Menschen.

An der Überschätzung des Erfolges leiden mehr oder minder die meisten über den ersten Napoleon aufgestellten Diagnosen; sie gehen von den Außerlichkeiten seines Lebens aus; deren sind aber so viele, und diese sind so vielfarbig, so hastig aufeinander folgend, daß sie leicht den Blick des Forschers von dem Wesen des Mannes an und für sich ablenken.

Will man den Korzen erkennen, so muß man ihn nackt und in seiner persönlichen Lokalfarbe vor sich haben, nicht in den wechselnden Kostümen seines Schicksals, nicht unter den zitternden Lichtflecken der Zeitgeschichte; man muß beiseite lassen, was er wurde, um zu wissen, was er war; nur so wird man die Spezies erkennen, der er angehörte.

Darum fort mit dem Purpur, mit dem Feldherrnstab, den Schlachten, den Siegen, den Niederlagen; nicht der Kriegsschüler, der Artillerieleutnant, der General, der Konsul, der Feldherr, der Kaiser, nur der Mann an und für sich, er, Napoleon Buonaparte, seines Geistes Wesen soll untersucht werden.

Es findet sich zuerst die für einen Nervenmenschen bezeichnende Erscheinung äußerster Zusammengesetztheit: warmes Blut, kühler Wille; jähe Laune, jähes Zielhalten; explosive Kraftäußerungen, neurasthenische Zusammenbrüche; heiße Ruhmsucht, kalte Menschenverachtung; stürmische Genußsucht, besonnene Aestetik; es liegt also ein Charakter von irisierendem Erscheinungswechsel vor.

Das Organ für produktive Phantasie ist stark entwickelt, und sein Sekret, das Ideal, ist reichlich vorhanden; er nimmt die Welt nicht in der überlieferten Form, er schafft sie nach dem Widerbilde seiner Einbildungskraft; er ist also Revolutionär, Neugestalter, ein Mann ohne Tradition,

ein Mensch ohne Respekt, ein Vorwärtsseher, eine Kraft in seiner Zeit, nicht eins ihrer Produkte; er paßt nicht sich der Zeit, er paßt sie sich an.

Religiöser Sinn fehlt ihm ganz, wie allen Promethiden; er fühlt sich als Schöpfer, als Gott, nicht als Gottgeschaffener; er billigt sich göttliche Rechte zu, erklärt sich für das maßgebende Prinzip, und alles, was ihn hindert, für das Übel.

Daraus erhellt sein Fatalismus, seine Furchtlosigkeit, seine Gleichgültigkeit gegen Schicksalschläge; er kennt kein Hindernis, keine Schranke; er geht den Weg, den er gehen muß; er ist selbst das Schicksal.

Darum hat er kein Mitgefühl mit den Kreaturen um sich, er kennt keine Liebe, keine Freundschaft, keine Zuneigung; er ist allein für sich, er hat nicht seinesgleichen; das aufspritzende Blut von Millionen reicht nicht bis zu ihm, ihr Sterbegegerölch vernimmt er nicht; es kann aus ihrer Tiefe nicht zu seiner Höhe tönen; ihr Tod ist belanglos gegen sein Ziel.

Er ist der Wille seiner Zeit, der sich erfüllen muß; er ist ihr Dämon, ihr Vollstrecker, ist der Zeitgeist selbst, der Menschengestalt angenommen hat.

Von dieser Menschengestalt ist er abhängig; er hat menschliche Eigenschaften, körperliche Bedürfnisse, leibliche Leiden.

Er wehrt sich dagegen, er siegt, er unterliegt; wenn ihn hungert, ist er hastig, wie ein Tier, aus Eitel vor der Tyrannei des Leibes; wenn er liebt, leidet er unter der aus Wonne und Widerwillen zusammengedrehten Peitsche.

Aus seinem Orange nach Unabhängigkeit von allem, das ihn seinem Ziele entfremdet, haßt er, was er lieben muß; sein Fühlen ist ihm Ballast, denn sein Wille ist zu groß.

Er kommt aus einem großen Geiste; er weiß alles, er sieht alles, er begreift alles; er geht nicht von Stufe zu Stufe in der Erkenntnis der Dinge, er läuft, springt, fliegt; nur der Ballast des Leibes mit seinen störenden Anforderungen hindert ihn, alles auf einmal zu sehen, zu wissen, zu begreifen; schonungslos mißhandelt er ihn, bis der Leib zu langem, todesähnlichem Schlafe zusammenbricht, um von dem Geiste wieder wachgerüttelt zu werden, von der ungeheuren, nach Gestaltung ihres Ideales ringenden Phantasie.

Nebenbei ist er eitel, falsch, kleinlich, verlogen, frivol, roh, zynisch, schamlos, gemein, zeigt also Tügel, die seinen Haupteigenschaften widersprechen; das sind sekundäre Erscheinungen, krankhafte Veränderungen, organische Störungen, Erzeugnisse von Hemmungsbildungen, erklärbar durch eine der ursprünglichen Anlage nicht entsprechende Entwicklung, Zeichen einer tiefen Unbefriedigung, einer totunglücklichen Gemütszerrissenheit.

Denn er war immer unglücklich, unglücklicher als je ein Mensch; er war aus einem Nichts ein Alles geworden, war der Kaiser Europas, der Herrscher der Welt, hatte mehr erreicht, als seit Jahrtausenden je ein menschengestalteter Geist, und war doch unglücklich.

Er wäre es nicht gewesen, wäre er ein Verstandesmensch gewesen;



ein solcher ist mit dem persönlichen Erfolge zufrieden; seine Sehnsucht ist Macht; nach Macht aber strebt nur der Machtlose.

Er aber war mächtig, er konnte schaffen; er tat es nicht, er vergaß, was seiner Jugend Ziel und Traum war, und zerstörte.

Zwischen den Schlachten las er Werthers Leiden; der einzige Mensch, zu dem er nicht hinabsah, war Goethe; als Mann sprach er: „Die Phantasie beherrscht die Welt.“ Des jungen Napoleon Schaffensdrang hatte sich in Versen ausgetobt.

Das sind merkwürdige Eigenschaften für einen Mann, der ganz aus Verstand und kaltem Willen zusammengesetzt zu sein scheint; aber das waren nur Anpassungserscheinungen, nicht innere Wesenseigentümlichkeiten.

Seine glühende Rhetorik, seine Vorliebe für die Phrase, seine übersprudelnden Liebesbriefe, seine Theatralik, seine Koketterie, sein Haschen nach Außerlichkeiten, seine Verleugnung seiner selbst durch seinen Kniefall vor dem Feudalismus, das alles beweist, daß seines Wesens Urgrund nicht der enge, besonnene Verstand, sondern die weite, schrankenlose Phantasie war.

Ihr verdankte er seine Erfolge; seine Niederlagen brachte ihm der Verstand, seines Geistes schwächere, von ihm aber künstlich großgezogene Seite; das war sein Unglück, nicht Waterloo und St. Helena, ebensowenig wie Austerlitz ein Glück für ihn war.

Auf der höchsten Höhe seines persönlichen Glückes war er nicht glücklich; seines Werkes Glanz und Pracht konnte ihn blenden und ergötzen, konnte ihn aber nicht befriedigen; in stillen Stunden fühlte er das, in den wenigen stillen Stunden, die sein in Außerlichkeiten aufgehendes Leben ihm ließ.

Denn was war das, sein Wert? War es wirklich ein Wert? Ein Wert hat Dauer; er war zu klug, um nicht zu wissen, daß sein Wert nicht von Dauer sein könnte.

Sein Wert war ein Einfall, ein weltgeschichtlicher Witz, ein ungeheueres Virtuosenkunststück, eine großartige Negation, aber keine positive Tat; es stand und fiel mit ihm, war an seine vergängliche Person gebunden, lebte nicht länger als sein Leib, hatte nur ein episodisches, nur ein durch seine riesenhaften Umriffe epochal erscheinendes Dasein; solche Werke hatten Herodotus, Kaiser Egel, Chan Tschingis auch vollbracht; nichts war davon geblieben als ihr nackter Name.

Wenn er sein Wert ansah, mußte er weinen; eine Welt wollte er schaffen, Kulissen hatte er gemalt; ein Epos wollte er dichten, eine groteske Posse wurde es; ein Marmorbildwerk träumte er, eine Gipsfigur entstand.

Goethe schuf mehr als er; der vollbrachte eine lebendige, lachende, blühende Welt von ewiger Dauer.

Er aber hatte Welten vernichtet, hatte Millionen lebendiger, blühender, lachender Welten, die in Menschenhirnen lebten, zu Brei zermalmt; sein Schaffensdrang hatte sich zu Henkerswerk gewandelt, er war zum Mörder einer Menschheit geworden.

Er wurde es, weil er an sich zum Mörder wurde; einen großen, kühnen, freien Schöpfergeist gab ihm das Geschick; er mißbrauchte ihn; Ewiges, Unvergängliches, Herrliches sollte er schaffen; Episodisches, Zerfliegendes, Graufiges schuf er.

Solche Töne sollte er finden, schöne Worte formen, wunderbare Farben stimmen, köstliche Formen bilden; Wehgeschrei hatte er hervorgerufen, Flüche hervorgelockt, die Erde rot angestrichen, das höchste Werk, den Menschenleib, Millionen Male zerstört.

Die Menschheit zahlte es ihm schrecklich heim; als ein Nichts starb er auf der Klippe im Meere den langsamen Tod der Langeweile, ein armer Mann, ein geistiger Bankerotteur, ein entgleister Künstler, der sich im Material vergriffen und sein Leben in Nichtigkeiten, seine Kraft in Nebensächlichkeiten, sein Können in Belanglosigkeiten vergeudet hatte.

Als er tot war, blieb von ihm nicht mehr übrig als von einem Menschen ganz gemeiner Art; die Weltgeschichte verzeichnet seinen Namen unter den großen Vernichtern, unter den negativen Helden.

Denn es steht geschrieben bei allen Völkern, daß man nicht töten darf, außer, um sein eigenes, der Seinen oder des Vaterlandes Leben zu schützen.

Des Menschen Beruf ist es, zu schaffen, Kleines oder Großes, je nach seiner Kraft, sich, den Seinen, seinem Volke, der Menschheit zu Nutz und Frommen.

Er aber, der ein großer Erschaffer sein sollte, er wurde ein großer Vernichter.

Darum scharfte ihn, den entgleisten Künstler, das Schicksal in der Armesünderdecke der Geschichte ein.

Und auf seinen Grabstein schrieb es nur die zwei Worte: Lui-même. Weiter nichts.



## Waffen

von

Hans Edward Müller

Das ist der silberne Harnisch,  
Damit sollst du dich rüsten:  
Sage nein, sage dreimal nein  
Zu den hundert kleinen Lüsten!

Drauf nimm den goldenen Helm,  
Dir Stirn und Nacken zu hüllen:  
Sage ja, zehntausendmal ja  
Zu dem einen großen Willen!





## Die grünende Tanne, der deutsche Weihnachtsbaum

Ich will sein wie eine grünende Tanne; an mir soll man deine Frucht finden.“ So ruft Jehova seinem Volke durch den Mund des Propheten Hosea (14, 9) zu. Wie ungeahnt stellt unser deutscher Weihnachtsbaum diese göttliche Verheißung samt ihrer Erfüllung in bedeutungsvollem Bilde dar! Mitten im winterlichen Schnee, wo alles Leben erstarrt ist, grüßt uns der Tannenbaum mit seinem treuen Grün als Verheißung der wiedernahenden Macht des Frühlings und in seinem Kerzenglanz zugleich ein Bild des neu kommenden Lichts inmitten des winterlichen Dunkels! Ja in unserm Weihnachtsbaum sehen wir Licht und Leben, neues Licht und neues Leben symbolisch vereinigt, schöner noch als in den Feuern des heidnisch-germanischen Julfestes, welches ja auch um diese Zeit gefeiert wurde. Lange zuvor, ehe das Evangelium von Christus den Völkern germanischen Stammes verkündigt wurde, begingen sie zur Wintersonnenwende die größte Feier des Jahres, ihr Julfest, welches ja auch den Abschluß der alten und den Aufschluß einer neuen Zeit feierte. Es war das Fest des wiederkehrenden Lichts, das Fest der Sonne, wie denn jul Rad bedeutet und die Sonne „das schöne Rad“ hieß. Auch der alte angelsächsische Kirchengeschichtschreiber Beda mit dem Beinamen venerabilis, d. h. der Verehrungswürdige, der Meister in aller Wissenschaft seiner Zeit († 735), gibt dem Worte jul diese Bedeutung. Das Julfest galt vorzugsweise dem Sonnengott Freyr und seiner Gemahlin Freya. Dem Freyr ist der Eber geweiht als Symbol der Fruchtbarkeit; auch wird der goldborstige Eber als Bild der Sonne mit ihren Strahlen gefaßt. Auf dem Herde brannte ein Holzblock, das Julelog, und der Eber ward zur Speise bereitet. Draußen aber schlugen die Julfeuer in Flammen empor. Julabend hieß der Tag und insonderheit der Abend vor der längsten Nacht; da begann die Julfeier oder „das Julbiertrinken“, wie die Nordgermanen sagten, die eigentliche höchzeit, die höchste Freudenzeit des Jahres, wo zugleich in allen irgend vermöglichen Häusern die größte Gastlichkeit und Milde waltete. Das Fest dauerte ursprünglich drei Tage. Die Annahme des Christentums wurde wesentlich dadurch gefördert, daß die heiligen Seiten der Kirche in die Nähe der heidnischen fielen, mit denen sie auch innerliche Berührungspunkte hatten, welche von der Kirche wohl beachtet wurden. So brauchte das Julfest zeitlich kaum verschoben zu werden,

um mit der weihnachtlichen Zeit zu stimmen. Infolge der Verlegung des Julfestes auf Weihnachten aber erhielt auch das christliche Fest im Norden den Namen des heidnischen; bedeutet doch noch jetzt Jul in Island, Norwegen, Dänemark und Schweden: **W e i h n a c h t e n**.

In dieser feierlichen Naturzeit ahnte und gewahrte man, was im verborgenen vorgeht, und vernahm mit geistig feingestimmtem Ohr, wie neues Licht und Leben sozusagen heranzittert. Der Fortschritt ist leise, still, aber zuversichtlich, und nach zwölf Tagen (25. Dez. bis 6. Jan., den sog. „Zwölfsten“) ist der Sieg des neuen Lichts und Lebens entschieden.

Weil in der Winter Sonnenwende die Zeit des neuen Lichts und Lebens gleichsam geboren wird, so glaubte man, die Sonne stehe eine Weile still, etwa wie die im Bogen geworfene Rakete innezuhalten scheint, ehe sie allmählich zu sinken beginnt. Es ist gleichsam ein „Riß, eine Spalte in der Zeit, durch welche die Ewigkeit mit ihren Wundern hineinscheint“ — ein tief sinniger Glaube, der in dem Wunder der Weihnacht erst recht Nahrung fand, weil in der Tat mit dem fleischgewordenen Gottessohn der ganze Himmel samt dem himmlischen Heer der Engel zur Erde kam.

In dieser geheimnisvollen Wundernacht, wo die Zeit stillsteht, soll Wasser zu Wein werden. So sagt das Volk: „Da werden alle Wasser Wein und alle Bäume Rosmarin.“ Die Toten wachen auf, versunkene Städte steigen empor. Man findet aber auch Warnungen, in der geheimnisvollen Stunde den Vorhang nicht zu kühn zu lüften oder von der Kost der Seligen zu genießen.

Während der Julzeit sollte nun überall Schutz und Friede herrschen, und auch in dieser Beziehung wurde die Aufnahme der kirchlichen Feier wesentlich erleichtert. Auf die Weihnachtsbotschaft „Friede auf Erden!“ war das Volk in seiner heidnischen Zeit pädagogisch vorbereitet. Weil alle Götter in diese geheimnisvolle, wunderbare Zeit hineinragen, so sollte auch das öffentliche Leben nicht störend in die Feier eingreifen, es sollte Julfriede walten. Pflügt doch noch immer am 23. und 24. Dezember in Schweden der Julakrid mit Trompeten angekündigt zu werden. Auch die norwegischen, isländischen und dänischen Befehle tun des Julfriedens besondere Erwähnung.

Aber auch die Julfeuer oder flammende Räder, die mit ihren Speichen die Sonne und ihre wachsende Kraft darstellen sollen (Jola-bal), findet man noch heute in den skandinavischen Ländern, und ebenso loberten einst in den Niederlanden, in Westfalen und im Mosellande, wie wir mit Bestimmtheit wissen (Belege bei Grimm Myth. 594), einst diese Julfeuer.

In England wird noch heute wenigstens ein festliches Kaminfeuer zu Weihnachten unterhalten. Der Weihnachts- oder Julblock (Christmas-block, Yule-log), der angezündet wird, ist ein tüchtiger Holzloz, gewöhnlich der Wurzelstock eines Baums, der die Festtage hindurch zum Brande reicht. Zu Spaltenspears Zeit lag der Klotz gewöhnlich in der Mitte der großen Halle. Die Hausgenossen setzten sich der Reihe nach auf ihn, sangen ein Jullied und tranken auf fröhliche Weihnachten und ein glückliches neues Jahr. Beim Julschmaus bildet der Kopf des dem Gott Freyr geweihten Ebers das feierliche Hauptgericht, wie denn bei dem heidnischen Julopfer gerade der Eber das Hauptopfer war. Die Kirche konnte die alte Julfeier nicht ignorieren. Wie die alten Heidengötter umgestaltet, ja gleichsam verkirchlicht wurden und unschädlich ihr Dasein fristeten, so zog sie den ganzen volksmäßigen Strom in ihr Gebiet.

Das geschah auch mit den Festfeuern. Während in England, Schweden, Norwegen die Sulfeuer blieben, wurden sie in Deutschland, wenn auch erst spät, zum Weihnachtsbaum, der in außerdeutschen Ländern geradezu der deutsche Baum genannt wird. Und in der That, um das Weihnachtsfest nicht nur als Beginn des steigenden Lichts, sondern auch insolgedessen als den eines neuen geistlichen immerwährenden Frühlings zu bezeichnen — was wäre dazu geeigneter gewesen! In ihm sehen wir Licht und Leben symbolisch bedeutungsvoller vereinigt als in dem Grün von Hulst und Efeu, welches Altengländ zum Schmuck bei der Sulfeier verwendet.

Ja in unserm deutschen Weihnachtsbaum berührt sich in fast unvergleichlicher Weise die alte, schon so bedeutungsvolle heidnische Julzeit der Väter mit der christlichen Zeit, an deren Gaben und Segnungen wir uns freuen dürfen. Weist doch wie der Christbaum selbst, so auch sein Name, wenigstens im Dänischen noch, wo er Juletrae, Julbaum heißt, auf das heidnische Julfest.

Auf die heidnische Vorzeit weisen auch die Früchte, welche jetzt am Christbaum hängen und den Kindern gelten; sie galten ursprünglich der Gottheit.

Denn Apfel und Nüsse sind uralte heidnische Schmuck; es sind Fruchtopfer, und zwar als symbolische Zeichen der zeugenden Kraft wohl Fruchtopfer von ganz besonderer Bedeutung. Die Vergoldung ist ebenfalls heidnische Opferzier. Also heidnischer Opferschmuck und heidnisches Fruchtopfer erscheint am Christbaum, und zwar ohne ihn zu entweihen, so wenig wie die Kirche die Weihnachtsfeier dadurch entweihete, daß sie das heidnische Volksmäßige umbildend erhielt. Und so sind denn auch Apfel und Nüsse neben den leuchtenden Kerzen des Weihnachtsbaums schönster Schmuck bis jetzt da geblieben, wo die Laune nicht auf allerhand närrische Einfälle verfiel. Möchten diese Früchte sein Schmuck um so mehr bleiben, da sie einmal als Fruchtopfer der heidnischen Vorzeit den geschichtlichen Zusammenhang mit ihr bezeichnen, sodann aber, weil sie gerade unserer Kinderwelt die Erfüllung einer Verheißung Gottes vor Augen führen, deren wir unter unsern Christbäumen vielmehr gedenken sollten, da sie uns und unserm Hausvölkchen, Alten und Jungen, erst die volle Bedeutung des Weihnachtsbaums entfüllt: „Ich will sein wie eine grünende Tanne, an mir soll man deine Frucht finden.“

Mag sein, daß die Sitte, den Christbaum zu schmücken, mit heidnischer altgermanischer Mythologie zusammenhängt, wie man z. B. aus dem in einer salzburgischen Waldordnung vom Jahre 1755 vorkommenden Namen „Bacht- oder Weihnachtböschen“, d. h. Büsche der Berchta schloß: wer dachte oder denkt wohl bei dem leuchtenden, mit goldenen Früchten prangenden Christbaum noch an die altgermanische Göttin Berchta, d. h. die Glänzende, Strahlende, die einst nach dem Glauben des Volks ihren segenbringenden Umzug durch das Land hielt? Wer an die zurückliegende Zeit erinnernde Name ist zur leeren Hülfe geworden und dem Volke, das ihn braucht, selbst nicht mehr verständlich. Nein, Berchta, die Strahlende ist selbst dem Volk, das „Bechlebüsche“ holt, nicht die grünende Tanne mit goldenen Früchten, sondern das ist der deutsche Christbaum, in dem der Baum der Berchta zum Vollgehalt gekommen und der weit über unsre Grenzen nach England, Frankreich, Rußland, Polen und übers Meer vorgedrungen ist, der Christbaum mit seiner überraschend schönen und herrlichen Darstellung des prophetischen Wortes: „Ich will sein wie eine grünende Tanne: an mir soll man deine Frucht finden.“ So ruft Jehova seinem Volke beim Propheten Hosea zu, in-

dem er ihm nach seiner Abwendung von allem Götzendienste die erneuerte Zuwendung seiner Gnade, Liebe und Treue versichert. Dann will er stets frisches, neues Leben spenden, daß keine Dürre, keine Mattigkeit, Kälte, Tod das Volk des Herrn durchdringe, sondern daß es dastehe als ein lebendiges, zahlreiches, starkes und in sich festgeschlossenes Volk wie ein herrlicher Lebensbaum mit weit ausgebreiteten Ästen; dann sollen seine Tugenden und sein Name so kräftig, lieblich und lebenstärkend duften, wie der immergrüne Baum im Walde, dessen Zweige nicht verwelken und verdorren, der immer grünt, auch wenn alle andern Bäume lahl stehen. Denn Jehova, der lebendige Gott, der da war, der da ist und der da sein wird, Jehova selbst will dieser Lebensbaum sein, dieser Beresch (ברשׁ), dieser feste, dauerhafte, wohlriechende, lebenstärkende Baum, der als Cypresse auf dem Libanon, als Tanne in unsern Wäldern duftet, mit seinen dunkelgrünen, weit ausgebreiteten Ästen — ein Bild des lebendigen Gottes, dessen schönster Name ist „Treue und Wahrhaftig“. Mahnt doch kein Baum so wie die Tanne mit ihrem dunkel ernsten, treuen Grün an den, dessen ganzes Tun Güte und Treue ist, also daß alle Knechte des Herrn von Moses an bis zu David und von dem Psalmisten bis zu dem Seher der letzten Offenbarung des Herrn, wenn sie ihn rühmen, vor allen seine Treue preisen, daß sie so groß und alle Morgen neu sei. Ja, er hält seinem Volk die Treue, er ist ihm wie eine grüne Tanne.

Groß und herrlich sind alle seine Verheißungen, die größte und herrlichste aber von allen ist die, daß er senden wolle „aller Völker Trost“ (Sagg. 2, 8), seinen eignen Sohn, dessen Name ist „Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Ewigvater, Friedefürst“, daß aus der Wurzel und dem Stamme Isais ein Reis aufgehen werde, „auf welchem ruhen soll der Geist des Herrn, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rats und der Stärke, der Geist der Erkenntnis und der Furcht des Herrn“ (Jes. 9 u. 11). Als die Zeit erfüllet ward, da sandte Gott seinen Sohn, geboren von Maria, der Jungfrau in Bethlehem (d. h. Brothaus) Ephrata (d. h. Fruchtgefilde), als der treue Gott, der da hält, was er verspricht; da ging ein neues Leben mit Wohlgeruch wie aus einem Brothaus und Fruchtgefilde durch die ganze Welt, und die Rute aus Isais Wurzelstamm, der wahrhaftige Gottmensch selbst wurde als „Ewigvater, Friedefürst“ zur grünenden Tanne, zum Lebensbaum unvergleichlicher Art für alle Völker und nicht am wenigsten auch unserm deutschen Volk.

Und wenn der Prophet der großen Verheißung Jehovas: „Ich will sein wie eine grüne Tanne; an mir soll man deine Frucht finden“ das Wort hinzufügt: „Wer ist weise, der dies verstehe, und klug, der dies merke?“ so dürfen wir ohne alle Großsprecherei mit demütigem Dank bekennen, daß unser Volk in Christo die grüne Tanne, den Lebensbaum einst erkannt und verstanden hat.

Wie Johannes ruft: „Dieser ist der wahrhaftige Gott und das ewige Leben“, so hat auch einst unser Volk dem Fürsten des Lebens gehuldigt und ihm das Liebste und Beste aus seinem gesamten gottgegebenen Volkstum und Volksleben der vorchristlichen Zeit huldigend dargebracht, wie es unter anderm unser ältestes und trauestes Volksepos, der Heliand, bezeugt, in welchem es wie harzig stärkender Tannengeruch weht und duftet. Ja, dieser altsächsische Heliand erscheint selbst als ein leuchtendes Zeugnis für die Erfüllung der göttlichen Verheißung: „Ich will sein wie eine grüne Tanne“; und ebenso ein leuchtendes Zeugnis für den andern Teil jener Verheißung:

„An mir soll man deine Frucht finden,“ nämlich die Frucht der Reime, wie sie von Gott als eigenartige Gaben in jedes Volkstum gelegt und den Völkern einst auf ihren Weg mitgegeben wurden. Gerade die volkstümliche Eigenart, wie sie sich in des Volkes Sprache, Sitte und Dichtung, wie auf allen Gebieten der Kunst offenbart, sie ist es, die durch das Christentum nicht nur nicht zerstört, sondern gereinigt, vertieft, geheiligt und geweiht wird und zur vollen Frucht reift durch den, der da spricht (Offenb. 21, 5): „Siehe, ich mache alles neu.“

Ebenso wie der Herr Christus die Eigenart seiner Jünger nicht zerstörte, sondern sie heiligend befruchtend in seines Reiches Dienst nahm, so auch die Eigenart unseres Volkes, wie sie vor allem in seiner altvolkstümlichen Treue, wie in seinem Helms-, Frauen-, Mannen- und Königsideal sich offenbart. Kurz, die gesamte gesunde deutsche Volksart gebieth durch den Glauben, d. h. die persönliche Hingabe an Christum erst zu ihrer vollen Reife. Die innige Vermählung von Volkstum und Christentum — sie ist die edle, köstliche Frucht, die uns auch im Heliand, wie in der gesamten deutschen Sitte und Dichtung die Erfüllung der Verheißung zeigt: „Ich will sein wie eine grünende Tanne; an mir soll man deine Frucht finden.“ Schon in dem Worte „Heliand“, das weit mehr in sich schließt als das griechische *σωριε*, nämlich den bedeutet, der alle Wunden des Leibes und der Seele, also den ganzen Menschen heilt, wie es der Prophet Jesaja Kap. 53 weisagt, erscheint das Evangelium mit der Sprache und Sitte eines jugendlichen Volks, mit dessen innerster Liebe und innerstem Leben zusammengewachsen. Und so ist in dem ganzen Epos Volkstum und Christentum untrennbar verwachsen zu einer herrlich duftenden Frucht. „Eine tiefe Befriedigung“, so sagen wir mit Wilmar, „weht hier wie ein Frühlingshauch durch den Wald.“ Es ist vor allem das deutsche Königsideal mit allen Zügen deutscher Art und Sitte, deutscher Kraft und Herrlichkeit, welches uns in der Darstellung Christi, des Fürsten des Lebens und Herrn der Herrlichkeit, in seiner Vollendung, entgegentritt. Wie der Herr vom Propheten (Jes. 9) „Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Ewiger Vater, Friedefürst“ genannt wird, so erscheint er im Heliand als „aller Könige König“ im eigentlichen Sinne des Wortes, denn König (kuning) ist der aus edlem Geschlecht (kunne) Geborene, und Christus ist geboren als Gott vom wahren Gott und als Mensch aus dem edelsten königlichen Geschlecht, aus dem Davids. Weil er über alle Völker herrscht, so heißt er Volks- und Weltkönig; weil er Mannen und Scharen, eine große „Gefolgschaft“ hat, so erscheint er als der deutsche Gefolgsherr (drohtin), der ja, wie schon Tacitus berichtet, mit seiner Gefolgschaft (druht) aufs innigste verbunden, auch ihr Brotherr (hlaford, daraus entstand durch Verkürzung „Lorb“) und Ernährer (nëriand) ist, und dem seine Mannen „treu, hold und gewärtig“ sind bis in den Tod. Weil er ein Sieger ohnegleichen ist, so heißt er Siegesfürst (sigidrohtin). Der deutsche Gefolgsherr, der Herzog und König, mußte wie aus edlem Geschlecht, so auch reich sein; reich an Schätzen, die er mit milder Hand dem Gefolge spendet, reich auch an Rat, weithin bekannt und berühmte, und so heißt Christus im Heliand: der reiche Herr (rki drohtin), der reiche Ratgeber (rki radgebo), der berühmte Edelkönig, der freigebige, kräftigste, tatkräftige König. Die ganze Glorie eines reichen, mächtigen, milden deutschen Volkskönigs überträgt der Heliand auf Christus, den er, weil er Frieden hat und Frieden gibt, das Friedekind Gottes nennt. Eine

Fülle der frischesten Früchte deutscher Art und Sitte, der lebendigsten Tatkraft, der stärksten, festesten Überzeugung ist durch das ganze Epos ausgegossen; ein gesundes deutsches Volksleben wird dargestellt mit allen seinen Idealen, mit seinem Heimats-, Frauen-, Mannes- und Königsideal, in dem der Sänger vom „lieben Himmelkönige“ und dem „Friedenskinde Gottes“ singt. In Maria aber wird uns das deutsche Frauen-Ideal dargestellt. Sie heißt die „minniglichste Magd“, „aller Weiber wönigste“, „das Weib von edlem Geschlecht“, und vor der Krippe in Bethlehem sitzend „das wachende Weib“, „das Weib ohne Zweifel“. Mein Herz, sagt Maria, weiß vom Zweifel nichts, nicht Wort noch Weise.

Kurz, Volkstum und Christentum erscheint hier miteinander verbunden in mannigfaltigen Früchten an dieser grünenden Tanne gleich den Fichtenzapfen, die von dem aus dem Stiele über sie hergeflossenen kräftigen Harze wie kandiert erscheinen und deren Bau so regelmäßig und schön ist, wenn man auch zunächst nichts als lauter übereinander gelegte Schuppen sieht, aber diese winden sich gleichsam um die Zapfen schichtweise von unten bis oben an die Spitze, wo sie sich ineinander verlieren. So ist's auch im Seliand mit allen den Schichten des Volkstums, die hier sich gleichsam aufwärts winden zu Christo, dem Volksherrn, um in ihm ihre Einheit zu finden; und so ist's hier auch mit allen den angestammten deutschen Tugenden; die eine Schuppenschicht wird immer von der darüber hinlaufenden bedeckt, bis sie zuletzt all ihre Einheit in Christo haben. Und wie die Samenart des Tannenzapfens zu den wenigen gehört, welche auch im Winter unversehrt an den Bäumen bleiben können und denen selbst der strengste Frost nichts zu schaden vermag, so ist's auch mit den aus dem Glauben an Christum und sein Evangelium gereiften Lebensfrüchten, die weithin neues Leben wecken, ähnlich wie der Tannensamen bekanntlich mit kleinen Flügeln versehen ist, mittels deren er weithin getragen wird, statt am Boden des Baums niederzufallen und zu faulen.

Wo das Weihnachtsevangelium als eine Gotteskraft aufgenommen wird, da wird es auch fruchtbar, daß die, welche jubeln dürfen: „Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, und er heißt Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Ewigvater, Friedebürst“, auch rechte Zeugen dieses Kindes werden, viele Frucht bringen (Joh. 15, 5. 4. 8. 16) und erfüllen mit Früchten der Gerechtigkeit durch solches lebendige Zeugnis auch weithin bis in die fernste Heidenwelt wirken. Wie hat sich doch an manchem Missionar schon das trostreiche Wort erfüllt: „Ich will sein wie eine grünende Tanne, an mir soll man deine Frucht finden!“ Und wie hat sich daselbe Wort auch erfüllt auf allen Gebieten der Kunst, die das Beste, Höchste, Unvergänglichste wie in der Poesie, in der Malerei, so in der Baukunst und in der Musik, wie gerade ihre größten Meister es selbst bezeugen, dem verdankt und dem hulbigend darbringt, der auch der wahren Kunst ist wie eine grünende Tanne, an der jeder seine Frucht findet.

Gleichwie in alter Zeit der christliche Dichter Venantius Fortunatus von dem Baum des Kreuzes singt: „O du gewaltiger, süßer und edler Baum, der du an deinen Zweigen neue Äpfel trägst, von dessen Duft die Toten erwachen und ins Leben zurückkehren. Keinen wird die Blut verzehren unter dem Gezweig dieses Baumes“, und wie unsere Volksfagen von Bäumen erzählen, die in der Weihnacht blühen und Äpfel tragen, so geht noch immer neues Licht und Leben von dem aus, der da selbst ist „der wahrhaftige Gott und das



ewige Leben“, der da alles neu macht, was sich von ihm erneuen läßt, und der auch unser von tausend feindlichen Mächten gejagtes und zertretenes Volksleben wieder erneuern kann, daß wiederum Volkstum und Christentum unauf löslich verwaixe und der Herr ihm sei wie eine grünende Tanne!

D. Dr. A. Freybe



## Evangelische Predigt

Es ist jüngst ein außerordentlich fesselndes Buch erschienen: „Der evangelische Geistliche“ von Paul Drews (Band 12 der Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, Eugen Diederichs, Jena, mit 110 Abbildungen). Diesem Werk gegenüber ist es keine Redensart, wenn wir sagen, daß es eine Lücke ausfüllt, die bisher bestand. Denn abgesehen von der mosaikartigen Schilderung des deutsch-evangelischen Pfarrhauses von W. Baur kenne ich kein Buch, das uns die Entwicklung des Pfarrstandes gäbe. Wenn ich dem Werk ein Motto geben sollte, würde ich darüberschreiben: „Tantæ molis erat, pastorum condere gentem!“ — Solcherlei Mühsal war es, den Pfarrstand zu begründen. Anschaulich schildert uns der Verfasser, welche Schwierigkeiten die Reformatoren hatten, aus den verrotteten Zuständen der damaligen Geistlichkeit heraus einen Pfarrstand zu schaffen, der der Träger der evangelischen Gedanken sein konnte. Wirtschaftliche Not hat dann diesem Stand Jahrhunderte hindurch das Leben schwer gemacht, besonders auf dem Lande; die Art der Stellenbesetzung (Patronatswesen) hat sein Ansehen geschädigt, der Dreißigjährige Krieg an die Wurzeln seiner Existenz gegriffen. Dennoch hat dieser Stand sich langsam aber stetig empor entwickelt äußerlich und innerlich. Aus dem Zuchtmeister der Gemeinde wird immer mehr ihr Freund und Berater. Gerade durch den furchtbaren Krieg vollzog sich diese Umwandlung. Um die heldenhaften Hirten scharte sich die hilflose Herde. „Was aus unserm Volke geworden wäre, wenn nicht dieses feste Pastorengeschlecht unter ihm gestanden hätte, das haben auch die gefragt, die sonst für diesen Stand nicht viel übrig haben.“ Darnach stellte der Pietismus den Gedanken, daß der Pfarrer Seelsorger sein müsse, in den Vordergrund, die Aufklärung betont die kulturelle Tätigkeit, die Aufgabe des Pfarrers nach der sozialen Seite hin. So ist fort und fort das Amtsideal weiter und tiefer geworden. Freilich mehr als irgend eine Zeit vorher hat das 19. Jahrhundert den Pfarrstand gehoben und seine Wirksamkeit umgestaltet. Welch ein himmelweiter Abstand zwischen dem Pfarrer von heute und dem ehrwürdigen Pfarrer von Grünau in „Luise“ von Vosß. Damals der Pfarrherr in friedlicher Idylle lebend, heute umbraust vom Strom der Zeit und Zeitfragen.

Auch auf die Entwicklung der evangelischen Predigt wirft das Buch, wie es von Professor Drews, einem ihrer besten Kenner, nicht anders zu erwarten war, bedeutsame Lichter. Wie fern liegt die Zeit, da der Pfarrer theologische Säntereien und Stänkereien, allerhand dogmatische Spießfindigkeiten vor die Gemeinde brachte, oder da die Kanzel ein Pranger war, um einzelne Sünder bloßzustellen, oder da man die Wassersuppe der Nützlichkeitspredigt

verzapfte. Leider bricht die Darstellung an der Schwelle des 19. Jahrhunderts ab; vielleicht schreibt uns Drews in der Folgezeit einmal eine Entwicklung des Pfarrstandes und der Predigt von Schleiermacher an. Um nur eins aus dieser Entwicklung zu erwähnen, — die Predigt vor einem bis zwei Menschenaltern ist ganz andersartig als heute. Damals herrschte die biblische Richtung. Einzig der Text gab der Predigt Richtung und Gestalt; was in der Gemeinde und der Zeit an religiösen Gedanken lebte, darnach fragte man wenig. Aus den meisten Predigtbüchern jener Zeit kann man auch getrost in Stadt und Land vorlesen, obwohl beides religiös doch getrennte Welten sind, so allgemein sind die Predigten gehalten.

Heute aber — zunächst muß man sagen, daß die evangelische Predigt, ich will lieber sagen, der evangelische Prediger nie einen schwereren Stand hatte als heute. Die Schwierigkeit hat ja immer bestanden, daß die Pflege der Religiosität, die ihrer Natur nach aus dem Drang des Herzens heraus geübt werden muß, von Amts wegen geschieht. Der Pfarrer soll berufsmäßig religiös gestimmt sein, eine Zwangslage, die ein feines Gewissen oft schwer drückt, die auch von der Gemeinde als Unnatur empfunden wird, wenn Wort und Wandel, Predigt und Prediger auseinanderklaffen. Jedoch die Frage der Gemeinde: „Redet unser Pfarrer, weil er bezahlt wird, also als ‚Mietling‘, oder als ‚guter Hirte‘?“ ist je und je gewesen. Allein eben diese Schwierigkeit, daß die Sache der Freiwilligkeit „Ordnung“, „Amt“, „Beruf“, also Zwang, ist, hat heute eine ungleich schärfere Schneide bekommen durch die immer mehr um sich greifende Meinung: der Pfarrer darf gar nicht das reden, was seine innerste Überzeugung ist, sondern er muß das reden, was allgemeiner Kirchenglaube ist. — Alles ist im Fluß, davon hat auch der schlichteste Laie eine Ahnung. Es schwirrt um ihn von Problemen und Fragen; er kann keine Zeitung in die Hand nehmen, ohne etwas davon zu Gesicht zu bekommen. Der Prediger aber, auch wenn er in das Ringen und Kämpfen der Zeit hineingezogen ist, muß das verbergen, er muß ex officio Nachtreter und Nachbeter der anerkannten Kirchenlehre sein, — daß diese Meinung sich immer tiefer einfrisst, dafür sorgen fort und fort unsere „Disziplinarfälle“. Welch ein Wall des Mißtrauens wird dadurch um den Prediger gebaut, einerlei ob er „rechts“ oder „links“ steht. Ja, auch der „liberale“ Pfarrer hat darunter zu leiden. Denn wenn er kein unbesonnener Heißsporn ist, so wird er nur dort niederreißen, wo er Besseres an die Stelle setzen kann. Diese selbstverständliche Weisheit kann aber leicht für diplomatische Vorsicht und Konfliktsscheu gehalten werden.

Eine weitere Schwierigkeit liegt meines Erachtens in folgendem. Die Predigt hat es heute, vorab in der Stadt, mit keiner einheitlichen, sondern einer atomisierten Zuhörerschaft zu tun. Ich denke hier nicht an die Abstufungen der Bildung und sozialen Stellung, — daß dem die Predigt Rechnung zu tragen hat, ist heute eine selbstverständliche Forderung, — ich denke lediglich an die Verschiedenheit der religiösen Herkunft und Art. Wir kommen aus einer religionsarmen Zeit her, der die äußeren Güter mehr galten als die inneren. Es beginnt eben erst wieder das Suchen und Fragen nach dem Unsichtbaren und Ewigen. Da sitzen nun auf derselben Bank ein Mann ohne irgendwelche religiöse Eradition mit einem ausgesprochenen Widerwillen gegen alles Festformulierte und dogmatisch Ausgeprägte, ein scheues Taufen ist in seiner Seele, — und neben ihm ein Mann, dem das Erbe altväterlichen Glaubens

unangefochten blieb und wie selbstverständlich in die feste Form hineinwuchs. Ich nenne nur die beiden äußersten Grenzsteine, dazwischen liegen unendliche Abtönungen. Ist es möglich, beiden zugleich zu dienen und gerecht zu werden? Meiner Ansicht nach nur dann, wenn die Predigt möglichst wenig theologisch, d. h. nach rechts gesagt, dogmatisch, nach links gesagt, problematisch ist, wenn sie ihrer Aufgabe bewußt und treu bleibt, religiös und ethisch den Menschen zu beeinflussen, daß er eine in Gott freie und starke, reine und liebevolle Persönlichkeit werde.

Vor mir liegt nun eine ganze Anzahl Neuerscheinungen der Erbauungsliteratur. Es sind darunter etliche — man liest die Predigten oder Betrachtungen, und es will einem gar nicht gelingen, ein Bild des Verfassers zu bekommen, — die persönliche Note fehlt. Der Verfasser könnte Müller, Meyer oder Schulze heißen. Die Predigten könnten vor hundert Jahren oder vor fünfzig ebensogut wie heute gehalten worden sein. Davon läßt uns schweigen. — Doch daneben ist eine ganze Reihe von Erscheinungen, denen man froh ist begegnet zu sein, weil die Begegnung Bereicherung bedeutet. Davon läßt uns reden.

Zunächst etwas Außerliches. Es sind alles Stadtpredigten, sie beruhen auf der Anschauungswelt des Städters und zielen auf ihn. Nur ein Buch hat Dorshorizont, und das ist von einem Dänen Morten Pontoppidan, „Niemaß Verzagen“ (Basel, Ernst Finckh, Mt. 1.80, geb. Mt. 2.80). Ich bedaure das im Interesse des Landvolkes. Seine Zeitungen bezieht es aus der Stadt, auch seine Erbauungsliteratur. Was sollen städtische Andachtsbücher dem Landmann, der religiös angesehen eine Gattung für sich ist. Wir haben heute nur einen Dorfprediger und der ist nicht mehr Pfarrer, Frenssen, denn von meinen vier Bänden „Auf der Dorfkanzel“, mögen sie auch viele Anerkennung gefunden haben (leider mehr in der Stadt und bei Gebildeten, als auf dem Lande), habe ich nicht zu reden, wenn auch der vierte Band (Deutscher Verlag in Berlin) neu vorliegt. Übrigens ist's Frenssen ebenso gegangen, und Pontoppidan wird's auch so gehen, daß die Stadtleute vorab sein Buch kaufen. Und sie tun recht daran. Der weite, blaue Himmel, die lichte Sonne, das frohe Lerchenlied über sprossender Saat, das zusammen ist die Stimmung der Betrachtungen Pontoppidans, — frohes, mutiges Christentum. Und wenn ein Städter sagt, was soll uns die Empfehlung eines Buches, das auf dem Lande gewachsen ist, so will ich ihm sagen, selbst auf die Gefahr des Verdachtes, pro domo zu reden: Unfre Welt ist die stille Natur, die des Städters die laute Kultur. Nur der Barbar verachtet die Kultur, nur der Tor zerschneidet die Verbindung mit der Natur. Ist's nicht eine Armut und Gefahr ohnegleichen, daß der Großstadtmensch ein Fremdling ist im Reich der schlichten großen Natur! Ich kann nicht weiter davon reden, nur auf eins will ich noch hinweisen: Jesus war ein Kind des Dorfes, Paulus ein Kind der Stadt. Die Gleichnisse Jesu entstammen den einfachsten, natürlichen Verhältnissen, seine Rede ist klar und allgemeinverständlich, konkret und doch tief wie die des Bauersmannes. Paulus nimmt seine Bilder, wenn er überhaupt durch sie seine abstrakten Gedankengänge unterbricht, aus dem Kulturleben seiner Zeit, er redet von Wettspielen, von einem dunklen Spiegel, — wer versteht das heute ohne weiteres? Jesu Rede ist stets natürlich und fließt ruhig daher, Pauli Rede oft gekünstelt und — nervös.

Ich wünschte, der Leser dieser Besprechung würde als Illustration zu Vorstehendem mal zuerst lesen „die Lerchenpredigt“ von Pontoppidan, und dann eine



Die Darbringung Christi im Tempel



Die Flucht nach Ägypten

LIBRARY  
OF THE  
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Predigt aus „Unvergessene Worte“ von Dr. S. Spörri, weiland Hauptpastor an der reformierten Gemeinde in Hamburg (Leipzig, Wöpkle, Mt. 4.—, geb. Mt. 5.—); feinsinnige Betrachtungen, Ausfluß einer starken, lebendigen Persönlichkeit, vorab in den Reispredigten etwas ganz Eigenartiges bietend, — allein indem ich diese auch in der Form wunderbar abgewogenen Gedankengänge las, dachte ich stets, was hat wohl die Dienstmagd aus den Vierlanden oder ein Erwerführer, die mal unter Spörri's Kanzel saßen, von diesen Predigten verstanden und gehabt? — Für Gebildete sind auch die „Predigten über Zeitfragen“ von E. Lülmann (Mohr-Sübingen, Mt. 1.60, geb. Mt. 2.40), ferner Weingart, „Suchen und Finden“ (Leipzig, Wöpkle, Mt. 1.20, geb. Mt. 1.80), sowie Rhode, „Aus Zeit und Ewigkeit“ (ebenfalls Mohr, Mt. 3.—, geb. Mt. 4.—) davon das Letzte das Beste. Alle drei suchen Probleme und Fragen unsrer Zeit zu beantworten. Wohl, — nur habe ich hier und da den Eindruck, daß die Form der Predigt zu eng ist, um die Antwort zu geben, so daß sie erscheint wie die Schwalbe, die mit dem Flügel das Wasser streift und bewegt, — ungeheure Tiefen liegen darunter. Hier ist der Vortrag die gebotene Form. Aber ohne Förderung und Dankbarkeit wird man keins der Bücher aus der Hand legen.

Ein eigenartiger Kopf ist auch Christian Rogge in „Wir heißen euch hoffen“ (Eipfius und Eischer, Kiel und Leipzig, Mt. 1.60, geb. Mt. 2.50), der ja der Färmergemeinde kein Unbekannter ist. Vorab fesseln bei ihm die seltenen Thematata, z. B. „Jesu Herbhelt“, „Memento vivere!“, wahrhaft geistvolle Betrachtungen.

Bekannt in ihrer Art sind wohl auch die folgenden drei Verfasser: Funke, Lhosky und Werner. Funke, „Reisgedanken und Gedankenreisen eines Emeritus“, (Stephan Geibel-Altensburg), kein Predigtbuch und doch ein Buch geistlicher Lebensbetrachtung. Frohsinn und Ernst, Leichtes und Schweres ineinandergewoben. S. Lhosky, „Religion oder Reich Gottes“ (Hinrich-Leipzig, Mt. 3.—, geb. Mt. 4.—), eine Auslegung der Apostelgeschichte, fernab von gewohnten Geleisen, herb und kantig, aber die Leistung eines ganzen Mannes; endlich Julius Werner, „Deutschtum und Christentum“ (Heidelberg, Karl Winter), beides bald kraftvoll, bald feinsinnig verknüpfend.

Und doch, die mir es nächst Pontoppidan am meisten angetan haben, sind die Ausländer, übrigens alles Germanen, der Normanne Klavenesh, Pastor zu Christiania, „Zwanzig Predigten“ (Mohr, Mt. 2.20, gebunden Mt. 3.—), und die beiden Schweizer, „In der Gewalt Jesu“, von G. Benz (Fr. Reinhard, Basel, Mt. 4.—, geb. Mt. 5.—), und „Gerechtigkeit“, „ein altes Wort an die moderne Christenheit“ von Hermann Rutter (Berlin, S. Walter, Mt. 2.—). Alle drei sind einander gleich an religiöser Wärme, die belebend auf den Leser überströmt. Die beiden ersten sind abgeklärtere, stillere Naturen. Dem ruhigen Spiegel eines Fjords, eines Alpensees vergleiche ich ihre Rede; Rutter aber — ein Gewitter braust seine Rede daher, Blitze zucken, Donner krachen, — ein alter Prophet ist aufgestanden, die Menschen zu strafen, die Kirche zur Buße zu rufen. (Der Mann wäre bei uns längst stranguliert worden.)

Endlich zum Schluß noch zwei empfehlenswerte Bücher. Wer einmal sich ein Buch kaufen will, um in einer kurzen Stunde ein gutes, in sich abgerundetes Wort religiöser Anregung zu lesen, der greife zu „Christliche

Gedanken“, Für die Suchenden unsrer Zeit gesammelt von A. Kerler (Mohr-Ebingen), ein außerordentlich reiches Buch. Und dann noch ein Buch, das mir lieber ist als viele vielgerühmten Andachtsbücher: E. Wagner, „Schlichtes Leben“ aus dem Französischen übersezt von D. Fr. Fliedner, (Berlin, Martin Warnke). Aus dem wirren Treiben des modernen Lebens zurück zur Einfachheit und Gesundheit, dieser Gedanke wird von dem französischen Pastor mit wahrhaft deutscher Gemütsiefe behandelt.

Jedenfalls hat dieser kurze Überblick gezeigt, daß allen Schwierigkeiten zum Trost die moderne Predigt mutig, reich, mannigfaltig und eigenartig ihr Wert tut, auch dies ein Hoffnungstern für die Zukunft unsrer religiösen Entwicklung.

Erwin Gros



## Der Wert des Schlafes

Die „Gelehrten“ zwar scheinen in diesem Falle „einig“, und auch in der Theorie wird wohl niemand die Bedeutung des Schlafes für die Gesundheit des Körpers und Geistes leugnen. Aber in der Praxis? Wird da nicht oft dagegen gesündigt? So erscheint es denn auch nicht überflüssig, daß Dr. E. Dyla Ueland in der Jahresversammlung der „British Association“ die Forderung einer längeren Schlafzeit, besonders für die noch in der Entwicklung begriffenen Schulkinder, aufstellte und begründete. Er kam zu diesen Schlüssen:

1. Genügende Ruhe ist eine physiologische Notwendigkeit, vor allem für die, die die körperliche Reife noch nicht erlangt haben. Kurze Schlafzeit führt zu einer Herabsetzung der Lebenskraft des Körpers und zur Verlangsamung der körperlichen und geistigen Entwicklung.
2. Einem Kinde den Schlaf beschränken, heißt sein Wachstum beschränken. Es ist dies ein sehr schädlicher Weg, ihn Selbstbeherrschung zu lehren, der sicher keinen Erfolg haben wird.
3. Einem Kinde genügenden Schlaf gewähren, heißt nicht, es an ein Sichgehenlassen gewöhnen, sondern nur, es lehren, wie es für seinen Körper zu sorgen hat.
4. Es ist genau so grausam, ihm den Schlaf zu verkürzen, als wollte man ihm nicht genügende Nahrung gewähren. Wenn ein Knabe eine öffentliche Schule besucht, so hat er gewöhnlich seiner Körperlänge noch einen Fuß hinzuzufügen, und zur selben Zeit soll sich sein Geist entwickeln; aber die Schlafperiode ist die Zeit, in der die körperliche Entwicklung sich vor allem vollzieht, und wenn sie über das natürliche Maß verkürzt wird, so leiden Körper und Geist gleichermaßen; die Folge kann ein völliger Zusammenbruch sein, oder die geistige und körperliche Leistungsfähigkeit kann für das ganze Leben beeinträchtigt werden. Ueland führte eine Reihe von Tatsachen an, die beweisen, daß die Folgen eines zu kurzen Schlafes Abgespanntheit, Reizbarkeit und Ungenauigkeit der Arbeit sind. Er zeigte z. B. die Schrift eines Schülers, der allzufrüh in die Schule kommen mußte; sowohl in der Schönheit der Schrift wie in der Orthographie machte sich deutlich eine Verschlechterung bemerkbar, solange der Knabe nicht genügenden Schlaf hatte, während sofort eine allgemeine Besserung eintrat, als ihm genügende Ruhezeit zugestanden wurde. Andere Gelehrte haben Experimente mit Erwachsenen mit dem gleichen Resultat gemacht. Dr. Couston behauptet, daß sich im Laufe der letzten dreißig Jahre im Leben des Volkes deutlich eine Abnahme der

körperlichen Ausdauer bemerkbar mache, die auf denselben Grund zurückzuführen sei. Die öffentlichen Schulen bildeten in dieser Beziehung eine große Gefahr. Von vierzig Schulen, von denen Acland Auskunft erhalten konnte, kamen nur acht auf das richtige Maß. Der Redner hat auch 27 Schulärzten die Frage vorgelegt, welche Schlafzeit sie für Schulkinder für genügend hielten; elf forderten zehn Stunden Schlaf, acht  $9\frac{1}{2}$ —10, sechs 9— $10\frac{1}{2}$ , und vier 9 als Minimum. Keiner sah weniger als 9 Stunden als genügend an. Acland hat sich ferner an eine Reihe verdienter englischer Gelehrter gewandt, um ihre eigenen Erfahrungen auf diesem Gebiete kennen zu lernen, und er erhielt von allen Seiten dieselbe Antwort; sie alle forderten, daß den Schulkindern die Schlafzeit nicht beschränkt werden dürfte. Es ist schwer zu entscheiden, ob wir überhaupt zuviel schlafen können — Schulkinder können es sicher nicht. Acland wandte sich sehr energisch gegen den „Aberglauben vom Frühaufstehen“. Es wäre auch ein beklagenswerter Irrtum, anzunehmen, daß körperliche Übungen den Mangel an Schlaf ersetzen könnten. Körper oder Geist zu üben, ohne der nötigen Ruhe zu pflegen, heiße die Kerze an beiden Enden anzünden. Nicht weniger wichtig als die Quantität des Schlafes ist seine Qualität; ein durch Lärm, Kälte, Licht oder Schmerzen gestörter Schlaf gewährt natürlich nur geringen Nutzen. Im Winter braucht man mehr Schlaf als im Sommer, und auch die alte Erfahrung ist richtig, daß der Schlaf während der ersten Stunden der gesündeste ist. Der alte Volksglauben an den Schlaf vor Mitternacht, so schloß der Redner, ist eine sehr richtige physiologische Erkenntnis.



## Ist der Mars bewohnt?

„Zweifellos“, antwortet Professor Eduard S. Morse im „World Magazine“. Der Mars „stellt eine Welt dar, die in vieler Hinsicht der unseren gleicht, er hat Sonnenauf- und Untergänge, Winde brausen über seine Oberfläche, Staubstürme wälzen sich über seine Wüsten. Nach Schneefällen ist die Landschaft auf dem Mars weiß. Auf dem Mars gibt es Schnee, Ströme, Gießbäche und weite grüne Flächen. Auf dem Mars besteht dieselbe Mannigfaltigkeit der Bedingungen, die das Leben auf der Erde angenommen hat. Wenn man den Mars und sein physikalisches Aussehen betrachtet, wie er sich durch das Fernrohr der Lowell-Sternwarte darbietet, muß man zu solchen Ergebnissen kommen. Die Linien auf dem Mars sind fast ausnahmslos geodätisch gerade, obwohl sie nach allen Richtungen führen: sie beginnen und enden stets an bestimmten Stellen. Mars, der der Erde gegenüber wie ein Großvater zum Enkelkind steht, zeigt seit langem keine starke Tätigkeit mehr, wie Erdbeben, Senkungen und Hebungen, die vor vielen Millionen Jahren seine Oberfläche gespalten haben mögen. Solche Spalten wären im Laufe der Zeit durch Geschiebe ausgeglichen worden. Wir müssen daher zu der Annahme gelangen, daß sie einem bestimmten Zweck dienen, vielleicht Wasser von den Gegenden, wo es allein gefunden wird, zu Bewässerungszwecken abzuleiten. Fragen wir uns doch einmal, ob der Mensch Veränderungen auf der Erdoberfläche bewirkt hat, die vom Mars deutlich sichtbar wären. Große Städte, wie London und Newyork, mit ihren großen Schiefer- und Ziegeldächern und Straßen werden



zweifellos anders aussehen als die Gras- und Baumflächen in ihrer unmittelbaren Nähe. Am häufigsten wird gegen die Möglichkeit, daß Leben auf dem Mars bestehe, das Fehlen der Atmosphäre angeführt; oder man sagt, wenn es dort eine Atmosphäre gäbe, wäre sie so verdünnt, daß sie nicht Leben in unserm Sinne erhalten könnte. Aber man hielt auch bis vor nicht zu langer Zeit das Leben in der Tiefe des Meeres für unmöglich, auf dem Boden des Ozeans mit seiner ewigen Finsternis und dem Druck könne kein Lebewesen bestehen, hieß es. Der erste Zug mit dem Tiefseeschleppnetz brachte jedoch so feine organisierte Tiere herauf, die so sonderbar und merkwürdig dem Leben in einer unter Druck stehenden Flüssigkeit angepaßt waren, daß sie in einem leichteren Medium zerfielen. Man muß sich nur mit den mannigfaltigen Bedingungen, unter denen das Leben auf der Erde in verschiedenen Formen besteht, vertraut machen, um sich klar zu sein, daß die Einführung der Lebensbedingungen, wie sie auf dem Mars bestehen, auch bei uns nicht einen völligen Untergang alles Lebens brächte; und würden diese Bedingungen in Abstufungen von Jahrtausenden eingeführt, so würden Myriaden Formen die Veränderung überleben, und unter den Überlebenden würden sich sicher auch die Menschen befinden. Auch der Mensch würde auf dem Mars leben können, wenn er sich durch Tausende Generationen allmählicher Anpassung an die verdünnte Atmosphäre gewöhnt hätte. Wenn man die Ansichten Professor Lowells über das Wirken von Intelligenz auf dem Mars annimmt, daß dieser nämlich nur leichte Erhebungen des Landes, eine dünne Atmosphäre und wenig Wasser habe, das Jahrhunderte lang durch künstliche Kanäle nutzbar gemacht werde, wie müssen sich dann die Marsbewohner die Oberfläche unserer Welt erklären? Der Marsbewohner würde große gelbe und rötliche Gebiete finden, ausgebehnte grünliche Gebiete, und große Gegenden in verschiedenen blauen Schattierungen, die dreiviertel der Erde einnehmen. Die gelben Flächen würde er wohl als Wüstenland erklären; die grünen als Vegetationsstriche, aber die blauen würden ihm rätselhaft sein, da ihm Ozeane unbekannt sind und er nicht glauben kann, daß es wirklich so große Wasserstrecken gibt. Daß Wasser auf dem Mars vorhanden ist, zeigen die Polarschneekappen. Wenn der südliche Winter seinen Höhepunkt erreicht hat, mißt die Polarschneekappe über 2000 Meilen in der Quere, bedeckt also ununterbrochen 55 Breitengrade. Im Frühling schmilzt der Schnee und verschwindet schnell beim Herannahen des Sommers, und dann treten dunkle Wasserflecken an seine Stelle.



## Ein Vermächtnis

**M**an hat es dir gesagt und hat es dir wieder gesagt, daß in jedem Volke, das an einem Knochen nagt, alle verbündet seien, alle auf das Gemeinwohl hinarbeiteten, alle sich an die hauptsächlichsten Abmachungen hielten — ausgenommen einige Strolche, die man dafür gebührend strafe. Das ist falsch, und du mußt wissen, daß es falsch ist. Sonst könnte es geschehen, daß du nach deiner ersten Erfahrung die Vorschriften deiner Erziehung für Lügen hieltest; der Eigennuz könnte dann einen Heuchler oder einen Revolutionär aus dir machen. Sei weder das eine noch das andere, sondern sieh die Wahrheit tapfer so an, wie sie ist. Der Mensch ist ein Tier seiner Herkunft und seinem Cha-

rakter nach, und niemals lassen Herkunft und Charakter ihr ursprüngliches Gepräge verwischen. Er hat Augenzähne wie Hund und Fuchs, und wie Hund und Fuchs hat er sie von Anfang an in das Fleisch anderer vergraben. Seine Vorfahren haben sich mit Steinmessern erschlagen um ein Stück rohen Fisch. Heute noch ist es keineswegs anders, sondern nur milder geworden. Der Krieg herrscht heute wie damals, er hat sich nur eingeschränkt und besondert; noch heute kämpft ein jeder um sein Stück rohen Fisch, aber nicht mehr mit dem Steinmesser, sondern unter dem Auge des Gendarmen. Die Menge der guten Dinge ist beschränkt, und von allen Seiten stürzen sich die entseffelten Begierden auf sie, sie davonzutragen. Blick in eine große Stadt hinein, in den Ameisenhaufen all der Beschäftigten, die sich in ihr drängen und stoßen. Jeder bricht am Morgen zur Jagd auf, mit seiner Familie und Angestellten, seinen Freunden und seinen Beschützern, die einen um ihn herum, die andern auf Rufweite entfernt; zeigt sich ein Wild am Horizont, so machen sie sich alle fertig, so schwärmen sie alle aus, Familie und Angestellte, Freunde und Beschützer; Netze, Räder, Schlingen, erlaubte, auch unerlaubte Waffen, Spürhunde und Verbellhunde, das ganze Haus und all sein Zubehör, der Hausherr voran, sind an der Arbeit, denn man will essen. Sorge dafür, daß du zu essen hast, und wisse, daß du nur von deiner Jagdbeute essen kannst. Des Wildes ist wenig, der Jäger sind viele. Stehe früher auf als die andern, leg dich später hin, sei schneller auf den Beinen, hab mehr Hunde um dich, mehr Netze, mehr Freunde, mehr Waffen, schließ sorgsam deine Speisekammer, wenn du nach Hause kommst, laß deine Waffe geladen, sonst könnte am Waldestrand ein Jäger, dem seine Jagdtasche leer blieb, dich um deine Beute leichter machen; man soll wissen, daß du tapfer bist und fähig, dich zu wehren. Verteidige dich beim ersten Angriff lieber zu stark, damit man Angst vor dir bekommt, denn um diesen Preis und nur um diesen Preis wirst du essen.

Das ist ein Rat für all und jeden.

Hier ist ein zweiter für die wenigsten.

Bitte um nichts; ein Bettler ist nur ein verschämter Dieb. Nimm selten an; ein Dankverpflichteter ist ein halber Sklav'. Bist du so well an Körper und an Seele, daß du von der Arbeit anderer leben mußt? Denke groß von dir und sei darum kein einfacher Freffer. Hast du deinen Flintenschuß getan und dein Abendbrot verdient, dann laß die Söldner die Ebene plündern, laß sie sich beladen und auf dem Heimweg die Rehle abschneiden. Was hast du es nötig, deine Jagdtasche zu überfüllen und deinen Gang zu beschweren? Was sollst du mehr auftrassen, als du essen kannst? Siemt es sich, dir Wildpret anzueignen, ohne daß du etwas davon hast, und einen armen Teufel darum ärmer zu machen? Wer zwingt dich, wie ein Mietling den ganzen langen Tag auf der Felge zu schwitzen, wenn du schon um zehn Uhr morgens deinen Tagesbedarf erledigt hast? Blick um dich herum, es gibt ein Tun, das minder animalisch ist: das Schauen.

Das weite Land dampft und leuchtet im freigiebigen Licht der wärmennden Sonne, die zackigen Umrisse der Wälder lehnen sich mit holdem Wohlsein an das lichte Blau, das sie umrandet, die duftenden Föhren steigen empor wie Weihrauchgefäße über den Teppich der roten Heide. Eine Stunde hast du so verbracht, und während dieser Stunde, wie seltsam! hat das Tier in dir geschwiegen? Meinen Glückwunsch dazu: fast kannst du dich rühmen, gelebt zu haben. — — —

Hippolyte Taine





## Die Beurteilung des Herrn Ferdinand Avenarius, Herausgebers des Kunstwarts

In der Privatklagefache des Herausgebers des Türmers gegen den Herausgeber des Kunstwarts, Ferdinand Avenarius in Blasewitz, hat das Königlich Sächsische Oberlandesgericht Dresden in der Sitzung vom 20. September 1906 die vom Angeklagten eingelegte Revision gegen das Urteil der zweiten Strafkammer des Landgerichts Dresden vom 14. Juli 1906 als unzulässig verworfen. Der Angeklagte hat nach §§ 505 und 503 St.P.O. die Kosten seines erfolglosen Rechtsmittels zu tragen und dem Privatkläger die ihm dadurch verursachten notwendigen Auslagen zu erstatten.

Demnach ist das vom Königlichem Schöffengericht zu Dresden in der Sitzung vom 18. Mai 1906 gefällte und in der Berufungsinstanz vor der zweiten Strafkammer des Königlichem Landgerichtes zu Dresden in der Sitzung vom 14. Juli 1906 bestätigte Urteil rechtskräftig geworden. Das Urteil lautet:

„Der Angeklagte Avenarius wird wegen Beleidigung zu einer Geldstrafe von Einhundertfünfzig Mark, im Uneinbringlichkeitsfalle zu fünfzehn Tagen Haft, zur Tragung der Kosten des Verfahrens und zur Erstattung der dem Privatkläger erwachsenen notwendigen Auslagen verurteilt. — Der verfügende Teil des Urteils ist auf Antrag des Beleidigten auf Kosten des Angeklagten je einmal im Kunstwart und im Türmer öffentlich bekanntzumachen, und zwar in demselben Teile und mit derselben Schrift, wie der Abdruck der Beleidigung geschehen, jedoch nur dann, wenn der Antrag innerhalb eines Monats von Zustellung des Urteils an den Privatkläger von diesem gestellt wird.“

### Gründe:

„Avenarius hat zugegeben, den den Gegenstand der Privatklage bildenden Aufsatz, überschrieben: ‚Zum Falle Lienhard‘ im April 1905 in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift Kunstwart verfaßt und eingedruckt zu haben. Darin ist folgender Satz enthalten:

„Die Stellung des Türmer zum Kunstwart ist bekannt. Unsere älteren Leser entsinnen sich meiner Polemik mit ihm. Sie schloß mit der öffentlichen Behauptung, Grotthuß habe öffentlich gelogen und verleumdet, und mit meiner öffentlichen Aufforderung, mich zur gerichtlichen Feststellung des

Sachverhaltes in Wahrung seiner Ehre zu verklagen. Grotthuß hat mich nicht verklagt.'

Damit ist der Beschuldigung Ausdruck gegeben, Grotthuß habe das Beschreiten des Rechtsweges vermieden und damit anerkannt, daß er sich der öffentlichen Verleumdung und Lüge schuldig gemacht habe.

Dies sind Tatsachen, die für den Privatkläger beleidigend, ihn in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen geeignet sind.

Angeklagter hat zunächst behauptet, es sei wahr, daß Privatkläger ihn bei der früheren Preßfehde im Jahre 1902 öffentlich verleumdet und gelogen, also wider besseres Wissen ehrenrührige Behauptungen über ihn aufgestellt habe. Dies ist aber durch den Vortrag der die damalige Preßfehde betreffenden Schriftstücke in der Hauptverhandlung nicht erwiesen. Beide Parteien haben damals in scharfen, zum Teil beleidigenden Ausdrücken ihre Auffassung auseinandergesetzt, jeder von seinem Standpunkte aus einseitig. Einer absichtlichen Entstellung oder einer bewußten Behauptung der Unwahrheit hat man Grotthuß nicht überführen können, sondern nur einer scharfen **Entgegnung auf die Angriffe des Gegners**, von der man wohl annehmen muß, daß sie seiner Überzeugung entsprochen habe . . .

Die von Avenarius in dem obigen Aufsatz in bezug auf den Privatkläger aufgestellten beleidigenden Behauptungen sind also nicht erwiesen, so daß eine Beleidigung im Sinne des § 186 St.-G.B. vorliegt."

„Am allerwenigsten konnte der Angeklagte aus dem früheren Schweigen des Privatklägers den Schluß ziehen, daß der letztere damit sein Schuldbewußtsein dargelegt habe. Das Unterlassen der Privatklage seitens Grotthuß' im Jahre 1903 war schon deshalb geboten, weil in dem damaligen Preßstreite auch der Privatkläger den Angeklagten beleidigt hatte, demnach eine **Aufrechnung der beiderseitigen Beleidigungen** und die Freisprechung Avenarius' die zweifellose Folge des Rechtsstreites gewesen wäre.

Die neueren Angriffe Lienharbs auf den Angeklagten in den Blättern für Literatur enthielten übrigens, wie der letztere anerkennt, keine strafrechtlich zu ahndende Beleidigung und bewegten sich auf einem ganz anderen Gebiete, wie der frühere Preßstreit zwischen den Parteien, so daß von einer etwaigen Erwiderung einer dem Angeklagten vorher zugefügten Beleidigung nicht die Rede sein konnte.

Avenarius war daher auf den rechtzeitig gestellten Strafantrag wegen Beleidigung nach § 186 St.-G.B. zu bestrafen.

Bei der Schwere und Öffentlichkeit derselben und der gesellschaftlichen Stellung der Parteien erschien eine Geldstrafe von Einhundertfünfzig Mark als angemessene Ahndung."

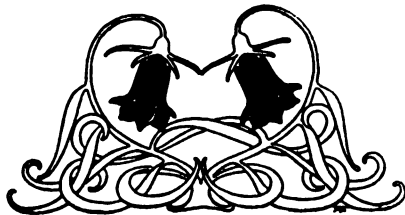
Dieses Urteil wird von der zweiten Instanz vollinhaltlich bestätigt, nur mit dem Unterschiede, daß das Berufungsgericht in der Begründung seiner Abfertigung des vom Angeklagten in Anspruch genommenen Schutzes des § 193 St.-G.B. (Wahrnehmung berechtigter Interessen) vom erstinstanzlichen Urteil abweicht. Auch dieses Gericht hat also dem Angeklagten den Schutz des § 193 nicht zugebilligt. **Übrigens kam es ja Herrn A. nach seiner eigenen Erklärung nur darauf an, die „Wahrheit“ gerichtlich zu „ermitteln“.** Das ist nun auf seinen Wunsch geschehen.

Den Versuch des Angeklagten, in Ermangelung jeglicher Wahrheitsbeweise für seine wiederholten ehrenrührigen Anschuldigungen, sich hinter den Umstand zu verschänzen, daß auf seine früheren Anzapfungen keine Klage erfolgt sei, weist das Urteil zweiter Instanz in seinen Gründen vollends unmißverständlich zurück. Darin heißt es: „**Wie haltlos diese Schlussfolgerung des Angeklagten ist, hat bereits der Erstrichter in treffender Weise gekennzeichnet.** Ganz abgesehen davon, daß die Unterlassung der Erhebung einer Privatklage seitens des Verletzten auf eine ihm zugefügte Beleidigung in **allewege nicht als Beweis für deren Wahrheit ausgenutzt werden kann**, war auch der von den Parteien nicht bestrittene Inhalt der gegenseitigen Angriffe des Privatklägers und des Angeklagten in der Pressehefte 1901/02 derart, daß damit **einem jeden von ihnen die Waffe der Privatklage wegen Beleidigung in die Hand gedrückt wurde.** Beleidigungen standen gegen Beleidigungen. **Das Verfassungsgericht hat unter diesen Umständen auch gar keinen Zweifel für die Annahme gehabt, daß sich der Angeklagte der Eigenschaft seiner Behauptung als einer nicht erweislich wahren bewußt gewesen ist**, wenn schon ihm zuguzustehen ist, daß er nicht wider besseres Wissen gehandelt habe. Es bedarf nicht der weiteren Begründung, daß, dem Angeklagten bewußt, die aufgestellte Behauptung geeignet ist, den Privatkläger verächtlich zu machen und in der öffentlichen Meinung herabzusetzen. Wenn nun der Angeklagte die gleiche Behauptung wiederholte, die einer längst abgeschlossenen, vom Angeklagten aber in beleidigender Form mit dem Artikel „Ist das öffentliche Zitieren von Privatbriefen zu Reklamezwecken ein Anflug oder ist's keiner?“ im Novemberheft 1901 des Kunstwarts begonnenen Pressehefte entstammte, und dies **offenichtlich ohne zwingenden Grund tat**, so hat diese Luftschung nach der Beweisannahme des Gerichts **nur den Zweck gehabt**, die beabsichtigte Abwehr gleichzeitig mit dem Ausdrücke der Geringschätzung und Mißachtung vor der Person des Privatklägers zu verbinden und ihn dadurch empfindlich zu beleidigen. **Mit Recht ist mithin der Angeklagte nach dem Ersturteil aus § 186 St.G.B. bestraft worden.** Den Strafausmessungsgründen der ersten Instanz ist lediglich beizutreten gewesen, die ausgeworfene Strafe ist eine angemessene. Deshalb ist die vom Angeklagten eingelegte Berufung zu verwerfen gewesen.“

Mit diesem von drei Gerichten festgestellten Tatbestande vergleiche man die Darstellung, die der Herausgeber des „Kunstwarts“ seinen Lesern vorzusetzen für erlaubt hält!

Charakteristisch für den Verurteilten ist, daß er von dieser ganzen Begründung beider Instanzen in der Mitteilung an seine Leser (Kunstwart Heft 4, Jhrg. 20) **nur den halben Satz herausgreift**: „daß, wenn Grotthuß damals geklagt hätte, die Freisprechung von Avenarius die zweifellose Folge des Rechtsstreits gewesen wäre“, womit der Schein erweckt werden soll, als hätte sich das Gericht auf den Standpunkt gestellt, daß es Avenarius in der Sache selbst beipflichte und den Kläger ins Unrecht setze. **Um diesen Schein zu erwecken, unterdrückt Avenarius alle vorher stehenden Ausführungen des Gerichts**, die doch klar und deutlich besagen, daß und weshalb Avenarius damals wie heute straffällig gewesen wäre, und daß er eine Freisprechung damals lediglich aus dem formalen Grunde der Anrechnung der beiderseitigen Beleidigungen erzielt haben würde.

Das Erheiternde dabei ist, daß Avenarius sich jetzt von seinem Rechtsbeistande attestieren läßt, der Herausgeber des Türmers habe ihm damals „dreißig“ Beleidigungen zugefügt! Und auf keine dieser „32“ hat Herr Avenarius geklagt, hat sie vielmehr ruhig eingestekt, alle „32“, und gemächlich verjähren lassen, alle „32“, und nun jammert er seinen Lesern vor, daß der Herausgeber des Türmers an der Verjähren dieser „32“ schuld sei. Und das Dresdener Landgericht ist an der Verurteilung schuld, da es sich „bei der Feststellung des Tatsächlichen im wesentlichsten Punkte geirrt“ hätte (trotz dreimaligen Aufrollens des Prozesses!), und nur er, der zu Unrecht Verurteilte, nur er ist schuldlos, fleckenlos, wie vom Himmel geflogen! Und diese blendende Unschuld haben drei verschiedene Gerichte in drei verschiedenen Instanzen kostenpflichtig verurteilt! Und das alles auf sein eigenes inständiges Drängen und Verlangen!





Dämmerung — Seiner Majestät allergetreueste Opposition  
 — Der Teufel lacht dazu! — Auf der Hintertreppe —  
 Eine Bismarcklegende — Von dummen, aber starken  
 Männern — Ein deutscher Erzieher

**M**ancher brave Bürgermann mag in den letzten Wochen bei seiner Zeitungsektüre still vor sich hingeseufzt haben: „Mir wird von alledem so dumm, als ging' mir ein Mühlrad im Kopfe herum.“ Wurde ihm doch, dem behaglich und ahnungslos seinen Morgentaffee schlürfenden, eines schönen Tages von seinem Leibblatte allen Ernstes eröffnet, er habe umgehend seine politische Überzeugung zu wechseln. Zuerst traute er seinen Augen kaum: die Buchstaben tanzten ihm einen unheimlichen Reigen vor, um sich dann zu schauerlichen Wortungetümen zu ballen: „Byzantinismus“ — „persönliches Regiment“ — „dieser Regierung keinen Groschen“ — „Absolutismus“ — „Kampf gegen die Krone“ — grinste es dem Ärmsten wie Hohngelächter der Hölle aus dem bedruckten, sonst so friedfertigen Stullenpapier entgegen . . .

Ja, was blieb ihm nach reiflicher Überlegung denn noch übrig, als auch mitzutun, auch umzulernen, da doch das Leibblatt, auf das er aus tiefster göttiger Männerbrust schwor, bereits die gleiche Operation schmerzlos an sich selbst vorgenommen hatte? Oder hatte es das am Ende gar nicht nötig gehabt? Und wirklich: da stand's ja auch schwarz auf weiß: es hatte „immer schon“ diesen einzig wahren Standpunkt vertreten, immer vor den „Gefahren des persönlichen Regiments“ gewarnt, die byzantinische Seuche nie mitgemacht, Marksteine nie mitgefest. Merkwürdig, wie man doch so vergeßlich sein kann: er erinnerte sich dessen absolut nicht, ihm schwebte vielmehr das genaue Gegenteil vor. Ist's die Möglichkeit? Nein, wie man sich doch irren kann!

Und so streift unser Biedermann — nicht ohne pietätvolle Wehmut — seine alte politische Sache ab. Schade um das unmodern gewordene

Bekleidungsstück, das doch so mollig warm hielt. Was nun damit? Überzieher kann man zur Not versetzen oder an den Althändler verkaufen — mit abgelegten politischen Kleidern läßt sich schlechterdings kein „Geschäft“ machen. Aber — vielleicht — wer kann's wissen? — bald, vielleicht sehr bald schon? — wechselt die Mode wieder? Da wollen wir denn doch als guter Haushalter vorsorgen und den „alten Gottfried“ fein säuberlich aufheben. Ist's dann an dem, so braucht er nur aufgebügelt zu werden und sieht dann wieder „ganz wie neu“ aus . . .

Daß mal ein Umschwung kommen, dem nun schon Jahrzehnte ausdauernden, immer wieder künstlich mit den unmöglichsten Narcoticis aufgepeitschten Festrausch ein trübseliger Morgen, ein veritabler, ganz gewöhnlicher Regenjammer dämmern müsse, war ja vorauszusehen. Schließlich ist unser Volk doch noch lange nicht so von allen guten Geistern verlassen, daß es sich in allewege solchermaßen würde geistig — man kann schon fast sagen: körperlich — mißhandeln lassen. Aber bewunderungswürdig ist doch die Pölslichkeit, mit der diese Stimmung sozusagen über Nacht zum Durchbruch kam. Die Pölslichkeit und die — Naivität. Erst mußte der Wall, den die „gutgesinnte“ Presse gegen die andrängende Volksmeinung um sich aufgetürmt hatte und mit der Zähigkeit des Selbsterhaltungstriebes behauptete, geradezu gestürmt, vom Anwillen weiter Kreise weggespült werden, ehe sie sich entschloß, dem Einlaß heischenden freien Wort ihre Pforten zu öffnen. Sie hat erst kapituliert, nachdem ihr handgreiflich die Erkenntnis beigebracht worden, daß nicht nur die bekannten „Nörgler“ und „Umstürzler“ das herrschende System herzlich satt bekommen hatten, sondern auch die Mehrheit in den eigenen Reihen; daß auch diese die Entwicklung unserer inneren und äußeren Zustände auf den bisher eingeschlagenen Bahnen immer unerträglich empfand und sich nicht länger mit diplomatischem Getue und schönfärberischen Redensarten abspeisen lassen wollte. Es sollte eben endlich deutsch geredet werden. Also: — der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe. Da die „Gutgesinnte“ jetzt aber eine kompakte Majorität hinter sich wußte, fühlte sie ihren Rücken plötzlich außerordentlich gestärkt und trat den nunmehr nicht gar gefährlichen Gang nach dem Eisenhammer nicht einmal ungerne an. Zu guter Letzt geben halt auch die „Gutgesinnten“ lieber der eigenen inneren Stimme Gehör, als sich und anderen — sagen wir: Luftschlösser zu suggerieren. Was auf die Dauer eine ziemlich ermüdende, eine Sisyphusarbeit ist.

In eben diesem plötzlichen, gänzlich unvermittelten Umschwunge liegt aber auch schon seine erheiternde Naivität. Als ob sie nie anders gedacht, geurteilt, geschrieben hätten! Mit der Kaltblütigkeit des Selbstverständlichen, mit strenger Amtsmiene, ohne mit der Wimper zu zucken, sitzt man über die zu Gericht, die man gestern noch als Götter angebetet, übertrumpft an Schärfe des Urteils und Ausdrucks, die man gestern wegen viel milderer Zweifel an der Vollkommenheit besagter Götter als Fresler am Heiligtum in den großen Bann getan, in die Rotte Korah geworfen



hatte. Wie nötig, nützlich, angenehm ist doch unter Umständen ein kurzes Gedächtnis: — „O gib mir Lethe, Lethe, mich zu tränken!“

Nicht ohne lächelnde Nührung kann ich jetzt in Blättern, die sich über die frivole Unbotmäßigkeit des Tagebuchschreibers nicht genug glaubten entrüsten zu müssen, immer wieder als eigene unumstößliche Überzeugung lesen, was ich doch schon vor Jahren an dieser Stelle ausgesprochen und was doch die „Entrüstung“ eben dieser Blätter bis zur Siedehitze hatte aufschäumen lassen. Nur glaube ich, den Mund weniger voll genommen zu haben, auch weniger persönlich vorgegangen zu sein, als manche dieser Organe, die sich jetzt, wo der Resonanzboden dazu — vielleicht nicht ganz ohne bescheidene Mitwirkung des Türmers und seiner Freunde — geschaffen ist, ihre Stirn in die düster dräuenden Falten des tiefbeforgten Patrioten legen und sich als Retter des Vaterlandes gebärden. Und doch kann mancher von ihnen dafür ebensowenig, wie jene interessanten Lebewesen, die ein gewisses Kapitel gerettet haben sollen. Denn — Hand aufs Herz, getreue Nachbarn und lieben Freunde: würdet ihr die „bittere Wahrheit“ mit ebenso viel kühnem Mannesmut aus geschwellter Selbdenbrust mit heroischer Selbstüberwindung „unentwegt“ und „voll und ganz“ in die deutschen Gauen posaunen, wenn ihr euch Jahre hindurch offenen Auges denselben Anfeindungen, Behässigkeiten und Schädigungsversuchen aussetzen müßtet, denen der Türmer mit seinen Freunden gelassen standgehalten hat? Und wenn — : warum ist euch dann erst heute die Erkenntnis aufgedämmert? War sie denn nicht schon seit Jahren jedem Ehrlichen, der sehen wollte, zugänglich? Der Türmer hat seinen Posten nicht gewechselt. Ihr aber! Weil ihr müßtet! Als es gar nicht mehr anders ging! Als euch das Wasser bis zum Munde stand, das aus den eigenen Kreisen in eure Redaktionsstuben und Verlagskontore strömte . . .

Doch wir wollen uns damit bescheiden, daß es nun endlich in den Herzen und Köpfen zu dämmern beginnt, wenn auch der Tag, der helle, lichte, mit seinen freien großen Horizonten noch fern sein mag. Besser eine späte Erkenntnis als eine — noch spätere. Denn wäre nicht Onkel Chlodwig gekommen und Podchen — geblieben, wir hätten noch lange auch nur auf eine bescheidene Dämmerung warten können. Die „Frankfurter Zeitung“ hat wirklich nicht übertrieben, als sie es offen aussprach, daß der Fall des allzu seßhaften Toppelstirklers, der die Züchtung von Sozialdemokraten mit vielleicht noch größerem Erfolge betrieb, als die von Schweinen, — daß dieser Fall „geradezu verheerend gewirkt, daß er schwere Mißstimmung, ernste Zweifel, patriotischen Groll in politische Kreise und in Gesellschaftsschichten getragen hat, die bisher in bequemem Opportunismus und hergebrachter Loyalität lebten“. Nun, nachdem der „göttliche Sauhirt“ im nicht allzu blendenden Schimmer der Brillanten zum Großkreuz des Roten Adlerordens etwas reichlich spät nach der Heuernte „verduftet“ ist, können wir rückhaltlos seine negativen Verdienste um die Reinigung der politischen Atmosphäre anerkennen. Insofern hat er auch seine Brillanten redlich verdient.

\* \* \*

. . . Noch brodelt es in unserer öffentlichen Meinung wie in einem Bergkessel: „Und waltet und siedet und brauset und zischt, wie wenn Wasser und Feuer sich mengt.“ Ganz recht: auch hier wird mit Wasser gekocht werden. Die Eruptionen kommen zu plötzlich, zu unvermittelt, zu „unorganisch“, als daß sie irgendwelche sicheren Schlüsse auf eine dauernde Entwicklung unserer Zustände zuließen. Wenn jetzt mit einemmal, nachdem das Lamm so lange friedlich neben dem Eiger gelegen, einzelne Parteien sich darauf besinnen, daß sie eigentlich Kampfparteien seien, wie von der Tarantel gestochen, auffahren, so erregt solch plötzliche Aufwallung bislang sorgsam verborgen gehaltener Gefühle bei besinnlichen Leuten zunächst verwundertes Kopfschütteln. Man fragt sich zweifelnd, ob hier eine entscheidende nachhaltige Schwentung vollzogen oder irgendwelche mehr oder weniger naheliegenden politischen Opportunitätszwecke erreicht werden sollen. Es wäre schade, wenn all das schöne Feuer nutzlos wie eine Rakete in der Luft verpuffte, wenn es nicht dazu langte, feste Entschlüsse, tüchtige Arbeit zu härten. Deshalb sollten die Gefolgshafter ihre Führer, die jetzt so kühn das Banner vor ihnen schwenten, beim Worte nehmen, die Fahne „festnageln“, damit sie nicht bei nächster Gelegenheit wieder — „umfällt“, damit dem entzündeten: „Welch Schauspiel!“ nicht der Seufzer auf dem Fuße folgt: „Aber ach, ein Schauspiel nur!“ —

Welche Imponderabilien müssen wohl die deutsche Luft drücken, wenn schon der sonst nicht eben blutgierige Abgeordnete Bassermann auf dem Kriegspfade wandelt und den Tomahawk so verwegen zu Häupten schwingt, wie jüngst in einer Versammlung zu Wiesbaden: einem Meister der Staatskunst wie Bismarck hätte man die Leitung unserer politischen Geschichte wohl ruhig anvertrauen dürfen. Heute aber lägen die Dinge anders. Wie sie sich in den letzten Jahren gestaltet haben, sei eine Befriedigung nicht zu verzeichnen, wohl aber viel Grund zur Besorgnis vorhanden. „Der Angelpunkt unserer ganzen politischen Weltentwicklung ist England! Der König von England reißt auch, aber schweigsam, durch die Länder. Sein Ziel ist natürlich die Größe Englands, und sein Mittel, dies zu erreichen, die Isolierung Deutschlands, und dieses Ziel wird mit eiserner Konsequenz verfolgt. Es ist keine Politik der Plötzlichkeiten, keine Politik der Schenkungen, da läuft man nicht heute dem und morgen jenem nach, sondern schreitet beharrlich weiter. So in Ostasien durch das Bündnis mit Japan, das sich ebenso wie gegen Rußland, gegen das deutsche Territorium in China richtet, so durch die entente cordiale mit Frankreich, die vielleicht heute schon zu einer Militärkonvention gediehen ist. Und dabei ist jetzt in Frankreich Herr Clemenceau am Ruder, der Mann des Revanchegedankens, von dem dieser Tage ein französisches Blatt schrieb: Er hat eine zielbewußte Strategie: Sein Angelpunkt ist England, sein Ziel ist Deutschland, und sein Lohn ist Elsaß-Lothringen!“ Und Italien, unser ‚braver Freund‘, hat sich so entwickelt, daß wir nicht mehr wissen, ob das Bündnis mit ihm für uns noch einen

Wert besitzt. Denn wenn Italien in einem Weltkampf sowohl gegen Frankreich wie gegen England versagt, sind wir eben nur noch die Rückendeckung für Italien gegen Österreich. Und Rußland!

Die Zeiten sind vorüber, wo wir mit derartigen Dingen hinter dem Berge hielten, und wir werden so frei sein, dies auch im Reichstag zur Sprache zu bringen. Wenn England an dem Deutschland am nächsten gelegenen Punkte eine neue Heimatflotte errichtet, und wenn zu gleicher Zeit ein deutscher Generaladjutant einem englischen Herzog einen Ehrensäbel überreicht, dann fehlt uns für solche Dinge das Verständnis, und da möchte man wünschen, daß einmal ein Staatsmann kommt, der den Einfluß hat, dergleichen unmöglich zu machen. Wenn man auf unseren Diplomatenposten in den wichtigen Städten Leute mit Diminutivnamen, wie Philis, Specki (Bitte Pöckchen nicht zu vergessen! D. S.) usw. hat, möchte man glauben, daß sie in solch leitender Stelle nicht die richtigen Leute sind.

Zu wünschen bleibt noch eine größere Einigkeit in allen Volkskreisen. Wir dürfen die Verbitterung zwischen den Parteien und den Volksklassen nicht sich ins Maßlose auswachsen lassen. Ein jeder Deutsche muß sich sagen, wie die Weltlage heute ist, können wir mit einem Schlage vor große Entscheidungen gestellt werden, wie in Algeciras. Diese Dinge können sich aus der englischen Politik von einem Tag zum andern entwickeln, und wenn dann die Nation siegen soll, darf sie im Innern nicht zerklüftet sein . . .

In den Kreisen aber, die uns zu leiten berufen sind, möge man nicht vergessen, daß die Stellen nicht nach dem Gefühl der obersten leitenden Stelle eines Staates in solchen schweren Zeiten besetzt werden. Es ist die Lehre von Jena und Auerstedt vor hundert Jahren, daß das Mißtrauen in die äußere Politik Preußens damals unendlich geschadet hat, in die Rabinettspolitik des Königs, der an Stelle selbständiger Arbeiter Handlanger gesetzt hat! Dieses Mahnzeichen soll nach oben sprechen in diesen schweren Zeiten! . . .“

Auch in den eigenen Parteitreiben des Herrn Baffermann ist man nicht ganz überzeugt, daß den tapferen Worten des nationalliberalen Führers die entsprechenden Taten folgen werden. So erlaubt sich die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“ die bescheidene Anfrage, warum denn jetzt auf einmal der nationalliberale Sturm losgebrochen sei? Sei früher vom persönlichen Regiment, das man ausgerechnet jetzt entdeckt habe, nichts zu merken gewesen? Die Begünstigung des Klerikalismus habe man doch bisher schweigend hingenommen. Die auswärtige Politik sei „hanebüchen geführt“ worden, und die nationalliberalen Abgeordneten hätten ihr „volles Vertrauen“ dazu ausgedrückt. Erst als der Regierung mehr und mehr die Zügel entglitten seien und die Reichsregenten aus dem Zentrumslager sie an sich gerissen hätten, da erst, als das Parteiinteresse in Frage gekommen, sei man allmählich zur Opposition erwacht. So fühlt sich denn

das Blatt „mit Bedauern“ gedrungen, „festzustellen, daß erst in dem Augenblick, wo die Partei in Frage kommt, der Mut zur Opposition erwacht, der längst eine vaterländische Pflicht gewesen wäre. Jetzt aber sprechen dieselben Männer von Byzantinismus und absolutistischem Regiment, die durch ihr ‚loyales Schweigen‘ es nur ermöglicht haben. Principiis obsta! Wäre Wilhelm II. bei seinen ersten Taten nach der Entlassung Bismarcks auf einen solchen Widerstand gestoßen, er würde sich sicher in ganz anderer Richtung entwickelt haben. Wenn wir es mit Genugtuung verzeichnen, daß heute die ganze national-liberale Presse für eine nationale Opposition eintritt, so möchten wir doch unser Bedauern darüber nicht zurückhalten, daß sie reichlich spät und erst im Zusammenhang mit ihren Parteiinteressen diesen Ton gefunden hat.

Wird nun die gegenwärtige Stimmung irgend einen Erfolg haben? Wenn es bei Worten bleibt, sicherlich nicht. Denn der Regierung wird es sicher so wie so nach ihren bisherigen Erfahrungen schwer fallen, an den Ernst der jetzigen Empörung zu glauben. Folgen keine Taten, das heißt, wird man bei Gesetzesvorlagen, die offenbar dem persönlichen Regiment ihre Entstehung verdanken, wie bisher ‚aus höheren Rücksichten‘ zustimmen oder Anzulänglichkeiten der äußeren oder inneren Politik ruhig hinnehmen aus Furcht vor einer Krisis, dann wird der ganze Oppositionslärm wie ein Schlag ins Wasser wirken, und nach den Etatsberatungen geht alles wieder den alten Gang, und diejenigen, die sich bei der Fortdauer des persönlichen Regiments sehr wohl fühlen, werden im stillen Kämmerchen über den nationalliberalen Herbststurm recht vergnüglich lachen.“

Das nationalliberale Organ scheint darnach nur mäßiges Vertrauen in die Festigkeit der „Bassermannschen Gestalten“ zu setzen —:

„Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten, . . .  
Versuch' ich wohl, euch diesmal festzuhalten —?“

„Wie ist es nur alles so gekommen?“ fragt kopfschüttelnd das rechts-liberale „Leipziger Tageblatt“. „Ganz Deutschland wimmelt von Schwarzsehern. Und wenn sie mit den ‚Nörglern‘ zusammen, freundlicher Aufforderung entsprechend, den Staub von den Pantoffeln schütteln wollten, würde ein Exodus eintreten, wie ihn die Weltgeschichte trotz der Flucht der Kinder Israels aus Ägypten noch nicht gesehen hat. Diese Tatsache ist nicht mehr wegzureden und wegzuschreiben. Und es ist schon ein auffälliges Zugeständnis an diese Lage, daß die üblichen Rosafärbereien kaum noch gewagt werden. Wir haben gelächelt, als die Freikonservativen in Breslau sich gegen absolutistische Neigungen wandten, und glauben auch heute noch nicht an ernsthafte Schwierigkeiten von dieser Seite, obwohl jetzt sogar stockkonservative Wahlvereine die Breslauer Demokratenparole aufgenommen haben. Und die sonst so getreuen Nationalliberalen, die Prügelnaben der Regierung von Bismarck bis zu Bülow. Wir müssen gestehen, daß wir eine

solche Radikalisierung der Partei in unsern kühnsten Träumen nicht für möglich gehalten haben. Es ist keine Entdeckung von heute oder gestern, die uns Baffermann erst hätte offenbaren müssen. Seit anderthalb Jahrzehnten hat das deutsche Volk in wahrhaft rührender Geduld auf den moderierenden Einfluß der Zeit gehofft. Und nur in Konventikeln inter pocula und von den ganz vorsichtigen nur in Monologen ist von den Angehörigen der bürgerlichen Gruppierungen ausgesprochen worden, was jetzt der Führer . . . in die Lande gerufen hat . . . Kein Zweifel, es ist vorbei mit dem geruhigen Hoffen und mit dem Ergeben in den höheren Willen. Die kommenden Jahre müssen und werden im Zeichen eines schweren Kampfes stehen — um die Konstitution. Und es ist schlimm und gewiß nicht den Aufgaben des Reiches förderlich, daß dieser Kampf, der bis an die äußerste Grenze der Zulässigkeit vertagt worden ist, gegen die Spitze des Reiches, gegen die Krone geführt werden muß. Volk und Kaisertum sind so ineinandergewachsen, daß uns keins ohne das andere denkbar ist. Sie sind aufeinander angewiesen. Nicht gegen die Institution geht der Kampf, auch nicht gegen die Person des allerhöchsten Herrn. Das verhüte ein gütiges Geschick, daß Tage kommen können, die solche destruktiven Neigungen im deutschen Bürgertum offenbarten. Aber gegen die herrschende Auffassung vom Verhältnis zwischen Krone und Volk herrscht der Kampf.“

„Immer wieder“, betont die „Kölnische Zeitung“, „drängt sich . . . die Frage auf: Wo ist die Regierung, werden wir überhaupt noch regiert? . . . Wer es ernst meint mit unserem deutschen Vaterlande, der kann und darf nicht länger ruhig zusehen, wie eine Regierung, die Führer sein sollte im Kampf gegen die staatsfeindlichen, die bestehende Ordnung zerschetzenden Mächte, durch ihre Tatenlosigkeit, Schlawheit und Nichtachtung aller Volksergungen immer größere Bruchteile des Bürgertums in die Reihen der Sozialdemokratie treibt. Quousque tandem!“

Solche Sprache gegen die Regierung in einem Blatte, das mit der Regierung Beziehungen pflegt, von der Regierung oft als Sprachrohr benutzt wird! Wenn das kein „Zeichen der Zeit“ ist!

Aber es kommt noch besser! Auch die — „Kreuzzeitung“, sage und schreibe „Kreuzzeitung“, erscheint auf dem Plan. Man muß die Auguren-taktik, die berechnete Tonart und Terminologie des hyperroyalistischen Blattes kennen, um seine Ausführungen richtig zu würdigen und als zeitgeschichtliche Urkunde einzuschätzen. Die unpolitische Aufmachung tut nichts zur Sache — Façon de parler:

„Das Gefühl beherrscht uns jetzt alle, daß wir vielleicht kritischen Tagen entgegengehen, und darum ist es wohl erklärlich, wenn das Volk vielfach mit einer gewissen nervösen Bedenklichkeit auf den Herrscher blickt. Wir schließen uns offen dem Wunsche an, daß unser König und Herr die psychologische Berechtigung dieser Stimmung anerkennen möchte. Denn jene Fehler des deutschen Volkscharakters sind die

Rehrseiten seiner Vorzüge, seines Idealismus, seiner Gründlichkeit, der Tiefe seines Gemütslebens. Mit jenen Eigenschaften des Volkes muß also der Monarch rechnen, sie umzuwandeln liegt nicht in der Macht eines Menschen, aber ebenso muß auch das Volk die Persönlichkeit des Monarchen als gegeben hinnehmen, es wäre ein unmögliches Verlangen, daß er sich gewisser Grundzüge seines persönlichen Wesens entäußerte. . . . Aber es gibt Gebiete, in denen jede Persönlichkeit das Recht auf freie Betätigung hat, diese Freiheit allein den kulturellen Fortschritt sichert und jeder gewaltsame Einfluß von außen auf die Dauer wirkungslos bleiben muß. An und für sich sind diese Gebiete außer Zusammenhang mit der Politik, aber jede Parteinahme der regierenden Gewalten zieht sie in das politische Treiben hinein, erweckt Mißtrauen auf beiden Seiten, und aus dem Mißtrauen entsteht eine politische Gegnerschaft. Diese Gebiete sind insbesondere die Angelegenheiten der Wissenschaft, der Kunst und der Technik. Wir wollen sie nicht geradezu als politische Ubiaphora bezeichnen. Aber sie sind heute Angelegenheiten der ganzen Menschheit, ihre Entwicklung ist international, auch der mächtigste Monarch kann ihnen nicht die Richtung vorschreiben, und wäre er mit der Wahrheit selbst im Bunde. Hier bringt nur das schaffende Genie die Entscheidung, nicht die Kritik, nicht das Mäcenatentum des Staates. Haben also die wissenschaftlichen und ästhetischen Urteile des Monarchen, wenn sie noch so gut und richtig sind, nur die Bedeutung persönlicher Meinungsäußerungen, so muß man wünschen, daß sie von den staatlichen Gewalten auch als solche aufgefaßt und nicht zu politischen Verwaltungsprinzipien gemacht werden. . . . Wir erkennen es dankbar an, daß Kaiser Wilhelm II. einer unfreudigen, deladenten und krankhaften Kunst bei jeder Gelegenheit entgegentritt. Aber manche der positiven, fruchtbaren Mächte, die seine besten Bundesgenossen wären in diesem Kampfe, entgehen seinem Blicke, und er scheint auch nicht zu bemerken, daß sich anderseits eine müde, überlebte oder großsprecherische Kunst in seinen Schutz stellt, die uns nichts mehr zu sagen hat. Die bildenden Künste (von der dramatischen sprechen wir lieber gar nicht) stehen beim Volke in kaum dagewesener Gunst, und es ist nicht gut, wenn sich ein Monarch hierin einer Exklusivität ergibt, die heute der Privatmann, auch wenn er persönlich einen ganz individuellen Geschmack hat, nicht mehr übt. . . . Wäre er darin besser beraten, das Volk würde ihm mit Enthusiasmus folgen, denn es hat ja aus sich heraus schon gegen die ihm aufgeredete natur- und kulturwidrige Kunst eine starke Reaktion erzeugt, von der man bei Hofe aber keine Kenntnis zu haben scheint. Statt des Enthusiasmus hört und liest man immer häufiger Äußerungen der Unzufriedenheit, der Resignation oder der offenen Gegnerschaft gegenüber dem kaiserlichen Mäcenatentume, und diese Stimmung spielt immer deutlicher auch in die politischen Verhältnisse hinüber."

Die agrarkonservative „Deutsche Tageszeitung“ verschärft diese Ausführungen noch in einem wesentlichen Punkte, indem sie zu dem Satze, daß

„das Volk die Persönlichkeit des Monarchen als gegeben hinnehmen“ müsse, ergänzend bemerkt: „Es gehört aber zu den hauptsächlichsten Pflichten des konstitutionellen Herrschers, daß er seine Persönlichkeit ganz in den Dienst seiner großen Aufgabe stellt; und von diesem Standpunkte wird man auch eine gewisse Entäußerung fordern dürfen. Das ist ein Gedanke, den wir in den Darlegungen der ‚Kreuzzeitung‘ vermissen, der aber uns besonders erheblich erscheint, weil er erst der Kritik ihre Berechtigung gibt.“

Hat man aber, fragt skeptisch die „Germania“, dafür, daß der Träger der Krone von einer freimütigen und sachlichen Kritik Kenntnis erhält, auch irgendwelche Gewähr? „Daß die Kreuzzeitung in dieser Weise für die Freiheit der bildenden Künste eintritt, ist für den Beobachter im Parkett besonders interessant“, konstatiert nicht ohne Malice die „Kölnische Volkszeitung“. „Ich weiß nicht, ob das einer hohen Dame nachgesagte Wort wahr ist: ‚Warum malen die Maler gar nicht so, wie der Kaiser befohlen hat? Er hat ihnen ja gesagt, wie sie malen sollen.‘ Immerhin glauben wir, daß das konservative Blatt die Meinungsäußerungen des Kaisers auf einem Gebiete kritisiert, wo sie am ungefährlichsten sind. . . Nicht die herrschende Kunststrichtung, sondern die diplomatische Isolierung Deutschlands ist das ‚Pentagramma‘, das uns Pein macht.“

Das Schwinden der Autorität beklagt die „Magdeburgische Zeitung“. Es sei „unmöglich zu verschweigen, daß Kaiser Wilhelm sich selbst durch impulsive Reden wachsende Schwierigkeiten bereitet. Das Gewicht des kaiserlichen Ansehens verbraucht sich, der Nimbus der Majestät nutzt sich ab. Es wäre besser, wenn die allerhöchste Person sich nur in ganz spruchreifen Angelegenheiten der öffentlichen Kritik aussetze. . .“

Gegen diese „persönliche Politik“, meinen nun die „Hamburger Nachrichten“, müsse eine nationale Opposition einsetzen. Also so eine Art „Seiner Majestät allergetreueste Opposition“. Friedrich Wilhelm IV. erklärte ja auch, er liebe eine gesinnungstüchtige Opposition. „Vor allen Dingen“, fordert das Hamburger Blatt, „darf kein Zweifel darüber gelassen werden, daß bei den nationalen Parteien des Deutschen Reiches künftighin auf keine Neigung mehr zu rechnen ist, wie bisher aus höheren Rücksichten und aus der Besorgnis nachteiliger Folgen zu allem Ja und Amen zu sagen, was das persönliche Regiment tut oder unterläßt. Sobald der Reichskanzler sich auf eine im Reichstag vorhandene starke Opposition gegen das persönliche Regime berufen kann, ist immer mit der Möglichkeit zu rechnen, daß von der maßgebenden Stelle aus gewisse Konzessionen gemacht werden, selbst solche, die dem Naturell des Herrschers widersprechen. Wir glauben, wie gesagt, nicht so recht daran, daß dies wirklich geschieht, aber der Versuch, solche Konzessionen zu erlangen, muß auf dem verfassungsmäßig gebotenen Wege jedenfalls gemacht werden, also durch den Deutschen Reichstag. . .“

„Geradezu trostlos“, läßt sich dasselbe Blatt aus Berlin schreiben, sei die Stimmung, mit der man dort in politischen Kreisen dem Winter entgegenstehe: „Darauf, wie die auswärtige Lage beurteilt wird, geht man am besten erst gar nicht ein.“ Ein Leitartikel der „Hamb. Nachr.“ habe den Pessimismus, der, wo man auch hinhöre, herrsche, durchaus zutreffend zum Ausdruck gebracht, wenn er auf unsere militärische Rüstung als die letzte Sicherung verweist, an die man noch allenfalls glaubt. „Was und wen man neben der Rückgratlosigkeit und Gefügigkeit der höheren Bureaucratie, wie sie die Jahre über zutage getreten ist, für die trostlose Lage verantwortlich macht, bedarf keiner näheren Ausführungen. Wo irgendwelche Hoffnung herrscht, richtet sie sich auf einen scharf oppositionellen Ausfall der nächsten Reichstagswahlen, die in Verbindung mit der unverkennbar nicht stark genug einzuschätzenden Wirkung der Hohenlohe-Memoiren vielleicht endlich zu dem Bruch mit dem System der persönlichen Herrschaft und der bequemen Beamten, zur Rückkehr zu Tatkraft und Grundsätzen in unserer Politik führen könnten. Man wartet auf den Augenblick, in dem der Egoismus, der Selbsterhaltungstrieb der Krone die maßgebende Stelle endlich zur Erkenntnis der wahren Lage führen werden. Doch ist die Aussicht, daß der Moment der Erkenntnis und Umkehr schon vor den nächsten Reichstagswahlen sich melden könnte, nach allgemein verbreiteter Auffassung nur sehr gering, und so sieht man hier den Entscheidungen, welche die nächste Zeit bringen muß, mit einem Gemisch von Bitterkeit und Ironie entgegen, wie es im neuen Deutschen Reich, das doch schon so manche der heute so gefürchteten inneren Krisen durchmachen mußte, bis dahin unerhört gewesen ist.“

Das dünkt mich denn doch etwas stark aufgetragen, etwas sehr grau in grau gemalt. Wir dürfen auch nicht gleich aus einem Extrem ins andre fallen: himmelhoch jauchzend — zu Tode betrübt. Aber es scheint, wir Deutschen der — „Jetztzeit“, heißt es ja wohl geschmackvoll — können aus den Superlativen gar nicht mehr herauskommen. Wir haben uns ja auch, das muß uns der Neid lassen, in den letzten Jahrzehnten mit unbändigem Eifer und eisernem Fleiß dazu erzogen. Da sehen unsere geehrten „Zeit- und Festgenossen“ einmal auch die Rehrseite der Medaille, die natürliche Substanz ihrer zu Eis erstarrten Begeisterung: es wird alles — „zu Wasser“! Verfliegen ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben. Und was für eins! „Seetrankeheit“ nennen’s gar die konservativen „Dresdener Nachrichten“: „Ja, es fehlt wirklich der überragende Steuermann für das deutsche Reichsschiff, und so unruhig schlingert es hin und her, daß die Insassen eine förmliche politische Seetrankeheit befällt. Man hat sich seit beinahe zwei Jahrzehnten mit der Hoffnung getröstet, es würde doch einmal die Zeit der zielbewußten, selbstsicheren, ruhigen Stetigkeit kommen. . . . vergebliches Harten! Die Beobachtung, daß oft vom Kaiser bei den wichtigsten Entschlüssen unkontrollierbaren und unverantwortlichen Einflüssen ein größerer Spielraum



gegönnt wird, als den verantwortlichen Ratgebern, schaffen eine fortwährende chronische Unsicherheit und Unruhe, weil man nie weiß, woran man eigentlich ist."

So könnte ja aus dem Vaterland am Ende noch ein großes — Vaterland werden? Nur gut, daß immerhin noch etliche Deutsche sich beizeiten von der überladenen Festtafel gedrückt oder an ihr überhaupt nicht teilgenommen, es daher jetzt auch nicht nötig haben, an der allgemeinen — „Seekrankheit“ mitzuwirken. Auch nicht, aus allen Himmeln zu fallen, da sie unser à la mode („Es ist erreicht!“) frisieretes offizielles Deutschland nie für ein mit göttlicher Allwissenheit und Allweisheit regiertes Land angesehen haben. Sie brauchen sich also auch jetzt nicht übermäßig zu echauffieren, geborstene Heiligstümer zu beweinen und so — „schwarz“ zu sehen, wie die an den Wassern Babylons trauerharfenden „Zeit- und Festgenossen“ von — gestern abend! Sa, der „Lendemain“, wie gewisse Berliner Reporter mit Vorliebe „rechts“ zu schreiben pflegen, wenn sie aus „vornehmen“ Kreisen berichten, wobei dann dem biedereren „Lokalanzeiger“-Leser Wonneshauer über den Rücken laufen und er sich selbst ungemein „vornehm“ und „jebildet“ vorkommt.

\*  
\*  
\*

... Die Sozialdemokratie kann lachen. Und lachend zieht sie denn auch die Bilanz unserer Isolierpolitik. „Sehr schmerzlich“, spottet ihr Zentralorgan, sei den patriotischen Gemütern die Wirkung, die unsere „im Auslande verstreuten Gaben aus dem deutschen Gnadenfüllhorn und die bald hier- bald dorthin geschleuderten Geistesblitze jenseits der schwarz-weiß-roten Grenzen erzielen. Geschenkte Denkmäler werden zwar mit höflichen Worten, aber doch mit emporgezogenen Augenbrauen entgegengenommen und dann in die Ecke gestellt. Glühende Lobeserhebungen und Gnadenbeweise werden durch die geschichtliche Entwicklung in grausamer Schnelle desavouiert: Der Zar, als ‚Admiral des Stillen Ozeans‘ antelegraphiert, sieht kurze Zeit darauf seine Flotten im Stillen Ozean versenkt und seine Häfen erobert von den Japanern. Vor diesen schließäugigen gelben Buddha-Verehrern und ihren diabolischen Nordbrennergelüsten sollten die Völker Europas ihre heiligsten Güter wahren, welche Mahnung einstmals durch den Malprofessor Knackfuß allegorisch ausgepinselt wurde. Heute sind die gelben Japaner durch Adoptierung der heiligsten Güter Europas für ihre Land- und Seekriege zu gleichberechtigten, hochachtbaren Menschen avanciert, deren Heerführer für würdig erachtet wurden, gleichzeitig mit den von ihnen besiegten russischen Generalen dekoriert zu werden. Doch, o Pech! Raum war der glorreiche Besiegte von Port Arthur, General Stössel, heimgekehrt mit dem preußischen Orden pour le mérite um den Hals, da wurde kriegsgerichtlich seine totale Unfähigkeit und Feigheit nachgewiesen. ...

Alles dies Mißgeschick, von dem die auf verblüffende Wirkungen hinielende Repräsentationspolitik ereilt wurde, erweckte im Auslande Zweifel am Wert und Gehalt der deutschen Politik überhaupt. Die auf solchen

Gedankengängen gewonnenen Urteile des Auslandes haben dazu geführt, daß die deutsche Politik keine besondere Hochschätzung mehr genießt.

Doch schlimmer als solche Betätigungen der dekorativen Seite des persönlichen Regiments, wirkt die Betätigung, wenn sie direkten Einfluß ausübt auf bestimmte internationale Streitfragen. Eine solche direkte Rundgebung des persönlichen Regiments von großer politischer Tragweite war das Glückwunschtelegramm an den Transvaalpräsidenten Krüger, daß es den Transvaalern gelungen sei, den räuberischen Überfall Jamesons zurückzuschlagen, 'ohne an die Hilfe befreundeter Mächte zu appellieren'. Die Transvaaler mußten das so auffassen, daß sie der Hilfe befreundeter Mächte, zum mindesten der Hilfe des Deutschen Reiches, sicher sein würden, wenn sie eines schlimmeren Angriffs auf ihre Unabhängigkeit nicht Herr werden könnten. Da dies schlimmere Attentat nur vom britischen Reiche selbst ausgehen konnte, konnten die Transvaaler darin eine Ermutigung zum Widerstande gegen die britischen Annexionsbestrebungen erblicken. Auch in England selbst wurde die Depesche so aufgefaßt und erweckte dort tiefen Eroll gegen die Reichsregierung, aber keinerlei Befürchtungen, da es den englischen Politikern vollkommen klar war, daß von Berlin aus ernstliche Hilfe den Transvaalern im Kampfe gegen das britische Reich nicht geleistet werden könnte. Ob die Depesche dazu beigetragen hat, den südafrikanischen Krieg herbeizuführen, entzieht sich bei der Kompliziertheit der ineinandergreifenden Ursachen der genauen Feststellung, wohl aber hat sie nachweislich zuungunsten des Ansehens Deutschlands gewirkt. Diese Wirkung wurde erheblich verschärft durch das Verhalten der deutschen Machthaber in den weiteren Stadien des Konflikts. Denn der schwächere Teil, der von Berlin aus eine Ermutigung zum Kampf erhalten zu haben glaubte, wurde dadurch vor den Kopf gestoßen, daß die Neutralität des Deutschen Reiches nur England gegenüber eine wohlwollende Färbung hatte. Diese Wirkung wurde noch dadurch verstärkt, daß der englische General Roberts, der sich mit der Schmach bedeckte, die Ausrottungsmethode der Konzentrationlager gegen die Frauen und Kinder der kämpfenden Buren anzuwenden, mit dem Orden vom Schwarzen Adler bedacht wurde. Schließlich wurde auch noch dem Präsidenten Krüger die Tür verschlossen, die einem Cecil Rhodes, dem Typus des strupellosen Raubkapitalisten, offen gestanden hatte. So kam es, daß das Ansehen des deutschen Namens durch diese Sitzackzüge bei den Engländern in keiner Weise gefördert wurde, bei den südafrikanischen Buren aber völlig in die Brüche ging.

Die Lehren, die sich aus diesen Vorgängen aller Welt aufdrängen mußten, haben jedoch in keiner Weise vermocht, dem persönlichen Regiment eine größere Zurückhaltung aufzuerlegen.

In der Marokkfrage hätte sich anfangs die Reichsregierung auf die Sicherstellung der allen Nationen gemeinsamen Wirtschafts- und Handelsinteressen beschränkt. Da wurde plötzlich das Publikum des weltpolitischen Theaters durch den Knalleffekt der Reise nach Tanger verblüfft, die in

Marokko einen ähnlichen Eindruck hinterließ, wie vordem das Krüger-Telegramm in Südafrika und die den seit der Orientfahrt schon einigermaßen wieder verblühten Glanz des Deutschen Reiches als Schutzmacht des Mohammedanismus auffrischte. Liebedienerische Federn in der deutschen Presse spielten sofort mit dem Gedanken eines deutsch-französischen Krieges wegen Marokkos — ausgesucht wegen Marokkos! Mit großem Lantam wurde nunmehr vom Reichskanzler die Regelung der Frage durch eine Konferenz betrieben. Resultat: Festlegung auf Bedingungen, die auch vor der Tangerreise in aller Gemütsruhe von Frankreich und den anderen Mächten hätten erwirkt werden können; andererseits Zusammenschluß Frankreichs zu einer Alliance, deren Spitze sich gegen das Deutsche Reich lehrt, und Entfremdung des Dreibundfreundes Italien.

Daß Österreich-Ungarn auf dem Kongreß die deutschen Forderungen unterstützt hatte, wird mit einer Depesche an den Minister Grafen Goltzowski quittiert. Dieses Dokument belobigt ihn — den Minister eines fremden Staates! — als brillanten Sekundanten auf der Mensur in Magociras und stellt Gegendienste gleicher Art in Aussicht. Daß das einen unangenehmen Eindruck auf das Selbstgefühl der Regierungsmänner in Wien und Budapest machen sollte, war natürlich nicht beabsichtigt. Daß die Verherrlichung des österreichischen Ministers des Auseren als ‚brillanten Sekundanten‘ einer fremden Macht es ihm erschweren würde, für seine Person jemals wieder Sekundant zu spielen, kann sich aber jetzt keinesfalls mehr der Erkenntnis der Regierungsmänner in Berlin entziehen und mag ihnen den angstvollen Stoßseufzer entlockt haben: Was nun wohl noch?!

So haben solche impulsiven Eingriffe in das Getriebe der Weltpolitik genau die entgegengesetzte Wirkung gehabt von dem, was höfische Bewunderer des persönlichen Regiments sich davon versprochen haben mögen. Die jauchzenden Freudenhymnen auf die großzügige, weitblickende, stets das Richtige treffende Genialität des neuen Kurses, als er, Vollampf voraus, auf den weltpolitischen Ozean hinaussteuerte, sind in den Patriotenkehlen längst eingefroren. Kaum würde wohl heute noch selbst ein Admiral eine panzerfäustige Expedition antreten mit dem verzückten Gelöbniß, er wolle das Evangelium von seiner Majestät geheiligter Person allen Leuten verkünden, denen, die es hören wollen, und denen, die es nicht hören wollen. Sogar innerhalb der schwarzweißen Grenzen ist die gläubige Gemeinde der Verehrer des persönlichen Regiments arg zusammengeschrumpft . . .“

„Der Teufel lacht dazu!“ nennt sich eine Ausstattungskomödie, die zurzeit allabendlich im Berliner Metropoltheater vor ausverkauften Häusern gespielt wird . . .

\* \* \*

Wenn wir doch nun aus all diesen Erfahrungen auch was Rechtes lernen wollten! An dunkeln Andeutungen großer Taten, die sie im hochgemuten Busen wälzen, lassen es die Führer unserer Parteien und ihre

publizistischen Organe zwar nicht fehlen, aber worin jene eigentlich bestehen sollen, darüber scheinen sich die unternehmungslustigen vorläufig selbst nicht klar zu sein. Den Rubikon mehr oder minder unverbindlicher Redensarten hat man noch nicht überschritten und „nichts — Gewisses weiß man nicht“. Trotzdem man die „Lage“ nicht genug „ernst“ schildern kann, andauernd „kritischen Tagen“ entgegengeht, macht sich doch eine Lust am Skandal und feichten Klatsch bemerkbar, die von der „Neuen Gesellschaft“ nicht übel glossiert wird: „Auf der Hintertreppe verbringt die deutsche Nation seit einigen Wochen ihr politisches Dasein, und in dem Gesicht jedes austretenden Lakaien versucht sie, ihre Zukunft zu lesen. Nichts ist gewiß, als die Ungewißheit, nichts wahrscheinlich, als das Unwahrscheinliche. Ein Herentreiben von sicheren Meldungen und ebenso sicheren Dementis, von Gerüchten, Enthüllungen, Prophezeiungen, Mutmaßungen, von Intrigen und Rabalen droht alle verstandesmäßige politische Tätigkeit zu lähmen. Und, was das Schlimmste ist, ein Teil dieser Nation scheint gar nicht die schmachliche Unwürdigkeit eines solchen Zustandes zu begreifen, scheint nicht zu begreifen, wie sehr dieses jammervolle Herumraten, dieses Prahlen mit sicheren Beziehungen zur politischen Hofküche Deutschland in den Augen aller Welt lächerlich macht und erniedrigt. In jedem anderen Lande der zivilisierten Welt kennt man die Gründe einer ausbrechenden Regierungskrise, vermag den Kreis der Möglichkeit, innerhalb dessen sich die Lösung vollziehen kann, genau abzugrenzen, hat man die Gewißheit, daß eine neue Regierung, die das Volk gegen sich hätte, binnen wenigen Tagen wieder verschwinden müßte. Dort, in jenen Ländern, in denen das ‚konservative Prinzip‘ Preußens unbekannt ist, findet man bei der Abwicklung der wichtigsten politischen Geschäfte Ruhe, Stetigkeit, Ordnung und Würde. Hier entwickelt sich hinter verschlossenen Türen aus kaum bekannten Ursachen eine Balgerei zwischen allerhand mehr oder weniger unverantwortlichen Ratgebern, kein Mensch weiß, wie sie enden soll, und das draußen stehende Volk begnügt sich damit, das Geklirr der von innen eingeworfenen Fensterscheiben durch wilden Klatsch zu kommentieren . . .“

Treffender kann man die nun hoffentlich — bis auf weiteres — überwundene „Krise“ nicht kennzeichnen. Es war ein unwürdiges, erbärmliches Schauspiel! Als seien wir kein freies, mündiges Germanenvolk, sondern ein Volk von unreifen Schuljungen, die halb boshaft, halb ängstlich darüber tuscheln, was wohl die Herren Lehrer in der Konferenz über sie beschlossen haben mögen, und den herablassend lächelnden Schuldiener mit neugierigen Fragen bestürmen.

\*  
\*  
\*

Wie reckt sich doch die Hünengestalt unseres Bismarck immer höher, immer riesenhafter über all dies Getriebe, Getue, Gekreuche empor! Um so höher, je wütiger und tückischer ihn die Meute auch nach seinem Tode

begeistert, ihre giftigen Zähne an seinen Kürassierstiefeln wehst. Ich mache kein Hehl daraus: ich sehe in Bismarck keineswegs den unantastbar Makellosen, ich sehe auch tiefe Schatten bei ihm, persönliche Leidenschaften, deren elementarer Ausbruch auch vor Willkür und Gewalttat, auch vor Vernichtung des Gegners nicht zurückscheute. Das „Recht“ unserer bürgerlichen und politischen Moral war nicht immer auf seiner Seite, er hat an dessen Stelle auch das „Recht des Stärkeren“ zu sehen gewußt. Auch seine politischen Erkenntnisse dürfen uns nicht in allewege und für alle Zeit als unfehlbare Orakel gelten. In seinem Konflikt mit dem Kaiser über die Arbeiterfrage war der Kaiser grundsätzlich durchaus im Recht. Nicht etwa weil er Bismarck überragte, sondern einfach, weil er um so viel Jahre später geboren wurde, daher den Bedürfnissen seiner Zeit zugänglicher war, unmittelbarer gegenüberstand, als sein großer Ratgeber. Auch dem Genie grenzt seine Zeit die Horizonte ab, über die hinaus auch der mächtigste Flügelschlag es nicht zu tragen vermag. Und gar dem Staatsmann, dessen höchste Kunst doch ist, die Widerstände, die sich ihm aufstürmen, von Fall zu Fall fortzuräumen, der durch allzu weitgehende Rücksichten auf später, von andern zu schaffende Werke nur in seinem eigenen, das der Zeit und den Lebenden gilt, gelähmt werden könnte.

So sehr Hobenlohes Aufzeichnungen nach dessen eigenen höfisch-diplomatischen Anschauungen geeignet schienen, Bismarcks Ansehen herabzusetzen, so wenig tauglich haben sie sich dazu erwiesen. Die unversöhnlichen Feinde — Gegner wäre ein zu unpersönlicher Ausdruck — dieser allen Kleingeistern, Theoretikern und Dogmatikern schon aus Gründen sauberer Einregistrierung höchst unbequemen Elementarkraft, — die nur Staub fressenden und sich im Staube wohlfühlenden Durchschnittsanatiker kommen hier nur so weit in Betracht, als sie bewußt mit falschem Tatsachenmaterial gegen den Verhassten wühlen. Es wäre z. B. völlig aussichtslos, das „Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie“ auch nur zu einer objektiven Wiedergabe derjenigen männiglich bekannten Tatsachen veranlassen zu wollen, die seine Historiographie über Bismarck auf Schritt und Tritt Lügen strafen. Wie es sich mit reinsten Freude die Bismarck „belastenden“ Verständnislosigkeiten Chlodwigs angeeignet hat, so spricht es heute noch, nachdem die Mär von Bismarcks Staatsstreichgelüsten und beabsichtigten Gewaltakten gegen das Reichstagswahlrecht durch einfache chronologische Daten aus der Geschichtstafel gelöscht worden ist, mit eiserner Stirn von den „jüngst enthüllten hochverräterischen Plänen Bismarcks“, seinem „Bestreben nach einem Aberlaß an der arbeitenden Klasse“ als von allgemein anerkannten, über jeden Zweifel erhabenen Tatsachen!

Eine etwas unvorsichtige, weil unkontrollierbare „Enthüllung“ des auch vom „Türmer“ bei allen sonstigen Meinungsverschiedenheiten geschätzten Professors Delbrück, die an gewisse Aufzeichnungen Hobenlohes anknüpfte und recht künstlich mit ihnen verwoben wurde, hat leider den Hassern des großen, noch immer von den Allzuvielen unverstandenen

Mannes das Wasser zu diesem Wonnebade bereitet, in dem sie nun mit diebischem Vergnügen plätschern. Nun hat aber Bismarck noch am 14. Februar 1885 im Reichstage gesagt:

„Solange ich Einfluß auf unsere Geschäfte habe, wird es nicht anders werden, denn ich weiß die Sache nicht anders zu machen. Aber es ist sehr leicht möglich, daß die Art, wie das Wahlrecht heute ausgeübt und ausgebeutet wird, ihm selbst mit der Zeit Schaden bringt.“ Er würde das, so fügte er hinzu, bedauern, aber kaum in die Lage kommen, sich den Kopf darüber zu zerbrechen: — „er wird mir dann nicht mehr wehe tun.“

Ebenso am 24. Januar 1887 im preussischen Landtag auf eine Anzapfung Windhorsts:

„Ich bekenne mich vor der Nation als den schuldigen Urheber dieses Wahlrechts und habe es als mein Kind zu vertreten. Ich gebe deshalb dem Abgeordneten voll und unumwunden die Versicherung: im Schoße der verbündeten Regierungen ist von einer Anfechtung des gültigen Wahlrechts in keiner Weise die Rede... Jeder verfassungsfeindliche Mann sagt, ich will die Verfassung ändern, allerdings auf gesetzlichem Wege. Wir aber wollen sie gar nicht ändern, auch auf gesetzmäßigem Wege nicht, sondern wir wollen sie halten und ausbilden.“

Das ist doch das genaue Gegenteil! Trotzdem, wird mit Recht bemerkt, soll sich Bismarck drei Jahre später mit dem Plane einer radikalen Einschränkung des Reichstagswahlrechtes getragen und sogar den Wunsch gehegt haben, nur zur Durchführung dieser Absicht noch einmal ins Amt zurückkehren zu dürfen! Wie wenig haltbar diese Behauptung ist, zeigt auch ein Schreiben des Fürsten an den Abgeordneten Dr. Trendt, das dieser jetzt veröffentlicht. In dem Schreiben, das vom 23. Januar 1893, also noch nicht drei Jahre nach dem Rücktritt datiert ist, sagt Fürst Bismarck wörtlich: „Das Reichstagswahlrecht wäre noch nicht das schlechteste, wenn es durch Umwandlung der geheimen Abstimmung in eine öffentliche verbessert würde. von Bismarck.“

Daß Bismarck 1890 das Wahlrecht ändern wollte, haben selbst seine Todfeinde bisher nicht behauptet, erklärt Harden in der „Zukunft“. Auch er zitiert zunächst die Rede vom 24. Januar 1887 und fährt dann fort: „Das war vor der Entlassung. Nachher, am 10. August 1891, sagte er zu deutschen Hochschullehrern (in Rissingen): ‚Wahren Sie die Reichsverfassung, selbst wenn sie Ihnen hier und da später nicht gefallen sollte! Raten Sie zu keiner Änderung, mit der nicht alle Beteiligten einverstanden sind! Das ist die erste Bedingung der politischen Wohlfahrt des Reiches.‘ Ein paar Sätze aus seinem Buch: Ich habe nie gezweifelt, daß das deutsche Volk, sobald es einsieht, daß das bestehende Wahlrecht eine schädliche Institution sei, stark und klug genug sein werde, sich davon freizumachen. Kann es das nicht, so ist meine Redensart, daß

es reiten könne, wenn es erst im Sattel säße, ein Irrtum gewesen. Ich halte noch heute das allgemeine Wahlrecht nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch für ein berechtigtes Prinzip, sobald nur die Heimlichkeit beseitigt wird, die außerdem einen Charakter hat, der mit den besten Eigenschaften des germanischen Volkes in Widerspruch steht . . . Der Einfluß der Gebildeten würde sich stärker geltend machen, wenn die Wahl öffentlich wäre.' Kein Wort von der Absicht, auch nur von dem Wunsche, das Wahlrecht einzuschränken. Im Entlassungsgesuche wird die Gefahr des Absolutismus, nicht die übermächtiger Massenherrschaft gezeigt. Trotz alledem wird der aufgewärmte Kohl uns wieder vorgesetzt. *Occidit miseros crambe repetita magistros*, ruft Juvenal. Bei uns gibt's Magister, die, wie Buschens Wittve Volte, von diesem Gericht nie genug bekommen können. Bismarcks Vorlage hatte die öffentliche Abstimmung verlangt; geheim wurde sie erst durch die Annahme des Antrages Fries. Diese (nicht aus seinem Willen stammende) Bestimmung hätte er später gern wieder beseitigt. Er meinte, die Sozialdemokratie terrorisiere den Arbeiter, zwingt auch den ihr nicht zugehörigen, für sie zu stimmen. (Ich glaube, daß er irrte, daß auch die Öffentlichkeit der Abstimmung das Wahlergebnis nicht dauernd geändert hätte, und habe ihm diesen Glauben nicht verschwiegen.) Er fand, wer nicht den Mut habe, die Konsequenzen der Wahlpflichterfüllung auf sich zu nehmen, verdiene nicht die Rechte des freien Mannes. Sah in den Einflüssen und Abhängigkeiten, die das praktische Leben der Menschen mit sich bringt, gottgegebene Realitäten, die man nicht ignorieren kann und soll.' Hätte, da ihm der Begriff des Klassenkampfes fremd war, gar nicht fürchterlich gefunden, wenn abhängige Leute geglaubt hätten, so stimmen zu müssen wie die Herren, an deren Unternehmertätigkeit er ihr Interesse geknüpft sah. Rückständig? Meinestwegen. Auch das Genie bleibt ein Kind seiner Epoche, behält das Mal der Zeit, der es entbunden ward. Bismarck hat zwanzig Jahre lang nie auch nur versucht, die geheime Abstimmung aus dem Gesetz zu tilgen. Hätte es (davon bin ich überzeugt) auch nicht versucht, wenn er länger im Amte geblieben wäre; schon um im Auslande nicht den Glauben zu stiften, unsere Verfassungsstände seien unhaltbar geworden. Er hat in seiner Muße mit dem Gedanken gespielt. Niemals aber an die Beschränkung des Wahlrechtes gedacht. In sechs-jährigem Verkehr habe ich nie von ihm ein Wort gehört, das von fern auf solchen Wunsch hindeuten konnte. Keiner, der ihm nahe kam, weiß solches Wort zu melden. Als gegen das Reichswahlrecht (ich glaube: im Herrenhaus) geredet worden war, sagte er zu mir: 'Das ist zum mindesten recht unzeitgemäß; heutzutage müssen wir froh sein, wenn nicht an die Verfassung gerührt wird, und uns hüten, selbst daran zu rütteln.' Und feig war der Mann nicht. Hätte nie, um einer Mehrheit nicht zu mißfallen, gehehlt, was ihm auszusprechen notwendig schien."

Damit können wir wohl die Akten über den „Fall“ schließen. Die hanebüchene Mär ist den Staub nicht wert, den sie aufgewirbelt hat.

Wie kommt es aber, daß solche Mären im Volke so leicht Glauben finden, auch weit über die von der Sozialdemokratie geistig terrorisierten Schichten hinaus? Nun, einfach weil in anderen und nicht einflusslosen Kreisen immer wieder derartige Bestrebungen auftauchen, die doch nichts Geringeres bedeuten, als den Umsturz von oben. Ist es nicht nur eine Logik der Tatsachen, wenn schon der längst verstorbene Führer der Sozialdemokratie von Schweizer zu dem konservativen Sozialpolitiker Rudolf Meyer einmal sagte: „Die Abschaffung des allgemeinen gleichen Wahlrechts sei eine Revolution von oben, der die von unten folgen würde, wenn man dem Volke dies Recht entreiße oder verkümmere.“ Könnten wir uns dann noch „sittlich entrüsten?“ Das wäre doch mindestens deplaziert. Und zeugt es für die verfassungsgemäße Sicherheit unserer Zustände, wenn ein gut bürgerliches liberales Blatt mit einigem Rechte schreiben darf: „Das allgemeine Wahlrecht muß immer wieder von neuem verteidigt werden, damit es dem deutschen Volke nicht geraubt wird. Denn die reaktionären Wahlkreise hassen dieses Wahlrecht bis in den Tod. Darum gilt es, ständig auf der Hut zu sein.“

Auf dem berühmten Livoli-Parteitage der Konservativen am 8. Dezember 1892, auf dem man auch Ahlwardt zujubelte, sagte der Freiherr Wilhelm von Hammerstein zu Hans Leuß: „Was wollen Sie, es gibt kein anderes Mittel gegen die Sozialdemokratie, als daß man die Arbeiter provoziert und schießen läßt.“ Beim Fall des Sozialistengesetzes im Februar des Jahres 1890 hatte er in der „Kreuzzeitung“ geschrieben: „Sollte je die Zeit kommen, wo sich die Wiedereinführung eines Ausnahmegesetzes erforderlich zeigt, so würden wir nicht für halbe Maßregeln eintreten, sondern für das äußerste Maß von Strenge, das nur denkbar ist.“

Das sagte die damals anerkannt einflussreichste parlamentarische und publizistische Persönlichkeit unter den Konservativen! „Die Gelegenheit, diese Staatsstreichgedanken weiter zu vertreten“, erinnert die „Berliner Volkszeitung“, „sollte noch einmal kommen. Nach dem Sturze Caprivis berief Hammerstein eine Versammlung von konservativen ‚Notabeln‘. In dieser erklärte er, daß dem Grafen Eulenburg das Amt des Reichskanzlers angeboten sei. Dieser wolle aber das Amt nur annehmen, wenn ihn die Konservativen ihrer Mithilfe versicherten bei seiner Absicht, das allgemeine Wahlrecht auf einige Jahre zu suspendieren. Wie der jetzige liberale Abgeordnete v. Gerlach erzählt, protestierte er energisch gegen diese Zustimmung, die darauf trotz der eindringlichen Vorstellungen Hammersteins abgelehnt wurde. Damals saß dem Freiherrn v. Hammerstein bereits das Messer an der Kehle. Er versuchte sich in seiner ewigen Geldbedürftigkeit augenscheinlich durch diesen politischen Streich zu halten.



Wäre er gelungen, so schien Wilhelm v. Hammersteins Einfluß sowie derjenige der extremen Konservativen auf lange Zeit gesichert. Kurze Zeit darauf war Herr v. Hammerstein auf der Flucht und später im Zuchthause. Daraus wird es erst verständlich, weshalb sich zu jener Zeit einige Herrenhäusler, voran Graf Mirbach und Graf Fred zu Frankenberg, für den Staatsstreich und gegen das Reichstagswahlrecht mit großer Schärfe erklärten.“

Immer wieder wird der „Vorwärts“ in die Lage versetzt, seinen Lesern — sie zählen nach Millionen — mit positiven, leider nicht zu widerlegenden Mitteilungen über derartige Bestrebungen aufzuwarten: „Die Manteuffel, die Mirbach, die Kröcher und Oldenburg haben ihren Haß gegen die Volksrechte . . . in offener Rede und versteckter Hintertreppenwühlerei zur Geltung zu bringen gesucht. Hat nicht erst jüngst der edle Ottavio, Freiherr v. Zedlitz und Neutirch, auf dem freikonservativen Parteitage der Herabdrückung des Reichstagswahlrechts auf das Niveau des preußischen Dreiklassenwahlrechts das Wort geredet in Erwägung der Tatsache, daß auch das allgemeine und gleiche preußische Wahlrecht durch einen Staatsstreich von den Ministern Friedrich Wilhelms IV. zur Dreiklassen-schmach verhunzt worden ist? Hat nicht der Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses, Herr von Kröcher, sehnüchtig nach einem starken Mann verlangt, der der Sozialdemokratie an die Gurgel springen soll?“

Und so fort. Es ist zum Erbarmen, mit wie wenig Vernunft die Welt nicht nur regiert wird, sondern auch reformiert werden soll. Zu solchen Verjüngungskuren bedarf es allerdings mehr körperlich als geistig „starker“ Männer. An ihrer physischen Kraft zu zweifeln, liegt mir denn auch fern. Würde aber die geistige ihr auch nur annähernd entsprechen, so müßten ihnen doch einige bescheidene Strupel und Zweifel aufdämmern. Etwa: Das Wahlrecht ist durch Staatsstreich abgeschafft. Und dann? Bitte weiter: Wären damit die Sozialdemokratie und die Sozialdemokraten auch abgeschafft? Oder ihre Reihen auch nur gelichtet? Die Herren würden ihr blaues Wunder erleben, wen alles sie in den Reihen der Umstürzler antrüfen! Jede parteipolitische Rücksicht würde hinter das eine große Ziel zurücktreten, die gewaltsam geraubten Rechte zurückzuerobern, und die Partei, die sich dabei ins Vordertreffen stellte und am radikalsten vorginge, den meisten Zustrom haben. Das wäre aber zweifellos die Sozialdemokratie, die dann mit dem freiheitlichen Bürgertum paktieren würde. Weggespült wäre der jetzt noch herrschende Widerwille der Klasseninstinkte. Und der ruhige, lichte Tag, der auch nach der finstersten und stürmischsten Nacht doch einmal wieder anbrechen müßte, würde über einer radikalen Partei aufgehen, mit deren kompakter Macht die der heutigen Sozialdemokratie nicht entfernt zu vergleichen, die um so mächtiger, volkstümlicher wäre, je mehr sie die Eierschalen des heutigen exklusiven und doktrinären Parteibonzen-tums abgestreift hätte, radikal-demokratische Volkspartei geworden wäre. Ob sich aber mit einer solchen leichter „regieren“ ließe, als mit der

heutigen Sozialdemokratie, deren Macht an ihrer Eigenschaft als bloße Klassenpartei immer doch ihre naturgegebene Grenze finden muß?

Über es gibt keinen närrischen Einfall, der im heutigen Deutschland nicht irgendwo auftaucht und immer auch sein Publikum fände. So haben z. B. die „Hamburger Nachrichten“ kürzlich allen Ernstes eine Bundesexekution gegen den Großherzog von Hessen warm befürwortet, weil er einen zum Stadtverordneten gewählten Sozialdemokraten bestätigt hat! Der Kaiser aber sandte mit herzlichem Humor, den allerdings nur der Darmstädter ganz würdigen kann, dem also zu Maßregelnden zu seinem „Ersten“ ein Glückwunschtelegramm:

„Der große Woog, der kleine Woog,  
Es lebe der Erbgroßherzog!“

Und: „Natürlich bin ich Pate!“ Darnach haben die „Hamburger Nachrichten“ leider nur geringe Hoffnung, daß der „rote Großherzog“ schon demnächst von Bundestruppen gefangengesetzt und unschädlich gemacht wird.

Was würde wohl Bismarck zu dieser wunderlichen Entgleisung seines früheren Moniteurs gesagt haben? Bismarck, der sich nicht genug darin tun konnte, kein Mißtrauen der Bundesfürsten gegen Preußen und die neue Kaisermacht aufkommen zu lassen? Vielleicht aber würde er auch nur — gelacht haben? Ich glaub's fast.

\* \* \*

„Weshalb waren wir denn zu Bismarcks Zeiten so lebensfroh und lebenszuversichtlich?“ fragt Ludwig Gurlitt in seiner soeben erschienenen Schrift „Erziehung zur Mannhaftigkeit“ (Konkordia Deutsche Verlagsanstalt, S. Ehböck, Berlin W., 50). „Wir hatten damals kein größeres Heer, keine größere Flotte, keine besseren Waffen, von allem das Gegenteil, aber wir hatten dafür etwas, was alles andere aufwiegt, wir hatten große Männer an der Spitze. Jetzt erkennen wir am eigenen Staatsleibe, was ein Mann vermag, was wahrer Manneswert bedeutet: die Geschichte enthüllt es immer deutlicher, daß das Deutsche Reich die Schöpfung fast des einen Bismarck ist, und lehrt uns wieder mit eindringlicher Sprache, daß es nicht die Massen, nicht Konferenzbeschlüsse und politische Organisationen sind, sondern daß es vor allem der klare Wille einzelner Männer ist, der die Welt vorwärts bringt.“

Zur guten Stunde läßt Gurlitt seinen neuesten Kampf- und Weckruf erschallen. Denn —: „Wichtiger noch als Anschaffung neuer Gewehre und neuer Kriegsschiffe ist tatsächlich eine Erziehung der Jugend zur Mannhaftigkeit. Darin hat unser Kaiser recht. Zur Mannhaftigkeit aber in dem Sinne, daß sie freidenkende, selbständig handelnde und mutvoll ihre Überzeugung wagende Männer werden. Wir haben in Deutschland zuviel ‚Safsager‘, zu viele in ihrer Jugend schon gebrochene Existenzen, zu viele treue Diener, zu viele ‚brave‘ Beamte, zu wenig Männer.“

Hätte Bismarck sich mit dem Ruhme begnügt, ein gehorsamer Fürstendiener zu sein, so hätten wir kein Deutsches Reich. Alle großen Fortschritte der preußisch-deutschen Entwicklung hat er seinem mit Hingabe geliebten königlichen Herrn abtrotzen müssen. Wir haben die Überzeugung, daß heute kein Mann in Deutschland lebt, der ihm in gleicher Stellung einen solchen Mannesstolz nachleben würde. Das ist der springende Punkt! Im Felde versagt kaum einer.

Es leben im deutschen Heere ‚Leonidasse‘ und ‚Pelopidasse‘ zu Duzenden, zu Hunderten, ja, ich glaube, zu Tausenden. Sprechen wir doch nicht weiter von einer Tugend, die auch den Mamelucken zierte! Es handelt sich um etwas viel Höheres, als um brutale Gewalt, als um den Mut der Verzweiflung eines in seiner Existenz bedrohten großen Volkes.

Wer in dieser Hinsicht eine Kraftprobe mit unserem Volke wagen will, der wird sein blaues Wunder erleben. Aber bei Hof, in den ‚Ämtern‘ und in den Parlamenten vermißt man immer schmerzlicher, mit immer lauterem Klagen die Bismarck-Naturen, ja, selbst solche Leute, die Männer wachsen lassen.

Er hat leider wenig Schule gemacht. Genie läßt sich freilich nicht vererben, aber er selbst meinte, daß man in seinem Hause wenigstens ein ‚bißchen Vornehmheit‘ hätte lernen müssen. Was er darunter verstand, ist leicht ersichtlich: vor allem eben doch Mannhaftigkeit, ein offenes, ehrliches, freimütiges, tapferes Wesen, nicht etwa jene glatte gesellschaftliche Politur, jenes gleißende Nichts, das Walter von der Vogelweide sehr treffend als ‚geliebene Sucht‘ bezeichnete.

Man führt uns immer wieder auf den Wahn, als ob sich der Mannhafte nur mit Flinte und Säbel bewähren könne. Ich habe so manchen Ritter des Eisernen Kreuzes als Subalternbeamten kennen gelernt, der nichts mehr von einem Helden an sich hatte, wohl aber jenen Blick und jenes Benehmen, das uns an einen homerischen Bers erinnert (St. I, 225). Es ist viel leichter, einen Befehl auszuführen, dem Willen eines anderen folgen, als sich seine eigenen Befehle schreiben und mit diesen zur Not einem höheren Willen auch trotzen. Wir finden viele Tausende, die ohne Zögern eine feindliche Stellung stürmen helfen, aber nur wenige darunter, die ihrem Chef offen ihre Überzeugung ins Gesicht sagen. Ja, was gäbe mancher Subalterne dafür, wenn er seinen Geheimrat einmal vor die Pistole laden dürfte. — Ihm aber widersprechen? Lieber nicht. Man hat Weib und Kind, ein Avancement steht in Aussicht, nächstes Jahr ist man mit dem Kronenorden an der Reihe, man mag sich doch nicht von allen Kollegen verachten lassen. Also, — nieder mit dem Ärger, und wenn's eine Gallenkolik gibt! Lieber nichts merken lassen, still seinen Dienst tun, Zufriedenheit und Zustimmung heucheln. ‚Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.‘ Man tut halt seine sog. Pflicht und sieht nicht nach rechts und links . . . Oller tüchtiger Beamter!

Ein Fabrikarbeiter kündigt und geht seiner Wege. Wohin soll der

entlassene Beamte gehen? Es gibt für ihn kaum einen anderen Weg als den ins Elend . . .“

Maßlose Übertreibung! wird vielleicht achselzuckend mancher Angehörige eines freieren Berufes sagen. Wer so urteilt, der kennt sie nicht die himmlischen Mächte des reaktionären Disziplinalgesetzes vom 21. Juli 1852, das dazu bestimmt war, alle freiheitlichen Triebe des Revolutionsjahres von 48 im Keime zu ersticken. Leider ist es, wie Gurlitt mit Recht bemerkt, nur wenigen Deutschen bekannt: „Würden sie es kennen, sie müßten sich wie ein Mann dagegen auflehnen; denn es ist hart und finster, ist ein trauriges Erbe mittelalterlicher Unduldsamkeit und Menschenentwürdigung.

Man höre: Wenn sich z. B. ein Lehrer über einen Vorgesetzten beschwert, so ist die Behörde nicht verpflichtet, auch den Lehrer nach Vernehmung des Vorgesetzten noch einmal zu hören, sondern die Aussagen des Vorgesetzten gelten als erwiesene Tatsache.

Wenn ein Vorgesetzter über einen Lehrer Klage führt, so entscheidet die Behörde, ohne vorher den Lehrer auch nur gehört zu haben oder etwa Zeugen des Angeklagten. So kann nach der parteiischen Angabe des Vorgesetzten die vorgesezte Behörde entscheiden und tut es oft im Interesse der Disziplin, und keine Verfügung, kein Gesetz steht dem entgegen. Und so verfährt man nicht etwa nur jungen Dorfschullehrern gegenüber, . . . nein, dasselbe Verfahren kommt in Anwendung gegen Gymnasialprofessoren, die schon ein Vierteljahrhundert der Ehre würdig befunden wurden, deutsche Sünge zum Höchsten zu bilden und zu erziehen!

Ohne vorheriges Verhör können auch sie auf die Angaben ihres Vorgesetzten Verweise und andere Strafen bekommen. Erfreulicherweise halten sich unsere Behörden in der Regel nicht so streng an den Buchstaben des Gesetzes, daß es in seiner ganzen Härte zur Anwendung kommt. Mir sagte ein namhafter Jurist, daß dieses Gesetz tatsächlich kaum noch zu brauchen wäre. Aber doch bleibt es in Kraft?! . . .“

„Der Kampf gegen einen Vorgesetzten oder eine vorgesezte Behörde“, heißt es an einer anderen Stelle, „ist — zumal in Preußen — stets aussichtslos, es ist der Kampf des Einzelmenschen gegen eine allmächtige Institution . . . Der Beamte ist eine Nummer in der großen Personaliste, ein Mädchen, ein Nagel, eine Schraube an einer Rechenmaschine, jederzeit durch eine neue zu ersetzen. Beamte sind zu gebunden, um sich zu freien Männern ausbilden zu können. Man schreibt ihnen in den wichtigsten Lebensfragen die Gefinnungen vor.

Ich nehme praktische Beispiele. Ein Lehrer muß einer Staatskirche angehören. Wenn ein Offizier Dissident wird, muß er den Staatsdienst verlassen. Bekannt ist, daß der Dissident Oberlehrer Dr. Rudolf Penzig von der Regierung als Mitglied der Schuldeputation in Charlottenburg nicht bestätigt worden ist. Sozialdemokraten dürfen nicht Beamte werden.

Nun sind aber viele Tausende kleiner Beamten geheime Sozialdemokraten und dadurch zu lebenslänglicher Heuchelei gezwungen. Ich halte die Ausschließung der Sozialisten vom öffentlichen Dienste für verfassungswidrig; denn vor dem Gesetze sind alle Bürger gleich. Die Sozialdemokratie verfißt ihre Überzeugungen in legaler Weise. Sie ist im Reichstage vertreten, also eine anerkannte Partei. Wenn sie Verfassungsänderungen anstrebt, so ist das ihr gutes Recht. Von oben her plant man und führt man sogar gewaltsam Verfassungsänderungen durch. Bekannt ist, wie C. Bernhard Shaw sich im 'Berliner Tageblatt' über diese angeblich staatsgefährliche Partei aussprach: „. . . sie ist die konservativste, die respektabelste, die moralischste und bürgerlichste Partei Europas. Ihre Parteiververtretung im Reichstage ist keine rohe Partei der Tat, sondern eine Kanzel, von der herab Männer von respektablem Alter und mit alten Ideen einer verworfenen kapitalistischen Welt eindrucksvolle Moralpredigten halten“ — —

Es ist wirklich nicht einzusehen, inwiefern ein Sozialdemokrat gefährlicher sein sollte als etwa ein Stockkonservativer. Umsturz wünschen im stillen beide, der eine von oben her, der andere von unten her. Das ist der ganze Unterschied. Und wahr bleibt das auch von Bismarck anerkanntes Wort, daß die Revolutionen immer von 'oben' verschuldet werden. Betrachtet man sie geschichtlich, so stellt man sich als billig denkender Mensch auf die Seite der bedrückten und den Fortschritt verfechtenden Parteien. Freilich, wer im Besitze ist, der meint auch im Rechte zu sein. Als ob altes Recht nicht zu Unrecht werden könnte!

Jedenfalls also sind Beamte, denen die politische Richtung vorgeschrieben wird, in ihren Überzeugungen nicht frei: verstößt einer gegen die staatliche Vorschrift, so muß er sich verleugnen oder seiner Wege gehen, das heißt zumeist mit Frau und Kindern hungern lernen. Eine Anzahl kostbarer Mannestugenden werden im Beamtenleben gepflegt und herangebildet, die köstlichste aber, die freie Ausübung religiöser oder politischer Überzeugungen, nicht. Gehorsam ist des Dieners Schmuck.

Dreihundert Lehrer und Lehrerinnen konnten es in Bremen nicht durchsehen, daß ein Schulinspektor, der sie durch seine bureaukratisch-engerherzige Pragis quälte, beseitigt wurde. Im Interesse der Disziplin und amtlichen Autorität mußten diese dreihundert Beamten weiter Unwürdiges ertragen. Der Organismus steht dem Staate höher als die Individuen, das System höher als die lebenden Menschen. Dem Staatsprinzipie werden ernste Überzeugungen und tiefe Empfindungen geopfert. Wenn das nötig ist — was hier nicht untersucht werden soll —, so ist jedenfalls auch das Beamtentum keine Schule zur Pflege und Ausbildung von Mannhaftigkeit.

Einem Sozialdemokraten werden in Preußen amtlich auch die sittlichen Werte abgesprochen, die für das Amt eines Erziehers erforderlich sind. Gewiß, sozialistische Lehren gehören in keine Schule, wie überhaupt jede Politik, auch die kapitalistisch-antidemokratische, ausgeschlossen sein müßte,

aber von unseren Lehrern sind schon zahlreiche Sozialdemokraten, und es ist gar nicht einzusehen, weshalb ihre politische Überzeugung ihnen als sittlicher Makel angerechnet werden soll. Mit gleichem Rechte hätte man die Revoluzzer von 48, Männer wie Miquel, Richard Wagner, Lothar Bucher als unsittlich bezeichnen dürfen. Sittlichkeit hat mit politischer Parteistellung nichts zu schaffen. Ich erinnere mich, im vorigen Jahre eine kleine Broschüre eines Subalternbeamten gelesen zu haben, eines ersichtlich biederen, treuen Menschen, der offen bekennt, er und fast alle die kleinen Beamten, die er persönlich kenne, wären Sozialdemokraten, wagten es nur nicht offen zuzugeben. Sollte Deutschland einmal Republik werden, so wird man den Monarchisten die sittliche Tüchtigkeit absprechen, die Jugend zu lehren, wie etwa im altrepublikanischen Rom, wo auf dem Namen König ein Fluch ruhte.

Als überzeugter Anhänger des Königtums, als Gegner der aussichtslosen Sozialdemokratie wünschte ich, daß man auch dieser Partei gegenüber die preußische Devise zu Ehren brächte: *sum cuique*. Nach der Verfassung sind auch die Sozialisten zu allen Ämtern zuzulassen. Man sieht sie in Amerika, England, Frankreich in einflussreichen Stellen, ohne daß dort die Staaten darüber ins Wanken gerieten. Auch die Sentrumsmänner galten lange als Reichsfeinde. Jetzt sind sie zu Gnaden aufgenommen. Das war ein notwendiger Akt der Gerechtigkeit. Das deutsche Volk hat das Recht, sich seine religiösen Überzeugungen und ebenso seine politischen selbst zu bilden, und der Satz *iustitia fundamentum regnorum* hat sich noch stets bewährt. Die Zurücksetzung der Sozialdemokraten trägt in unsere niederen Volkstriebe eine große Erbitterung. Sollten wirklich drei Millionen deutscher Männer, auf deren Beistand der Staat in jeder Not und Gefahr doch rechnen muß, von denen er Steuern an Gut und Blut einfordert, zur friedlichen Mitarbeit an diesem Staate unfähig sein? . . .“

Ein grimmer Humor packt einen, wenn man Gurlitts Forderungen an dem in Wirklichkeit herrschenden System mißt. „Erziehung zur Mannhaftigkeit!“ Klingt das nicht wie Hohn, wie Satire auf die in deutschen Landen mit eiserner Konsequenz und Anspannung der „edelsten Kräfte“ von Staat, Schule, Kirche usw. geübte Erziehung zur Botmäßigkeit, zur Knechteligkeit, zur schon mehr schief- als rechtwinkligen Rückentrümmung? Und die Früchte? Selbst „hohen Vorgesetzten“ wird hange vor ihnen, selbst sie fühlen sich angeekelt von solch männermordender Proskynese. „Ein hoher Ministerialbeamter“, erzählt Gurlitt, „klagte einmal vor Freunden, daß ihm ein Schuldirektor in unterwürfiger Haltung für die ‚Gnade‘ gedankt habe, ihn zur ‚Audienz‘ zu empfangen. ‚Ich war froh,‘ schloß er seinen Bericht, ‚wie der widerlich kriechende Mensch wieder zur Tür hinaus war!‘ Aber, so frage ich, wer züchtet denn erst diese Demut? Ein Regierungsrat G. erzählte mir, er habe endlich in heftigem Ton es sich verbitten müssen — da freundliche Vorstellungen nichts halfen —, daß der ‚akademisch‘ gebil-

dete Unterstellte täglich wie ein Pittolo durch den Museumsaal gelaufen sei, um ihm seinen Überrock aus- oder anzuziehen. ‚Herr Doktor,‘ sagte er ihm, ‚es schickt sich das für einen ‚gebildeten‘ Mann nicht, der auf sich hält.‘

Als ich vor einem Jahr etwa vor einer Versammlung von Volksschullehrern gegen den erschreckend überhandnehmenden Bureaokratismus mit all seinen Schädigungen sprach, dabei auch der unwürdigen Behandlung erwähnte, die sich der deutsche Lehrer von seinem Vorgesetzten bieten lasse, trat ein Rektor auf und sagte unter vielfachem Beifall: ‚Jedes Kollegium hat den Direktor, den es verdient. Ich möchte meine Herren als meinesgleichen behandeln, aber sie dulden es nicht. ‚Herr Rektor vorn und Herr Rektor hinten‘, besonders eifrig sind dabei die Damen im Lehrerkollegium, die möchten am liebsten für jedes Lössblatt, das sie brauchen, erst den direktorialen Segen haben.‘

Reichsgerichtspräsident von Ohlschläger erzählte mir: ‚Ich hatte einen jungen Lehrer zum Freund; er hatte meinen Sohn unterrichtet. Als er nach Jahren wiederkam, hatte er seinen ‚Doktor‘ gemacht und fragte mich, ob er seine Dissertation seinem früheren Schulrat überreichen solle. ‚Gewiß, eine solche Aufmerksamkeit wird man Ihnen danken, zumal Sie nicht mehr im Machtgebiete dieses Herrn wirken.‘ In Frack und weißer Binde trat der Herr zur Zeit der Sprechstunde bei dem Schulrat ein. ‚Was wollen Sie!‘ donnerte er dem scheu Eintretenden entgegen. ‚Nichts‘ war die Antwort und schleuniger Rückzug. Wir haben wohl auch dann und wann einen groben Juristen, aber so etwas halte ich bei uns doch für ausgeschlossen. So muß sich in Preußen nur der höhere Lehrer behandeln lassen.‘

Eine andere Geschichte: Ich machte bei dem liberalen und mir persönlich bekannten Schulrat B. Besuch, um für einen Freund, der Direktor werden wollte, Auskünfte zu erbitten. Ich kam natürlich auch, wie zu einem Fürsten, im Frack und mit weißer Binde. Er fertigte mich ruhig, sachlich aber stehend ab. Zufällig traf ich abends seine Schwägerin. Auf ihre Frage, wie mir's gehe, sage ich: ‚Schlecht, bin heute von Ihrem Herrn Schwager unhöflich behandelt worden.‘ — ‚Darf ich ihm das wieder sagen?‘ — ‚Ja, ich bitte darum.‘ Nach wenigen Tagen: Ich habe es meinem Schwager bei Tisch erzählt, als mehrere Direktoren und Oberlehrer zugegen waren. — ‚Nun, und?‘ — ‚Mein Schwager schwieg nachdenklich, die anderen Herren aber entsetzten sich über Ihre Unmaßung. Da hätte ein Schulrat viel zu tun, wenn er jedem Auskunft erbittenden Oberlehrer einen Stuhl anbieten sollte.‘ — Recht so, meine verehrten Herren Kollegen! Ich wünsche Ihnen gute Karriere!

Als unser Kaiser den Herren Primanern zum Besuche einer Parade einen Urlaub erteilte, den ihnen die Direktoren nicht gewähren wollten, nahmen diese Herren diese Demütigung schweigend hin, ebenso wiederholte Anordnungen der Polizei, die als unbefugte Übergriffe hätten abgewiesen werden sollen, zumal von Männern, die mit Wärme die Verse deklamieren:

Si fractus illabatur orbis,  
impavidum ferient ruinæ.

In der Regel wird die Beamtenriechelei begünstigt. Es liegt System darin . . .

Unsere Tagespresse gab sich allerlei trüben Besorgnissen hin, als gemeldet wurde, daß der englische Kriegsminister Haldane eine Einladung Kaiser Wilhelms, den großen diesjährigen Manövern beizuwohnen, mit dem Ersuchen beantwortete, davon Abstand zu nehmen und lieber die Einrichtungen des deutschen Generalstabes und einzelner militärischer Anstalten studieren zu dürfen. Dazu bemerkte die 'Neue freie Presse' in Wien sehr zutreffend: 'Leute, die in der Anschauung groß geworden sind, die Einladung eines Herrschers sei ein Befehl, dem man blindlings zu folgen habe, bezichtigen den Minister des Inselfreiches einer Unhöflichkeit.' Ein solcher Gedanke konnte nur in Köpfen entstehen, die slavischen Gehorsam, nicht aber den Freimut kennen, den englische Männer selbst vor gekrönten Häuptern bewahren. Nach englischer Anschauung bleibt man auch dem Könige gegenüber ein Mensch von freier Selbstbestimmung. Nach der militärischen Anschauung aber bei uns, die in dem Kaiser stets den obersten Kriegsherrn sieht und ihn sich auch am liebsten in Kriegstracht vorstellt, ist jeder seiner Wünsche, selbst jede freundliche Aufforderung, Einladung, Erlaubnis ein dienstlicher Befehl. Dieser Geist geht durch unser ganzes Heer und von da in das Beamtenleben hinein.

Caprivi hielt sich als Soldat zu dem Gehorsam verpflichtet, das Amt eines Reichstanzlers zu übernehmen, zu dessen Führung er sich selbst mit Recht die Kraft nicht zutraute. Mit wachsendem Unwillen macht unsere Presse darauf aufmerksam, daß unsere höchsten Staatsämter mit Männern besetzt sind, die sich vorerst als Offiziere fühlen und selbst Ministerposten gleichsam nur im Nebenamt verwalten. Daher denn auch alle großen öffentlichen Kundgebungen sich wie kriegerische Feste ausnehmen: nichts als prunkende Uniformen, glühende Helme und schnarrende Stimmen. So bei Eröffnung von Kunstausstellungen, bei Einweihungen von Kirchen, bei Enthüllungen von Denkmälern für irgendwelche dichtenden oder musizierenden Zivilisten. Ja, sogar die landwirtschaftliche Ausstellung in Schöneberg eröffnete Se. Erzellenz Herr v. Poldbielski in Uniform der Ziethenhusaren und legte in strammer militärischer Haltung die Hand an die Kopfbedeckung, wenn er über Maschinen oder über Erzeugnisse der Landwirtschaft Auskunft zu geben hatte . . .

Als unsere deutschen Journalisten in England waren, gefiel ihnen unter vielem anderen gerade dieses vollständige Fehlen einer Untertanengefinnung. Bei jedem offiziellen Mahle wurde des Königs gedacht, aber das Hoch, das man ihm stehend darbrachte, bestand regelmäßig allein in dem Rufe: 'the king!'

So stellen sich freie germanische Männer zu ihrem König. Von all dem unterwürfigen, phrasenhaften und in seiner Übertreibung un-



wahren Gerede, mit dem man bei uns den regierenden Fürsten und deren Familien bis hinab zu dem Prinzen in der Wiege huldigt, wendet sich ein Mann von gesunder Selbstachtung mit Unwillen ab. Kann man denn seinen König nur kriechend verehren?

So dürfte also die Hoflust und die davon durchsetzte Luft des gesamten Beamtenheeres für die Entwicklung vorbildlicher Mannesart nicht günstig sein.

Man wird uns zum Gegenbeispiele Bismarck nennen. Aber damit widerlegt man uns nicht. Wir wissen zu gut, wie schwer, wie nur mit Aufgabe seiner ganzen Kraft er den Mann aus seiner Beamtenstellung rettete, wissen, daß ihn der Kampf gegen die äußeren Feinde nicht annähernd so mitgenommen hat, wie die inneren Kämpfe, wenn seine bessere Einsicht mit dem Gebote des Beamtengehorsams in Konflikt kam; wissen, daß sein Vorsatz, in den Selen zu sterben, doch eben nicht durchführbar war, daß er gehen mußte, nicht weil es ihm an Manneswert gebrach, sondern — weil er von dieser Tugend für einen Beamten zuviel hatte.

Seit Bismarcks Rücktritt haben wir lauter pflichttreue Ranzler gehabt. Auch unsere sonstigen hohen und höchsten Beamtenstellen waren und sind mit Männern besetzt, die allen an sie gestellten Anforderungen genügen. Ihre Verdienste erhalten so lebhaft amtlüche Anerkennung, wie man es in Preußen nicht gewohnt war.

„Zu Befehl!“ ist fast das einzige, was der Unterstellte im Dienste dem Vorgesetzten zu sagen wagt. Das geht so weit, daß selbst vor Gericht die jüngst als Zeugen geladenen Soldaten allen Vorstellungen zum Trotz, anstatt ruhig, sachlich und freimütig zu berichten, stets stramm standen und, die Hand an der Hosennaht, „zu Befehl!“ brüllten — Gehorsamsautomaten! — Wer lange Jahre unter dieser Sucht gestanden hat, der wird auch später im Zivil diese Hosennaht nicht wieder los. Sie zieht als eine Art „geistige Hosennaht“ ihre tiefen Furchen in das Gehirn und zerschneidet darin die edlen Zellen, in denen das Selbstständigkeits- und Persönlichkeitsbewußtsein seinen Sitz hat . . .“

Ein Einundachtzigjähriger, Geh. Justizrat L. Passarge in Jena, schreibt in seinem Buche „Ein ostpreußisches Jugendleben“: „In meiner Jugend war fast jeder Mensch ein Original: die Bildung hatte noch nicht alle über einen Kamm geschoren.“ Heute? Muß jeder fein säuberlich abgestempelt sein. Die Schule knetet den Teig, das Berechtigungswesen drückt dem Mürben die Klassen- und Rangnummer auf. Und nun weiß er erst, „wer er ist und was er will“. „Je mehr die Standes-Kasten- und Herdentriebe gepflegt werden, um so leichter versinkt der einzelne in der großen Masse, um so weniger wird er Lust und Beruf in sich verspüren, seine Eigenart zum Durchbruch zu bringen. Parteiwesen, Kasten-, Eliquen-, Erbstwirtschafft — all diese Zusammenschlüsse sind der Pflege des Besten, der Persönlichkeit, feindlich . . .“

„Ich kenne keine Zeit der Geschichte, in der die Menschen stärker in

oberflächlichen und mechanisch übernommenen Urteilen gesündigt hätten. Die Menge der Eindrücke nötigt zur Hast. Jeder Mensch bekommt seine Marke aufgeklebt, mit der man ihn für alle Seiten abstempelt. Ein falsches Urteil zu korrigieren, erscheint fast schon unmöglich. Voreingenommenheit, nationale, kirchliche, soziale Beschränktheit, Parteifanatismus, Mangel an Arbeitskraft und an Selbstkritik, Denkfaulheit und Unwissenheit, all diese Schwächen sind am Werke, ein gerechtes Urteil zu hemmen. Friedrich Hebbel, der mit gelehrtem Stumpfsinn sein Leben zu kämpfen hatte, sprach das Wort, es wäre, als ob die Leute statt des Gehirnes eine geballte Faust im Schädel hätten. Früher lasen die Menschen wenig, aber lasen gründlich, früher lernten sie in der Schule weniger, aber sie lernten ihre eigenen Sinne gebrauchen. Unsere Schüler lernen jetzt viele Tausende kritische Urteile nachsprechen, ohne einen Versuch der Selbstprüfung. Man denke nur an Lessings ‚dramaturgische Geseßgebung‘, die den Primanern ebenso wie dessen Laokoon eine ganze Menge von Kunstwerken, zumal französischen, als wertlos ein für allemal verleiden, ehe sie diese nur zu sehen bekommen. Wo findet man heute noch selbständiges Urteil der Schüler?! . . .“ „Aus allen Berufsclassen bleiben fähige Köpfe allein deshalb ausgeschlossen, weil sie den üblichen Instanzenweg der Fachbildung nicht durchgemacht haben. Überall steht ihnen der anspruchsvolle Fachmann im Wege, der seine Zeugnisse und sonstigen Papiere in Ordnung hat, dabei aber eine Null sein kann, eine dicke, fette, korrekte, runde Null, und oft auch ist. Die Abgestempelten sind nicht immer die wahrhaft Großen. Es läßt sich auf jedem Gebiete des Kulturlebens nachweisen, daß es in der Regel die Außenstehenden, die Nichtfachmänner sind, die den Fortschritt bringen. Sieht man z. B. die Geschichte der Pädagogik durch, so findet man das mit Staunen bestätigt. Die Bahnbrecher waren fast sämtlich ungeprüfte Leute, ohne Staats-examina, ohne ‚Fakultäten‘, überhaupt ohne eine amtliche Lehrberechtigung. Man denke an Hume, an Rousseau, denke vor allem an Pestalozzi. Dieser seltene Mann, der Theologe, dann Jurist werden wollte, es später als Landwirt versuchte, rief erst im vierzigsten Lebensjahre das entscheidende Wort: Ich will Schulmeister werden! — Keine Behörde im heutigen Deutschland würde eine solche ‚geschweherte Existenz‘ mit irgend einem Lehramte betrauen. Er müßte sein Seil als Literat versuchen und würde auch da schwer Gehör finden, schon weil er keine Examina hinter sich hat.

Heute verzeihen es die waschechten Zünftler dem Literaten nicht, daß er im großen Stile über Erziehung zum deutschen Volke zu sprechen wagt, wenn er vorher ‚nur‘ Volksschullehrer war. Der echte Fachmann belächelt solchen Übermut und weist den Gedanken weit von sich, als könne er von einem solchen Menschen etwas lernen. Die Folge ist, daß der selfmade-man — außer auf dem rein wirtschaftlichen Gebiete — fast gar nicht vorkommt. Zammerschade! Denn das sind die Besten! Da kommen wir wieder

auf unsere Mannhaftigkeit. Es ist unmännlich, feig und kurzichtig, daß wir stets ‚Schriftliches‘ verlangen, um einen Menschen gelten zu lassen. ‚Auch noch Geschriebenes forderst du, Pedant?‘ Der beste Befähigungsnachweis ist die Tat . . .“

Könnte man nun aber nach alledem nicht eher von einer Überschätzung als Unterschätzung der Schule reden, da doch Staat und Gesellschaft so großes Gewicht auf regelrecht genossenen Schulunterricht und dito geleistete Examina legen? — Wenn man die Schule als „Mädchen für alles“ betrachtet, als Magd ihr wesensfremder politischer, religiöser, sozialer und — sagen wir es nur rund heraus: am letzten Ende doch auch wirtschaftlicher Interessen der maßgebenden Kreise — dann gewiß. In dem Sinne etwa, wie auch die Religion solchen Zwecken dienstbar gemacht wird. Soweit sie sich für diese tauglich erweisen, sind das Vertrauen zu beiden und die daraus fließenden Zumutungen an sie schier unbegrenzt, größer jedenfalls, als sich mit ihrem innersten Wesen und ihren eigentlichen Aufgaben verträgt. „Auch unser Kaiser hat die Überzeugung, daß die Sozialdemokratie mit ihrem mangelnden kirchlichen Sinne und ihrer gegen die Regierung ablehnenden Haltung zu solcher Macht nicht hätte gelangen können, wenn die Lehrer ihre ‚Pflicht‘ getan hätten. Sie haben auch bisher vom Kaiser kaum noch Beweise der Gnade erhalten . . . Ziel des Schulunterrichts ist nicht sowohl die freie Entfaltung aller eingeborenen menschlichen Kräfte, als die Heranzüchtung von brauchbaren Beamten und ruhigen Bürgern oder lieber noch — ‚Untertanen‘. Denn daß es bei uns vor dem Gesetze nur noch Bürger, nicht mehr Untertanen gibt, davon will man in den höchsten Regionen nicht viel wissen. Leider lassen sich unsere Zeitgenossen die Freiheiten und Rechte, die ihnen ihre Väter erkämpft haben, in ihrer beschämenden Untertanengefinnung ohne Widerrede wieder wegnehmen. Daher sprechen unsere Zeitungen in unseren konstitutionellen Staaten immer von Monarchen und Untertanen, und die Leser nehmen es hin ohne Erröten und ohne Erbitterung. Es steckt eben dem armen, durch Jahrhunderte hindurch so miserabel behandelten Deutschen leider die Bedientengefinnung noch zu tief in den Knochen. Sie lebendig zu machen und recht gründlich zu pflegen, scheint man als Hauptaufgabe des Lehrerstandes anzusehen, dem selbst vor allem Gehorsam und Bescheidenheit zur Pflicht gemacht wird . . .“

Friedrich der Große, sonst wirklich groß und ehrlich gewillt, ein freidenkendes Volk zu beherrschen, dachte doch so niedrig über die geistigen Ansprüche, die an deutsche Jugendziehung zu stellen seien, daß er Unteroffiziere dazu glaubte abkommandieren zu können. Das war vielleicht schon ein Fortschritt. Denn der Unterricht lag damals noch in den Händen von Handwerkern, die ihn im Nebenamt betrieben. Der Lehrer rangierte auf dem Lande jahrhundertlang in einer Linie mit den Kuhhirten und den Totengräbern. Sein Gehalt ist auch jetzt noch in Preußen das eines

Subalternbeamten, ob schon Luther, der große Lehrmeister der protestantischen Welt, gesagt hatte: 'Einen fleißigen, frommen Schulmeister oder Magister oder wer es ist, der Knaben getreulich zeucht und lehret, den kann man nimmermehr genug lohnen und mit keinem Gelde bezahlen: noch ist's bei uns so schändlich veracht, als sei es gar nichts, und wollen dennoch Christen sein. Und ich, wenn ich vom Predigtamt und andern Sachen ablassen könnte und müßte, so wollte ich kein Amt lieber haben, denn Schulmeister und Knabenlehrer sein. Denn ich weiß, daß dieses Werk nächst dem Predigtamte das allernützlichste, größte und beste ist, und weiß dazu noch nicht, welches unter beiden das beste ist.' So also sprach Luther. In unseren Herrscherhäusern aber ist man dem Lehrerstande nicht aufrichtig gewogen, auch heute noch nicht. Ja, heute vielleicht weniger als vordem. Friedrich Wilhelm IV. hielt ihn für verantwortlich für den durch die Aufklärung 'verirrten Zeitgeist' und erklärte, daß die Lehrer nicht auf Bildung, sondern auf Gefinnung ihrer Schüler zu halten hätten...

Die Lehrer, niedere und selbst höhere sind eben bei uns noch die Parias der gebildeten Gesellschaft. Wenn wir für unsere Schulen in einer sittlich erregten Sprache reden, dann erheitert man sich über uns. Einen Oberlehrer nimmt man ja schon ernster. Wie aber kann ein Mensch, der ein kleiner Beamter ist, jährlich kaum mehr als 1000 Mark zu verzehren hat, wie kann ein solcher Mensch sich erlauben, über allgemeine Kulturfragen, über Politik, Regierungsgeschäfte, Nationalökonomie, soziale Fragen, über Volksleben und nun vollends über Kirchenfragen mitreden zu wollen?

Auch den 'höheren' Lehrer möchte man ja am liebsten auf seine Klasse und sein Studierzimmer beschränkt haben. Nur daraus ist die oben schon erwähnte Zurückhaltung dieses Standes in allen großen öffentlichen Kulturfragen zu erklären. Beamtengehorsam macht Schweigen erwünscht. Wer davon abweicht, erregt unangenehmes Aufsehen. Solche Herren kommen mit ihren sehr unerwünschten, sogenannten 'ethischen' Fragen, stören mit ihrem unfruchtbaren Gerede den ruhigen Geschäftsgang. (In Deutschland ist jetzt nämlich alles zur bloßen Verwaltungssache heruntergekommen. Ethische Fragen gibt es nicht mehr!) Dazu sind die Lehrer anmaßend, nie zufrieden, für sich selbst maßlos begehrlieh, drängen sich in die höheren Stände hinein und wollen vor allem eben immer über Dinge mitreden, von denen sie nichts verstehen. Da gilt der Satz: Schuster, bleib bei deinem Leisten! Der Lehrer soll den Kindern nach Anweisung seiner Behörden und unter Aufsicht eines Geistlichen den rechten Glauben, Gottesfurcht, Liebe zum Herrscherhause und dann die verschiedenen Lehrgegenstände beibringen: Schreiben, Lesen, Rechnen, Deutsch, auch Latein, Griechisch, Französisch, Englisch, Geschichte, Erdkunde, Mathematik usw. Hat er damit nicht genug zu tun? Da redet ihm auch niemand hinein. Niemand macht ihm seine Lehren von den lateinischen und griechischen hypothetischen Sätzen streitig. Weshalb also bleibt nicht auch er auf seinem eigenen Boden, bei seinen dienstlichen Pflichten?

Nun eben aus dem Grunde, weil es unmöglich ist, über Erziehungsfragen zu sprechen, ohne zugleich Staat und Gesellschaft auf ihren Zustand zu prüfen. Wer Rousseau und Pestalozzi nur ein wenig kennt, weiß das selbst schon . . .“

Allen denen aber, die sich über den neuen Geist des „Anglaubens“, der „Zerfetzung“ und „Auflehnung“ entrüsten, gibt Gurlitt die beschämend naheliegende Auskunft, daß nicht unsere Volksschullehrer, sondern unsere gesamte Entwicklung, der Fortschritt der Naturwissenschaften, die gelehrten Forschungen der Theologen selbst diese Erscheinungen bewirkt haben.

So ist es denn eben kein „begeisterndes“ Bild, das der tapfere, ehrliche Volks- und Vaterlandsfreund — „Patriot“ ist mir zu sehr bespöchtelt — von unseren Zuständen entrollt. Ich habe nichts dagegen, wenn vielleicht eingewendet wird, die Farben seien zu stark aufgetragen, ganz so schlimm sei es denn doch nicht. Solcher Einwand könnte zwar absolute, nicht aber relative Berechtigung beanspruchen. Ja, trügen wir nicht die Zipfelmütze gar so tief über den Ohren, wäre unser heutiges Geschlecht nicht gar so dickfellig! Das Bülow'sche „Rhinocerosfell“ ist leider heutzutage keineswegs ein Privilegium unserer „leitenden“ Staatsmänner und Minister. Wären wir hellhöriger, helläugiger, bedürfte es so großen Stimmaufwandes, so scharfer Lichte nicht. Für uns aber gilt, was Luther dem jungen Markgrafen Joachim erwiderte, als dieser ihn 1532 in Wittenberg fragte, warum er doch gar so heftig und so hart wider die großen Herren eifere: „Gnädiger Herr,“ also Dr. Martinus, „wenn Gott das Erdreich will fruchtbar machen, so muß er zuvor lassen vorhergehen einen guten Platzregen mit einem Donner und danach sein mächtig regnen lassen; also fruchtet er das Erdreich durch und durch. Item,“ sprach er, „ein weidenes Rüttlein kann ich mit einem Messer zerschneiden, aber zu einer harten Eiche muß man eine scharfe Art und Barten oder Reile haben, man kann sie dennoch kaum spalten; wie denn eine große Eiche von einem Haun nicht fällt.“

„Wir sehen“, schreibt Gurlitt, „um mit Tacitus zu sprechen, unser Volk in die Knechtschaft hinabgleiten. Byzantinismus, unmännliche Ergebenheit Würden und Titeln gegenüber, Bewunderung des äußeren Scheins, prozenhaftes Verachten aller tiefer liegenden geistigen und ethischen Schätze und bei allem großtuerischen Gebaren in entscheidenden Stunden doch Verzagtheit und Feigheit. Wir haben den Eindruck, daß unsere Kultur krank, zumal, daß jene berühmten ‚Stützen‘ innerlich hohl sind, wir sehen, daß dem Rechtsbewußtsein, dem Wahrheitsbedürfnisse, dem Entwicklungstribe unseres Volkes von seiten der Regierungen und Behörden entgegen gearbeitet wird. Wir beklagen es bitter, daß die Regierung das Volksempfinden unausgesetzt verlegt. . . .“

Immer weniger kommt in einem Parlamente, das nur den Grundbesitzern und der Geistlichkeit zu Willen ist, der Wunsch unseres Volkes zum Ausdruck. Es ist, als triebe man ‚oben‘ geistlich das, was man in Osterreich als ‚System-Politik‘ bezeichnet; Ihr wollt für

das Abgeordnetenhaus eine Wahlreform? Wollt darin auch den Mittelstand, den Arbeiterstand, die Intelligenz vertreten sehen? An die Gewehre! Laßt Kanonen auffahren!

Nirgends beobachten wir einen Fortschritt unseres Volkes zu politischer Selbständigkeit. Im Gegenteil, wir entwickeln uns rückwärts auf einer Bahn, die zum Absolutismus führt. Immer lauter wird deshalb der Ruf nach Männern, die uns erlösen sollen.

Gibt es in Deutschland denn nur noch Hoffschranzen, Ordensjäger, Karrieremacher, Streber, Gedankenlose und Untertanen? Haben wir keinen freien Bürgerstand mehr? Aber das Unerträglichste wird schon schweigend hingenommen. Paraden, Gedächtnisfeiern und anderes Schaugepränge müssen uns ein Glück vorgaukeln, das unserem Herzen fremd ist. In den wichtigsten Fragen, die unser Volk im Innersten seines Wesens treffen, versagt die Mitarbeit der sogenannten Intelligenz. Man ist angeblich zu guter Patriot, um der Regierung Schwierigkeiten zu machen, in Wahrheit fehlt es an Überzeugungen und an Mannhaftigkeit; es fehlt an dem Willen zur Macht.

Unser gutes deutsches Volk ist schon in Grund und Boden regiert. Das sind die Früchte unserer sogenannten guten Erziehung, die man so ehrend gar nicht benennen dürfte. Nicht Erziehung, sondern Abrichtung! Abrichtung zu stillen Untertanen und untertänigen Beamten. Von Kindheit an zum Schweigen erzogen, zum sogenannten Anstand, der zumeist gleichbedeutend mit Charakterlosigkeit ist, zur Botmäßigkeit, zur Bewunderung der ‚vorgefetzten‘ Einsicht, zum Gehorsam gegen all die staatlichen Machthaber in den Schulen, im Heere, auf dem Amte und der Polizei, und stets geduckt vor Höherstehenden, die den Bestand des Geldbeutels, die soziale Stellung, die öffentliche Wertschätzung des Mannes durch Gunst oder Ungunst eigenmächtig bestimmen! Dazu kommt dann die Kirche, die unter Berufung auf: Römer Kap. 13, 1 (Eine jegliche Seele sei den höheren Gewalten untergeben; denn es gibt keine Gewalt, außer die von Gott. Die es aber gibt, die sind von Gott geordnet. Wer demnach der Gewalt widersteht, widersteht Gottes Ordnung.‘ Vgl. Rußland!) stillen Gehorsam gegen die ‚Obrigkeit‘ predigt und die Feigheit noch mit einem Glorienschein umstrahlt.

Als Bismarck das stolze Wort sprach: ‚Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts in der Welt,‘ gab er der Tatsache wahren Ausdruck, daß wir keinem äußeren Feinde im Felde weichen würden.

Nach seinem Rücktritte aus dem Amte wird er seine Meinung wohl eingeschränkt haben. Wir Deutsche fürchten außer Gott, ja oft mehr als Gott, unsere Vorgesetzten und das Urteil unserer Umgebung. Wir fürchten Konflikte mit den Behörden, mit den Gerichten, mit der Polizei, fürchten die Ungnade der ‚Maßgebenden‘, fürchten die Kritik unserer Berufs- und Standesgenossen, fürchten uns sogar vor der Konsequenz unserer eigenen Gedanken und ziehen uns lieber scheu in das

Faulbett des Herkommens zurück, als daß wir den Kampf im Staube der Arena wagten.

Die notwendigsten Schlachten auf dem Gebiete des Geisteslebens bleiben deshalb ungeschlagen, weil sich nicht genug Kämpfer dazu bereit finden. Uns erschreckt die Riesenaufgabe, daß wir uns eine neue Welt der Gedanken aufrichten müssen. Wir flüchten lieber ängstlich an dem alten Bau, als daß wir beherzt zu einem Abbruch und zu dem Neubau des neuen Hauses schritten. Uns hält die Scheu vor der Traditon, die Rücksicht auf alte, zu alte Ideale' und ihre alten Vertreter, eine unmännliche Pietät davon ab, das Gestrige abzutun und heute zu leisten, was uns der Tag gebietet. Wir können eine Scheinkultur nicht sterben lassen, die nur mit Kunstmitteln noch ihr mattes Dasein fristet.

Wie werden unsere Söhne später über uns urteilen? Ich fürchte, wir werden schlecht vor ihnen bestehen.

Wir fühlen ja selbst schon mit Beschämung, wie uns der Wille und die Kraft entschwunden sind, als ein selbstherrliches, mannhaftes Volk unsere Geschicke selbst zu bestimmen. Wir lassen uns regieren und benutzen nicht einmal die uns verfassungsmäßig zustehenden Rechte zur Mitarbeit. Das ist Pflichtverfäumnis, denn Rechte sind zugleich Pflichten. . . ."

Noch eine tief beschämende Beobachtung hat der Verfasser gemacht: Es ist ihm aufgefallen, „wie wenig bei uns die aufklärende und fortschrittliche Arbeit der Männer mit der unserer Frauen Schritt hält. Nichts Ebenbürtiges haben wir der starken Propaganda der Frauenbewegung innerhalb der letzten zehn Jahre an die Seite zu stellen. Mit dem Kultureifer unserer jungen Damen verglichen, macht der gebildete Korpsjüngling eine schlechte Figur. Ideenloser und nüchterner als diese vermeintliche Blüte der deutschen Nation, deren Umgang jungen kaiserlichen Prinzen gestattet wird, flacher, unmännlicher kann man unmöglich sein. Wenn sie noch jugendlich froh und ausgelassen wären! Aber auch das nicht, sondern nur patent und korrekt, schon in jungen Jahren auf Karriere spekulierend, auf Protektion, die das eigene Denken und Arbeiten ersetzen soll. Ihr Mannesmut erschöpft sich auf dem Pautboden bei der Mensur: einer mittelalterlichen, wohl mutstählenden Spielerei, die man anerkennen und sogar begünstigen dürfte, wenn sie nicht mit unseren Staatsgesetzen und mit dem öffentlichen Rechtsbewußtsein in Widerspruch stände — für entsprechende Handlungen kommt nämlich der Arbeiter ins Gefängnis — und wenn sich dabei nicht der Mannesmut des jungen Herren ganz zu ver Ausgaben schiene. Zu diesem zwar blutigen, aber im Grunde doch ungefährlichen Spiele würden sich für angemessene Bezahlung auch Dienst männer abrichten lassen. Was wir vermissen: eigene, mannhafte Überzeugungen, jugendliche Geistesfrische, den ‚Zorn der freien Rede‘, das begeisterte Eintreten für alle wahren Menschheitsideale, davon finden wir in dieser vornehmen jungen Vertretung der herrschenden Kasten nichts. Da waren die alten Burschenschaften mit ihren Brauseköpfen und dem Überschwang hoher Gefühle doch ganz andere Kerle!

Als jüngst eine Dame in öffentlicher Versammlung wegen sogenannter ‚Schürzenpolitik‘ unfreundliche Worte zu hören bekam, sagte sie entrüstet: ‚Wir lassen uns von den heutigen Männern Deutschlands nicht mehr verspotten. Wo wir einmal eine wahrhaft mannhafte Tat brauchen, da wenden wir uns an eine — Frau.‘ ‚Wenn ich‘, sagte sie, ‚auf der Straße elegante Herren mit Zylinder und schwarzen Aktenmappen darum bat, mir als Zeugen bei empörender Pferdequälerei zu dienen, so erhielt ich noch jedesmal die gleiche Antwort: ‚Bedaure, gnädige Frau; ich befaße mich nicht gern mit dergleichen. Man hat nur Schererei davon.‘ Wandte ich mich an Damen, so fand ich selten eine Ablehnung.‘

Ich muß gestehen, daß ich selbst als Vorstand eines Tierschutzvereins gleiche Erfahrungen nicht selten gemacht habe, und der Beifall, der jener Dame gespendet wurde, sprach für die Allgemeingültigkeit ihres Urteils.

Die empörendste Pferdeschinderei gehört in und um Berlin zu den scheinbar unausrottbaren Übeln, die der Mensch als ein Gegebenes ertragen muß. Wenn ich von den noch brutaleren Griechen und Italienern absehe, so kenne ich im übrigen Europa keinen Platz, wo sich vor aller Augen rohe und vielfach versoffene Kutscher dergleichen offene Verhöhnung aller Menschlichkeit gestatten. Dies wäre ganz unmöglich, wenn jeder deutsche Mann seine Pflicht täte. Aber da fehlt es eben. Man wendet den Blick ab, will lieber nichts gesehen haben und macht sich durch solche Schwäche zum Mitschuldigen. Es müßte doch wunderbar zugehen, wenn alle gesitteten Leute einer Großstadt unfähig sein sollten, eine solche öffentliche Schmach auszurotten! Aber man begnügt sich bestenfalls mit einer Anzeige bei der Polizei und hat davon — wie ich selbst immer wieder durchmache — tatsächlich viel Schererei. Dazu kommt, daß der bedrohte Kutscher natürlich saugrob wird — denn er lebt noch immer des Wahns, Pferdeschinden wäre sein gutes Kutscherrecht —, das gibt dann noch Beleidigungsklagen und weitere Umständlichkeiten.

Warum ist es denn bei anderen gesitteten Völkern möglich, das Übel abzustellen? So in England, wo ich nie eine Pferdeschinderei gesehen habe? Dort würde eben nicht nur ein Mann, sondern gleich 20, 30, 40 Mann dem Kutscher sofort ihre geballten Fäuste (mit und ohne Glacé) unter die Nase halten, so daß ihm auch das Schimpfen gleich vergehen sollte. Ein stolzes, gesittetes, selbstherrliches Volk! — Wir werden natürlich auf die Polizei verwiesen, wie Quartaner, die dem Herrn Ordinarius Anzeige zu machen haben. Und diese Polizei? Man betritt mit entblößtem Haupte das Wachzimmer, bietet artig seinen ‚Schönen guten Morgen‘ und beginnt schüchtern seinen Vortrag: ‚Ich wollte mir gestatten, Ihnen‘ usw. . . . ‚wollen Sie so freundlich sein‘ usw. . . . Keiner von den blauen Bären erhebt sich vom Sitze, aber die Achsel hin wird man mit kritischem Blicke betrachtet, und dann kommt, nachdem anderes Wichtigeres seine gemüthliche amtliche Erledigung erfahren, auch der unbequeme Gast zu Verhör.



Dabei haben die Behörden selbst die Bürgerschaft öffentlich zur Mithilfe im Kampfe gegen ein Übel aufgerufen, dessen sie eingeständenermaßen selbst nicht Herr werden. Ein Recht zur Klage haben wir Deutsche deshalb nicht, weil jedes Volk die Polizei, die Rutscher, die Pferdeschinderei hat, die es verdient. Man kann daran — nicht etwa deutsche Gemütsroheit — wohl aber deutsche Untertanenschwäche studieren.

Wer kennt nicht Prof. Rudolf von Iherings tapferes Schriftchen ‚Der Kampf ums Recht‘? Für mich bedeutete es eine Entwicklungsstufe in meinem Leben. Es lehrte mich, daß jeder berufen ist, Mitstreiter für das Recht zu sein. Die meisten gebildeten Deutschen drücken sich heute von dieser Pflicht. Diese Drückebergerei, das Nichtsehewollen, das Ablehnen von jeder Verantwortung, der Mangel an Sozialgefühl, an anderen als rein selbstischen Wünschen, das sind unzweifelhaft Anzeichen der Décadence. Dabei büßt sich die bürgerliche Ehrbarkeit bis tief zum Boden, und der Korrekte erfleht sich den kirchlichen Segen für seine armselige Tugendhaftigkeit.

Wann endlich wird sich das deutsche Volk ermannen? Friedrich Hebbel, einer der mannhaftesten, den je die Erde trug, litt sein Leben lang an der deutschen Demut und Unmännlichkeit. ‚Das Volk wird nicht bloß geschunden, es ist dahin gebracht, daß es sich selbst schinden muß.‘ Ich weiß im Ernst nicht, wer eher geköpft zu werden verdient: der, welcher bei Chateaufeuere kalt bleibt, oder der leidenschaftliche Mörder. Aber das Nichts gilt für den Inbegriff aller Tugenden. — ‚Die Menschen haben viele absonderliche Tugenden erfunden, aber die absonderlichste von allen ist die Bescheidenheit. Das Nichts glaubt dadurch etwas zu werden, daß es bekennt: ich bin nichts.‘ Er nahm einen Fußtritt hin, aber er mußte von einem gewichsten Stiefel appliziert werden.

Man liest jetzt oft Vergleiche zwischen unseren Tagen und der Zeit von Jena und Auerstedt. Ich halte den Vergleich für falsch. Rein, wir leben in einer neuen Metternich-Periode, wieder ist nach glänzender Waffentat dem guten, opferfreudigen Volke sein Lohn ausgeblieben, wieder haben wie damals Hierarchie, Staatsanwälte, Polizei und die ganze schwerelastende Bureaokratie auf den Lebensfrühling ihre Nachfröste gesandt, wieder dieselbe Entmündigung, Abbrichterei, Gängelung und Frommacherei des Volkes, das endlich doch der Kinderstube entwachsen sein dürfte.

Aus der Ära Metternich errettete uns die Revolution von 1848. Wenn nicht Umkehr in der öffentlichen Politik eintritt, scheint mir eine ähnliche Katastrophe nicht ausgeschlossen. Die Mißstimmung wächst von unten auf immer bedrohlicher und ergreift schon Kreise, die noch vor wenigen Jahren bei keinem Kaiserkommersé vermißt wurden.

Wir wünschen und hoffen, daß es eine rein geistige Revolution sein möge, diese aber sehnen wir herbei, weil sonst das Volk verkommt, weil wir sonst unseren Beruf versäumen, Bahnbrecher und Fackelträger der Menschheit zu sein . . .“

Vorläufig, Scheini's, haben wir noch genug mit uns selbst zu tun, fürchten wir uns sogar, dem eigenen Volksgenossen mit unserer ehrlichen Meinung zu kommen: „Über religiöse Fragen zu sprechen schießt sich in der deutschen Gesellschaft nicht mehr; Politik schließt man auch lieber aus, weil von irgend einem Herrn, der der Regierung nahesteht, diese oder jene Bemerkung ‚unliebsam‘ empfunden werden könnte. Man fängt leider Gottes im Deutschen Reiche selbst am Viertische wieder zu tuscheln an. Als ich auf der Sommerfrische einem General a. D. meine Ansichten über den ‚Racker Staat‘ vortrug, sah er sich scheu um und sagte: ‚Lieber Herr Professor, da drüben sitzt ein Staatsanwalt!‘ — ‚Nun, da will ich etwas lauter sprechen!‘ Der General hatte 1866 und 1870 mit Auszeichnung gekämpft.

Und nun prüfe man unsere Zeitungen! Daß Gott erbarm'! Was wird da mit Ausnahme von wenigen, die der Wahrheit ehrlich zu dienen bestrebt sind, was wird da zusammengelogen!

Wie schlürfen da die geschäftigen Reporter auf Gummischuhen einher, wie leichtfertig ‚greifen sie heute etwas aus der Luft‘, um es morgen zu dementieren.

Wie feig verstecken sich ihre wahren Meinungen! Wie wird da mit ‚sollte, dürfte, könnte, möchte vielleicht‘ gearbeitet, damit man nur ja nicht zu fassen ist! Wie versteckt man sich hinter Pseudonymen, um aus dem Hinterhalt zu treffen! Wie fälscht man Empfindungen und Tatsachen je nach Bedarf und nach Bezahlung! . . .“

Auch für unsere Volksvertreter hat Gurlitt nur sehr temperierte Hochachtung: „Wenn sie aus Bescheidenheit sich zuviel bieten lassen, so büßt Deutschland das auch an äußerer Achtung ein. Ich habe mit Ausländern gesprochen, die es rein unbegreiflich fanden, daß sich die Deutschen von ihrer Regierung wie Schulbuben behandeln lassen. Der mühsam errungene Ruhm einer Weltmachtstellung geht leicht wieder in die Brüche, und alte böse Urteile oder Vorurteile werden wieder lebendig. Luther sagte in seinen Tischreden: ‚Es ist keine Nation verachteter, denn die Deutschen. Italiener heißen uns Bestien; Frankreich und England spotten unser, und alle anderen Länder. Wer weiß, was Gott will und wird aus den Deutschen machen, wiewohl wir eine gute Staupe vor Gott wohl verdienet haben.“

Was hat aber unser armes Volk auch alles über sich ergehen lassen müssen! Oder sagen wir: leider ergehen lassen? „Die traurigste Zeit der deutschen Geschichte, die zwischen dem Westfälischen Frieden und den Befreiungskriegen liegt, ist eine Schule der Besinnungsschwäche und aller Lataientugenden gewesen. Fürsten von Gottes Gnaden in unabsehbarer Menge forderten slavischen Gehorsam und hielten sich ein Heer von Hofbeamten, Eunuchen der Besinnung, die wie abgerichtete Hunde nach den Launen Serenissimi spähnten und sich zu jedem niedrigen Dienst hergaben. Der aufrechte Mann hatte damals einen schweren Stand. Französischer Einfluß tat das übrige zur Ertötung jeder männlichen Haltung und Besinnung. Die Trachten jener Zeit spiegelten ihren sittlichen Tiefstand. Die

Männer mit ihren Perücken, Wadenstrümpfen, Keinen Schuhen, ihren gestickten Westen und gepolsterten Zierbeugen suchten in allem Französischen à la mode zu sein: elegant, geschmeidig, geistreich, witzelnd, gesinnungslos. Erziehungsideal selbst der männlichen Jugend war die Politesse. Französisch parlieren, die Damen als verliebter Täuberich umgiren, auf der Gitarre klingeln, sentimentale Verslein schmieden. Der Galante stand in höherem Ansehen als der Mannhafte. Richern statt frohen Lachens, nippen statt herzhaft essen und trinken, stets mit gekrümmtem Rücken ja sagen, nie einmal, mannhaft aufrechtstehend, auch mit einem offenen Nein trozen. Daß Männer solcher Sitten keine Bärte tragen, das paßt ganz zum Bilde: Rasiraten, Lakaien und allem unmännlichen Volke kommt diese Manneszier nicht zu. Man muß sich nur Gemälde jener Zeit betrachten. Auf den Städtebildern fehlt fast nie die stattliche Hofkarosse mit bunten Lakaien hinten auf dem Tritte, auf der Straße die Bürger, die Hüte und Nacken bis zum Boden niederbeugen. Man muß die Huldigungsgebichte lesen, mit denen das Geburtstagsfest Serenissimi oder die glückliche Niederkunft der Landesmutter gefeiert wurde, muß die Widmungen gelehrter Bücher sehen, mit denen, in tiefster Demut ersterbend, selbst die größten Geister jener Zeit ihre Geistesgaben als gehorsamste Diener ihrem Herrn zu Füßen legen zu dürfen submissiv und untertänigst bitten, und muß den ganzen Schnörkeltram des höfischen Ceremoniells einmal betrachtet haben, mit dem sich diese Halbgötter auf deutschen Fürstenthronen umgaben. Vieles davon lebt noch heute nach, so der häßliche Gruß ‚Gehorsamster Diener!‘ und der Anflug, der mit den Titulaturen und Wohlgeboren, Hochwohlgeboren zc. getrieben wird . . .“

Und dann die unendlichen Opfer der immer wieder in unser armes Vaterland geschleuderten Kriegsfadel, die jammervolle innere Selbstzerfleischung, das unsägliche Elend einer von ihren „Herren“ zu lebenslänglicher harter Fron verurteilten überwältigenden Volksmehrheit! „Als sich im republikanischen Rom die führenden Männer im hundertjährigen Bürgerkriege gegenseitig erschlagen hatten, konnte, wie Tacitus berichtet, ein Kaiser leicht das erschöpfte und um seine Führer beraubte Volk wie eine scheue Sklavenherde beherrschen: die Catonaturen waren eben sämtlich vernichtet. Eine solche Auslese der Stärksten und Besten, öfters im Laufe der Jahrhunderte wiederholt, bringt ein Volk schließlich herunter. Wenn man die Sähne abschöpft, bleibt keine nahrhafte Milch zurück.“

Nimmt man hinzu, wie viele tapfere und starke Männer in den endlosen Kriegen Deutschlands gefallen sind, so erklärt es sich nach dem Darwinischen Gesetz von der Auslese der Besten, wenn die Qualität des Volkes schließlich heruntergeht.

Wir können tatsächlich nicht einen Mann entbehren: Jeder aufrechte Bürger ist uns lieb und kostbar.

Mit dem armseligen Bündel auf dem Rücken entwichen Germanias verschmähte und verfolgte Kinder in die Fremde; ihre Enkel kehren als recht

prohige Milliardenäre zu einem Besuche unseres Kaisers zurück. Man achte keinen Menschen gering; es könnte sich strafen. Louis XIV. wies spottend den Meinen Abbé' ab, der sich dann in österreichischen Diensten als der gewaltige Kriegsheld Prinz Eugen entpuppte. Graf von Moltke wäre uns beinahe als junger Offizier an Dänemark verloren gegangen. Und wieviel gute Kraft und guter Wille wurde in Deutschland zwar zurückgehalten, aber lahmgelegt! . . ."

Na also, ein greulicher Schwarzseher, ein unheilbarer Pessimist, dieser Professor Dr. Gurliitt! Jedenfalls doch einer jener unqualifizierbaren Nörgler, die den heimatischen Staub lieber heute als morgen von ihren wertigen Pantoffeln schütteln sollten? Ach, du lieber Himmel, Der und — „Pessimist“!

„Allerorten meldet sich ein neues Leben, ein Sehnen nach sittlicher und geistiger Verjüngung. Noch leben in unserem edlen Volk all die Kräfte, die ihm seinen ehrenvollen Bestand und eine große Zukunft sichern. Aber mit der bisherigen Regiererei muß ein Ende gemacht werden, lieber heute als morgen. Geschieht das nicht, dann geht es unhaltbar mit uns bergab, dann geraten wir in eine Art römischen Imperiums mit seinen Prätorianern, seinem Bediententroß, seinem leeren Prunke, seiner zu Statisten degradierten Geistlichkeit, seinem entrechteten Pöbel mit dem Rufe nach ‚panem et Circenses‘, dann müssen uns alle selbständigen Völker, zumal die Amerikaner und Engländer, so weit überholen, daß der Vorsprung nicht wieder einzubringen wäre.

Wir streben nach einer höheren Gesittung, nach einem echt germanischen Kaisertum. Wir wollen eine Jugend heranziehen von verinnerlichtem und mannhaftem Sinnen und Trachten, einen neuen wahrhaften Adel des Geistes, der sich die Tüchtigsten, Ehrlichsten, Mannhaftesten zur Führung erwählt; wollen, nachdem uns die Form des Reiches beschieden ist, darin ein wirklich freies, stolzes, selbstherrliches Volk erblühen sehen.

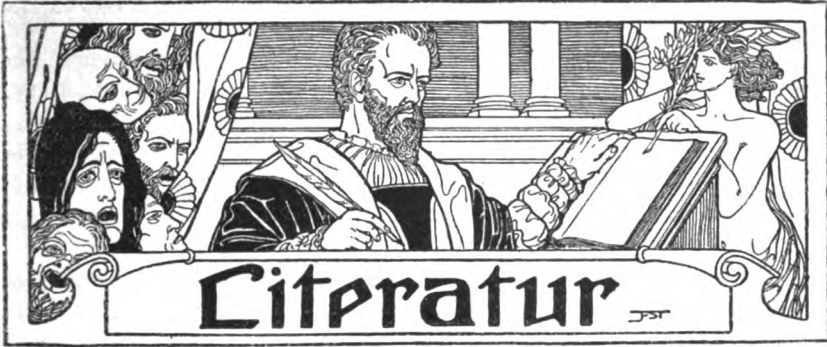
Unsere Jugend soll erst wieder lernen, für Ideen zu leben und sich für hohe menschliche und nationale Aufgaben zu begeistern.

Mit dem endlosen Schuldrill, den Examennöten, mit der unehrlichen Anbetung von erstorbenen Formeln in Glauben und Politik und mit der Anbetung des äußeren Erfolges, mit dem altklassischen Idealitätsschwindel, mit aller brutalen Vergewaltigung der Menschen, mit der feigen Unterwürfigkeit und erlogenen Demut, mit dem Lug- und Trugsystem, durch das sich die überbürdete und gehezte Jugend mit den sog. Schulpflichten abfindet, mit all dem morschen Plunder wollen wir aufräumen.

Wir müssen den durch Unkraut überwucherten Boden erst wieder urbar machen, auf daß darauf ganze, gesunde, aufrechte Männer erwachsen können. Wir wollen einen heiligen deutschen Zorn erwecken und uns zu einem Jugendbund zusammenschließen, damit ‚das Gute wirke, wachse, fromme, damit der Tag dem Edlen endlich komme‘."

Im übrigen: das Buch ist auch noch da. — Über solche Stimmen kann man sich nicht genug freuen. Wenden sie sich doch an die wahrhaft adeligen Instinkte unseres deutschen Volkes, die trotz alledem und alledem noch immer in den Tiefen seiner Seele wirken und nur der Wecker und Wächter bedürfen, um sich von allen Umstrickungen, allem einschläfernden Gaukelspiel loszureißen, im freien Lichte mit wacher Kraft sich zu regen. Nicht in allem kann ich mit Gurlitt zusammenstimmen; in religiösen und philosophischen Dingen hat meine persönliche Entwicklung öfter andere Bahnen eingeschlagen, mich zu anderen Ergebnissen, die ja doch meist Erlebnisse sind, geführt. Das hier pedantisch auseinanderzulauben, fühle ich mich nicht in der Stimmung, werden auch meine Leser kaum verlangen, von denen ja wohl viele zum Buche selbst greifen werden. Wir Deutsche sind schon so nur zu sehr geneigt, über dem Trennenden das Gemeinsame zu vergessen, oder es doch in den Hintergrund zu rücken, um mit bewunderungswürdiger Gründlichkeit die Punkte herauszusuchen und aufzuzählen, die „denn doch“ — zum größten Bedauern natürlich! — ein gemeinsames Vorgehen und Handeln — aus Gewissensgründen natürlich! — nicht zulassen. Nicht also, meine Freunde. Begrüßen wir jeden, der mit uns in den großen Fragen der Menschheit und Nation eines Geistes ist, mit freudigem Willkommen! Denn wir brauchen eine unsichtbare Gemeinde der ehrlichen, aufrechten, freien, tapferen Gesinnung, ohne aufgeklebte Parteietikette, die doch immer nur lose an uns haften, nur eine mehr oder minder zufällige, äußerliche Gemeinschaft herstellen kann. Eine solche unsichtbare Gemeinde, deren einzelne Glieder einander allezeit und allerorten an ihren Gesinnungen und Taten erkennen, in ihrem Wirken für die allen Ehrlichen und Freien gemeinsamen Ziele fördern, wie auf ein unhörbares, geheimnisvolles Aufgebot gewappnet auf den Schanzen erscheinen, vereint die Schlachten für unsere höchsten Rechts- und Geistesgüter schlagen, — das wäre eine Macht, die den Sieg auf der Stirn trüge, uns endlich aus den Banden einer selbstgewählten Staubseligkeit, Unfreiheit und Unmündigkeit erlöste. Nicht Fürsten und Institutionen macht bettelnd und klagend verantwortlich: sie sind, auch die mächtigsten, wie Ihr sie haben wollt. An Euch ist es!





## Die Märchenwelt und unsere Kinder

von

Gertrud Schmidt-Wollny

„Mutti, liebe Mutti, erzähle mir etwas!“ oder „Tante, was soll ich tun, es ist so langweilig!“

Wer hat solche oder ähnliche Worte nicht aus Kindermund vernommen und dann nicht das Aufleuchten in dem gelangweilten Blick der Kinderaugen gesehen, wenn es freundlich hieß: „Komm, Liebling, ich will dir ein Märchen erzählen“?

Wer solch einem kleinen Bittenden seinen Willen getan, ihn angeregt und ihm erzählt hat, was er selbst aus der Kindheit mit in das Leben genommen und sich bewahrt hat, der weiß, wie leicht und dankbar es ist, durch Märchen ein Kinderherz zu erfreuen, und wie gern und aufmerksam schon die kleinen Kinder zuhören. Gespannt lauschen sie auf jedes Wort und leben ganz in der bunten, vielgestaltigen Märchenwelt.

Sie hören die flinken, kleinen Tiere, die Vögel in Wald und Feld in ihrer Sprache sprechen; sie sehen aus den verschiedenen Blüten die zierlichen Elfen steigen, und aus dem klaren Wasser, in dem sie so gern ihr Schiffchen schwimmen lassen, tauchen Nixen auf; in den Bergen haufen Zwerge und listige Kobolde. Zwischen ihren Spielsachen können sich die Püppchen aus Zeug und Papier unterhalten, die hölzernen Pferde wiehern und fressen, alles um sie her hat Leben bekommen. Sie lernen die Leiden und Freuden aller Wesen und Gegenstände kennen, ihre Freunde und Feinde. „Das war ihnen recht!“ oder „nun will ich aber auch keine Blume mehr abpflücken und sie verwelken lassen,“ unterbricht nicht selten das Plappermäulchen die Sprecherin. Dabei wischt die kleine Patschhand heimlich ein Tränchen aus den leuchtenden Augensternen, das darin aufgeschimmert war. Mit einem tiefen Seufzer, der das kleine Körperchen ordentlich erbeben läßt, rutscht dann, wenn das Märchen zu Ende ist, das Bübchen oder Mägdlein vom Schoß der Erzählerin, und die kleine, von der Märchenwelt so lange gefangene Seele sucht sich schnell wieder in der Gegenwart zurecht zu finden.

„Nun will ich wieder spielen!“ Mit diesen Worten springt der Liebling zurück zu seinen Spielsachen. Wie sehen diese nun ganz anders aus, und wie schön läßt es sich jetzt mit ihnen spielen!

Alles stellt jetzt etwas vor, es muß Märchenkönig oder Prinzessin sein, Fee oder Zwerg, und das Kinderherz, in dessen weichen Boden manch Samentörnlein von gut und böse, recht und unrecht gefallen ist, verwendet diese Weisheit im Spiel, sich selbst erziehend und belehrend.

Aus den kleinen Kindern werden große, und die Märchenwelt, in die sie durch Mutter oder Tante eingeführt wurden, wächst mit ihnen. Immer zauberhafter, schöner und reicher werden die Bilder, die sie dort umgeben; alle Wesen, alle Tiere und Gestalten in ihr haben jetzt nicht nur Leben, sondern eine Seele. Der fragende Blick der Kinderaugen hat sich vertieft und verschärft, sie suchen und finden nun selbst ihre Märchengestalten in allem, was sie umgibt. In die trockne Prosa des Lebens zaubert sich ihre Phantasie, die gelernt hat, aus sich selbst zu schöpfen, einen goldenen Reichtum an Poesie und Wunderbildern. — Freilich werden auch die gruseligen Märchen, Räuber- und Sputgeschichten, sowie die traurigen Erlebnisse manches Märchenhelden einen tiefen Eindruck auf die empfänglichen jungen Gemüter machen, sie in Furcht und Bangen versetzen, und den zarten Mädchen, ja den wildesten Knaben fallen wohl plötzlich unheimliche Geschichten ein, sind sie mal allein im Dunkeln oder an fremden Orten, und ein Bangen und Fürchten zieht durch die junge Seele, die dann mit ganzer Kraft dagegen ankämpfen muß, um dieses Grauen zu überwinden.

Es gibt Mütter, die sich fragen, ob solche Aufregung für ein junges Kindergemüt gut sein könne, oder ob derartige Empfindungen nicht vielmehr unsrer Jugend schaden?

Ich meine nun, es ist dies eine unnötige Sorge ängstlicher Mütter und ich halte es vielmehr für gut, wenn schon ein Kind sich beherrschen lernt, ankämpfen muß gegen eine Furcht, die es überhaupt bald selbst für töricht halten wird. Das Dunkle, Traurige in unseren Märchen möchte ich die Brücke nennen, die aus der Märchenwelt zum wirklichen Leben führt und die zu überschreiten für jedes Kind nur gut sein kann, soll es ein Charakter werden, der imstande ist, die oft recht gefährvollen Brücken, die das Schicksal über den Strom des Lebens geschlagen, zu erkennen und unbeschädigt über sie hinweg zu kommen.

So ist es wohl ein kluger Instinkt, der die Kinder gerade zu den „gefährlichen“ und „gruseligen“ Geschichten mit Vorliebe greifen läßt. Aber ob Knabe oder Mädchen, alle lesen Märchen gern, lieben den Zauber der Märchenwelt und leben gern in der Welt dieser Gedanken, die ihnen dann zur eigenen Philosophie werden. Sie werden in ihren Spielen Treue und Liebe, Opfermut und Tapferkeit verwirklichen, diese als Tugenden anerkennen und reich belohnen, dagegen frechen Räufern und Taugenichtsen ihre wohlverdiente Strafe zukommen lassen.

Diese tiefen, ernstesten Wahrheiten und Lebensweisheiten, die sich häufig

in buntschimmernden Märchenkleidern verstecken, werden ihnen zur Erkenntnis gebracht, durch sie werden sie oft selbst auf eigene Fehler aufmerksam gemacht, vor denen sie dann erschrecken. Sie bemühen sich dann, sie abzuliegen ohne Strafe, ohne Eingriffe der Hand der Erzieher.

So ragt die Märchenwelt nicht nur beglückend für die Kinder in die Wirklichkeit hinein. In ihr und durch sie ist uns auch ein freundliches Hilfsmittel gegeben bei der Ausbildung der uns anvertrauten Kinderseelen zu Menschen, deren Ideale und Poesie das arme profaische Leben mit lichtigem Schimmer verklären werden. Denn sind nicht Ideale und Poesie die Märchenbilder für die Erwachsenen, die uns so lange wie möglich zu erhalten wir alle bestrebt sind und die wir uns aus der Kinderstube aus den Jugendentagen mit hinübernehmen können in das große Trauerspiel, das wir Leben nennen? Was uns diese beiden leuchtenden Scheinwerfer sein können, ist für die Kinder die Märchenwelt!

Wer hat nicht in dem Ausdruck des über das Buch gebeugten Kindergesichtes gelesen und gefühlt, was ihm diese Welt ist? Wer diesen Ausdruck nicht verstanden hat, der hat offenbar selbst nie aus dem Märchenorte schöpfen dürfen. Der muß dann freilich zeit seines Lebens die köstlichste Jugenderinnerung missen. Er ist wohl nie ein wahrhaft glückliches Kind gewesen.

Leider gibt es heutzutage viele solche Kinder, denen die Märchenwelt fremd ist, die nie auf Mütterleins Schoß ihren trauten, heimlichen Weisen lauschen durften, und ihre Spielsachen in all die lockenden Gestalten verzauberten. Kinder, denen kein Christkindchen den Weihnachtsbaum heimlich schmückte, und die nie hochklopfenden Herzens in der Weihnachtszeit auf den leisen Flügelschlag des Weihnachtsengels lauschten, die nie in Andacht und Dankbarkeit mit ihren Eltern am heiligen Abend „stille Nacht, heilige Nacht“ sangen, denen aber statt dessen der Diener den Tannenbaum anzündete, unter dem sie dann allerdings die „modernsten“ Spielsachen, den erwarteten und begehrten kostbaren Schmuck und schöne Kleider fanden.

Arme Kinder bei äußerem Reichtum! Ihnen wird die Kindheit verkürzt und sie können nicht schnell genug die Kindlichkeit in ihrem Wesen verlieren und den Erwachsenen nachplappern lernen! Sie müssen ihre Phantasie üben und gebrauchen, um den konventionellen Ton recht früh schon zu beherrschen, damit sie bewundert werden und ihre Eltern stolz sein können. Armes Kind! Ich muß es noch einmal sagen, denn was wirst du später in dir haben, wenn das Leben rauh und schwer verwundend dich anpackt? Religion fehlt dir meist ebenso gänzlich wie ein inneres Phantasieleben, zu dessen farbenprächtigem Gebäude der Grundstein in der Kinderstube gelegt werden muß.

Was wirst du einmal dir selber geben können, wenn dir von außen her nichts mehr geboten werden kann, dein Schein und deine Lüge dir keinen Vorteil mehr bringt und die Schicksalsgöttin ihr Füllhorn über andre ausgießt, vielleicht sogar über deine Feinde? Was wirst du deinen Kindern



sein können und ihnen erzählen, wenn sie dich darum bitten und gern wollen, daß du ihnen die Prosa des Lebens und ihr Spielzeug mit Märchenfarben belebst und ausschmückst? Wie du das machen willst, ich weiß es nicht! Du, die aus einem armen prosaischen Kinde zum Menschen geworden ist in einer großen rauhen Welt, die so liebesarm ist, daß sie für das Herz so wenig geben kann und doch das Herz nicht zu töten vermag!

Vielleicht wirst du mir antworten: Die Welt, in der wir leben, ist nicht mehr für Schwärmerei und Poesie! Unsere Zeit stellt herbe Anforderungen an die Menschen, und deshalb sollte man die Kinder nicht mehr so phantastisch und zum Traumleben erziehen, sondern zur Energie und Tatkraft, sie wappnen mit praktischer Überlegenheit und berechnender Klugheit.

Darauf ist zu entgegnen, daß die Gefahr, dieses Traumleben nicht wieder los zu werden, für kein normales Kind groß ist. Meist ist die Forderung des Augenblicks, die das Leben schon an unsre Kinder stellt, so stark, daß sie der Phantasie gebietet, wenn sie den Platz räumen soll, um die praktische Wirklichkeit herrschen zu lassen.

Die Menschen, die als Kinder in der Märchenwelt zu Hause waren, fassen nicht selten am tatkräftigsten zu, wenn es gilt, handelnd und helfend einzuspringen, zu zeigen, was sie können und wie sie es gelernt haben, von den Lichtgestalten ihrer Märchenbücher. Wer schon als Kind mit seinen Märchengestalten gejubelt und gelacht hat, mit ihnen gefühlt und geweint, wird als Erwachsener erst recht das Leid erkennen und mitfühlen, das andre drückt und bewegt. Ebenso wird er mit andern sich freuen können und so den Nebenmenschen viel bedeuten. Deshalb kann man einem Kinde nichts besseres wünschen, als ein Heimischwerden in der Märchenwelt. Den Müttern aber rufe ich zu: Achtet auf die Bitten eurer Kleinen und führt sie ein in diese Welt, damit sie dort zu Hause sind und auch als Erwachsene einst für sich und ihre Kinder eine Heimstätte dort haben, die ihnen nicht nur viel Glück und Freude gewährt, sondern sie bildet, veredelt und erzieht zum Guten! — —



## Von neuen Bühnenprätendenten

**N**un haben unsere beiden führenden Bühnen, das Lessing-Theater und das Deutsche Theater, der drängenden Mahnung gehorcht und neuen Dichtern ihre Tore geöffnet. Doch weder Leo Greiner, dessen „Liebeskönig“ Reinhardt brachte, noch Herbert Eulenberg, dessen „Ritter Blaubart“ Brahms in die Öffentlichkeit führte, gaben mit diesen Dramen hoffnungsvolle Zeichen.

Leo Greiners künstlerische Physiognomie, wie sie aus diesem Drama blickt, ist verwirrt und verzerrt, krampfartige Suchungen fahren darüber, und ein verworrener Mund stammelt und läßt dumpfe Worte der Lebensangst.

Diese Gesichte ziehen uns wieder in jene chaotischen, wirr verknoteten Zustände, in jenen schwülen Dunstkreis schwelender Affektbrünste, in die Alpbeklemmungen voll Bier und Ekel, in jenes Pandämonion, aus dem wir uns heut so leidenschaftlich heraussehen. Nur zu gut verstehen wir, wie Goethe diese dumpfige Sticlucht sich fern hielt und gebieterisch all die von sich wehrte, die das Ansal ihrer bresthaften Gefühle, die Konvulsionen ihrer seelischen Epilepsien exhibitionistisch auf dem Kunstmarkt ausstellten.

Eppisch ist in diesem Fall immer die Mischung von Ohnmacht und großmannsfüchtigen Gebärden und Bombast. Und das unheilvolle Muster dieser Rasse ist Grabbe.

Wilhelm Raabe fand für ihn und sein Geschlecht ein mitleid- und erkenntnisvoll gefühltes Wort: „Armes, unglückseliges Zwischenreichsvolk . . .“ Zwischenreichsvoll, zwitterhaft, verkrüppelt, Nachtalben mit trüben Augen, am Boden kriechend, gierig und ohnmächtig zugleich, das ist der Eindruck der Phantome, die durch das Stück Leo Greiners ziehen.

Man soll sich wohl im allgemeinen hüten, einen Dichter mit seinen Gestalten zu identifizieren. Hier aber wird man dazu gedrängt, weil die Zeichnung der monströsen, labyrinthischen Hauptperson keine überlegene Gestaltung aus einer schöpferischen Hand ist, sondern ebenso unsicher, schwankend gehalten, wie die Person selbst. Man merkt deutlich, daß hier nicht ein Überwinder aus größerer freier Distanz seine tranken Übergangszustände zur Darstellung zwang, sondern daß ein noch tief Befangener und Verstrickter versucht sich Luft zu machen. Er brüllt im Durcheinander Paroxysmen heraus; Eruptionen sind es; kein Gott gab ihm zu sagen, was er leidet, das Fieber nur treibt die wilden, wuchernden, zuchtlosen Phantasten heraus.

Man spürt natürlich auch in diesem Drama die Absicht seines Verfassers, durch Darstellung seiner Wirrsale sich zu reinigen, frei zu werden, alte Häute abzuwerfen. Und wie auf einen Sündenbock ist alles Gemütskrüppel- und Siechtum auf die Figur des „Liebeskönigs“ gelegt; ein kläglich, besudelter dramatischer Lazarus ward er, mit eiternden Schwären Leibes und der Seele.

Um eine äußere Distanz wenigstens zu markieren, wählte Leo Greiner zur Einkleidung und zum Hintergrund romantische Ferne und die Koloristik einer schwarmgeisterischen Zeit, des Konstanzer Konzils, und in dem flammenscheindurchlohten Bild des ersten Aktes erreichte er wenigstens einmal in einer äußeren Situation ein seelisches Begebnis zu spiegeln. Ein Mummenschanzfest mit dem Venuswagen, mit Nymphen, Faunen und fahrenden Fräulein tummelt sich. Und der, der die Liebesgöttin spielt, ist der tolle König von Polen, Wladimir, der Liebeskönig, der, wie der Minnesinger Ulrich von Lichtenstein, sich im Frauendienst zum Narren gemacht. Doch kein alberner Narr scheint er, sondern ein fürchterlicher Narr; blutbesiekt und verbrechenbesudelt kommt er, und er bringt Trophäen ruchloser Taten als Zeugnisse der bestandenen Proben zu den Füßen der schönen männerverderbenden Anholdin, der Kaiser-tochter Isabella, dar. Sie aber krönt nun ihr grausames Spiel, verhöhnt den Mörder in Weiberkleidung und stellt ihm ihren Erwählten vor, den jungen italienischen Prinzen.

Als „Spottgeburt von Dreck und Feuer“ soll dieser Wladimir wirken in seiner körperlichen Mißgestalt, seinem durch schielenden Haß und nie gestillte Leidenschaft vergifteten Gefühl, mit einer Satansgeißel aufgepeitscht, auf dunklen Wegen seinen Anteil an der Lust der Kreatur zu suchen. Aber er entpuppt

sich bald als ein nur mit dem Gehirn gezeugter Gedanken-Hermaphrodit. Greiner bringt es nicht einmal zuwege, ihn seine Krisen und problematischen Zustände, sein gepestes Sin und Her zwischen dem Wollen einer Tat und dem kläglichen Zurückweichen, wirklich erleben zu lassen. Er läßt ihn nur Akte lang davon und darüber reden.

Eine ganze Kasuistik von Psychopathien findet sich hier zusammen: Hamletsche Gedankenbelastung, die das wahrhafte Leben tötet; die peinigende Folterneugier nach dem letzten und allerletzten Geheimnis der Seelenregungen der Menschen; ein Hunger, sich selbst stärker zu fühlen, sich zu betätigen und sich selbst zu besitzen, statt blind, taub und stumpf an den Mauern seines Inneren herumzutragen; dann das Faustisch-Donjuanishe von Begierde zum Genuß taumeln und im Genuß vor Begierde verschmachten.

Überlastet mit Gedankenfracht ist diese Gestalt, doch kommen all diese Bedrückungen durch den Gehirnalp nicht darstellerisch, nicht durch Situationen zur Erscheinung, sondern eigentlich nur in der Form der direkten Mitteilungen. Wladimir ist in einer dauernden Eruption seiner inneren Krisen. Damit es aber nicht nur bei den Worten bleibt, versucht Greiner sehr mühsam eine Handlung anzuspinnen. Mit schwerfälligen Hebeln und unendlichem Wortgewälze bringt er das Resultat des zweiten Aktes zustande, daß Wladimir aus Troß, Menschenverachtung, Zerstörungslaute und unstillbarer Leidenschaft, einmal wenigstens Schicksalsherr zu sein, die Dirne Marianne zu seiner Gemahlin und zur Königin von Polen macht. Es bleibt für den Zuschauer ohne rechte Überzeugungskraft.

Es ist merkwürdig, wie neben dem bohrenden Grüblersinn in diesem Drama dann eine bequeme, gemeinpläßliche Flachheit einhergeht. In die unterstrichenem Gegensatz zu Wladimirs Reflektieren und seiner ohnmächtig-unfruchtbaren Gedankenergistenz wird ihm ein Gegenspieler hingestellt; der soll den wirklich leidhaftigen Erdenmenschen, der die Welt mit klammernden Organen packt, vertreten, und er wird, um die Deutlichkeit zu steigern, der „Fruchtbare“ genannt. Was der Schatten-Wladimir allein in seinen Vorstellungen sich ausmalt, das vermag der andere wirklich auszurichten; er ist die Tat von seinen Gedanken.

Diese Kontrastspielerei macht das Ganze noch abstrakter. Und der Tief Sinn wird hier recht billig. Zumal im letzten Akt, wo der „Fruchtbare“ in seiner letzten Rolle dem Hilfslosen erscheint, nämlich als der Tod, der Vollender und Auflöser.

Wladimir, zerrüttet und hoffnungslos, hat im letzten Wutparoxismus — wie Hamlet kann er nur im Affekt töten — die Dirne Marianne, die sein Sehnen und seine Verzweiflung nicht gestillt und ihn und den Thron geschändet, erstochen.

Nun erscheint der Fruchtbare und kündigt ihm an, daß er ihm morgen in der Schlacht begegnen und die Fesseln, die ihn binden, sprengen werde.

Dies Stück hinterläßt einen bitteren Nachgeschmack, es fällt einem auf die Nerven, als hätte man epileptische Zustände mit ansehen müssen.

Trotzdem darf man nicht unterschlagen, daß aus diesem trüben Gist und dem Nebelbrodem manchmal lyrische Gebilde aufsteigen, ein Wort, ein Gleichnis, ein Gefühlston, der doch aus einem dichterischen Organismus kommen muß. Aber verschüttet, überwuchert ist der Schacht. Und ungewiß, ob Greiner sich aus ihm herausstafet und von den trüben Schlacken, von den Besudelungen

gebückten Schleichens und Kriechens durch feucht-moorige, niedrige Grubengänge zu einem beherrschenderen Schicksalgestalter wächst, der von der Regenbogenbrücke schaut:

Manche liegen immer mit schweren Gliedern  
Bei den Wurzeln des verworrenen Lebens,  
Andern sind die Stühle gerichtet  
Bei den Sibyllen, den Röntgeninnen,  
Und da sitzen sie wie zu Hause  
Leichten Hauptes und leichter Hände.

Solch helle Götterkinder wandeln leider nicht in unserer Dichtergeneration, und auch der andere Präsident, Herbert Eulenberg, stammt aus dem dumpfen Zwischenreich und wühlt mit verhängten Sinnen an den „Wurzeln des verworrenen Lebens“.

Sein „Blaubart“ ist dem Greinerschen „Liebestönig“ verwandt im Chaotischen der Zustände, in der Mischung aus Sehnsucht und tierischer Wut, in der durch Fragen und unlösbare Rätselqual gefolterten Seele. Er wie jener brütet dumpf über dem Geheimnis seines ihm selbst verschlossenen Inneren; „schaudernd über seine Seele gebückt“ schaut er ins Grauen, Blut und Gedanken sind vergiftet, und nur das Böse hat noch eine aufstachelnde Macht. Eulenberg ist in seiner Führung der Begebnisse und Naturen seines Stückes nicht so siebenhäutig verwickelt und verpackt wie Greiner. Sein Chaos ist dünnflüssiger. Im dramatisch-dichterischen Griff aber ist er genau so unsicher und tastend wie der andere.

Eulenberg schrieb selbst über sein Drama:

Welch tollen Spul hab' ich da aufbeschworen,  
Der Böle ließ ich schauernd meine Ohren  
Und rief's euch zu. Laßt ihr es wiederhallen!  
Wahrütteln will ich euch und nicht gefallen.

So anspruchsvoll die Verse klingen, ein Wort darin ist richtig, es ist nämlich wirklich nur Spul.

Eulenberg geht hier fast nur auf eine Stimmungsmacherei, auf eine allzu deutlich und absichtlich angestellte Instrumentation des Unheimlichen aus. Er streift das Parodistische dabei; denn ein Grabgewölbe mit Wachsköpfen, den Häuptern der toten Frauen auf Schüsseln, wirkt auf der Bühne mehr geschmacklos komisch als grausig. Auch die Werbung des Ritters am Grabe seines letzten Opfers um deren Schwester überschauert uns nicht mit Entsetzen, sondern kommt uns nur als ein Renommiertrumpf des Schriftstellers vor: „Wie schön bin ich!“

Eulenberg wirkt hier als der Typus des Mystifikators, der die Leute gruseln machen will. Er wirtschaftet betriebsam mit dem Graulapparat romantischer Nachtstücke, beinahe gewissenhaft bringt er alles an, was dazu gehört. Aber diese „wilden Sachen“, die Grabhändlungen und die Leichengrotesken, die henkerhaften Humore der Nachtvögel — die übrigens nach der ersten Empörungsoption des Publikums gestrichen wurden — das alles wirkt so pedantisch geliebt und nach dem Rezept gestrichelt, so ganz unelementar und unlegitim, daß nur der fatale Eindruck einer Kraftmeierei bleibt.

Wieder denkt man auch an Grabbe, den Würben, Molluskenhaften, der sich mit Hyperbeln und Großmannsworten aufpeitschte und kraftgenialisch prahlte mit seinem „Raubtiergeruch“ und seinen „Eigersprüngen“.

Ganz Grabbisch ist es, wenn der Blaubart sagt: „Mein Herz bellt“, wenn Gedanken vor ihm auftauchen wie „verweste Leichname“. Solches Wählen in Gräßlichkeit nach dem Schema ist ganz verbrießlich, und gerade die Unheimlichkeitswirkung wird dadurch am wenigsten erreicht. Ein leerer Spul, nichts weiter.

Was man von einem spürenden, hellseherischen Dichter erwartet hätte, eine tiefere seelische Erfassung und Deutung des Blaubartmotivs, das bleibt Eulenberg schuldig.

Er ist so genügsam, sich bei der psychologischen Einstellung seiner Gestalt mit der banalsten und primitivsten Motivierung zu bescheiden.

Der Ritter ist von seiner ersten Frau mit seinem Freunde betrogen worden, er hat sie überrascht und getötet. Nun muß er immer wieder die Probe machen, ob eine Frau ihm zu Liebe sich bezwingen, ob sie die Versuchung bestehen kann, aber keine bewährt sich, und der ersten Neugierverlockung fallen sie schon ins Nes. Sie öffnen die geheime Tür, und sie erhalten den Todeslohn ihrer Vorgängerin. Viel tiefer ist Eulenbergs Erfassen des Problems nicht, er hängt als Ornamente und Dekorationsfetzen nur etwas Welt-schmerz, erbliche Belastung, Zwangsvorstellung, Hysterie und Sentimentalität um die Figur.

Die Einführung dieses Prätendenten schloß übrigens mit einem Theater-standal, wie man ihn seit den Kampfzeiten lange nicht erlebte. Während Greiners Stück nur lautlos in der Gleichgültigkeit ertrank, ward Eulenberg mit Seulen und Pfeisen zu Grabe getragen.

\* \* \*

So sieht das Reich der Kommenden nicht sehr hoffnungsvoll aus. Und das ist doppelt traurig, weil heut' alles bereit wäre, einen wirklich Berufenen zu empfangen und zu krönen.

Die Reproduktionskunst unserer Bühnen ist vollendet, die szenische Einfühlung aufs höchste verfeinert, die Empfänglichkeit der Wiedergabe hohen Aufgaben gewachsen, aber niemand hat solch edelen Gefäßen einen neuen Inhalt zu bieten.

Unsere dramatischen Kunst Anregungen kommen heute viel weniger von Stücken als von der Art ihrer Darbietungen. Und jetzt hat Max Reinhardt eine Idee verwirklicht, die in ungeahnter Weise ein intensives Miterleben gespiegelter Schicksale vermittelt.

Er hat neben dem Deutschen Theater sich einen Saal ausbauen lassen für intimere Aufführungen, für eine Art dramatischer Kammermusik.

Die Innenarchitektur des Raumes, der ganz in Holz gehalten ist, mit tiefen roten Polsteresseln im Halbrund, einer Kerzentrone, einer niedrigen Bühne ohne Souffleurkasten, von der zwei Stufen in den Saal führen, ist von einer solchen tiefgefättigten Ruhe, so bergend und umschließend, so sammelnd und den Eindruck konzentrierend, von solcher atmosphärischen Verdichtungskraft, daß sich hier eine Resonanz erfüllt, wie nie in einem der größeren Schauspielhäuser.

Bei der Darstellung der Gespenster Ibsens, die diese Kammerspiele einweiheten, konnte man, ohne Übertreibung, physisch die Spannungswellen in diesem Raum spüren. Eine Stimmungseinheit zwischen der Schicksalsluft jener Welt, die uns ganz nah hinter der auseinandergleitenden Gardine sich aufst, und den Hören kondensierte sich, diese nahen Dimensionen ermöglichten ein ganz anderes Zeitmaß fruchtbar gemachter stummer Szenen und Pausen, von leiden-

schaftlichem Leben erfüllten Schweigens, einer befeelteren und nuancierteren Antlitz- und Gebärden Sprache, so daß eine seelische Anmittelbarkeit, ein Rapport und eine magnetische Kette sich fügte. Und die Vermittlung ward so übermächtig, daß, als das Schicksal sich erfüllt, als die Wand sich wieder schloß, die Menschen mit angehaltenem Atem totenstill und langsam aus dem Saale gingen. Es war jedem ein Erlebnis.

Felix Poppenberg



## Heinrich Seidel †

Die Berliner verlieren ihre Humoristen und erhalten dafür immer mehr Romiker oder besser Poffenreißer. Berlin ist eben Weltstadt geworden und ganz modern, so daß kein heimlicher Winkel, kaum noch eine stille Gasse übrig bleibt. Wo sollen da die Humoristen hausen? Die letzten waren in Vororte geflohen; aber von den Vororten erwirbt sich einer nach dem andern Stadtrechte und bemüht sich nachher, in der Modernisierung und in der Beseitigung aller „Verkehrshindernisse“ es Berlin zuzurufen. Also da draußen ist auch kein rechter Platz mehr für sie. Aber ich glaube, für eine gewisse Art von Humoristen ist in Deutschland überhaupt kaum mehr ein gedeihlicher Boden. Auch wer nicht „Schwarzseher“ ist, muß das Leben unseres ganzen Volkes als so ernst und schwer in jeder Hinsicht erkennen, daß die Flucht vor diesem Leben, vor der Mitarbeit mit allen Kräften dann ein Verbrechen oder eine schändliche Feigheit ist, wenn sie nur des eigenen Friedens und Behagens willen unternommen wird. Die Weltflucht kann notwendige Voraussetzung der Weltüberwindung sein. Der Aufstieg zur höchsten Höhe mag nur gelingen, wenn man sich um die Tiefe nicht kümmert; und wer mit geschlossenen Augen an den Realitäten des Lebens vorübergeht, um in einer unrealen Welt herrliche Schönheitswerte zu erobern, kann dadurch zum Wohltäter der Menschheit werden, daß er sich nicht um ihre Leiden kümmerte. Eine schwere Verantwortung übernimmt, wer diese „Weltflucht“ wagt; aber sie muß gewagt werden, soll das reinste und ureigenste Gebiet der Kunst uns nicht verloren gehn.

Aber es gibt eine andere Art von Weltflucht, die für eine gewisse Art von Humoristentum notwendig ist. Der alte Horaz ist Urtypus, obwohl er sich nicht dauernd gegen die Satire gewappnet zeigte, also es doch nicht genug verstand, sich abzuschließen und ganz in behaglicher Zufriedenheit mit sich selbst aufzugehn. Heinrich Seidel ist in unserer deutschen Literatur der charakteristischste Typus dieses Humoristen gewesen. Denn Julius Stinde und Heinrich Trojan, seinen beiden Freunden, ist es ergangen wie Horaz; ganz gegen die Satire konnten sie sich nicht verschließen. Satire aber bedeutet Teilnahme am Tun der andern; bezeugt ein Mitwirkenwollen am Erziehen des Volkes. Für Heinrich Seidels Leute, seinen Leberegten Hüßchen voran, ist Tun und Lassen dieser andern gleichgültig. Mögen sie doch zusehn. Seine Leutchen leben für sich und diejenigen, die eins mit ihnen sind. Wer in die große Welt hinausflieht, verliert Freude und Glück; also bauen sie sich eine kleine Welt nach eigenen Wünschen zum Paradieschen. Es entsteht so ein gewiß nur kleiner, aber feiner

und lebenswürdiger Humor, den ich in unserer Literatur nicht missen möchte. Um so weniger, weil ich glaube, daß er in den nächsten Jahrzehnten nicht so recht natürlich wird wachsen können. Bei Seidel und seinen gleichartigen Freunden ist er natürlich gewachsen. Seidel war der Sohn einer Zeit, in der diese Stimmung der Zufriedenheit mit dem Erreichten, der behaglichen Selbstgenügsamkeit, die die Voraussetzung von dieser Art des Glückseins ist, natürlich und ohne Pflichtverletzung gegen die Gesamtheit entstehen konnte. Gerade wer mit starker Sehnsucht die Ereignisse von 1870 herbeigesehnt, wer an ihnen leidenschaftlichen Anteil genommen hatte, mochte sich nachher sagen: So, nun ist erreicht, was Hunderttausende seit Jahrzehnten ersehnt haben; nun sollen die Jüngeren sehen, wie sie weiter kommen. Ich will jetzt meinem Behagen leben. Nur die Starken, wie Bismarck, hegen den Wunsch, in den Sielen zu sterben. Erst recht, wenn der Dienst so streng wird, daß die Sielen immer schärfer scheuern. Das war bei uns der Fall. Die Periode deutschen Lebens, die auf 1870 kam, war wirklich widerwärtig, und man kann es wohl begreifen, wenn einer bei Gründertum und trunkenem Surrageschrei es vorzog, sich in sein Schneckenhaus zurückzuziehen. So wirken Seidels Werke auch als Zeugnisse der Zeit.

R. St.



## Prof. Dr. Ludwig Bräutigam

**N**och nicht 55 Jahre alt (geb. 21. Januar 1852), ist der Bremer Literaturhistoriker, der weiteren Kreisen durch seine Bücher über den Marschdichter Hermann Allmers und als Neubearbeiter von Kirchners Geschichte der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts bekannt geworden ist, am 22. Oktober in Mülhausen im Elsaß gestorben. Ein eigenartiger Charakterkopf, dieser seit Jahrzehnten ganz zum Niedersachsen gewordene Bauernsohn aus Breitlingen bei Leipzig und ehemalige Volksschullehrer, der, als ihn später Wissensdrang und Liebe zur deutschen Literatur nicht rasten ließen, es zum Realschullehrer und Professor in Bremen brachte und hier in der konservativsten der drei Hansastädte nun zum Bahnbrecher modernen Geistes in Literatur und Kunst wurde. Als er anfangs der neunziger Jahre in den „Bremer Nachrichten“, deren Theaterzensent er damals war, unbekümmert um Anfeindungen, seinen Kampf für die stürmisch aufstrebende Moderne aufnahm, kostete ihn, den deshalb sozialdemokratischer Gesinnung Verdächtigen, das seinen Kritikerposten. Daß er aber kein kritikloser Draufgänger für alles Neue gewesen ist, bloß weil's neu oder gar revolutionär war, beweist der Umstand, daß er, als später die Moderne auch in Bremen anerkannt und sogar salonfähig geworden war, allem Eliquen- und Modewesen der Neuen ebenso fern blieb wie dem der Alten. Land und Volk von Niedersachsen, das ihm zweite Heimat geworden war, verliert in ihm einen seiner feinsinnigsten Schilderer.

P. S.



## Das Familienblatt

Daß unsere illustrierten Familienblätter zur Literatur nur in einem sehr äußerlichen Verhältnisse stehen, werden die Türmerleser auch ohne dauernde Lektüre dieser Schriften wissen. Sie verdanken, wie Ernst von Wolzogen in einem längeren Aufsatz des „Literarischen Echo“ ausführt, ihre mehr oder minder große Abonnentenziffer dem Umstande, daß sie das Unterhaltungs- und Bildungsbedürfnis ihres Publikums in erwünschter Weise befriedigen. „Und dieses Publikum besteht fast ausschließlich aus alten Herren und Damen, die nichts mehr, sowie aus halbwüchsigem Jünglingen und Jungfrauen, die noch nicht genügend zu tun haben, also daß sie für unterhaltende Lektüre reichlich Zeit besitzen. Männer und Frauen, die mitten im Leben stehen und ernsthafte Aufgaben zu erfüllen haben, kommen im allgemeinen nur dazu, diese Journale wie Bilderbücher zu durchblättern. Da nun ferner immer noch das Erziehungsprinzip besteht, der Jugend die Wahrheit möglichst vorzuenthalten, weil man es für charakterbildend hält, sie durch Schaden klug werden zu lassen, und andererseits das beschauliche Alter seine Ruhe haben will und sich die unangenehmen Wahrheiten des Lebens bereits an den Schuhsohlen abgelaufen zu haben glaubt, so ist es durchaus selbstverständlich, daß für diese beiden Kategorien von Lesern eine Unterhaltung zubereitet wird, die alle unangenehmen Eindrücke, alle gefährlichen Aufregungen, jeden Anreiz zu anstrengendem Nachdenken oder energischem Widerspruch ängstlich vermeidet.

Der Schriftsteller, der von seiner Feder leben und seine Familie anständig erhalten will, muß sich also wohl oder übel dazu bequemen, für Kinder und Greise der breitesten mittleren Bildungsschicht zu schreiben. Damit ist gesagt, daß er auf alle die Gegenwart stark bewegenden Probleme verzichten muß, weil dies ohne Berührung religiöser, politischer, sozialer und ethischer Streitfragen nicht möglich ist; er darf nicht leidenschaftlich Partei nehmen, weil er dadurch berechnigte Empfindlichkeiten stören könnte; er muß sich in seinen Schilderungen absoluter Stubenreinlichkeit befleißigen und sich die Gesetze des Anstandes vom diplomierten Gouvernantenstandpunkt vorschreiben lassen. Was bleibt ihm also übrig? Die gefinnungsstichtige, auf der Grundlage behördlich approbierter Leitfäden für höhere Töchter Schulen vorgetragene Historie und das moderne Gesellschaftsbild, soweit es mit den oben skizzierten Einschränkungen noch existieren kann. Seine ganze Tätigkeit als Schilderer der Gegenwart wird also darauf hinauslaufen müssen, verlogene Dorfidyllen, spannende Kriminal- oder reizende Liebesgeschichten aus der guten Gesellschaft mit der soliden Hochzeit als Schlusseffekt zu verfertigen. . . .“

„Ist nun“, fragt Wolzogen weiter unten, „der Familienblattredakteur der von der Vorsehung erwählte Hüter und Pfleger der Dummheit und Geschmacklosigkeit? Ist das deutsche Lesepublikum in seiner überwältigenden Mehrheit wirklich eine solche rudis indigestaque moles, daß der unglückliche Familienblattredakteur dagegen schutz- und hilflos wäre? Fast möchte es so scheinen; denn es liegen aus der Geschichte des deutschen illustrierten Familienblattes Fälle vor, die beweisen, daß dessen Leser nicht einmal vor den berühmtesten Namen den schuldigen Respekt besitzen. In diesen Blättern („Liter. Echo“) haben wir die bewegliche Klage des Dabeimredakteurs über seine Abonnenten vernommen, die in einmütiger Entrüstung wider einen der schönsten Romane von *Thodor*



Fontane demonstrieren. Die ungemein rasch emporgeblühte, verständnisvoll geleitete Zeitschrift ‚Vom Fels zum Meer‘ verlor Tausende von Abonnenten durch einen Roman von Wilhelmine von Hillern, derselben Dichterin, die durch das knallige Theaterpathos ihrer ‚Geierwally‘ wenige Jahre früher das Herz aller blonden deutschen Jungfrauen in entzückte Wallung versetzt hatte — und eine Novelle von Sudermann gab derselben Zeitschrift beinahe den Todesstoß. Muß man da nicht am Publikum verzweifeln?

Andererseits die Redakteure. Ich habe manchen begabten Schriftsteller kennen gelernt, der mit wohldurchgebildetem Geschmack, reichlichem Wissen und allerbestem Willen ausgerüstet schon in jungen Jahren zur Leitung eines weit verbreiteten illustrierten Familienblattes gelangte und frisch und fröhlich zu reformieren anfing. Die einen wurden behagliche Philister, denen die Literatur in demselben Verhältnis gleichgültiger wurde, als die Abonnentenzahl und damit ihr Gehalt stieg. Die andern wurden verbissene Syniker, die ein diabolisches Vergnügen daran fanden, ihrem Publikum eitel Kitsch und Quart vorzusetzen, die Manuskripte von ihrer älteren weiblichen Verwandtschaft präsen ließen und sich ihren Verlegern dadurch unentbehrlich zu machen suchten, daß sie von Zeit zu Zeit eine gloriose Idee zur wirksamen Steigerung des Stumpfsinns ausheckten. Die dritte Gattung endlich war von Natur aus ängstlichen Gemütes und brachte es schon nach kurzer Zeit dazu, vor jeder mißbilligenden Postkarte eines Abonnenten zu zittern und ihre literarischen Ansprüche völlig auf das Niveau der vollendesten alten Sante und des pensionierten Staatsbeamten sechster Rangklasse herunterzuschrauben. Muß man da nicht an den Redakteuren verzweifeln?

Endlich die Verleger. Sie sind die allmächtigen Brotherrn der Redakteure und wachsen sich durch dieses Machtgefühl sehr leicht zu kleinen Tyrannen aus, die aber selbst wieder vor jenen berücktigten offenen Postkarten der Abonnenten das Zittern in die Knie kriegen. Von tausend Abonnenten hat vielleicht einer ein besonderes Bedürfnis zum Postkartenschreiben. Wenn aber ein Blatt 50 000 Abonnenten hat und es laufen 50 Postkarten ein, die mit der Kündigung des Abonnements drohen, falls der oder der unerhört langweilige Autor wieder zu Worte komme oder falls die Rücksicht, die man der zarten Empfindung unverdorbener junger Mädchengemüter schuldig sei, noch weiter außer acht gesetzt werde, so wird der Verleger nervös, macht dem Redakteur eine große Szene, falls er ihn nicht gleich an die Luft befördert, und setzt durch geeignete Maßnahmen die Umwandlung seines Blattes in einen idealen literarischen Kindergarten durch, in dem die zartesten Gemüter auch ohne elterliche Aufsicht vor jedem rauhen Hauch der Wirklichkeit bewahrt sind. Die stetige Furcht vor der Unzufriedenheit der Abonnenten und vor dem Ideenreichtum der Konkurrenz bringt es zuwege, daß alle unsere illustrierten Familienblätter sich äußerlich und innerlich so verzweifelt ähnlich sehen. Alle haben sie ihre Rätsel- und Spielecke, die Abteilung ‚Für unsere Frauen‘, ‚Für unsere Kleinen‘, alle führen sie die stumpfsinnige Rubrik ‚Zu unseren Bildern‘, eine nach der andern machen sie sich jene fürchterliche Errungenschaft der ‚Seszeit‘ zu eigen, photographische Aufnahmen aller Tagesereignisse nach scheußlichen Zinklithoes ihren Lesern vorzuführen. Festliche Tafelrunden, aller stattfindenden Kongresse, Komiteefestungen, mondäne Hochzeiten, lebende Bilder in hohen Kreisen, mit ausgestreckten Armen aufeinander zustürzende Monarchen, anmutige Wisagen vielgesuchter Verbrecher usw. Muß man da nicht an den Verlegern verzweifeln?

Wenn ich eingangs behauptete, daß der Standpunkt der Familienblätter in den letzten zehn bis zwanzig Jahren merkbar gesunken sei, so leite ich diese Behauptung aus meiner eigenen Erfahrung und der einiger nahestehenden literarischen Genossen her, denn selbstverständlich habe ich nicht zwanzig Jahre hindurch sämtliche illustrierten Familienblätter gelesen — das wäre eine Höllestrafe, für die der würdige Sünder hoffentlich nie geboren werden wird! Damals, zu Anfang der achtziger Jahre, fügte es sich, daß hie und da ein schneidiger junger Verleger mit einem frisch-fröhlichen und geistig wohlgewachsenen Redakteur zur Gründung eines neuen Unternehmens sich zusammenfanden . . . Damals schrieben Helene Böhlau, Ida Boy-Eb, Sophie Junghans, Alexander von Roberts, Hermann Heiberg, Hermann Sudermann, Georg von Dmpteda und viele andere Herren und Damen für illustrierte Familienblätter Romane, in denen es durchaus nicht immer harmlos wie im Kindergarten zugeht, sondern wirkliche Lebensfragen wie unter Erwachsenen besprochen wurden. Heutzutage soll das nicht mehr vorkommen! Die genannten und die ihnen geistesverwandten Talente schreiben entweder nicht mehr für die Familienblätter, oder aber sie haben vor der harten Notwendigkeit die Segel gestrichen und sich dem Anstandskodex und Sittengesetz der Redaktionen gefügt. Ludwig Ganghofer zum Beispiel, ein Mann von einer ganz ungewöhnlichen schriftstellerischen Begabung, der in seiner Alpenwelt Land und Leute kennt wie kaum ein zweiter und sicherlich . . . die Fähigkeit besitzt, der Psychologie jenes Volkes bis in die verstecktesten Winkel nachzugehen, schreibt seine zahlreichen Gebirgsromane für die Gartenlaube. Wie — brauche ich hier nicht näher zu erörtern! Und dieselbe Gartenlaube galt einst für einen Hort des deutschen Liberalismus und wurde von allen reaktionären Elementen gefürchtet und beleidet. Inzwischen haben die Marlitt, die Werner und die Heimburg dieser Gartenlaube den Stempel ihres Wesens, wie es scheint unverlöschbar, aufgeprägt, und dieser Stempel ist für sämtliche deutschen illustrierten Familienblätter die sichere Kontrollmarke geworden, auf deren Vorhandensein hin die Redaktionen jedes eingehende Manuskript prüfen, weil sie ihnen die Zufriedenheit der Abonnenten mit absoluter Sicherheit gewährleisten. Woher schreibt sich nun wohl diese allgemeine sanfte Versimpelung, dieses Streben, jegliche Eigenart zu unterdrücken und einander so ähnlich zu werden, daß man sich nur noch durch Titel und Format unterscheidet? Sind Verleger und Redakteure alle miteinander gleichmäßig alt und bequem geworden?

Ich weiß darauf keine Antwort: ich weiß nur, daß die unternehmungslustigen Verleger von heute keine Familienblätter mehr gründen, sondern lieber ihre Angeln auswerfen in jenen trüben Gewässern der modernen großstädtischen Lebewelt, in denen es von fetten Hechten zu wimmeln scheint, als für welche der sichere Köder in der pikanten Lektüre besteht. Der Geschmack des Stammpublikums jener beliebten modernen Animiertneipen, genannt Cabarets, ist für diese zahlreichen neu aufgetauchten illustrierten Unterhaltungsblätter maßgebend geworden. In diesen Blättern schwelgt der Stiff des Künstler in Weiberbeinen und Busen, als ob die Menschheit der Gegenwart sich an Ballettproben, Variétésdamen, Badefrauen, Preisringern und anderen Champions nicht satt sehen könnte. Und der Letzt sucht sich mit mehr oder minder literarischen Allüren der Höhe jener zeichnerischen Kunstleistungen zu nähern. . .

Die weise Ökonomie dieser Einrichtung ist wirklich bewundernswert. Jeder Zweifel bei der Wahl der Lektüre, jeder peinliche Mißgriff ist aus-

geschlossen. Die ehrbare deutsche Familie, in der die Tanten und die jungen Mädchen dominieren und der Großpapa Oberkontrolleur der Sitten und Gesinnungen ist, kann den Inhalt der wöchentlichen Journalmappe ruhig unter sämtliche Mitglieder ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht verteilen. Sie weiß genau, daß in bezug auf literarische Speise das eine illustrierte Familienblatt genau so unverfänglich ist, wie das andere, und daß diejenigen, die einen etwas größeren Ballast von soliden wissenschaftlichen Artikeln und feinerer Belletristik mit sich führen, wie etwa Westermanns oder Velhagen & Klasing's Monatshefte, doch sicherlich wenigstens als Bilderbuch auch den Jüngsten keine Gefahr bringen können. . . . Warum soll man sich nicht mit dem seufzenden Zugeständnis trösten, alle Dinge dieser Welt seien, wie sie notwendig werden mußten, und daß jedes Volk die Literatur bekomme, die es verdiene? Zu klagen haben doch eigentlich wirklich nur die paar Literaten Ursache, die zu ihrem Unglück mit einem empfindlichen Gewissen geboren sind, oder deren Talent so beschränkt ist, daß sie die Dinge nur unter einem bestimmten Gesichtswinkel zu sehen und nur in ihrer beschränkten Eigenart darzustellen wissen. Bei der Überfülle von Zeitschriften, mit denen unsere glückliche Gegenwart gesegnet ist, muß ja jeder geschickte Schriftsteller unfehlbar sein reichliches Brot verdienen — er braucht nur heute für die Familienstube des geistigen Mittelstandes, morgen für die seriösen Leute und übermorgen für die Cochons zu schreiben. Kann er das nicht, so hat er auch kein Recht, sich zu beklagen, denn auf keinem Gebiete findet der Arbeiter seinen Lohn, der seine Arbeit durchaus anders machen will, als sie vom Auftraggeber verlangt wird. Übrigens bleibt ihm ja noch immer die klassische Dachstube des echten Dichters, der edle Groll des Verkannten und die Hoffnung auf Nachruhm.

Allerdings fährt man am sichersten und bequemsten, wenn man sich mit der Logik der Tatsachen abfindet, sich nicht die Köpfe anderer Leute zerbricht und den lieben Gott einen guten Mann sein läßt. Sollte man aber von mir, da ich doch nun einmal die Frage angechnitten habe, ein übriges erwarten, so möchte ich mir in aller Bescheidenheit doch den leisen Zweifel erlauben, ob die Dinge, weil sie heute so sind, auch wirklich immer so bleiben müssen. Ein Streben nach Befreiung der Geister, nach Vertiefung der Bildung, nach Heranziehung auch des unteren Volkes zum Verständnis wissenschaftlicher Bestrebungen, zum Genuß der Kunst, nach einer Umwälzung der Unterrichtsmethode in den Schulen, der Erziehung im Hause — mit einem Wort: ein energisches Rütteln der modernen Vernunft an alten Säunen und Schließern macht sich doch überall auch bei uns in Deutschland kräftig bemerkbar. Sollten nicht gerade die Familienblätter mit ihrer weiten Verbreitung sich berufen fühlen, an dieser schönen und aussichtsvollen Aufgabe mitzuwirken? Man bemüht sich heute, echte Kunst in die Schule und in die Kinderstube hineinzutragen, um eine wirkliche Geschmacksbildung vorzubereiten. Dürfen da die Leiborgane der großen geistigen Kinderstube träge beiseite stehen? Was man das große Publikum nennt, steht in geistiger Beziehung durchaus auf kindlichem Standpunkt, und darum ist es auch lenksam und dankbar wie die Kinder. Und selbst von den zähen Alten sind noch viele der Suggestion zugänglich. Man muß ihnen nur begreiflich machen, daß alle vernünftigen, tüchtigen Leute so und so denken, dann gelangen sie leicht dazu, sich ihrer Rückständigkeit zu schämen und Red zu behaupten, sie hätten schon lange so und so gedacht. Ich bin überzeugt, daß ein geschickter Redakteur, der sich mit

ehrlichem Eifer seiner Aufgabe widmet, auch aus einem Familienblatt einen wichtigen Faktor dieser friedlichen Revolution der Geister machen kann. Er könnte in seinem eigenen Blatt zum Beispiel durch scherzhafte Belehrung den Lesern den Geschmack an der gewöhnlichen Kost vereteln und hin und wieder ein literarisch bedeutsames Werk unter die Alltagsware einschmuggeln, das er vielleicht durch einen einleitenden Artikel dem Publikum von vornherein mündgerecht macht oder über das er eine Diskussion im Sprechsaal eröffnet, in dem er dann törichte Angriffe mit liebenswürdiger Ironie zurückweist.

Weder politische noch religiöse Tendenz, in erotischer Hinsicht strengste Storchgläubigkeit, keine Ehescheidungen noch Ehebrüche noch Selbstmorde, ereignisreiche Handlung, stets zunehmende Spannung, überraschende Wendung am Schlusse jedes Kapitels, glücklicher Ausgang und angenehmer Totaleindruck — so lautet zugestandenermäßen das allgemein gültige Rezept für die widerlich süßliche Mixture, die die ideale deutsche Jungfrau und deren werthe Angehörigen jahrein, jahraus zu schlucken bekommen. Daß kein ehrlicher Poet nach diesem Rezept etwas Anständiges zu leisten vermag, liegt auf der Hand. Es kann also nur besser werden, wenn die Familienblätter entweder dem lebensreifen, geschmackvollen Schriftsteller gestatten, seine Weisheit untaftriert nicht nur an den Mann, sondern auch an das Weib zu bringen — oder aber — wenn das den zitternden Redakteuren unmöglich erscheint, sich in Geduld zu fassen, bis das junge Mädchen von heute von Grund aus revolutioniert ist und sich jenen Bordertreppenschund einfach nicht mehr gefallen läßt. . .“



## Das Geschlechtsleben in der Dichtung

In einem Vortrage, der auf der 18. Konferenz der deutschen Vereine zur Förderung der Sittlichkeit in Hannover vorlesen wurde, da der Verfasser selbst durch Krankheit verhindert war, gibt Adolf Bartels zunächst einen Überblick, wie sich die Dichtung aller Zeiten zum Geschlechtsleben des Menschen verhalten hat: Sie hat das Geschlechtsleben immer bis zu einem bestimmten Grade in den Kreis ihrer Darstellung gezogen, ja ist darin ziemlich weit gegangen.

Wer über die Art der dichterischen Behandlung urteilen will, muß etwas von Dichtung verstehen. Man muß im Reich des Schönen zu Hause sein, wenn man sich über seine Beziehungen zum Sittlichen klar werden will. Die eingehende Analyse der Gretchenepisode im Faust zeigt den Wert und die Notwendigkeit der Behandlung dieser Verführungsgeschichte. Sie ist durchaus keusch und rein und hat auch nie anders gewirkt, es sei denn auf ganz verdorbene Menschen. Wenn Jeremias Gotthelf das Geschlechtliche mit abschreckender Deutlichkeit behandelt und Hebbel die Darstellung, wo sie künstlerisch notwendig ist, nicht scheut, so ist kein Anstoß zu nehmen. Wie im Leben, soll man sich auch in der Kunst nicht um ernste Dinge herumdrücken und die Augen zumachen. Ebenowenig läßt sich gegen Gottfried Kellers liebenswürdigen Humor in der Darstellung des Geschlechtlichen etwas einwenden. Jeder wahre Künstler behandelt es nur notgedrungen, bis zu einer bestimmten Grenze, und dann mit größter Reserve und Dezenz. Die geschlechtliche Ver-

hältniffe anders darstellen, find keine großen Talente. Ihr Auftreten in großer Zahl bedeutet stets eine Erkrankung des Volkstums. Bei unseren Modernen braucht nicht von bewußtem Ausgehen auf unsittliche Wirkungen die Rede zu sein, wohl aber von Mangel an Klarheit und Verantwortungsgefühl. An Sudermanns „Geschwistern“ läßt sich die Unteuschheit und ästhetische Taktlosigkeit der Darstellung beobachten. Sudermanns „Göttin“ ist nicht die Poesie, sondern die Sensation. Wenn Frau Viebig-Cohn in „Naturgewalten“ die sexuellen Träume von Sträflingen schildert, so sind das keine eigenen Beobachtungen, sie sind also nicht als documents humains zu werten. Die verwandte moderne weibliche Brunstlyrik ist geradezu eine Schande für das weibliche Geschlecht. Ein gleich frappantes Beispiel der Unklarheit und Verwirrung der sittlichen Begriffe ist Frenssens Hilligenlei. Man braucht der Anna Boje nur Hebbels Klara in „Maria Magdalena“ gegenüberzustellen. Das Geschlechtsleben ist also zu allen Zeiten von der Dichtung dargestellt worden. Es ist von ihr nicht auszuschließen, da es zum Leben gehört, und die Kunst das ganze Leben darstellt. Die Dichtung wird das Geschlechtsleben nur darstellen, insofern es menschlich und zeitlich bedeutsam ist, und soweit es die wissenschaftliche Literatur nicht geben kann. Sie hat es zuletzt nicht mit der bête humaine, sondern mit dem homo sapiens zu tun; die bête humaine gehört der Naturwissenschaft an. In der Regel wird das Geschlechtsleben in der Dichtung nur episodisch auftreten. Die Lyrik kann seine Darstellung im Grunde gar nicht bringen, in ihr ist sie einfach Selbstprostitution (vgl. die weibliche Brunstlyrik). Das Drama ist in seiner Darstellung ebenfalls beschränkt, auf offener Bühne wäre die sexuelle Szene einfach eine Schamlosigkeit. Ausföhrliche Darstellung ist nur auf epischem Gebiet, vor allem im Roman möglich. Nicht erregend, reizend, sondern mit keuscher Natürllichkeit oder moralischer Strenge wird der wahre Künstler es geben. Auch dem Humoristen ist Lüfternheit und Schlüpfrigkeit nicht gestattet, er wird das Sexuelle mit gefunder Verbheit anfassen.

Das Ergebnis der Untersuchung ist also: Das Geschlechtsleben darf in der Dichtung dargestellt werden, aber nur insoweit, als es zur Gewinnung eines wichtigen Welt- und Menschenbildes absolut notwendig ist, als es die Phantastie nicht reizt. Diese Grundsätze sind aus den besten Werken der Weltliteratur gewonnen und können als ewige Befehle aufgestellt werden. Daß auch die Werke, deren Darstellung in den von uns geforderten Grenzen bleibt, manchen, namentlich unreifen, sinnlichen Naturen gefährlich werden kann, soll nicht bestritten werden. Gegen die eigentlich gemeine Literatur ist der beste Schutz wohl die Lektüre wahrhaft großer Werte, mögen sie auch sexuelle Dinge beröhren.



## Seelendefolletage

Zeitungsredakteure, schreibt Albert Weidner in der „Welt am Montag“, wissen ein Lied zu singen von den Stöhen unverdaulicher Manuskripte, die jede Postwelle auf den Arbeitstisch trägt: „Sedes zeugt davon, daß sein Schöpfer krampfhaft bestrebt gewesen ist, mit der Einte einen Tropfen ‚Seele‘ fließen zu lassen — und jedes atmet die stolze Selbstsicherheit eines Mitmenschen, der sich, einzig zufolge seines Strebens, die Einte mit einem Zufas von Seele

zu verschneiden, für ein wertvolles Glied der Gemeinsamkeit hält und sich berechtigt glaubt, in einem Fußstapfen Goethes zu logieren. Goethe überhaupt — stellt das Strebenziel dieser Kategorie Literaturbessifener dar. Welche Wonne, so als kleiner Goethe, vor dem die Mitwelt, wartend auf jede Zeile Seelenoffenbarung, platt auf dem Bauche liegt, zu glänzen. Wie mancher Jüngling tastet nicht fieberhaft nach der untersten Stufe solcher literarischen Karriere!

Es mag Leute geben, die geneigt sind, dieses in hohem Maße verbreitete Streben nach literarischem Ruhm als ein Symptom allgemeiner geistiger Regsamkeit anzusehen; sie sind im Irrtum. Ja, ginge die Sucht darauf hinaus, Neues, Wichtiges, praktisch Bedeutendes mitzuteilen — das wäre erfreulich. Aber die Wahrheit ist: daß das Schreiben nicht als ein Mittel zum Zweck, sondern als Selbstzweck betrachtet wird. Neunzig Prozent aller Neuerscheinungen des Büchermarktes sind nichts anderes als literarisch, wollen nichts anderes sein — ‚l'art pour l'art‘. Überall das gleiche Streben, mit der detolletierten Seele zu paradien. Nirgends aber etwas Beträchtliches, die ganze eifrige Seelenprostitution hohl und widerwärtig. Und wenn einmal ein Gran Gehalt in solch einem Literaturschmarren wäre: wen, zum Teufel, interessiert denn das Bauchkneifen, welches die Seele des Herrn X empfindet, wen die Qualen, die Herr Y. für Geburtswehen seiner Seele ausgibt, wen die pathologischen Vegetationen, die Herrn Z. scheinbar todunglücklich machen. Können denn all diese empfindsamen Leutchen ihre vorgeblichen Seelenleiden nicht ebenso geduldig ertragen, wie wir es von jedem Mitmenschen verlangen, den Zahnweh plagt, würden sie sich nicht allesamt gegen den Simmernachbarn empören, der sie aus solchem Grunde mit lautem Stöhnen malträtiert? . . .“



## Zur Literaturgeschichte

### 1. Eine neue deutsche Literaturgeschichte

Eduard Engels Geschichte der englischen Literatur und die entsprechend gestaltete französische Literaturgeschichte (beide bei J. Biederer, Leipzig) gehören zu unseren wertvollen Handbüchern. Engel zeichnet sich durch einen lebhaften, natürlichen Stil aus, schreibt ein fremdwörterfreies Deutsch und formt mit klarem Blick gesunde Urteile. Es ist in seiner Schreibweise etwas von Lessings zugreifender Frische.

Nun überrascht er uns durch eine „Geschichte der deutschen Literatur“ (Leipzig und Wien, Freytag & Tempel, 2 Bde., geb. 12 Mk., 1189 Seiten). Man darf als Gesamteindruck feststellen: ein sehr lebensvolles Werk. Die Masse des Stoffes ist in einer so leidenschaftlich anteilnehmenden Sprache gestaltet, daß sich auch schwierigere Kapitel spielend lesen.

Glänzend sind die Einleitungskapitel: „Vom Wesen der deutschen Literatur“ und „Die deutsche Sprache“. „Ein unverkennbarer Zug geht durch die jetzt mehr als tausend Jahre deutscher Dichtung: der zum Idealen. Im politischen Leben wird er zur Heldenverehrung — seit den Tagen, als nach des Tacitus Bericht die Heldenlieder von Arminius gesungen wurden, bis zu der Sage von Barbarossa im Kyffhäuser und zu der ihnen nicht ganz leicht gemachten

Verehrung der deutschen Schriftsteller für den Gönner der französischen Literatur, Friedrich den Großen — und über diesen hinaus bis zum Zeitalter Wilhelms I., Bismarcks und Moltkes. In der Literatur äußert sich diese Grundeigenschaft der Deutschen als das Streben hoch hinaus über die gemeine Deutlichkeit der Dinge in jene Welt, die sich nie und nirgends hat begeben, als die Befreiung von dem uns alle bändigenden Gemeinen — immer aber als der Zug nach oben, und müßte er in die blaue Unwirklichkeit führen. Diese Leidenschaft zum Idealen, sie vor allem andern hat die deutsche Dichtung über die Völker erhöht; erlöse sie jemals, so hörte Deutschland auf, eine Führerin der Menschheit zu ihren höchsten Zielen zu sein, auch wenn es an äußerer Macht und Reichthumsfülle sich mit den größten Gewaltstaaten der Weltgeschichte messen könnte.“

Ich bedaure, daß Engel diesen „Zug zum Idealen“ in der zweiten Hälfte des zweiten Bandes nicht schärfer hat sichten lassen; er nimmt da manchen Kleinkram zu ernst. Der erste Band und die weimarische Zeit enthalten prächtige Kapitel. Vor einem bezeichnenden Hauptwerke des Mittelalters jedoch — vor dem Parzival eines Wolfram von Eschenbach — steht der Verfasser etwas ratlos. Er gesteht, indem er sich ungeschichtlich auf den Standpunkt des heutigen Lesers stellt, daß ihn das Werk ermüdet habe. Sehr begreiflich. Wird aber den modernen Leser nicht auch Dantes Lebensgedicht ermüden? Hier sollte ins Innere eingetreten werden: hier sollten wir erfahren, daß das feine Flämmchen des „heiligen Gral“ in mittelalterlichen Formen ein Sinnbild für die religiöse Grundkraft ist. Schiller nennt dasselbe in philosophisch-modernen Formen „das stillere Selbst“, „den Gott in uns“. Und an Nathans Opalring wäre sogar zu erinnern. Engel meint jedoch: „Die Geschichte deutscher Literatur hat den immergrünen Kranz der Unsterblichkeit nicht dem Sänger des Parzival, sondern dem von Eristan und Isolde gegeben.“ Wirklich? „Lebendiger“ ist ja auch Boccaccio mehr als Dante: aber zu Dante und Wolfram traten schon damals nur die Ersten ein. Sie sind mit Milton und Klopstocks Messias vergleichbar; sie sind „religiös“, Gottfried von Straßburg ist „weltlich“. Der Historiker hat beide zu verstehen.

Warm stimmen wir Engels Preislied auf die Nibelungendichtung bei. Etwas scharf faßt er die Minnesänger an, aber in ganzer Reinheit tritt Walter von der Vogelweide hervor. Vortrefflich gestaltet er das Zeitalter eines Gottsched, Klopstock, Lessing, Herder, Winkelmann. Und eine Neuheit bedeutet der schöne Abschnitt über Friedrich den Großen, mit dem der erste Band schließt.

Wiederum alles Lob verdienen die Betrachtungen, die der weimarischen Zeit gewidmet sind. „Mehr als ein Jahrhundert ist verfloßen seit jenem glorreichen Jahrzehnt von Goethes und Schillers Bunde; aber wie bei der Entfernung von Alpenketten die Hochgipfel alles überragend emporsteigen, so wächst bei der Schätzung deutscher Kulturwerte jene Zeit in eine immer steilere Höhe. Heute mehr als je empfindet die deutsche Menschheit, daß Goethes und Schillers gemeinames wie getrenntes Lebenswert das Höchste bedeutet, was ihr bis zur Erringung eines geeinigten Vaterlandes in einer mehrtausendjährigen Geschichte zuteil geworden. Die Bedeutung dessen, was wir kurz die klassische Zeit deutscher Literatur nennen, geht über alles hinaus, was andre lebende Völker von ähnlichen Blütezeiten rühmen. Goethe und Schiller, denen wir in diesem Sinne Lessing, Herder und Winkelmann beigefellen müssen, sind weit mehr als eine Reihe einzelner großer Schriftsteller: sie sind die Erzieher des deutschen Stammes zu reifster sittlicher und geistiger Bildung geworden.“

Wohlthuend ist Engels warmlebendiges Eintreten für Schillers Schaffen, für den Gedankenlyriker wie für den Dramatiker. Und in den vielen, mit Absicht kurz gehaltenen Abschnitten über Goethe, Schiller und ihr Verhältnis zur Umwelt und Weltkultur überraschen immer wieder glücklich und zwanglos eingewobene Proben und Zitate, an denen Engels Wert überhaupt reich ist, und zwar so, daß dadurch die Vortragsweise belebt wird, nicht überlastet. Deutlich hebt er hervor: „Leugnen muß man oder zugestehn, daß zum Innersten des deutschen Menschen der ideale Schwung der Seele gehört; gesteht man dies zu, dann hat man zugleich Schillers unvergängliche Bedeutung für die deutsche Literatur anerkannt. Damit auch die für die Weltliteratur.“

Ich gestehe nun offen, daß mich in der Neuzeit, die bei dem Gewimmel der Mitredenden doppelte Ruhe verlangt, Engels Raschheit des Lobens oder Absprechens etwas stört. Ich möchte die inneren Linien bloßgelegt sehen, wie es z. B. Lamprecht versucht hat. Wohl sagt Engel (S. 1077): „Die Kritik darf den Dichter nicht schulmeistern“: — aber seine Kapitel über Hauptmann, Grabbe, Jordan, Marie Eugenie delle Grazie und manche andren Einzelheiten sind doch mehr ein Absprechen als ein Kennzeichnen und Verstehen. Nun, das liegt gleichsam in seinem Ton: sein rasches Pferd trägt ihn durch eine wirbelnde Fülle von Namen und Gestalten, zumal er ja die Geisteswissenschaft überhaupt hereingezogen hat. Man muß die Bewältigung der Stoffmassen bewundern. Aber man darf aussprechen, daß mehr Abstand und Stille wohl feinere Untertöne und bedeutendere Gesichtspunkte gefunden hätte. Befreiend wirkt in der Rünftelei von heute sein Dreinfahren in die Neutöner und Offenbarungslyriker. Und doch schwingt etwas von Ungerechtigkeit herein; denn Sucher wie Mombert, Dautenhay, Kille, Schaulal sind nicht bloß Formnarren. Was suchen sie denn eigentlich? Darüber möchte man etwas Innerliches hören. Und dann: wie kommt Baron von Grotthuß dazu, neben mir — der ich diese Kette wieder einmal umgelegt bekomme — die „Heimatkunst“ tragen zu müssen? Hier müßte etwa von Meister Raabe ausgegangen werden, auch Rosegger, Storm, Gotthelf, sogar Keller konnten hier genannt werden, und man konnte eine Linie ziehen zu Frenssen, Timm Kröger, auch Sohnrey, zu Hermann Basse, auch Ricarda Huch, und den jungen Schweizern (Jahn usw.). Wie kommt Chamberlain, der in den Bayreuther Bezirk gehört, etwa neben Heinrich von Stein, — wie kommt dieser bedeutende Anreger neben den Journalisten Max Nordau? Hat ihn Engel wirklich gelesen, da er ihn so verächtlich nebenbei abtut? Das „Bergtheater“ wäre etwa mit Hans Herrigs Versuchen und Anregungen in Beziehung zu bringen: halb Bayreuther Richtung, halb Heimatkunst. In alledem, sogar schon im „Rembrandt als Erzieher“, erkenne ich meinerseits Ansätze zum Herausarbeiten einer idealistischen Stimmung auf neuer Grundlage. Wie ich selbst vollends zwischen einen Berliner und Wiener (Max Müller und Rudolf Savel) gerate, mit denen ich nicht das mindeste innerlich gemein habe, weiß ich nicht. Sind denn meine „Wasgaufahrten“, „Vorherrschaft Berlins“, und nun „Wege nach Weimar“ nicht deutlich genug in ihrer Sonderstellung? Und über einige Fachgenossen Engels, z. B. den immer anregenden Rich. W. Meyer, urteile ich viel milder als der Verfasser.

Mit Bedenken stehe ich dem Erteilen von ausschließenden Preisworten wie „größter“ entgegen. Drost-Hülshoff ist nicht nur „die größte deutsche Dichterin“, sie ist auch „die größte in der Weltliteratur“. Herausfordernd setzt Engel hinzu: „Denn das ist sie gewesen, und kein Volk kann ihr diesen Ruhm



streitig machen“. Das erinnert an ein ebenso austrumpfendes Wort des Altphilologen Wilamowitz-Moellendorf (Griech. Literaturgeschichte, Leipzig, Teubner, S. 27): „Es ist noch keine zweite Sappho gekommen, und wenn sie sich emanzipieren, wird es höchstens eine Sappho der Komödie oder eine Grillparzersche werden, deren es schon genug gibt.“ Sachlich, meine Herren, sachlich! „In Marie von Ebner-Eschenbach feiert die gesamte deutsche Leservelt zur Stunde ihren größten lebenden Erzähler.“ Ich meine, das Austeilen von Zensuren und Preisen ist in einer Literaturgeschichte — aus Saktgründen — ebenso gefährlich wie das vergleichende Ausspielen, z. B.: „während Goethe — hat Schiller“ — „während Ludwig — Hebbel hingegen“ — worunter wir lange genug früher gelitten haben. Es lauert da immer irgendwie Ungerechtigkeit, weil man den Maßstab nicht aus dem Dichter selbst nimmt. Damit hängt Engels Gewohnheit zusammen, öfters zu weisagen, was von einem Dichter „bleiben wird“. Wollen wir das nicht lieber der Zukunft überlassen?

Noch das alles sind Lebhaftigkeitsfehler, die von Engels Vorzügen nicht zu trennen sind. Er schreibt für die „Nichtwissenden“, er tritt mit ganzer Wärme für das ein, was er für echt und gesund hält, er ist nicht besungen in den Knifflichkeiten modernster Artistenkunst. Und — er langweilt nie.

Das Werk wird seinen Leserkreis finden und hoffentlich mit seiner frisch zugreifenden Tonart an der Gesundung unsrer verkünstelten Verhältnisse mitwirken. Es eignet sich auch für Studierende, für die Schule und für die Familie überhaupt. Mit Genugtuung wird noch besonders die weibliche Leservelt Engels Berücksichtigung der mannigfachen schriftstellernden und dichtenden Frauen zur Kenntnis nehmen.

F. Lienhard

\* \* \*

## 2. Allerlei Schriften zur Literaturgeschichte

Die von Lienhard zu Beginn seiner Würdigung der deutschen Literaturgeschichte Eduard Engels genannten Geschichten der englischen und französischen Literatur desselben Verfassers sind neuerdings in sechster Auflage erschienen (Leipzig, Baedeker, je M. 6.—), was berechtigt die Brauchbarkeit der beiden Handbücher verkündet. Der Hinweis genügt als Empfehlung. Die beiden Werke behandeln die betreffenden Literaturen bis auf die neueste Zeit und bieten reiche Proben. Diese allerdings in der betreffenden Fremdsprache. Es wäre zu wünschen, daß der Verfasser für jene vielen, die dazu nicht genug Englisch und Französisch können, eine deutsche Übersetzung beigäbe. Ein besonderer Vorzug der Bücher liegt darin, daß der Verfasser eigentlich immer auch aus dem Geiste der Weltliteratur schreibt und viele Wechselbeziehungen im literarischen Leben der Völker aufdeckt. — Neben den umfangreichsten Darstellungen behaupten sich bedeutungsvoll „Die Grundzüge und Haupttypen der englischen Literaturgeschichte“, die Arnold Schröder in zwei Bändchen der bekannten Sammlung Göschen (zu 80 Pf.) schildert. Von der Ansicht ausgehend, daß für unser großes deutsches Publikum eine Zusammendrängung von Autorennamen und Büchertiteln weniger wichtig ist, als das Verständnis einer fremden Literatur und Nationalität aus jenen literarischen Erscheinungen, die für die betreffende fremde Nation selbst von entscheidender Bedeutung waren, versucht das Werkchen nach großen Gesichtspunkten die Entwicklung der englischen Literatur aus dem geschichtlich nachweisbaren

Nationalcharakter und ein objektives Erkennen dieses Nationalcharakters aus den Haupttypen der Literatur zur Darstellung zu bringen. Dabei wird besonders angestrebt, vielverbreitete kontinentale Vorurteile und Mißverständnisse, sowohl was den Charakter der Engländer, als was einzelne englische Dichter betrifft, wegzuräumen und durch neue geschichtlich gewonnene Werturteile zu ersetzen. Die beiden Bändchen wollen das dauernd Wertvolle der englischen Literatur mit Hinweis darauf, was es für die Engländer selbst bedeutet, dem deutschen Publikum näherbringen und zu ernster, ruhiger Betrachtung anregen und damit zugleich ein richtigeres Verständnis des englischen Nationalcharakters bei uns anbahnen.

Als kurzes Handbuch erscheint die „Deutsche Literaturgeschichte“ von Gottfr. Böttcher (Hamburg, Gustav Schloemann, Wk. 4.—), die einen Bestandteil der „Bücherei für das christliche Haus“ bildet. So lächerlich es ist, zu verlangen, daß für eine Literaturgeschichte alle Gesichtspunkte, außer dem ästhetischen, auszuschalten seien, so gefährlich und einseitig ist es, die ganze Betrachtung vom Standpunkte der religiösen Weltanschauung zu fällen. Das wirkt in diesem Buche nicht nur für die Einteilung gewaltfam, sondern bringt auch in die Einzelbeurteilung leicht etwas Schulmeisterndes. Für die neue Zeit stört ferner die Teilung nach Epik, Dramatik und Lyrik. Wiederholungen und unnatürliche Trennungen sind die Folge. Die neueste Zeit ist überhaupt gar zu dürftig; sonst wird man mit den meisten Urteilen wohl übereinstimmen.

Professor Dr. Anselm Salzer, „Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur“ (München, Allgem. Verlagsgesellschaft). Von dem Werke, das ursprünglich auf 20 Lieferungen angekündigt war, liegen mir die ersten fünfzehn vor. Sie umfassen noch die Charakteristik Luthers und des deutschen Kirchenliedes, also ungefähr das, was in einer deutschen Literaturgeschichte, die sich vorwiegend an die weiten gebildeten Kreise wendet, etwa den dritten Teil des gesamten Werkes ausmacht. Die Verlagshandlung wird sich also zum wenigsten zu einer Verdoppelung des ursprünglich vorgesehenen Umfangs entschließen müssen, wobei dann vermutlich noch immer die neueste Zeit knapp genug weggelassen wird. Dieser Mangel an einer klaren Disposition, der sich ja bei einem in Lieferungen erscheinenden Werke, das der Verfasser erst in Arbeit hat, leicht einstellt, ist aber auch der einzige Vorwurf, der gegen das Buch erhoben werden kann. Er wird in meinen Augen, wenigstens für den Fall, daß nun nicht in späteren Abschnitten mit dem Raum gekargt wird, wieder dadurch aufgehoben, daß mit diesem Buche eine illustrierte Geschichte der deutschen Literatur erscheint, die durch die Art der Darstellung und die glänzende Ausstattung weite Kreise gewinnen muß, diesen aber dann eine gründliche, in jeder Hinsicht ausreichende Behandlung der Probleme darbietet. Der Verfasser ist Benediktinerpater, steht also naturgemäß auf streng katholischem Standpunkte; doch zeichnet ihn eine sehr vornehme Objektivität aus, die nirgendwo kühl wirkt, sondern auf einer innerlich wohlwollenden und echt künstlerischen Natur beruht. So wird z. B. auch der Protestant den Abschnitt über Luther als vornehme Würdigung gelten lassen müssen und Salzer überdies zugestehen, daß es ihm am besten Willen zu einer gerechten psychologischen Erfassung Luthers nicht gefehlt hat. Ich glaube nun, daß die Liebe des Verfassers dem Mittelalter gilt. Es wäre vielleicht auch in diesem Falle angebracht gewesen, eine Teilung der großen Aufgabe vorzunehmen, wie es bei der Literaturgeschichte von Vogt und Koch geschehen ist. Weit ausgedehnter,

als in allen übrigen Literaturgeschichten ist die lehrhafte und populär theologische Literatur des Mittelalters behandelt. Ich habe das Gefühl, als ob zuweilen die Hochschätzung des Gedankens und der geistig geschulten Einkleidung desselben dem Verfasser den Blick für die eigentlich künstlerisch schöpferische Macht der betreffenden Persönlichkeit getrübt hätte. Doch schadet es ja nichts, wenn einzelne Literaturerscheinungen, die in anderen Werken allzu kurz behandelt werden, hier eine ausführliche Besprechung erfahren. Reichliche Proben unterstützen die lebendige Darstellung. Hinsichtlich der Illustration steht dieses Buch weit über allen anderen illustrierten Literaturgeschichten. Nicht nur durch die Fülle des beigebrachten, zum Teil ganz neuen Materials, sondern auch durch das hohe Geschick, die Kulturgeschichte im Bilde zum Verständnis der Literatur heranzuziehen. So ist denn dem Buche ein glücklicher Fortgang und ein schöner Erfolg von Herzen zu wünschen. Der Preis ist auf 1 Mk. für die Lieferung angesetzt; er wird also für das Gesamtwert wohl etwa 40 Mk. betragen müssen.

Wilhelm Lindemann, „Geschichte der deutschen Literatur“, 8. Auflage, herausgegeben und teilweise neu bearbeitet von Dr. Max Ettlinger (Freiburg, Herdersche Verlagsbuchhandlung, brosch. Mk. 10). Auch diese Literaturgeschichte steht auf katholischem Standpunkt. Wilhelm Lindemann veröffentlichte sie zum erstenmal 1866. Bald nach der 5. Auflage starb der Verfasser. Seine geistige Anschauung ruhte noch in jenem echt künstlerischen und religiös wohlwollenden Geiste, der in der späteren katholischen Romantik so manche Gelehrtengestalt auszeichnet. Die Art, wie etwa Eichendorff der Dichtung der Klassiker gegenübertrat, war für Lindemann vorbildlich. Das Buch hat seither mancherlei Wandlungen durchgemacht. In der 6. Auflage zumal wehte die scharfe Tonart, die von den Jesuiten Baumgartner und Kreiten vor allem unseren Klassikern gegenüber eingeführt worden war. Immerhin hielt sich auch damals das Buch von der lächerlichen Verurteilungsmanie fern, die sonst gerade in der populär-wissenschaftlichen katholischen Literatur herrschte. Inzwischen hat sich auch hier wieder die Stimmung gewendet; schon die 7. Auflage, die von Anselm Salzer bearbeitet worden war, gab davon Zeugnis, und die vorliegende achte geht darin noch einen Schritt weiter, indem sie wieder mehr auf den ursprünglichen Text Lindemanns zurückgreift. Die eigentliche Umarbeitung und Neuarbeit erstreckt sich aber naturgemäß auf die neueste Zeit, und hier muß man Max Ettlinger zugestehen, daß es ihm gelungen ist, die Hauptlinien der Entwicklung gegenüber der verwirrenden Fülle der Erscheinungen herauszuarbeiten, wie man auch mit der Mehrzahl seiner Urteile über neue Dichtungen übereinstimmen kann. Die Ausstattung des Werkes ist wie bei allen Veröffentlichungen dieses Verlags von vornehmer Gediegenheit, der Preis im Hinblick auf den Umfang mäßig.

Im Anschluß an diese Literaturgeschichten möchte ich auf ein Werk hinweisen, das im Stoff umfassender ist. Ich wünschte es recht viel als Festgeschenk auf dem Weihnachtstische unserer Gymnasialten; darüber hinaus wird es aber auch den Gymnasiallehrern und jedem Gebildeten willkommen sein, der einen Überblick über die „Hellenische Kultur“ gewinnen will. Er ist hier dargestellt von drei im praktischen Schuldienst stehenden Männern, Fritz Baumgarten, Franz Poland und Richard Wagner (Leipzig, Teubner, geb. Mk. 12.—). Wir stehen heute in einer kritischen Zeit gegenüber dem klassischen Altertum. Kritisch nicht nur wegen der vielen Angriffe auf die Be-

rechti gung der Erziehung durch und zur klassischen Bildung, sondern auch wegen der bedeutsamen Umwälzung, die die klassische Altertumswissenschaft selber durch die neuen Forschungen erfahren hat. Manches ist am alten Idealbild dadurch zerstört worden, aber viel bedeutsamer tritt dagegen jetzt das allmähliche Werden und Reifen dieser wunderbar schönen Kultur aus bescheidenen Anfängen hervor. Die Männer, die sich hier zur Arbeit vereinigt haben, zeigen den modernen Lehrertypus. Sie sind keine weltfremden Gelehrten, keine Schwärmer für vergangene Herrlichkeiten: sie haben vielmehr ein starkes Gefühl für die Bedürfnisse und Lebensforderungen der Gegenwart. So legen sie uns die alte Kultur dar nicht als unbedingt vorbildlich für uns heutige, sondern als eine unter besonderen Umständen, und zwar unter ganz glücklichen Verhältnissen zu hoher Schönheit gereifte Kultur. Das Buch ist gut geschrieben und sehr übersichtlich gegliedert. Zum Text kommt dann ein 400 Bilder umfassender Schmuck, der die lebendige Anschauung vermittelt. Wer eine wirklich eindringliche Auffassung der hellenischen Kulturwelt sich erringen will, dem wüßte ich kein besseres Hilfsmittel an die Hand zu geben als dieses.

Nur im allgemeinen kann ich dann auf die jetzt so beliebt gewordenen Sammlungen kleiner Monographien hinweisen, die der Verlag von Barb, Marquardt & Co. zu Berlin auf den Markt gebracht hat: „Die Literatur“, Herausgeber Georg Brandes; „Die Kultur“, Herausgeber Kornelius Gurlick; „Die Kunst“, Herausgeber Rich. Muther; „Die Musik“, Herausgeber Rich. Strauß. Die kleinen, schmucken Bändchen sind sehr gut ausgestattet und eignen sich zu Geschenkzwecken. Der Preis von M. 1.25 ist gering. Vom kritischen Standpunkt sind die Arbeiten sehr verschiedenwertig. Die knappe Form ist für manche — z. B. Muther — außerordentlich erzieherisch; andere haben sich dadurch mehr zu Seltsamkeiten verleiten lassen. Eine gewisse Vorsicht ist bei der Benutzung immer geboten, jedenfalls ist die Herstellung des Gleichgewichtes durch eine große allgemeine Darstellung des betreffenden Gebietes sehr ratsam. Dann aber sind die Bändchen durchweg lesenswert. Auf einzelne von ihnen wird gelegentlich zurückzukommen sein. — Das hier Gesagte gilt auch von den beiden Sammlungen „Die Dichtung“, herausgegeben von Paul Remer, und „Das Theater“ von Karl Hagemann (Berlin, Schuster & Löffler, je M. 1.50). Vor allem die letztere Sammlung bringt vielerlei, was man sonst nicht findet.

Zum Schlusse empfehle ich noch kurz als Festgabe zwei Sammlungen verschiedener Aufsätze, die aber durch die starke Persönlichkeit der Verfasser und ihre überall beherrschend hervortretende Weltanschauung zur Einheit gebunden werden. Hans von Wolzogen, der Bayreuther, vereinigt unter dem Titel „Von deutscher Kunst“ (Berlin, Schwetschke & Sohn, M. 3.—) einige allgemeine Betrachtungen über Kunstprobleme mit Sonderbehandlungen Wilhelm Raabes, Klefßs, Wagners u. a. Tiefgründiges Wissen und tief gründendes Denken geben dem Werke dauernden Wert. Das andere Buch ist von Otto von Leizner, unserem verehrten Laienprediger. „Fußnoten zu Texten des Tages“ (Berlin, Felber, M. 3.—) nennt er allzu bescheiden diese eindringlichen Abhandlungen über Erziehungs- und Kulturfragen unserer Zeit. Aus der kleinen Einzellerscheinung zum überschauenden Gesamtblick führt er uns an sicherer Hand. Mit ernstem Humor belehren, mit lächelndem Ernste strafen, mit reicher Liebe emporführen, ist das schöne Amt dieses Predigers, dessen Rede wir auch ihrer anmutigen Formung wegen gerne lauschen. R. St.



## Klassikerausgaben

Sogenannte Klassikerausgaben sind mit Recht die beliebteste Büchergabe auf dem Weihnachtstisch. Der Begriff ist ja buchhändlerisch sehr weit zu fassen. Er hat mit der literaturgeschichtlichen Einstellung einer Persönlichkeit als Klassiker nichts zu tun, sondern bedeutet jene Sammlung und Zusammenstellung von Werken eines Dichters, wie wir sie dauernd dem lebendig zu erhaltenden Bücherfchatze unseres Volkes einstellen möchten. Für billiges Geld soll hier den weitesten Kreisen gute literarische Kost zugänglich gemacht werden. Es ist wohl keine Übertreibung, wenn man sagt, daß ein deutscher Dichter eigentlich erst durch die Einreihung in die Klassiker-Bibliotheken so recht zum Besitze seines Volkes gehört. Erst meist 30 Jahre nach seinem Tode, wenn die literarische Schutzfrist abgelaufen ist, beginnt die stille, aber um so eindringlichere Dauervirkung seiner Bücher auf jene Schichten unseres Volkes, die ihre literarischen Bedürfnisse nicht aus Leihbibliotheken oder aus dem Feuilleton ihrer Zeitung befriedigen. Mancher Dichter, der halb vergessen schien, erwacht dann zu einer starken neuen Wirksamkeit.

Auf dem Gebiete dieser Klassikerausgaben hat seit einigen Jahren der Verlag von Max Hesse in Leipzig die Führung gewonnen. Ebenso billig wie die billigsten derartigen Unternehmungen, hat dieser Verlag von vornherein den Grundsatz verfolgt, „kritische“ Ausgaben zustande zu bringen. Kritisch und doch volkstümlich. Höchste Sorgfalt in der Behandlung des Textwortes, aber Befreiung vom Ballast des philologischen Kleinrats. Ausgezeichnete Fachgelehrte sind für die Veranstaltung dieser Ausgaben gewonnen. Eine oft zum selbständigen Buch angewachsene Biographie und überdies reichliche Einleitungen zu den einzelnen Werken führen den Unkundigen, bringen aber meist auch dem Fachmann Wertvolles. So ist man also gerade für die Hausbibliothek bei der Anschaffung der Hesse-Ausgaben vor jeder Enttäuschung gesichert. Für jene, denen auch das äußere Gewand des Buches ein wichtiger Faktor für den Genuß beim Lesen ist, sind zwei reicher ausgestattete Ausgaben vorhanden. Während die gewöhnliche Ausgabe in einfachen Leinwandbänden, die aber in Papier und Druck befriedigen, vor uns hintritt, ist die sogenannte feine Ausgabe — um die Hälfte teurer — auf besserem Papier, in einem guten Halbfranzband geliefert, und eine doppelt so teure Ausgabe ist sogar berechtigt, den Namen Luxusausgabe zu führen. Max Hesses Verlag ist auch literarisch sehr gut geleitet und macht sich seine Aufgabe nicht so leicht, daß er nun einfach abwartet, was die Zeitvoege aus dem riesigen Büchermeere von selbst an den Strand wirft. Hat er im letzten Jahre noch vor dem Freiwerden seine ausgezeichnete Mörike-Ausgabe herausgebracht, so erwarb er sich dieses Jahr in rein bibliographischem Sinne ein noch größeres Verdienst durch die Veranstaltung einer zehnbändigen Ausgabe von Heinrich Laubes „ausgewählten Werken“, die in fünf Leinwandbänden geb. 10 Mk. kostet. Die von Heinrich Hubert Souben, wohl dem besten Kenner der Periode des Jungen Deutschlands, veranstaltete Ausgabe legt den Nachdruck auf die dramaturgischen und selbstbiographischen Arbeiten Laubes. Die „Lebenserinnerungen“ sind von hoher Bedeutung für die gesamte Auffassung der Zeit. Gerade hier wurde weit mehr als ein Neudruck geboten, vieles bisher Unveröffentlichte ist hinzugekommen. Die außerordentlich wichtigen „Briefe über das deutsche Theater“ sind hier zum ersten-

mal in Buchform zu erreichen. Dann sind die großen Werke über das Burgtheater, das Norddeutsche Theater und das Wiener Stadttheater aufgenommen. In diesen dramaturgischen Schriften liegt zweifellos die dauernde Bedeutung Laubes, und wenn man einmal aus ihrer großen Fülle einen kleinen Band in Auswahl zusammenstellen wird, so wird so eins der gedanken- und anregungsreichsten Bücher in der dramaturgischen Weltliteratur zustande kommen. Demgegenüber mußten die Dramen zurücktreten. Es sind nur fünf derselben mitgeteilt, darunter allerdings „Die Karlschüler“ und „Graf Effeg“. Sehr begrüßenswert ist es, daß immer Laubes eigene Einleitungen wieder abgedruckt wurden. Wirklich zu kurz gekommen ist nur der Erzähler Laube. Da ist bloß die Theaternovelle „Louison“ aufgenommen worden; wenigstens einige Kapitel aus dem „Deutschen Krieg“ hätten abgedruckt werden sollen. Aber wir dürfen in der Hinsicht wohl kaum kritisieren; der Außenstehende weiß ja nicht, welche Hemmungen durch kontraktliche Vereinbarungen dem Veranstalter der Ausgabe gestellt waren. Denn da Laube 1884 gestorben ist, werden seine Werke erst in neun Jahren frei sein. Um so wichtiger ist also die hier vorliegende Klassikerausgabe, die jedem denkenden Literaturfreunde eine hochwillkommene Gabe darstellen muß. Die Biographie Laubes aus der Feder des Herausgebers, die übrigens auch als selbständiges Buch zum Preise von 1,50 Mk. zu beziehen ist, ist der erste umfangreichere Versuch der Darstellung dieses reichbewegten, vielverschlungenen Lebensganges. Die außerordentlich eindringliche Kenntnis des Verfassers von der ganzen Zeit, die hier in Betracht kommt, hat ihn in den Stand gesetzt, das Bild der Persönlichkeit leuchtend aus einem meisterhaft durchgearbeiteten Hintergrund hervortreten zu lassen.

Als weitere Neuheit hat der Verlag *Achim von Arnim* ausgewählte Werke gebracht, in einen Leinenband gebunden 2 Mk. Um unsere Romantiker steht es bibliographisch sehr schlimm. Wirklich gute Ausgaben ihrer Werke gibt es eigentlich nur für Wilhelm Schlegel. Die Sammlungen für Friedrich Schlegel reichen wenigstens aus. Bei Tied muß man sich schon alles mögliche zusammenstellen und bekommt dann viel zu viel für eine heutige Bücherei. Ganz schlimm steht es um die beiden jüngeren, Brentano und Arnim. Es gibt zwar zwei Gesamtausgaben ihrer Werke, die aber beide nicht nur recht unvollständig, sondern auch sehr unkritisch zusammengestellt sind. Beide sind übrigens zu hochbegehrten Seltenheiten im Antiquariatshandel geworden. Die neunbändige Ausgabe der Werke Brentanos, die man noch vor 12 Jahren zu ermäßigtem Preise haben konnte, wird jetzt mit 130 Mk. bezahlt; die 22bändige Ausgabe der Werke Arnims ist jüngst auf einer Berliner Versteigerung mit fast 700 Mk. bezahlt worden. Ich begreife es ja, daß so recht kein Verleger an eine umfangreichere Ausgabe heran will, obwohl Brentano, der doch in einer Ausgabe etwa vom Umfange Laubes unterzubringen wäre, auch für das weiteste Publikum in allen seinen Werken so viel Anregendes bietet, daß der buchhändlerische Erfolg einer Gesamtausgabe mir zweifellos erscheint. Und auch für *Achim von Arnim* und Tied würden die jetzt für die Romantik so stark interessierten Kreise der Literaturliebhaber wohl ausreichen. Hesse hat beiden Dichtern nur je einen Band gewidmet, d. h. einen seiner starken gebundenen Bände. Glücklicherweise ist in *Mag Morris* ein Herausgeber gewonnen, der durch seine Einführungen und Einleitungen das Bild, das wir aus den mitgeteilten Werken gewinnen, ergänzt und vertieft.

Dann bringt der Verlag von Hesse einen stattlichen Band „ausgewählter

Volkserzählungen“ von Gustav Nieritz, der jetzt 30 Jahre nach seinem Tode eigentlich ganz vergessen ist. Adolf Stern verschiebt in seiner guten Einleitung die übliche Einstellung Nieritz' als Jugendschriftsteller und holt ihn als Volkserzähler heraus, als der er durch seine die Empfindung und Denkweise des Volkes ausgezeichnet schildernde Art einen dauernden Platz verdient. Volksbibliotheken, aber überhaupt Freunde volkstümlicher Erzählungsweise mögen sich diesen Band nicht entgehen lassen.

Zwei weitere Veröffentlichungen bringen neue Ausgaben von Goethe und Schiller. Hier ist nun in der Tat schon eigentlich mehr als genug vorhanden; trotzdem machen auch die neuen Ausgaben immer wieder ihren Weg. Goethes Werke sind in sechs sehr stattlichen Bänden im Verlage von Ramm & Seemann zu Leipzig erschienen. Die Preise schwanken nach der Ausstattung zwischen 12 und 24 Mk. Als Herausgeber zeichnet Professor Heinrich Steuding. Er hat sorgfältige Arbeit geliefert. Der Text beruht auf den besten Grundlagen; alle Werke haben Einleitungen bekommen, alles irgendwie der Erklärung Bedürftige ist in Anmerkungen auseinandergesetzt, und eine ausreicheude Biographie führt in das Ganze ein. Die Ausgabe ist illustriert. Trotzdem tüchtige Künstler wie Looschen, Karl Storch, Hugo Flinker gewonnen worden sind, würden die Illustrationen zu den Dichtungen besser fehlen; dagegen ist die Art der Illustration der selbstbiographischen Werke („Dichtung und Wahrheit“ und „Italienische Reise“) gut, da sie die Bildnisse der im Text erwähnten Personen und Abbildungen der Örtlichkeiten, die Goethe berührte, bringen, außerdem Reproduktionen jener Kunstwerke, die von Goethe besprochen werden. Was die Auswahl der Werke betrifft, so vermisse ich sehr ungern „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ und manche der kleineren Erzählungen vor allem „Die Novelle“. Außerdem aber hätte aus Goethes kunstgeschichtlichen und literarischen Aufsätzen einiges aufgenommen werden müssen. Als Ganzes aber ist diese stattliche Auswahl wohl berufen, ihren Zweck zu erfüllen. Der neue Schiller (drei Bände, geb. 9 Mk.) stammt von der Herberschen Verlagshandlung in Freiburg. Er bildet einen Bestandteil der „Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus“, die daselbst Professor Otto Bellinghaus herausgibt. Die Ausstattung der Bände ist geschmackvoll. Der Verlag ist bekanntlich ausgesprochen katholisch. Wer nun verfolgt hat, wie noch vor 10—15 Jahren in katholischen Kreisen die Stimmung gegen unsere Klassiker war, der wird bei dieser Neuausgabe von einem großen Fortschritt zu einer freieren und gesünderen Auffassung sprechen können. Sind doch sogar die Jugenddramen unter Ausmerzung der geradezu anstößigen Stellen in diese Ausgabe für Schule und Haus aufgenommen worden. Recht bedauerlich ist der für die ganze Sammlung geltende Grundsatz, daß wissenschaftliche Schriften nicht aufgenommen werden sollen. Eine Schillerausgabe, in der alle historischen und ästhetischen Schriften fehlen, kann eben nur ein unvollständiges Bild des großen Dichters bringen.

In neuer Ausgabe liegen mir sodann die zwei ersten Bände der schönen Gesamtausgabe der Werke von Annette von Droste-Hülshoff vor, die Wilhelm Kreiten im Verlage von Ferd. Schöningh in Paderborn veranstaltet hat. (Preis dieser Bände zusammen brosch. Mk. 12.50.) Es ist auch heute noch die beste Ausgabe mit einer großen Biographie (einzeln 5 Mk.), reichlichen Anmerkungen und kritischem Apparat. Die Ausstattung ist einfach gediegen. Man kann nur immer wieder bringend wünschen, daß diese große, starke Dichterin in ihrem Gesamtwerke Eingang finde ins deutsche Haus.

Wenn eine schöne Ausgabe zu dieser Popularisierung beitragen kann, so müßte jetzt Friedrich Hölderlin wirklich heimisch werden im Bücherbesitz jedes für erhabene Schönheit Empfänglichen. Denn die bei Eugen Diederichs in Jena von Wilhelm Böhm veranstaltete Ausgabe ist in jeder Hinsicht eine prächtige Gabe (drei Bände, brosch. 9 Mk.). Außer einer ausgiebigen, auf eigenen Quellenforschungen beruhenden Lebensbeschreibung enthält diese Ausgabe neben dem Bekannten die Briefe an Diotima und die herrlichen Übersetzungen des „Odipus“ und der „Antigone“ von Sophokles. Mehrere Bildnisse und eine Gravüre nach Klingers herrlicher Radierung zum „Schicksalsliede“ schmücken die Bände.

Eine besondere Stellung nehmen die Klassikerausgaben des Leipziger Inselverlages ein. Diese Bände der Wilhelm-Ernst-Ausgabe wird selbst der Besitzer noch so zahlreicher Ausgaben willkommen heißen, nicht nur, weil sie durch ihre Ausstattung einen Schmuck auch der vornehmsten Bibliothek bilden, sondern vor allen Dingen, weil diese Ausgaben im wahren Sinne des Wortes Taschenausgaben sind. In scharfem Antiquatdruck auf Dünndruckpapier gedruckt, in einen ganz biegsamen Lederband gebunden, kann man ohne alle Mühe in seiner Rocktasche z. B. Schopenhauers Riesenwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung“ bei sich haben. Dieser Band von 1464 Seiten ist keine 3 cm dick und wiegt knapp 400 g. Körners sämtliche Werke sind ein kaum 1 cm dickes Bändchen. Ein kaum dickerer, obwohl fast 700 Seiten starker Band umschließt Schillers „Räuber“, „Verschwörung des Fiesko“, „Kabale und Liebe“, „Don Carlos“ und „Tell“. Ebenso füllen Goethes „Werther“, „Briefe aus der Schweiz“, „Die Unterhaltung deutscher Ausgewanderter“, „Die guten Weiber“, „Wahlverwandtschaften“ und „Die Novelle“ nur solch schwächliches Bändchen. Dabei ist der Druck außerordentlich klar und keineswegs klein. Es lieft sich in diesen Bändchen prächtig; die Hand wird gar nicht ermüdet. Welch schöne Aussicht aber auch für die Raumerparnis unserer Bibliotheken, auch der privaten, die ja bei den heutigen Wohnungsverhältnissen oft geradezu eine Kalamität bei der Wohnungsauswahl bilden, wenn erst mehr solcher Ausgaben vorhanden sein werden. Vor allem aber für die Reise, überhaupt für die Lektüre außerhalb des Hauses empfehlen sich diese leichten und geschmeidigen Ausgaben, die es einem ermöglichen, ohne alle äußere Mühe stets in der besten Gesellschaft unterwegs zu sein. Die Preise sind, wenn man an den Inhalt denkt, den jeder Band birgt, und die prächtige Ausstattung in Betracht zieht, außerordentlich gering. Körner kostet 4,50 Mk., der große Band Schopenhauer 9 Mk., die Bände von Goethe und Schiller — es liegt mir jeweils nur einer vor — 5,50 bzw. 4 Mk. —

Ähnlich hervorragend durch die Handlichkeit sind die roten Lederbändchen der „Pantheon-Ausgabe“ (Berlin, S. Fischer), als deren neuester Band „Mörikes Gedichte“ erschienen sind. Die Gedichte sind chronologisch geordnet. Die schöne Ausgabe wird vor allem auch Frauen Freude machen.

Danach ist die große Ausgabe der „gesammelten Werke“ Adolf Pichlers zu erwähnen (München, Georg Müller), die viel Neues und das Alte in besserer Anordnung bringen wird. Neu ist z. B. der IX. Band, der aus dem Nachlaß „Wanderbilder“ zusammenstellt. Der I. Band bringt die ausreiche Biographie Prems und Pichlers Lebenserinnerungen, deren reicher Gehalt durch ein sorgfältiges Register übersichtlicher wird. Mehr liegt mir nicht vor. Die Ausstattung ist vorzüglich; der Preis 5 bzw. 4,50 Mk.



Nur hingewiesen sei vorläufig auf das Erscheinen der „gesammelten Werke“ von Richard Dehmel (Berlin, S. Fischer. Jeder Band 3 Mk.). In zehn Bänden will Dehmel seinem bisherigen Schaffen die endgültige Gestalt und Ordnung geben. Einstweilen ist der erste Band „Erlösungen“ erschienen.

St.



## Lienhardts „Wartburg“

Den Förderern, denen ich hier das vollendete Wartburgwerk F. Lienhardts anzuzeigen habe, brauche ich weder den Inhalt der drei Dramen auszuführen noch von Lienhardts Art überhaupt zu sprechen; in einigen kurzen Worten soll vielmehr nur gesagt werden, was Lienhard im besonderen mit diesem dreieinigen Werk gewollt und was er in ihm erreicht hat. Ich betrachte sein Werk als eine dichterische Tat, und zwar obgleich ich dessen Schwächen erkenne und sehr wohl weiß, was man gemeinhin an Lienhard und seinen Dichtungen tadelt. Der „Osterdingen“, der erste Teil des Ganzen, gibt einen vollen harmonischen Akkord, er zeigt uns den Geist hoher Volkskunst, die durch Katharsis des Helden aus dem verbildeten Minnesang und verweichlichter Hofkunst entstanden ist. Die bekannten Faktoren des Sängerkreises und des Nibelungenliedes werden in eigenartiger und dramatisch wuchtiger Weise genutzt und ausgewertet. In dem Frauenspiel von der „Heiligen Elisabeth“ folgt das Adagio, der resigniert grübelnde, im innern Herzen bauende Mittelsatz der dreigliedrigen Symphonie. Es ist Herzenstragik, die hier gezeigt wird, Tragik der Frömmigkeit, ein Lied von Entfagung und Läuterung, vom Gral: hat Osterdingen Wolframs Gralslied überragt, so überragt nun dieses Gralslied von der „Heiligen Elisabeth“ auch das des Minnesängers Wolfram. Daß Lienhard hier zu großen dramatischen Effekten keinen Raum, zur Steigerung keine Möglichkeit hatte, muß betont werden; denn man nannte seine „Elisabeth“ undramatisch, die Gestalt Ludwigs, die auch ich früher getadelt habe, ist jetzt in der Fassung des Ganzen etwas tiefer angelegt, ebenso wie das Verhältnis Elisabeths zu ihm. Immerhin bleibt da einiges, was das Rampenlicht nicht gut aushält. Hätte Lienhard deshalb auf das Drama der „Heiligen Elisabeth“ verzichten sollen? Nein. Er brauchte es für den schönen Zusammenklang, und dieser Zusammenklang erforderte den weicheren Mittelsatz, sollte er das werden, was der Dichter wollte. Das zeigt sich nun nach der Vollendung des „Luther“, und aus diesem dritten Teil der Trilogie überhaupt. Auch hier war, wenn sich Lienhard — und das mußte er ja nach Anlage des Ganzen — auf den Luther auf der Wartburg beschränkte, für dramatische Steigerung und Spannung wenig Raum. Durch die Szene mit dem Teufel und das Wiederauftreten in Wittenberg, nebenher durch das Schicksal Sickingens erreicht Lienhard trotzdem die erforderlichen dramatischen Höhepunkte. Immerhin hätte er m. E. aus Luthers Entschluß, vom sicheren Gewahrsam der Wartburg wieder nach Wittenberg und damit mitten in die Gefahr zu gehen, noch etwas mehr *élan*, mehr Mitleiden und Furcht herausholen können. Doch ich meine, diese Wartburgtrilogie ist von innerlicheren Gesichtspunkten als etwa nur dem dramatischen zu beurteilen. Luther schließt als der religiös-geniale Volksmann die dreigliedrige Kette und vollendet ihren Gehalt. Eine neue Auffassung reformatorischer Gedanken, eine Vertiefung der Anschauung wie der Frömmigkeit, ein Singen-

lernen nach dem Schelten, ein mächtig Aufbauen nach dem Niederreißen, all das kommt kräftig herauf mit dieser Luthergestalt Lienharbs. Der Dichter verband sich hier mit dem gläubigen Geist. Und das Ganze ward wie ein siegesfähigeres Finale ausgebaut. Klar und kurz in seinem Szenenbau, klar und kurz in seinen Gedanken wie in seinen Bildern, zeigt es uns die Zeit, wie sie den Hintergrund gibt, und die Bewegung der Befreiung geknechteter Seelen zu wahrer innerer Freiheit und einem neuen Glück. So hat Lienharbs Werk gewaltige dichterische und große ethische Werte, und die Dichtung wird von der Bühne herab wirken, wie die besten und edelsten Werke, die bisher die historische Dichtung uns geschenkt hat — fernab von dem Getriebe der Marktware wird dies Werk eine stille Gemeinde tief und weise belehren und erfreuen. Daß diese Gemeinde nach Gebühr immer kräftiger wachse, das wünsche ich Lienhard wie seinem Luther und seinem prächtig gefaßten Wartburggedanken.

Dr. A. Elster



## Neue Bücher

Wilhelm Hegeler: „Pietro der Korsar und die Südin Cheirinca“, Roman.  
(Berlin, S. Fleischel & Co., 3 Mk., geb. 4 Mk.)

Für den echten Epiker, den Mann, der nicht bloß beobachten, sondern erfinden kann, ist es, mag er noch so sehr im modernen Leben stehen und sich mit den Problemen dieses Lebens abgeben, immer einmal wieder Bedürfnis, so recht aus vollem Herzen heraus zu erzählen. Er wird dabei meistens in die Vergangenheit gehen, um dieses Bedürfnis zu befriedigen. Das „Es war einmal“ spinnt uns zauberhaft ein, auch wenn es sich um keine Märchen handelt. Wilhelm Hegeler ist einer unserer stärksten Erzähler. Auch in seinen aus dem heutigen Leben geschöpften Romanen, in denen es ihm vor allem auf die Entwicklung schwerer Charakterkonflikte angekommen ist („Pastor Klinghammer“, „Flammen“, „Ingenieur Horstmann“), ist das Stoffliche reich bedacht. Aber das hat ihm auf die Dauer doch nicht genügt, und so gibt uns sein neuestes Werk eine Geschichte aus alter Zeit. Freilich ist es darum noch lange kein historischer Roman, und noch weniger leichte Aufwärmung einer bequemen Geschichte aus der alten Zeit; vielmehr ist es ein starkes Erlebnis des Dichters, in einer Art Erlebnis, wie Böcklins Gemälde gesehen sind. — Nahe der Küste der italienischen Riviera steht ein Turm im Meere. Uraltersgrau, umbrandet von den Wogen, umtost von den Stürmen, selber aber fest, unzerstörbar, wie es scheint. Oft ist der Dichter an jenem Turme vorbeigefahren und sein Bootsmann hat ihm die schauerlichsten Geschichten erzählt, die noch heute im Munde des Volkes als Sagen leben, vom wüsten und schrecklichen Treiben der Korsaren, die einst in diesem Turm gehaust. Mit diesen Geschichten ging's dem Dichter wie mit so manchem, was wir zu hören bekommen. Da löste die Sonnentage eine stürmische Nacht ab, „eine schwarze Wüstenet“ lag das Meer da, und in den tosenden Sturm hinein ragte der Turm „wuchtig und ungeheuer und dabei von unsagbarer Traurigkeit erfüllt, als litte er an seiner eigenen Kraft, die ihn hinderte, in sich zusammenzustürzen“. In dieser Nacht wurden für Hegeler die Erzählungen seines Bootsmanns zum Erlebnis, wie in einem solchen Augenblick Böcklin in einer jener Küstenburgen seinen Überfall sah oder an Korfikas Lavamauern die Stille der Toteninsel erschaute.

Was uns Hegeler erzählt, ist wild wie eine Meeressturmnacht und phantastisch wie ihre Wogengebilde. — In jenem Turm hauste dereinst die Korsarenschar, fern aller menschlichen Sazung, um so treuer untereinander. Es war ein Männerstaat. Die Weiber, die im Turme hausten, waren allen gemeinsam, und wie die Liebe zum Weibe war eigentlich auch die besondere Freundschaft des einzelnen zum einzelnen verboten. Empfing ein Weib ein Kind, so wurde sie an der Küste ausgeschifft; alternde und schwache Genossen verschlang das Meer, wenn sie es nicht vorzogen, mit dem Rest der letzten Kräfte im Zweikampf mit einem stärkeren Genossen sich den Blutstod zu holen. In diese Gesellschaft hinein gerät Pietro, in dessen Adern deutsches Ritterblut rollt, der aber als Pflegesohn bei einem Bauern aufgewachsen ist. Er wird bald einer der bedeutendsten unter den Korsaren, rücksichtslos nur der Sache lebend, der er sich geweiht. In einem freilich fehlt er gegen die strengste Auslegung der Sazung: seinen Genossen Salvatore liebt er mehr als die anderen, und auch diesen bleichen Abenteuerer drängt eine innige Suneigung zu dem Jüngling. Salvatore wird Hauptmann. Von einer Raubfahrt bringt er Cheirinca mit sich, eine spanische Südin. Mit ihr kommt die Leidenschaft in den Turm. Der Leser mag sich vielleicht auflehnen dagegen, daß es gerade eine Südin und eine Südin aus dieser Zeit Spaniens ist, die die Leidenschaft der Männer derartig zu entfesseln vermag; denn es ist ja weniger die Sinnlichkeit ihres Körpers — in dieser Hinsicht sind die Korsaren verwöhnte Leute, — die die Männer erregt, es ist ein Geistiges, ihr Vermögen, das Sinnen der Männer aus der Gegenwart fortzulenken in eine Zukunft, auf riesige Gewalt, große Macht sie hinzuweisen. Das verbindet sich bei ihr freilich in verwirrender Weise mit ihrer sinnlichen Blut. Salvatore hat zuviel erlebt, er ist ja wohl aus Überdruß am Leben zu den Korsaren gegangen, er ist darum auch nicht der Mann, von Cheirincas Plänen sich tiefer erfassen zu lassen. Anders Pietro, der ja aus Lebenshunger, aus Latendurst zu den Korsaren ging. Aber Salvatore ist das Weib Cheirinca notwendiger als dem Jüngling, und dieser vermag es aus Liebe zum Freunde, auf sie zu verzichten. Das Opfer gerät keinem zum Heil. Pietro hat zum erstenmal erfahren, was Liebesleidenschaft ist, sie wühlt in seinen Adern wie Cheirincas Reden in seinem Geiste und zerstört ihm die bisherige Geschlossenheit seines Lebens. Salvatore aber fühlt, daß ihm das Weib Cheirinca nicht mehr gehört, und schiebt an diesem Empfinden dahin. Den Rest seiner Kräfte nimmt er zusammen, um mit Pietro den wilden Zweikampf zu sechten. Der Anblick des toten Freundes aber hat in Pietro ein furchtbares Erkennen gereift. Was sonst in der Welt von Wert sein könnte, weiß er ja nicht; was aus diesem Zwiespalt, in dem er sich befindet, Großes sich entwickeln könnte, vermag er nicht zu erfassen; er weiß nur: der Verfall seines einst so stolzen Freundes, der Zwiespalt in der eigenen Natur hat seine Ursache im Weibe. Und so ruft er die Genossen auf zur Vertilgung der Unheilstifterin. Nach dem grausigen Morde der Weiber verlassen die Korsaren den Turm. Er ist seither nicht wieder bewohnt worden. Wohin sie flueerten, weiß man nicht, ob Pietros Leben nur ein weiteres Sengen und Morden war, ob die kühnen Pläne, die ihm Cheirinca in seinen Liebesstunden zugeflüstert hat, aus ihm vielleicht einen jener Konquistadoren werden ließen, an denen das mittelalterliche Italien so reich gewesen, aus deren Tyrannenstaaten vielfach blühende Gemeinwesen erwachsen, verrät der Dichter nicht. — Es sind gewaltige Bilder, die in atemloser Folge an unserem Auge vorüberziehen, und die Bilder-

Kraft Segelers reicht auch dort aus, wo die Technik im einzelnen nicht genügt. Dadurch aber, daß das Meer, das große unendliche Meer immer den Rahmen bildet, gewinnt das ganze Werk einen gewaltigen Hintergrund, der bewirkt, daß nichts nur Episode bleibt.

Selene Voigt-Diederichs, „Dreiviertel Stund vor Tag“, Roman aus dem niedersächsischen Volksleben (Sena, Eugen Diederichs. 4 Mk.).

Die Verfasserin hat uns ein Buch gegeben „Leben ohne Lärmen“. Das Leben dort aufzusuchen, wo es lärmlos ist, darin liegt ihre große Kunst, die in diesem Roman ihr weitaus Bestes bietet. Lärm des Lebens liegt schließlich in seinem äußeren Geschehen. Dieses kann auch bestimmt werden von dem, was außer uns liegt. Lärmlos dagegen ist jenes innere Werden, das sich mit oder gegen das äußere Geschehen entwickelt. Denn es hat seine Ursachen, es zieht seine Nährkräfte aus dem Bereiche unsichtbaren seelischen Daseins, in das nur die heimlichsten und feinsten Wurzeln des menschlichen Wesens hinab-sinken. Da erhält irgend eine Charaktereigenschaft, eine seelische Einstellung ihre Nahrung, die wie zwecklos oder scheinbar gar als Feind einem Menschen anhaftet, bis irgendwie die Pflanze, die kraftlos hinlebt, die Gelegenheit zum Blühen bekommt und nun auf einmal die Kraft Frucht zu bringen offenbart. — So geht es mit dieser Raren Nebendahl, deren Werden wir hier vom Mädchen bis zur Mutter verfolgen können. Wir können nur ahnend erschließen, woher diese merkwürdige Sprödigkeit in dieses Menschenkind kam, fühlen allerdings wohl dauernd, daß eine liebende Mutterhand dem Organismus die nötige Wärme zugeführt haben würde, aus der heraus eine Entfaltung möglich gewesen wäre. Aber es ist mit der Liebeskraft, auf der ja die Fruchtbarkeit des ganzen Menschendaseins beruht, wie mit der Triebkraft des Saatkorns. Ein Saatkorn kann tausend Jahre liegen, es liegt da scheinbar verrunzelt und vertrocknet, kommt es dann noch in fruchtbares Erdreich, so vermag es zu treiben und noch Frucht zu bringen. In Raren liegt das Saatkorn einer starken Liebeskraft, es ist verschüttet vom Gestein eines liebelosen Lebens. Wer aber dieses Bedürfnis zu lieben in sich hat, der verträgt nur dann das Liebeempfangen, wenn er Liebe geben kann. Als Kind findet das verwaisste häßliche Mädchen keine Gelegenheit, und so gerät sie in einen Widerstreit zur Welt, der sich in allerlei Bosheit oder Bockigkeit oder in einer, gerade weil sie ja nur angezwungen ist, doppelt abstoßend wirkenden Rauheit offenbart. Es ist meisterhaft entwickelt, wie dieses Bedürfnis, Liebe zu geben, sich immer wieder in einer schüchternen oder auch tölpischen Art offenbart, wie aber die Erlösung vom Lebenszwang nicht eintreten kann, weil die spröde Steinrinde, die das Leben um dieses Menschentum gemauert hat, nicht durchbrochen wird. Und selbst die Liebe zum Mann würde diese Erlösung wohl nicht bringen. Sie muß von innen kommen, wie die Feueräglut im Innern der Erde Basaltgestein zu schmelzen vermag und im Vulkan den Ausbruch sucht. Dieses innere Feuer beginnt in Raren zu brennen durch die Mutterschaft, und da schmilzt die Rinde, und das reiche, weiche Innere der Frau erschließt sich dem Tage. — Der etwas merkwürdige Titel würde eine eigene Erklärung erheischen. Er ist wohl daraufhin gedacht, daß gerade diese seelische Entwicklung des Menschen zwischen Nacht und Tag des Lebens sich vollzieht, nur wenigen bewußt und niemals in seinen Ursachen taghell sichtbar.

R. St.





## Ist der herkömmliche Christustyp echt?

Von!

Ludwig Fahrenkrog

Man hat über Gestalt und Schöne Jesu oft Betrachtungen angestellt, ob der eine Ausspruch der Bibel: „Er hatte weder Gestalt noch Schöne!“ oder der andere: „Er war der Schönste unter den Menschenkindern!“ für die äußere Erscheinung des Weisen von Nazareth ausschlaggebend in Betracht zu ziehen sei, und hat im großen ganzen in den Versuchen, ihn darzustellen, dem letzten Ausspruch gehuldigt. Mit Recht: Denn wir stellen das Gute schön, das Böse häßlich dar, — aus der Überlegung heraus, daß das Äußere nur ein Spiegel des Inneren sei. Der Geist baut den Leib. Selbstverständlich ist das ganz allgemein gesagt, denn ich kann mit gewisser Berechtigung gerade den Teufel selbst wunderbar schön darstellen, mit jener erlogenen, lodenden Pracht, die die Sinne verwirrt und das Herz verführt, und den Weltweisen in einer äußeren Gestalt antreffen — ich erinnere an Tolstoi, Sokrates — welche mit landläufigen Schönheitsbegriffen eigentlich nichts zu tun hat. Trotzdem: der Körper ist der Ausdruck der Seele. So werden wir auch die zwingendsten Momente für das Bild Jesu Christi in seinem Wesen finden.

Wenn wir nun auch von der frommen Betrachtung, nach der Jesu Vater Gott, Jesu Mutter eine auserwählte Jungfrau war (mithin ein unschönes oder gar ungestaltetes Äußere Jesu ausgeschlossen erscheint), absehen, so mußte doch die Größe der Seele, die Intelligenz und Reinheit Jesu ein natürliches, durch keine Sucht entstelltes Leben auch seiner Form ein bestimmendes Gepräge geben, und will man dem Weisen von Nazareth nicht übernatürliche Geburt zubilligen, so berechtigt doch gar nichts zu der Annahme einer unternatürlichen Geburt, die Mißbildungen hervorrief.

Zwar sein Leben war das eines Handwerkers: er war Zimmermann, und das eines Denkers: er war der größte Moralphilosoph aller Zeiten. So war er schwerlich hübsch, glatt oder süßlich, sondern eher ein Mann mit der Hand des Handwerkers und Gelehrten zugleich, dessen Welt sich in seinen Zügen offenbarte.

Aber — hat man denn durchweg den „Jesus von Nazareth“, nicht vielmehr „Christus“, den Sohn Gottes, darstellen wollen? War Gott-Jesus sich seiner Gottheit von vornherein bewußt, so gab es für ihn keine Gedankenarbeit, kein Suchen und Finden, nicht Erkenntnisqualen noch Wissensmarter. Dann war er eine faltenlose Hülle ewiger Liebe und unermesslichen Erbarmens; dann war es Aufgabe des Künstlers: ein durch keine Weltwiderwärtigkeiten gemodeltes Wesen zur Gestaltung zu bringen.

Wenn aber der Künstler sich sagte, daß er Gott nicht darstellen könne, mehr, daß ein sündloser Gott = Jesus keine eigentlich moralische Größe besäße, da er gar nicht sündigen könne, sondern daß das ihn Erhebende gerade in dem göttlichen Menschen, nicht in dem menschlichen Gott bestünde, so wird er keinem Symbol verfallen, sondern aus dem Wesen und den ihm zugänglichen Taten eine Form mit Leben ausfüllen.

Hier scheiden sich sicher zwei Betrachtungsweisen: Jesus oder Christus. Bei unserer Frage kann es sich nur darum handeln: „Wie sah Jesus aus?“, d. i. 1.: „Welches war sein Wesen?“ und 2.: „Welches war seine beglaubigte Form?“

„Jesus“.

Ein Name und eine Welt! Man nenne mir einen zweiten Namen — diesem gleich. Millionen sind zur Ruh gegangen, Millionen über diese Erde gepilgert, die Weltgeschichte ward bedingt durch keinen Namen wie durch diesen, und das Geschick der Seelen bestimmte kein Mensch wie dieser Jesus.

Wunderbare Macht des Zimmermanns von Nazareth, dessen Reflex Jahrtausende bewegte. Nicht aber darin lag die einzigartige Wirkung seines Lebens, daß er Gott genannt ward — das war auch Wirkung; göttliche Verehrung ward auch anderen, Gewalthabern und Großen —, sondern seine Kraft lag in der jede Zeit und Meinung überdauernden Wahrheit des von ihm Gesagten, und in der durch ihn selbst erfüllten Forderung dieser Wahrheit. Er war, was er sagte! Niemals war der Wille zum Guten so unweigerlich wie in diesem Jesus, und niemals hat der Wille zur Macht, der Wille zum Eigenen einen gleich hervorragenden Vertreter über diese Erde gesandt.

Wir sind gewohnt, in ihm den Vertreter der Liebe zu erblicken. Gut. Wer aber will ihn jener sentimentalen Schwäche beschuldigen, die aus Liebe(?) alles gestattet, alles verzeiht? Liebe, die in ihrer logischen Konsequenz das Wohl der Brüder will und darum aus Liebe auch hart erscheinen konnte — das war Jesus. (Ev. Matth. 15, V. 26.) Folgen wir, von anezogenen Nebengedanken befreit, den Berichten der Evangelisten, so steigt uns das Bild eines gewaltigen Menschen empor, voll von wunderbarer Kraft, erfüllt vom heiligen Wollen, dessen Rede gewaltig war und dessen Wirksamkeit nur einer göttlichen Mission galt. (Ev. Luk. 4, V. 1 und 14, V. 32 und 36; Kap. 6, V. 19. Ev. Matth. 5—7; Kap. 7,

V. 28 und 29.) Die Menge entsetzte sich. Hart nannten die Jünger seine Rede. (Ev. Matth. 8, V. 32.) Unreinen Geistern gebot er mit zwingender Gewalt, und Gewalt verlich er auch seinen Jüngern, die er „Fels“ (Petrus) und „Söhne des Donners“ benannte. (Ev. Matth. 10, V. 1. Ev. Marc. 3, V. 16, 17.) Doch nicht nur in der Gewalt der Rede, in der Kraft des Geistes, der sich fähig wußte, durch den Glauben an Gott Berge versetzen zu können, erscheint er; da er eifern die Geißel schwang und Händler und Taubenträger zum Tempel hinausstieß, zeigte er eine Wucht der äußeren Erscheinung, deren zwingende Hoheit auch die Söldner bei seiner Gefangennahme zu Boden warf. (Ev. Matth. 17, V. 20; desgl. 21 V. 12. Ev. Joh. 2, V. 17; desgl. 18, V. 6.) Sein Wille richtete sich allerdings in seiner logischen Schlußfolgerung auch gegen sich selbst. Der ihm so natürliche, vernünftige Zustand des Menschen: Gott eins zu sein, bedingte auch in ihm die ganze Richtungsenergie seiner Liebe. Er beugte sich nicht nur in seinem Erkennen der Wahrheit, dem Willen zu Gott, sondern auch in seinem Tun.

Treu bis zum Tod opferte er sich selbst erkannter Wahrheit. In dieser bewußten Einsetzung der ganzen Persönlichkeit liegt gerade die Größe des Menschen Jesu.

Und ob er schon anders konnte: er wollte nicht anders. Unzweideutig im Leben und im Lehren.

„Ihr könnt nicht zweien Herren dienen, nicht gotteinig und gottlos zugleich sein!“ „Wer mir nachfolgen will, verleugne sich selbst!“ „Es sei denn, daß ihr von neuem geboren werdet, so könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen!“ usw. (Ev. Matth. 5—7, Kap. 6, V. 24; Kap. 9, V. 16, 17. Ev. Luc. 11, V. 23. Ev. Matth. 16, V. 24.) Hohn war sein Wort und beißende Ironie seine Rede, da er mit einer Schroffheit sondergleichen die ganze verlogene Existenz der Nichtkindlichen geißelte und verwarf (Ev. Matth. 23), und eifern stellte er seine sittlichen Forderungen in der Bergpredigt. „Gottes Willen tun!“ Nicht Vater, Mutter, Verwandtschaft, nicht Tote begraben, Reichtum nicht, noch irgendeine Sentimentalität, nichts war für ihn, der auch selbst nicht wußte, wo er sein Haupt hinlegen sollte, ein gleichberechtigter Faktor. (Ev. Matth. 12, V. 48—50; Kap. 10, V. 34—38; Kap. 18, V. 6—8; Kap. 19, V. 21; Kap. 8, V. 22 und 20. Ev. Luc. Kap. 14, V. 33.) Und dieser Mann, der unter dem Sternendome Gethsemanes seine Nächte zubrachte, der einsam an wüsten Orten oft und viel den Vater suchte, des Wahrheitsliebe glühender Gottesliebe voll, dem Kinde, dem reinigen Zöllner, der hüßenden öffentlichen Dirne voll wahrhaft großer Liebe den Weg zum Himmelreich wies, dessen Worte Gewalt waren und dessen Geistesmacht Jahrhunderte bewegte, dessen Leben und Leiden dem Inhalt seiner Lehre gleich war, und dieser Mensch sollte durch jenen, oft wunderbar süßen, mit langen Locken und wohlgepflegtem Spisbart, durch jenen durch die Tradition geheiligten Christustyp verkörpert werden können? (Ev. Matth. 11, V. 7, 8.)

Das erscheint dem Wesen Jesu entsprechend unmöglich. Aber nicht nur Jesu Wesen ist in den herkömmlichen Christusdarstellungen vergewaltigt worden, sondern auch seine äußere Einkleidung in bezug auf Bart und Haar, denn: Jesus trug keinen Bart und das Haar kurzgeschnitten.

Beweis: Wenn wir uns um die ersten Christusdarstellungen der ersten Jahrhunderte nach Christo bemühen, so erfahren wir die bekannte Tatsache, daß die Darstellungen Jesu bis ins 4. Jahrhundert (mindestens!) bartlos sind und nur in Betreff der Haartracht die hellenistische von der alexandrinischen Auffassung abweicht. Diese zeigt kurzes, jene etwas längeres Haupthaar. Mithin wäre das Bartlose sicherer als das Kurzhaarige. Das Kurzhaarige wird aber durch die Aussagen der Bibel zur zwingenden Gewißheit.

Unter den Juden trugen nur die Nasiräer langes Haupthaar. Weil Jesus von Nazareth benannt wurde, war er noch kein Nasiräer. Das widersprach einmal seinem Wesen, ein andermal den Tatsachen. Da Jesus vermutlich auch Wein trank, sicher aber zu Toten einging, so konnte er nicht Nasiräer sein, denn nach 4. Mose 6, V. 3—10 durfte der Jünger Nasiräer nicht Wein trinken, noch zu Toten eingeht. War Jesus aber kein Nasiräer, so trug er den Juden gleich das Haar kurz. Und wenn uns dies noch nicht genügte, so redet Paulus im ersten Korintherbrief Kap. 11, V. 14 eine so unzweideutige Sprache, daß, wer sich auch nur ein ganz klein wenig auf Psychologie versteht, unmöglich zu der Annahme eines langen Haupthaares bei dem, von Paulo über alle Massen geliebten und verehrten Herrn und Vorbild gelangen kann; denn Paulus sagt hier der Gemeinde kurz und klar: „Es ist dem Manne eine Unehre, so er lange Haare zeuget, für das Weib hingegen eine Ehre.“

Paulus aber starb der Zeit Jesu jedenfalls nahe genug, um zu wissen, ob er nicht durch seinen Ausspruch Jesus selbst an den Pranger stellte. Hätte Jesus langes Haar getragen, so konnte Paulus das Tragen längeren Haupthaares vielleicht verbieten, weil es eine Annäherung wäre — aber eine Unehre?!

Wir fragen uns erstaunt, wie aber wurde die Wandlung möglich, wenn die Kunstgeschichte, die Bibel und die Sitten der Israeliten sich zwingend in einer Aussage decken? Das konnte nur durch ein Wunder geschehen — durch Wunderberichte!

Eusebius, der Kirchenhistoriker und Bilderfeind, ward von der Konstantia (Kaiser Konstantins Schwester) um ein authentisches Bild Jesu gebeten, und Eusebius erzählt, daß er einst von einem Weibe zwei Philosophenbilder erhielt, die angeblich Paulus und Christus darstellten. (?)

Wir fragen umsonst: „Wo bekam das Weib im 4. Jahrhundert die Bildnisse her?“ „Die angeblichen“; und: „Warum muß der Philosoph notwendig bärtig sein?“ Diese und ähnliche Legenden, insbesondere aber die Berichte von Personen, denen Jesus erschienen sein sollte, schufen den



traditionellen Christustyp. Und diese Berichte konnten das Authentische der Christusbilder in den Katakomben Roms, wenn sie etwas anderes aus- sagten, verdächtigen, und konnten unter Hinweis auf Roms Göttergestalten glaubhaft machen: jene Darstellungen seien nur Symbol — nicht Bildnis. Daß Zeus bärtig war, und daß Petrus mit Vollbart, Paulus mit Spitz- bart anstandslos ebendasselbst gegeben waren, wurde übersehen. Trotzdem. Es wird gesagt, daß der in das Christentum eingedrungene Hellenismus im 4. Jahrhundert durch eine orientalische Flutwelle überholt wurde, welche Flut uns dann auch den bärtigen Typus nicht nur, sondern zugleich ein wirkliches Bildnis Jesu gebracht haben soll. Wir vergegenwärtigen uns: Nachdem im 4. Jahrhundert die Stätte der frommen Überlieferung von Grund aus zerstört war, versuchte Hadrian im Jahre 130 Jerusalem als heidnische Stadt aufzubauen und in die römische Kolonie Aelia Capitolina zu verwandeln. Den Juden war bei Todesstrafe der Zutritt zur Stadt verboten und an Stelle des jüdischen Heiligtums ein Jupiter-Capitolinus- Tempel errichtet. 326—335 wurde Jerusalem erst offiziell unter Konstantin eine christliche Stadt. Man vergegenwärtige sich nun: die Zerstörung der Juden, die Mission der Christen, welche beide Faktoren, wenn über das Aussehen Jesu Wichtiges und Richtiges zu sagen war, dieses schon im 4. Jahrhundert bewirkt haben mußten. Wenn daher die Darstellungen Jesu bis ins 4. Jahrhundert bartlos waren, so waren sie schon von Jerusalem's Wissenschaft beeinflusst; nur die künstlerische Darstellungstechnik war helle- nistisch oder alexandrinisch, nicht aber das rein menschlich Wissenschaftliche, was jenseits des künstlerischen Stils lag. Was aber konnten denn Jeru- salems Christen auch so lange verschweigen, was zu wissen gewiß der Ge- meinde, sicherer aber noch den darstellenden Künstlern, wichtig sein mußte?

Die oben angeführten Gründe beantworten diese Frage: Sie hatten nichts verschwiegen. Trotzdem siegte das orientalische Wunder mit seiner bärtigen, die übermenschliche Würde personifizierenden Christusgestalt über den sonnig hellen und schönen, hellenistischen Jüngling.

Der kirchlichen Auffassung entsprach eben zunächst die strenge Er- habenheit des Weltversöhners, wie ihr später der Renaissancetyp des Meister Dürers: „Der Gott der Liebe“ entsprach. (Eine bartlose Christusstudie von Leonardo da Vinci und Michelangelos Christus auf dem Jüngsten Gericht sind seltene Ausnahmen von der Überlieferung.)

Zum Schluß könnte man vielleicht die Frage noch aufwerfen: ob sich psychologisch ein Einwand gegen das Bartlose erheben ließe; denn wenn es uns auch die Natur lehrt, daß es dem Manne eine Unehre ist, so er lange Haare zeuget, so ist doch allgemeiner Anschauung nach der Bart das Zeichen des Mannes. — Sowohl, das Zeichen des Mannes, aber nur in geschlechtlicher Beziehung. Was der Kamm dem Hahn, die Mähne dem Löwen, das ist der zuchtwählerische Bart dem Menschenmanne. Aber gerade die Betonung des Geschlechts erscheint bei Jesus gegenstandslos. Ihre Mannbarkeit haben aber eine große Reihe der bedeutendsten Männer,

welche bartlos waren oder keinen Bart trugen, auf allen Gebieten bewiesen. Ich erinnere an Alexander d. Gr., Julius Cäsar, Friedrich d. Gr., Napoleon, Molke, Luther, Zwingli, Kant, Goethe, Schiller, Bach, Beethoven, Mozart, Raffael, Holbein, Mommsen, Edison zc.

Wenn unsere Untersuchungen nun auch gewisse äußere Merkmale des Aussehens Jesu feststellen, so gibt es schließlich dennoch kein eigentliches Porträt Jesu; denn auch die Darstellungen in den Katakomben Roms, primitiv in bezug auf die Psyche, können nur als Belege gewisser äußerer Abzeichen gelten. Das, was Jesus im höchsten Maße der darstellenden Kunst würdig macht: der Geist, die Kraft, die Größe der Liebe, mit einem Wort: der göttliche Mensch, das gab uns die hellenistische, die alexandrinische Auffassung nicht, das gab uns aber auch die darauffolgende Zeit nicht. Hier wird erst die neuzeitliche Kunst ihre Kraft versuchen und aus dem Wesen, dem Leben und der Lehre dieses Geistesheroen heraus und unter Wahrung zwingender Tatsachen den Typus: Jesus von Nazareth schaffen. Das wird heißen: es wird der Künstler seinen Jesus, so wie er ihn zu schauen und zu erfassen imstande ist, darstellen. Die geistlose Maske, das bequeme Schema wird fallen; denn Geist wird nur vom Geiste geboren.



## Bildertwerte

Manchmal mag den, der heute im Mannesalter steht, ein Gefühl des Neides übertommen, wie leicht es doch jetzt der Jugend gemacht ist, in das innere Wesen der Kunst schauend einzudringen. Man mag ja mancherlei gegen die übertriebene Kunstmacherei unserer Tage auf dem Herzen haben, und sicher ist bei vielen dieser Unternehmungen, die mit so großen Worten vor uns hintreten, gar viel weiter nichts als arge Geschäftshascherei. Aber sei es drum, das Ergebnis für uns andere und zumal für die Verbenden ist doch günstig. Kann man sich doch jetzt für wenige Mark ein Museum ins Haus schaffen, und gegenüber dem Anblick der Kunstwerke verschwindet dann alles, was man vielleicht gegen diejenigen einzuwenden hat, die mit der Verbreitung dieser Werke ihre Geschäfte machen wollen.

Hat man einst dem Künstler zugerufen: „Bilde, Künstler, rede nicht!“, so können wir jetzt jedem, den es zur Kunst hinzieht, der Kunst genießen will, einfach sagen: Lies nicht so viel und schaue an! Wieviel Schönes hat uns das Rembrandt-Jubiläum gebracht! Aber auch über den anderen großen Germanen, über Albrecht Dürer liegen zwei Bände in stattlichem Quartformat vor. Das eine ist erschienen bei Fischer & Franke in Berlin und wurde vom Jugendschriftenauschuß des Lehrervereins Düsseldorf herausgegeben. Es trägt die 20 Holzschnitte „Von unserer lieben Frauen Leben“. Auf rauhem, naturfarbigem Papier, in Sinfassung gedruckt, wirken die Blätter tatsächlich

ganz getreu dem alten Holzschnitt entsprechend. Eine lesenswerte Einleitung von Benno Rüttenauer unterrichtet über die Gesamteinstellung Dürers. Und dieses ganze Heft kostet 1 Mk. Man könnte hier diesen Bildern gegenüber, die von Dürer selber als echte Volkskunst gedacht sind, ganz ruhig alle Symbolik, alle Religiosität, ja sogar das eigentlich Ästhetische abstreifen und hätte immer noch eine Fülle von innigster, liebevollster und tiefdringendster Betrachtung deutschen Volkstums vor sich. — Über das Gesamtwerk des Künstlers vermittelt einen Überblick ein „Albrecht-Dürer-Heft“, das bei R. Ad. Emil Müller in Stuttgart erschienen ist. Es kostet 1,25 Mk. oder gebunden 2 Mk. Hier hat Hermann Abde-Bernays einen vorzüglichen Überblick über Dürers Leben und Schaffen gegeben. 54 Abbildungen werden geboten, 19 nach Gemälden, 11 nach Zeichnungen und Aquarellen und je 12 nach Holzschnitten und Kupferstichen. So sind also die verschiedenen Gebiete in Dürers Schaffen gestreift und es sind jene Werte ausgewählt, die nach Stoff und Behandlungsart dem Verständnis auch des einfacheren Mannes entgegenkommen. Darum gerade dieses Heft auch eine vorzügliche Vorbereitung für das Eindringen in Dürers Gesamtcharakter.

Nur kurz erwähnen in diesem Zusammenhange möchte ich zwei Bücher über Dürer, die bei späterer Gelegenheit eingehender gewürdigt werden sollen. Das eine von Dr. Rudolf Wustmann bildet einen Band der vorzüglichen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ (Leipzig, Teubner, 1,25 Mk.) und bietet trotz des geringen Umfangs eine vielfach ganz eigenartige und sehr fruchtbare Betrachtung des Schaffens unseres großen Meisters. Diesem Büchlein sind 32 Abbildungen beigegeben. In viel größerem Rahmen und glänzender Aufmachung tritt uns dann Heinrich Wölfflins herrliches Buch „Die Kunst Albrecht Dürers“ gegenüber (München, F. Bruckmann, 12 Mk.). Dem Grundsatz Dürers selber folgend: „Dann der aller edelste Sinn der Menschen ist Sehen“, behandelt dieses Buch die Lebensgeschichte nur kurz, lehrt uns aber wirklich Dürers Kunst sehen. Ich weiß kein besseres Werk über den größten deutschen Maler als dieses. Es gibt viel mehr, als eine Einführung in Dürers Kunst; es gibt uns ein engeres Verhältnis zur Kunst überhaupt und führt ohne alle Systematik und Schulmeistererei zur fruchtbaren Betrachtung von Bildern.

Auch einige neuere Meister sind uns in der letzten Zeit durch billige Veröffentlichungen zugänglich gemacht worden. So bringt die oft empfohlene Sammlung „Klassiker der Kunst“, aus der wir an anderer Stelle den Rembrandts Radierungen enthaltenden Band empfehlen, jetzt den ersten neueren Meister: Moriz Schwind (9. Band der Sammlung, geb. 15 Mk.). Auch wer einen ziemlich genauen Überblick über dieses Mannes Schaffen zu haben glaubte, wird erstaunt sein, wenn er diesen gewichtigen Band, der sich in seinem roten Gewande sehr stattlich ausnimmt, in die Hand bekommt. 1265 Abbildungen sind hier vereinigt und bezeugen, daß Schwind nicht nur einer der erfindungsreichsten, sondern auch einer der fleißigsten Maler aller Zeiten gewesen ist. Natürlich handelt es sich hier nicht nur um große Werke; aber gerade, daß Schwinds Zeichnungen, auch jene vielen, die er uns tägliche Brot geschaffen hat, uns einmal gesammelt vorgeführt werden, wird dem Buche besondere Freundschaft erwerben. Außerdem ist hier viel der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, was man bisher nirgendwo zu sehen bekam; so die lange verloren geglaubten Aquarelle zum Hohenschwangauzyklus, die Amor- und

Psychofresken für Schloß Rüdersdorf, die Fresken des Siedsaales, sowie der Rinderfries in der königlichen Residenz zu München u. a. m. Daß wir auf diese Weise eine lückenlose Vorführung des ganzen Entwicklungsganges Schwinds bekommen, versteht sich von selbst, wie auch, daß dieses Buch nun dauernd die Grundlage für die geschichtliche und ästhetische Einschätzung Schwinds bildet. Aber das wäre doch nicht genug, es nun gerade für den Weihnachtstisch des kunstliebenden deutschen Hauses zu empfehlen. Dazu veranlaßt uns vielmehr die Tatsache, daß sich kaum ein schöneres Bilderbuch fürs deutsche Haus denken läßt. An der Hand dieses mit besonderen Augen begabten Glückskindes durchschreiten wir jetzt den deutschen Märchenwald. Was uns als Kinder in der Erzählung hinriß und unsere junge Phantasie erfüllte, das schauen wir jetzt in lebensvollen Bildern; die Poesie der Natur wird uns lebendig, und überdies eine köstliche Art deutschen Humors. In Schwinds Leben spielte so dann die Freundschaft eine große Rolle. Diese Freundschaft mit frohen Männern und fröhlichen Frauen verschönte den Alltag und gab dem kleinsten Ereignisse eine Fülle von Beziehungen zu tieferen, für die Kultur wertvollen Erlebnissen. Schwind hat gerade nach dieser Richtung hin eine unvergleichliche Kunst der Verklärung des Alltagslebens. Es ist, als werde nochmals ein Stück Märchenwelt in unsere Gegenwart hineingetragen, und der stille Sauber Schubert'scher Musik umflingt uns auf allen Wegen.

Der Name Schwinds begegnet uns auch wiederholt unter den Blättern, die der Verlag Ulrich Hirsch in München (Bismarckstraße 19) unter dem Gesamttitel „Die Kunst in Farben“ herausbringt. Die moderne Kunstschriftstellerei hat Schwind oftmals in die Ecke gedrängt, weil er nicht farbig sei. Das trifft im großen und ganzen zu. Schwind ist kein Meister der Farbigkeit, am allerwenigsten in jenem Sinne, der die Lösung von Farbe- und Lichtproblemen in den Mittelpunkt malerischen Schaffens rückt. Aber da Schwind ein so hervorragender Meister in der Beobachtung alles Formalen ist, von der Bewegung aller Lebewesen bis in die eigenartige Gestaltung der ruhigen Natur, erreicht er durch die Farbe dort ganz besondere malerische Wirkungen, wo diese Farbe bloß als Stimmungswert und Erhöhung der Formgestaltung auftritt. Das gilt in ganz hervorragendem Maße etwa vom „Rübezahl“ aus der Schackgalerie in München; ebenso von dem anderen Waldbild, wo die Nixen aus ihrer Quelle einen weißen Hirsch tranken. Diesen beiden Bildern gegenüber hat auch die Farbendrucktechnik günstige Ergebnisse gehabt, während sie bei dem Bilde „Die Jungfrau“ das harte Gegeneinander der Farbentöne, wie es schon bei dem Original unübersehbar ist, sehr scharf hervorkehrt. Sehr schön ist dagegen die Wiedergabe einer holländischen Stube von Pieter de Hoogh. Diese Blätter, die im Durchschnitt die Größe von 36×21 cm haben, und auf getönten Karton geheftet oder ohne jeglichen Papierrand sich unter Glas und Rahmen gut ausnehmen, kosten je 2 M. Im gleichen Verlage ist eine Folge von 10 Hellogravüren erschienen, nach Aquarellen von Margarete Bösz, „Sonnenengelien“ betitelt. Das sind fröhliche Phantasien, aus einer wirklich sonnigen Weltauffassung geboren, wohl geeignet, Licht und Freude in die Gemüter der Beschauer — auch für jugendliche sind die Blätter geeignet — zu senken. Es kann gerade als Gegengewicht zu der immer mehr wissenschaftlich eingestellten Naturbetrachtung nur heilsam sein, wenn die Menschenaugen im Geschehen der Natur draußen mehr sehen, oder wenn wenigstens die Menschenherzen dabei mehr fühlen, als das Wirken von Sauerstoff und Kohlenstoff und

die Betätigung elektrischer Kraftspannung. Die gutausgeführten Heliogravüren kosten 1,20 M. das Stück.

Prächtige Farbendrucke bringt Franz Hanffängls Kunstverlag in München auf den diesjährigen Weihnachtsmarkt. Dieses Aquarelldruckverfahren erreicht in Zartheit und Leuchtkraft der Farbentöne so schöne Wirkungen, daß die Blätter den Zweck eines farbigen Zimmerschmucks in einer Weise erfüllen, die auch den verwöhnten Geschmack befriedigen muß. Die mir vorliegenden sechs Blätter bringen Böcklins köstliches „Im Spiel der Wellen“, Pighlens ergreifendes „Blind“; die nervöse und nervenreizende „Salome“ von Paufinger und Defreggers herziges Kinderköpfchen „Erna“. Dazu treten dann zwei der besten Bildnisse Stieler's, Goethe und Beethoven. Da das 37×50 cm große Blatt nur 4 M. kostet, ist die Anschaffung dieses wahrhaft künstlerischen Wandschmucks weitesten Kreisen ermöglicht. — Von Schwind ist nur ein Schritt zu Eduard von Steinle, d. h. wenn man diesem Künstler dort entgegentritt, wo er seine urdeutsche Natur so ganz mit Behagen auslebt. Steinle ist viel zu wenig bekannt; es wird sich an dieser Tatsache ja nicht allzuviel ändern, bevor nicht der Zeichner Steinle in größeren Sammlungen breiteren Volksschichten zugänglich gemacht wird. Ich durfte vor einigen Jahren bei dem Sohne des 1886 verstorbenen Meisters in den hohen Stößen der hinterlassenen Zeichnungen blättern, und war erstaunt über diese quellende Fülle von hohem Ernst und tiefem Humor, der aus diesen Blättern sprach. Steinle gehört als Dritter zu Schwind und Richter. Er steht dabei viel näher bei Schwind, hat aber diesem gegenüber eine ganz ausgeprägte persönliche Note: er ist feierlicher, schwerblütiger. Daß dabei auch der Maler Steinle, und auch in jenen Werken, nach denen er den Nazarenern zugesellt wird, viel höhere Beachtung verdienen würde, als sie ihm heute gemeinhin zuteil wird, ist zweifellos. Es wäre dringend zu wünschen, daß wir bald eine eingehendere Monographie über diesen Künstler erhalten würden. Einstweilen sei eine ausgezeichnete Veröffentlichung des Verlages Heinrich Keller in Frankfurt a. M. empfohlen, die acht bisher noch nicht veröffentlichte Zeichnungen und Aquarelle von Steinle in ganz vorzüglichen Wiedergaben bringt. Vor allem die mit Kreide auf Tonpapier gezeichneten und mit Lichtern erhöhten Blätter eigneten sich ganz vorzüglich zur Wiedergabe, und da außerdem das Format dem ursprünglichen fast gleich ist, ist man berechtigt, von Faksimiledruck zu sprechen. Auch der farbige Druck nach dem Aquarell „Wolfram von Eschenbach“ ist sehr schön. Diese Blätter umschreiben Steinles Lebensarbeit: Sage, Märchen, Geschichte, religiöse Malerei und Allegorie sind vertreten. Die Mappe kostet nur 2 M. und verdient nachdrücklichste Empfehlung.

Nur 1 M. kostet ein von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege im Verlag von Joseph Scholz, Mainz, herausgegebenes Heft über Hans Thoma, das außer einer guten Einleitung von Wilhelm Rosde 18 Reproduktionen nach Werken unseres so lieben Künstlers bietet. An die kernfesten Darstellungen aus dem Bauernleben schließen sich zwanglos einige symbolische Werke; das Heft wird beschlossen durch drei Proben der tiefreligiösen Kunst des Meisters. Aber eigentlich ist es unrecht, hier überhaupt Ehrenungen vorzunehmen: in all diesen Werken lebt derselbe Geist, und es ist immer der Geist deutschen Volkstums.

Nach diesen billigen Veröffentlichungen habe ich noch eines großen Prachtwerkes zu gedenken, auf das ich bereits vor einem Jahre beim Beginn

seines Erscheinens hingewiesen habe. Es ist die Sammlung „Gemälde alter Meister im Besitze des deutschen Kaisers“, herausgegeben von Prof. Dr. Paul Seydel unter Mitwirkung von Wilh. Bode und Max. J. Friedländer (Berlin, Rich. Bong). Dieses Werk erscheint in 24 Lieferungen zu 5 Mk. und liegt mir nun in der ersten Hälfte vor. Jede der Lieferungen umfaßt drei der bekannten großen (51×38 cm) Kupferdrucke und außerdem zahlreiche Abbildungen im Text. Es freut mich, hier feststellen zu können, daß dieser Text die hohen Erwartungen, die man an die Namen der drei hervorragenden Kunstgelehrten knüpfen durfte, in vollem Maße erfüllt. Es wird hier etwas ganz anderes geboten, als in den Textbeilagen zu den früheren Bong'schen Veröffentlichungen von „Werken klassischer Kunst“. Die Gelehrten geben eindringliche kunstgeschichtliche Würdigungen der Kunstströmungen und Künstler, die in den reichen Schätzen unseres Kaisers hauptsächlich vertreten sind. Vielfach, wie bei der Würdigung Cranach's, werden dabei ganz neue Ergebnisse groß angelegter Studien gebracht. Wenn die Mittel die Anschaffung erlauben, dem sei dieses Prachtwerk warm empfohlen.

Nicht so eigentlich mit der Kunst steht im Zusammenhang ein anderes groß angelegtes Lieferungswerk unter dem Titel „Die Welt in Farben“. Berlin-Schöneberg, Internationaler Weltverlag. Als erste Abteilung desselben kommen in 40 Lieferungen zu 1,50 Mk. Schilderungen aus Deutschland, Österreich-Ungarn, Italien und der Schweiz. Es ist keine systematische Anordnung im Texte, aber die in sich geschlossenen Plaudereien befriedigen durchweg. Der Nachdruck dieser Veröffentlichung liegt aber auf den Bildern. Jedem Heft sind drei farbige Kunstblätter beigegeben, die auf schwarzen Karton aufgelegt sind. Außerdem sind die Textblätter illustriert, so daß 270 Bilder das ganze Werk schmücken. Zum ersten Male ist hier die Photographie in natürlichen Farben in den Dienst eines vollständigen Unternehmens gestellt. Dreifarbenphotographie und Dreifarbenruck wirken hier zusammen, um eine sonst unerreichbare Deutlichkeit und Eindringlichkeit der Naturansicht zu vermitteln. Daß auch dieses Verfahren, das die größte Naturtreue zu gewährleisten scheint, Grenzen hat, liegt im Wesen der Photographie. Es ist der höchste Triumph der Kunst über alle Mechanik, daß jene selbst hinsichtlich der treuen Wiedergabe des Natureindrucks dieser überlegen bleibt. Doch die Untersuchung dieses Problems muß einer besonderen Betrachtung überlassen bleiben. Jedenfalls will diese Bemerkung nichts gegen den Wert und die Schönheit der vorliegenden Sammlung sagen. Jeder wird mit Freuden diese außerordentlich sorgfältig gearbeiteten Bilder von Naturansichten und Völkertypen betrachten, dankbar gedenkend froher Stunden, in denen er vielleicht selber an diesen Orten gewelt hat, oder sonst von stärkerer Wandersehnsucht erfaßt werden. Das Buch ist ein ausgezeichnetes Mittel, sich aus des Winters Enge hinauszuträumen in die schöne, reiche, blühende Natur.

In letzter Stunde treffen noch zwei Sendungen ein, die wenigstens erwähnt seien. Zunächst ist der oben ausgesprochene Wunsch nach einer Monographie über Steinle erfüllt durch Jos. Popp. Leider hat das bei Kirchheim, Mainz, erschienene Bändchen nur zwei Bilder (geb. 1,50 Mk.). — Dann seien Sanftängls Imperial-Photogravüren nach alten Meistern als herrlicher Wand-schmuck dringend empfohlen. Das Blatt kostet 10 Mk.



## Neue Rembrandt-Literatur

Der Feier des 300. Geburtstags Rembrandts, des tiefinnig Großen, haben wir einige Schriften zu danken, die einen dauernden Platz in der Bücherei des Kunstliebhabers verdienen. Obenan steht das noch im Erscheinen begriffene Lieferungswerk „Rembrandt in Bild und Wort“, herausgegeben von Wilhelm Bode und W. Valentiner (Rich. Bong, Berlin W. 57. 20 Lieferungen zu M. 1.50). Der Titel ist das einzige, was man allenfalls beanstanden könnte. Denn die Bilder sind von Rembrandt, die Worte aber nur über ihn. Aber freilich die Worte stammen wohl vom besten Rembrandtkenner. Bode zeigt in diesem weniger umfangreichen Text die dieselbe Kunst der Darstellung, das reiche Wissen, die vornehme Sachlichkeit wie in seinem großen achtbändigen Werke (Paris, Charles Sedelmeyer. M. 1000.—), das man mit Recht als das glänzendste literarische Denkmal bezeichnet hat, das je einem Künstler errichtet worden ist. Es bleibt bewundernswert, wie hier im kleineren Rahmen außer der Würdigung des Meisters und seiner Werke alles Historische behandelt wird. Die Einstellung in die Zeit, die Abwägung der Beziehungen zu den andern Künstlern ist vorzüglich gelungen. Dieser Text ist mit 90 Abbildungen geschmückt, die erläuternd und beweisführend hinzutreten. Dazu kommen aber dann als eigentlicher Bildschmuck 60 Kupferdrucktafeln mit den bedeutendsten Werken des Meisters. Das bei den großen Veröffentlichungen des Bong'schen Verlages („Alte Meister“ usw.) gut bewährte Verfahren des maschinellen Raster-Kupferdruckes ergibt hier im kleineren Format noch feinere Wirkungen. Die Blätter sind sammetweich im Ton, die Lichter zeigen eine schier unbegrenzte Fülle von Abstufungen. Wer die 30 Mark allmählich aufwenden kann, sollte nicht zögern, sich dieses Prachtbuch anzuschaffen. —

Derselbe Wilhelm Bode schenkte als weitere Gabe „Rembrandt und seine Zeitgenossen“ (Leipzig, E. A. Seemann. M. 6.—). Das ist eine Sammlung „von 23 Studien und Skizzen, von großzügigen Bildern und Kleinmalereien, von Übersichten über ganze Gruppen von Malern, und von Einzelschilderungen, von Charakteristiken und von Lebensbildern einzelner Künstler der holländischen und flämischen Malerschule“. Das Ganze ergibt eine Darstellung der niederländischen Malerei im 17. Jahrhundert. Ein schönes Buch, reich an neuen Ergebnissen und auch dort fesselnd, wo Bekanntes vorgetragen wird.

Auch wer das an erster Stelle genannte Werk erwirbt, sollte, wenn irgend möglich, die beiden Rembrandtbände aus den „Klassikern der Kunst in Gesamtausgaben“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; je M. 8.—) in seine Bücherei einstellen. Der früheren Sammlung der Gemälde hat der Verlag zum Rembrandtfezt die der Radierungen folgen lassen. 402 Abbildungen, die immer wieder besehen, studiert sein wollen, bis man sie schließlich so lieb gewinnt, daß ihre Betrachtung zum täglichen Bedürfnis wird. Hier ist zum erstenmal auch dem bescheidenen Geldbeutel die Möglichkeit geboten, den ganzen Rembrandt sein eigen zu nennen. In Hans Wolfgang Singer erblickt einem dabei ein guter Führer zum Verständnis Rembrandts als Radierer, als der er zweifellos der größte gewesen ist zu allen Zeiten.

Auch den bescheidensten Verhältnissen ist der Erwerb des kleinen Büchleins „Die Meisterbilder von Rembrandt“ möglich, in dem man 60 nach Sanftängls Aufnahmen angefertigte Abbildungen für 80 Pfg. erhält. Das Bänd-

chen ist das dritte von „Weichers Kunstbüchern“ (Leipzig, Wilhelm Weicher). Als Ergänzung bietet derselbe Verlag zum gleichen Preise eine kurze Biographie Rembrandts von Otto Sack. —

Im Rembrandtjahre mag wohl auch der Kalender im Zeichen des Einzigen stehn. Die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart bietet für 1 Mark einen „Rembrandt-Almanach 1906—1907“, den ich dringend empfehle. In schönen Abbildungen nach Rembrandts Werken treten Aufsätze von Seyd, Muther, Scheffler, Beth, alle voll starken Empfindens für die Rechte der Gegenwart. Zwei schöne Gedichte von Hendell und Schaulal geben feierlichen Ein- und Ausklang. R. St.



## Johanna Beckmann

Wir zeigen heute unseren Lesern mit den drei Silhouettenbildern Johanna Beckmanns eine nach ihrer ganzen Art anspruchslose und, wenn man will, kleine Kunst, die aber darum der Eigenart nach Technik und Stimmungswert und auch der Tiefe im Gehalt durchaus nicht entbehrt. Seitdem Philipp Otto Runge in Hamburg zu Beginn des 19. Jahrhunderts seine eigenartigen Blumen-Silhouetten geschnitten hat, ist die zu einer bloßen Spezialität hinabgesunkene Silhouettenkunst in dieser außerordentlich reizvollen Weise nicht wieder geübt worden. Selbst Paul Konewka oder Otto Böhler zeigen nicht solche Fülle, und vor allem wirken ihre Arbeiten nicht so mit dieser eigenartigen Technik bis ins Innerste verwachsen. Die Ausschneidekunst verzichtet auf die Mehrzahl der Darstellungsmittel und begnügt sich mit der Umrißlinie der Erscheinungsform. Es ist klar, daß dieser Verzicht auf zahlreiche Ausdrucksmittel, die der einfachsten Zeichnung noch zu Gebote stehen, nur dort sich innerlich rechtfertigen läßt, wo der dargestellte Stoff oder die angestrebte Empfindung mit den Umrißlinien nicht nur ausreicht, sondern im Sinne höchster Stillifierung gerade so besonders herausgeholt wird. Bei den beliebten Schattenbildern Böhlers, in denen er ja mit Vorliebe Künstler darstellt, wird man das Gefühl einer außerordentlichen Kunstfertigkeit nicht los; man denkt so sehr an das Handwerkliche, an die technische Leistung, daß man darüber zum eigentlich künstlerischen Genuß nicht kommt. Allenfalls empfindet man die karikaturistische oder derb humoristische Wirkung. Solange man aber bei einem Kunstwerke vor allem den Wert darin erkennen muß, daß es unter schwierigen Verhältnissen geschaffen worden ist, haben wir es mit einer Spezialität zu tun.

Johanna Beckmann hat sich mit sicherem Instinkt zuerst an die Gräser gehalten, deren höchster Reiz, wie das auch Ruskin einmal sehr schön hervorhebt, nicht in der Färbung, sondern gerade in dem mannigfaltigen und zitterigen Linienpiel beruht. Diese unendliche Mannigfaltigkeit und geradezu nervöse Leichtigkeit der Linienführung tritt aber in dieser einfachen Schwarzweißkunst viel charakteristischer hervor, als in irgend einer anderen darstellerischen Technik. Wir spüren hier, daß lediglich die Umrißform für die Lebenserscheinung charakteristisch ist. Mit derselben instinktiven Sicherheit erfaßt die Künstlerin den



herrlichen Formenreichtum, den der kahle Baumzweig zeigt, oder der Zweig, der eben Knospen treibt und diese gerade sich aufschließen läßt. Man muß zugestehen, daß für diesen Zustand an Baum und Strauch die Farbe geradezu gleichgiltig ist gegenüber der Form.

Es gehört zu einer solchen Kunst eine unendlich liebevolle Verfertigung in das Kleinleben der Natur. Man muß an jene Welt Jean Pauls denken, die ihr Glück in dem Sich-verkrümmeln in die Aderfurche sieht, in dem sorgfältigen Sich-an-schmiegen an die Erde, so daß das vielgestaltige Gräservöll bereits über einem zusammenschlägt und die Büsche mit ihrem Laubwerk schon das Himmelstach bilden. Und da kommt dann natürlich zu Gras und Zweig noch Käfer und Schmetterling hinzu, und der kleine Vogel ist bereits das Großtier in solcher Umgebung. In diese Gesellschaft gehört dann als Märchenheld der Wichtelmann hinein, und braucht's noch die Menschen dazu, so sind's natürlich die Kinder. Auch in Kindergeächter hat das Leben ja noch nicht mit Furchen seine Charakteristik geschrieben, auch bei ihnen ist eigentlich der Gesamtumriß der Erscheinung das Charakteristische. So baut sich da eine kleine Welt zusammen, für die diese Form der Wiedergabe die natürlichste künstlerische Aussprache ist. Aber es liegt ja auch in allem Kleinen bereits der Keim des Großen. Wie der Taupfen ein Abbild der Welt umschließen kann, so offenbart dem sinnigen Gemüt dieses kleine Leben der Natur in sinnvollen Kleinigkeiten ein gutes Stück Weltweisheit und eine nur im Format und in der Ausdrucksart kleine, im Gehalt aber recht weitgehende Weltanschauung.

Johanna Bedmann besitzt die merkwürdige Gabe, in geschmackvollen Verslein mit einem starken Einschuß stillen Humors mitzutheilen, was ihr die ihr so vertraute Kleinwelt der Natur bedeutet. Was ihre Wichtelmännlein und Kinder erleben, und was sie bei Gräsern und Baumzweigen sieht, wird Lehre und Vorbild auch für die körperlich größten Menschenkinder. Dabei handelt es sich hier um ein Stück Allkunst, d. h. man merkt es diesen Blättern an, daß nicht etwa für irgend einen Gedanken nachher ein bildnerisches Symbol gesucht wird, sondern daß beides gleichzeitig entsteht. Die Künstlerin ist ein Menschenkind, das so ganz in dieses Wald- und Blumenleben eingedrungen ist, ist ein so gläubiges Kindergemüt, daß diese ganze Art der Mitteilung niemals den bei der Häufung solcher Bilder sonst unvermeidlichen und recht unangenehmen Beigeschmack des überlegenen Spiels aufkommen läßt. Die Natürlichkeit des echten Märchens, die unseren Kunstdichtern fast immer versagt ist, lebt in den Blättern, und wir machen dieselbe Erfahrung, wie wir sie beim echten Märchen machen, daß Kinder wie Erwachsene mit dem gleichen Entzücken diese künstlerischen Gaben in die Hand nehmen. So weiß ich kaum reizvollere Festgeschenke für den Weihnachtstisch als Johanna Bedmanns Bücher. Es liegen mir deren vier vor: „Jedem das Seine“ — vorzüglich Kinderdarstellung — (3 M.), „Storch und Frauenfrage“ — dieses nur für Erwachsene voll genießbar — (2 M.), „Natur“ — hauptsächlich Baumzweige und Blumen — (5 M.) und endlich „Wichtelmännchen“ — ein ganz kostbares Märchenpiel, das der Verfasserin Können am vielseitigsten zeigt — (6 M.). Die Bücher sind in geschmackvoller und gediegener Ausstattung im Verlage von Martin Warnke in Berlin erschienen. St.





In Reih und Glied durchschritten sie  
Die Tannen und die Tännchen.  
So vornehm sah man sie noch nie,  
Die wichtigen Wichtelmännchen.

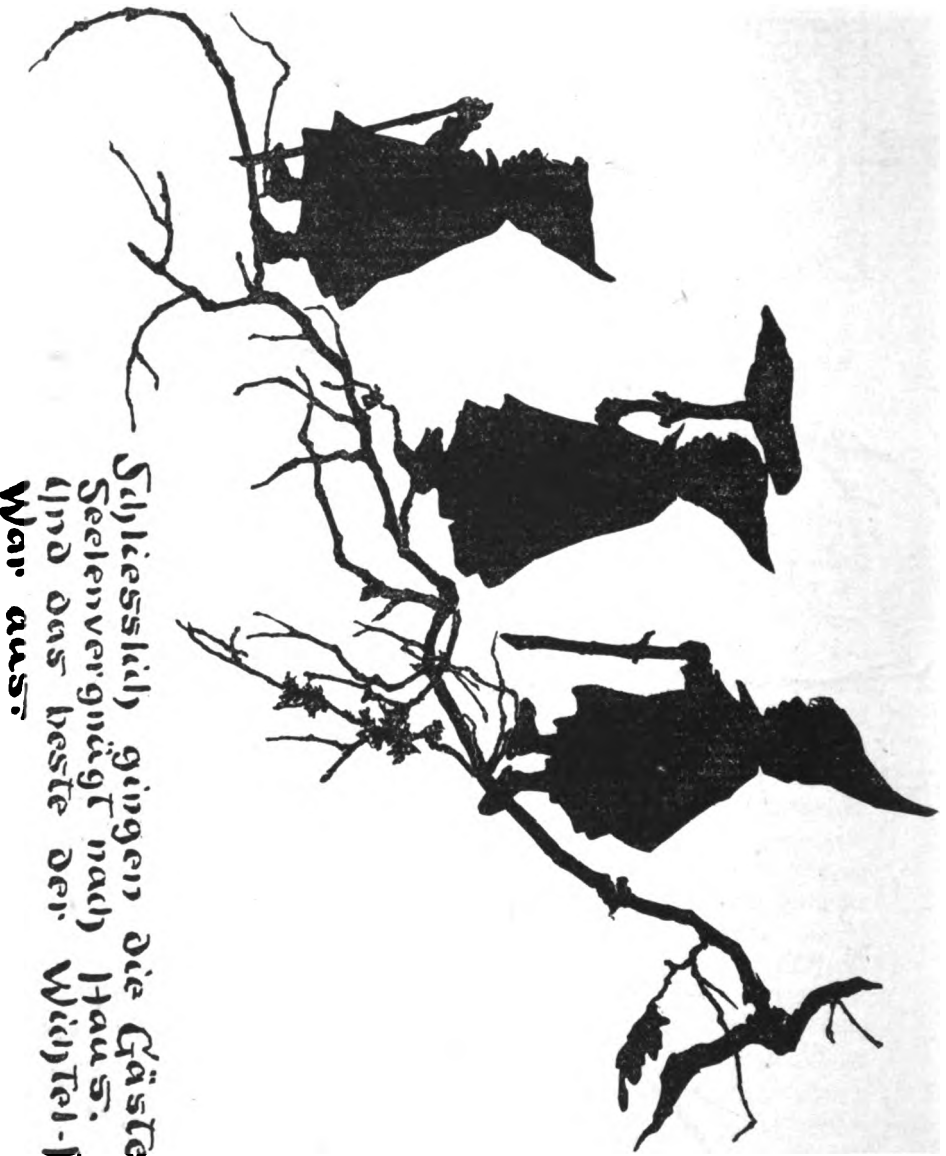
Wetter-Männlein mit Bedacht  
Hat sein Schirmlein mitgebracht.  
Nämlich, nach Natur-Beschluss  
Naht sich dann kein Regenguss.



Und der Kaffee  
Schmeckt ihnen  
Prächtigt,  
Schon sinkt  
Die Sonn'  
Im West,

Und sie essen  
Beide bedächtigt  
Den letzten  
Kuchen - Rest. -

Aus Johanna Beckmanns „Wichtelmännchen“, Verlag von M. Warneck in Berlin



Schliesslich gingen die Gäste  
Seelenvergnügt nach Haus.  
Und das beste der Wirtel-Feste  
War aus.

Aus Johanna Beckmanns „Wirtelmännchen“, Verlag von M. Warnock in Berlin



## Händel und die Gegenwart

Von

Dr. Karl Stordt

**E**s haben in diesem Jahre zwei Händelfeste stattgefunden. Das eine im Mai zu Mainz, das andere jetzt, Ende Oktober, in Berlin. Mainz ist seit einer Reihe von Jahren der Vorort der Pflege Händels in Deutschland. Fritz Volbach hat sich die Aufgabe gestellt, die theoretischen Erkenntnisse des großen Händelbiographen Chrysander in lebendige Musikübung umzusetzen. Er hat in seinen Aufführungen bewiesen, daß Chrysanders Grundsätze für eine erneute Pflege Händels alles in allem berechtigt waren. Vor allem not tut eine Verdeutschung nicht bloß dem Sinne nach, sondern überall getreu folgend der Musik; denn Händel war Ausdruckskomponist des Wortes, der mit peinlichster Sorgfalt sich an den Text hielt. Ebenso selbstverständlich ist die Forderung, daß Händels Werke mit einem Orchester aufgeführt werden müssen, das in seiner Stärke und Zusammensetzung dem entspricht, was der Komponist verlangt hat. Nur so kann der große Orchesterkünstler zu seinem Rechte gelangen, nur so vor allem entsteht ein richtiges Verhältnis zwischen der ungeheuren Chormasse und dem Begleitkörper. Und auch die dritte Grundforderung Chrysanders erwies sich als berechtigt, nämlich, daß die gesanglichen und orchestralen Melodiegänge jene Bereicherung durch Verzierung und Ausschmückung erhalten müßten, die Händel sich unbedingt gedacht hatte, die er aber nicht schriftlich niederlegte, weil zu seiner Zeit jeder Sänger und jedes Orchestermitglied von selbst diese Verzierungen vollzog. Nur wird gerade in diesem letzten Falle eine Treue gegenüber dem Buchstaben nicht angebracht sein; wir Heutigen haben nicht nur das Verhältnis, sondern auch das Verständnis jener wunderbaren formalen Musikschönheit verloren, die das Wesen des altitalienischen Kunstgesangs und damit auch des im gleichen Stil gehaltenen Instrumentalspiels ausmachte. Für uns ist zum wenigsten ausschließlich Zierat geworden, was

für das Empfinden jener Zeit, der die Beherrschung all dieser technischen Fähigkeiten Grundbedingung jeder künstlerischen Reproduktion war, Ausdruck bedeutete. Man wird also hier nicht ausschließlich von geschichtlichen Gesichtspunkten ausgehen können, sondern vor allem den Geist Händels für uns lebendig zu machen bestrebt sein müssen.

In Mainz ist durch den genannten Dirigenten in dieser Hinsicht viel Gutes geschaffen worden, und auch die zunächst Widerstrebenden und an der in Deutschland durch besondere Verhältnisse in entgegengesetztem Sinne gehaltenen Überlieferung Festhaltenden haben sich überzeugen lassen, daß diese Chrysandersche Form der Wiedergabe Händelscher Werke für manche von ihnen die Wiederbelebung für den heutigen Konzertsaal bedeutete. Darüber hinaus ist es ja selbstverständlich, daß für eine Stadt in der Größe von Mainz die Veranstaltung einiger großer Händelaufführungen etwas aus dem gewohnten Betriebe so gewaltig Herausragendes ist, daß mit der außerordentlichen Anspannung aller Kräfte auch die erhöhte Feiertagsstimmung eines ungewöhnlichen Kunstgenusses sich einstellt. Also den Mainzer Händelfesten alle Anerkennung und der Wunsch, daß sie sich zu einer dauernden Einrichtung unseres Musiklebens entwickeln mögen.

Demgegenüber fehlte dem Berliner Händelfeste alles Festliche. Das waren vier Konzerte an vier Tagen innerhalb der gewohnten Menge von zwei Duzend Konzerten, ohne alle jene Eigenschaften, die erst ein Fest ausmachen würden. Solcher Oratorienaufführungen, wie sie hier geboten wurden, finden in jedem Winter ein Duzend statt, und die Solistkonzerte unterschieden sich von anderen „Elite“konzerten nur dadurch, daß sämtliche Kompositionen von Händel waren. Vor allem aber fehlte jegliche Einwirkung auf das breite Volk, jeglicher ausgesprochene Festescharakter.

Man muß bei solchen Veranstaltungen genau wissen, was man will. Man darf von dem Feste eines großen verstorbenen Künstlers nur reden, wenn man damit Kulturzwecke verbindet, die weiter gehen als die Absicht, einmal eine besonders große Masse von Musik eines bestimmten Meisters gut aufzuführen. Bei Händel heißt diese Frage einfach: Inwieweit bedeutet Händel einen lebendigen Wert für das Kunst- und Kulturleben unserer Zeit, und wie können wir die so erkannten Werte für unser Volk fruchtbar machen?

Diese Frage ist bei Händel viel notwendiger, als bei Joh. Seb. Bach. Die Grundlagen für ihre richtige Beantwortung sind auch viel verwickelter.

Daß wir überhaupt auf dem Gebiete der Musik bei zweifellos genialen Künstlern eine derartige Frage stellen müssen, die bei den genialen Schöpfern auf anderen Kunstgebieten eigentlich kaum möglich ist, liegt an der merkwürdigen Erscheinung, daß die Wirkungsmöglichkeiten der Musik zeitlich verhältnismäßig eng umgrenzt sind. Goethes Definition des genialen Wertes als eines solchen, das dauernde Wirkung zu üben imstande sei, ist für die Musik zu scharf; denn hier ist ein so merkwürdiger Wechsel, ja eine so völlige Umwandlung der Art des Ausdrucks, also der sinnlichen Mitteilungs-

weise des Kunstwerks, daß im Laufe der Zeit einfach die Vorbedingungen für die sinnliche Aufnahme dieser Kunstwerke verloren gehen. Es fehlt der Musik jenes Stoffliche, das für alle Zeiten eine immer geltende und immer verstandene Bedeutung hat, so daß sich dann hier dauernd die Grundlage bietet, von der aus wir auch in das innere Leben der betreffenden Kunstwerke einzubringen vermögen. So kommt es, daß z. B. auch die vollkommensten Werke der kontrapunktisch polyphonen Musik, also selbst die Schöpfungen Palestrinas, Orlandos di Lasso und Josquin Deprés auf unsere heutige Zeit den Eindruck des Fremdartigen machen. Nur unter ganz günstigen Vorbedingungen — etwa im kirchlichen Gottesdienste — können wir diese, unter anderen Verhältnissen als alt und veraltet wirkende Kunst als lebendige Aussprache eines uns wirklich ergreifenden Seelenlebens empfinden. Nur aber wo diese lebendige Wechselwirkung einzutreten vermag, ist eine echte Kunstwirkung möglich; und zwar das zuallermeist bei der Musik, weil es sich hier ja so ganz um die innenliegenden seelischen Werte handelt, weil uns hier das Stoffliche gar nichts bietet und auch die formale Kunstleistung nur dem sachmännisch geschulten Ohr aufgehen kann.

Es handelt sich also bei alten Musikwerken immer nur um die Frage: Vermögen wir diese Werke noch so zu hören und zu empfinden, daß sie uns nicht als altertümliche Sonderbarkeiten anmuten, sondern als der überzeugende Ausdruck eines reichen seelischen Lebens zu unseren Herzen, unseren Sinnen sprechen? Die Frage wird dort brennend, wo die Werke in einer anderen Stilart geschrieben sind. Denn im Gegensatz zu den bildenden Künsten, ja auch über das für die Dichtung geltende Verhältnis hinaus, vertragen wir in der Musik immer nur unseren Stil. In Einzelheiten kann da natürlich die größte Verschiedenheit herrschen, aber die harmonische Grundlage, der Gesamtcharakter der Melodiebildung und der Stimmführung muß auf den gleichen Gesetzen beruhen. Bach wie Händel stehen hier auf der Grenze zweier Zeiten, und in der Hinsicht sind sie sich ganz verwandt, daß in ihrer Musik die Stilelemente der Vergangenheit, die in der kontrapunktischen Polyphonie der Niederländer und Palestrinas am klarsten dasteht, und die der bis auf uns herabreichenden Gegenwart nebeneinander wirksam sind. Ja man kann sagen, daß, wenn für diese beiden Künstler die Vergangenheitselemente zunächst uns Heutigen den naiven Kunstgenuß erschweren, nach einigem Hineinhören gerade die Mischung einen ganz besonderen sinnlichen und auch seelischen Reiz ausübt. Es kommt durch dieses Leben in zwei Zeiten etwas in diese Musik, was ihren höchsten Schöpfungen etwas Zeitloses, über den Zeiten Stehendes gibt.

So sind es also bei diesen beiden Meistern weniger formale als geistige und seelische Werte, die für die Lebens- und heutige Wirkungsfähigkeit ihrer Werke entscheidend sind. Eine Einschränkung für Händel haben wir ja schon oben erwähnt; aber es darf nicht verkannt werden, daß in dieser Hinsicht die Fähigkeit des vollen Genusses dieser Kunst mit der erneuten Übung sich wieder einstellen kann. Denn an sich stellt das Ideal



der 'altitalienischen Gesangskunst einen Ewigkeitswert dar. Die vollkommene Beherrschung der menschlichen Stimme nach jeder Richtung hin, sowohl was Tonbildung und Tonfärbung wie Tongewandtheit betrifft, bleibt für alle Zeiten das Ideal des Gesangs. Denn nur durch diese vollkommene Beherrschung der Stimme als Instrument wird sie in den Stand gesetzt, ein vollkommenes Ausdruckswerkzeug zu sein. Das Unkünstlerische in der älteren italienischen Musik liegt nur darin, daß diese Stimmbeherrschung zum Zweck erhoben wurde und nicht Mittel zum Zweck blieb, daß also diese ganze Kunst den Charakter der bloßen Virtuosität erhielt. Hier aber hat gerade Händel die außerordentliche Bedeutung, daß er an die Stelle der Virtuosität die Ausdruckskunst setzte. Erst wenn unsere Sänger wieder die Fähigkeit erlangt haben werden, so ideal schön zu singen, werden sie mit diesen Ausdrucksmitteln rechnende Kompositionen wirklich treu vortragen können, und dann wird sich wohl auch bei den Kunstgenießenden wieder die Fähigkeit, eine solche Kunst wirklich innerlich zu erfassen, von neuem einstellen. Also diese Seite der Händelschen Kunst ist gerade vom höchsten Gesichtspunkt der Dauerwirkung aus kein Hindernis für ihre lebendige Kraft, und es gilt auch für Händel in vollem Maße, was für Bach längst erprobt ist, daß die Formengebung seiner Musik an sich kein Hindernis für ihre Neu belebung bildet. Was hier als altertümlicher Formelstam wirkt, ist zu überwinden, weil die Gesamteinstellung unseres Musikhörens derjenigen nicht entgegengesetzt ist, die Händel voraussetzt, und seine Musikform von uns noch als lebendig musikalisch empfunden werden kann.

Joh. Seb. Bach gegenüber erleben wir den von Tag zu Tag wachsenden Einfluß auf die Gegenwart. Man darf es ruhig sagen, daß seine Werke niemals in diesem Maße Volksgut gewesen sind wie heute; und dabei stehen wir erst in den Anfängen dieser Bewegung, die sicher schon in den nächsten Jahren noch eine außerordentliche Steigerung erleben wird. Noch ist ja der Goldhort seiner Kantaten kaum recht erschlossen. Wir fühlen es heute alle, daß gerade für jenes religiöse Empfinden, das für unsere heutige Zeit die Rettung der religiösen Lebenseinstellung bedeutet, Bach den höchsten künstlerischen Ausdruck geschaffen hat. Die Überwindung aller einengenden Kirchlichkeit, nicht durch Verächtlichmachung oder Bekämpfung des Kirchlichen, sondern durch das Ergreifen und Durchbringen des ganzen Lebens mit Religiosität hat Bach uns gebracht. Der Begriff der Gotteskindschaft, in der der einzelne Mensch sein ganzes Sein und Tun in Beziehung setzt zum Ewigen, ist in Bachs Kunst tatsächliches Leben geworden. Und gegenüber dieser Religiosität, die den Ewigkeitsgehalt alles dessen, was unter Religion verstanden werden kann, losgelöst von alledem, was ihn einengt, darbietet in einer durch ihre absolute Schönheit unüberstehlichen Form, verschwindet das Gefühl, daß dieser Kunst jemals Wirkungsgrenzen gesetzt sein könnten.

Die Betrachtung Händels drängt sich immer in dieser Form der Parallele zu Bach auf. Können wir von der Gesamtkunst Händels das-

selbe sagen wie von dieser Kunst Bachs? Nein. Der größte Teil der Werke Händels kann Ewigkeitwirkung nicht besitzen, weil diese Werke als Zeitkunst geschaffen worden sind. Händels Kunst ist immer Zweckkunst, im Gegensatz zu der Bachs, die naive Kunst ist. Nur dort, wo sie dauernd gültigen Zwecken diene, kann für Händels Kunst dasselbe Verhältnis eintreten, das für die ganze Kunst Bachs gilt. Händel war im Gegensatz zu Bach Mann der Welt, eine Eroberer- und Herrschernatur. Händel wollte in seiner Zeit herrschen, Macht ausüben; das Mittel dazu war ihm seine Kunst. Bachs Kunst ist entstanden unabhängig von aller Zweckbestimmung. Weit aus dem größten Teil seiner Werke hat Bach nie zur Aufführung gebracht; er hat sie geschaffen aus dem inneren Drang, schaffen zu müssen, im Grunde ohne Aussicht oder Rücksicht auf ihre Aufführungsmöglichkeit. Bach hat seine Riesenwerke in der Abgeschiedenheit seines Kantordaseins geschaffen; um die Welt hat er sich noch weniger gekümmert, als die Welt um ihn. Händel dagegen hat von seinen frühesten Jünglingsjahren an danach gestrebt, ein König im Reiche der Musik zu werden, ein König, der Herrschaft ausübt. Wer in der Kunst so unbedingt die Wirkung auf den Tag ausüben will, muß mit jenen Mitteln arbeiten, auf die der Tag hört. Zu Händels Zeit war die musikalische Form, der die Masse sich beugte, die Oper. Er hat durch dreieinhalb Jahrzehnte hindurch in dieser Form der italienischen Oper geschaffen. Er hat seine Riesenkräfte einer Gattung gewidmet, die in sich eine künstlerische Lüge bedeutet. Er hat das Beste in dieser Gattung geleistet, was in ihr geleistet worden ist; er hat vor allen Dingen in ihr die Wahrheit seines Künstlertums sich erhalten. Aber das vermag nicht dagegen aufzukommen, daß die Gattung, um die er sich mühte, in sich unlebensfähig war, daß sie versinken mußte, sobald der Welt die innere Unwahrheit und damit Unlebensfähigkeit derselben ersichtlich wurde. Dabei war es die Entwicklung zum Guten, die die Verdammung jener Gattung erheischte. Wohlverstanden, Händel hat geirrt, er hat nicht betrogen. Er hat das Beste, was er jeweils als Musiker zu geben hatte, in dieser Kunstgattung niedergelegt. Es ist ja gerade das Verhängnis der Form der Oper, daß der Musiker so leicht für sich vollkommen wahr in einem Kunstwerke sich ausleben kann, das durch seine Gesamthaltung als dichterisch dramatisches Werk verloren und unwahr ist.

Es ist hier in diesem Zusammenhang nicht der Ort, den Entwicklungsgang der strahlenden Persönlichkeit Händels, die unvergleichliche Arbeitsleistung dieses Kraftgenies darzustellen. Es steht in der Kunstgeschichte einzig da, daß ein Künstler nach vierzigjähriger riesenhafter Produktivität eigentlich überhaupt erst sich die Kunstform schafft, in der er seine Persönlichkeit voll ausleben, in der er die Ewigkeitswerte seiner Kunst niederlegen kann. Daß dann ein solcher, bereits dem Greisenalter nahestehender Künstler in diesem Lebensalter, wo selbst bei einem Goethe das Nachlassen der schöpferischen Kraft wahrnehmbar ist, noch eine schon durch den Umfang erstaunliche künstlerische Tätigkeit zu entfalten vermag, ist gleichfalls

ohne Seitenstück. Als Sechziger und Siebziger zeigt Händel eine eher noch gesteigerte Arbeitskraft, ein noch gehobenes Schöpfungsvermögen gegenüber dem Jüngling und dem Manne. Wenn bei einem Künstler, so drängt sich uns ihm gegenüber die Wahrheit des Goetheschen Wortes auf: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“ Denn Händels ganzes Leben war Streben gewesen. Ein Streben unter Bemühung aller ihm in so überreichem Maße verliehenen Kräfte, und wenn er es erfahren hat, daß der Mensch irrt, solange er strebt, so erfüllte sich doch auch an ihm die Verheißung der Erlösung, der Erlösung für ihn selber durch die Kunst, und in seiner Kunst die Erlösungskraft für alle Zeiten. Diesen Höhepunkt in der gesamten Kunstentwicklung erreichte Händel in seinen Oratorien, denen wir eine besondere Betrachtung widmen wollen.



## Zum Lorzing-Denkmal

**N**un prangt auch Lorzing in unserem immer steinerne werdenden Tiergarten als stolzes Monument. Bei der instinktiven Sicherheit, mit der bei uns die für die jeweilige Aufgabe ungeeignetsten Künstler damit betraut werden, ist Lorzing Eberleins Schaffenswut zum Opfer gefallen. Es ist fast selbstverständlich, daß auch diese Eberleinstatue ein Participium præsens ist. Wie er Goethe sterbend, Michelangelo den Herkulestorso betastend dargestellt hat, so mußte Wagner und jetzt auch Lorzing komponierend erfasst werden. Das Komponieren geht dabei so leicht wie bei Eberlein das Bildhauern: man nimmt einen Bogen Papier und schreibt. Von wegen der Feierlichkeit blickt man erhaben in die Höhe. Am Sockel werden dann einige Figuren angelebt, natürlich je nach Größe des vorhandenen Fonds. Beim Lorzingdenkmal sind es Allerweltsputten, wie sie ein rechter geschäftiger Bildhauer massenweise im Vorrat hat.

Doch wozu der Spott. Es kommt ja schließlich auf ein verfehltes Denkmal mehr auch nicht an. Wichtiger ist mir dabei ein anderes: man verliert bei uns immer mehr die richtige Einstellung zu Lorzing selbst. Man hätte sonst wohl auch kaum daran gedacht, dem mit Recht so bescheidenen Künstler ein so großes Denkmal zu setzen. Daß auf eine lange ungebührliche Unterschätzung nun eine Zeit der Überschätzung folgt, könnte man ja schließlich als ausgleichende Gerechtigkeit hinnehmen, aber auf diese Weise geht unserem Musikleben ein gefunder Anregungswert verloren. Die Festreden und Festartikel, die Prologe bei einigen Festvorstellungen bezeugten diese ganze falsche Einstellung. Es ist ebenso verkehrt, Lorzings ganze Art emporzuschrauben, wie es übertrieben ist, ihn zum ausgesprochenen Verkünder deutscher Art zu stempeln. Ich glaube, das gewiß tragische Ende Lorzings hat hier die Röpfe verwirrt. Daß es ihm nach einer sonst leidlich verbrachten Lebenslaufbahn zum Schluß so erbärmlich schlecht gegangen ist, daß er sich tatsächlich so halb aus der Welt heraus hungern mußte, verleiht seinem sonst so gut bürgerlich und spießrisch harm-

los verlaufenen Leben etwas von tragischer Heldenhaftigkeit. Es liegt mir nichts ferner, als Lorzsing verkleinern zu wollen, und am allerwenigsten möchte ich die Achtung antasten, die die brave Tapferkeit, mit der er den argen Lebensnöten gegenüber standhielt, jedem abnötigen muß. Aber Lorzsing wächst nicht durch die tragische Gebärde, die man ihm verleihen will. Sein höchster Wert auch als Persönlichkeit liegt gerade in diesem tüchtigen und schlichten Mannestum, mit dem er als wackerer Arbeiter für sich und die Seinen gegen die Not ankämpft. Darüber ist keinen Augenblick Zweifel möglich, daß für Lorzings Empfinden auch die Kunst ein bürgerlicher Beruf war. Er wußte durchaus, daß er mit seiner Kunst auf dem Boden des Alltags stand, und wenn ihn die poetische Stimmung ins bunte Reich der Romantik verlockte, so nahm er sich zur Sicherheit seine vertrauten lustigen Gesellen aus dem Alltagsleben mit. Das romantische Reich wurde dadurch zwar wesentlich alltäglicher, aber dafür auch blutvoller und gesunder. Und wie mit dem Leben war's mit der Kunst Lorzings. Man macht darum heute viel zu viel her, man hat z. B. in der Berliner Königlichen Oper einzelne Werke Lorzings zur Entfaltung eines in dieser Verbindung geradezu lächerlichen Prunktes benutzt, so den „Waffenschmied“. Bei der „Ardine“ ist diese Prunktentfaltung ja allenfalls erklärlich. Man darf sich durch den außerordentlich breiten Umfang, den Lorzings Werke im deutschen Bühnenspielplan einnehmen, nicht den Blick für ihre künstlerische Bedeutung trüben lassen. Lorzings Werke werden dreimal so oft aufgeführt als die Mozarts. Vom Standpunkt einer hochstrebenden Kunstpolitik aus müßte man die sich hier äußernde Überschätzung tief beklagen. Ich bin davon weit entfernt, weil ich diese Erscheinung immer vom Gesichtspunkt der praktischen Kunstpolitik aus betrachte. Ich sehe in dieser starken Pflege Lorzings den Versuch, gegenüber der gewaltigen Welt Richard Wagners ein Gegengewicht zu schaffen. Ich halte dieses Gegengewicht für notwendig, nicht für die Entwicklung der Kunst, bei der die Pflege einer intimeren, feinen Kunst den erwünschten Gegensatz darstellen würde, aber vom Standpunkt der Kunststerziehung und Kunsterhaltung. Ich habe es in diesen Blättern oft genug ausgeführt, daß, wenn wir gegenüber dem künstlerischen Hochland nicht ein breites, gesundes künstlerisches Mittelland anbauen, wir unbedingt immer mehr in den Sumpf geraten. Beweis dessen ist die beängstigende Steigerung seichtester Operetten- und Poffenmusik. Die Menschheit braucht nicht nur die Sonn- und Feiertage, sondern auch am Werktag den Feierabend. Für diesen Feierabend, die gesunde Erholung bei harmloser Fröhlichkeit, ist Lorzing auf dem Gebiete der Oper geradezu das Vorbild. Er hat das selber deutlich gefühlt und hat mit seiner Kunst ganz offenbar nichts anderes angestrebt, als eine solche schöne und harmlose Unterhaltung. Es wäre ein Glück, wenn er mit dieser bescheidenen Selbsterkenntnis auch auf die Schaffenden vorbildlich einwirkte. Groß ist bei diesen die Zahl der Verstiegenen. Wir bekommen ja überhaupt keine einfache Unterhaltungskunst mehr, weil die Künstler glauben, sie verrieten damit die Kunst, wenn sie derartiges schaffen. So haben wir neben der großen Zahl derer, die daran verbluten, daß sie weit über ihre Kräfte hinaus nach der Höhe streben, die leider auch recht große Zahl jener, die sich mit zynischem Lachen prostituieren. Die Tatsache, daß von Lorzing nach zwei Menschenaltern noch so viele Opern lebendig im Spielplan sind, wie sonst nur von Mozart und Wagner, sollte allen Kunstbesessenen zu denken geben. Dieses Verhältnis zeigt die volle Berechtigung dieser Gattung; es bezeugt, daß ein Künstler auch in diesem be-

scheidenen Rahmen dauernde segensreiche Wirkung ausüben kann. Die Grundlage, auf der derartige Werke entstehen können, ist, daß die Künstler sich mit echter Bescheidenheit genau der Grenzen bewußt sind, die ihrem Talente — von Genie ist hier nicht die Rede — gezogen wird, daß sie es dann nicht versuchen, durch äußere Pracht, durch technischen Prunk und den Aufwand großer Mittel über den zu geringen Gehalt hinwegzutäuschen, sondern alle Kraft darauf anwenden, dem engen Rahmen entsprechend, wirklich tüchtig zu schaffen. Dann werden wir die Volksoper erhalten, deren unsere Zeit so dringend bedarf.

R. St.



## Weihnachtsmusik

Ich habe diese Zeit des Jahres gar lieb; die Lieder, die man singt“. Die Worte, die Goethe früh am Christtag des Jahres 1772 an seinen Freund Kestner schrieb, haben heute noch für jeden Deutschen Geltung. Nicht der Mai, die Weihnachtszeit ist die beste deutsche Singezeit. Der altertümliche Schatz an Weihnachtsliedern ist allerdings so reich, daß es neuen sehr schwer fällt, sich einzubürgern, und so bilden neue Sammlungen und Bearbeitungen der alten Weihnachtslieder einen regelrecht wiederkehrenden Artikel des Weihnachtsbüchermarktes. — Auch in diesem Jahre habe ich auf zwei derartige Veröffentlichungen hinzuweisen. Ein bei Bote & Bock, Berlin erschienenenes Weihnachtsalbum bringt in einer einfachen, auch von Kindern spielbaren Bearbeitung 20 der beliebtesten Weihnachts- und Neujahrslieder (1,50 Mk.) und scheint mir für den Zweck besonders gut geeignet. — Das Weihnachtsalbum, das Hermann Wesseler im Verlag von Bernhard Tormann, Münster i. W. (1 Mk.) veröffentlicht, ist ganz vom praktischen Gesichtspunkt aus zusammengestellt und wird vor allen Musiklehrern oder jenen Häusern, in denen verschiedene Mitglieder musikalisch tätig sind, willkommen sein; denn die hier mitgeteilten 39 Weihnachtslieder sind, manche mehrmals, in verschiedenen Bearbeitungen: sehr leicht, leicht, mittelschwer und vierhändig dargeboten.

Wertvoller als diese Neuauflagen, die ja schon genug Vorläufer haben, sind einige Versuche zur Wiederbelebung des Krippenspiels. Da ist zunächst „Die heilige Nacht“, ein Weihnachtsspiel mit Musik in einem Aufzuge, nach Fragmenten eines uralten oberbayerischen Krippenspiels gedichtet und komponiert von Jakob Gruber (Düsseldorf, L. Schwann, 1 Mk.). Das wird sich vor allen Dingen für Schul- und Vereinsaufführungen eignen. Der Text ist urwüchsig und treuherzig, allerdings ein bißchen sehr bayrisch, doch läßt er sich auch anderen Gegenden akklimatisieren. Die Musik ist gefällig und läßt neben dem Sirtentumcharakter auch die feierlichen Klänge nicht zu kurz kommen. — An die Aufführung in der Kirche, ohne Szene, aber unter Mitwirkung der Gemeinde denkt das vollständige Weihnachtsoratorium „Euch ist heute der Seeland geboren“ von Erwin Degen (Karlsruhe, J. J. Reiff). Das ist ein sehr beachtenswerter Versuch, das Oratorium wieder in den Gottesdienst einzuführen. Die biblischen Worte, Dichtungen im Geiste und in der Tonart der Bibel und Choräle sind hier aneinandergesetzt. Zu einfach gehaltenen Solostellen treten Frauen-, Männer- und gemischte Chöre, das Ganze wird zusammengehalten durch die von der Gemeinde zu singenden Choräle. Im Notfall

reicht als instrumentale Begleitung die Orgel aus, die durch einen Posaunenchor und zwei Oboen bereichert werden kann. Der Charakter ist, der Bestimmung für die Kirche entsprechend, ernst und feierlich, doch sind auch die lyrischen Momente, die gerade beim Weihnachtsfeste so stark hervortreten, zum Ausdruck gebracht. Ich empfehle dringend einen Versuch mit diesem Werke, das man auch in einfachen Verhältnissen sehr leicht wird bewältigen können. Gerade dadurch, daß die Gemeinde zur Mitwirkung herangezogen ist, wird die Aufführung von großem Segen für die religiöse Erbauung und für die künstlerische Erziehung des Volkes sein können.

Für Schule und Haus ist uns dann eine sehr wertvolle Gabe beschieden in einem melodramatischen Krippenspiel „Bübchens Weihnachtstraum“, zu dem sich Gustav Falke und Engelbert Humperdinck vereinigt haben (Verlag der Musikwelt, Gr. Lichterfelde-West, 2 Mk.). Zu sechs lebenden Bildern hat Gustav Falke einen reizvollen Text gedichtet, bei dem Rinderchöre, Engel-, Hirten- und Wiegenlieder die Deklamation unterbrechen. Manche unserer bekanntesten Weihnachtslieder sind glücklich eingeflochten, andere so treuherzig neu gedichtet, daß sie es wohl verdienen, volkstümlich zu werden. Humperdinck war der geeignetste Musiker zur Lösung der hier gestellten Aufgabe. Daß er in der Bearbeitung volkstümlicher Motive Meister ist, weiß man von ihm längst; was er neu erfand, ist bei aller persönlichen Eigenart von echt volkstümlichem Charakter. Dabei ist nicht nur der Gesang, der durchweg zweistimmig gedacht ist, aber vielfach eine dritte und vierte Stimme ad libitum zuläßt, sondern auch die Klavierbegleitung unschwer auszuführen. Musikalischen Familien sei dieses prächtige Weihnachtsspiel dringend empfohlen. Auch höhere Knaben- und Mädchenschulen, aber auch die Volksschulen sollten sich an ihm versuchen. Es wird überall große Freude bereiten. St.



## Neue Bücher und Musikalien

**R**ing-Klang-Gloria. Deutsche Volks- und Kinderlieder, ausgewählt und in Musik gesetzt von W. Labler, illustriert von S. Lesler und J. Urban. Querfolio, 66 Seiten mit 16 künstlerisch ausgeführten Vollbildern in Dreifarbendruck, jede Seite geschmückt mit Bignetten und Einrahmungen. Gedruckt auf Kunstbuckpapier. In farbigem Umschlag mit farbigem Vorsatzpapier gebunden. Preis 4 Mk. = 4 K 80 h. (Wien, F. Tempsty — Leipzig, G. Freytag.) Vertreter der verschiedensten Richtungen und Berufe sind einig in dem Lobe dieses „reizenden Lieder- und Bilderbuch“, das Paul Heyse in allen Kinderstuben eingeführt wünschte, „wo musikalische Mütter ihr junges Volk die lieblichen Worte und Weisen lehren und mit den drolligen Bildern ergötzen können. Den Biedermeierhumor der geistreichen Zeichnungen zu würdigen, wird freilich nur den Eltern möglich sein, da dieser Teil dieses Kinderbuches weit über das hinausragt, was sonst kleinen Leuten geboten wird. Auch die Auswahl der Lieder ist mit sicherem Takt getroffen.“ Artur Nikisch ist „geradezu entzückt von dem Wertchen“, und Hugo von Hofmannsthal glaubt, „daß Bücher, die künstlerisch illustriert sind, in denen die Gestalten, die

Kleidungen, die Architekturen von dem Trivialen möglichst entfernt sind, auch auf die Kinder selbst einen ganz unausdrückbar tiefen und in der Phantasie nachlebenden Eindruck machen". Diese Meinung wird wohl jedes nicht ganz phantastieverlassene Menschentum aus eigener Erfahrung bestätigen können.

Erich Kloss' „Wagnerlesebuch“, Volkstümliches über Wagner und Bayreuth (Leipzig, C. F. W. Siegel's Musikalienhandlung).

Das ist ein wirklich volkstümliches Buch, gemeinverständlich und unterhaltsam geschrieben, dabei ohne Voraussetzung großer Fachkenntnisse; andererseits werden diese zahlreichen, ganz verschiedene Themata behandelnden Aufsätze durch das gemeinsame Ziel verbunden, dazu beizutragen, in das Verständnis der Kunstlehre Richard Wagners und die Bedeutung des Bayreuther Gedankens einzuführen. Da übrigens die Mehrzahl der wichtigeren Erscheinungen aus der Wagnerliteratur hier eine sachkundige Beurteilung und die Ausschöpfung des auch für die Allgemeinheit Wissenswerten erfahrenden, ist das Buch auch eine sehr gute Vorbereitung zum persönlichen Studium der Wagnerliteratur und auch für den genaueren Wagnerkenner vielfach belehrend und immer unterhaltend.

Nur für den Fachmann bestimmt, diesem dafür aber auch unentbehrlich ist das große Buch von Wilhelm Altman „Richard Wagners Briefe nach Zeitfolge und Inhalt“, ein Beitrag zur Lebensgeschichte des Meisters (Leipzig, Breitkopf & Härtel). Was dem Verfasser bis 1905 an Briefen Richard Wagners erreichbar war, ist hier der Zeitfolge nach eingeordnet, mit genauem Hinweis auf die Stelle, wo der ganze Brief zu finden ist, Inhaltsangabe des Briefes, Heraushebung besonders charakteristischer Stellen. Es ist hier eine ganz erstaunliche Arbeit geleistet, wobei der Verfasser nicht nur aus reicher Kenntnis geschöpft hat, sondern auch durch einen sehr feinen Geschmack in der Art der Inhaltsangabe und bei der Auswahl der wörtlichen Stellen geleitet worden ist. Daß bei diesem ersten Versuch einzelnes ganz übersehen wurde, bei anderen Stellen kleine Irrtümer mit unterliefen, vermag den Wert des Werkes nicht zu beeinträchtigen, dem zunächst einmal eine gründlich ergänzte zweite Auflage zu wünschen ist, — denn gerade seit Erscheinen des Buches sind mehrere wichtige Briefveröffentlichungen uns zuteil geworden —, worauf dann für später die Nachträge gesondert erscheinen könnten. Wir haben hier die beste Grundlage für eine Biographie Richard Wagners, gewissermaßen ein Register oder das Gerippe zur Selbstbiographie des Meisters.



## Zu unserer Notenbeilage

Die heute gebotenen Kompositionen bedürfen an sich keines Geleitwortes. Ich wollte nur die Gelegenheit benutzen, auf einige gedruckte Kompositionen von S. Wandisch aufmerksam zu machen, weil sie einer Gattung angehören, nach der oft Anfragen aus dem Lesertreife an mich gerichtet werden. Sie hat drei größere Chorwerke für Frauenstimmen geschaffen, die allen Frauenchören sehr willkommen sein müssen. Die beiden Chorlieder zumal „Vom ver-

schollenen Grafen“ (Dichtung von Felix Dahn. — Berlin, Ernst Hoffmann, M. 2.50) und „Königin Waldlieb“ (Dichtung von Blomberg. — Magdeburg, Heinrichshofen, M. 4.—) eignen sich auch ganz besonders für Institute, da auch die Solostimmen von Damen gesungen werden können. Die umfangreichere Ballade „Die bleiche Königin“ (Felix Dahn. — Berlin, Hoffmann, M. 6.50) erheischt dagegen drei männliche Solostimmen. — Die Chorballeade trägt die Gefahr in sich, daß das Gegenüber von Solostimmen und Chor die Einheit des dichterischen Gefüges zerreißt und aus der Ballade ein Pseudodrama schafft. Doch leiden die vorliegenden Stücke nicht sehr unter diesem Mißstand. Musikalisch zeigen sie eine innere Verwandtschaft mit Karl Loewe: melodische Singstimmen auf einer gut den allgemeinen Stimmungscharakter herausarbeitenden Klavierbegleitung. Die Werke verdienen für den angegebenen Zweck gute Empfehlung.



## Weihnachts-Büchertafel

Aufgestellt von Dr. Karl Stord

**A**us der Überfülle der bei der Redaktion eingegangenen Neuerscheinungen des deutschen Büchermarktes biete ich hier eine Auswahl von Werken, die sich zu Festgeschenken eignen. Von der Liste ausgeschlossen sind Bücher, die im Türmer bereits besprochen worden sind. Die hier erwähnten Werke werden zu Geschenkzwecken empfohlen. Eine Kritik im einzelnen behält sich die Redaktion vor.

### Literaturgeschichte und Biographisches

- Baumgartner, Alexander, S. J., Geschichte der Weltliteratur. Bis jetzt sind fünf Bände des groß angelegten Werkes erschienen. Die zwei ersten über orientalische Literaturen, der vierte über die lateinisch christliche Literatur verdienen besondere Empfehlung. (Freiburg, Herder, geb. zwischen 12 und 15 M. der Band.)
- Florenz, Karl, Geschichte der japanischen Literatur (Leipzig, Amelang, 7.50).
- Budde, R., Gesch. der alt-hebräischen Literatur (Leipzig, Amelang, 7.50). Zwei Bände der trefflichen Sammlung „Literaturen des Ostens“. Buddes Buch wird vor allem Theologen fesseln; das Werk von Florenz wird auch Frauen willkommen sein.
- Dilthey, W., Das Erlebnis und die Dichtung (Leipzig, Teubner, 4.80). Eine vorzügliche Einführung in das Wesen der Dichtung.
- Mauerhof, Emil, Götterdämmerung (Das naturalistische Drama. — Jbsen. — Riehsche). (Halle, Rühlmann, 6 M.).
- Moeller van den Bruck, Die Zeitgenossen (Minden, Bruns, etwa 4 M.).
- Borkowsky, Ernst, Aus der Zeit des (deutschen) Humanismus, mit 11 Porträts (Sena, Diederichs, 5 M.).



- Sattschick, Robert, Deutsche Steptiker. — Französische Steptiker (Berlin, Ernst Hofmann & Co., 2 Bde. je 5.50).
- Rahner, Rud., Motive (Berlin, S. Fischer, 4 Mk.).
- Wittner, Hugo, Österreichische Porträts (Wien, Hugo Heller, 3.50).
- Dose, Joh., Der Held von Wittenberg und Worms (Düsseldorf, Schaffnit, geb. 4.50).
- Vogel, Jul., Aus Goethes römischen Tagen (Leipzig, E. A. Seemann, 8 Mk.).
- Ruh, Emil, Friedrich Hebbel. 2. Aufl. (Wien, Braumüller, 2 Bde., 15 Mk.).
- Warnke, Fritz Reuter (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 8 Mk.). Plattdeutsch.
- Langmesser, R. F. Meyer (Berlin, Wiegandt & Grieben, 7.50).
- Bartels, Ad., Gerh. Hauptmann. 2. Aufl. (Berlin, Felber, 4 Mk.).
- Friedrich, Fritz, Studien über Gobineau (Leipzig, Avenarius, 6 Mk.).
- Uckermann, Shelley (Dortmund, Ruhfus, etwa 4 Mk.).
- Sans, Wilh., Schicksal und Wille [Ibsens Weltanschauung] (München, Beck, 1.50).

### Memoiren und Briefwechsel

- „Bibliothek wertvoller Memoiren“, herausgegeben von Ernst Schulze (Hamburg, Gutenberg-Verlag.) Bd. 1: Reisen des Venezianers Marco Polo im 13. Jahrhundert. Bearbeitet von Dr. Hans Lemke, geb. 6 Mk. Bd. 2: Deutsches Bürgertum und deutscher Adel im 16. Jahrhundert. Bearbeitet von Dr. Max Goos, 5 Mk. Bd. 3: Aus der Defabrikzeit. Erinnerungen hoher russischer Offiziere von der Militär-Revolution des Jahres 1825 (Satuschkin, Obolenski, Wollonski). Bearbeitet von A. Goldschmidt, 5 Mk. Bd. 4: Drei Berichte von Ferdinand Cortez an Kaiser Karl V. über die Eroberung von Mexiko. Bearbeitet von Dr. Ernst Schulze, Hamburg, 6 Mk.
- Briefe Jung-Stilling's an seine Freunde (Berlin, Wiegandt & Grieben, 4 Mk.). Wilh. und Karoline Humboldt in ihren Briefen. 2. Bd. Von 1791—1808 (Berlin, Mittler & Sohn, 6.50).
- Lenau und die Familie Löwenthal. Herausg. von Ed. Castle (Leipzig, Max Hoffe. 2 Bde. 9 Mk.).
- Devrient, Therese, Jugenderinnerungen (Stuttgart, Karl Krabbe, 7 Mk.). Scheffel und Emma Hein. Von Ernst Boerschel (Berlin, Ernst Hofmann, etwa 8 Mk.).
- Scheffels Briefe an Schwanitz (Leipzig, Merseburger, 4 Mk.). Kurz, Isolde, Hermann Kurz (München, Georg Müller, 5 Mk.). Luise von François und R. F. Meyer (Berlin, Georg Reimer, 5 Mk.). Brackel, Ferd. v., Mein Leben (Köln, Bachem, 2.40).
- Hartwig, Aus dem Leben eines deutschen Bibliothekars (Marburg, Elwert etwa 5 Mk.).
- Gaeders, R. Th., Was ich am Wege fand (Leipzig, G. Wigand. 2 Bde. je 6 Mk.).
- Flaubert, Gust., Reiseblätter (Minden, Bruns, 4 Mk.). — Briefe über seine Werke (ebd. 4.75).
- Mulkatuli-Briefe (Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 2 Bde. 10 Mk.)

## Belletristik

- Bernoulli, Zum Gesundgarten (Jena, Diederichs, 6 M.). Das Problem ist nicht recht gelöst. Aber eine Fülle fesselnder Gestalten und eine Fülle von Empfindung und Denken macht das Buch lesenswert.
- Christaller, Magda (Suevia-Verlag, Jagenheim, 2.40).
- Diers, Marie, Die liebe Not (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). — Die Kinder von Heckendamm. — Michael Laurentius (Braunschweig, Georg Westermann. Zwischen 3 u. 4 M.). Sehr empfehlenswerte Familienbücher.
- Ebner-Eschenbach, Erzählungen. 5. Aufl. (Stuttgart, Cotta, 3 M.). — Die Prinzessin von Banalien (Berlin, Konfordia, 2.50). Dieses feinsinnige Märchen ist prächtig ausgestattet.
- Ernst, Otto, Besiegte Sieger. 3. Aufl. (Leipzig, Staackmann, 3 M.).
- Ertl, Paul, Die Leute vom blauen Guguckshaus (Leipzig, Staackmann, 5 M.). Ein ungemein lebendiger Roman aus Wiens Wiedermeierzeit.
- Falke, Gust., Ausgewählte Gedichte (Hamburg, Janssen, geb. 2 M.). Die Auswahl bietet guten Überblick und eignet sich fürs Haus.
- Fischer, Wilhelm, Lebensmorgen (München, Georg Müller, 4 M.). Eines der sonnigsten Bücher, für jung und alt eine Erquickung.
- Frenssen, Gust., Peter Moors Fahrt nach Südwest. Ein Feldzugsbericht (Berlin, Grote, 3 M.). Dieses neue Buch Frenssens hat keinen Widerspruch zu fürchten. Es ist ein prächtiges, auch für die Jugend geeignetes Werk.
- Geiger, Albert, Tristan, ein Märchendrama (Freiburg, Bielefeld, geb. 4.50). — Die Legende von der Frau Welt (ebd., geb. 3.50). — Roman Werners Jugend (Berlin, Karl Schnabel, brosch. 3.50). Diese Bücher unseres feinsinnigen Mitarbeiters seien warm empfohlen.
- Gnauck-Rühne, Goldene Früchte aus Märchenland (Bremen, Salem, 3 M.). Ausgezeichnete Märchen, mit prächtigen Bildern Staffens geschmückt.
- Handel-Mazzetti, Jesse und Maria (Kempten, Kösel, 6 M.). Einer der besten historischen Romane der deutschen Literatur.
- Heyse, Paul, Victoria regia (Stuttgart, Cotta, 4 M.). Des Dichters letzte Novellen (1903—1905).
- Huch, Ricarda, Die Verteidigung Roms (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, geb. 6 M.). Der erste, in sich geschlossene Teil des bisher größt angelegten Werkes der berühmten Verfasserin. Auch die vornehme Ausstattung macht den Roman zum Geschenk geeignet.
- Knodt, R. E. Ein Ton vom Tode und ein Lied vom Leben. (Gießen, Emil Roth, geb. 4 M.). Die schönste Gabe des hochgeschätzten Lyrikers.
- Rubel, Ludwig, Die Apotheke zu Angerbeck. (Wolfenbüttel, Zwifler, geb. 5 M.). In der Art Raabes, aber doch von eigenem Persönlichkeitswert. Einfacher als das Vorbild, ein guter Hinweis auf ihm.
- Kurz, Isole, Florentiner Novellen. (Stuttgart, Cotta, brosch. 3.50.)
- Kurz, Isole, Die Stadt des Lebens. (Ebd., brosch. 5 M.) Zwei glänzende Bücher; das zweite vielleicht die lebendigste Einführung in die Blütezeit florentinischen Lebens.
- Kurz, Isole, Im Zeichen des Steinbocks. (München, Georg Müller, 5 M.) Eine packende Sammlung von Aphorismen.

- Leander, Rich., Träumereien an franzöf. Raminen. (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 3 Mk.) Die 30. Auflage ist mit Zeichnungen Volkmanns prächtig geschmückt.
- Lienhard, F., Gedichte. 2. Aufl. (geb. 4 Mk.) — Thüringer Tagebuch (geb. 4 Mk.) Die Schildbürger 2. Aufl. (geb. 2.50.) (Alle drei Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.) Neuauflagen bedeuten bei Lienhard immer Bereicherungen.
- Loewenberg, J., Stille Helden. (Hamburg, Gutenberg-Verlag, 2 Mk.) Helden des Alltags, in eindringlicher Weise dargestellt. Eine einfache, gewinnende Kunst.
- Münchhausen, Börries von, Balladen. (Goslar, Lattmann, geb. 10 Mk.) Die herrlichen Dichtungen haben in der 2. Auflage von der Meisterhand Robert Engels ein kostbares Prachtgewand erhalten.
- Nitshad-Stahn, Der Mittler. (Halle, J. Fricke's Verlag, 3.50.) Der Lebensgang eines modernen Theologen.
- Philippi, Fris, Unter den langen Dächern. (Heilbronn, Salzer, geb. etwa 3.50) In Stoff und Darstellung packende Erzählungen aus dem Westerwald.
- Pistorius, Fris, Dr. Fuchs und seine Tertia. (Berlin, Crowsch, geb. 3 Mk.) Gegenüber der in Romanen jetzt üblichen Verelendung der Schule, ein durch kernigen Humor und gesunde Lebensauffassung doppelt erquickliches Buch.
- Presber, Rudolf, Von Leuten, die ich lieb gewann. — Von Kindern und jungen Hunden. (Beide Berlin, Kontordia, je 3.50.) Presbers Frohnatur sprüht hier in quellendem Humor.
- Rosegger, Peter, Nügnzig Volk. (Leipzig, Staackmann, geb. 5 Mk.) „Paßlose Leute“, Saugenichtse aus Bosheit oder Unbrauchbarkeit fürs Leben, packend und humorvoll geschildert.
- Schieber, Anna, Alle guten Geister. (Heilbronn, Salzer, geb. 5 Mk.) Ein reiches, herzerfreuendes Buch von stillen Leuten für stille Stunden.
- Speck, Wilh., Leute, die den Weg verloren. (Leipzig, Brunow, geb. 5 Mk.) Der Verfasser der „zwei Seelen“ erweist hier aufs neue die Gabe, dem Seelenleben Verlorener liebevoll nachzuspüren.
- Speckmann, Dietrich, Heidehof Lohé. (Berlin, Warnock, 3 Mk.) Ein ausgezeichnetes Heimatroman mit prächtiger Schilderung der Heidenatur.
- Sperl, Aug., Hans Georg Portner. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt., geb. 5 Mk.) Die billige „Volksausgabe“ des berühmten Geschichtsromans.
- Sperl, Aug., Kinder ihrer Zeit. (Ebd., geb. 4 Mk.) Drei lebendige Novellen.
- Spitteler, Konrad, Der Leutnant (3 Mk.). — Prometheus und Epimetheus (5 Mk.). — Lachende Wahrheiten (3.50, alle bei Diederichs, Jena). Spittlers Werke müßten zum eisernen Bestand jeder Bücherei gehören.
- Vogel, Rud., Frau Märe. — Spinnweiblein. — Glückskindle. — (Freiburg, Paul Waesche, geb. je 4.50). Drei Bücher voll richtiger Märchen, die das Entzücken der Kinder und der ihnen Vorlesenden bilden werden.
- Weigand, Wilh., Der Messiaszüchter. (München, Georg Müller, 4 Mk.) Rabinettstücke feinsinniger Novellistik.

### Bildende Kunst

- Rifa, A., Der Kunstschaz. Die Geschichte der Kunst in ihren Meisterwerken. (Berlin, Wilh. Spemann, brosch. 20 Mk.) Das bereits vor einem Jahre

- empfohlene Wert liegt jetzt vollständig vor. Es rechtfertigt in Text und Bildschmuck den Untertitel: „ein Buch der Erhebung und des Genusses.“
- W o e r m a n n, Karl, Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. 2. Band. (Leipzig, Bibliograph. Institut, geb. 17 M.) Der 2. Band dieses wissenschaftlich gebiegenen und doch gemeinverständlichen Wertes umfaßt die christliche Kunst von den Anfängen bis zum Ende des 15. Jahrhunderts. Die Ausstattung ist glänzend: 15 farbige Tafeln, 39 Tafeln in Holzschnitt und Tonätzung, 418 Abbildungen im Text.
- A n d e r s o n und S p i e r s, Die Architektur von Griechenland und Rom. Deutsch von R. Burger. Mit 185 Abbildungen. (Leipzig, Hiersemann, geb. etwa 12 M.) Hat den Charakter von Universitätsvorlesungen.
- R a u f m a n n, R. M., Handbuch der christl. Archäologie. (Paderborn, Schöningh, 12.20.) Eine grundgelehrte, dabei doch gut lesbare Zusammenfassung dieses Stoffes, der vor allem auch Theologen interessiert. Zugrunde gelegt ist Strzygowski's Theorie vom bestimmenden Einfluß des Orients auf die altchristliche Kunst.
- P h i l i p p i, Adolf, Die Kunst der Renaissance in Italien. 2. Aufl. 2 Bände mit zusammen 568 Abbildungen. (Leipzig, E. A. Seemann, 20 M.) Die ausgezeichnete Darstellung der Hauptperiode italienischer Kunst ist vor allem durch die Bilderbetrachtung an sich lehrreich und bei aller Gründlichkeit unterhaltsam.
- L o c k, Casslake, Beiträge zur Geschichte der Malerei. (Wien, Hartleben, 7.50.) Kein fachmännische Darstellung der Anfänge der Malerei und Darlegung der verschiedenen Methoden. Auch für Maler wertvoll.
- R e k u l e von S t r a d o n i s, Die griechische Skulptur. 155 Abb. (Berlin, Georg Reimer, 4.50.) Eines der vortrefflich unterrichtenden Handbücher der königlichen Museen zu Berlin.
- F ü h r e r z u r K u n s t. Herausg. v. Hermann Popp. (Ehlingen, Paul Neff, je 1 M.) Eine Sammlung gebiegener, für weitere Kreise berechneter Abhandlungen über allerlei Kunstfragen. Der Preis ist bei der schönen Ausstattung erstaunlich billig.
- V o l b e h r, Th., Bau und Leben der bildenden Kunst. 44 Abb. (Leipzig, Teubner, geb. 1.25.) Ausgezeichnet zur ersten Einführung in die psychophysischen Grundlagen der menschlichen Gestaltungskraft, in die Vor- und Lebensbedingungen der Kunst.
- V o l t m a n n, Ludw., Kunstgenuß auf Reisen. (Leipzig, Voigtländers Verlag, 2.50.) Die beste Anleitung; außerdem praktischer Handweiser der zu benutzenden Einzelliteratur.
- B e i s s e l, Steph., S. J., Fra Angelico da Fiesole. 5 Tafeln, 89 Textbilder. (Freiburg, Herder, geb. 11 M.) Eine sachliche Darstellung von Leben und Schaffen des lieben, alten Meisters. Dem Verfasser fehlt offenbar jedes Verhältnis zur neueren Kunst; das schadet aber gerade bei diesem Stoffe nicht viel.
- S t e v e n s o n, Velazquez. Deutsch von Frh. v. Bodenhausen. Mit 23 Bildertafeln. (München, Bruckmann, geb. 5 M.) Das Werk eines Malers, ganz anders als Justis grandiose Biographie. Aber mit dem englischen Maler lernen wir die Elemente der Kunst des großen Spaniers erkennen und verstehen.

- Schottmüller, Donatello.** 62 Abb. (Ebd., geb. 7.50.) Ein schweres Buch, aber gedankenreich und tiefbringend.
- Waldschmidt, Wolfr., Dante Gabr. Rosssetti.** 16 Abb. (Jena, Diederichs, 6 M.) Eine liebevolle, verständnisinnige Biographie, der aber auch die kritische Haltung nicht fehlt.
- Manskopf, Joh., Böcklins Kunst und die Religion.** (München, Bruckmann, brosch. 2 M.) 24 Bildertafeln schmücken dieses inhaltreiche Büchlein.
- Leonardo da Vinci. Der Denker, Forscher und Poet.** Nach seinen Handschriften herausg. von M. Herzfeld. 2. Aufl. (Jena, Diederichs, 10 M.) Leonardo, der unvergleichliche Universalgenie, hat hier selbst das Wort. Es ist das einzige derartige Werk in deutscher Sprache.
- Die photographische Kunst im Jahre 1905.** (Halle, Wilh. Knapp, 8 M.) Der 4. Band dieses besten, reich illustrierten Jahrbuches über die Kunst der Photographie.
- Schmuck- und Edelmetallarbeiten.** Hrsg. von Alex. Koch, Darmstadt, 16 M. Moderne deutsche, österreichische, französische und englische Arbeiten.
- Moderne Wohnräume der 1. württemb. Ausstellung für Wohnungsausstattungen.** (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 18 M.) Diese beiden Bücher verzichten auf Text, bringen aber in prächtiger Ausstattung außerordentlich reichen Anschauungsstoff.

\*

- Rearton, Rich., Tierleben in freier Natur.** Deutsch von Hugo Müller. (Halle, Wilh. Knapp, 8 M.) Ich kann das Buch hier erwähnen, weil diese 200 photographischen Aufnahmen frei lebender Tiere durch ihre eigene Schönheit einen hervorragenden Genuß gewähren, außerdem aber eine treffliche Anleitung zum künstlerischen Sehen sind.

## M u s i k

(Ich nenne hier nur einige neu erschienenen Biographien und Briefwechsel, die alle als Festgeschenke empfohlen seien. Sie erfahren sämtlich noch eine kritische Würdigung im Türmer.)

- Beethoven.** Biogr. von Fritz Volbach. (München, Kirchheim, 4 M.)
- Beethovens äußere Erscheinung v. Th. v. Frimmel.** (München, G. Müller, 4 M.)
- Berlioz.** Leben und Werke von J. G. Prod'homme. Deutsch von Frankenstein. (Leipzig, Deutsche Verlagsaktienges., 6 M.)
- Berlioz.** Literarische Werke. 10 Bde. (Leipzig, Breitkopf & Härtel, je 5 M.)
- Brückner.** Biographie von Rud. Loius. (Ebd., 3 M.)
- Schumann, Robert.** Briefe. Herausg. von Karl Stord. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 2.50.)
- Wagner, Richard.** Biogr. von Max Koch. Erster Band (von drei). (Berlin, Ernst Hofmann, 4.80.)
- Wagner, Richard.** Familienbriefe 1832—74. (Berlin, Duncker, 6 M.)
- Wagner, Richard.** Jahrbuch. (Leipzig, Deutsche Verlagsaktienges., 6 M.)
- Wolf, Hugo.** Biogr. von Ernst Decsey. Jetzt vollständig in 4 Bänden à 3 M. (Berlin, Schuster & Löffler.)

---

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotzfuß, Bad Deynhausen i. W.  
Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Stord, Berlin W., Landshuterstraße 3.  
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



IX. Jahrg.

Dezember 1906

Heft 3

## Weihnachtslied (Robert Prutz)

Für 1 Singstimme; die kleinen Noten gelten einem dazutretenden Alt im Duett oder Chor

J. Bandisch

Feierlich langsam.

Gesang

Heil-ge

Piano

*Red.* durch das Pedal weiter klingend *p*  
*una corda* *l.H.* *l.H.* *cresc.* *Red.*

Nacht, auf En-gel-schwingen, nahst du lei-se dich der Welt, und die *poco cresc.*  
*Red.* \* *Red.* \* *Red.* *cresc.*

Gloc-ken hör' ich klin-gen, und die Fen-ster sind er-helt. Mit der *p dolce*  
*f* *f* *p*

*cresc.* *f*

Fül - le sü-sser Lie - der, mit dem Glanz um Tal und Höh'n, heil'-ge

*3* *p*

Nacht, so kehrst du wie - der wie die Welt dich nicht ge - seh'n, wie die

*pp* *cresc.* *p*

(\* von 1<sup>ter</sup> oder besser noch 2<sup>ten</sup> Stimme zu singen bis)

Welt dich nicht ge - seh'n, da die Pal - men lau - ter rausch - ten und ver -

*più animato*

*poco ritard.* *cresc.* *molto cresc.*

senkt in Dämmer-ung Erd und Him - mel Worten lausch - ten

*långsam* *cresc.* *långsam*

*cresc. molto* *f* *mf*

Wor - ten der Verkün - di - - gung. Da mit Pur - pur ü - ber

*f* *ff* *f* *mf*

*pesante*

*cresc.*

go - ssen, auf - getan von Gottes Hand al - le Him - mel sich ver -

*f molto cresc.* *f*

schlossen, glänzend ü - ber Meer und Land. Da den

*p* *f* *p*

*pp* *dolce* *etwas cresc.*

Frie - den zu ver - kün - den sich der En - gel nie - der - schwang, auf den

*cresc.*



*schneller* *molto cresc.* *f* *langsam* *ritard.*

Hö - fen, in den Grün - den die Ver - hei - ssung nie - der-

*a tempo*

klang.

*a tempo*

*f*

*Red.* \*

*p* *ritard.*

Heil' - ge Nacht, mit tau - send Ker - zen steigst du

*pp* *Red.* \* *Red.* \*

*ad lib.* *poco cresc.* *cresc.*

fei - er - lich her - - auf, al - so geh' in un - sern Her - zen, Stern des

*ff*

*p dolce* *poco cresc.*

Le - bens, geh' uns auf! Schau im Him - mel und auf Er - den glänzt der

Lie - be Ro - sen schein, Frie - de soll's noch ein-mal wer - den und die

(\* für weniger hohe Stimmen)  
*cresc. 3*

Lie - be Kö - nig sein und die Lie - - be Kö - - nig  
Lieb, die Lie - be

sein.

*f ff pp*

al - lar - gando

## Ave Maria

Ludwig Thoma

Bruno Schmidt

Andante

Gesang

1. Es  
2. Er  
3. Jetzt

*p* *p*

Detailed description: This system shows the beginning of the piece. The vocal line (Gesang) starts with a whole rest, followed by a double bar line and then a half note G4. The piano accompaniment (Piano) begins with a piano (*p*) dynamic, featuring a sustained chord in the right hand and a simple bass line in the left hand. The key signature is one sharp (F#) and the time signature is common time (C).

ist schon Fei - er - a - bend ge - west; der hei - li - ge Jo - seph  
ho - belt wei - ter, sie näht das Kleid, die Stu - be lag bald in  
ist der En - gel wie - der - um fort. Ma - ri - a hör - te das

*legato*

ho - belt noch fest Er mach - te wohl ei - ne Lie - ger stätt' für  
Dun - kel - heit. Da öff - net ein En - gel des Herrn die Tür und  
fröh - li - che Wort und lach - te glück - lich in sich hin - ein. Da

ei - nen Rei - chen zu Na - za - reth. Die Jungfrau Ma - ri - a  
 sag - te: „Ma - ri - a, der Herr ist mit dir. Ich trag ei - ne fro - he  
 wür - de sie nun bald Mut - ter sein. Sie hat sich a - ber gleich

*dolce*

hat noch ge - näht; zur Ar - beit war es ihr nicht zu spät. Sie  
 Bot - schaft heut, unterden Wei - bern du bist be - ne - deit, ja  
 auf - ge - rafft und hat gar flei - ssig wei - tergeschafft. Der

*piu f* *dim.*

fä - del - te wie - der die Na - del ein, die Ar - beit muss mor - gen schon  
 dei - ner war - tet das schön - ste Los, du trägst Herrn Je - sum in  
 Jo - seph ho - belt an sei - nem Bett für ei - nen Rei - chen zu

Schluss

fer - - tig sein.  
 dei - - nem Schoss.“  
 Na - - za - reth.

Schluss

*p*

## Anbetung der Hirten

Ludwig Thoma

Bruno Schmidt

## Andante

Gesang

1. Um Beth - le - hemging ein  
2. Die Hir - ten ha - ben es  
3. Sie ha - ben ge - be - tet und

*mf*  
*legato*

kal - ter Wind, im Stall war das ar - me Chris - tus - kind. Es  
schon ge - wisst, dass sel - bi - ges Kind - lein der Hei - land ist. Denn  
sich ge - freut, und ei - ner sag - te: Ihr lie - ben Leut', ich

lag auf zwei Bü - schel Grum - met - heu, ein Ochs und ein E - sel  
auf dem Fel - de und bei der Nacht hat's ih - nen ein En - gel  
glaub's wohl, dass er bei Ar - men steht, schon weil's ihm sel - ber so

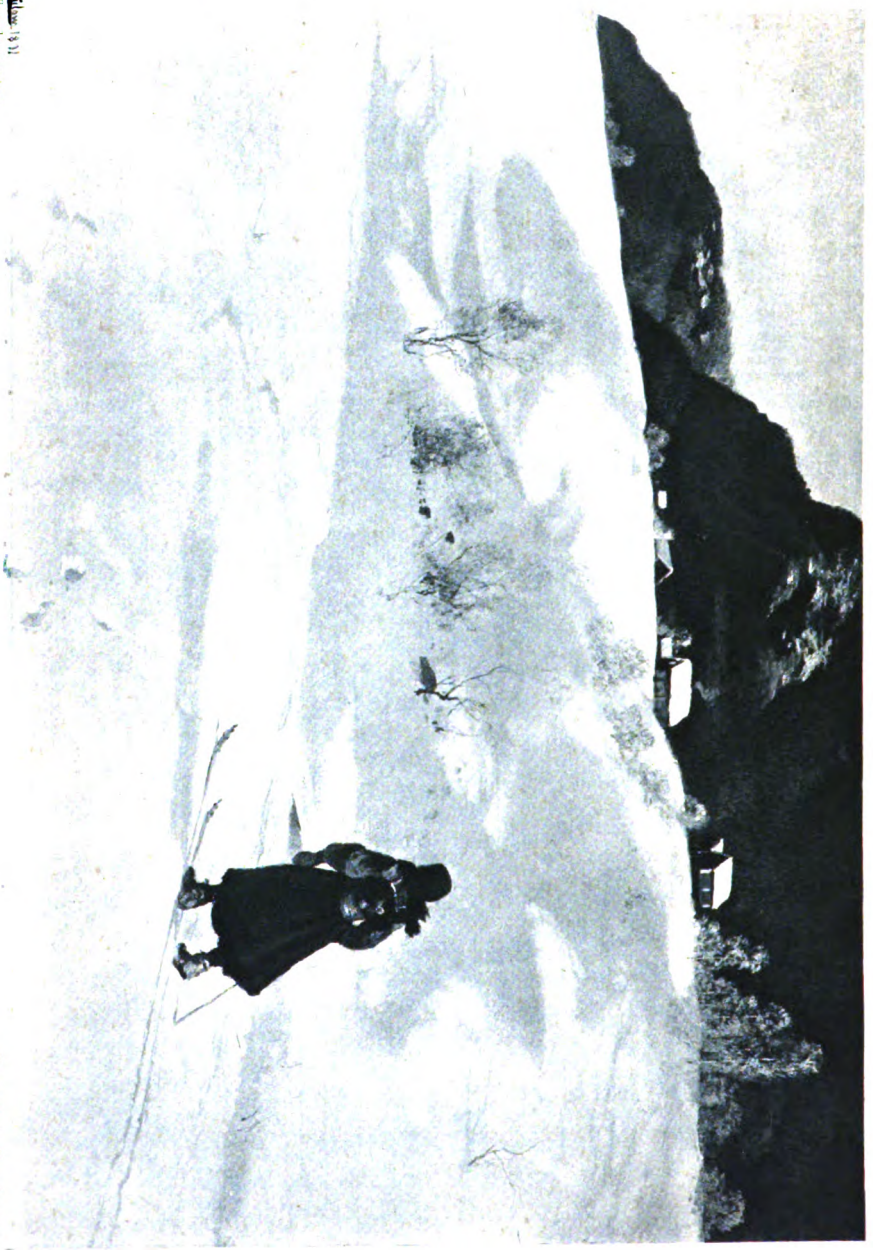
Str. 2

1. 2. 3.  
stan - den da - bei, stan - den da - bei.  
zu - ge - bracht, ih nen zu - ge - bracht.  
schlecht er - geht, so schlecht er - geht.

*meno f*  
*dim.*  
*sva*  
*p.*

LIBRARY  
OF THE  
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Ed. Tafelberg 1911  
Fritz Inaullow junx



WINTER

Mezotinto Bruckmann



IX. Jahrg.

Januar 1907

Heft 4

## Weltandacht

Von

Maurice von Stern

Wenn sich herniederfent die Nacht,  
 Dann blüht die Seele und erwacht.  
 Zugleich mit all der Sternentwelt,  
 Die auch der Tag gefangen hält.  
 Tief dunkel muß es um dich sein,  
 Dann blüht dir auf der Himmelschein.  
 Die Dinge sind hinweggetan,  
 Sie, die dem Tag den Inhalt geben.  
 Sie werden blasser und verschweben,  
 Und heil'ges Schweigen blickt dich an.

Vom Staube hebst du dich empor  
 Und siehst den fernen Himmelsflor.  
 Du mißt den Tag, du mißt dein Leid  
 Am Bilde der Unendlichkeit.  
 Und plötzlich werden sie dir klein  
 In diesem hellen Innenschein,  
 Der nach des Tages wirrem Traum,  
 Aus dem Verhältnis naher Dinge,  
 Dich wie auf flücht'ger Vogelschwinge  
 Hinwegführt über Zeit und Raum.



Verhältnis heißt der Sinn der Welt,  
 Die Norm, die sie in Banden hält.  
 Die Masse folgt ihr willenlos  
 Und ist bald klein und ist bald groß.  
 Wenn sie sich an sich selbst nicht mißt,  
 So flieht das Traumbild, daß sie ist.  
 Du aber, eigenwill'ger Geist,  
 In der Betrachtung liegt dein Leben.  
 In deine Hand ist es gegeben,  
 Wie weit du deine Furchen reißt.

Und sagst du ja zu dem, was groß,  
 Sei noch so arm, sei noch so bloß,  
 So reißt du dich an Großes an,  
 So reißt du dich zu Gott hinan!  
 Das, Menschengeist, ward dir zum Lohn:  
 Du schaffst dir deine Proportion.  
 Klein bist du durch die eigne Schuld,  
 Wenn dich der scheele Geist der Masse  
 Durchtränkt mit dumpfem Größenhaffe; —  
 Groß durch Vertrauen und Geduld.

Blick' auf zum hohen Firmament,  
 Wenn es von tausend Sternen brennt,  
 Und sprich in frommer Daseinslust:  
 Du, All, erfüll mir meine Brust!  
 Flut' wie ein Strom durch all mein Sein,  
 So wie der kühle Sternenschein!  
 Das Herz, von Erdenstaub gemacht,  
 Hat Raum für alle deine Wunder.  
 Hoch über Staub und Erdenplunder  
 Erzittert es von deiner Pracht.





## Zum neuen Jahr!

Von

Erwin Gros

**E**s gibt ein bitteres Wort: „Die Geschichte ist dazu da, daß man nichts aus ihr lernt.“ Völker, die nichts aus ihrer Geschichte lernen, sind fast wie geschichtslose Völker. Ein Volk, das noch in der Nacht der Geschichtslosigkeit lebt, hat keine Vergangenheit. Was war, ist versunken. Nur das, was unmittelbar vor dem Erwachen lag, wird hinübergenommen in den Tag der Geschichte als nächstiges Traumbild in der Gestalt von Sage oder Mythos. Im geschichtslosen Volk wird die Vergangenheit — Schicksal und Wesen der Vorfahren — nicht fruchtbar für die Gegenwart. Darum haben auch solche Völker eine arme Zukunft. Denn nur, indem die Kräfte aus der Vergangenheit mit denen der Gegenwart zusammenfließen, wird der Zukunft ein breites Bett gegraben. Oder lehrt die Geschichte nicht unabweisbar, daß große Völker, die das Erbe ihrer Vergangenheit in die Winde streuten, den Nachfahren ein Winkelbassin übermachten!

Wie es geschichtslose Völker gibt, so auch geschichtslose Menschen, die ihres Lebens Geschichte dazu erleben, um nichts daraus zu lernen. Solche Leute sind wie Kinder, denen ja auch das Heute alles, das Gestern nichts mehr bedeutet. Wenn jene Kinder des Augenblicks ihr Auskommen haben, wenn ihre Wünsche Erfüllung, ihre Ansprüche Befriedigung finden, — wozu dann einmal stille stehen, zurückschauen und nachdenken! Und wenn auch je und je Mühsal und Leid über sie kommt, so spüren sie wohl, daß das Leben kein Spiel ist, doch der nächste Tag schon, der ihnen die Last abnimmt, löscht die schwere Vergangenheit aus. Weder Freud' noch Leid, weder erfülltes noch versagtes Begehren, weder Irren noch Surechtfinden, weder Fallen noch Aufstehen zeitigt eine Ernte an wegweisender Erfahrung, an wegbauender Kraft. Das Leben solcher Leute rinnt dahin und zerrinnt wie ein Traum. Fast möchte ich das starke Wort gebrauchen, — sie leben nur ein animalisches Leben.

So meine ich also, daß jeder Mensch der Geschichtsschreiber seines Lebens werden soll? — Es gab eine Zeit, da waren Selbstbiographien ebenso häufig, wie sie jetzt selten sind. Das Geschlecht jener Tage ging

bedächtigt zu Fuß, wir fahren meist im Eilzug dahin. Doch nicht alle Memoiren sind Denkmale lebensbereichernder Besinnlichkeit, viele sind aus greisenhafter Geschwätzigkeit herausgehoren oder sind Zeugnisse hohler Eitelkeit, trüchlicher Selbstbespiegelung. Allein die Erinnerung ist doch kein Speicher für leeres Stroh, sondern für volle Ähren, davon zu zehren, wenn's not tut.

Laßt mich's am Leben anschaulicher machen, wie ich's verstehe.

Ich schaue zurück und gedenke der Zeit, da die Not ihre dürren Arme nach mir reckte, mich auf ihren Wüstenpfad zu schleppen. Ich wollte entfliehen, die letzte Kraft spannte ich an, — vergebens! Unübersteigbare Mauern wuchsen allenthalben vor mir in die Höhe, nur der eine Weg blieb, der Weg der Not. Und sie faßte mit hartem Griff, daß ich meinte, sie wollte mich zerbrechen. Doch dann dünkte es mir untüchtig, mich dahinschleifen zu lassen. Ich merkte, daß der Weg nicht so rauh war, als die Furcht ihn gesehen. Im Gleichschritt ging ich dann mit der Not, unerwartet kam Hilfe, — und als zuletzt die Not Abschied nahm, war mir's, als läse ich in den ernsten Augen meiner Wandergenossin: „Zum Heil ward ich dir gesandt. Vergiß mein nicht!“ — — Nein, unvergessen sollst du mir sein, du strenge Meisterin! Du hast mich gelehrt, daß ein mächtigerer Wille als der meinige der Wegbauer meines Lebens ist; ich habe erfahren, daß auch in der Einöde Quellen der Erquickung fließen, daß im Kampf Vertrauen und Kraft erstarken. Wie sollte ich abtun, was für die kommenden Tage mir eine starke Rüstung ist!

Schwererer Zeit gedenke ich. — Fußspuren sehe ich, da ich vom festen Land abgewichen war, von Irrlichtern verleitet. Vorteil winkte, ich vergaß der Pflicht, Ehre gleißte, ich gab die Wahrheit preis, Lust lockte, ich ließ Liebe und Treue. Und darnach saß ich am Weg — was hatte ich erjagt? — Alle guten Engel in mir weinten. — Wie kann ich die Fußspuren verwischen, wie sie austilgen aus meinem Leben, — das war damals mein ganzes verzweifeltes Grübeln. Heute — nein, es stehe im Buch der Erinnerung als Mahnung und Warnung, daß wahres Glück nur auf dem Wege zu finden ist, den uns der Wille des vollkommen Guten weist. —

Ich schaue zurück. Nicht alles Warum in der Wegführung der Vergangenheit ist mir heute schon licht und klar; doch vieles, das einst bange Frage war, ist heute Antwort geworden, die zur Dankbarkeit stimmt:

„Gar manch Versagen gibt,  
Gar manches Zögern eilt,  
Gar manches Zürnen liebt,  
Und manch Verwunden heilt.“

Darum, meine ich, wollen wir am Morgen eines neuen Jahres — ein Türmer — auf die Warte der Erinnerung steigen: „Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt!“ Und das rechte Schauen wird uns Mut und Kraft mehrten im Vertrauen zu dem, der unsre Vergangenheit gesegnet hat, und der unsre Gegenwart und Zukunft in Vaterhänden hält.





## Kolonial-Affektorismus

Von

Wilhelm Föllmer

Ein mecklenburgischer Pfarrerssohn kam nach Windhuk. Standesvorurteile beengten nicht seinen Horizont. Ehrlich verdiente er sein Brot als Maurer. Aber er hatte keine Stelle, wo er sein Haupt hinlegen konnte. Auf einem kleinen Hügel beschloß er sich ein Häuschen zu bauen. Seine Arbeit durfte er nicht aufgeben, wollte er nicht am Hungertuche nagen. Vom Tage gehörten ihm nur die brennend heißen Mittagsstunden und die kühlen Mondscheinnächte. Beide verwandte er zu seinem Hausbau. Es dauerte zwar lange; aber geduldige, zähe Ausdauer brachte das Haus unter Dach. Es bewährte sich durchaus bei dem nächsten wolkenbruchartigen Tropenregen. Der Besitzer war stolz auf sein Häuschen. Es war der erste Schritt vorwärts. Doch die Freude dauerte nicht lange. Unser Freund wurde bald gezwungen, zwei Schritt zurück zu machen. Er erhielt den Befehl, das Haus abzubauen, weil der Platz zu dem Gebiete des neuen Lazarett's gehöre. Bald saß der junge Mecklenburger in einem Zelte und hatte Zeit und Muße, über den erziehlichen Einfluß chikanöser Affektorenweisheit nachzudenken. Aber dieser lustige Aufenthaltsort war für die Dauer nicht für ihn bekömmlich. Er bekam einen langen, harten Fieberanfall, der nicht nur seine mühsam errungenen Ersparnisse verzehrte, sondern ihn auch an den Rand des Grabes brachte.

Von leuchtender Affektorenweisheit zeugte auch jene Verordnung, nach welcher jeder Ansiedler, der am Transportwege wohnte, jedem Frachtfahrer aus seinem Brunnen, seiner Pumpe oder Pfütze Wasser geben mußte und dafür pro Gespann nur eine Mark Entschädigung nehmen durfte. Frachtfahrer selbst urteilten darüber, daß die Anlage einer Pumpe dort viel zu teuer sei, als daß der Besitzer das Wasser so billig liefern könnte.

In Ostafrika hatte sich ein Ansiedler einen Wagen aus Europa kommen lassen. Dieser Luxus ging dem Bezirksamtmanne über die Hutschnur. Eine Verfügung verbot kurzer Hand das Fahren mit Wagen auf den Stationswegen. Von ähnlichen chikanösen Bestimmungen wimmelt's in unsern Kolonien. Da der Ansiedler das einzige Regierungsobjekt ist, von dem

man keine Aufstände und ähnliche unliebsame Dinge zu befürchten hat, so hat er sich ganz besonders der Aufmerksamkeit gewisser Regierungsorgane zu erfreuen. Wenn er das als unangenehme Einschränkung und starken Druck empfindet, so beweist er damit, daß sein Untertanenverstand noch nicht jene Beschränktheit erreicht hat, die so mancher Regierungsaffector bei jedem Nichtbeamten glaubt voraussetzen resp. erzeugen zu müssen. In einem Ansiedlerbriefe aus Samatari heißt es: „Es gibt ein riesengroßes Buch mit Verordnungen, alle dazu bestimmt, um den bösen Ansiedler zu überwachen und einzuschränken. Die Geldstrafen belaufen sich nicht etwa auf einige Mart, sondern auf Hunderte von Mart gleich bei den kleinsten Vergehen. Das Allerschlimmste aber ist, daß wir weißen Leute für dasselbe Ding eine Strafe erleiden, für das der Eingeborene nichts erhält. So zahlt der Weiße, der einen Strauß schießt, 1000 Mart Strafe; der Raffer wird dafür nicht bestraft.“ In Ostafrika ist das Schießen von Straußen verboten. Das Ausheben der Eier aber steht den Eingeborenen frei.

Das Verhältnis zwischen dem weißen Arbeitgeber und dem farbigen Arbeitnehmer ist dank unzähligen Bestimmungen und Umständlichkeiten das allerschlechteste. In Samoa ist es so weit gekommen, daß dort so mancher Ansiedler gegen einen eingeborenen ungehorsamen Arbeiter sein Recht nicht bei der deutschen Kolonialbehörde womöglich vergeblich sucht, sondern sich an den eingeborenen Häuptling wendet, bei dem er sein Recht ohne viele Scherereien findet und der Übeltäter nicht eine lächerliche, zu neuen Vergehen verlockende, sondern eine empfindliche, abschreckende Strafe erhält.

Dort hat sogar f. S. das Gouvernement den lieben Samoanern in ziemlich erheblicher Anzahl Gewehre in die Hand gegeben: Vorderlader; Munition: Schrot Nr. 3. Vom Gouvernement wurde behauptet, daß die Verteilung den Zweck habe, die Tarofelder der Eingeborenen vor den wilden Schweinen zu schützen. Nun wird jeder Jäger wissen, daß Schrot Nr. 3 schwerlich angebracht ist zur Schweinejagd. Die Sache glich eigentlich mehr einer Spielerei, und das Gouvernement hatte wohl nur den „Kindern“ eine Freude machen wollen. Nach wie vor müssen die Jäger mit dem Speer auf die Schweinejagd gehen. Bei der angeborenen Bequemlichkeit finden sich unter den braunen Herren nur sehr wenige, denen dies Vergnügen macht. Dagegen macht ihnen die Knallerei mit den erhaltenen Gewehren einen Riesenspaß. Sie schießen auf alles, „was da flucht und krecht“. Auf Samoa findet sich eine ornithologische Seltenheit, die Zahntaube (Manumea), die in wenigen noch vorhandenen Exemplaren lebend zu erhalten die Wissenschaftler das höchste Interesse haben. Damit kommen wir zur Rehrseite der samoanischen Schießerei. Die Zahntaube, die von jedem Weißen nach Kräften geschont wird, ist jedem Samoaner ein willkommenes Zielobjekt. Einem Deutschen wurden von einem Samoaner an einem Tage zwei zerschossene Exemplare der Manumea zum Kauf angeboten. Die Hünerbesitzer sind aus naheliegenden Gründen auch nicht von der Knallerei der Samoaner erbaut. Und schließlich, wer könnte denn einen Samoaner im

Walde hindern, gelegentlich die Wirkung eines Schusses auch mal an einem Menschen zu erproben? Als Gegenstück sei noch erwähnt, daß es in Südwestafrika vor dem Aufstande den Ansiedlern streng verboten war, mehr als 50 Patronen im Hause zu haben. An manchen Orten wurden bei Erneuerung des geringen Patronenvorrats die größten Schwierigkeiten gemacht. Diesem Ausfluß der Beamtenweisheit war es auch zu danken, daß so mancher Ansiedler beim Ausbruch des Aufstandes nach kurzer Gegenwehr seine paar Patronen verschossen hatte und wehrlos den Henkern in die Hände fiel.

Wir haben hier einige Beispiele über unsern Kolonial-Affessorismus angeführt, die wenig oder gar nicht bisher in unserer Tagespresse erörtert worden sind. Es wäre uns ein Leichtes, diese Beispiele zu vervielfachen. Doch was wäre damit gewonnen? Es sollte nur dargetan werden, daß das Schlagwort „Kolonial-Affessorismus“ durchaus seine Berechtigung hat. Niederreißende Kritiken, an denen es wahrlich nicht gefehlt hat, sind aber billig wie Brombeeren. Besserungsvorschläge dagegen waren schon seltener zu finden. Im Reichstage wurden vor einiger Zeit die Worte: „Für unsere Kolonien sind die allerbesten Beamten nur gut genug“ mit allseitigem „Bravo“ aufgenommen. Es wird nun öfters behauptet, daß von unsern Juristen die allerbesten nicht Beamte, sondern Rechtsanwälte werden. Darnach wären die Juristen, die zur Staatskrippe drängen, bereits zweite Garnitur. Diese Schlußfolgerung ist denn doch zu gewagt, als daß ihr Vorderfuß allgemein Geltung haben könnte. Aber welcher allerbeste Affessor, dem zehn Tären zu einer glänzenden Karriere offen stehen, wird nach den Kolonien gehen? Sollen unsere Kolonien so lange, wie sich „allerbeste“ Verwaltungskräfte nicht melden, ohne Beamte bleiben? Und wer soll schließlich bestimmen, welcher Beamte das „allerbeste“ und damit das Kolonialzeugnis verdient? Die Vorgesetzten sind nicht selten dazu die ungeeignetsten Persönlichkeiten. Eugen Richter wäre sicher ein vorzüglicher Verwaltungsbeamter geworden und hätte wahrscheinlich als solcher mehr Segen gestiftet, als es ihm als Politiker vergönnt war zu tun. Und doch hat man ihn schon in jungen Jahren aus der Verwaltung herausgegrault.

Bismarck fragte den Teufel nach guten Zeugnissen. Er soll sogar eine gewisse Vorliebe für Beamte mit einer etwas bewegten Vergangenheit gehabt haben. Und wenn wir unsere Kolonialbeamten nach den allerbesten Gesichtspunkten zehnmal durchsieben würden, so wäre damit die Frage der Verwaltung in den Kolonien nicht um einen Deut gebessert. Unsere Kolonialbeamten sind nämlich gar nicht so schlecht, wie sie gemacht werden. Sie sind nicht besser und nicht schlechter als ihre Heimmakollegen. Hier gibt es Schulinspektoren, die mit ihren Lehrern sehr handgreiflich verkehren, Gesandtenkonkursverfahren mit erotischem Beigeschmack, betrügerische Gerichtsräte usw., und Verordnungen — —! Es wäre völlig ungefährlich, einen hohen Preis für denjenigen preußisch-deutschen Beamten auszusetzen, der alle die Verordnungen auswendig lernen könnte, die er im Laufe eines

Jahres — ach was, eines Monats — zur Nachachtung erhält. Sollte wirklich einer den Preis verdienen wollen, er würde ihn nie ausgezahlt erhalten, denn ehe er die Bedingung erfüllt hätte, wäre er verrückt geworden.

Die sich hier jagenden Tagesereignisse sorgen dafür, daß die „Schalksknechte“ und ihre Handlungen nicht gar zu lange im Gedächtnis des Volkes haften bleiben. Und schließlich sorgt das Parlament und dessen Rind, die öffentliche Meinung, dafür, daß die Mißwirtschaft gewisser Beamte nicht gar zu lange dauert, sondern bald ein Ende erreicht.

In den Kolonien liegen die Verhältnisse ganz anders. Ein schlechter Kolonialbeamter wird nicht so leicht vergessen. Und mögen Jahre über seine wirklichen oder fraglichen Vergehen vergangen sein, immer wieder muß er durch den Reichstag und durch alle Zeitungen Spießruten laufen. Das ist teilweise dadurch bedingt, daß gewöhnlich ein Kolonialbeamter weder öffentliche Meinung noch Parlament zu fürchten braucht, er sich also sehr viel erlauben darf, ehe sein Faß zum Überlaufen kommt. Wenn das dann endlich doch geschieht, dann kommen so viele und so tolle Dinge zum Vorschein, daß sie nicht so bald vergessen werden. Andernteils sucht man nach Prügelnungen für unsere abgründigen Mißerfolge auf kolonialwirtschaftlichem Gebiete und schlägt allgemein urteilslos auf die Beamten ein. Sicher sind auch die Beamten daran schuld; aber oft genug nicht die in den Kolonien, sondern die daheim im Kolonialamt, die in wüster Konzessionswirtschaft den Firmen Toppelstirch, Woermann, Hansig usw. Millionen und aber Millionen zuwandten und Bergwerks- und Landrechte mit vollen Händen an Kapitalisten verschenkten, die allesamt ihren Patriotismus dadurch bewiesen, daß sie rücksichtslos rein kapitalistische Interessen verfolgten.

Man hofft ja jetzt, daß endlich der neue Kolonialdirektor Dernburg mit eisernem Besen gegen diese Kolonialmißwirtschaft vorgehen wird. Er hat es ja auch bereits — wie die Reichstagsverhandlungen gezeigt haben — gründlich getan.

Sur Ehre unserer Beamten in den Kolonien muß es gesagt werden, daß sie zum großen Teil das Konzessionsuntwesen bekämpften. Es seien nur die Namen Wismann, François, Leutwein, Rohrbach genannt, aber ihr Kampf war bisher vergeblich; denn es war zum guten Teil ein Kampf gegen feststehende Geheime. Erst wenn sie zu fliegenden werden, können bessere Zeiten für unsere Kolonien kommen.

Allerdings müßten damit auch durchgreifende Veränderungen in der Verwaltung der Kolonien Platz greifen. Die Machtbefugnisse unserer Kolonialbeamten gehen viel zu weit. Auf dem Gebiete absoluter Herrschaft ist der Zar von Rußland der reine Waisenknecht gegen einen deutschen Kolonialbeamten, und daß sie nicht alle den sittlichen Gefahren gewachsen sind, die diese außergewöhnliche Machtstellung mit sich bringt, beweisen die Skandale und Skandälchen, die trotz des bisher eifrig geübten Vertuschungssystems doch ab und zu bekannt wurden. Mag nun ein Affektor die Kolonie als Betätigung jugendlichen Tatendranges, als letzte

Rettung, oder als Sprungbrett ins Kolonialamt benutzen, so viel ist sicher, daß jeder Kaufmann und besonders jeder Farmer ein weit höheres Interesse an der wirtschaftlichen Entwicklung unserer Kolonien hat als die Beamten, mögen sie noch so tüchtig sein. Sie bleiben nur eine Reihe von Jahren dort, während der Ansiedler für sich und seine Nachkommen eine dauernde Heimstätte gründen will und nach einer Reihe von Jahren an praktischer Erfahrung jeden Beamten bei weitem übertrifft. Diese tüchtigen Kräfte läßt man in den Kolonien brachliegen, ja häufig genug werden ihre Träger nach allen Seiten bevormundet, so daß sie nicht selten den deutschen Staub von ihren Schuhen schütteln und sich nach englischen Kolonien wenden, in denen man solche Persönlichkeiten zu würdigen weiß und sie mit offenen Armen aufnimmt. In unsern Kolonien herrscht die reine Beamtenverwaltung wie in Rußland. Hier wie dort zeigen sich auch dieselben Schattenseiten. Allerdings Bestechlichkeit, mit allem was drum und dran hängt, gibt es, Gott sei Dank, bei unsern Beamten nicht. Aber auch in unseren Kolonien gibt es eine amtliche Berichterstattung. Daß sie dort sehr viel zu wünschen übrigläßt, beweist so manche bitterböse Erfahrung. Die amtlichen Berichte von Deutsch-Südwestafrika atmeten noch tiefe Ruhe und Frieden, während man sich in Ansiedlerkreisen längst die Gefahren des sicher kommenden Aufstandes zuraunte. Man wagte nicht laut davon zu sprechen, weil es amtlich verboten war, darüber zu reden. Die Beamten haben sicher in gutem Glauben gehandelt; aber etwas weniger düntelhafte Überhebung hätte sie auf die Stimmen der von ihnen wenig geachteten, aber viel erfahrungsreicheren Ansiedler hören lassen. Wären diese bei der Verwaltung der Kolonie in verantwortlicher Weise beteiligt gewesen, es wären andere Berichte nach Berlin gekommen, und sicher hätte man Vorkehrungen getroffen, dem drohenden Aufstande zu begegnen. Es ließe sich ja jetzt leicht und billig nach rückwärts prophezeien, wie es gekommen wäre, wenn uns der Aufstand nicht so völlig unvorbereitet überrascht hätte. So viel ist sicher, daß er kaum einen Bruchteil des kostbaren Blutes und schweren Geldes gekostet hätte, das bisher geopfert worden ist.

Die Millionen, die völlig nutz- und zwecklos bei Swatopmund in den Atlantischen Ozean versenkt wurden, wären sicher dem Reiche erspart geblieben, hätten erfahrene Afrikaner mitzureden gehabt.

Der Beamte schaut die Verhältnisse durch seine Affessorenbrille, durch die man scharfe Paragraphenblicke in die Kolonie blitzen läßt, aber auch in himmelblauer Schönfärberei nach der Kolonialabteilung liebäugelt.

Die armen Ansiedler seufzten unter der Paragraphenknote, und bei der allgemeinen Kolonialinteresselosigkeit fanden sie mit ihren Klageliedern weder im heimatischen Parlament noch in den deutschen Zeitungen Gehör, die lange nur von Löwen- und Elefantenjagden zu berichten wußten. Aus dieser Schlafmüdigkeit haben uns die Aufstände in den Kolonien recht unfaßt aufgerüttelt.

Das Bild im Parlament und in der Presse ist heute den Kolonien



gegenüber ein ganz anderes als gestern und ehegestern. Diese Chancen werden auch kräftig von der weißen Bevölkerung ausgenutzt. Sie suchen überall Abladestellen für ihre übervollen Herzen. Und alle, die über koloniale Dinge sprechen oder schreiben, werden dazu benutzt (ich spreche aus persönlicher Erfahrung). Allerdings muß man dieses Material sehr sorgfältig sichten und prüfen, will man nicht derartige Entgleisungen erleben, wie sie manche übereifrige Abgeordnete in ihren Enthüllungen haben erleben müssen.

Die Behörden glaubten bisher starr an ihrer einseitigen amtlichen Berichterstattung festhalten zu müssen, und so trat denn — niemals stärker als im vorigen Jahre — der Gegensatz zwischen der theoretisch amtlichen Auffassung, wie sie vom Regierungstisch aus vertreten wurde, und der praktisch wirtschaftlichen, wie sie kolonialfreundliche Abgeordnete zum Ausdruck brachten, die sich zum Sprachrohr der Ansiedler machten, in unverwundbarer Deutlichkeit in die Erscheinung.

Es ist eine äußerst undankbare Rolle, unter diesen Verhältnissen am Bundesratsstische zu sitzen, und die Regierungsvertreter hätten wahrlich alle Ursache, ähnliche Wiederholungen zu vermeiden. Sie müssen sich das Vertrauen der Ansiedler erobern. Das kann nur geschehen, wenn man ihnen einen gewissen Einfluß in der Verwaltung der Kolonien sichert.

Der Reichstag bewilligt alljährlich viele Millionen für die Entwicklung unserer Kolonien. Bei der Aufstellung des Etats haben die Hauptinteressenten nicht mitzureden, und bei der Verwendung des bewilligten Geldes erst gar nicht. Da verschlingen Beamtenwohnungen und Verwaltungsgebäude enorme Summen. In der Nähe der Gouvernementssitze sind Wege und Brücken im allerbesten Zustande. Da werden keine Mittel gespart. Ganz gleichgültig, ob diese Anlagen für die wirtschaftliche Entwicklung von Bedeutung sind oder nicht.

Als vor kurzem in Kamerun Kaufleute von der Regierung verschiedene Brückenbauten erbat, die zur weiteren Erschließung des Handels in das Innere sehr notwendig erschienen, wurden sie dahin beschieden, sie möchten diese Brücken selbst bauen, da die Regierung für derartige Extraausgaben zurzeit kein Geld habe. In Togo verlangte die Regierung kürzlich mit derselben Begründung von den Kaufleuten, daß sie einen Pulverschuppen (der bisherige Pulverschuppen war haufällig geworden) auf ihre eigenen Kosten aufführen sollten, ebenso, daß die Kaufleute für die Straßenbeleuchtung in Lome, der Hauptstadt von Togo, selbst sorgen sollten, trotzdem in Lome 40 Beamte und nur 23 Kaufleute und 12 Missionare wohnen.

Das Übermenschen\_tum, das unsere Beamten in unsern Kolonien prästieren und das dem geringsten Gouvernementsschreiber eine größere Machtstellung gibt als dem tüchtigsten Kaufmann und besten Farmer, hat zwischen den beiden Faktoren Verwaltung und Wirtschaft, die gemeinschaftlich die Entwicklung der Kolonien fördern sollten, einen solchen Gegensatz geschaffen, daß sie sich häufig genug teils heimlich, teils öffentlich befehden. Es mag auch nicht angenehm sein, als Farmer zu beobachten, wie ein Unteroffizier

als Stationsvorsteher für seine schwarze Kontubine ein palastartiges Blochhaus aufführen und zu diesem Zwecke eine große Anzahl Bäume fällen läßt, und er, der Farmer, selbst für jeden Baum, den er abhauen will, erst die Erlaubnis des Herrn aus dem Venusberge — Pardon Blochhaufe einholen muß.

Von dem Beschwerderecht, das die Verfassung jedem Deutschen gewährleistet, wird in den Kolonien in den seltensten Fällen Gebrauch gemacht. Bei dem weit ausgebreiteten Vertuschungssystem bleibt gewöhnlich eine Beschwerde an irgend einer Stelle unerledigt liegen. Und selbst wenn man mit unermüdblicher Energie zu einer Entscheidung drängt, ist der Erfolg doch ein fragwürdiger; denn man riskiert, aus der Kolonie herauschitaniert zu werden.

Das muß anders werden. Dieser Erkenntnis entziehen sich auch einsichtige Kolonialbeamte nicht. Und so finden wir denn in manchen Kolonien schwache Ansätze, die weiße Bevölkerung bei der Verwaltung mit zu Rate zu ziehen. Man könnte beinahe die Behauptung aufstellen, je tüchtiger ein Gouverneur ist, je mehr wird er sich die reichen Erfahrungen der Ansiedler durch Heranziehung dieser zur Verwaltung nutzbar machen.

Nachdem einigermaßen die Ruhe im Lande hergestellt worden, war eine der ersten Amtshandlungen des Gouverneurs in Deutsch-Südwestafrika, von Lindequist, die, daß er die beschleunigte Bildung eines Gouvernementsrates verfügte, in dem alle Berufskreise vertreten sein sollten. Das Vorschlagsrecht zu dieser Körperschaft haben die in Betracht kommenden landwirtschaftlichen, industriellen und gewerblichen Kreise. Aus den vorgeschlagenen Mitgliedern ernennt der Gouverneur die Gouvernementsbeiräte. Herr von Lindequist, so schrieb die „Neue pol. Corr.“, legt den größten Wert darauf, daß bei den nächsten Etatsarbeiten und -vorarbeiten der Gouvernementsrat bereits mitarbeitet. Das ist auch bereits geschehen. Die ersten Verhandlungen haben gezeigt, daß die weiße Bevölkerung durchaus reif für die Selbstverwaltung ist. Das bewies besonders ihre Stellung zur brennenden Alkoholfrage. Zum andern hat diese erste Tagung die große Spannung, die zwischen der Mission und den Ansiedlern bestand, bedeutend gemildert. Die Wirkung des Gouvernementsrates war also schon in seiner ersten Zusammenkunft eine sehr heilsame.

Der Gouverneur hat sicher durch dieses Verhalten das Vertrauen verstärkt, mit dem ihm die weiße Bevölkerung bei seiner Berufung entgegenkam. Vielleicht ist er bemüht, den Keimen in der Selbstverwaltung, die bereits vor dem Aufstande in Deutsch-Südwestafrika eingepflanzt wurden, zu einigem Wachstum zu verhelfen. Aber vorläufig sind das nur ganz schüchterne, niemand befriedigende Ansätze. Auch in Ostafrika finden wir Ansätze zur Mitverwaltung. Dort haben außerdem alle Orte mit größerer weißer Einwohnerzahl kommunale Verwaltungen.

Im großen und ganzen besteht die Beteiligung der reichsdeutschen Bevölkerung an der Verwaltung darin, daß dem Bezirksamtmanne ein Bezirksbeirat, dem Gouverneur ein Gouvernementsrat zur Seite steht.

In der Regel werden die Mitglieder dieser Körperschaften ernannt. Als zweite Abschwächung kommt hinzu, daß sie nur eine beratende, aber keine beschließende Stimme haben. Und das, obwohl in diesen Ratssversammlungen häufig genug die Beamten zahlreicher vertreten sind als die praktischen Berufskreise.

Es läßt sich denken, daß diese Institution kaum den Schatten einer Selbstverwaltung bedeutet.

Welche Auffassung gerade in Beamtenkreisen über den Wert und die Bedeutung der Bezirksbeiräte herrscht, wird ungemein drastisch durch nachstehende Äußerungen beleuchtet, die ein Bezirksamtman in öffentlicher Beiratsitzung getan hat:

„Zu einer Befragung des Beirates sei er nach den Beiratsbestimmungen vom 4. Oktober 1903 nur so weit verpflichtet, als es ihm sachdienlich und angemessen scheine.“

Und:

„Er werde gern in solchen und anderen Fällen, in denen er sich irgend eine Förderung der Sache davon verspreche, die Meinung des Beirates anhören, ohne damit seiner eigenen Entscheidung vorzugreifen.“

Solange Bezirks- und Gouvernementsbeiräte eine derartige Rolle spielen, stehen sie zur Mitverwaltung in demselben Verhältnisse wie hochtönende Etiketten auf Weinflaschen zu ihrem minderwertigen Inhalt: sie sind eine Vorpiegelung falscher Tatsachen.

Je mehr die weiße Bevölkerung in unsern Kolonien zunimmt, je mehr schreien die Zustände nach einer Änderung dieser wenig würdigen Verhältnisse. Was bisher geschah, war Selbstverwaltungsständelei. Soll daraus Ernst werden — und es ist hohe Zeit, daß es geschieht —, so muß der Gouverneur an der Spitze eines Gouvernementsbeirates stehen, der das Recht hat, Beschlüsse zu fassen, die das Gouvernement entweder auszuführen hat oder gegen die es ein Veto beim Kolonialamt einlegen kann. Der Gouvernementsbeirat muß aus freier Wahl hervorgehen und so gestaltet sein, daß der Gouverneur und die beamteten Mitglieder nicht ohne weiteres die Majorität bilden.

Wenn in einem Bezirke die reichsdeutsche Bevölkerung eine bestimmte Zahl erreicht hat, so hat sie einen Bezirksbeirat zu wählen, der zu dem Bezirksamtman in denselben Beziehungen steht wie der Gouvernementsbeirat zum Gouverneur.

Bei Durchführung dieser Vorschläge würden nicht nur die Kolonien gewinnen, sondern auch das Mutterland mit dem Kolonialamt und dem Reichstag. Die amtlichen Berichte würden nicht mehr einseitig die Auffassung der Beamten widerspiegeln, sondern in praktischer Arbeit in den Gouvernements- und Bezirksratsitzungen entstehen. Diese gemeinschaftliche Arbeit würde hoffentlich den Beamten ihren Dünkel nehmen und ein besseres Verhältnis zwischen ihnen und den Ansiedlern herbeiführen. Wahrscheinlich würde sehr bald trotz des Gouverneurvetos die Streichung mindestens

der halben Anzahl der Beamten beschlossen werden. Durch Ausführung dieses Beschlusses würden sicher die Kolonien keinen Schaden erleiden. Das elende Vertuschungssystem, das bisher in den Kolonien und der Kolonialabteilung eifrig gepflegt wurde, hätte sein Ende erreicht. Erklärungen vom Bundesratsstische würden nicht mehr für unwahr gehalten werden, und die Kolonialdebatten würden aufhören, Standaldebatten zu sein.

Unzweifelhaft würden die Ansiedler stark ihre Interessen vertreten. Da diese aber meist mit denen der Kolonie zusammenfallen, liegt darin durchaus keine Gefahr. Nur an einem Beispiele soll dies gezeigt werden.

Die leidige Entschädigungsfrage für die im südwestafrikanischen Aufstande erlittenen Verluste zieht sich perennierend durch die Presse und durch das Parlament. Und noch immer ist das Ende nicht abzusehen.

Man hatte seinerzeit die Ansiedler mit blendenden Versprechungen und Bürgschaften für Leben und Eigentum ins Land gelockt. Die Versprechungen haben sich nicht erfüllt, und die Bürgschaften hat nach dem Aufstande niemand eingelöst. Wohl dem, der ein Ausländer war, denn er war dem Reichsdeutschen gegenüber in ungeheurem Vorteil. Sein Leben wurde in der Regel von den Aufständischen geschont. Da er nicht militärpflichtig war, konnte er sein Eigentum schützen und sehr bald den Wirtschaftsbetrieb aufnehmen. Der Reichsdeutsche dagegen, wenn er mit Not und Mühe sein Leben gerettet hatte, mußte sofort als Soldat ins Feld ziehen und konnte nichts zum Schutze und Betriebe seiner Wirtschaft tun. Nach vielem Hin und Her erhielt er endlich  $\frac{2}{3}$  seiner Verluste entschädigt. Die Witwen und Waisen der Ermordeten erhielten — nichts. Es wurde den Hereros nachgerühmt, daß sie Kinder und Frauen geschont hätten. Das Vaterland läßt sich durch die angebliche Humanität der Hereros beschämen, denn die von ihnen Geschonten läßt es am Hungertuche nagen. Es wäre tausendmal mehr Pflicht, sie zu entschädigen, als die Familien, denen der Ernährer erhalten geblieben ist. Wir wollen hoffen, daß in der Entschädigungsangelegenheit noch nicht das letzte Wort gesprochen worden ist und endlich Lebende und Hinterbliebene voll ihre Verluste ersetzt erhalten.

Sicher wäre das längst geschehen, wenn die Ansiedler bei der Verwaltung der Kolonie mitzureden hätten. Die Berichte an die Kolonialabteilung wären dann doch etwas anders ausgefallen, so daß von dieser Stelle eine energischere und erfolgreichere Vertretung jener Interessen stattgefunden hätte. Ein Schaden wäre es gewiß nicht für die Kolonie, wenn die alten, erfahrenen Ansiedler ihr erhalten blieben und sie baldigst in den Stand gesetzt würden, ihren vollen Betrieb wieder aufzunehmen und damit die wirtschaftliche Erschließung des Landes zu fördern.

Diese Verwaltungsvorschläge würden sich nur für unsere Siedelungskolonien zur Durchführung eignen, also für Deutsch-Südwestafrika, Deutsch-Ostafrika und die Südseeinseln.

In den tropischen Kolonien Togo und Kamerun haben wir nur wenige Europäer, und diese wenigen sind auch nur einige Jahre im Lande. Dort

wandelt niemand längere Zeit ungestraft unter Palmen. In diesen Kolonien finden wir nur Handel und Plantagenbau. Weiße Ansiedler gibt es nicht. Die besten Kenner, d. h. die Beamten, Kaufleute und Missionare, die zwei-, auch dreimal einige Jahre in der Kolonie zugebracht haben, sind gewöhnlich nicht dort, sondern im Mutterlande. Hier liegt auch der Interessenschwerpunkt für diese Kolonien. Die Mitverwaltungsfrage hat hier entsprechend den abweichenden Verhältnissen einen ganz andern Charakter. Ihre Lösung wäre vielleicht so zu finden, daß für jede dieser Kolonien ein Beirat aus den Chefs der Firmen und den Vorständen der Plantagen- und Missionsgesellschaften ernannt würde. Er hätte nur über die Etats-aufstellung und solche Angelegenheiten zu beraten, die die Gouverneure draußen nach ihren Instruktionen nicht entscheiden wollen oder können.

Unsere kolonialen Mißerfolge, die uns so viel Geld und Blut gekostet, so viel Hohn und Spott im Auslande eingebracht haben und dem eigenen Volke die Kolonien als wertlos erscheinen ließen, sie sind fast ausnahmslos in dem System der bisherigen Verwaltung zu suchen. Mit ihm muß unbedingt gebrochen werden. Ein Mann der Praxis, Kaufmann F. Dloff in Bremen, hat in seiner Broschüre „Zwanzig Jahre Kolonialpolitik“, der wir uns in einzelnen Punkten angeschlossen haben, den einzuschlagenden Weg gewiesen.

Werden wir ihn jetzt endlich betreten? Die Berufung des „Kaufmanns“ Dernburg an die Spitze des Kolonialamts scheint uns der erste verheißungsvolle Schritt.



## Von allen Wonnen —

Von

Foni Hoende

Von allen Wonnen  
Und bitterm Leiden,  
Von heißer Liebe  
Lobbangem Scheiden —  
Was blieb mir doch?

In stillen Stunden  
Ein dämmernd Sehnen,  
Ein sacht Erinnern  
Und sachte Tränen:  
Das blieb mir noch.

Und wenn nach Jahren  
Verlösch't die Tränen,  
Im stillen Herzen  
Gefüllt das Sehnen —  
Was bleibt mir noch?

Für junge Herzen  
Und Seligkeiten  
Ein warm Verstehen,  
Ein treu Geleiten —  
Das bleibt mir doch!





## Die Försterbuben

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen

Von

Peter Rosegger

(Fortsetzung)

### Der Bauernfeiertag

Am Osterdienstag ging's wieder ausgelassen her beim Schwarzen Michel in Eustachen. Der Osterdienstag ist einer jener Bauernfeiertage, an denen die Leute nicht arbeiten und auch nicht fromm sein wollen.

„Die Kleinfesttagsluden hab' ich alleweil am liebsten!“ rief ein verber Bauernknecht in der Wirtsstube und setzte sich zwischen zwei dralle Mägde, an deren Wangen weniger die Jugend als der Wein blähte. Beim anderen Tisch spielten ihrer etliche Bauern Karten. Mit dem „Zwidn“ hatten sie angefangen, mit dem „Einundzwanzigerln“ wollten sie weiter tun. Der Michel nahm ihnen das Kartenbüschel auf. Sie meinten, er wolle es mischen, aber er steckte es in die Tasche. „Das Einundzwanzigerln, meine lieben Leut', das ist streng verboten. Wer's nit glaubt, der soll die Polizeiordnung fragen, sie hängt an der Tür.“

„Laß sie hängen. Die Polizeiordnung brauchen wir nit und deine Karten auch nit!“ Scharf rief es einer und zog aus seinem Rockfack ein anderes Kartenbüschel.

„Brav bist,“ lachten dem die anderen zu, „ein guter Christ tragt sein Gebetbüchel immer im Sack bei sich. Also, na vorwärts! Ausgeben!“

Bei einem dritten Tisch hatten sie gewürfelt und waren dabei strittig geworden. Der Wirt trachtete, sie zu beruhigen. Einem besoffenen Schneider verweigerte er weiteren Trank. Da wollte ihm der äußerst Bekränkte das leere Bierglas an den Kopf werfen.

„An den harten Steirerschädel? Schad' ums Glas“, lachte ein anderer und nahm es dem Betrunknen weg. Da fuhr der Schneider so heldenhaft auf, als wollte er einen Mord begehen, stolperte aber an der Tischpfoste und fiel um.

Das beste Mittel, die wilden Tiere zu jähmen, war fast allemal, wenn der Michel zur Sither griff; doch heute waren ihnen seine Lieder nicht „geschmalzen“ genug. Alllieder, Jägerlieder — fades Zeug. Da wußten sie selber was „Feineres“. Und brachten Unflätigkeiten vor.

Am Tischlein neben dem Uhrkasten saß ein ältliches Ehepaar, das wollte seinen häuslichen Sankt abwechslungsweise einmal im Wirtshaus abwickeln. Sooft er aus seinem Glase einen Trunk tat, fiel sie ihm in die Hand: „Sein laß! Hast eh schon zu viel!“ Und keifte ihm ins Gesicht hinein, dieweilen er mit der Faust vor ihrer Nase fuchtelte.

Immer noch mehr Leute kamen. Die Stube war schon voller Dunst und Tabakqualm, Gelächter und Geschrei und Gesuche darunter. Die Kellnerin eilte hin und her, aus und ein. „Was schaffen 's? Bier, Wein, weißen, schwarzen? Ruttelfleck, Rostbraten, Rälbernes?“ Doch die Stimmung war schon weniger für „Ruttelfleck“ als fürs Fluchen, Sündeln und Raufen.

„Ich weiß nit“, sagte das buckelige Weberlein aus Ruppertsbach, das an der Ofenbank saß, zutraulich zum Michel, „wegen warum die Leut' gar a so tun schimpfen. Ist eh so viel gemütlich im Wirtshaus. Wär' eh so viel gemütlich, wenn die Leut' nit alleweil taten schimpfen. Warm ist's schön, 's Weinl ist gut, schön plauschen kummt ma miteinander und ein Fried' hätt' ma, wenn d' Leut' nit alleweil taten schimpfen.“

„Recht hast, Weber,“ gab der Michel bei, „ja, wenn halt all' so wären wie du, selm wohl, selm!“

Wurde der Kleine noch zutraulicher und lispelte: „Gelt, Michel, wenn sie kommt, wenn sie gach kommt, du tuft mich verstacken!“

„Wer soll denn kommen?“

„Meine Alte, mein du! Bin nit ein' Augenblick sicher, gelt, du bist so gut und sagst, ich bin nit da. Dir glaubt sie's schon. Mir tat sie's nit glauben. Mir tut sie gar nig glauben. Mich tut sie ausgreinen“, gestand er weinerlich. „Mein lieber Michel, du glaubst es nit! Alleweil, den ganzen Tag tut sie greinen.“

Bei diesem Eingeständnis verfiel der Weber in ein solches Selbsterbarmen, daß der Michel schelmisch seinen Kopf zwischen die Schultern niederzog, die Lippen über die Zähne einkniff und mit dünner Greifenstimme zu singen begann:

„Der Wirt is mei' bester Freund,  
's Weib is mei' größter Feind,  
Daß doch de Weiber  
So g'wider mög'n sei'!“

Allsogleich fangen es an den Tischen mehrere nach unter der Melodie eines Wallfahrterliedes, und kreischend wurde es wiederholt:

„Und — daß doch de Weiber, de Weiber, de Weiber  
So g'wider mög'n sei'!“

Durch den Küchenhuber kam fortwährend dampfende, duftende Gottesgab' herein: Kalbsraten, Oriet, Ruttelfleck, Lüngerln, Kaffee. Und fiel es dem Michel ein: Während wir da das närrische Spottlied lärmern, ist die Frau ununterbrochen mit Fleiß und Sorge tätig, daß die Gäste befriedigt werden. Und wann denn eigentlich ihm, dem Michel, die Frau Apollonia Anlaß gegeben habe, solche Liedeln laut zu machen? Auch seine brave, gute Hausfrau mitzubeschimpfen, um die besoffene Bande zu unterhalten! Ein Grausen befiel ihn. Den Hausknecht rief er: „Poldl, geh, bind die weiß' Schürzen um und hilf der Kellnerin einschänken. Ich hab' ein' Weg zu machen.“ Holte in seiner Stube Rock und Hut und ging davon.

Die Luft war feucht und kühl, es hatte geregnet. Eine friedsame Stille, und dieser leichte, reine Atem! Wie töricht, in einem dumpfen, stinkenden Kasten zu sitzen, zu schreien, zu fluchen, zu schweinigen, sich trant zu fressen, sich zur Bestie niederzusaufen! Und das nennen sie Feiertag. Das ist ein Bauernfeiertag! —

Am Dorfende, wo die Landstraße hinausführt, über die braunen Felder, die stellenweise anhuben zu grünen, arbeitete der Kruspel. Mit einer eisernen Krücke kraute er den Straßentot ab, um ihn dann auf der Schiebtruhe wegzuschaffen. Da dachte der Michel: Das ist zwar eine Dreckarbeit, aber ist Arbeit. Und noch dazu eine ehrliche. Ich bin der Wirt zum Schwarzen Michel, vor dem alle den Hut ruden, und meine Arbeit weist nicht so viel Rechtschaffenens auf, wie die da von dem Straßenpuser. Der schafft den Dreck weg, ich sammle ihn an, eine ganze Stuben voll. Und muß den Rasperl spielen, damit dieser Unflad auch genügend Kurzweil hat. Wegen der paar Groschen da! Ekelhaft. Vor Zeiten, da die Straßen noch voller Leute und Fuhrwerk sind gewesen, ja, da haben solche Wirtshäuser auch was Ordentliches vorgestellt. Und die Wirte schon auch. Ihre Schilder über dem Tor sind ferne Adelswappen gewesen. Mein Vater, Michel Schwarzgug wie ich! Ha, lachen muß ich! Der hat sich auf den Schwarzen Michel einen Krenn eingebildet. Beim Wirtshaus ist das Schild die Hauptsach', hat er gern gesagt. Seit einhundertdreißig Jahren sind die Schwarzgugen auf diesem Einkehrhaus, und seit so lange heißt's zum Schwarzen Michel; hat jeder Bub', der das Haus übernommen, Michel heißen und schwarz Aug' und Haar haben müssen. Und wenn ich blond wär' gewesen, hätt' er mich verjagt, wie ein strohgelber Bruder meines Großvaters verjagt worden ist. Das Schild, ja, das ist rein geblieben derweil. Aber das Einkehrhaus will zu einer Lumpenschente werden. Dazu pass' ich nimmer, und mein Weib auch nicht und die Helenerl schon gar nicht. Wenn's ein Touristenwirtshaus wäre, ein Alpenhospiz. Wo die harten Stein- und Eisberge, die wilden Wetter Wacht halten, heilige Wacht in der Hochwildnis, daß keine Sündhaftigkeit und kein Frevel mag aufkommen. So ein Bergwirt in der Einsam, zu dem nur die fröhlich-frommen Naturanbeter hinauffsteigen, was kann er schaffen, wie vielen Leuten kann er Gutes tun, und wie dankbar sind sie für die Heimstatt, für die wirt-



liche Sorgfalt in des Wetters Unbill und in den Gefahren der Hochtouren. —

So sann der Michel. Mit Wehmut fast erinnerte er sich ans alte Hospiz auf dem hohen Tauern, wo er einmal eine Weile Kellnerjunge gewesen. Immer die geheizte Stube, die warme Suppe, wartend auf den erschöpften, halberstarrten Ankömmling. Immer stieg jemand auf den Moränen umher, sah und horchte hinab in die Rare, in die Wände, in das Eis, ob nicht etwa jemand in Not sei. Aus vielen Ländern kamen hochgemute Menschen zusammen, fanden sich gegenseitig brüderlich bereit zum Beistand. Alles war lauter Kraftfreude, Naturfreude. Am Abend mahnte der Wirt beizeiten die Gäste zu Bette, auf daß sie am nächsten Frühmorgen mit frischer Begeisterung des Hochgebirges Herrlichkeit genießen und feiern konnten. Ja, da weiß der Wirt, wozu er auf der Welt ist.

„Na, Michelwirt!“ sagte er laut zu sich selbst. „Für so was bist du zu alt. Angehender Fünziger, da zahlt sich keine große Veränderung mehr aus. Ober sollt's der Mensch doch probieren?“

Damit war aber sein Sinnen nicht zu Ende. Das spann sich weiter: Zuletzt ist eins wie 's andere. Wie sich's der Mensch einbildet, nit anders. Ja, wenn's so wär', daß der Mensch sein Leben, wenn es aus ist, allemal beim Anfang wieder beginnen könn't! Und wiederholen, eins wie 's anderemal, ganz gleich. Nachher möcht' sich's schon auszahlen, daß man betrübt wär' um das verpfuschte Leben, das sich immer gleich verpfuscht wiederholt. Nachher schon. Aber so nit. So zahlt sich's nit aus, daß sich einer abgrimmt wegen der paar Jahrln da. Vorher nig und nachher auch nig. Bissel Einbildung, paar besoffene Bauern da, haben's eh hart auf der Welt, die Bergbauern, nig Gutes. Bisweilen eine Sauerei, wenn sie sich dabei unterhalten. Warum nit! Ist ihnen zu gunnen. So muß man sich denken; aber Schandbares nig, nur nig Schandbares einbilden. Bissel ehrbar sollt's wohl hergehen im Kopf und im Haus, wenn man schon meint, daß eins ist. Aus den schwarzen Micheln ist ein blondes, blauäugiges Dirndel worden, es scheint, mit den Schwarzaugen ist's aus. Aber auch ums Blauäuglein herum muß es ehrbar hergehen, wenn man sich schon einbildet, daß eins ist.

Er war dort, wo die Straße auf einer langen Holzbrücke über die Mur führt, hinauf gegen Sandau und Sandeben. An der Brücke lehrte er um; aber nicht mehr auf der Straße ging er zurück, sondern am Fußsteig, dem Fluß entlang. Er schaute ins Wasser, wie es in hohen, braunen Wellen dahertwogt mit stiller Gewalt, ohne Rauschen und Brausen. Aber der Boden dröhnt leise. Ist es der Regentage wegen oder ist im Hochgebirge schon die Schneeschmelze eingetreten? — Auf einem Uferstein sitzt ein fremder Mensch im schwarzen Gewand und hält die Angelstange über das Wasser hinaus, zieht sie aber nie in die Höhe. Der Michel steht hinter einer Weide und schaut dem Fischer zu, will just einmal wissen, wie lange bei Fischern die Geduld vorhält. Sa — sie hält bei Fischern länger vor als bei Wirten, der Mensch sitzt unbeweglich da und hält die Stange

unbeweglich hinaus. Da tritt der Michel ihm nahe und spricht mit Fröhlichkeit: „Ja, will denn gar nig anbeißen?“

Der Fischer schaut nicht erst um, wer es sei, der da fragt, gleichgültig gibt er zur Antwort: „Anbeißen schon, aber 's ist allemal nur ein Fisch.“

„Ja, mein lieber Mann, was wollt Ihr denn sonst fischen?“

„Menschen — —“

Der Michel schüttelte seinen schwarzlockigen Kopf und ging seines Weges. Den Mann hatte er bisher nie gesehen. — Menschen will er fischen, wie Petrus. Vielleicht auf der Straße oder in Wirtshäusern? Gut. Aber aus dem Wasser Menschen! . . .

Der Einbildung hing er noch lange nach. Dann wollte er durch die Au und das Lärchenwäldchen ins Dorf zurückkehren. Allein hier war das Wasser ausgetreten, und aus dem trüben Spiegel standen die Bäume auf. Er mußte wieder zur Straße hinüber. Dort feste sein Sinnen neuerdings bei den schwarzen Micheln ein, und wieder mündete es beim blonden Mädels aus. Was wird die einmal für einen fischen? Na, die fischt nicht, im Gegenteil, daß sie nur nicht einmal selber anbeißt! Angeln tun ihrer etliche. Seit einiger Zeit beobachtete er heimlich. Sie ist das stille, heitere Dirndl wie immer. Ahnt es gar nicht, wie sie von den Augen junger Männer aufgegebelt wird. Es wäre freilich ein leichtes Anheiraten, ein herziges Weibchen kriegen und ein angesehenes Wirtshaus dazu. Das berufenste in der ganzen Gegend von Löwenburg bis in die Sandau hinauf. Sie wird keine schlechte Auswahl haben, ja, sie müßte eigentlich schon drauf gekommen sein — und wird's auch. O du stilles Wasser du! —

Und war es, daß der Michel schon in der nächsten Viertelstunde zweien Verehrern seines Töchterleins begegnen sollte. Mitten auf der Straße waren zwei Bursche aufeinander geraten, ineinander verschlungen zu einem heftigen Ringen. Der eine suchte den anderen von sich zu schleudern, der andere klammerte sich an den einen fest und wollte ihm ein Bein stellen. So fuhren sie wie ein wildes Tier mit vier Beinen quer auf der Straße hin und wieder, strampfend, schnaufend — wortlos. Es waren der Straßenarbeiter Kruspel und Försters Fridel. Der Michel, der von den Ringenden nicht bemerkt wurde, schaute wohlgefällig zu. Buben müssen raufen, das macht sie stark und mutig. Und der Stärkere wird wohl der Försterische sein! — Er war es nicht, wenigstens nicht der Abgefemtere. Plötzlich lag er, durch eine tückische Wendung hingeschleudert, daß der Straßenkott hoch aufspritzte. Der Kruspel ließ aber nicht ab, er stürzte sich auf den Unterliegenden, stemmte ihm die Knie in den Magen, krampfte seine Finger in die Gurgel und würgte ihn. Als er den Michelwirt gewahrte, wie dieser fluchend herbeisprang, stieß er dem Försterischen noch rasch die Faust ins Gesicht, ließ los und flüchtete sich mit großen Säßen in den Lärchenschachen.

Der Fridel sprang auf und wollte jenem nach oder davonlaufen. Gerade vor dem Michelwirt. Er schämte sich, unterlegen zu sein.

„Oho!“ rief der Wirt und fing ihn ab. „Im jetzigen Festanzug kannst nit heim. Komm, wir gehen durch den hinteren Hof ins Haus, und in meiner Stuben ziehst du einen anderen Menschen an.“

Der Fridel, der sich erst den Lehm aus dem Mund sprühen, aus den Augen reiben mußte, sah es wohl ein, daß er in seiner schmutztriefenden Gestalt für alles unmöglich war; er flüchtete sich in das ihm vorgeschlagene Versteck, um sich in den Jägeranzug des Wirtes zu hüllen. Der Wirt selbst hatte stark im Gastzimmer zu tun. Dort waren sie während seiner Abwesenheit glücklich raufend geworden und hieben mit Fäusten und einstweilen noch zugellappten Messern aufeinander. Die Weibleute hatten sich in die Küche eingesperrt. Der Hausknecht versuchte den Frieden mit einem Seugabelstiel herzustellen. Den Stiel fing ihm ein Bauernbengel ab und wollte dann den Hausknecht behandeln wie ein Fuder Heu; da trachtete dieser seiner eigenen Sicherheit zu. Mitten ins Gepolter hinein trat nun der Michel. Da duckten sie ein wenig ab. Vor dem kleinen schwarzen Mann hatten sie Respekt. Sie wußten nicht recht warum, aber sie hatten ihn. „Ja, Leuteln, was machts denn da!“ lachte er. Mit gellendem und heiserem Geschrei wollten sie ihm die Ursachen des Streit'es beibringen; jeder war der Unschuldige, und alle anderen waren die Lumpen und Hunde und Ochsen. Jeder rief den Wirt zum Schiedsrichter an und verlangte, daß er die anderen durchhauen helfe, wenigstens durchhauen lasse. Blut gab es auch schon, einstweilen nur aus den Nasen.

„Ober Nachbarn und Kameraden,“ rief der Wirt, „wenn ich vermitteln soll, so muß der Handel erst ruhig besprochen werden. Das wollen wir auf dem Anger draußen machen. In der Stuben ist mir die Luft zu schlecht.“

Schreiend und lallend torfelten sie über die Schwellen hinaus, und als alle draußen waren, rief ihnen der Michel nach: „Geht heim und schlaft euch aus!“ Und warf hinter ihnen die Thür ins Schloß.

So ist der Bauernfeiertag würdig beschlossen worden.

### Zwei Knaben gehen aus bei der Nacht

Es war tief nächtig. Elias lag im Bette, und seine frommen Betrachtungen über den Schlaf gingen in diesen über und wurden Träume. Da kam der Fridel nach Hause. Manchmal schon war er nächtig heimgekommen, aber so vorsichtig hatte er die Thür noch nie auf- und zugemacht, so leise war er wohl noch nie durch die Stube geschlichen. Ohne Licht zu machen, zog er sich aus, pferchte das Gewand auf dem Boden seines Rastens zusammen und suchte seine Werttagskleider hervor für den morgigen Tag. Niemand sollte es wissen, was ihm passiert war. Dann aber schrie er aus dem Schlafe auf, so laut, daß Elias wach wurde. Der glaubte den Namen Kruspel gehört zu haben. Am nächsten Morgen fiel es ihm auf, daß der Fridel nicht lustig war, daß er blasse Wangen hatte und am Rinn eine Hautabschürfung.

„Fehlt dir was, Fridel?“ fragte er.

„Halt's z'samm!“ schnauzte ihn der Bruder ab. Weiter nichts, als seine Rahmsuppe, nahm das Beil über die Achsel und ging davon. Darüber war Elias den ganzen Tag gedrückt. Er hatte sich in Schulgegenständen Wiederholungen auferlegt; aber im Latein stand der Fridel mit vergrämtem Gesicht, in der Mathematik stand der Fridel schweigsam und finster, das eiserne Beil auf der Schulter. Er hatte Angst und wußte doch wieder nicht warum. Sind ja so viele Leute ungut aufgelegt, wenn nach einer Reihe von Feiertagen wieder der Werktag kommt. Warum soll denn juist der Fridel immer lustig sein! Und hat er ihn nicht schon selbst zu größerer Ernsthaftigkeit ermahnt, wenn er zu lustig war? Und warum soll er nicht das Beil auf die Achsel nehmen, wenn er in den Holzschlag geht? — Da nahm sich der Junge vor, recht besonders lieb zu sein mit seinem Bruder, wenn er am Abend zurückkommt von der Arbeit.

Um die gewöhnliche Stunde kam er zurück, aber nicht mit einem Scherzgruß, wie er sonst die Seinen zu begrüßen pflegte. So wortkarg war er beim Abendessen, daß ihn der Vater fragte: „Ist dir was, Fridel?“

„Nein!“

Bald ging er zu Bette, lag so ruhig, als ob er schlafe. Aber plötzlich, als längst alles still geworden war im Hause, sagte der Fridel halblaut und kalt: „Den Kruspel muß ich umbringen.“

Elias hatte es gehört. Hatte es schrecklich verstanden und doch nicht verstanden. Er stand auf, zog sich an und setzte sich ans Bett zu Häupten des Bruders. Dort blieb er unbeweglich sitzen, wohl eine Stunde lang. Zu den Fenstern schien der Mond herein. Aber es war anders als sonst. Elias wußte nicht, was das war. Er betete. Dann legte er seine kühle Hand ganz leicht auf das Haupt Fridels.

„Geh schlafen,“ sagte dieser, „umbringen nit, aber ein' Dentzettel soll der kriegen!“

Wagte es der Student und fragte beklommen: „Fridel, was hat's denn gegeben?“

Der Fridel richtete sich im Bette auf. — „Vorgestern, ich will heimgen vom Eierlocken. Beim lichten Tag ist's noch. Auf der Straße, bei dem Lärchenschachen, der Wegmacherbub'! Springt her, packt mich an. Ich wehr' mich, er schlägt mir das Bein aus, würgt mich, stoßt mir die Faust ins Gesicht — zweimal, das für die Helenerl, sagt er, und das für dich! Der Mischelwirt ist juist daher gegangen, da lauft er davon.“

Neuerdings kam's über ihn. Er krümmte sich zusammen und stieß zwischen den Zähnen hervor: „Und ich bring' ihn doch um.“

„Also gerauft habt ihr“, sagte Elias völlig erleichtert.

„Rausen nennst du das, wo er das Mäd'el mißhandelt. Gerade so gut wie sie persönlich. Wenn er einmal sagt: Das ist für die Helenerl! Weil sie ihn damals geächtigt hat, so hat er ihr jetzt die dreifige Faust ins Gesicht gestoßen, dieser Schandbub', dieser Straßenräuber! Dieser Erzgalgenstrid!“

Elias ward beinahe froh, daß der Bruder endlich fluchte. Das in Wut halberstücte Erzählen ohne allen Schimpf war ihm unheimlicher gewesen.

„Mußt denken, Fridel, sie hat nir davon gespürt.“

„Gespürt! Dummian! An dem ist's ja nit!“

„Weiß sie was davon?“

„Der Narr bin ich nit, daß ich ihr's hätt' gesagt.“

„Nun schau, wenn sie nichts davon weiß! Und bist du nicht froh, daß du was für sie hast leiden können?“

„Ich denke, mein Lieber, der Wegmacherbub' wird was für sie leiden müssen, dann werde ich froh sein.“ Er biß die Zähne aufeinander, daß sie knirschten.

„Aber, Fridel,“ sagte Elias, „wer wird sich denn wegen solcher Sachen so giften! Hast ja selber den Schaden vom Giften. Der Kruspel lacht, wenn er's erfährt, daß er dich so wurmen kann. Der Wegmacherbub' ist Luft und sonst gar nichts, so mußt du denken. Und dir nichts machen aus ihm. Hernach gift' er sich.“

„Großartig, wie du gescheit bist, Student!“

„Mein Gott, ich gescheit!“ antwortete Elias einfältig. „Wie soll ich denn gescheit sein können. Hab' noch nichts erlebt. Kann mir wohl denken, daß es schwer sein wird, zu verzeihen, wenn einer so was am eigenen Leib erfahren hat. Aber schau, der Christ muß sich was gefallen lassen können. Bist ja im größten Vorteil. Denke, wenn du so gemein wärest wie der Kruspel, das wäre ein Jammer! Er ist ein starkes Tier und hat dich auf den Erdboden geworfen. Du bist ein starker Mensch und stehst wieder auf. Und gehst deines Weges und bist still und vergift. Hättest du denn keine Freude an dir, wenn du so sein könntest? Gib dich zur Ruh' und denke, daß auch der Herr Jesus unschuldig hat müssen leiden. Was dem Menschen kommt, das soll er mannbär ertragen und still sein. 's ist ja bald vorbei. Denke, Fridolin, auf dieser Welt wärrt's nicht lang', und nachher, wie wird der Kruspel in der Ewigkeit ein armseliger Wurm sein und du ein schöner Engel!“

„Weißt du,“ sagte jetzt der Fridel, „meinetwegen mag der Wegmacherbub' nachher auch Engel sein, nur Prügel muß er jetzt kriegen. Geh in dein Bett, du frommes Knäblein du, auf deine Christenlehr' kommt mir der Schlaf. Gute Nacht!“

Das ist in derselben Nacht gesprochen worden, dann schliefen sie ein, und der Mond legte seine blassen Fenstertafeln auf die Dielen hin, und der nächtliche Frieden lag über den beiden jungen Herzen, in welchen die Sanftmut und die Rache wohnten.

Dann kam wieder ein Tag und wieder eine Nacht. Der Fridel hatte seines Feindes nicht wieder erwähnt, er war nicht heiter, aber auch nicht mehr finster. Elias war voll Beseligung darüber, daß sein Sureben beruhigt hatte. Aber ganz wie sonst war der Bruder doch nicht. Da ist es in einer Nacht gewesen, daß Elias plötzlich erwacht. Draußen in der Vor-

stube ein Geräusch, als ob jemand etwas vom Wandnagel herabgenommen hätte. Elias schaute auf das Bett seines Bruders hin; der Mond schien auf das weiße Linnen hin, es lag wulstig zurückgeschlagen, der Fridel war nicht da. Der Junge sprang rasch auf und zog sich an, auch Stiefel und Hut, und ging hinaus. In der Vorstube ein Blick an die Wand, wo das Schrotgewehr zu hängen pflegte, das war nicht da. In der nächsten Minute eilte Elias über die Brücke der rauschenden Ach und auf dem Wege dahin gegen Eustachen. — Was kann er sonst wollen bei der Nacht? Da gibt's ein Leben zu retten! — Nicht an das Leben des Wegmacherbuben dachte er, als er eilte, mehr laufend als gehend. Das Leben seines Bruders, das zeitliche und das ewige! Das ist schon wert, daß sich einer die Lunge zu Tode lauft. So viel wird schon übrigbleiben, um ihn zu beschwören: Bei dem Andenken unserer Mutter tu's nicht! Der Fridel hatte sie ja noch gekannt, fünf Jahre lang war sie bei ihm gewesen, hatte ihn hundertmal geküßt und gesegnet. Er kann's nicht tun. Mutter im Himmel, bitt für ihn bei Gott zu dieser Stunde! Der Vollmond, der sein weißes Licht so mild vom Himmel gießt, das ist ein Gnadenstrom! — Schon war Elias am Wegkreuze, wo das Hochtal in den Murboden ausweitet, und hatte ihn noch nicht eingeholt. Hatte der Fridel den Fußsteig über die Böschung am Walbrande genommen? Dann muß er ihn an der Wegzweigung treffen. Der Kruspel wohnt bei seiner Base in der Lechnerhütte. Also quer über die Wiese hin. Da hört er Schritte. Er horcht, er weiß noch nicht woher, sie tapfen nur so in der Luft; vom Walbrand herab kommt eine schmale, lange Gestalt, gespensterhaft lang, denn es war ein Mann und sein Schatten, die sich in gerader Linie fortsetzten. Elias ging ihm langsam entgegen.

„Wer ist's?“ fragte Fridel erschrocken.

Der Student antwortete nicht, trat den Bruder entschlossen an und langte nach dem Gewehr. Sie rangen. Schweigend rangen sie um die Waffe, nicht heftig oder zornig, nur zähe und überlegsam, scheinbar fast gemüthlich. Aber die Arme, die sich gegenseitig zu biegen, zu fassen, abzuwehren suchten, waren stramm gespannt. Nach einer Weile standen sie still und schnauften. Elias hielt seinen Bruder am Rockflügel fest.

„Gib mir das Gewehr, Fridel!“ sagte er halb drohend, halb bittend.

Der Fridel war ein wenig überrascht von der Kraft des schlanken Burschen, obschon er selbst ihn seine zwanzigjährige Gewalt noch nicht eigentlich hatte spüren lassen. Er hatte nur den Angreifer vor sich festzuhalten, das Gewehr aber hinter dem Rücken zu bergen. Da machte Elias plötzlich einen Sprung, erfaßte den Riemen, im nächsten Augenblicke wurde die Waffe festgehalten von vier Händen, da knallte es, und die Schrote sausten in die Luft hinaus. Damit hatte der Kampf ein Ende. Der Fridel ließ die Waffe los, was sollte sie ihm auch, er hatte keine Ladung für einen zweiten Schuß; seinen Ärger wußte er nicht anders anzubringen, als daß er dem Studenten mit aller Macht ins Gesicht schrie: „Du dummes Schaf!“ und langsam dahin säufelte über die taunasse Wiese.

Elias ging mit seiner Trophäe wieder ins Hochtal hinein, dem Forsthaufe zu. Das „dumme Schaf“ machte ihm gar nichts. Er nahm es für eine Umschreibung des einfältigen Schäfleins, das ja der Christ sein soll. Er kam sich bedeutend vor! Wie ein tapferer Kämpfer, wie ein eifriger Seelforger. Über den dunklen Bergen lichtete sich der Himmel. Es war der Morgen da. Über die Aeh geschritten verdeckte der Junge das Gewehr unter dem Brückkopf, und wie er aus dem Hause geschlichen war, so wollte er wieder hineinschleichen. Es war ja natürlich, daß von dieser Geschichte niemand was erfahren dürfe. Aber es kam anders, als er sich das gedacht hatte.

Ein Weilchen nach Mitternacht hatte die alte Sali an die Schlafzimmertür des Försters geklopft. Ob er nichts höre? rief sie durch das Holz, im Hause sei ein Unfrieden, vom Vorboden her habe sie etwas vernommen, und das Haustor habe sie gehen gehört.

„Hast es abends gut zugesperrt?“

„Sweimal den Schlüssel um.“

„So kann niemand hereingegangen sein.“

„Aber, Herr Rufmann, was hilft denn das! Wenn ich was gehört hab'!“

„Wenn was wär', so müßt' sich der Waldel gemeldet haben“, meinte der Förster. „Geh einmal hinaus und schau nach!“

„Wer, ich?“ entgegnete sie durch die halbgeöffnete Tür, zischelnd vor Entrüstung und Angst. „Mit ums Halsabschneiden!“

„Das wär' was Neues, Sali!“

„Ich bin aufgenommen für meine Dienste, Herr Oberförster, aber nit für solche Sachen bei der Nacht!“

„Herr Oberförster“ sagte die Alte, da mußte sie schon arg gereizt sein.

Also stand Rufmann auf und ging hinaus. Das Thor war nicht versperrt, nur angelehnt. Da fiel es ihm ein: Der Fridel! Am Ende geht dieser Rader aus! — Er polsterte die Treppe hinauf und in die Schlafstube seiner Söhne. Richtig! Fridels Bett ist leer. Der wagt was! Sollt's schon der Vater nicht wahrnehmen, so nimmt's der Student wahr. Und vor diesem schämt er sich nicht? — Er hielt den Leuchter über das andere Bett. Auch der junge Theolog ist nicht da . . . Jetzt war auch die Sali erschienen. Als sie den Förster vor den leeren Betten stehen sah, starr vor Verblüffung, da eilte sie die Treppe herab, klammerte die Finger aneinander: „Jetzt hab' ich was ang'stellt!“

„Eierlocken werden sie sein 'gangen“, rief sie nachher.

„Ja freilich, Eierlocken! Jetzt bei der Nacht! Weiberleutschmecker seins! All' zwei. Der jung' Leder auch schon, das krant' Buberl! Ja wohin soll man die Kinder denn geben zur Erziehung, wenn sie sogar im Priesterfeminar nignuzig werden! — Blihsfermentsbuben! Wenn ihr heimkommt, freut euch!“ Er zog sich vollends an und ging in die Nacht hinaus und horchte. Das Rauschen der Aeh. Es begann zu tagen. Er schaute in

die Gegend hinaus, zu den in Berg und Thal verstreuten Hütten. Bei welcher mögen sie Unterschlupf gesucht haben? Diese und jene fiel ihm ein, die so leichtfertig sein möchte. Er ging ums Haus herum. Im Hof sprang ihn der Waldel an; geschmeichelt von dem Besuch zu solch ungewohnter Stunde, wollte er des Hausherrn Gesicht belecken. Dieser schob ihn barsch von sich und schritt weiter. Die kühle Luft brachte sein erhitztes Gehirn so weit herab, daß er den Fridel beinahe verstand. Denn er erinnerte sich zufällig, daß auch er einmal — zwanzig Jahre alt gewesen war. — Jetzt ist ihm freilich schon die Zeit der Jugend gekommen.

So ein Kindl, wenn's auf die Welt kommt, wie man da gleich meint — was Apates. Nachher in der kindlichen Unschuld, mit dem weichen, guten Herzlein, mit den hellen Auglein — so was Himmelartiges! daß man denkt, aus dem wächst sich was Besseres, das macht sich, als ob sich's einmal um ein paar Staffeln höher bringen möchte. Und bis so ein Ding sich auswachst, ist es der alte Adam. Ein Geschlecht wie das andere, wir kommen nicht weiter. — Bei dem Älteren möchte ich's noch begreifen, begriffe ich's eher. Aber bei dem Kleinen! Geistlich will er werden, der Luderstub'! —

In solcher Stimmung war der Förster, als Elias ans Haustor kam. Er vertrat dem Jungen den Eingang.

„Wo bist gewesen?“

Elias erschrak und schwieg.

„Wo du gewesen bist!“ rief der Förster und rief es ein drittesmal.

Antwortete der Junge: „Ich kann's nicht sagen.“

„Weil es ihm in der geistlichen Schule zu strenge ist,“ fuhr der Förster zornend fort, „so läßt er sich krank melden, damit er aufs Land kann und allerhand Lumpereien treiben. Beim Tag hocht er über den Büchern, dieweilen er wohl an den heimlichen Spitzbübereien sinnt. Beizeiten fängst du an mit dem Heucheln, hörst du! Die Heuchelei hab' ich schon gar gern, alles wollt' ich dir lieber verzeihen, als diese gottvermaleidete Heuchelei. Beim Tag, ja, da gibt er dem andern gute Lehren, und bei der Nacht — Rader seid ihr!“

Elias schwieg. Starr schaute er dem zornigen Vater ins Gesicht und schwieg.

„Oder hat dich der Fridel verführt?“

„Nein“, sagte der Junge schnell und kurz.

„Wo ist der Fridel?“

Der Fridel war vorher vom Waldweg herabgekommen. An der Hausdecke hatte er gehorcht, und als er nun merkte, was es gab, und daß sein Bruder in der Klemme war, trat er vor. Der Förster fuhr ihn derb an, wo sie die Nacht zugebracht hätten?

„Mit der Büchse sind wir ausgewesen“, antwortete der Bursche.

Der Förster hob betroffen sein härtiges Haupt. „Mit der Büchse?“

„Marder schießen.“



Der Förster schwieg ein Weilchen. Dann schüttelte er den Kopf. „Försterbuben. Und wissen nicht, wann man Marder schießt.“

„Ist der auch mitgewesen?“ fragte er, den Studenten am Rodtragen fassend und ihn dem Fridel vorschiebend.

„Wo hast denn das Gewehr?“ fragte der Fridel den Bruder.

„Unter der Brücke ist's.“

„Unter der Brücke? Will doch einmal sehen, ob's wahr ist“, sagte der Förster. Da fand sich unter dem Brückenkopf das Schrotgewehr, und nun mußte er es wohl glauben. Und wie gerne! Gerade gescheit ist das nicht, in der Nacht Marderschießen gehen! Aber schöner ist's doch immer als das andere, was er geargwohnt. Und jetzt tat's ihm leid, daß er den Jungen so wild beschimpft hatte. Er nahm den Studenten beiseite und stellte ihn scharf zur Rede, weshalb er sich bei den Anschuldigungen nicht verteidigt habe! „Mir scheint, mit Absicht hast du mich ins Unrecht setzen wollen — wie? So darfst du es nicht wieder machen. Ein Mann, wenn ihm unrecht geschieht, muß sich rechtfertigen. Gut, ich forder' Respekt von meinen Kindern. Aber daß sie sich von mir unbegründet schmähen lassen sollen, das mag ich nicht, das schon einmal gar nicht. Irren kann sich ja der Mensch. Und da ist's mir schon lieber, sie widersprechen mir, und wenn's auch grob wäre. Lieber als die Muckerei, wo man sich nicht auskennt. So — Elias, jetzt geh zu deiner Suppe. Und merk dir's!“

Mit diesem Sermon hatte der Alte sein ungebärdig gewordenes Herz beruhigt. Anstatt sich selbst macht man die Vorwürfe denen, so man unrecht getan hat. Ein bewährtes Verfahren.

### Sie sprechen von einem glückseligen Tag

Hatte Rufmann sich gleichwohl geirrt — angestochen war die Frage doch. Er beobachtete den Fridel bisweilen ein bißchen. Fiel ihm weiter nichts auf, als daß der Junge in letzter Zeit statt vorwitziger Gsängeln zarte Liebeslieder sang, ganz kurze, und gar nicht laut sang. Im Text lag's nicht so gerade, der war feststehend für alle jungen Mannsleut' im ganzen Tauerngebirge. In der Melodie lag's, in ihr spürte der Vater, und er war Kenner, das heimliche Liebesatmen des Sohnes. Er hatte bald eine Ahnung, von welcher Seite der Maienhauch kam. Und eines Tags steckte ihm's die alte Sali vergnüglich — die Leut' täten tuscheln! Ja, ja, die täten allerhand tuscheln — von Försterbuben und von der Michelwirtschen!

„Ah na, das glaube ich nicht“, sagte Rufmann. Aber er glaubte es sehr schnell, und er glaubte es sehr gern. Es geschieht ohnehin wunderfellen, daß ein ganz geheimes Herzensträumen wahr wird. So sehr der Alte sich entsetzte in selbiger Nacht, tatsächlich hatte er für seinen Buben Liebespläne gesponnen, lange bevor diesem von einer Frau etwas eingefallen war. Das war's ja eigentlich, weshalb er so erschraf, als der Bub' in der Nacht in Verlust geraten. Wenn er sich an eine Unrechte verirrt!

Und jetzt soll er schweigen und warten, bis es die Jungen anzetteln, die lieben, dummen, ungeschickten Jungen. Und sollt' sich blind und taub stellen, da doch schon halb Lustachen sehend und hörend ist. Hatte er nicht einen Freund, mit dem er sonst alles zu besprechen pflegte? Wie eine Falschheit kam's ihm vor, daß er nicht schon einmal offen über die Sache mit dem Michel geredet hatte.

Eines Tages saßen sie beisammen im Wirtsgarten. Es war ein klarer Tag nach einer klaren, kalten Nacht. Erst war das schlanke Mädchel zwischen Busch und Baum dahingegangen gegen den Gemüsegarten, an dessen Rande sie auch ihre Blumen hatte, noch kaum erblüht, nur schwellend in zarten Knospen. Die beiden Männer hatten anfangs beim Frühschoppen ein Gespräch geführt, dann huben sie an wie immer zu singen. Was grade so anflog.

„Es waren einmal zwei Knaben,  
Die zogen am Morgen aus;  
Weiß' Federn auf dem Hute,  
Das Herz voll frischem Mute —  
Und kamen nimmer nach Haus.“

Der erste, der ist begegnet  
Wohl —“

„So, jetzt weiß ich nicht weiter“, unterbrach Rufmann sein Singen. Da sprang der Michel ein:

„Der erste, der ist begegnet  
Des Königs Herrlichkeit.  
Der tat mit Laub ihn zieren  
Und auf das Schlachtfeld führen,  
Wohl zu dem Todesstreit.“

Nun wußte der Förster schon weiter:

„Der andre, der ist begegnet  
Wohl einer schönen Frau.  
Der tat aus Lieb' erblinden  
Und konnt' den Weg nit finden  
Zurück ins Vaterhaus —“

„Du bist um einen halben Ton zu tief gewesen“, sagte der Michel.

„Es geht nicht mehr recht. Ohne meine Laute geht's nicht gut.“

„Wir wollen im Sommer auf die Alm, da mußt sie mitnehmen. Wir müssen uns doch wieder einmal einen lustigen Tag machen — nit? Ich möcht' schier einen. Weiß nit, was das ist, im heurigen Frühjahr kommt mir das Sonnenlicht nit so hell vor wie sonst. Wir müssen uns öfter einen lustigen Tag machen, verstehst?“

„Ja, wenn man das immer so könnte!“

„Du, man kann's! Rufmann, man kann's! Nur Übung! Mir fehlt sie ja selbst noch arg, die Übung. Im Denken sind wir alle noch

Stämper. Können uns das Angenehme nit stärker vorstellen als das Unangenehme. Das ist ja so was man Jugend nennt, sich immer Gutes vorstellen. Das muß gelernt werden. Nachher ist's gewonnen. Was man sich denkt und einbildet, das ist."

"Ach, mit deiner Einbildung!"

"Und ich sag' dir's, es ist so. Jeder kann sich die Welt machen, wie er sie haben will. Er denkt sie so."

"Nicht einmal eine Regeltugel lauft, wie man sie schiebt, und erst die Welttugel!" sagte der Förster. "Was hilft's, wenn ich mir zehnmal denke, die Waldbäume sind frisch und gesund, wenn sie doch ihre Wunden haben und dieser verdammte Pechschaber wieder da ist. — Was hilft's, wenn ich mir denke, meine Buben sind unschuldige Kinder, dieweil sie doch schon brandluntenheiß verliedt sind."

"All' zwei?"

"Wenigstens der eine für zwei."

Der Michelwirt spielte ein erschrockenes Gesicht und antwortete: "Verliebt! Um des Himmels willen, wird doch das nit sein! Ein zwanzigjähriger Bursch' verliedt! Das ist unerhört." Dann sprang er über: "Sag mir, Rufmann, hast du nie ein Liebeslied gesungen? Wie singen sie sich denn am schönsten, allein oder zu zweien?"

"Du hast recht, du hast recht", sagte der Förster, denn nun hatte er den Wirt dort, wo er ihn brauchte.

"Michel — — tut dein Töchterlein, die Helene, auch gern singen?"

"Das kannst dir denken. Aber nur, wenn's niemand hört. Mir scheint, das Mäd'el schämt sich, daß es singen kann."

"Was wolltest du denn sagen, Freund, wenn mein Bub' deinem Mäd'el das Schämen abgewöhnen möchte beim Singen?"

"Wenn sie gut zusammenstimmen, warum denn nit?"

"Erst muß er mir noch auf eine Forstschule. Aber ich halte es gut für einen jungen Menschen, wenn er frühzeitig weiß, wem er zugehört."

"Destweg sag' ich ja, Rufmann, wir werden noch einmal einen glückseligen Tag miteinander haben."

Solches ist gesprochen worden im Wirtsgarten zu Eustachen.

„Der andre, der tat begegnen  
Wohl einer schönen Maid,  
Der tat vor Lieb' vergehen,  
Und ist ihm wohl geschehen  
In alle Ewigkeit.“

Sie sangen es selb'ander und merkten nicht, daß sich das Lied gleichsam von selbst umgedichtet hatte.

Der Tag war heiß geworden. Und als die Sonne niederbrannte und die Säger nach besserem Schatten sich umsahen, merkten sie, daß an den Fichten die jungen Triebe well niederhängen.

„Biffel Nachtfrost haben wir gehabt“, sagte der Förster. „Ich hab's gleich am Morgen bemerkt, die ganze Wiese vor dem Hause grau. Das macht nicht viel. Im Gebirge tut das noch nichts um solche Zeit. Ihr da in Eustachen seid wohl rund um zehn Tage voraus. Euch meint es der Ringstein gut, der den Lauerwind bricht. Nur daß ihr mit dem Rohlpflanzensetzen noch ein paar Wochen warten müßt.“

Auf dem schmalen Kiesweglein heran kam wieder das schlante Mädel, langsam und nicht gar lustig.

„Nun, Helenchen, was treibst du, was träumst du, was denkst du?“ so grüßte sie Rufmann.

„Meine Freud' ist umsonst gewesen“, antwortete das Mädel und tat heiter, als wäre das spaßig. „Alle Blumen sind hin.“

„Mache dir nichts draus, mein Kind, sie kommen wieder.“

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht!“ summte der Michel.

„Was sagst du?“ fragte der Förster.

„Ach, das Lied ist mir eingefallen.“

„Es ist ein trauriges Lied.“

### Elias bleibt lieber daheim

Auf eine Anfrage ans Seminar, wann für Elias der Urlaub zu Ende sei, war der Bescheid gekommen, der Junge könne selbstverständlich jeden Tag einrücken. Sollte es aber zu seiner völligen Kräftigung notwendig sein, so wolle man raten, ihm das Jahr dreingehen zu lassen, daß er sich im Herbst zum neuen Schuljahre frisch und gesund einfände. Rufmann besprach sich darüber mit dem Michelwirt. Der fragte zuerst, was dem Studenten eigentlich fehle? Man merke ihm nichts an. Der Förster gab zu, daß er selber nicht klug werde. „Die Sonne will ihn nicht bräunen. Und leicht ermüdet, wie Jungen in diesem Alter schon sind, wenn sie stark wachsen. An Appetit fehlt's gerade nicht; Kostverächter, sagt die Gali, wäre er keiner. Auf den Rahmlaffee, sagt sie, gehe er wie ein Wolf auf Schafsblut. Aber“ — so schilderte Rufmann weiter — „zu wenig lustig ist er mir, zu totig, lost so herum. Biffel schneidiger, wenn er wäre.“

„Die Stadttrankheit hat er“, sagte der Michel. „Nervös ist er. Beim Studieren hat er sich überanstrengt. Das gefällt mir von seinem Rektor, daß er ihm Urlaub gibt zu einer gründlichen Kräftigung. Daß das Werkzeug fest sein muß, wenn der Geist was leisten soll, das wollen die gelehrten Herren sonst nit immer einsehen. Laß ihn halt heraußen ein halbes Jahr.“

„Ein Jahr länger in der Sorge. Ist halt bitter“, meinte der Förster.

„Es bezahlt sich, Rufmann. Es geht nachher um so flotter vorwärts. Endlich und schließlich, mein Freund, sollst du nit vergessen, daß auch unsereiner ein Recht hat auf das Patentkind. Kannst du dich noch erinnern bei der Taufe, wie ich ihm den Namen Elias hab' ausgesucht?“

Weil ein Vetter von mir, den ich gern gehabt, auch so geheissen hat. Und daß er, hab' ich spaßeshalber gesagt, nit zu Fuß in den Himmel muß wandern, hingegen nobel fahren kann, wie sein Namenspatron. Hast du drauf gesagt, dann sollt' ich ihm schon auch den feurigen Wagen dazu kaufen —“

„Aus Fürwis, Michel, aus Fürwis.“

„Wenigstens für ein Radel dazu werd' ich doch gut sein. Feurig machen muß er den Wagen freilich selber, wenn er für den hochwürdigen Beruf die rechte Begeisterung hat. Ob unser Elias einmal mit einer bischöflichen Kalesch' wird fahren, das ist stark ungewiß. Wie mir scheint, tut er sich mehr auf einen frommen Landpfarrer zusammen als auf einen Kirchenfürsten.“

„Wäre mir alles eins, nur daß er sein Amt ordentlich erfüllt, das liegt mir an. Ist aber nicht zu glauben, Michel, wie diese zwei Brüder unterschiedlich sind! Nur ein Viertel, wenn der Student von des andern leichtem Sinn hätt'! Und der andere so viel von des einen Ernsthaftigkeit und Frommheit. Wenn man die könnte so ein bißel durcheinander schütteln, wie, möchte ich sagen, der Pfarrer beim Altar Wasser und Wein.“

„Laß nur Zeit,“ sagte der Michel, „unser Herrgott wird den Kelch schon schütteln. Bis der Fridel nur erst den Lebensernst kennen lernt — es pressiert nit! Laß es nit pressieren, Rufmann! — Dann wird er schon ernsthaft werden. Und wird auch er nit verschont bleiben, von der Not —. Die Not macht den Menschen fromm oder schlecht. Schlecht macht die deinen Buben nit, dafür steh' ich fest. Und beim andern, beim Elias, wird's so sein: Der kommt erst zum leichten Sinn, bis er an anderen und sich selbst einmal erfahren hat, wie hart es hergeht auf der Welt. Jetzt besteht sein Welt- und sein Himmelglauben noch aus Buchstaben. Später wird er aus Arbeit, Leiden und Mitleiden bestehen. Und um solche Zeit wird der Mensch, der einen Kern in sich hat, heiter und gemüthlich. Elias ist zu früh ins Institut gekommen; ist schon derowegen nit schlecht, wenn er jetzt ein wenig herumsteigen kann und sehen, wie's ausschaut in der Welt.“

„Ich werde ihn einmal fragen, ob er jetzt lieber ins Seminarium will oder daheimbleiben derweil im Forsthaus.“

„Frag ihn! Wollen's einmal sehen. Dir ist's lieber, wenn er sagt: Seminarium. Mir ist's lieber, wenn er sagt: Forsthaus.“

Eine Freude war es dem Rufmann, wie der Michel diesmal wieder gesprochen hatte, so recht aus der Wirklichkeit heraus. Der Wirt aber hatte sich dabei gedacht: Ich muß ihm so sprechen, daß er sich bessere Sachen kann einbilden. Er hat den Buben ja doch weitaus am liebsten daheim.

Und am nächsten Sonntag, als der Förster und Elias miteinander von der Kirche gingen aus Ruppertsbach, sprachen sie davon. Auf die Frage, was ihm lieber sei, antwortete zuerst der Student: Er gehe gern ins Seminar, und er bleibe auch gern daheim.

„Das ist wieder einmal keine ordentliche Antwort, Bub! Deine Herren Professoren wünschen vor allem, daß du gesund werdest.“

„Aber, Vater, was Ihr nur habt. Ich bin ja gar nicht krank.“

„Also willst du wieder hinein?“

Jetzt schwieg der Junge und ging still hinter dem Vater einher. Als dieser einmal umschaut, hat der Student nasse Augen.

„Mir scheint, Elias, du bleibst doch jetzt noch lieber daheim!“

Barg der Junge sich leidenschaftlich schluchzend an des Vaters Brust:

„Ich bleibe gern daheim. Ich bleibe viel lieber daheim. Mein Vater, ich mag nit fort, ich bitt' dich, laß mich daheim bleiben!“

Das war Antwort genug.

(Fortsetzung folgt)



## Die Nacht des Zaren

Von

A. Wächter

Mein Glück? Es ist ein Baum, in Nacht entsprossen  
 Und aufgewachsen ohne Sonnenlicht;  
 Die starken Äste, hoch emporgeschossen,  
 Der eine nach dem andern kraftlos bricht;  
 Aus jedem Blütenkelche, der erschlossen,  
 Die gift'ge Natterzunge tückisch sticht,  
 Und wenn sich dennoch seltne Früchte zeigen,  
 Dann reißt der Sturm sie unreif von den Zweigen.

Ich grüble schlaflos: Was ist mein Verbrechen?  
 Wird' ich gezüchtigt für der Ahnen Schuld?  
 Und wie soll ich zu meinem Volke sprechen,  
 Mit Donnerstimme oder Vaterhuld?  
 Soll der Hyäne ich das Rückgrat brechen?  
 Soll ich sie streicheln sanft und mit Geduld?  
 O könnt' ich Moses gleich vor Gott mich neigen  
 Und mit Befehlestafeln niedersteigen!

Wie lang' ist's her, da ich erzählen hörte  
 Und mir erträumte jenes Fürsten Loß,  
 Der kühn sein Haupt, das völlig unbewehrte,  
 Durft' legen jedem Untertan in Schoß!  
 Wie lang' ist's her, da ich begeistert lehrte  
 Des Friedens Evangelium heilig groß,  
 Da ich das weiße Banner, das entrollte,  
 Den Völkern als der Erste tragen wollte!

Der Erste? Ja, doch nicht das Friedenszeichen,  
 Die Kriegesfackel schwang ich blutigrot.  
 Viel tausend lagen auf dem Feld als Leichen,  
 Viel tausend schreien hungerbleich nach Brot.  
 Ich aber schlaflos schaudre vor den Streichen,  
 Die meinen Freunden schägt der grause Tod,  
 Und schlaflos denk' ich, wie ich liegen werde,  
 Auch ich zerschmettert auf der blut'gen Erde.





## Ihr Vater

Von

E. L. Schtschepkina-Rupernik

Natalie kam erst zum Tee, als schon alle bei Tisch saßen. Zuerst wünschte sie dem Vater guten Morgen, küßte seine große, weiße, behaarte Hand und berührte dann mit ihrem frischgewaschenen, niedlichen Gesicht seine Wange; hierauf tat sie dasselbe bei der alten Großmutter; alle übrigen Anwesenden hatte sie schon gesehen. Die Mutter goß ihr Milch in den Becher und schob ihr eine warme Semmel hin.

Das Mädchen schlürfte die Milch und beobachtete, wie der Vater seinen Tee trank, bevor er zum Dienst ging. Er trug einen alten, grauen Paletot, von dem die Knöpfe abgetrennt waren und der auf diese Weise als Schlafrock hergerichtet war, und trank den Tee aus einem Glase mit vergoldetem Untersaß. Auf diesem Untersaß stand mit slawischen Buchstaben: „S. P. Muchin, dem wackeren Kollegen und treuen Freunde, anläßlich seiner 15jährigen Dienstzeit.“

Auf Vaters Schoß saß der fünfjährige Bruder Nataliens, Saschka; sooft der Vater sein Glas hinstellte, schaukelte er den Sohn auf einem Knie und sang dabei:

Hopp hopp hopp hopp Reiterlein,  
 Wenn die Kinder kleiner sein,  
 Reiten sie auf Stöcklein.  
 Wenn sie größer werden,  
 Reiten sie auf Pferden,  
 Reiten übers Wasserlein,  
 Da fallen sie — Klabaus! hinein!

Und bei dem Worte „Klabaus“ warf er den Jungen in die Höhe und ließ ihn dann fallen.

Der kleine Mann prustete vor Lachen und rief:

„Noch mal, Papa, noch mal!“

Die Sonne schien hell ins Zimmer, und die Fuchsen und Geranien am Fenster leuchteten wie feuerrote Punkte.

In der Ecke beim Muttergottesbild mit vielen Heiligen ringsum brannte ein Lämpchen.

Die alte Großmutter saß in einem hohen, lederüberzogenen Lehnstuhl am Fenster und las in einem dicken Buch mit goldenem Kreuz auf dem Deckel: „Geistiges Schatzkästlein“. Die Mutter, eine üppige, rosige Frau in offener Bluse, gab einem Säugling die Brust und blickte freundlich auf ihren mit dem Knaben spielenden Gatten. Den lachenden Knaben aber suchte ein Kanarienvogel zu überschreien, der sich über die Sonne und den Lärm im Zimmer freute.

„Sieh mal die Sonne!“ meinte die Mutter und bedeckte das schmazende Kind, auf dessen Näschchen ein heller Sonnenstrahl fiel, mit einem Tuch. „Der reine Frühlingstag.“

„Ja, ja,“ bestätigte der Vater, „ich schicke euch nächstens aufs Land.“

„Hurra!“ rief Natalie entzückt, für die der Landaufenthalt eine ununterbrochene Reihe von Festtagen bedeutete.

„Möchtest gern zu Großvater, du Zappelliese?“ fragte der Vater freundlich und klopfte seine Tochter auf die Wange.

„Schrecklich gern, Papa!“

„Ist auch sehr nötig. Sie sieht wieder etwas grünlich aus“, wandte er sich an die Mutter.

„Ja, sie liest immer,“ antwortete diese. „Ist von den Büchern nicht fortzubringen. Da mag im Hause zu tun sein, was will, Wäsche zu stopfen, oder was sonst — sie sitzt stets hinter den Büchern.“

„Wird vielleicht mal eine gelehrte Dame!“ Die Augen des Vaters ruhten wohlgefällig auf dem zarten Mädchen. Natalie verstand diesen Blick und errötete vor Freude: ein gutes Wort vom Vater galt ihr so viel wie ein Pfund Gold.

Natalie empfand überhaupt vor ihrem Vater eine Art scheuer Achtung, die an Vergötterung grenzte. Er erschien ihr als der schönste, verständigste, mächtigste von allen Menschen. Alle Leute in ihrer Umgebung verehrten und fürchteten ihn, Familienmitglieder wie Fremde. Zu Hause aber war sein Wort Gesetz, und die Kinder wußten, wenn der Vater ihnen Strafe in Aussicht stellte, so strafte er wirklich, nicht wie die Mutter, die zwar schrie, schalt und drohte, aber niemals ernstlich strafte. Der Vater tat es auch selten und nur wegen schlechter Arbeiten. Die Folge davon war, daß die Kinder seine Liebfosungen außerordentlich hoch schätzten.

„Na, es macht zwar kein Vergnügen, aber ich muß jetzt fort,“ sagte der Vater, trank seinen Tee aus und setzte Saschka auf die Erde. „Wenn ich später komme, wartet nicht auf mich . . .“

„Das wäre noch besser; den Kleinen gebe ich zu essen, aber dann warten wir“, erwiderte die Mutter voll Liebe. „Natalie, wasch das Geschirr auf!“ Damit legte sie den Kleinen in die Wiege und windelte ihn neu ein. Saschka setzte sich zur Großmutter und besah in ihrem Buche Bilder



mit einem Engel, der Kinder am Rande eines Abgrunds beschützt, — den „reichen Sünder“ u. a. m.

Der Vater trat jetzt hinter der Zwischenwand wieder hervor. Wenn er die Uniform angezogen, die Mütze aufgesetzt und den hochstrebenden Schnurrbart gebürstet hatte, sah er den Bildern von Kaiser Wilhelm II. ähnlich und war stolz darauf. Seine blauen Augen blickten dann weit herrischer und kälter drein, als wenn er zu Hause im grauen Schlafrock dafuß, und Natalie empfand vor diesem Papa leichte Angst; übrigens sah sie ihn in dieser Verfassung nur, wenn er zum Dienst ging, und wenn er wieder heimkehrte; der kurze Aufenthalt hinter der Zwischenwand verwandelte dann nicht nur die Uniform in den abgetragenen Schlafrock, sondern auch die strengen Gesichtszüge in ruhig gutmütige.

Der Vater küßte jetzt die Mutter, fuhr Natalie liebevoll über das dunkle Köpfchen und sagte beim Fortgehen, als fielen ihm plötzlich etwas ein: „Ja, Anna, laß doch Natalie heute nicht zur Schule.“

„Warum denn?“ fragte die Mutter.

„Wozu die vielen Worte . . .“ rief er schon in der Tür. „Sie soll zu Hause bleiben.“

Damit ging er fort.

„Ach, Mama!“ jammerte Natalie. „Ich muß doch zur Schule!“

„Das wäre noch schöner“, erwiderte die Mutter. „Sonst nützt kein Bitten und kein Flehen, du bleibst wochenlang zu Hause; wenn der Vater es aber befiehlt, da heißt es plötzlich, ‚ich muß doch zur Schule!‘“

„Ja, ich muß auch. Ich bin verpflichtet . . .“

„Was mußt du? Wenn der Vater es sagt, so bleibst du einfach zu Hause.“ Damit ging die Mutter in die Küche.

Natalie hatte das Geschirr aufgewaschen und saß nun wie auf Nadeln. Sie mußte wirklich zur Schule. Konnte nicht fortbleiben. Ungehorsam gegen den Vater war natürlich schrecklich. Aber der war ja nur bange wegen ihres Schnupfens, und der Schnupfen war längst vorüber und das Wetter wunderschön. Vor allen Dingen aber hatte sie ihr Wort gegeben . . . Sich der Mutter anvertrauen — dabei kam nichts heraus. Die ließ sie nicht fort. Und sie mußte doch. Das Mädchen blickte um sich. Die Mutter war in der Küche beschäftigt, die Großmutter schlummerte, Gasska zerschneppelte kleine Lappen, nur der Säugling hielt die trüben Augen offen und blickte sie an — aber der konnte sie glücklicherweise nicht aufhalten.

Sie nahm nicht ein Buch mit, huschte in den Flur, warf einen Umhang über, glitt zur Tür hinaus und lief mit klopfendem Herzen auf bekannten Wegen zum Mädchengymnasium.

Bald verschwand sie in einem großen Menschenhaufen.

Das war ein sonderbarer Haufen.

Ähnlich wie jener, der sich vor acht Jahrhunderten unter dem heißen Himmel Südfrankreichs um einen dunkellockigen Hirtenknaben mit feurigen Augen und feuriger Rede versammelt hatte und der, nur von dem einen

leidenschaftlichen Wunsch beseelt, das Heiligtum der Christenheit aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, sich in einer unregelmäßigen, lebendigen Welle auf steinigigen Wegen von drohenden Schlföfsern auf den Bergen zu ärmlichen Hütten in den Tälern, durch Gebirgsschluchten und sonnenverbrannte Ebenen zum Meer, übers Meer zum Grabe des Heilands bewegte, wie eine Schar munterer, leichter Schwalben, die zwitschernd und flatternd das Deck weißsegeliger Galeeren überfallen, — um dann im Meere zugrunde zu gehen oder auf Sklavenmärkten verkauft zu werden . . .

Alle diese Kleinen mit hellen, zarten Stimmen und dunkelblonden oder hellen Köpfchen, die Lieblinge ihrer Mütter, ganz kleine und halb Erwachsene mit Hoffnung in den Augen und Feuer im Herzen — sie alle hatten sich einen reinen und edlen, einigen nicht ganz verständlichen, von allen aber sofort angenommenen Gedanken zu eigen gemacht.

So war es auch hier.

Zum erstenmal hatte die Wahrheit diese kleinen, reinen Herzen berührt. Und nun erzitterten und entbrannten sie und bewegten sich in fröhlicher Erregung vorwärts, und gedachten mit ihren schwachen, kleinen Schultern denen zu helfen, die für die Wahrheit kämpften, um das riesige, steinerne Ungetüm anzugreifen, das seine kalten Pfoten nach dem Leben ausstreckte, und es fortzudrängen — es fortzudrängen, um für das Heiligtum menschlicher Freiheit Raum zu schaffen, die, niedergetreten und in schmählicher Gefangenschaft schmachtend, Demütigungen und Sentersqualen erduldeten. Auch dieser Zug war ein Kreuzzug gegen Unterdrückung und Knechtschaft, und ebenso wie dort waren hier lauter Kinderköpfe in den Reihen sichtbar. Nur daß man hier nicht die weißen Wege der Provence, keine blühenden Lorbeerhaine und nicht die abschüssigen Felsen des Mittelmeergestades, sondern schmutzige, mit schmelzendem Schnee bedeckte Straßen einer russischen Kleinstadt, und statt malerischer Lumpen, bunter Ramisole und brokatener Gewänder: graue Paletots, blaue Mützen mit silbernen Abzeichen und die braunen und grünen Uniformkleider der weiblichen russischen Gymnastien sah.

Aber die kleinen Leute, die zarten Sprößlinge, aus denen feste, mächtige Bäume an Stelle der angefaulten, von giftigen Würmern benagten und sturmgeknickten Wälder hervorgehen sollten, schritten kühn und mutig vorwärts.

Rühn und fest entschlossen im Bewußsein ihres Rechts und der Billigkeit ihrer Forderungen; alle wie ein Mann, halb erwachsene Knaben, fast Jünglinge, in deren Augen schon männlicher Mut flammte, und ganz kleine, noch kindlich pausbäckige, kurzgeschorene Durschen, auf deren Wangen noch Jugendrot wie Spuren von Mutterküssen leuchtete; kleine Mädchen, jung und zart, in der ganzen Reinheit ihres Lebensfrühlings — und ganz winzige, stolz und glücklich darüber, daß auch sie dabei waren. Alle in dieser einheitlichen, gleichgesinnten Menge waren treu und fest zusammengeschlossen.

Dieselbe gefährliche Welle, die mächtige Schiffe schaukelt und hin und her wirft, trägt auch ins Meer geworfene Blumen, und so hatten hier die brausenden Wogen des sozialen Lebens diese kleinen, blumenzarten Kinderseelen ergriffen und in ihrer Strömung fortgerissen. Sie hatten den Ruf der Freiheit und der neuen Wahrheit, der in den entlegensten Winkeln ihres Vaterlandes ertönte, vernommen, vielleicht deutlicher als andere, die den Wert der Lebensgüter schon schätzen gelernt, in bebaglichem Wohlleben schon gleichgültig geworden waren — träumende Seelen, weil sie noch nicht aufgewacht waren, noch nicht gelernt hatten, sich zu fürchten, weil die Wirklichkeit mit ihrer rohen Kraft sie noch nicht zertreten und erdrückt hatte . . .

Diesem buntbewegten aber wohlgeordneten Zuge schloß sich auch Natalie an; ein heißes Händchen griff nach ihrer Hand, und glänzende Augen leuchteten ihr zu.

„Marusja, du auch?“

„Natürlich . . .“

„Wollen wir zusammen gehen?“

„Ja, wie schön! . . .“

Sie schlossen sich dicht aneinander. Beide fühlten in diesem Augenblick ohne Worte, daß sie und die ganze Menge eins waren, daß alle nur ein großes, gleichmäßig und freudig klopfendes Herz besaßen. Vergessen waren alle kleinen Zwistigkeiten, aller Hader und kleinliches Schulgezänk; ein mächtiger, unruhiger Gedanke trieb alle vorwärts. Sie zogen mit dem Haufen von einer Schule zur andern, und aus jeder kamen Kinder heraus, schlossen sich ihnen an, und dann zogen sie weiter durch die ganze Stadt.

Dicht hinter ihnen aber zog ein Haufe Erwachsener.

Ebenso wie sich damals vor sieben Jahrhunderten auf die feurige Rede des jugendlichen Hirten nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene, große, starke Leute versammelt hatten, die sich den anderen angeschlossen und mit ihnen zogen — alte, durch Arbeit abgehärtete Bauern, rauhe, in Schlachten ergraute Ritter, die, von den Worten aus Kindesmund hingerrissen, Pflug und Schwert fortwarfen und sich mit Tränen in den Augen zu den Kindern gesellten —, so zogen auch hier hinter den Kindern große, starke, rohe Menschen einher, die sie immer enger einschlossen. Und die Kinder blickten voll Vertrauen auf diese Menschen: sie hatten ja nichts von ihnen zu fürchten.

Endlich gelangte die stets zunehmende Menge zur letzten Schule.

Ein paar kleine Mädchen mit erregten, blassen Gesichtern, aber glänzenden Augen traten ihnen entgegen.

„Sind die Marienschüler dabei?“ flüsterte Natalie.

„Man unterhandelt noch mit den Abgesandten . . . ich glaube, sie sind dabei.“

„Sie ziehen mit uns!“ rief ihre Freundin, und noch einmal strömte das Gefühl der Einheit in heißer Welle durch das eine, große, freudig klopfende Herz.

In diesem Augenblick trat aus der Schar Erwachsener ein Mensch hervor und rief:

„Haut sie! . . .“

Und auf die bange, schwache, nur in ihrer kindlichen Reinheit starke Schar stürzte sich die rohe Menge.

Ein Duzend Burschen drang mit Pfeifen und Schreien auf die Kleinen ein.

Natalie begriff nicht gleich, was geschah — so unsinnig, so unerwartet war dieser Überfall.

„Natalie, was ist das?“ rief ihre Freundin.

Rings um sie herum hagelte es schon Schläge, pfißen Peitschenhiebe durch die Luft, ertönte wildes Geschrei und Heulen erschreckter, fallender Kinder, und im Nu war die bis dahin herrschende feierliche Ruhe verschwunden und an ihre Stelle betäubender Lärm und Getöse getreten. Drohen und Flehen verschmolzen in einen wüsten Lärm. Es war, als wenn ein riesiges Ungeheuer vor Schmerz und Furcht aufbrüllte.

Der Anblick panischen Schreckens, das Schluchzen, Schreien und die unordentliche Flucht der Kinder erregten die vertierten, halb berauschten Menschen noch mehr. Wie Henker in roten Hemden hieben sie erbarmungslos immer schneller drein und stießen dabei Schimpfworte aus.

„Du willst rebellieren?“ schrie ein riesiger, rothaariger Schlachter und streckte mit einem Faustschlage einen kleinen Burschen derart zu Boden, daß sein Gesicht von Blut überströmt wurde.

„Das ist gemein, niederträchtig, über wehrlose Kinder herzufallen!“ rief ein dunkelhaariger, schwarzäugiger Knabe von fünfzehn Jahren mit überspringender Stimme. Er erhob die Faust, wurde aber im selben Augenblick niedgerannt und von schweren schmutzigen Stiefeln zertreten.

„Haut den Judenjungen!“ brüllte der Haufe. „Haut ihn!“

„Schnell fort, fort!“ rief Natalie. Sie liefen krampfhaft, Hand in Hand, ohne zu wissen wohin. Mutigere Kinder versuchten zu kämpfen, schwache wie sie suchten ihr Heil in der Flucht. Aber zum Kampf reichte die Kraft nicht aus, und einen Zufluchtsort gab es hier nicht.

Rosatenpeitschenhiebe sausten durch die Luft, die schweren Lederriemen trafen die zarten Kindergesichter; Marusjas Wange zerschnitt schon ein blutiger Streifen; sie fühlte im ersten Augenblick keinen Schmerz, aber Natalie schrie entsetzt auf und zog sie zur Seite.

Sie liefen vorwärts, ohne zu wissen wohin. Sie zitterten am ganzen Körper. Ein fremder Knabe, der Marusja am Rock gefaßt hatte, lief hinter ihnen her. Sie stürzten instinktiv in den nächsten Hauseingang, um dort Schutz zu suchen, aber da standen zwei Männer in Uniform und schleuderten unbarmherzig all die weinenden, zitternden Kinder, die dort hindrängten, zurück in das tobende, heulende Meer, wo schmutzige, rohe Hände sie schlugen und nach den seidenen, von Mutterhand morgens geflochtenen Mädchenzöpfen griffen und sie ausriffen.

Natalie und Marusja wurden ebenfalls zurückgeworfen, schlüpfen unter den Schlägen durch und stürzten ziellos vorwärts. Der kleine Knabe war von ihnen getrennt; einen Augenblick hörten sie noch sein lautes Weinen. Sie standen wieder plötzlich mitten auf dem Platz. In Natalie verwandelte sich jetzt wirklich alles in ein schrecklich klopfendes, riesiges Herz, das von den anderen getrennt war. Ihre Füße waren wie mit heißem Wasser übergossen, sie knickten ein und strauchelten. Marusja stützte sie, und sie liefen wieder keuchend und krampfhaft stöhnend vorwärts.

Der Platz war von einer dichten Menge besetzt; Erwachsene kamen in höchster Erregung von allen Seiten herbeigelaufen: wie eine Feuersbrunst hatte die unsinnig schreckliche Kunde die Stadt ergriffen.

„Die Kinder werden niedergemezelt! . . .“

Die Väter warfen ihre Arbeit hin, die Mütter liefen barhaupt an den Ort der Mezelei und versuchten sich durch die dichte Schar von Schutzleuten zu Fuß und zu Pferde hindurchzudrängen. Aber die ließen sie nicht durch und wiederholten fortwährend:

„Gehen Sie auseinander, meine Herrschaften, gehen Sie fort! Mischen Sie sich hier nicht ein!“

Natalie gab sich keine Rechenschaft über das, was hier vorging, warum man sie schlug, warum die rohe Menge über sie herfiel.

Sie begriff nur, daß eine drohende, mächtige, unabwendbare Gefahr über sie hereinbrach. Eine Rosatenpeitsche pfiff neben ihr, und plötzlich warf ein kräftiger Hieb Marusja zu Boden.

Natalie hörte ihren Schrei:

„Mama! Hilfe!“ . . .

Sie sah, wie ihr Köpfchen gegen einen Prellstein schlug und ihr Gesicht von einem Fußtritt getroffen wurde; sie wollte sich auf sie stürzen, aber da wurde sie auch schon fortgedrängt, und die Menge zog sie in ihren Strom hinein, — und nun lief sie heulend und ununterbrochen schluchzend:

„Verflucht! verflucht! . . .“

Ein großes, stattliches Mädchen vor ihr schrie fortwährend wie eine Rasende:

„Mörder, Mörder!“ . . .

Eine Rosatenpeitsche traf sie mit schrecklicher Kraft; sie stöhnte laut auf, und es war, als wenn alles ringsum stöhnte.

Der große Mann aber, der sie geschlagen hatte, fuhr in seiner grausamen Tätigkeit ruhig fort. Natalie sah seinen Rücken und die gleichmäßig und kräftig geschwungene Peitsche. Jetzt lichtete sich der Rinderhaufe ringsum.

Der Mann wandte sich um, als suchte er, wen er noch schlagen könnte — und Natalie erkannte ihren Vater.

Sie schrie laut auf und fiel besinnungslos unter die Hufe des schnaubenden Pferdes.

Deutsch von Adolf Heß





## Die geistigen Probleme der Polenfrage

Von

Hugo Raßlaff

Goethe erklärt einmal in einem Gespräche mit dem Kanzler von Müller, er könne bei der Teilung Polens den Zugriff Friedrichs des Großen nicht mehr wie in jüngeren Jahren von dem Standpunkt der reinen Moral aus betrachten; er sei vielmehr inzwischen zu einer größeren Einsicht herausgewachsen: Friedrich der Große sei zu diesem Zugriff einfach gezwungen gewesen, weil sich sonst seine waffenbereiten Nachbarn Rußland und Osterreich bereichern haben würden unter tödlicher Gefährdung seines eigenen Staates. Der Kanzler von Müller ist unglücklich darüber. Er findet dies Urteil unvereinbar mit der zarten Eigenart des Dichterherzens, und so stoßen wir auf den sonderbaren Widerspruch, daß der praktische reale Staatsmann und Jurist idealistischer zu denken scheint als der gottheitentproffene Dichter.

Wenn zwei so erleuchtete Köpfe nicht eins werden können, wie ist es da erst mit uns Ärmsten bestellt? In der Tat tobt jetzt in den Fragen der Polenpolitik der Widerstreit der Meinungen in schrillen Dissonanzen. Nirgends, so können wir kühnlich behaupten, offenbart sich mehr der eingeborne Gegensatz zwischen Kopf und Herz, Verstand und Gemüt, Geist und Seele, Intellekt und Gefühl; nirgends gibt es so viel Uneinigkeit, Sant, Haß, Sader und Streit.

Gewiß, es ist eine verzweifelte Frage. Wohlان, betrachten wir sie von allen den Seiten, die sie hat; von dem rein menschlichen, von dem philosophischen und von dem politischen Standpunkte aus.

Stolz und mächtig strahlt über dem zwanzigsten Jahrhundert die Sonne des Nationalismus, und der Gedanke „ein Volk, ein Staat“, wie er schon im verflossenen Jahrhundert vordrang, hat jetzt die Geister bezwungen. Die Jugend aller Länder gehört zu den entzündeten Jüngern der panslawistischen, panamerikanischen, britisch-imperialen und großdeutschen Idee, und die Philosophen und Ethnologen, die Historiker und Physiologen haben mit ihren bewunderungswürdigen Forschungen das ihrige dazu getan, die Bedeutung von „Rasse“ für das Leben von Staat und Welt wissenschaftlich zu er-

härten. So vor allem der Graf Gobineau mit seinem bahnbrechenden Werke: „Sur l'inégalité des races humaines“, und neuerdings der englisch-deutsche Polyhistor Houston Stewart Chamberlain mit seinen „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“. So strebt denn jedes rassenreichte Volk danach, sich einen eigenen Staat zu schaffen. Neu-Deutschland und Neu-Italien sind dafür die glänzendsten Beispiele, und selbst die Völker, auf die wir von jeher gewohnt sind, mit dem Stolz des besseren Blutes hinabzublicken, die Magyaren z. B. und das so wenig ansprechende Volk der Neugriechen, selbst diese Völker haben sich im Laufe der Zeiten zur Bildung eigener Staaten emporgeschwungen. Und nun das Volk der Polen? Hat es nicht auch daselbe Recht zum Bau eines eigenen Hauses?

Gewiß, das rein menschliche Recht dazu wollen wir unbedingt bejahen. Auch die Polen sind ein rassenreines Volk, das sich sogar in der Dreiteilung der Fremdherrschaft die besondere Eigenart des Blutes ungetrübt bewahrt hat. Nur ein rassenreines Volk hat eine Geschichte, und die Geschichte der Polen weist Abschnitte auf, die der sachliche Forscher neidlos als glänzend anerkennt. Jahrhundertlang bildeten sie im Herzen von Europa ein starkes, gewaltiges Reich, ein Reich, das zeitweilig an die Macht des alten Deutschland nahezu heranreichte. Ihre siegreichen Einfälle in Ost- und Westpreußen, ihre furchtbaren Schlachten mit den Schweden und dem Großen Kurfürsten sind uns Preußen noch in guter Erinnerung. Unvergessen bleibt ihnen auch der allgemeine Aufschrei der Erlösung, der aus hunderttausend Rehlen drang, als Johann Sobieski mit seinen begeisterten Scharen vor den Toren Wiens die Übermacht der Türken schlug. Selbst in ihrem Untergange, in ihren letzten Kämpfen fehlt nicht das übermenschliche Ringen, die Größe der Verzweiflung, die dem erliegenden Volke der Buren für alle Ewigkeit den Schimmer der Glorie verleiht. Ihnen gehört eine Zahl von Helden, Staatsmännern, Gelehrten und Künstlern, deren Name kaum jemals verhallen wird. Und blicken wir noch zum Schluß mit flüchtigem Auge auf den Büchermarkt der Weltliteratur, der jetzt so ungebürlich überschwemmt wird: nicht das Schlechteste, was wir finden, sind die klaren Schöpfungen des polnischen Dichters Henryk Sienkiewicz.

Und dies Volk sollten wir, rein menschlich betrachtet, unwürdig nennen, ein eigenes Haus zu besitzen? Wenn wir so groß und frei denken, wie es den Enteln unserer Vorfäter geziemt; wenn wir uns hinausheben über die subjektiven Wallungen unseres Blutes, das mit deutlicher Stimme den fremden Mann als nicht wahlverwandt ablehnt; wenn wir den Polen objektiv in seiner plastischen Eigenart betrachten, so durchströmt uns doch die Empfindung: der Pole ist eines eigenen Hauses nicht unwürdig, ja, er ist dessen viel würdiger als viele andere Völker, als die Neugriechen, als die Serben, als die hundert Nestizenstaaten von Südamerika.

Und nachdem wir zu dieser Einsicht gediehen sind, überfällt uns da nicht ein tiefes Mitleid, eine teilnehmende Trauer? Ein tragisches Schicksal tritt uns vor das Auge, ein Völkerschicksal; zerschmettert liegt ein Volk am

Boden, das hoher Tugenden durchaus nicht ermangelt, und tausend schlechtere Völker leben ein unverdientes Glück. Sehen wir da nicht eine ungeheure Ungerechtigkeit vor uns? Übersieht uns nicht mit dämonischer Beklemmung das Gefühl des Welt Schmerzes, jenes Gefühl, das einst, zuerst, in Lord Byrons empfindsamer Seele zu sengender Liebe emporschlug, das aber auch dem stärkeren Sinne unseres Heinrich von Treitschke nicht als eine erkünstelte Krankheit erscheint, sondern als die natürliche philosophische Reaktion auf einen schreienden Mißstand in der Weltenordnung? Sind wir nicht viel mehr geneigt, dem Kanzler von Müller zu folgen, als dem mitleidslosen Urteil Goethes?

Sowohl, so ist der Deutsche geartet. Unsere Gemütsstiefe und unsere ethische, humanistische Bildung ist schuld daran. Ein Engländer würde nicht so empfinden können, das hat er im Burenkriege genugsam bewiesen. Die Moral des Engländers ist verkörpert in einer Sittenlehre, die mit ebenso nüchternen wie großartiger Konsequenz einfach auf den praktischen Nutzen zugeschnitten ist. Wir aber sind geneigt, alle Dinge, die uns begegnen, mit der zartesten Rücksicht, mit der selbstlosesten Schonung anzufassen. In uns blüht Herzlichkeit, Mitleid, Barmherzigkeit, mit einem Worte, alles das, was man so bezeichnend Humanität nennt, und so sind wir auch stets dazu gestimmt, uns auf die Seite des Schwächeren zu stellen. Und bei Gott, wir sollen uns dessen nicht schämen. Was die Menschheit fördert und erhält, das sind im letzten Grunde doch die edlen Instinkte, die gerade in uns Deutschen so wundervolle Blüten treiben.

Aber können wir auch in dieser unvollkommenen Welt — und jetzt tritt die eberne Frage der politischen Not an uns heran — in dieser Welt, so real wie sie nun einmal ist, können wir da auch diesen idealistischen Erleben bis in ihre letzten Konsequenzen nachleben? Sollen wir den Polen die slawischen Striche von Westpreußen, Posen und Schlessien herausgeben? Sollen wir so tatkräftige Hand mitanlegen an die Neubegründung des alten Polenreiches?

Nein und abermals nein! Da ertönt sofort in unserem Innern eine lebhafteste, klare, gesunde und natürliche Stimme. Das wäre gleichbedeutend mit der Preisgabe aller Lande bis zur Oder und mit der Gefährdung aller Gebiete bis zur Elbe; das wäre ein Verbrechen gegen vierzig Millionen deutscher Seelen, ein Wahnsinn gegen unsere eigene Sicherheit, und vor allem eine Ungerechtigkeit gegen unseren eigenen Wert. Mögen auch die Polen besser sein als tausend andere Völker, wer aber, frage ich, und hierauf kommt es an, wer ist von uns beiden besser zur Herrschaft geboren, die Deutschen, die in so viel Kampf und Tränen, in so viel Mord und Vernichtung, in so viel Blut und Verzweiflung doch niemals sich vor sich selbst erniedrigt, die niemals das heilige Erbe ihrer Väter verraten haben, als da ist Standhaftigkeit, Entsaugung, Selbstbezwingung, Mut und Tapferkeit, heiliger Heldenzorn und unverbrüchliche Mannentreue — die Deutschen, frage ich, oder die Polen, die in adligem Hochmut und niedrigem



Servilismus, in engherziger Selbstsüchtigkeit und allgemeiner schöner Genussucht so unendlich viel Häßlichkeit gezeigt, die als Staatsbürger ihre Anzulänglichlichkeit jedenfalls schon einmal bewiesen haben, deren eigenfinnisches, einwärtsloses „nie posvolam“ der Verderb der weisheitsvollsten Befehle war? Nein und abermals nein! Es ziemt uns nicht, der Größe des Siegers ist es ver sagt, all die Kläglichkeiten, all die Würdelosigkeiten aufs neue aufzuzählen, die uns das Leben des alten Polenreiches geoffenbart hat. Aber das betonen wir mit freudigem Stolz, das rufen wir laut in die Welt hinaus: Von diesen beiden Völkern sind wir es, die besser zum Befehlen, die Polen aber sind es, die besser zum Gehorsam geschickt sind. Wir sind das Herrenvolk und wollen es bleiben. Was wir uns mit so viel Tränen und mit so viel Blut errungen, das wollen wir auch erhalten und bewahren. Was lehrt uns Goethe?

Eines scheidt sich nicht für alle,  
 Sehe jeder, wie er's treibe,  
 Sehe jeder, wo er bleibe,  
 Und wer steht, daß er nicht falle.

Politik ist keine Rechtsfrage. Moralisch betrachtet, war die Teilung Polens eine Ungerechtigkeit. Politisch aber war sie eine Notwendigkeit: ein Volk, das als Staatswesen existenzunfähig ist, das aber doch für den existenzfähigen Nachbarstaat eine Gefahr bildet, muß von diesem Nachbarstaat zermalmt und aufgesaugt werden; das ist die reale Weltordnung, wie sie uns aus dem ehernen Gange der Geschichte mit unerbittlicher Klarheit entgegentritt. Im Kampf der Völker gibt es nur ein einziges, ewiges, unabänderliches Gesetz, das Recht der größeren Existenzfähigkeit; es überdauert die Jahrhunderte, und wehe dem Volke, das diesem Gesetz entgegen sich seiner Machtmittel freventlich entschlägt. Die erste Pflicht eines jeden Staates ist die der Selbsterhaltung.

Und so sehen wir denn, daß wir der größeren Einsicht, dem weltumfassenden Geiste Goethes folgen müssen, nicht dem engeren Urteil des Kanzlers von Müller. Wer wahrhaft national denkt, wird es dem Polen nicht verargen, wenn er sich gegen die Herrschaft eines Volkes auflehnt, das ihm nach Abstammung, Sprache, Kultur und Gesittung ewig fremd bleiben muß. Von den Polen erwarten, daß sie uns von Herzen loyale Staatsbürger würden, hieße von ihnen nichts anderes verlangen als die Verleugnung ihrer Nationalität. Aber je weniger wir von ihnen diese Unmöglichkeit erwarten, je weniger wir hoffen dürfen, daß sie den Träumen einer erneuten Macht und Größe entsagen, um so mehr ist es unsere nationale Pflicht, die deutschfeindlichen großpolnischen Bestrebungen mit starker Faust niederzuhalten; die fremden Volksplitter müssen wir entweder auffaugen oder hinausstreifen. Das ist ebenso notwendig wie hart. Aber die Welt ist eben unvollkommen, und für die Dissonanz, die übrigbleibt, soll daher der Moralist nicht den Politiker verantwortlich machen, sondern die Unvollkommenheit der Welt. Also nochmals, handeln wir danach, treten wir den

Polen in geschlossenem Kampfe entgegen! Und ihr deutschen Frauen, tretet auch ihr zu uns herüber! Die edelsten Freunde, die wir besitzen — ihr Beifall wird uns Kraft und Leben spenden, und wir werden den Schauplatz des politischen Kampfes mit doppeltem Feuer betreten, wenn wir wissen, daß sie mit uns eines Sinnes sind. Dann wird es uns nicht mehr widerfahren, daß sich für uns wie vor hundert Jahren die Seiten der Knechtschaft erneuern, daß wir mit loderndem Zorn und verbissenem Ingrimm abermals in fremden Ketten knirschen. Dann wird vielmehr das Wort an uns erfüllt werden, das einst der begeisterte Sänger der Freiheitstriege seinem sieggekrönten, neubeseligten Volke zurief:

Ertaute deutsche Brüder, hõret  
 Meine Worte alt und neu:  
 Nimmer wird das Reich zerstõret,  
 Wenn ihr einig seid und treu!



## Rizzio

Von

Paul Wolf

Ein Waffentirren noch . . . Dann fällt ins Schloß  
 Im Wandelgang die letzte Tür mit Krachen. —  
 Jetzt wiehern Koffe, und mit rohem Lachen  
 Sprengt in die Nacht des Darnley trunkner Troß. —

Nun grauenvolle Stille . . .! Leise quillt  
 Ein Blutstrom purpurn nur aus dunklen Locken. —  
 Im Erker kniet, entgeistert, toderschrocken,  
 Stumm, regungslos, ein bleiches Frauenbild.

Und tiefer sinkt die Nacht. — Gespenstisch sah!  
 Umspielt das Sternenlicht des Toten Züge,  
 Ihm Leben leihend, und in grasser Lüge  
 Kehrt neu zurück der toten Augen Strahl.

Da gellt ein Schrei . . .! Und um des Buhlen Leib  
 In wilder Inbrunst krampft die Frau die Arme. —  
 Daß er an deinem Busen neu erwarme,  
 Ein Höllentrugbild ist's, unsel'ges Weib! —

Und dann — ein Wimmern — und ein schwerer Fall! —

Im Morgengrauen schwankt aus dem Gemache  
 Am Arm der alten Magd Darnleys Gemahl,  
 Ein Lächeln auf den Lippen, reif zur Rache! . . .





## Inge

Eine Kinderstudie in drei Bildchen

von

Meta Schneider

### 1. Im Heidekraut

**S**onntagnachmittag. Wir sitzen im Walde, da droben an einem sonnigen Hang, da, wo man das Dorf tief unter sich liegen sehn kann.

Neben mir sitzt Inge, mein Kind. Sie ist vier Jahre alt und hat so treue Seehundsäugen, — wenigstens blickt sie so treu, wie ich es nur bei Seehunden bis jetzt sah. Ihr ganzes großes, blondes Kinderhaupt ist umstrahlt von Sonne. Ich liege im Heidekraut, — es ist so recht still, und Inge spielt mit meiner Hand. Nachdenklich betrachtet sie meinen goldenen Treuring am Finger und versucht ihn hin und her zu schieben.

„Gelt, Mama, dein Ring geht gar nit aus?“ sagt sie mit ihrer tiefen Stimme.

„Nein.“

„Gelt, der is angewachse?“

„Ja“, sag' ich und betrachte das rührend komische, große Kinderhaupt, das in seiner ganzen Kindlichkeit da über mich gebeugt ist.

Ihre Stimme brummt immer wie eine große, tiefe Glocke, die irgendwo da hinten aus dem Walde summt.

Nach einer Weile, so tief wie eine Glocke: „Gell, wenn du tot bist, dann geht er aus, dann tut's nit mehr weh und wird er ausgezoge?“

Ihre Augen sehen mich grausam-triumphierend wie zwei kleine schwarze Biengen an. — „Ja, Kind,“ sage ich weich, — „wenn ich tot bin.“

Wie grausam sie ist, wie konsequent, und weiß es nicht.

Und ich muß daran denken, daß ich einmal tot sein werde und sie mir dann den Ring ausziehen, — Inge vielleicht selbst mit ihrer kleinen Kinderhand, die dann auch schon groß ist und vielleicht selbst einen Ring am Finger trägt!

Da werde ich traurig.

Inge sieht mich an: die Sonne webt schillernde Fäden um ihr großes, rundes Kinderhaupt, das so ganz Kindesseele ist, — so ohne Faltsch, — stets gern bereit, auch fröhlich zu sein, wenn ich es nur bin, und da lächeln wir miteinander.

Und dann träumen wir noch lange in den Sonnennachmittag hinein!

## 2. Mein Kind

Ein andres Mal aber wandern wir in der Ebene. Lustig schreitet Inge neben mir her. Sie ist auch ein fröhlicher Geselle, wenn sie neben mir hergeht, und wir wandern durch die flachen Lande. Äcker und Felder, so weit das Auge reicht, — eigentlich reizlos.

Aber die geheimnisvolle, weiße Herbstsonne verleiht auch der Ebene ihren stillen Reiz. Bläß und hell erscheinen die Lande, und wir gehen immer weiter in der blassen Helle, dem weißen Lichte der Herbstmittagssonne.

Inge ist meist still, wenn auch innerlich fröhlich, — und so auch ich.

Doch manchmal offenbart sie mir etwas aus ihrer kindlichen Seele, — etwas so ganz Kindliches und Naives, — daß ich scheu schweige. Etwas so Reusches und ganz Unberührtes, — aus der Hand der Natur selber.

„Mama,“ sagt Inge, wie wir eine Weile so gewandert sind, „gelt, die Engel im Himmel dürfe unreife Äpfel und Birne und alles essen?“

„Ja,“ sag' ich und erwarte eine nähere Illustration.

Da sie schweigt, nach einer Weile: „Warum meinst du, daß die Engel im Himmel unreife Äpfel essen dürfen?“

„Ei nun,“ sagt sie eifrig, „die sind doch schon gestorbe und beim liebe Gott und brauche doch nit mehr zu sterben.“

Ich finde das logisch, und da wir nicht wissen, wie es im Himmel aussieht, so lasse ich ihr diese selbständige Vorstellung.

Wir wandern aber immer weiter. Felder und Äcker weit und breit und darüber die weiße Helle. Und hoch da droben der blaßstrahlende Himmel, — wie hoch, wie weit!

„Mama, nicht wahr, bis an den Himmel kannst du nit reiche?“

„Nein, mein Kind.“

„O nein,“ vollendet sie eifrig, — „da braucht man viele Arme übereinander, — vielleicht hunderttausend, — gelt, dann kann man dran reiche?“

„Dann wird man es wohl können.“ — —

Das mit den unreifen Äpfeln und Birnen hat aber noch ein Nachspiel am nächsten Morgen. Wir hantieren gerade morgens im Zimmer, Inge und ich, und sie hilft mir wie ein kleines Hausmütterchen. Plötzlich fragt sie drängend: „Gelt, die Engel im Himmel dürfe aber auch ganz gewiß alles Unreife essen, unreife Äpfel und Nüsse und Birnen und was sie wollen?“

„Ja, Kind, ich nehme es an; warum fragst du noch einmal?“

„Ei, die Sophie (die Große, Siebenjährige) hat gesagt, das wär' nit wahr, die Äße da drobe grad nur reife und recht gute und süße Sachen, nur alles, was ganz reif ist!“

Auch eine Ansicht.

Sie haben sich also noch darüber unterhalten, und ich hätte dabei sein mögen, wie die beiden Philosophinnen ihre verschiedenen Systeme verteidigten!

### 3. Orangefarbener Wald

Und jetzt wird es immer tiefer Herbst. Schon könnte der Winter vor der Türe stehn, — aber er mag noch nicht scheiden, der Herbst. Er gibt Fest auf Feste zum Abschied, jeden Tag eins, ein Tag immer schöner als der andre, und wir gehn hinaus und feiern mit, meine Kinder und ich.

Wir steigen hinauf und wandeln im orangefarbenen Wald. Ist das ein fattes Blitzen und Blinken! Es hat geregnet die Nacht, und nun feiert die Sonne ihre Orgien auf dem glühenden Blättermeer, das in jene Orangefarbe gehüllt ist, die dem Braun vorausgeht.

Wir wandeln still.

Dann treten wir auf smaragdne Wiesen, über denen ein Schein von Verklärung liegt. Von Bäumen und Sträuchern scheint eine feine, durchsichtige Klarheit auszugehen, und es ist, als ob wir „in verklärtem Lichte wandelten“.

„Mama,“ sagt Inge, und ihre Stimme hat wieder den tiefen Ton einer Glocke da hinten im Walde, den sie immer hat, wenn sie andächtig ist, „Mama, ich weiß, wer 'm liebe Gott sein' Frau is.“

„Wer denn?“

Sie, so ganz überzeugt und glücklich, daß sie es gefunden hat:

„Die Maria“ (Maria).

Ich bin starr. So starr, wie damals bei den „unreife Äpfel und Birnen essenden Engeln im Himmelszelt“.

Aber ich denke, der liebe Gott nimmt ihr den allzu irdischen Haushalt nicht übel, den sie ihm in ihrem einfältigen Herzen zuerteilt hat.

Sophie, die Älteste, kommt mir jetzt zu Hilfe und sagt dozierend und deutlich, wie sie es in der Kinderschule gelernt hat:

„Nein, Inge, die Maria ist dem lieben Heiland seine Mutter.“

Da sieht mich Inge etwas unsicher und beschämt an (sie hat immer eine geheime Angst, sie könne ausgelacht werden).

Und da küsse ich sie. Sie errötet glücklich.

Sie soll aber nicht ausgelacht werden, — nicht wahr, — niemand lacht sie aus!





## Vom Geistersehen

Die Frage nach der Realität oder Idealität der sogenannten Geistererscheinungen ist, solange die Erde steht, dem Menschengeschlechte ebenso interessant wie schwer lösbar erschienen. Kant und Schopenhauer haben sie, ein jeder nach seiner Veranlagung, erörtert. Jener in den „Träumen eines Geistersehers“, dieser in seinem „Versuch über Geistersehen und was damit zusammenhängt“ im ersten Bande seiner „Parerga“. Beide Abhandlungen stehen in einem ziemlich weitgehenden Gegensatz, und zwar in der Weise, daß man die Kantische Auffassung als die des kritischen Unglaubens, die Schopenhauersche dagegen als die des kritischen Glaubens bezeichnen könnte. Beide Anschauungsarten kommen gleich in den Anfangsworten der Darstellung zum kennzeichnenden Ausdruck. Der kritische Königsberger beginnt: „Das Schattenreich ist das Paradies der Phantasten. Hier finden sie ein unbegrenztes Land, wo sie sich nach Belieben anbauen können. Hypochondrische Dünste, Ammenmärchen und Klosterwunder lassen es ihnen an Bauezeug nicht ermangeln.“ Der tief sinnige Frankfurter antwortet fast hundert Jahre später: „Die in dem superklugen verkloffenen Jahrhundert, allen früheren zum Trotz, überall nicht sowohl gebannt als geächteten Gespenster sind, wie schon vorher die Magie, während dieser letzten 25 Jahre in Deutschland rehabilitiert worden. Vielleicht nicht mit Unrecht.“ Man sieht, unsere beiden Weisen sind in der vorliegenden Frage Antipoden, und da sie vermöge ihres Namens und Ansehens zugleich als Häupter von zwei verschiedenen Parteien zu gelten haben, so werden wir am besten tun, ihre beiderseitigen Abhandlungen im folgenden kurz zu durchblättern und in einem Kommentar dazu unsre eigene Ansicht niederzulegen.

### I. Die Auffassung des kritischen Unglaubens

Die Kantischen „Träume“ sind bekanntlich gegen die „Offenbarungen“ des nordischen Mystikers Immanuel Swedenborg gerichtet, und der Kenner des Büchleins weiß, daß das Urteil des Verfassers über diesen merkwürdigen Mann ein geradezu vernichtendes ist. Swedenborg ist „Phantast“, ja der „Erzphantast unter allen Phantasten“, sein Hauptwerk enthält „8 Bände voll Unsinn“, seine Visionen sind „wilde Hirngespinnste“, die „nur den Nachtschlaf des Lesers fördern können“, und Leute seines Schlages „Randibaten des Hospitals“, also des

Jrrenhaues. Man sieht, der Philosoph erklärt alle Geisteserscheinungen für wesentlich pathologische Phänomene, die allein durch irgend eine krankhafte oder perverse Hirnbeschaffenheit ermöglcht werden. Genauer: die fraglichen Visionen sind Geschöpfe der Phantastie, Vorstellungen, welche unter normalen Verhältnissen im Innern des Organismus entstehen, während sie von einem krankhaft funktionierenden Gehirn nach außen projiziert werden und so die Form von Gestalten annehmen. Beim gesunden Menschen nämlich kreuzen sich die „Direktionslinien der Bewegung“, der einzelnen Gehirnpartikelchen, die beim Entstehen eines Phantastebildes in Schwingung versetzt werden, innerhalb des Gehirns, so daß der Brennpunkt dieser Linien (focus imaginarius), in welchem das Bild sich zeigt, ebenfalls innerhalb des Gehirnes bleibt — so entsteht die gewöhnliche „Vorstellung“. Im Falle einer geistigen Erkrankung dagegen sind die Gehirnteilchen so verschoben, daß der Schnittpunkt jener Linien, also auch der focus imaginarius und das Bild seine Stätte außerhalb des Gehirnes hat — so entsteht die „Vision“. Diese Erklärung mag für den Augenblick bestechend erscheinen, bei näherer Prüfung erscheint sie haltlos. Einmal ist es doch eine starke Zumutung an den nüchternen Leser, in allen Visionären schlechthin Geistesranke zu sehen. Es liegen uns zahlreiche Berichte vor über gehabte Erscheinungen seitens solcher Männer, die durch ihre Bildung, kritische Urteilskraft, Geisteszucht und persönliche Haltung, überhaupt ihr ganzes Leben, Gebaren und Auftreten jeden Verdacht einer eigentlichen Geistesstörung schlechterdings ausschließen. Im Fall einer vorhandenen Geisteskrankheit verbinden sich derartige Visionen, besser Halluzinationen, stets mit hochgradigen Angst- und Erregungszuständen, während bei echten Visionären grade das Gegenteil der Fall ist, und Schopenhauer hat unseres Erachtens durchaus recht, wenn er grade die Geistesruhe und vollkommene Furchtlosigkeit wirklicher Hellseher als ein kennzeichnendes Merkmal einer echten Sehergabe dieser Art bezeichnet. Ein auffallendes Beispiel dafür ist grade Swedenborg, der nach den übereinstimmenden Berichten aller Zeitgenossen von seinen Visionen mit einer solchen Selbstverständlichkeit, Nüchternheit und Kaltblütigkeit zu reden pflegte, daß dies bei jedermann Bewunderung erregte. Auch von anderen achtbaren Männern, die dergleichen Erscheinungen hatten, wird dies berichtet, z. B. vom Hofrat Bohn (in der Seherin von Drevorst), der bei seinen Berichten über die höchst verfänglichen Vorgänge im Schlosse zu Slawensitz in Schlessen nachdrücklich versichert, daß er gegenüber diesen unerklärlichen Vorkommnissen niemals auch nur die leiseste Anwandlung von Furcht gespürt habe. Man muß eben kritisch voreingenommen sein, wenn man jeden Visionär einfach als „Kandidaten des Hospitals“ abfertigen will. Übrigens wollen wir hier nicht unerwähnt lassen, daß man das pathologische Element als Begleiterscheinung visionärer Vorgänge immerhin zugeben kann, ohne deshalb auf ihre Bedeutsamkeit verzichten zu müssen. Es kommt nach dieser Seite hin alles an auf das Verhältnis des Pathologischen zur Persönlichkeit. Wird diese durch jenes beherrscht, so wirkt es destruktiv, und das Endurteil über etwaige „Visionen“ ist allerdings Sache des — Hospitalarztes. Beherrscht aber umgekehrt die Persönlichkeit das Pathologische, so wirkt es positiv und kann so seltamerweise das Medium gewisser feelischer Avancen, Vorzüge und Vollwertigkeiten werden, die dem psychischen Seinsbestand sonst fehlen würden. Unter diesem Schwinkel erscheint auch das vielberühmte Verhältnis zwischen Genie und Irrsinn im rechten Lichte, insofern das Genie tatsächlich nichts anderes sein dürfte als — der beherrschte und

niedergehaltene Wahnsinn! Diese Andeutung wird dem Selbstdenker genügen. Wenn also auch etwa Swedenborg, die Seherin von Drevoort u. a. wirklich Geisterseher auf irgend einer pathologischen Grundlage gewesen sein sollten, so gibt uns dies für die Seherin nachgewiesene, für Swedenborg problematische Verhältnis noch keineswegs das Recht zu einer gänzlichen Ablehnung ihrer merkwürdigen Behauptungen. Der alte Kant, so dankenswert sein scharfer, kritischer Angriff nach anderer Seite hin sein mag, hat sich hier die Sache offenbar zu leicht gemacht. Überhaupt hat der Verfasser mehrmals den Eindruck gehabt, als ob der Kantischen Abhandlung die völlige Objektivität fehlt. Zu erkennen ist dies sofort an dem stark satirischen Tone, der immer irgend ein Ton der Übertreibung und Verzerrung ist; denn was in der Malkunst die Karikatur ist, das ist in der Kritik die Satire. Hätte etwa Kant seine Kritik der reinen Vernunft in demselben Tone geschrieben, so würde er — nicht der weltberühmte Philosoph sein! Darum wird auch ein Leser, der unserm Gegenstande die nötige Achtung, den gebührenden Ernst entgegenbringt, die Kantische Arbeit schon um dieses Stilcharakters willen zum Teil unbefriedigt aus der Hand legen.

Ferner zeigt Kant eine gewisse Oberflächlichkeit des Urteils durch seine Annahme, daß bloße innermenschliche Vorstellungsbilder sich überhaupt zu außer-menschlichen Anschauungsbildern verdichten können. Bei dieser Annahme ist zwischen Vorstellung und Anschauung nur ein Unterschied des Grades, nicht der Art. Eben dies glauben wir bestreiten zu müssen. Die Vorstellung, also das Produkt der Einbildungskraft, ist auch unter den günstigsten Verhältnissen verschieden von der Vision, dem Produkt eines geheimnisvollen Vermögens der menschlichen Seele, das wir zunächst noch unbenannt lassen wollen. Phantasiebilder sind auch im besten Falle schwach, undeutlich, verschwimmend und verschwommen; echte Gesichte dagegen stets so klar und scharf umrissen, daß sie sich schlechterdings durch nichts von der sinnlich wahrgenommenen Wirklichkeit unterscheiden, weshalb auf diese Weise erscheinende Personen zunächst auch allemal für wirkliche Menschen gehalten werden. Vorstellungen und Visionen unterscheiden sich wie gedachte hundert Taler von photographierten hundert Talern, ein Unterschied, der in die Augen fällt. Kant mag sagen was er will, wir sehen keinen Weg, auf welchem sich ein bloßes inneres Vorstellungsbild in ein äußeres Anschauungsbild verwandeln könnte. Zwischen beiden Arten der geistigen Projektion ist und bleibt „eine tiefe Kluft befestigt“.

Wenn wir also auch dem Kantischen Versuch insofern eine große Bedeutung beimessen, als er das ganze Problem unerbittlich in das Licht einer scharfen, philosophischen Kritik stellt, so müssen wir doch seine Auffassung insofern wieder ablehnen, als sie sich in der Kritik völlig verliert, in der Negation endigt und damit, wie wir glauben, der Sache nicht gerecht wird. Was der ungläubige Thomas unter den Jüngern Christi ist, das ist Kant unter den philosophischen Kritikern des vorliegenden Problems.

## II. Die Auffassung des kritischen Glaubens

Ein wesentlich günstigeres Urteil verdient nach unserer Meinung die Arbeit Schopenhauers. Das Entscheidende ist hier, daß dieser Philosoph die Unmöglichkeit eines Kausalzusammenhanges zwischen geistiger Vorstellung und visionärer Anschauung klar erkennt, also deshalb das Organ der Phantasie als



für die ganze Wissensfrage bedeutungslos beiseite läßt und ein wesentlich anderes Organ zur Erklärung heranzieht, nämlich das Traumorgan. Will ich Visionen verstehen, so muß ich Träume verstehen! Dieses Traumorgan kann keineswegs identisch sein mit dem Organ der Einbildungskraft, denn „auch in der tiefsten Stille der finsternen Nacht vermag die Phantasie nichts hervorzubringen, was jener objektiven Anschaulichkeit und Leibhaftigkeit des Traumes irgend nahe käme.“ Mit Recht zieht er auch die schon von Aristoteles gemachte Beobachtung heran, daß wir uns auch im Traume abwesende Dinge noch vorstellen, also während des Träumens die Phantasie noch disponibel haben. Diese Traum-bilder des gewöhnlichen Nachtschlafes nun sind, so absurd sie auch sonst bisweilen sein mögen, dennoch den Visionenbildern insofern vollkommen ähnlich, als sie so anschaulich, klar und objektiv wie diese sind. Schon dadurch wird aufs höchste wahrscheinlich, daß das produzierende Organ in beiden Fällen dasselbe ist. Für gewöhnlich bringt nun freilich das Traumorgan nur rein illusorische Gestalten hervor und daraus könnte auch auf die Idealität der sogenannten Geisteserscheinungen geschlossen werden; indessen, es gibt auch ein Wahrträumen, d. h. einen Zustand des Subjektes, in welchem dieses zwar „schläft“, wenigstens mit fest geschlossenen Augen daliegt, so daß also kein Lichtreiz sinnlicher Art durch die Pforte der Sinne auf das Gehirn wirken kann, und dennoch die umgebende Wirklichkeit wahrnimmt, so deutlich und klar, als geschehe dies auf dem Wege der gewöhnlichen Wahrnehmung durch das sinnliche Auge. Schopenhauer beschreibt diesen merkwürdigen Zustand treffend so: „Es ist nicht anders, als ob alsdann unser Schädel durchsichtig geworden wäre, so daß die Außenwelt nunmehr statt durch den Umweg und die enge Pforte der Sinne geradezu und unmittelbar ins Gehirn käme.“ Gewöhnlich wird dieser Zustand „Schlafwachen“ genannt; aber der Name ist Nebensache. Das Entscheidende liegt darin, daß es eine Wahrnehmung der objektiven Wirklichkeit gibt, die durch ein ganz anderes Medium als das äußerliche Sehvermögen, nämlich durch das Traumvermögen, zustande kommt. Vielleicht ist auch unsern Lesern dieser Zustand nicht ganz fremd. Der Verfasser wenigstens muß bezeugen, auf diese Weise mehrmals sein Studierzimmer mit den darin befindlichen Gegenständen bis zu den Titeln der Bücher auf dem Regal wahrgenommen zu haben. Viele werden dieses Phänomen auch nur deshalb in Abrede stellen, weil sie es wohl erlebt, aber nicht durch Reflexion darauf ins Bewußtsein erhoben haben.

Erfährt dieser merkwürdige Zustand noch eine Steigerung, so tritt er auf in Form des Somnambulismus. Hier muß, wenn gewisse Handlungen der Nachtwandler, z. B. Verrichten von häuslichen Geschäften, fehlerloses Entwerfen von Schriftstücken u. a. m. nicht schlechtbin unerklärlich bleiben sollen, sicherlich ein vollkommenes Wahrträumen der Umgebung angenommen werden, da nichts gewisser ist, als daß sich der ganze Sinnenapparat während des somnambulen Zustandes in völliger Passivität befindet.

Erreicht jener Zustand die denkbar größte Höhe, so kommt es zum eigentlichen somnambulen Welschen. Das Kennzeichnende dabei ist eine außerordentlich weitgehende Raum- und auch Zeitfreiheit für die schauende Somnambule, so daß diese auf dem Höhepunkte ihrer Leistungsfähigkeit jeden beliebigen Ort der Erde in ihre Traumanschauung bringen und die daselbst geschehenden Ereignisse richtig angeben kann. Durchdringt die Traumwahrnehmung auch die Zeit, so kommt es zum eigentlichen Weisfagen, also dem genauen Vorher-

verkünden zukünftiger Ereignisse. Wir können niemand hindern, die Möglichkeit einer solchen Fähigkeit in Abrede zu stellen. Er darf dann aber auch die Auseinandersetzung mit der Bemerkung Schopenhauers, dessen Fehler die Leichtgläubigkeit gewiß nicht gewesen sein dürfte, nicht scheuen, welcher dazu bemerkt: er habe „keinen Beruf, den Skeptizismus der Ignoranz zu bekämpfen, dessen superfluge Gebärden täglich mehr außer Kredit“ kämen.

Nun lehrt die Erfahrung, daß dieses Traumorgan, auch während der Mensch sich im wachenden Zustande befindet, in Tätigkeit treten kann. Am häufigsten geschieht dies bei akuten Fieberzuständen und bestimmten Formen der Geisteskrankheit, wo alsdann Gestalten, Fragen und Figuren von dem Erkrankten wahrgenommen werden. Alle diese Erscheinungen haben das Eigentümliche, daß ihnen keinerlei objektive Wirklichkeit zugrunde liegt, und tragen deshalb den Namen „Halluzinationen“. Wohl davon zu scheiden sind die sogenannten „Visionen“, weil diesen eine, wenn auch nur mittelbare, Wirklichkeit zugestanden werden muß. Am bekanntesten sind die Visionen des „zweiten Gesichtes“ oder der Deuterostopie, die denen des Hellsehens begrifflich analog sind, sich aber meist nur auf eintretende Todesfälle beziehen, wo dann der Seher sich selbst oder andere im Sarge liegen oder Särge auf den Dächern stehen oder Leichenzüge eine Zeitlang vor dem eigentlichen Todesfalle kommen sieht.

Nun ist an und für sich mehr als wahrscheinlich, daß dieser Fähigkeit, derartige Visionen betreffs der Zukunft zu haben, parallel gehen wird eine gleiche Fähigkeit betreffs der Vergangenheit. Denn die Deuterostopie beruht wie das Hellsehen auf einer Raum- und Zeitfreiheit, und die Vergangenheit gehört so gut unter den Zeitbegriff wie die Zukunft. Und hier dürfte nun die Stelle gefunden sein, wo die meisten der beglaubigten Geistererscheinungen eine gerechte Beurteilung finden könnten. Es handelt sich wahrscheinlich dabei um Wahrnehmungen des rückwärts gewandten zweiten Gesichtes (retrospective second sight), denen also wohl eine Realität, aber nur eine mittelbare, zukommt. Denn wenn ein „Verstorbener erscheint“, so ist dies sicherlich nicht die betreffende Person selbst, wie sich nachher zeigen wird, sondern es ist ein bloßes Bild von ihm, entstehend im Traumorgan des Visionärs. Bei dieser Auffassung eignet der Geistererscheinung Realität und Idealität zugleich: Idealität, insofern es sich um ein bloßes Bild, Realität, insofern es sich doch um ein Bild des Abgeschiedenen handelt. Eine solche Geistererscheinung hat nicht mehr und nicht weniger Wirklichkeit, als etwa die Photographie eines Lebenden. Diese ist ja auch nicht identisch mit der Persönlichkeit selbst und dennoch ist sie keineswegs ein leeres Phantasiemal, dem gar nichts Objektives irgendwelcher Art entspricht, sondern sie ist die bildliche Wiedergabe einer Wirklichkeit. Diese Vision unterscheidet sich danach von der bloßen Halluzination wie ein Porträt von einem Studientopf. Ein ebenso einfacher wie treffender Ausdruck für dieses Verhältnis ist schon von dem alten Römer geprägt worden, der bekanntlich des öfteren redet von den „Bildern der Geschiedenen“ (*εἰδωλα καμόντων*), oder den „leeren Häuptern der Toten“ (*κεκύων ἀμνηρῶν κάρηνα*). Daß solche „Bilder der Toten“ im Traumorgan von Deuterostopisten wirklich entstehen können, ist nach den zahllosen und von den glaubwürdigsten Personen gegebenen Berichten dem Verfasser völlig gewiß. Ja, es dürfte vielleicht nur wenige Familien geben, in deren Geschichte sich nicht, wenn man mehrere Generationen genau befragen könnte, eine Vision dieser Art als wirklich vorgekommen nachweisen ließe.

Daß solche Erscheinungen nicht die unmittelbare Wirklichkeit enthalten, also nicht leibhaftige Erscheinungen von Abgeschiedenen sind, was auch ein kritischer Gläubiger unter Bezugnahme auf das oben dargelegte Phänomen des Wahrträumens zunächst behaupten könnte, ergibt sich aus Folgendem. Einmal sind solche Erscheinungen stets gekleidet und zwar in die Tracht der betreffenden Zeit, was deutlich auf die empirische Qualität dieser Gespenster hinweist. Dann erscheinen sie bisweilen in einer Begleitung, die sie in ihrem jenseitigen Zustande jedenfalls ablehnen würden: der Mörder erscheint mit dem Gemordeten, der Reiter mit dem Pferde zc. Vor allem aber sind hier heranzuziehen die wohl seltenen, aber durchaus beglaubigten Fälle des Sichselbstsehens und des Doppelgehens. Wer sich selbst sieht, sieht doch keinen Verstorbenen, sondern das Bild eines Lebenden, und kein Einsichtiger wird behaupten, daß eine solche Erscheinung etwa anders zustande käme, als die eines Verstorbenen. Ebenso ist es mit dem Doppelgänger, worunter man bekanntlich die Erscheinung eines Lebenden versteht, die an einer ganz anderen Stelle als dem augenblicklichen Aufenthaltsorte des Betreffenden wahrgenommen wird.

Auch darf man sich nicht berufen auf etwaige Gespräche der Erscheinung mit dem Seher, denn daß diese lediglich der Produktionskraft des Deuterostopisten selbst zu danken sind, wird schon durch die Erfahrungen des gewöhnlichen Nachtschlafes bewiesen und zum Überflus bestätigt durch einen Bericht des Bende Bendis in Riefers Archiv, wo er von seiner Sonnambule erzählt, daß ihr im magnetischen Schlafe bisweilen ihre lebenden Bekannten erschienen seien, mit denen sie dann lange Wechselgespräche geführt habe. Sie sei damals gar nicht von der doch leiblich klaren Tatsache zu überzeugen gewesen, daß sie alle diese Personen selbst mache.

Schwieriger ist es schon, etwaige Enthüllungen, die von den erscheinenden Verstorbenen ausgegangen sein sollen, mit der wesentlichen Idealität der Vision in Einklang zu bringen. Schopenhauer meint, dergleichen Behauptungen seien nur auf die gewissten Zeugnisse hin anzunehmen und bis dahin zu bezweifeln. Der Verfasser ist aber doch ziemlich geneigt, manche Berichte darüber für wahr zu halten. So z. B. die von Swedenborg erzählte, die damalige Königin von Schweden, Luise Ulrike, Schwester Friedrichs des Großen, betreffende Geschichte. Diese hatte nämlich, um die Echtheit der Sehergabe Swedenborgs zu prüfen, ihm den Auftrag erteilt, ihr den Inhalt eines geheimen Gespräches wiederzugeben, das sie mit ihrem verstorbenen Bruder, dem Prinzen von Preußen, an einem denkwürdigen Tage in Charlottenburg gehabt habe. Der Mystiker erklärte sofort, den Verstorbenen danach fragen zu wollen. Nach einigen Tagen ließ er sich bei der Fürstin melden und gab in Gegenwart verschiedener hochgestellter Zeugen der höchst betroffenen Monarchin den Inhalt des Gespräches richtig an. Anwesend waren außer vielen Personen des Hofstaates der holländische Gesandte sowie der mecklenburgische Gesandte, ein Baron v. Lützow, der die ganze Geschichte wieder dem österreichischen Gesandten Dietrichstein in Kopenhagen zum öffentlichen Gebrauch in einem Briefe mittheilte; dieser wurde dann an der Tafel des Herrn D. von mehreren Gästen, auch von einem Freunde Kant's, gelesen, der die Kenntniß der Sache dem Philosophen vermittelte. Kant war ursprünglich sehr geneigt, die Geschichte zu glauben (Brief an Fr. v. Knobloch). In den „Träumen“ erzählt jedoch der Philosoph dieselbe Geschichte nebst anderen noch einmal, um den Leser, welcher auf eine kritische Ventilation der Sache begierig ist, mit einer Bemerkung abzuspeisen über ein „so verachtetes

Geschäft als dieses ist, Märchen weiter zu bringen“. Das ist denn freilich eine Art philosophischer Kritik, die sich mehr durch leichte Ausführbarkeit als durch Ernst und Objektivität empfehlen dürfte. Übrigens erwähnt Schopenhauer den großen nordischen Mystiker nirgends.

Wir sind, wie gesagt, sehr geneigt, diese Geschichte, wie auch einige der Art in der Seherin von Prevorst, für authentisch zu halten. Da wir aber, wie dargelegt, an ein wirkliches Sprechen mit Abgeschiedenen nicht glauben, so muß die Realität der Enthüllungen anders erklärt werden. Wir halten nicht die Erscheinung, sondern den Hellseher selbst für den Offenbarer. Es genügt nämlich dem wirklichen Deuterostopisten unter Umständen ein geringfügiges äußeres Moment, um Dinge zu erkennen und zu erfahren, welche der gewöhnlichen Erkenntnis durchaus verschlossen bleiben. Wenn eine Somnambule aus einer Haarlocke oder dem getragenen Tuch eines von ihr nie gesehenen Patienten ihn und seinen Zustand richtig erkennen kann, wenn eine alte Hellseherin nach Photius in seinem Artitel Damascius die übrigens auch von der Seherin von Prevorst berichtete Gabe hatte, auf dem Grunde eines mit Wasser gefüllten Bechers die Erscheinungen (*φάσματα*) zukünftiger Ereignisse zu sehen, deren Eintritt dann auch, wie der Berichtstatter ausdrücklich bemerkt, von ihm selbst erlebt wurde, so muß es auch möglich sein, aus einer erscheinenden Vision, wenn sie auch nur das „leere Haupt eines Toten“ ist, gewisse Dinge, die er einst berichtet, Worte, die er einst gesprochen, nachträglich wieder herauszuweisagen; wie wohl ein Phonograph die Worte und Gesänge längst verstorbener Personen naturgetreu wiedergeben kann, wenn natürlich auch die Art dieses Vorganges, wie alle Produktionen des Traumvermögens, geheimnisvoll ist und bleiben wird. Es handelt sich dann um eine geistige Diagnostik in höchster Potenz, bei der die erscheinende Gestalt lediglich Objekt, also schlechtthin passiv ist und das ganze Resultat durchaus auf Rechnung des Hellsehers und seiner Gabe kommt. Etwas Wunderbares, aus dem natürlichen Zusammenhange Unerklärliches bleibt bei solchen Vorgängen immer; nur das ist freilich ein Unterschied, wo man die Stätte dieses Wunderbaren sucht.

Endlich handelt sich's noch um die Ursachen, durch welche das Traumorgan bei Visionen in Bewegung gesetzt wird, und da wäre dann auch die Frage zu beantworten, ob nicht irgendwie die Persönlichkeit des Verstorbenen selbst, wenn auch vielleicht nur im Ausnahmefalle, mittelst einer magischen Einwirkung das Traumorgan dazu disponierter Personen zur Projektion der Gestalt des Verstorbenen anregen könne. Die häufigste Ursache solcher Erscheinungen ist jedenfalls eine viel harmlosere, insofern nachweisbar die noch vorhandenen leiblichen Überreste oder hinterlassene Gegenstände der Toten ihre Erscheinung hervorrufen können. Jene andere Möglichkeit aber schlechtthin abzuleugnen wird nur eine materialistische Weltanschauung, für die der Tod die absolute Vernichtung der Persönlichkeit überhaupt ist. Jede andere Auffassung, die eine Fortdauer des Individuums nach seinem leiblichen Tode festhält, wird die Möglichkeit einer solchen magischen Fernwirkung, denn nur um eine solche kann sich's handeln, nicht schlechtthin a priori bestreiten können. Die Erscheinung würde dann im mystischen Leben etwa dasselbe sein, was im gewöhnlichen Leben die Sendung einer Photographie durch einen fernen Freund, der mich persönlich nicht auffuchen kann, für mich sein würde. Es ist nur ein Bild, aber ich weiß, es kommt aus seiner Hand mit Bewußtsein und Willen mir übermittelt. Vereinzelte Fälle dieser Art scheinen glaubhaft berichtet, so die

von Briere de Boismont, Observ. 120, erzählte und seitdem vielfach weitergegebene Geschichte aus dem Jahre 1697 von dem Jüngling, dem einer früheren Verabredung gemäß sein inzwischen in einer fernen Gegend ertrunkener Freund einen Tag nach dem Tode (also nicht im Augenblick des Todes, was ziemlich häufig vorkommt) erscheint und ein Gespräch von  $\frac{1}{4}$  Stunden mit jenem führt. Jedenfalls werden Fälle dieser Art immer seltene Ausnahmen bleiben, denn man mag sich den Zustand nach dem Tode denken wie man will, ohne Zweifel wird zwischen ihm und dem diesseitigen eine ziemlich radikale Verschiedenheit angenommen werden müssen, so daß also die Kluft zwischen dem Hier und Dort nur sehr schwer zu überbrücken sein dürfte. Jedenfalls wird hier das Thema transzendent und wir können nichts bestimmt bestreiten und nichts bestimmt behaupten.

Wallis



## Kaufmann und Persönlichkeit

Ein Vergleich zwischen der persönlichen Stellung und Bedeutung des Kaufmanns einst und jetzt zieht Walter Lund in der von Heinrich Driesmanns (Leipzig) herausgegebenen „Deutschen Kultur“. In unseren Tagen, wo ein Vertreter dieses Standes auf einen leitenden Posten unserer Regierung berufen ward und sich dazu in so eindrucksvoller Weise in der Öffentlichkeit einführte, gewinnen diese Betrachtungen erhöhtes Interesse:

„Niemals wird man wohl von der deutschen Renaissance unter Kaiser Maximilian sprechen, ohne die Fugger entsprechend zu nennen, ebensowenig wie die Namen der Medici losgelöst werden können aus der großen florentinischen Blütezeit. Auch in unserer Zeit spricht man von der ungeheueren Entwicklung der Vereinigten Staaten stets nur im Zusammenhange mit den dortigen maßgebenden Persönlichkeiten.

In Deutschland aber weiß der Außenstehende von den Trägern unseres Wirtschaftslebens nichts; ihre Namen hört er wohl nur, wenn die geschäftige Berichterstattung sie in Verbindung mit Herrscherbesuchen und Empfängen bringt. Von ihren Taten und Werken weiß er kaum etwas. Und doch haben diese Männer Deutschlands Wirtschaftsleben zu seiner gegenwärtigen Blüte gebracht und damit zugleich das ermöglicht, was auf sozialem und ethischem Gebiete geschehen konnte.

Deutschlands Kaufleute besitzen viele glänzende Eigenschaften, Klugheit, Wagemut, Kombinationsgeist, Arbeitsfreudigkeit und Wissen. Eines aber fehlt der weitaus überwiegenden Mehrzahl, die Persönlichkeit.

Dieser Mangel an Persönlichkeit aber trägt die Schuld an der Mißachtung der Kaufleute und er ist die Ursache, daß unsere Zeitepoche noch nicht in ihrer Bedeutung als Jahrhundert des Kaufmanns gewürdigt ist.

Für den Großkaufmann aber ist, soll er seinem Berufe ganz gerecht werden, mehr als für den Vertreter eines jeden anderen Berufes Persönlichkeit erforderlich.

Nicht allein, weil sein Pflichtenkreis sich niemals genau vorschreiben, ja nicht einmal präzisieren läßt und ihm daher stets nur Aufgaben gestellt, nie

aber zugleich Mittel und Wege zu deren Lösung an die Hand gegeben werden; nicht deshalb auch, weil er mehr als jeder andere den Versuchungen des Lebens ausgesetzt ist, sondern vor allem, weil er mit seinem Berufe gleichzeitig eine Kulturarbeit von höchster Wichtigkeit zu erfüllen hat. Seine Stelle sollte daher auch stets in der vordersten Reihe unserer Kulturträger sein.

Leider aber hat der deutsche Kaufmann wenig Verständnis für seine Mission. Für alles, was nicht direkt seinen Betrieb berührt, zeigt er kaum Interesse; ist er doch sogar untätig geblieben, als lezthin von der Regierung in wirtschaftlichen Fragen Maßnahmen getroffen und Entscheidungen gefällt wurden, die ihn in seiner innersten Wesenstätigkeit trafen. Bleibt er doch auch vollkommen teilnahmslos einer derartig verkehrseindlichen und den Fortschritt der Volkswirtschaft hemmenden Politik gegenüber, wie sie zurzeit getrieben wird.

Allerdings machen sich in Zeiten des gegenwärtigen wirtschaftlichen Aufschwunges alle die Erscheinungen noch nicht bemerkbar. Aber es wäre naiv anzunehmen, daß an unserem Wirtschaftshimmel ewig die Sonne heiter lächeln und niemals die drohenden Wolken einer absteigenden Konjunktur sich bemerkbar machen sollten. Für einen solchen Umschwung ist nirgends Vorsorge getroffen. Wenn er aber eintritt, wird er unser ganzes Wirtschaftsleben unvorbereitet treffen und aufs tiefste erschüttern.

Dann wird auch unseren Großkaufleuten ihre Schuld klar vor die Augen treten, und sie werden erkennen, was sie in weiser Voraussicht hätten verhindern, jedenfalls aber mildern können.

Wird es daher eine — hoffentlich recht ferne — Zeit sein, welche die Kaufleute für so manche wirtschaftliche Schädigung verantwortlich machen könnte, so muß ihnen die Gegenwart schon einen großen Teil an dem Tiefstand unseres öffentlichen Lebens zumessen.

Wo sind sie, die großen Kaufleute der früheren Zeit, die unvergessenen Patrizien, deren Herz und Hand stets offen war für Kunst und Wissenschaft — die kraft der Macht ihres Reichtums und ihrer Persönlichkeit allen großen Fragen der Zeit die Richtung gaben und die — selbst Könige in ihrem Reich — mit den Fürsten dieser Erde nicht um des gnädigen Lächelns willen verkehrten, sondern aus dem natürlichen Gefühl heraus, das den Starlen zum Starlen zieht?

Aber was vermag heute das Lächeln eines Fürsten bei so vielen unserer Großkaufleute!

Eines Fürsten?

Auch eines Ministers, denn der stellt die Verbindung zum Fürsten her, und zum Minister geht es durch den vortragenden Rat, und zu diesem durch die unteren Chargen. Und vor jeder Instanz wird eine Reverenz gemacht, um an die nächste höhere zu kommen. Von dem verächtlichen Lächeln, mit dem sich die Schranzen untereinander die Geschichte dieses oder jenes Kaufmannes erzählen, ahnt wohl keiner etwas. Und doch brauchten diese Kaufleute nur den Kopf zurückzuwerfen und in den Zeiten, wo sie mit süßem Wort und Händedruck umworben werden, ihre Macht zu zeigen. . . .“



## Volksverrohung oder Volkserziehung?

Die Schreckensszenen, die sich kürzlich in den zwei großen Berliner Zirkussen abspielten, veranlassen Dr. R. Hennig zu einigen sehr zeitgemäßen Betrachtungen in der „Gegenwart“. Schon das Überfahren eines Menschen durch ein Automobil im Zirkus Busch hatte starkes Bedenken erregt, dann aber wurden der Löwenbändiger Peters im selben Zirkus, ein paar Tage darauf der im Zirkus Schumann, Henrichsen, von ihren Tieren angefallen und blutig zugerichtet. Als Peters, kaum notdürftig wiederhergestellt, seine Löwen und Tiger unentwegt wieder produzierte, konnte er sich nur mit äußerster Not eines erneuten Anfalles seiner tückischen Zöglinge erwehren. „Es sind das“, bemerkt Dr. Hennig mit Recht, „Proben aufs Exempel, ob nerventzettelnde Produktionen, wie die der Löwenbändiger und ähnlicher Zirkuskünstler als Rohheit zu betrachten sind und verrohend zu wirken vermögen oder nicht. Die Darbietungen der Tierbändiger sind ja zwar schon alten Datums, aber die Vorliebe für diese und andere schreckenerregenden Produktionen aller Art ist in unserer nervenüberreizten Zeit wieder in steter Zunahme begriffen. Die sinnlose Sensation des ‚Looping the loop‘, der jeder Kunstwert und jede Geschicklichkeit abging, und deren Gefährlichkeit dann zwecks neuer Attraktionen stetig gesteigert wurde (Fahrt im ‚Todesring‘, Sprung über einen offenen Löwentäsigl usw.) und neuerdings die Leistungen des ‚Monsieur Romeo‘ (Überfahrenwerden durch ein Automobil), mit denen der Gipfel der Geschmacklosigkeit erreicht sein dürfte, sind traurige Beispiele dafür, mit wie rohen Nervenreizen die Zirkusdirektionen ihr Publikum unterhalten zu müssen glauben. Das Publikum verlangt’s ja zwar nicht anders, und man kann’s den Zirkusbesitzern schließlich nicht verdenken, wenn sie sich dem Geschmack der großen Menge fügen, auch da, wo er notorisch schlecht ist.

Die Vorführungen der Tierbändiger haben ja allerdings vor anderen Sensationsnummern der angebotenen Art noch immer den Vorzug des ehrwürdigen Alters und selbst eines gewissen Geschmacks für sich; erzählen sie uns doch von der Macht des Menschengeistes auch über die stärksten und gefährlichsten Raubtiere — dennoch aber ist der gruselige Reiz der Gefahr, der mit öffentlichen Vorführungen dieser Art notwendig stets verbunden ist, von nichts weniger als volks-erzieherischem Wert. Ein Spiel mit der Gefahr, dem kein anderer Zweck innewohnt, als die Nerven des Publikums zu kitzeln, ist in jedem Fall zu verwerfen und nur eine Konjession an die unedlen, blutigen und grausamen Instinkte, die dem Menschen noch von alter Zeit her innewohnen. Die heutigen Spanier, deren Stiergefächte wir so oft schelten und als eine Rohheit verurteilen, sind jedenfalls ehrlicher und konsequenter als wir: sie geben ohne weiteres zu, daß sie eine grausame Freude an blutigen Schauspielen, an der Abschachtung von Tieren und womöglich auch von Menschen empfinden, während wir unsere Nerven nur an der Möglichkeit aufregen, daß jeden Moment etwas Schreckliches passieren könne. Noch folgerichtiger als die Spanier gaben sich die alten Römer dem Reiz des Grauensvollen hin und befriedigten ihre natürlichen grausamen Instinkte, die jedem Menschen mehr oder weniger innewohnen, in der raffiniertesten Weise, ohne sich ihrer irgendwie zu schämen: in ihren Schauspielen ließen sie Menschen und Tiere zu ungezählten Tausenden zur Ergözung des Publikums hinmorden, und keine Folterqual, kein Martertod, die je eines Menschen Gehirn sich ausgedenken, war ihnen zu furchtbar und zu grauenvoll, daß nicht die Augen des Theater-

publikums gelegentlich damit unterhalten und gekitzelt wurden; die grausamsten Hinrichtungen von schrecklicher Wirklichkeit wurden in den Schauspielen vorgenommen, eingekleidet womöglich in irgend ein mythologisches Spiel, und das Volk ergözte sich daran. — Waren doch auch im Mittelalter und selbst noch in der Neuzeit Hinrichtungen aller Art das verlockendste Schauspiel für die Massen, und je mehr der Delinquent dabei gemartert und gequält wurde, um so mehr Zuschauer strömten herbei, um so größer und reizvoller war die Sensation.

Heutzutage hat man erkannt, daß öffentliche Hinrichtungen ihren Zweck, von Verbrechen abzuschrecken, völlig verfehlen, daß sie im Gegenteil oft erst dazu anreizen, weil sie die Phantasie aufschaueln und an grausame Bilder gewöhnen. Zweifellos ist mit dem Verschwinden der öffentlichen Hinrichtungen der Geschmack des Volkes wesentlich verbessert, die Roheit erheblich eingeschränkt worden. Blutige Schauspiele werden nicht mehr als ergöglicher Nervenreiz freudig genossen, sondern jedes feinere Empfinden wendet sich mit Abscheu und Ekel davon ab, und die Spanier mit ihrer noch andauernden Vorliebe für Stierabschlachtungen werden von uns direkt als kulturrückständig betrachtet und als rohe Menschen verachtet.

Aber trotzdem haben wir uns noch nicht völlig von dem Spiel mit dem Blutvergießen, vom Reiz der grausamen und gefährlichen Schaustellungen freigemacht. Das Publikum kann zwar ‚kein Blut sehen‘ und verfällt sogar in Schrei- und Weinkämpfe, wenn einmal wirklich etwas passiert, aber der wollüstig-grausame Nervenkitzel der alten blutigen Schaustellungen wirkt doch in der Vorstellung noch nach, und das Spiel mit der Todesgefahr gilt immer noch als anlockendes und sehenswertes Schauspiel. Die Zirkusse sind in unserer Zeit die recht eigentlichen Träger des alten schlechten Geschmacks. Daß wir auch davon bald loskommen werden, kann nicht zweifelhaft sein. Schon heute hört man gesund empfindende Leute sehr häufig sagen: solange der Zirkus solche widerlichen Sensationseffekte bringt, gehe ich nicht hin. Wenn sich auch zu dieser Auffassung bisher nur das gebildete Publikum im allgemeinen durchgerungen hat, und wenn auch die derbsten und plumpsten Nervenaufreregungen den Zirkusbefizern noch immer die vollsten Häuser machen, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß der Geschmack sich rasch veredelt und weiter veredeln wird. Die Aufsichtsbehörden würden ein gutes Werk tun und eine hohe volkserzieherische Aufgabe erfüllen, wenn sie die rohe und geschmacklos-oft geradezu dumme Sensationssuche aus den Zirkussen entfernen wollten. Hier könnte die Polizei, die sonst oft in recht überflüssiger Weise ihre Nase in alles steckt, einmal eine wirklich kulturelle Mission erfüllen. Das Publikum hat überraschend schnell zu begreifen verlernt, was für ein Reiz im Schauspiel einer Hinrichtung liegen kann, nachdem einmal die Öffentlichkeit dabei ausgeschlossen worden war; es wird ebenso rasch den Reiz des Tierbändigens, des ‚Looping the loop‘ oder gar des Überfahrenwerdens durch ein Automobil und ähnlicher Ubernheiten vergessen und verlernen, wenn ihm die Möglichkeit genommen wird, solche ebenso unsinnigen wie gefährlichen Schauspiele überhaupt anzusehen. Wenn Geschmacklosigkeiten erst unmöglich gemacht sind, läßt der Geschmack sich überraschend schnell veredeln!“

Massen müssen eben wie Kinder erzogen werden. Sie haben die gleichen guten und bösen Instinkte und nicht zuletzt einen angeborenen (atavistischen) naiven Hang zur Grausamkeit. Es würde wirklich gar nichts schaden, wenn die Polizei öfter ihre Nase auch in solche Dinge steckte, die sie angehen. G.





## Ein Franzose über die deutschen Mensuren

Ganz im Gegensatz zu dem Engländer Bart Kennedy, dem die Paukereien deutscher Studenten außerordentlich imponierten, kann ihnen der Franzose Suret absolut kein Verhältnis abgewinnen. Der Engländer hatte sie in Heidelberg mit angesehen, der Franzose in Göttingen. Aber er wäre auch auf keiner anderen Universität zu einem günstigeren Urteile gelangt. Ein studentisches Duell, so belehrt er seine Landsleute im Figaro, ist in Deutschland nur selten Folge eines Streites. Der Deutsche, abgesehen von dem Berliner, ist nicht händelsüchtig. „Das Duell gilt vielmehr als ein Beweis von Mut, und die Schmissfe sind Dekorationen und Trophäen. Die jungen ‚Griechen‘ haben von ihren Vätern und von ihren Brüdern, die mit Schmarren geziert sind, gelernt, daß allein die mit Schmarren versehenen Knaben Helden wären, würdig, geliebt zu werden, und der junge Fuchs, der an seiner Nasenspitze noch einen Milchtropfen von seiner Amme hat, ist gezwungen, ein Held zu werden und Blut zu trinken.“

Ausführlich beschreibt Suret dann — wir folgen hier einem Auszug der „Berliner Zeitung“ — alle die Einzelheiten einer großen Paukerie, der er in Göttingen beigewohnt hat. Als Stumpfsheit, Gleichgültigkeit und Rohheit erscheinen ihm all diese Sitten und Bräuche, in denen andere einen Glanz von Idealität und Jugendfrische gesehen haben, und kopfschüttelnd wiederholt er sich auf dem Heimwege die Worte, die ihm einmal ein deutscher Diplomat gesagt hat: „Die Studentenduelle sind alles, was noch von Idealem in Deutschland übrigbleibt. Das ist eine Schule des Mutes und der Unterdrückung von Schmerzen, die unsern jungen Leuten Seelenstärke verleiht.“ Er aber hat, als die Paukanten von Blut überströmt waren, entsetzt ausgerufen: „O ihr träumerischen und sanftmütigen Deutschen von einst! O Mme. de Staël!“ Und als der Stahl über diese „hegelianischen Stirnen“ fuhr und eindrang in die roten Backen und die blonden Schädel, da rief er: „O diese Liebe zur Natur!“ Alles, was es Wildes in diesen jungen Seelen gab, schien ihm sichtbar zu werden.

Er kann den tiefen Sinn dieses kindlichen Spiels absolut nicht verstehen. Warum muß man durchaus auf den Kopf seines Freundes los schlagen, um sich im Ertragen von Schmerzen zu üben? Warum bringt man sich nicht lieber selbst ein paar Schnitte bei oder fügt sich mit irgend einem anderen mechanischen Instrument Schmerzen zu? „Und wenn sich wenigstens nur die vollblütigen und sanguinischen Kraftnaturen schlagen wollten! Aber nein, schwächliche und blutlose Kerlchen mit engen Schultern und ohne Muskeln, die leichenblaß sind, finden ein Vergnügen daran, sich ‚wie die Großen‘ zu benehmen. Und nach diesen Duellen herrscht keine erregte Lebensfreude; kein Rausch, keine Ekstase bemächtigt sich der Gemüter. Diese dicken Biertrinker, diese schwächlichen ‚Füchse‘ haben nicht einmal die Entschuldigung, daß sie diese barbarische Übung, daß sie Gefahren und Gewalt wirklich lieben. Eine matte Langeweile schleicht unter den Zuschauern umher, und selbst die Verwundeten haben meistens das Aussehen, wie wenn sie dieser unnützen Schmerzen müde wären, und dieser Schwächungen, die von dem Blutverlust herkommen.“

„Wo ist die Freude, seine Pflicht erfüllt zu haben? Wo die Begeisterung einer erhabenen Tat? Das Aufleuchten der Instinkte, der Laumel des Ge-

nusses? Es ist nicht einmal das sichtbare Vergnügen, das man nach einer guten Dusche empfindet. Es ist nur eine Art tierischer Langweile und — unbewußt — die Lage eines in seiner eigenen Schlinge gefangenen Tieres . . . In Wahrheit haben es die deutschen Studenten so wie alle Kinder nur besonders eilig, als Große betrachtet zu werden, und so sehen sie denn in dem Duell mit seinen Schwertschlägen und seinem vergossenen Blut das beste Mittel, die jungen Mädchen und die unüberlegten Frauen zittern zu machen, und erblicken in ihren Schmissen die beständige Gelegenheit, von den kleinen weißen Gänsen mit Schauern bewundert zu werden. Als ich noch jung war, wollte ich ein junges, ziemlich schüchternes Mädchen von sieben Jahren in Staunen setzen und steckte daher meine Füße in das Wasser des Bachs, wodurch ich in ihr den Eindruck hervorrufen wollte: ‚Wie kühn er ist! Er hat vor nichts Furcht . . .‘ Wenn die deutschen Frauen sich von den falschen Anschauungen, die die Männer in ihre Köpfe gelegt haben, befreien und mit Abscheu und Entrüstung gegen diese Sitten protestieren würden, dann hätte die Mensur ein Ende.“



## Recht und Rang bei den höheren Tieren

**M**ancher Leser wird vielleicht schon bei der Überschrift stutzen: Recht und Rang bei Tieren? Gibt's denn das? Und gar Recht? Ist das nicht ein Privilegium des Menschen? Nun, was wir ironisch das „Recht“ des Stärkeren (oder Schläueren) nennen, sprechen wir ja auch den Tieren nicht ab. Nicht nur der Hunger, sondern auch vielfach die Nothluft veranlaßt, wie F. von den Velten in einer lehrreichen Studie der immer interessanten „Politisch-Anthropologischen Revue“ ausführt, den Stärkeren, über den Schwächeren herzufallen. Nur verwaiste Junge werden vielfach von Muttertieren der gleichen oder einer anderen Art geschont und sogar beschützt und genährt.

„Auch ein Eigentumsrecht, ein Recht der Besitzergreifung und Erarbeitung, erkennt kein Tier an. Wer sein Nest oder seine Beute nicht verteidigen kann, dem werden sie abgenommen. Ebenso geht es dem Tier, das seinen Harem nicht zu schützen vermag. Die jüngeren Männchen, die noch keinen solchen zusammenbringen konnten, stellen den Haremsmitgliedern beständig nach, und diese kommen ihnen entgegen, erkennen also ebenfalls ein Recht ihres Eheherrn nur so weit an, als dessen Macht reicht.“

Dagegen besteht bei Tieren der gleichen Art, wenigstens bei gesellig lebenden und intelligenteren, ein Anspruch auf gegenseitige Hilfe. Dieses Gefühl der Solidarität, der Verpflichtung, einem angegriffenen Mitglied mit Hintanzetzung des eigenen augenblicklichen Vorteils zu helfen, ist z. B. bei den Krähen sehr entwickelt, die, wenn eine von einem Raubvogel angegriffen wird, ihr wacker beistehen und den Feind in die Flucht treiben. Auch nach innen äußert sich die Solidarität insofern, als die Angehörigen derselben Art einander Existenz und Leben anerkennen, wenigstens solange sie gesund sind: eine verwundete Krähe, ein angeschossener Wolf wird alsbald getötet und verzehrt.

Über eine noch engere Solidarität wird z. B. berichtet von den Kollrabern auf Island. Einige von ihnen belegen für die Dauer eines Winters

ein Gehößt mit Beschlag, um sich von dessen Abfällen zu ernähren, und lassen keinen weiteren Artgenossen in ihre Gemeinschaft herein. Hier kann man von der gemeinsamen Behauptung eines Rechtes reden, dessen Grundlagen freilich so zweifelhaft sind, wie die mancher menschlichen Rechte. Ohne Zweifel halten die Raben sich für sittlich berechtigt, gegen den Eindringling und Schmälerer ihrer Privilegien empört zu sein.

Ähnliches ist bei den Elefanten vielfach beobachtet worden. Die Herden schließen sich gegeneinander ab, ein von der seinigen abgekommener Elefant erhält nirgends Einlaß und wird infolge des einsamen Daseins zum gefährlichen und gefürchteten „rogue“. Auch hier ist anzunehmen, daß die Herde das Gefühl hat, ein Recht zu verteidigen. Wenn es richtig ist, daß die Herden sich nur durch Fortpflanzung ergänzen, also aus lauter Blutsverwandten bestehen (wie man aus der Gemeinsamkeit ihrer körperlichen Merkmale schließt), so wären hier die Anfänge eines Familienrechts zu erblicken.

Rechte hat auch jedes Leittier einer Herde, die zwar in erster Linie auf der Gewalt beruhen, also insoweit Rechte im menschlichen Sinne nicht sind, außerdem aber auf der pünktlichen Erfüllung der Pflichten; denn werden diese vernachlässigt, so wird alsbald ein anderer den Ehrgeiz haben — daß die Tiere des Ehrgeizes fähig sind, wird niemand bestreiten, der auch nur Hunde oder Rüge kennt — und bei der Herde die nötige Unterstützung finden, um sich zum Führer aufzuschwingen.

Der psychologische Hergang ist einfach, wo es sich um einen einzigen Führer eines Trupps handelt; viel verwickelter dagegen, wo mehrere Leittiere nebeneinander fungieren, wie es z. B. bei größeren Herden der altweltlichen Affen der Fall zu sein pflegt. Junghuhn berichtet folgende Beobachtung, die er an javanischen Makaken gemacht hat. „Zwei sehr schöne und große männliche Stücke zeichneten sich durch ihr dreistes Betragen besonders aus. . . . Wie Kavaliere stolzierten sie zwischen den andern Affen umher, welche einen hohen Grad von Achtung vor ihnen zu erkennen gaben. Freilich war ihre Art, sich in Achtung zu setzen, etwas handgreiflich. Wurde ihnen das Gedränge um sie herum zu groß, so packten sie einige ihrer Kameraden mit den Händen, andere mit den Zähnen, weshalb die übrigen unter Angstgeschrei und mit solcher Bestürzung zur Seite flohen, daß sie erst von den Zweigen der Bäume aus zurückzusehen wagten und sich dem Kreise erst dann wieder näherten, wenn die großen Herren gesättigt sich zurückgezogen hatten. Sie selbst jedoch wichen diese beiden Despoten, welche ihre Untertanen durch Furcht in Respekt zu halten schienen, sehr sorgfältig aus.“

Wenn die beiden Affen blind ihrer Neigung folgten, so würden sie übereinander herfallen und um die Herrschaft kämpfen. Sie sind aber klug genug, dies Risiko zu vermeiden, und selbstbeherrschend genug, um allen Möglichkeiten der Kollision aus dem Wege zu gehen. Einer erkennt die Stellung des andern an unter der Bedingung, daß dieser das gleiche tue, und gegenseitig unterfügen sie sich in der Bemühung, den Rest des Trupps in Respekt zu erhalten. Hier ist der Anfang zur Herausbildung nicht eines, sondern gleich zweier Rechte, des Rechts der Herrschenden und Dienenden, und damit auch zur Herausbildung zweier Stände oder Ränge. In größeren Affenhorden, in denen die Zahl der Regierenden eine größere ist, besteht eine richtige Oligarchie, der nur die Erbllichkeit fehlt, um zur Aristokratie zu werden.

Zweifellos ging es in den Horden primitiver Menschen ähnlich zu, es

bildete sich da, wo nicht ein einzelner durch Kraft oder Klugheit die unbefristete Übermacht hatte, eine herrschende Klasse, deren Glieder, einander argwöhnisch beobachtend aber respektierend, in einem stillen Bund zur Lenkung der übrigen und zur Bestimmung dessen standen, was als Recht gelten sollte.

Gefestigte und tiefgreifende Standesunterschiede gingen gewiß, wie neuerdings mit Recht hervorgehoben wird, meist, wenn nicht immer, aus der Unterjochung eines Stammes durch einen andern hervor (ein Analogon gibt uns das sog. niedere Tierreich in den flavenhaltenden Ameisen, während es die höheren Tiere hierzu nicht gebracht haben). Doch sprechen die erwähnten Beobachtungen an Affen dafür, daß auch innerhalb einer und derselben Herde sich eine herrschende Klasse herausbilden konnte.“

Liest sich hier nicht manches wie eine kleine innige Satire auf gewisse politische und soziale Beobachtungen beim homo sapiens, der „Krone der Schöpfung“. . . ?



## Was Zahlen erzählen

In den „Burschenschaftlichen Blättern“ unternimmt Hans Grimm eine lehrreiche Wanderung durch den 27. Jahrgang des Statistischen Jahrbuchs. Man glaubt gar nicht, wie interessant mit einemal die „trockenen“ Zahlen werden, wenn's einer versteht, sie mit Fleisch und Blut zu umkleiden. Wir erfahren hier durch unsern kundigen Führer, daß seit der Volkszählung vom 1. Dezember 1900 die Bevölkerung des Deutschen Reiches von 56,4 Millionen auf 60,8 Millionen am 1. Dezember 1905 angewachsen ist. „Was sagen uns die beiden nüchternen Zahlen? In erster Linie dies, daß wir in dem Quinquennium 1900/05 einen Bevölkerungszuwachs von 4,2 Millionen oder 7% gehabt haben, und daß, wenn dieser Zuwachs — woran nach seiner Kontinuität seit ca. 1870 zu urteilen, nicht zu zweifeln ist — gleichmäßig fortschreitet, das Deutsche Reich im Jahre 1920 ca. 75 und etwa 1940 ca. 100 Millionen Einwohner haben wird.“ Auf diesen Zahlen hat Pfarrer Raumann geradezu das ganze nationalsoziale Parteiprogramm aufgebaut. „Sie bieten ihm einerseits die Gewähr dafür, daß Deutschland einer machtvollen Zukunft entgegengeht, andererseits scheinen sie ihm auch mit zwingender Notwendigkeit den Weg zu weisen, der allein diese Zukunft zu sichern vermag. Wovon sollen jene 75, ja 100 Millionen Deutscher auf Deutschlands Boden leben? so fragt sich Pfarrer Raumann, und die unausweichbare Antwort geht dahin: nicht die deutsche Landwirtschaft vermag jene Millionen des Bevölkerungszuwachses in sich aufzunehmen, noch vermag sie ihnen genügend Brot und Fleisch zu ihrem Unterhalte zu liefern, nur Industrie und Handel vermögen dies. Deutschland muß mehr und mehr zu einem Industriestaat werden, Brot und Fleisch aber muß es mehr und mehr vom Auslande beziehen und mit den Erzeugnissen seiner Industrien bezahlen. Aus dieser allgemeinen Entwicklungstendenz zieht dann Pfarrer Raumann die verschiedensten Schlussfolgerungen, insbesondere wird er hierbei auch ein eifriger Befürworter einer starken deutschen Flotte, welche imstande sei, die unumgänglich nötige Zufuhr von Nahrungsmitteln aus dem überseeischen Auslande auch sicherzustellen, kurz, er baut ein

ganzes System auf jenen Zahlen auf.“ Der Verfasser hält sich indessen bei einer Kritik dieses Programms nicht weiter auf, sondern kehrt zu seinem Jahrbuch zurück.

„Dort wird uns weiter über die Bevölkerungsbewegung im Innern Deutschlands erzählt, daß im Jahre 1900 von den Bewohnern Deutschlands 25,7 Millionen in ländlichen Gemeinden bis zu 2000 Einwohnern, dagegen 30,6 Millionen in Gemeinden von mehr als 2000 Einwohnern wohnten, von letzteren lebten 7,1 Millionen in 194 Mittelstädten von 20 bis 100 000 Einwohnern und 9,1 Millionen in Großstädten mit über 100 000 Einwohnern. In diesen Zahlen tritt uns die wachsende Bedeutung der Städte und Großstädte entgegen. Während in den Zeiten vorwiegend landwirtschaftlicher Tätigkeit das deutsche Volk naturgemäß in der Hauptsache in kleineren Landgemeinden wohnte, führt die fortschreitende Entwicklung von Industrie und Handel zum Zusammenströmen gewaltiger Menschenmengen an wenigen vorteilhaften Punkten und so zur Bildung der Großstadt. Diese ist ein Produkt wesentlich der neuesten Zeit. Vor 100 Jahren hatte im Gebiete des jetzigen Deutschen Reiches nur eine Stadt mehr als 100 000 Einwohner (Berlin), und Hamburg erreichte knapp diese Zahl. Dresden zählte damals kaum 40 000, Leipzig 30 000 und Chemnitz 6000 Einwohner. Um 1850 war die Zahl der Städte mit über 100 000 Einwohnern in Deutschland erst auf 5 gestiegen, hauptsächlich durch inneren Zuwachs, 1870 gab es ihrer 8, und nun geht es mit Riesenschritten vorwärts: 1880 15, 1890 26 und 1900 33. Wenn wir die Städte mit über 100 000 Einwohnern zu den Großstädten rechnen, so war 1850 unter 28 Deutschen ein Großstädter, 1870 einer unter 20, 1880 unter 13; 1890 aber war schon jeder 8. und 1900 jeder 6. Mensch ein Großstadtbewohner. Aus diesen Zahlen ergibt sich, zu welcher außerordentlichen Bedeutung sich die großen Städte und die Großstädte bei uns in den letzten 35 Jahren entfaltet haben, und mit ihnen ist eine unermessene Zahl neuer Aufgaben, neuer Probleme an uns herangetreten. Die Dresdener Städteausstellung 1903 suchte ein Bild davon zu geben, und man braucht nur an die Probleme der städtischen Wohnungsfürsorge und Bodenpolitik, Volksschulwesen, Krankenfürsorge und Wohlfahrts-polizei zu denken, um zu ermessen, welche Bedeutung dem modernen Städte-wesen innewohnt.

Ganz andere Bilder läßt die nächste Zahlenreihe vor uns auftauchen, welche uns über das Religionsbekenntnis der Bewohner Deutschlands Auskunft erteilt. Hiernach wurden am 1. Dezember 1900 35,2 Millionen evangelische, 20,8 Millionen katholische, 0,2 Millionen sonstige Christen, 0,6 Millionen Israeliten und 17 535 Bekenner anderer Religionen und Personen unbekannter Religion gezählt . . .“ Kulturkampf usw.

„Wiederum einen ganz anderen Gedankenkreis regen die Zahlen an, wonach es in Deutschland am 1. Dezember 1900 ihrer Muttersprache nach unter anderen 3 Millionen Polen, 212 000 Franzosen und 141 000 Dänen gab, während um das Jahr 1900 im Auslande an Deutschen in Tausenden gezählt wurden: Österreich 106, Rußland 151 (geflissentliche Niedrigereinschätzung der russischen Regierung! D. S.), Schwiz 168, Frankreich 86, Luxemburg 14, Belgien 53, Niederlande 32, Italien 10, Ungarn 8, Vereinigte Staaten von Amerika 2669, Kanada 27, Brasilien 64, Argentinien 17, Chile 7, Algerien 3, China 2, Britisch-Indien 2, Australien 43. Die letzten Zahlen lassen uns daran denken, wie viele Volkskraft dem deutschen Vaterlande durch Aus-

wanderung verloren gegangen ist, und wie leider vielfach nur zu bald der Deutsche im Auslande sein Vaterland, die Sprache und die Sitten seiner Heimat vergißt. Wir denken hier an die Bestrebungen des Deutschen Schulvereins, und wir fühlen, welch hohe und schöne, im besten Sinne nationale Aufgaben auf diesem Gebiete der Fürsorge und Erhaltung des Deutschtums im Auslande zu lösen sind. Wir denken weiter an den gewaltigen nationalen Kampf der Deutschen um ihr Recht und ihre Sprache in Böhmen und Österreich und an die systematische Ausrottung des Deutschtums durch die russische Regierung in den baltischen Provinzen. Eine gewisse Nervosität aber befällt uns, wenn wir an die Franzosen, Dänen und Polen in unserem Deutschen Reiche denken und insbesondere, wie wenig uns die Germanisierung der deutschen Ostmark gegenüber den 3 Millionen Polen gelingen will. . .“

Der Verfasser kehrt nunmehr an der Hand des Jahrbuchs aus den Gebieten der hohen Politik zu mehr allgemein menschlichen Betrachtungen zurück, zu denen ihm die elementarste Differenzierung des Menschenbestandes, jene nach dem Geschlecht, den Anlaß gibt. „Nach dem Jahrbuch wurden am 1. Dezember 1905: 29 868 096 männliche und 30 737 087 weibliche Personen gezählt; das ist ein Überschuß von 868 991 Weibern, es treffen hiernach auf 1000 männliche 1029 weibliche Personen. Dies Verhältnis hat sich gegen alle früheren Zählungen erheblich gebessert, denn 1900 kamen noch 1033 weibliche auf 1000 männliche Personen, 1895 waren es 1037 und 1885: 1040. Immerhin scheint diese Statistik für das weibliche Geschlecht ziemlich trübselig zu sein, da es hiernach scheinen will, daß von jedem Tausend weiblicher Wesen 29 keine Ansicht haben, jemals einen Mann zu bekommen. Aber der Schein trägt diesmal in erfreulicher Weise und gibt uns zugleich einen Beweis, wie vorsichtig man selbst mit den absoluten Zahlen umgehen muß. Wenn man nämlich den Weiberüberschuß von 1900 — für 1905 liegen diese Berechnungen noch nicht vor — in drei Gruppen zerlegt, so findet man, daß von den damals gefundenen 892 648 überzähligen Weibern nicht weniger als rund 700 000 auf weibliche Personen im Alter von mehr als 50 Jahren treffen. Andererseits ergibt sich freilich auch für die jüngsten Altersklassen bis zum 20. Jahre ein in der Hauptsache für das Heiratsproblem nicht in Betracht kommender Überschuß von rund 60 000 männlichen Personen. Im ganzen bleibt hiernach für das Jahr 1900 — für 1905 werden die Zahlen zweifellos noch bessere sein — für den Altersrahmen vom 20. bis zum 50. Jahre ein Überschuß von nur 253 063 Weibern oder es kommen 1023 Weiber auf 1000 Männer; in der interessantesten Altersklasse vom 21. bis zum 30. Jahre beträgt der Weiberüberschuß gar nur 10 auf 1000 Männer.

Wir sehen also auch hier, wie die Natur im ganzen so überaus zweckmäßig für das angemessene Zusammenleben der beiden Geschlechter eingerichtet ist: ein kleiner Knabenüberschuß der Geborenen hat die stärkere Lebensbedrohung der Knaben im zarten Alter auszugleichen. In den für die Beziehungen der Geschlechter bedeutungsvollsten Jahren wird sich hiernach bei normaler Entwicklung ein annäherndes Gleichgewicht der Männer und Frauen herausstellen. Wie es dann weiterhin in den höheren und höchsten Altersklassen ausfällt, das hängt vorzugweise von der Gestaltung der Eterblichkeit beider Geschlechter ab. Nach unseren europäischen Verhältnissen erscheinen die Frauen hier gegenüber den Männern erheblich begünstigt, offenbar im wesentlichen deshalb, weil der Kampf ums Dasein, die Tätigkeit in Industrie und Gewerbe,

der Militärdienst erheblichere Lebensgefährdungen für die Männer mit sich bringt, als die im wesentlichen hauswirtschaftliche Tätigkeit der Frau. Jedenfalls muß der Hinweis auf erheblichen Anteil der alten und ältesten Frauen am Weiberüberschuß ein wichtiger Trost für die jüngeren noch unverheirateten Damen sein, denn jener Bestandteil des Weiberüberschusses zählt nur in den seltensten Fällen zu ihren Mitbewerberinnen bei dem Heiratsproblem. . .“

Unser Führer geht nunmehr zur Betrachtung zweier weniger angenehmer Erscheinungen über, welche die fortschreitende Kultur uns gebracht hat: zu der Statistik der Selbstmorde und der Auswanderungen. Bei beiden Erscheinungen läßt sich zum Glück ein Rückgang konstatieren:

„Durch Selbstmord endeten im Jahre 1904 im Deutschen Reiche 9704 männliche und 2764 weibliche, insgesamt 12468 Personen, im Jahre 1903 insgesamt 12730, im Jahre 1902 12339. Hiernach entfielen auf 100 000 Einwohner im Jahre 1904 21,0, im Jahre 1903 21,7 und 1902 21,4 Selbstmorde.

Durch überfeeische Auswanderung verlor das Deutsche Reich im Jahre 1905 28075 Personen oder 0,47% der Bevölkerung. Diese Zahl weist eine erfreuliche Stetigkeit bzw. Rückgang gegen die 80er und die erste Hälfte der 90er Jahre auf, wo jährlich 1—2% der Bevölkerung und mehr auswanderten, so z. B. in dem seit 1885 stärksten Auswanderungsjahre 1891 120 089 Personen oder 2,41% der Bevölkerung. Sie ist ein erfreuliches Zeichen dafür, daß im Deutschen Reiche trotz der so erheblichen Volksvermehrung immer noch ausreichende Erwerbsgelegenheit für die jährlich hinzukommende ca. 1 Million Menschen vorhanden ist. . .“

Über den Grund und Boden erfahren wir aus dem Statistischen Jahrbuche, daß von den 540 742,0 qkm, welche das Deutsche Reich enthält, im Jahre 1900 262 573 qkm als Acker- und Gartenland, 1354 als Weinberge, 59 562 als Wiesen, 27 067 als Weiden und Hütungen, 139 959 als Forsten und Holzungen und 50 135 qkm als Haus- und Hofräume benutzt wurden, bzw. Wege, Gewässer, Ob- und Unland waren. Im Vergleiche zu den aus dem Jahre 1883 vorliegenden analogen Zahlen weisen die vorstehenden die Tendenz auf, daß immer mehr von dem bisher in extensivem Wirtschaftsbetriebe nur als Weide und Hütungen benutzten Lande intensiver ausgenutzt und als Acker- und Garten-, Wiesen- und Forstland verwendet wird. Besonders erfreulich ist auch, daß der Wert des Waldes immer mehr geschätzt wird, und daß an Stelle des aus früheren Zeiten her beklagten Raubbaues eine rationelle Forstwirtschaft nicht nur auf Erhaltung, sondern auch auf Mehrung des Waldbestandes bedacht gewesen ist, so daß seit 1883 die Waldbestände im Deutschen Reiche um fast 900 qkm zugenommen haben. Im einzelnen waren von den Forsten und Holzungen im Jahre 1900 etwa  $\frac{1}{3}$ , nämlich 45 448 qkm Laubwälder, während  $\frac{2}{3}$ , nämlich 94 511 qkm Nadelwald waren. Vom Laubwald waren  $\frac{2}{5}$  Buchenwald, vom Nadelwald waren  $\frac{3}{5}$  Kiefern, fast  $\frac{2}{5}$  Fichten, der Rest war Tannen- und Lärchenwald. . .“

So viel siehe jedenfalls fest, daß Deutschland aus einem Agrarstaat ein Industriestaat geworden sei und daß diese Entwicklung noch immer unaufhaltsam fortschreite, auch durch keinen noch so agrarischen Zolltarif gehemmt werden könne. „Diese Tatsache ergibt sich schon aus einem Vergleich der Berufsverhältnisse nach den Zählungen von 1882 und 1895. Während 1882 von den 45,2 Millionen Einwohnern noch 19,2 Millionen auf die Landwirtschaft,

dagegen nur 16,1 Millionen auf Industrie und Bauwesen und 4,5 Millionen auf Handel und Verkehr entfielen, kamen 1895 von 51,8 Millionen Einwohnern nur noch 18,8 Millionen auf die Landwirtschaft, dagegen 20,8 Millionen auf Industrie und Bauwesen und 6,0 Millionen auf Handel und Verkehr. Die Landwirtschaft ist nicht nur relativ, sondern sogar absolut zurückgegangen, während Industrie und Handel ein außerordentliches Wachstum aufweisen. . .“



## Goethe über die freie Liebe

Einer der aufrichtigsten Verehrer Goethes, so lesen wir in den von Dr. Wilhelm Bode bei E. S. Mittler & Sohn, Berlin, herausgegebenen „Stunden mit Goethe“, war der junge Schlesier Karl Ernst Schubarth; er schrieb schon als Breslauer Student eine Schrift über den Meister und fand bei diesem auch die beste Aufnahme. Goethe empfahl ihn seinen Berliner Freunden auf das wärmste und schrieb ihm einige seiner gehaltvollsten Briefe. Am 13. Oktober 1821 glaubte sich Schubarth gegen Goethe fast entschuldigen zu müssen, daß er nach Spießbürgerart in den Ehestand treten wolle.

„Wäre ich Künstler oder Dichter, so würde ich nicht so eilen, einen solchen Schritt zu tun. Ich würde es für ganz erlaubt halten, mich antik zu bewegen, ohne zu fürchten, ins Gemeine mich zu verlieren. Allein diese echte antike Anlage wird einer modernen Natur selten so zuteil, daß die Sache gut abläuft. Auch sind wir durch Herkommen, Klima, Armut in der nordischen Atmosphäre gehindert, alle die möglichen Nachteile zu beseitigen. Es ist daher für uns Nordländer Pflicht, die Maximen einer höheren Sittlichkeit zu befolgen, die uns auf das Gesetzmäßige verweist. . . . Das Beispiel, das Ew. Excellenz gegeben, darf man anstaunen, bewundern, aber man darf es nicht nachahmen wollen — weil wir nicht Sie sind. Für mich sind die römischen Elegien in demselben garten, reinen, wahren, sittlichen Geiste abgefaßt, als es der Charakter einer Otilie ist. Aber wenn es Lun gilt, müssen wir beschränkteren Naturen schon die Bahn betreten, die in diesem Muster vorgezeichnet ist.“

Goethe wird über den wunderlichen Brief gelächelt und gedrummt haben. Daß selbst dieser junge Mann ihn so schlecht kannte! Als ob Goethe das Gesetlose liebte, als ob er Christiane gehabt hätte, um der Welt ein Beispiel antiker Sittenfreiheit zu geben! Oder hoffte der schlaue Fuchs etwa auf eine interessante Antwort des Alten über sein ehemaliges Verhältnis zu Christiane?

Goethe antwortete am 7. November bestimmt, aber allgemein:

„Zuvörderst will ich meinen Segen zu einer schleunigen Verehelichung geben, sobald Ihre Hütte einigermaßen gegründet und gedeckt ist. Alles, was Sie darüber sagen, unterschreibe Wort für Wort, denn ich darf wohl aussprechen, daß jedes Schlimme, Schlimmste, was uns innerhalb des Gesetzes begegnet, es sei natürlich oder bürgerlich, körperlich oder ökonomisch, immer noch nicht den tausendsten Teil der Unbilden aufwiegt, die wir durchkämpfen müssen, wenn wir außer oder neben dem Gesetz oder vielleicht gar Gesetz und Herkommen durchkreuzend [einhergehend] und doch zugleich mit uns selbst, mit andern und der moralischen Weltordnung im Gleichgewicht zu bleiben die Notwendigkeit empfinden. . . . Glück auf der neuen Lebensbahn!“







Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

## Ein wirksames Mittel

**E**igenartige Leute sind unsere Herren Reaktionäre. Ihnen erscheint die Welt in einem ganz anderen Lichte als allen übrigen Politikern. Es ist doch nun einmal eine unbestreitbare Tatsache, daß nach Bismarcks Entlassung in der Leitung unserer öffentlichen Angelegenheiten ein Mißerfolg den anderen, eine Blamage die andere abgelöst hat, so daß das stolze Deutsche Reich für das Ausland bereits ein Gegenstand des Hohnes und Spottes geworden ist. Aber von all dem wissen jene Herren nichts; als wenn sie wie der Vogel Strauß mit geschlossenen Augen durchs Leben wanderten. Belegentlich der Interpellation Baffermann im Reichstage über unsere auswärtige Politik, bei deren Besprechung sogar die sonst so loyalen Nationalliberalen mit wohlthuender Freimütigkeit den Regierenden ihr endlos langes Sündenregister vorhielten, bekam ein reaktionärer Parteiführer es fertig, dem für die Leitung der Geschäfte des Reiches verantwortlichen Kanzler sein volles Vertrauen auszusprechen und ihn hiermit aufzufordern, daß er nur ja auf den bisherigen Bahnen bleiben möge. Und als der Interpellant selber in seiner einleitenden Rede die tiefgehende Wirkung der unlängst veröffentlichten Hohenlohschen Denkwürdigkeiten auf die Stimmung des deutschen Volkes hervorhob, da tönte ihm von der Seite, wo die Reaktionäre sitzen, schallendes Gelächter entgegen. Wie muß, frage ich, ein Gehirn beschaffen sein, das die unausgegessenen Mißerfolge der gesamten deutschen und preußischen inneren wie äußeren Politik leugnen und in den Tagebuchaufzeichnungen des Fürsten Hohenlohe nur albernem Klatsch erblicken kann? Hätten diese Aufzeichnungen nicht überzeugend nachgewiesen, wodurch wir uns beständig vor dem Auslande blamiert haben, was für Leute da oben eigentlich regieren, so wäre es überhaupt nicht zu der Interpellation, geschweige denn zu der Aussprache gekommen, die wir am 14. und 15. November 1906 erlebt haben. Und nur weil der Präsident des Hauses wußte, daß die durch die Denkwürdigkeiten im Reich entfachte Erbitterung eines durch keinen Staatsanwalt bewachten Ventils bedurfte, ließ er auch Klagen über das nach Bismarck herrschende persönliche und absolutistische Regiment unbeanstandet, die er bisher unbarmherzig und ohne nach seiner Berechtigung hierzu zu fragen unterdrückt hatte. Den schärfsten Angriffen haben sich die Veröffentlichungen der Hohenlohschen Aufzeichnungen ausgesetzt.

In einer Hinsicht verdienen sie diese auch. Nichts weniger als uneigennützig sind ihre Beweggründe gewesen. Viel Geld sollte ihnen das herausgegebene Buch einbringen. Aber ohne es zu wollen, haben sie sich die deutsche Nation verpflichtet. Durch die deutliche Aussprache, die indirekt doch nur die Veröffentlichung der Denkwürdigkeiten möglich gemacht hat, wurde dem deutschen Volke ein Alp von der Brust genommen. Es schien ihm, als wäre es endlich an einem Punkte angekommen, von dem aus es sich im Reiche zum Besseren wenden würde. Unmöglich, daß die Regierenden gegen die Vorwürfe, die hagelbicht auf sie niederfielen, gleichgültig bleiben würden. Unmöglich, daß sich das „persönliche Regiment“ noch weiter behaupten könne. Indessen zunächst hat sich der deutsche Michel hierin gründlich getäuscht. Nicht acht Tage vergingen, und er konnte sich überzeugen, daß man gar nicht daran denkt, von dem persönlichen, absolutistischen Regiment zu lassen.

Der alte Kaiser Wilhelm hat in Preußen das Schulwesen stets in Ruhe gelassen. Es lag im allgemeinen seinem Gesichtskreis zu fern. Aber auch wenn es ihm näher gelegen, würde er die Hände davon gelassen haben. Niemals mischte er sich bestimmend in Dinge, die nach seiner Ansicht die Minister besser verstehen mußten als er selbst. Das Wohl der Dynastie ging ihm zwar über alles. Daß er bei der Übernahme der Regentschaft für seinen kranken Bruder Friedrich Wilhelm IV. den Eid auf die Verfassung leisten mußte, hat er eigentlich niemals recht verwinden können. Aber da er es einmal getan hatte, befehligte er sich auch stets, ein konstitutioneller Monarch zu sein, und wollte es sogar dort sein, wo er es gar nicht zu sein brauchte. Die Verfassung hatte dem König den unmittelbaren Einfluß auf die Schule noch nicht genommen. Nur über eine spätere Regelung dieser Frage im konstitutionellen Sinne hatte man sich bei ihrer Einführung geeinigt. Es blieb aber Jahr für Jahr alles beim alten, weil sich bei der klugen Zurückhaltung Kaiser Wilhelms I. zur Einlösung des Abkommens kein Bedürfnis meldete. Es regte sich erst, als Wilhelm II. zur Regierung kam; indessen leider ohne jede Aussicht auf Befriedigung. Wie Krone und Regierung seitdem geartet sind, werden sie niemals aus freien Stücken in eine neue Regelung des Schulwesens im konstitutionellen Sinne willigen, und der preußische Landtag, der sie ihnen abtrogen sollte, mußte aus anderem Holze geschnitten sein, als der in den letzten sechzehn Jahren gewählte. Heute geht es in Preußen auf dem Gebiete des Schulwesens kaum minder absolutistisch zu wie auf dem militärischen. Und besonders klar tritt das in die Erscheinung, seitdem Herr Studt an der Spitze des preußischen Kultusministeriums steht. In der Debatte über die Interpellation Wassermann wurde auch verlangt, man solle die Minister nicht zu gewöhnlichen Handlangern degradieren, sie vielmehr aus den Reihen der tüchtigsten und edelsten Männer wählen, deren Rücken sich nicht beugen lasse, wenn es sich um des Vaterlandes Wohl handle. Der fügsamsten Handlanger einer ist Herr Studt. Er glaubt Hochverrat zu begehen, wenn er an der Berechtigung und Zweckmäßigkeit der ihm übermittelten Weisungen und Befehle auch nur im geringsten zweifeln wollte. Er gehört zur Schule Caprivi, der bekanntlich in einer schon fast verbrecherischen Verblendung seine Stellung als Reichskanzler mit der eines kommandierenden Generals verglich, der sich verpflichtet fühlt, einen für sein Corps erhaltenen Befehl auch dann auszuführen, wenn er davon durchdrungen ist, daß die Ausführung dem Vaterlande eine Niederlage und womöglich den Untergang kosten wird. Der Gehorsam stand ihm noch höher als des Volkes

Wohl. Was fragt auch Herr Studt darnach, wie eine für die preußischen Schulen erteilte Weisung auf diese wirken wird? Blindlings befolgt er sie. Bereitwillig übernimmt er auch hier für alles und jedes die Verantwortung.

Zur Arbeit, zur Pflicht und zu ernster Lebensauffassung soll die Schule das heranwachsende Geschlecht anhalten. Darüber wird selbst ein preußischer Kultusminister nicht im Zweifel sein. Aber die Erkenntnis hiervon kann den blinden Gehorsam des Herrn Studt nicht erschüttern. Es ist eine alte Wahrheit, daß der Jugend die Zukunft gehört, und daß, wer jene für sich zu gewinnen weiß, sich diese sichert. Um sich in den Herzen der Jugend festzusetzen, macht Kaiser Wilhelm II. von seinem noch aus der Zeit der absoluten Monarchie stammenden Rechte Gebrauch und läßt häufiger den Unterricht ausfallen. So fand in den letzten Jahren in Berlin keine größere Parade statt, ohne daß die Schulen freizugeben hatten. Ja, wenn die Jungen und Mädchen noch dem militärischen Schauspiel hätten beiwohnen können! Aber das Tempelhofer Feld, auf dem es vor sich ging, liegt weit im Süden der Millionenstadt; und Stunden brauchten die meisten Schulkinder, bis sie es mit der Straßenbahn erreichten. Wer aber für die „Elektrische“ kein Geld hatte, für den kam die Parade überhaupt nicht in Betracht. Also, an den schulfreien Paradedagen blieb fast die gesamte Berliner Schuljugend zu Hause und suchte sich hier, so gut es ging, die Zeit zu vertreiben. Stellte aber der Vater aus dem Abendblatt fest, daß schlechten Wetters wegen das militärische Schauspiel nicht hatte abgehalten werden können, so wußte sie ganz genau, daß es „von Parade wegen“ noch einen zweiten freien Tag geben würde. Denn jetzt ist es oben einerseits Grundsatz, daß eine abgesetzte Parade nur verschoben wird, andererseits, daß an Paradedagen in den Schulen der Unterricht unbedingt ausfällt, ob es sich um eine zuerst geplante oder um eine nur aufgeschobene Parade handelt. Wegen das Bestreben des Monarchen, die Herzen der Jugend zu gewinnen, ist an und für sich nichts zu sagen. Aber der hier eingeschlagene Weg konnte wohl von dem untertänigen Kultusminister Herrn Studt gebilligt werden, jedoch nicht von den aufrichtigen Freunden des Vaterlandes. Je häufiger der Unterricht auch an den für ihn vorgesehenen Tagen ausfällt, desto mehr wird die Neigung zum „Bummeln“ gefördert. Gewiß, unsere Schuljugend ist mehr als jeder andere der Erholung bedürftig. Aber ich dünkte, dem wird durch die Ferien und die alljährlich wiederkehrenden zahlreichen kirchlichen und nationalen Feiern im überreichen Maße Rechnung getragen. Wiederholt haben besorgte Väter in der Presse und in politischen Versammlungen auf die Gefahren aufmerksam gemacht, die der sittlichen Entwicklung unserer Jugend aus der ihnen so häufig außer der Tour gespendeten freien Zeit drohen, wiederholt aber auch diese Einwirkung auf die preußische Schule als einen bedauerlichen Ausfluß des persönlichen, absolutistischen Regiments beklagt. Alle erhofften daher nach der scharfen Verurteilung dieses Regiments in den Sitzungen des Reichstages vom 14. und 15. November, daß es sich auf dem Gebiete der preußischen Schulen nicht länger fühlbar machen würde. Die Berichte über jene Sitzungen waren aber eben erschienen, als die Zeitungen bekannt gaben, daß schon wieder, und zwar am 19. November, mithin zwei Tage vor dem preußischen Bußtag, außer der Tour der Unterricht ausfallen werde, weil — nun, an diesem Tage sollte das dänische Königspaar zum Besuch des preußischen Herrscherhauses in der Hauptstadt des Reiches eintreffen. Und er ist trotz der Nähe des Bußtages tatsächlich ausgefallen. Eine deutlichere Antwort konnte kaum

auf die Wahrheiten gegeben werden, die die Regierenden bei der Debatte über die Baffermannsche Interpellation zu hören bekommen haben.

Was geht die Berliner Schuljugend das dänische Königspaar an? Was kann sie veranlassen, den Tag, an welchem es in Berlin eintrifft, feierlich zu begehen? Einmal gehört Dänemark zu den kleinen Staaten, die nur dadurch eine Bedeutung erhalten, daß sie sich unter den Schutz der großen stellen und so deren Macht um einiges steigern. Zum andern: wird nicht die Berliner Schuljugend, wenn sie erwachsen und ins politische Leben getreten sein wird, wissen, daß die dänische Dynastie, ungeachtet ihrer völlig deutschen Abstammung, bis zu dem Augenblick, wo jetzt das Königspaar nach seiner Thronbesteigung die Antrittsvisite zu machen hatte, von sehr starken antideutschen Gesinnungen befeelt gewesen ist, und daß alle ihre Mitglieder, wo sie nur konnten, sei es am englischen oder am russischen Hofe, nach Kräften gegen das Deutsche Reich und das preußische Herrscherhaus gehetzt haben? In dem Erinsprüche, mit welchem Wilhelm II. an der Prunktafel seine hohen Gäste begrüßte, erwähnte er auch die leuchtenden Augen, die ihnen auf der Via triumphalis entgegengestrahlt hätten. Es steht fest, daß verhältnismäßig wenig Publikum auf den Straßen gewesen ist, und daß die Erbauer der Tribünen auf dem Opernhausplatz herzlich schlechte Geschäfte gemacht haben. Wenn wirklich einige Augen geleuchtet haben sollten, so kann dies nur bei der Spalier bildenden Schuljugend der Fall gewesen sein. Aber das Leuchten galt entschieden nicht den ihr völlig unbekanntem Vertretern der dänischen Dynastie, sondern dem höfischen Glanz, an dem sich zu weiden ihr die Freigabe des Unterrichts gestattete. Wenn sie aus Anlaß des Besuchs des neuen Königs Haakon von Norwegen am Berliner Hofe auch frei bekommen hätte, würden ihre Augen beim Schauen des höfischen Glanzes abermals geleuchtet haben, trotzdem sie von diesem Monarchen noch weniger als von dem dänischen Königspaar gehört hat. Ja, sie würden auch leuchten, wenn der König von Serbien oder der Fürst von Bulgarien oder der Fürst von Ruß-Röfritz in Berlin einzöge.

Um sich die Herzen der Schuljugend zu erobern, muß die preußische Dynastie andere Wege als die bisherigen absolutistischen einschlagen; Wege, die auch die preußischen Väter gutheißen können. Sittliche Gefahren dürfen der angehenden Generation aus dem Werben um ihre Anhänglichkeit nicht erwachsen. Solchen Gefahren hat die Dynastie schon in ihrem eigenen Interesse vorzubeugen. Sie ist verloren, wenn sie sich in kritischen Stunden auf die sittlich Schwachen stützen will; ganz abgesehen davon, daß die Nation nicht fortzuschreiten vermag, wenn jene die Mehrheit bilden. Aber wie es nur dahin bringen, daß andere Wege eingeschlagen werden? Ein Kultusminister, der die bisher eingeschlagenen auch in Zukunft mit seiner Verantwortung deckt, läßt sich jederzeit finden.

Die Antwort auf die Forderung im Reichstag, von dem inkonstitutionellen absoluten Regiment endlich abzulassen, ließ an Deutlichkeit wahrhaftig nichts zu wünschen übrig. Soll sich das deutsche Volk aber bei dieser Antwort beruhigen? Die Reaktionäre werden es tun. Sie sind noch bei keinem absolutistischen Regiment zu kurz gekommen. Alle diejenigen aber, für die die Verfassung des Reiches mehr ist als ein Feszen Papier, werden in dem eben erst entbrannten Kampf gegen dieses Regiment nicht erlahmen dürfen; und zwar um so weniger, als der Sieg ihnen sicher ist. Für diesen gibt es ein sehr wirksames Mittel. Wenn in der Frage über das Regiment im

Deutschen Reiche und im Königreich Preußen die nichtreaktionären Parteien sich zusammenschließen, genügt von ihrer Seite nur die leise, aber ernste Andeutung, daß der Etat vielleicht einmal nicht bewilligt werden könnte; und die Herren Regierenden werden sofort einlenken; und zwar so, daß auch die preußische Schule davon wird profitieren können. Denn nachdem die absolutistischen Neigungen im Reiche unterdrückt worden sind, werden sie sich auch nicht mehr in Preußen behaupten können. Dazu sind die Wechselbeziehungen zwischen beiden zu eng. Und Wilhelm II. wird nur übrig bleiben, sich zur preußischen Schule so zu stellen, wie früher sein Großvater; auch wenn dank der Zusammensetzung der beiden Häuser des preußischen Landtages die Regelung des Schulwesens weiter auf sich warten lassen wird. Schicken dann aber die Eltern des Morgens ihre Kinder in die Schule, so werden sie nicht mehr zu befürchten haben, daß diese wegen irgend einer Parade oder wegen des Einzugs irgend einer fürstlichen Persönlichkeit „frei bekommen“ und nicht wissen werden, was sie mit der freien Zeit anfangen sollen.

Günther v. Vielrogge





## Persönliches Regiment und Nebenregierung — Das Ereignis

... Wie war's doch noch — gestern? Gebot da nicht noch vorschriftsmäßige Bekundung patriotischer Gutgesinntheit, jeden Zweifler an der idealen Vortrefflichkeit des „persönlichen Regiments“ und der „gottgewollten Ordnung“ in das höllische Feuer der Sozialdemokratie zu werfen oder als „Mitläufer“ und „Schrittmacher“ dieser Partei an den Pranger zu stellen? Sogenannten „Einspannern“ hielt man allenfalls noch ihre seltsame Gehirnkonstruktion zugute. So beschaffene Individuen, die ohne jeden Grund „schwarz“ sahen, wo doch für normale Augen eitel Sonnenschein war, gehörten ja — etwa wie Hartlebens testamentarisch vermachter Schädel — eigentlich und von Rechts wegen in ein naturwissenschaftliches Kuriositätenkabinett, nicht auf die politische oder publizistische Tribüne.

Solange solche von der allgemeinen patriotischen Bierseeligkeit dissonierenden Stimmen nur von der äußersten Linken her ertönten, außerhalb der Sozialdemokratie aber nur vereinzelt, hatte es weiter keine Not und brauchte man sich darum nicht in mehr Unkosten zu stürzen, als es etwa das ehrsame Handwerk, die gewerbsmäßige „Bekämpfung des Umsturzes“ und der horror vacui der anzufüllenden Zeitungsspalten erforderte. Insofern und namentlich in den Hundstagen mochte sogar mancher staatserbaltende Publizist die „rote Rote“ aus dankbarem Herzen im stillen gesegnet haben, daß sie ihm in dieser stoffarmen Zeit das so heiß ersehnte und doch so rare „Material“ hergab. Es waren eben Umstürzler, vaterlandslose Gesellen, — was konnte man Besseres von ihnen erwarten? Und die paar anderen aus dem eigenen Lager? — nun, auch die boten immerhin erwünschte Belegenheit, den eigenen patriotischen Höhenwuchs an dem niederen Gestrüpp jener armseligen Kleingeister zu messen, deren Inferiorität der eigenen Erhabenheit ein um so glänzenderes Relief verleihe. Wählten jene doch, blinde Maulwürfe, in lichtscheuen unterirdischen Gängen, indes sie, die redenhaften patriotischen Lichtgestalten, lauter Siegfriede, zwar den Lindwurm des Umsturzes fortgesetzt und pflichtschuldigst in den Grund bohrten,

im übrigen aber siegestrunkenen Auges zu jenen lichtumstrahlten Höhen und unendlichen Horizonten der „Weltpolitik“ aufschauten, von denen ebenso unausgesetzt ein wahres Hagelwetter von „Marktsteinen der Weltgeschichte“ niederprasselte.

In einem aber hatten sich die Unentwegten doch getäuscht: in der Beurteilung der eigenen Gefolgschaft. Es zeigte sich wieder einmal, wie unzulässig der Schluß ist: qui tacet, consentit. Wohl schwiegen viele in diesen Kreisen, schwiegen lange, schwiegen viel zu lange. Aber nicht, weil sie zustimmten, sondern weil sie immer noch nicht glauben mochten und konnten, daß es sich um mehr als vorübergehende, als Ausnahmeerscheinungen handle. Weil sie immer noch hofften, alle Tage hofften, daß nun endlich eine Wendung, eine Umkehr zum Bessern kommen werde. Jede Schwankung des von stürmischer See hin und her geworfenen Reichsschiffleins waren sie freudig allbereit, als zielbewußte Schwentung zu begrüßen. Und dann mußten sie doch, mußten sie an einem trüben Morgen erkennen, daß auch hier nur im Wechsel Beständigkeit, in der Systemlosigkeit System war; daß der Kapitän zwar mit gepanzerter Faust, in glänzender Rüstung leuchtenden Auges auf der Kommandobrücke stand, das Schiff aber von unsichtbaren, unkontrollierbaren Händen gesteuert wurde, von unberechenbaren Einflüssen, unwägbareren Stimmungen. Und je später die Erkenntnis durchbrach, um so schmerzlicher, um so heftiger machte sie sich Luft. Es war die Sprache herbster Enttäuschung nach jahrzehntelangem, geduldigem Hoffen, treu ausharrendem, blindem, ach, nur zu blindem Vertrauen. So kindlich vertrauen darf der Mensch seinem Schöpfer, das Kind seinen Eltern, nicht aber ein mündiges Volk seinem obersten Beamten. Es ist nur in der Ordnung, wenn es ihm Prokura erteilt; der Einsicht in die Leitung seiner Geschäfte, der Aufsicht über sie darf es sich blind und willenlos nicht begeben. Das war einmal, und es war, wie die Geschichte der Höfe, der Kabinettsintrigen und -kriege auf jeder Seite lehrt, — nicht gut.

Jetzt wohnen wir dem im neuen Deutschland unerhörten Schauspiel bei, daß die Wortführer der allgemeinen Unzufriedenheit und Oppositionslust, die schärfsten Beurteiler des „persönlichen Regiments“ durchweg den monarchisch und national gesinnten Kreisen angehören. Die Sozialdemokratie tritt hier völlig in den Hintergrund, sinkt neben ihnen mit ihren prinzipientreuen Ausrufen über unsere „verrottete Gesellschaft“ völlig zur Bedeutungslosigkeit herab. Nicht ihre Stimmen füllen die Spalten der Blätter, erregen die breiteste Öffentlichkeit, sondern die von Männern, an deren monarchischer, nationaler, zum Teil sogar streng konservativer Gesinnung zu zweifeln einfach kindlich wäre.

Man höre, wie sich ein solcher, ein konservativer Edelmann, in dem von Theodor Fritsch (Leipzig) herausgegebenen „Hammer“ äußert: „In den meisten ernstesten politischen Zeitungen Deutschlands lesen wir fast täglich von der Notwendigkeit einer nationalen Opposition. Obwohl sich diese

gegen die Person Sr. Majestät des Kaisers richtet, können wir zu unserem Bedauern diesem Verlangen nicht widersprechen, wenn wir auch noch nicht sehen, auf welchem Wege man hofft auf die Entschließungen und Handlungen des Herrschers Einfluß zu üben. Daß eine Opposition in national-gefinnten Kreisen des deutschen Volkes für nötig gehalten wird, ist ein gutes Zeichen, aber daß dieser Widerstand gegen die Person des Monarchen sich richten muß, ist das traurigste Zeichen unserer Zeit. Wir sind unserem Könige aus Tradition, innerer Überzeugung und im Gehorsam gegen göttliche Befehle von ganzem Herzen ergeben, aber wir haben längst erkannt, daß es ein falscher Begriff der Treue ist, schweigend zuzusehen, wie der Träger der Krone das Ansehen der Monarchie durch sein persönliches Auftreten täglich mehr vermindert. Diese Tatsache kann niemand leugnen, der das Deutsche Reich beim Tode Kaiser Wilhelms I. mit dem heutigen Deutschen Reiche vergleicht. Daher kann es nicht nützlich sein, wenn der Reichskanzler beim Besprechen dieser Dinge logisch so ansehbare Dinge vorträgt, wie in der Sitzung vom 14. Nov. Wenn Fürst Bülow sagt: ‚Das deutsche Volk will keinen Schattenkaiser, es will einen Kaiser von Fleisch und Blut‘, so ist das die schwächste Verteidigung, die er geben konnte. Unsere Wünsche in bezug auf die Person des Kaisers sind noch nie gehört worden seit 18 Jahren, und Fürst Bülow scheint durchaus nicht verstehen zu wollen, was wir mit allen national-gefinnten Deutschen wünschen. Sonst würde er nicht den Ausdruck ‚Schattenkaiser‘ brauchen, um dieselbige Stellung zu bezeichnen, die zum Auftreten des jetzigen Kaisers im Gegensatz steht. Wir und mit uns das ganze Volk wünschen zum Heile unseres Landes einen König, der die Stärke der Monarchie durch sein persönliches Auftreten zu wahren versteht. Der unvergeßliche, vornehme alte Kaiser war ein Fürst vom Scheitel bis zur Sohle; er war ein Kaiser ‚von Fleisch und Blut‘ und kein ‚Schattenkaiser‘. Der Vergleich mit unserem Herrscher zeigt, was uns fehlt. Es ist beinahe eine Beleidigung des Andenkens an Wilhelm I., wenn man die persönliche Haltung Kaiser Wilhelms II. zu verteidigen versucht, indem man uns glauben machen will, es gebe keine andere Möglichkeit, das Auftreten des jetzigen Herrschers zu korrigieren, als durch ein Herabsinken des Monarchen zum ‚Schattenkaiser‘. Aber selbst, wenn es nur ‚impulsive‘ Fürsten oder ‚Schattenkaiser‘ gäbe, so wäre heute der Zweifel angebracht, welche Art nützlicher und vorzuziehen sei. Impulsivität oder, wie der Reichskanzler sagt, ‚Ausprägungen einer starken Persönlichkeit‘ sind entschuldbar und erklärlich bei jungen Leuten bis zu fünf und zwanzig Jahren: darüber hinaus pflegen wir bei gewöhnlichen Sterblichen Alte der Impulsivität mit außerordentlich deutlichen deutschen Worten zu bezeichnen, wo wir ihnen in der Welt begegnen.

Diese Betrachtung wäre überflüssig, wenn nicht der Reichskanzler den verkehrten Versuch machte, Dinge zu entschuldigen, die nicht zu entschuldigen sind. Es scheint immer noch vorteilhafter, gar nichts zu sagen,



als Falsches, um so mehr, als eben unmöglich ist, den Charakter eines erwachsenen Mannes zu ändern. Es handelt sich nicht darum, ob der Kaiser sich innerhalb der Grenzen der Verfassung hält in formeller Beziehung, sondern darum, ob das Auftreten des Kaisers das Ansehen der Monarchie und des Deutschen Reiches schädigt. Ob die Grenzen der Verfassung seit den 18 Jahren seiner Regierung genau respektiert sind, soll nicht untersucht werden. Kaiser Wilhelm I. hat in der Konfliktzeit gegen den Willen des Parlaments regiert, Kaiser Wilhelm II. hat in entscheidenden Momenten den unausbleiblichen Kampf gegen antinationale Mehrheiten vermieden. Die Geschichte zeigt, wann die Monarchie am stärksten war . . ."

Der Verfasser wünscht also nichts weniger als eine Einschränkung der monarchischen Machtsphäre. Er würde es sogar billigen, wenn der Monarch im wohlverstandenen Interesse des Volkes, etwa um eine drohende nationale Gefahr abzuwenden, seinen Willen gegen den Willen des Volkes, auch über die ihm von der Verfassung gezogenen Grenzen hinaus, durchsetzte. Man kann über diese Auffassung sehr verschiedener Meinung sein, sie für gefährlich, für zweischneidig halten und darum im Prinzip verwerfen. Daß aber ein Mann mit solchen Anschauungen Monarchist bis auf die Knochen ist, wird niemand bezweifeln. Hier haben wir also den Schulfall, daß ein waschechter Monarchist sich gerade durch seine streng monarchischen Grundsätze in die Zwangslage versetzt sieht, seinem — Monarchen Opposition zu machen . . .

Und nun Wilhelm Schwaner, der „Volkserzieher“! Es ist eine innere Tragödie, die er an sich erlebt hat. Jahrelang hatte er aus tiefster Überzeugung seinen Lesern die kaiserliche Standarte vorangetragen, mit wahrhaft glühender Begeisterung — trotz lebhaften und steigenden Widerspruch aus den eigenen Kreisen — seinem Kaiser „die Stange gehalten“. Ich muß gestehen: wäre ich nicht von seiner absoluten Ehrlichkeit so fest überzeugt gewesen, ich hätte ihn für einen Byzantiner halten müssen. Und dann kam sein Tag von Damaskus. Nach schweren inneren Kämpfen, in denen er immer wieder den Zweifel von seiner Schwelle gewiesen, konnte er sich eines Tages nicht mehr der Erkenntnis verschließen, daß er seinen bisherigen Standpunkt fortan nur noch vertreten könne, wenn er sich selbst und seinen Lesern was vortäusche. Und so zog er als ehrlicher deutscher Mann die einzige mögliche Konsequenz, zog sie rücksichtslos gegen sich selbst, resillos gegen seine Leser, stellte sich aufrecht vor sie hin und bekannte unumwunden: Brüder, ich habe mich geirrt. Und so bitter schwer es mir wird, dem idealen Traume zu entsagen, ich kann ihn nicht weiter träumen. Ich bin in dieser Frage ein anderer geworden. — Und die Wirkung? Duzende von Briefen, Karten und Billets nicht nur aus Lehrerkreisen bestätigten ihm, wie weit die Mißstimmung in allen Schichten verbreitet sei. „Und ich bin überzeugt,“ schreibt er im „Volkserzieher“, „Hunderte und Tausende hätten mir's bestätigt, daß ich fast allen von Anfang bis zu Ende aus dem Herzen sprach. Wenn sie wüßten, wie sehr mich solche Zustimmung

stärkt und erfreut — bei aller Trauer, die ich der Sache und Person wegen dabei empfinde — sie schrieben mir jetzt noch . . . Verstehst Ihr, daß ich mir ordentlich wieder anständig vorkomme, daß ich sogar wieder in den ‚Spiegel‘ mit Freuden sehen kann, obgleich ich darauf schwören darf, über Wilhelm II. nie ein Wort geschrieben zu haben, was ich mir nicht selber geglaubt hätte? Ich hatte mich eben gewöhnt, dort oben nur das Gute zu sehen . . .“

Die Schrift des Grafen E. Reventlow „Kaiser Wilhelm II. und seine Byzantiner“ (München, S. F. Lehmanns Verlag) ist sicherlich nicht am wenigsten in den Kreisen gelesen worden, aus denen sie stammt: den konservativ-aristokratischen. In acht Tagen etwa acht Auflagen! Wer den konservativen Standpunkt des Verfassers nicht schon vorher kannte, wird ihn aus seiner Schrift kennen gelernt haben. Also auch kein „revolutionär verseuchter“ Mögler, ganz das Gegenteil. Und doch!

Was er über gewisse Übungen in der kaiserlichen Umgebung sagt, habe ich mir schon vor Jahren im Privatgespräch erzählen lassen. Da war man sich sogar „über eine Arbeitsteilung einig geworden, vielleicht aus Kameradschaft und damit jeder sein Byzantiner-Scherflein beitragen könne. Tat da der Kaiser einen Ausspruch, so murmelte es auf der einen Seite ‚Ganz Friedrich der Große‘; tat er einen zweiten, so murmelte es auf der andern Seite ‚Ganz der große Kurfürst‘. Sehr viel anders wird es ja auch heute nicht geworden sein, und jedenfalls wird die Arbeit fortgesetzt, den Kaiser glauben zu machen, daß er immer gerade den großen Männern und Geistern ähneln, die er, wie man weiß, bewundert . . .“

Häufig werde von Leuten erzählt, die der Kaiser mit einer Unterhaltung beehrte, daß er in sehr kurzem Zeitraum die verschiedensten Gebiete berühre und so lange von Sachkenntnis zeugende Fragen stelle, bis der Befragte ermattet, bis er versagt, und sein Geist nicht mehr imstande ist, wie ein Maschinist sagen würde, schnell und beständig umzusteuern. „Der schnell fassende und bewegliche Geist des Kaisers zeigt sich auch hierin, man würde aber byzantinisch urteilen, wenn man daraus auf Tiefe und Gründlichkeit schlosse. Es ist ein Verfahren, das sich nur aus dem Umgang mit schnell fertigen und gewandten Leuten ergeben haben kann, und das auch des Kaisers Urteil beeinträchtigt hat. Sonst müßte er wissen, daß dies nicht der Weg ist, um aus einem anders gearteten Menschen das herauszuholen, was er weiß und was er ist. Darauf muß es doch schließlich dem Monarchen vor allem ankommen, denn wir weisen die Annahme von uns, daß es ihm nur darum zu tun sei, seine Überlegenheit in schneller und konzentrierter Unterhaltung zu beweisen. In dieselbe Rubrik gehört, daß der Kaiser schnelle Antworten verlangt, und wenn sie nicht gegeben werden, häufig die Unterhaltung einfach abbricht. Darin erkennen wir die Schule der ihn umgebenden Byzantiner, welche ihn im Laufe der Zeit zur Auffassung gebracht haben, daß im schnellen Spiel von Frage und Antwort der Mensch zu erkennen sei.“

Die Frage, weshalb der deutsche Kaiser so viel und so oft rede, ließe sich nur dahin beantworten, daß seine Natur ihn dazu zwingt, weil er eben ein geborener Redner sei. Nun gehe man aber darauf aus, ihn glauben zu machen, daß seine Reden wirklich Taten bedeuteten und von unermesslicher wohltätiger Wirkung seien. „Die byzantinische Presse täuscht auch die Öffentlichkeit, d. h. ihre Leser, indem sie aus jeder Rede mit immer gleicher Begeisterung neue beglückende Perspektiven eröffnet; sie scheut auch vor groben Fälschungen nicht zurück und verwirft geflissentlich Widersprüche. Diese Presse ist es und bezeichnenderweise an ihrer Spitze die offiziös beeinflussten Organe, welche den Kaiserworten jenen mystischen Nimbus verschafft, der über ihren eigentlichen Inhalt täuscht und allen denen Gelegenheit zum Beifall und fauler Begeisterung gibt, denen dieses Gefühl, mag es auch nur augenblicklich sein, weit wertvoller ist als unerfreuliche Wahrheit. Diese Leute, und zu ihnen kann man leider nicht nur den byzantinisch verseuchten Teil der Presse rechnen, sondern auch eine große Menge öffentlich wirksamer und beamteter Personen, besitzen nicht die Ehrlichkeit, entweder jeglichen Kommentar zu unterlassen, oder aber jede kaiserliche Rede an den tatsächlichen Verhältnissen und dem tatsächlichen Handeln der Regierung, endlich auch im Vergleich zu früheren Reden zu prüfen, sondern berauschen ihre Leser und Hörer mit Phrasen, die stets und unveränderlich in der jubelnden Behauptung gipfeln, jetzt sähe man wieder einmal, welch ein universales Genie der deutsche Kaiser sei, wie hoch seine Gedanken flögen, wie weit sein Blick reiche, wie fest er das Ziel im Auge habe usw. Diejenigen Byzantiner, welche das Ohr des Kaisers haben, arbeiten natürlich nach oben, sie nehmen Gelegenheit, ihm gegenüber auf Punkte seiner Reden zurückzukommen, um zu zeigen, wie tief ihr Eindruck auf sie gewesen ist. Sie suchen Analogien zu Verhältnissen, die sie aus dem Zusammenhange herausgreifen oder erfinden, um zu zeigen, wie der Monarch wieder einmal den Nagel auf den Kopf getroffen habe; sie unterlassen keine Gelegenheit, ihm bemerkbar zu machen, daß das Kaiserwort nicht verhallt ist, und benutzen dazu die am selben Strange ziehende Presse. Wer trotz allem Streben noch im Dunkel der Provinz steht, dem bietet jede Kaiserrede eine Stufe; mit flammender Begeisterung wirkt er in seinem Kreise wie der König David, als er lobsingend vor der Bundeslade tanzte . . .“

Die Redner könne man in zwei Kategorien einteilen: in „bewußte Byzantiner“ oder aber „ehrlich begeisterte“. In keinem andern Lande finde sich die letzte Spezialität so ausgebildet und in solcher Originalität. „Wie der bewußte Byzantiner, befeißigen sie sich, die Ausdrucksweise des Kaisers nachzuahmen, sie geraten bei den gleichgültigsten Anlässen in eine hohe pathetische Erregung und arbeiten nur mit den allerstärksten Ausdrücken. Dabei kann das alles ganz aufrichtig gemeint sein, d. h. sie halten diesen Aufwand an Worten und Pathos für modern und notwendig. Man muß ‚begeistert‘ sprechen und das Vorbild liefert der Kaiser. Dieser Gedanken-

gang enthält nicht etwa eine Ironie, sondern ist tatsächlich vorhanden, ganz ernsthaft findet man, der Kaiser sei tonangebend, ebenso wie vor einigen Jahren die Besitzer eines Schnurrbarts nach dem Vorgang des Kaisers die Spitzen nach oben richten ließen. Diese ehrlichen braven Byzantiner, d. h. nur die Kategorie, die jetzt ich damit meine, haben nach solchen Reden nur das Gefühl erfüllter vaterländischer Pflicht. Es war eine Tat, die ihnen von dieser Pflicht auferlegt war, der sie sich als Patrioten nicht entziehen konnten, noch wollten, und eben deswegen war es eine Tat. Die Begeisterung braucht man sich nicht zu besorgen, sie ist allzeit bereit und außerdem jetzt in langer strenger Schule geübt, auf jeden Phrasenschwall, wenn er nur 'patriotisch' ist, sofort zu reagieren. Das gilt nicht nur für die Zuhörer, die ja außerdem zum Schluß die Genugtuung haben, drei kurze militärische Hurras von sich zu geben, sondern vor allem auch für den Redner selbst. Wer will, kann oft beobachten, daß sogar patriotische Fest- und Ehredner von ihren eigenen Worten oder vielleicht vom Gedanken an ihre Worte so tief ergriffen werden, wie der Schauspieler in Hamlet, obgleich sie weder Aufgabe noch Beruf haben, zu schauspielern. Mit wenigen Ausnahmen liegt aber unter aller dieser Ehrlichkeit doch etwas Lügenhaftes. Ebenso wie Leute weinen können, wenn sie wollen, so läßt sich die Begeisterung und die bekannte gehobene Stimmung gleichfalls mit gutem Willen erreichen. Schon das Zusammensein mit vielen andern festlich gekleideten Menschen regt bekanntlich an, der Alkohol ist das Begeisterungselement par excellence, und wo er nicht ist, da vermag lautes Sprechen und Geschrei schon ähnliches zu bewirken. Jeder, der mitgeschrien hat, fühlt sich von dem Tage an als Politiker, der für Ruhm und Größe des Vaterlandes unerschrocken eingetreten ist und seine Treue gegen das Hohenzollernhaus mutig vor aller Welt bekannt hat. Er hat 'Politik gemacht' und die Folge ist, daß in der Zwischenzeit des gewöhnlichen Lebens die politische Indifferenz um so größer wird. Man schimpft ein wenig über Reaktion oder Liberalismus, sucht außerdem aber nur nach patriotischen Phrasen, die sich bei der nächsten festlichen Gelegenheit oder am Stammtisch verwenden lassen. Die Behauptung ist nicht übertrieben, das politische Leben breiter Massen in Deutschland beschränke sich auf diese Äußerungen, und daß als Höhepunkt Festreden angesehen werden. Das Verhalten staatlicher und städtischer Behörden zeigt übrigens oft genug, daß das auch ihre Ansicht ist. Wäre nur ein bißchen politische oder moralische Sachlichkeit in dem Geschwätz, so könnte man gelegentliche Überschwenglichkeiten gerne hingehen lassen, aber wir finden sie wahrhaftig kaum, sondern immer nur die Verherrlichung des Kaisers, in den allgemeinsten Ausdrücken, politisch und persönlich. Von den Rednern will ich gar nicht sprechen, die durch irgend eine Gelegenheit in die Lage gesetzt werden, dem Kaiser eine Ansprache zu halten. Speziell der Stand der Bürgermeister hat sich innerhalb der letzten Jahre eine Unterwürfigkeit des Ausdrucks angeeignet, die

selbst bei uns unangenehm auffällt, mit ihm halten nur deutsche Botschafter einen Vergleich aus. Auch Pfarrer lassen sich, mag der Kaiser zugegen sein oder nicht, zu den größten byzantinischen Geschmacklosigkeiten hinreißen, während das Offizierkorps sich noch immer vorteilhaft abhebt. Dabei darf man allerdings nicht an Waldersee denken, kann auch trotz der Anerkennung nicht verschweigen, daß die militärische Einfachheit des Ausdrucks, die früher gang und gäbe war, von Ausnahmen abgesehen, nicht mehr vorhanden ist. Man hat vielfach Ausdrucksweise und Stil der kaiserlichen Reden angenommen. Bei patriotischen Festen, z. B. dem Geburtstage des deutschen Kaisers, wo früher das einfache Hoch ausgebracht wurde, hält man jetzt eine lange Rede über Eigenschaften des Kaisers, die eigenen Pflichten und alle möglichen andern, zuweilen sehr erwähnenswerten Dinge, die eben nur nicht in den Charakter einer solchen Feier hineinpaffen. Das einfache Hoch ist unter allen Umständen viel passender und würdiger. Zivilfeiern des kaiserlichen Geburtstages machen natürlich noch viel ausgiebiger von der Rede Gebrauch, und ein Panegyrikus folgt dem andern. Ich brauche das nicht näher auszumalen, denn jeder kennt es und weiß, wie viel leeres Stroh hier gedroschen, welche kurzlebigen Begeisterungsfeuer hier entzündet werden. Niemand kann im Ernst glauben, daß das leichte und innerlich immer, äußerlich oft verlogene Geschwätz auch nur den geringsten Einfluß nach der guten Seite haben könne. Gewiß, Feste und patriotische Zusammenkünfte müssen vorhanden sein, das ist politisch notwendig und richtig; gipfeln sie aber in Byzantinismus, so tun sie Schaden und keinen Nutzen. Sie entnerven die politische Energie und töten den politischen Sinn. Ausnehmen möchte ich nur in gewisser Weise die Reden, welche zuweilen in der ultramontanen Partei des Zentrums gehalten werden und deren Byzantinismus, ich erinnere an die jährlichen Ausreden des Grafen Balkeström, selbst ein Bürgermeister schwer überbieten würde. Hier haben wir es vielmehr mit sehr ernsthaften Politikern zu tun, welche mit einem modernen Mittel ihre politischen Zwecke heiligen wollen . . .“

Auch die Gewohnheit des Kaisers, sich in seinen Reden häufig auf das göttliche Wesen zu beziehen, habe unerwünschte Folgen gezeitigt. „Militärische und andere Würdenträger machen bisweilen den lieben Gott geradezu zum Gegenstand einer Festrede, so daß man sich am Schluß wundert, wenn die drei Hurras nicht ihm, sondern dem Kaiser gelten. Ein etwas zerstreuter Herr bemerkte einmal erst am Schluß einer phrasenreichen und unklaren Rede, daß ihm der Übergang vom lieben Gott zum Kaiser-Hurra fehlte, es entstand eine peinlich komische Situation, die natürlich nicht geeignet war, den religiösen Sinn der Untergebenen zu fördern, die ihn zu Hunderten umringten. Gleichfalls auf andern Gebieten des öffentlichen Lebens ist die religiöse Heuchelei durch das Bestreben, dem Kaiser zu gefallen, ihm aufzufallen, ganz mächtig gefördert worden, und selbst die Geistlichen kann man von der byzantinischen Phrase nicht durchweg freisprechen. Der Geistliche ist am allerwenigsten dazu da, von der Kanzel

herab die Eigenschaften des Kaisers oder solche von Mitgliedern der kaiserlichen Familie zu preisen. Darin liegt Tendenz und infolgedessen eine Sünde wider den Geist des Amtes; beides entgeht auf die Dauer auch dem einfachen Zuhörer nicht und stößt ihn ab. Im allgemeinen wird man überhaupt im Volke auf dem Gebiete der Religion durch gewollte autoritative Mittel innerlich nicht auf sich einwirken lassen. Die Argumentation: der Kaiser und sein Haus steht auf christlichem Standpunkt, also müßt ihr es auch, kann vielleicht zum Nachdenken anregen, wirkt aber durchweg höchstens auf den Verstand ein und spielt damit die Frage auf ein Gebiet über, dessen Vermischung mit dem rein religiösen Moment noch nie zum Vorteil gewesen ist. Wir haben es hier also mit einem wertvollen Byzantinismus zu tun; ohne die zahllosen Personen mitzurechnen, welche sich bestreben, öffentlich und unter den Augen von Vorgesetzten oder höchsten Persönlichkeiten Beweise vorschriftsmäßiger und moderner Frömmigkeit abzulegen.“

In den ganzen Anlagen des Kaisers liege es, daß er nicht imstande sei, die Geschichte objektiv aufzufassen. „Es ist ihm unmöglich, in ihr die zahlreichen, zugleich wirkenden Kräfte und deren Entwicklung zu erkennen; und das erscheint um so auffallender, als er in seinen Reden mit Vorliebe gerade geschichtliche Exkurse macht. Diese bestätigen immer die Voraussetzungen, welche wir früher festgelegt haben, als von der Beweglichkeit und Schnelligkeit seines Geistes und seiner Redegabe gehandelt wurde. Je nach dem Anlaß der Rede sieht er die Geschichte unter einem andern Gesichtswinkel: weicht er ein römisches restauriertes Kastell ein, so sieht er sich im gewissen Sinne als Fortsetzer des römischen Imperiums, als Schützer aller Deutschen auf dem Erdball und sagt, ohne den deutschen Kaiser und seine Zustimmung könne nichts von Bedeutung auf dem Erdball stattfinden. In einer Periode politischer Schwierigkeiten spricht er als neue Auffassung aus, er verzichte auf die Weltherrschaft im äußeren Sinne, vielmehr müßten die Deutschen nur geistig und kulturell die Welt als Salz der Erde durchdringen; eine Auffassung, welche dem Reichsgedanken und gar erst dem einer Weltherrschaft diametral entgegensteht. Bei Einweihung eines protestantischen Gotteshauses spricht er begeistert von Luther, von seiner befreienden Tat, und nach einem Besuch im Vatikan wünscht er dem Papst Verlängerung des Lebens zum Heile der ganzen Welt. Bei solchen Gelegenheiten pflegt man in der deutschen Presse mit großem Scharfsinn den Beweis zu führen, daß der Kaiser seinen Standpunkt gewechselt habe, und irgendwelche politische Perspektiven von Kursänderungen zc. anzufügen. Gemeinhin hat sich das als unrichtig erwiesen. . . Es kommen zusammen Eindrucksfähigkeit und Rednerlust mit dem Bestreben, in jeder Situation als sie beherrschend und als Herr zu erscheinen, und zwar dadurch, daß Rede und Stellungnahme sich der Situation in dem Sinne anpaßt. Man hätte es also mit einer Selbsttäuschung über den wahren Stand der Dinge zu tun, einer Selbsttäuschung,

die aus dem ureigenen Wesen des Kaisers hervorgeht, deren Äußerung andererseits unmöglich sein würde, wenn er von Männern umgeben wäre, die es mit ihrer Verantwortlichkeit ernst nähmen und nicht alles opfereten, um ihren Platz an der Sonne kaiserlicher Gunst zu behaupten. Für sie ist summa lex, dem Kaiser immer die Auffassung beizubringen, er beherrsche die gesamte Lage. Sie wissen, daß die Natur ihn nicht zur Wertung realer Faktoren derart befähigt, ihm auch nicht die Ausdauer und Kampflust gegeben hat, die erforderlich sind, um zu kämpfen, wie sein Großvater es getan hat; sie wissen auch, daß durch das Fehlen dieser Eigenschaften einerseits und das hochgespannte Herrscherbewußtsein andererseits unter Umständen ein Konflikt hervorgerufen werden kann, der ihren Interessen zuwiderläuft. Eben dieser Konflikt zwischen Können und Wünschen dürfte auch der Grund sein für jenen Ton der Bitterkeit, den wir oft aus den kaiserlichen Reden heraus hören. Ein Herrscher, der nicht erreicht, nicht leicht erreicht, was er will, dem sich nicht von selbst alle Personen und Verhältnisse fügen, ist für seine Auffassung von vornherein ein Widerspruch.“

Man sage, wir müßten Gott danken, daß die Monarchie oder der Monarch durch die lebensfrohe Initiative Kaiser Wilhelms II. kein bloßer Schemen mehr sei. „Da wäre“, meint der Verfasser, „vielleicht die Gegenfrage erlaubt, ob Wilhelm I., der alle ihm durch die Verfassung gezogenen Schranken auf das sorgfältigste beachtete, ein Schattenkaiser gewesen sei. Das wird sicher niemand behaupten, aber die Byzantiner sagen, seitdem hätten sich die Zeiten eben geändert. Das ist immer die Antwort auf Fragen, weshalb es nicht mehr so gemacht wird wie früher, in der auch vom Byzantiner gepriesenen ‚großen Zeit‘, die zu rühmen auch der Kaiser nicht müde wird. Stets und ständig erfahren wir aber, daß wir jetzt in einer ganz neuen Zeit leben, daß alles anders geworden und eine neue Weltanschauung am Plage sei. Welches Gebiet dieses Frage- und Antwortspiel auch betrifft, die neue Zeit datiert immer genau vom Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. Sie beginnt mit dem Moment, wo ein in der ganzen Welt gerade als Persönlichkeit mit seltener Einmütigkeit verehrter Monarch aus dem Leben schied. Kaiser Wilhelm II. hat auch ‚neue Wege‘ gewiesen; darin soll die neue Zeit bestehen, er hat das deutsche Volk auf das Meer gewiesen. Das ist unzweifelhaft richtig . . ., sonst aber sind wir über Verheißungen bekanntlich nicht hinaus gekommen, und nur das Byzantinertum hat in einer Übelkeit erregenden Weise mit dem Worte ‚Weltpolitik‘ und was noch alles dazu gehört, seit 18 Jahren gewuchert und das öffentliche Urteil verwirrt und geblendet. Wohin wir mit unserer Weltpolitik gekommen sind, das haben die Ereignisse der neuesten Zeit mit aller erforderlichen Deutlichkeit gezeigt.“

Nein, im Sinne eines gesunden Verhältnisses zwischen Fürst und Volk im Verfassungsstaat ist dies Verfahren keineswegs modern und geht auch nicht aus irgend einem Wandel der Zeiten hervor, sondern allein

und ausschließlich aus der Persönlichkeit Kaiser Wilhelms II. und seinen für einen Herrscher sehr komplizierten Eigenschaften. Auf der einen Seite überspringt er die Schranken, welche gerade auf den modernen Staat berechnet sind, auf der andern richtet er die höchsten Schranken selbst auf, welche eine Trennung ergeben, die der moderne, monarchisch gesinnte Staatsbürger nicht mehr versteht. Für diesen kann der moderne Herrscher nur über der Kritik stehen, wenn er durch Ministerverantwortlichkeit u. gedeckt wird. Für die Theorie dagegen, daß der Kaiser, auch wenn er zu jeder Frage ungedeckt Stellung nimmt und auf das persönlichste in den Meinungskampf eintritt, ja in öffentlicher Rede Handlungen verteidigt, die verfassungsmäßig nur seiner Regierung oblagen, in seiner Eigenschaft als weit über dem Volke stehender Fürst und Herr persönliche Anerkennung und Gefolgschaft verlangt, dafür gibt es heute bei aufrichtigen Leuten gar kein Verständnis; volle Gültigkeit hat es dagegen für den Bereich des obersten Kriegsherrn. Die innere Widerspruch ist ein zu großer und vor allem, er könnte in praxi nur überwunden werden, wenn äußere und innere Erfolge dem Kaiser zur Seite ständen, selbst dann aber würde das staatliche Leben Schaden leiden, der sich früher oder später zeigen müßte. Blicke wir nach England hinüber; dort kann allerdings der König zum Schemen werden, wir sehen aber jetzt einen Monarchen dort, der ohne die verfassungsmäßigen Schranken jemals auf ihre Haltbarkeit erprobt zu haben, durch sein politisches Verständnis und Geschick nach einer kurzen Regierung persönlich außerordentliche Erfolge erreicht . . .“

„Der Kaiser will, er wünscht und legt sein ganzes Wesen in diese Wünsche, er befiehlt, er betont es in unzähligen Reden, er sagt: Ich bin der Herr und zerschmettere alle, die sich mir entgegenstellen, er sagt: Man muß mir nur vertrauen und tun, was ich will, so führe ich euch herrlicher Zukunft entgegen. Man soll sich nicht irremachen lassen, nicht kleinmütig werden, nicht schwarz sehen. Ja, das alles sind Worte, die nicht nur die Bedientengefinnung beständig aufgewirbelt erhalten, sondern die auch durch ihre Kraft und ihren Schwung viele Aufrichtige und Begeisterungsbedürftige hinreißen. Es steckt so viel Bedürfnis nach Personenkultus in den Deutschen. Wir lesen zwar beinahe jeden Tag von Realpolitik, ferner, das deutsche Volk sei durch den Bismarckschen Realismus erzogen worden, sei nicht mehr das der Denker und Dichter, sondern strebe energisch modernen und praktischen Zielen zu. Dabei vergessen die guten Leute, daß der Verlust des Denkens und Dichtens, welcher ja tatsächlich in starkem Maße eingetreten ist, lebhaft bedauert werden muß, denn damit ging auch an Geschmack und Urteil viel verloren. Einen dürren Nützlichkeitsstandpunkt sehen wir an der Stelle, und auch er geht byzantinische Wege, sobald es gewinnbringend erscheint . . .“

„Es ist recht auffallend und charakteristisch, daß gerade die offiziellen Byzantiner der Kritik an der kaiserlichen Politik den Beifall



des ‚Volks‘ entgegensehen. Wer achtet denn trotz aller Phrasen, die das Gegenteil besagen, die große Masse weniger, als sie, wer bestärkt den Kaiser in seinen selbstherrlichen Anlagen mehr, als sie? Das ist allerdings uralt, so alt wie der Byzantinismus: das Volk erst willens- und urteilslos zu machen, seine byzantinischen Instinkte zu nähren und dann es nachher als ‚fest zum Kaiser stehendes‘ — d. h. ihn für unfehlbar haltendes — Volk auszuspielen ... Das eben ist das Demokratisierende, daß das ‚Volk‘ im wesentlichen nur gebilligt wird, wenn es irgendwie und irgendwo beifällige Demonstrationen von sich gibt ...“

Wo sei der Grund für normal veranlagte und denkende Menschen, eine unendliche Reihe festlicher Volksdemonstrationen für richtig oder nötig zu halten? „Das steht ungefähr auf derselben Höhe wie die Gepflogenheit, daß stets, wenn in Deutschland eine Anzahl Menschen zusammensitzen, Bier trinken und Phrasen dreschen, sie irgend ein Gelübde unverbrüchlicher Treue telegraphisch dem Kaiser ablegen oder ‚erneuern‘. Man muß sich fragen, ob der Schas unserer Sprache in Zeiten wirklicher Erhebung oder großer Ereignisse überhaupt noch ausreicht. Wir sind ja schon längst an die Grenze der sprachlichen Möglichkeiten gegangen; von irgend einem Herrscher zu sagen, er sei ein nur guter gewesen, würde beinahe einer nachträglichen Majestätsbeleidigung gleichkommen.“

Bezeichnend ist auch eine immer wiederkehrende Phrase, nämlich die Versicherung unauslöschlicher Dankbarkeit, der dann natürlich irgend ein Gelübde folgt — für ein Werk, sei es ein Kanal, eine Eisenbahn, Niederlegung alter Festungsmauern oder ähnliches. Das ist ganz der alte Untertanenstil aus den Zeiten, wo eigentlich jeder das Gefühl hatte, daß er ‚ohne alles Verdienst und Würdigkeit‘ seinem Fürsten gegenüberstände und eigentlich ‚nur eitel Strafe verdiene‘. Für uns ruht aber das Verhältnis zwischen Volk und Fürst auf dem Prinzip der Leistung und Gegenleistung. . . Kaiser Wilhelm hat oft genug betont, ein jeder solle arbeiten und seine Pflicht tun, an welchem Orte er auch stehe. Wenn der Fürst das tut, so ist es hoher Anerkennung wert, aber Dankbarkeit schuldet ihm niemand dafür. Die Bedientenpresse wird dagegen nicht müde, bei jeder Gelegenheit durchschimmern zu lassen, der Kaiser habe es eigentlich gar nicht nötig, sie fordert z. B. auch zu dankbarer Nahrung auf, wenn sie erzählt, alle Gedanken des Kaisers gelten seinem Volke. Wir überzeugten Monarchisten sind durchaus geneigt, die Ansicht Homers auf den modernen Verfassungsstaat zu übertragen, daß die Vielherrschaft nichts taugt, sondern Herrscher nur einer sein soll. Nicht aber um, wie die Ruhme Mephistos mit Lust Staub fressend vor ihm zu liegen, sondern aus einfachen, durch die Geschichte erwiesenen Nützlichkeits Erwägungen. Die Unverletzlichkeit der kaiserlichen Person und ihre sonstigen Vorrechte entspringen ebenfalls solchen Erwägungen.

Die Entstellung des Verhältnisses durch die byzantinische Arbeit wird nach zwei Seiten schädlich. Auf der einen schafft sie Byzantiner, blendet sie viele unreife Menschen, jene Anzahl geborener Phrasenologen, die gerade nach der andern Richtung hin erzogen werden müßten, sie fördert außerdem das Bediententum im eigentlichen Sinn des Wortes. Auf der andern Seite erweckt sie eine Opposition, die viele überhaupt aus dem monarchischen Lager her austreibt, andere zu einer über das Ziel hinaus-schießenden Opposition veranlaßt."

Schon seit mehr als einem Menschenalter leben wir in einem „Paroxismus von Worten“. Die Brutstätten dieser Seuche aber werden gerade von den höchsten Gesellschaftskreisen, nicht zuletzt von der Regierung auf jede nur mögliche Weise gehegt und gepflegt. „Der Berliner Lokalanzeiger“ darf als hinreichend bekannt vorausgesetzt werden, ebenso, daß der Kaiser ihn persönlich liest, daß die Regierung ihn dauernd als Sprachrohr benutzt, daß Minister sich in ihm in die Öffentlichkeit flüchten, daß er allein häufig genug in der Lage ist, authentische Kaiserreden wiederzugeben u. a. m. Stets ist er unterrichtet über alle Ministerkrisen, und die Zuverlässigkeit und Ehrfurcht, mit der er hervorragende Persönlichkeiten behandelt, wechselt im Verhältnis der Sicherheit oder Unsicherheit ihrer Stellung. In Wechselwirkung miteinander stehen: das mitteilsame Vertrauen von oben und der Byzantinismus, mit dem das Blatt seinen hohen Beschützern dankt. — Hier interessiert die Frage, inwiefern ein solches Blatt weit über seinen Abonnementkreis hinaus, der bekanntlich ein ungeheuer großer ist, schädlich wirken kann und muß. Die Schnelligkeit und Richtigkeit der Nachrichten steht in erster Linie, und deswegen schon benutzen eine Masse kleinerer Blätter den Berliner Lokalanzeiger, und kein Wunder, wenn auch sonst Inhalt und Ton abfärben, denn ersterer wird von gewandten Leuten mit Schnelligkeit und Schmiegsamkeit hergestellt. Stets finden sich brauchbare Körner drin, Dinge, die man nicht wußte und deren Quellen sich nur dem Druck des Goldes öffnen. Abgesehen von den hohen Nachrichtenquellen, gestatten die Verhältnisse des Blattes, eine Berichterstattung zu unterhalten, wie es kein anderes deutsches Blatt tut. Der Inhalt ist bewußt auf die allerniedrigsten Instinkte des Publikums zugeschnitten, auf das Applausbedürfnis und den Bedientensinn. Letzterer wird in einer Weise gepflegt, wie nur bei eindringendem eigenem Verständnis möglich ist. Jedes selbständige politische Denken, was doch die Zeitung anregen und befördern soll, wird bewußt erstickt durch den Bewunderungskultus, durch die Hervorhebung aller Außerlichkeiten von Fürsten und Höfen. Die Heime der Minister, solange sie im Amte sind, bilden einen beliebten Gegenstand der Verbildlichung in der kongenialen „Woche“, deren sonstiger Inhalt nicht herabgesetzt werden soll, kurz, man hat erkannt, daß die Rubrik „aus Hof und Gesellschaft“ (wozu außer der amtlichen Gesellschaft und höheren Offizieren noch der am Hofe

verkehrende Adel und, wenn oben wohlgeklitten, auch Glieder der ‚Finanzaristokratie‘ gehören) das fruchtbarste Feld bietet . . . ‚Hof und Gesellschaft‘, Regierung und andere Träger der Ämter und Würden betrachten den Berliner Lokalanzeiger als einen Reflektor, der die Masse blenden, in ihrem Sinne gesprochen, erleuchten soll. Je stärker die Lichtwirkung, in desto höherem Maße wird ja auch das ‚Volk‘ empfinden, wie weit es sich unter dieser hohen Sphäre befindet, wie unfähig und unberufen es zu einer Kritik, ja zum Verständnis überhaupt ist. Man kann dem Blatt die Anerkennung nicht versagen, daß es mit großem Raffinement im Sinn dieses Vergleichs arbeitet, und zwar durchaus nicht nur in den sog. breiten Massen, sondern auch in den höheren Schichten, den Trägern der ‚Bildung‘. Für alle bietet das Blatt etwas, und zwar Plausibles, vor allem aber verursacht die Lektüre niemals unangenehme Gefühle, welche ja der deutsche Durchschnittsgebildete vor allem scheut. (Diesen Satz unterstreicht der Türmer besonders liebevoll. D. L.) Niemals werden wir in dieser Presse auch nur zarte Andeutungen finden, daß das Gebiet der auswärtigen Politik für uns manches zu wünschen übrig lasse. Allerdings mit einer Ausnahme, wenn nämlich gerade in solcher Zeit ein Mann verabschiedet wird, der mit Aufwand einiger Dialektik mit jenem Gebiet in Verbindung gebracht werden kann. Dann ist selbstverständlich durch seine Fehler und Mißgriffe Übles angerichtet worden, aber um so höher muß die Bewunderung für unsern Kaiser werden, daß er mit scharfem Blick und schneller Energie eingriff, ehe es zu spät, ehe wesentlicher Schaden entstanden war. Hof und Gesellschaft sind auch ‚rein menschlich‘ angenehm berührt, wenn sie ein Organ besitzen, das ihre Verherrlichung zu einem Hauptgegenstande seiner Tätigkeit macht . . .

Der Lokalanzeiger soll in jedem Jahr, ich glaube 20 000 waren es, Sozialdemokraten ihrer Partei entfremden. (Solche Raivität wirkt in unseren skeptischen Zeitläuften wahrhaft erfrischend. D. L.) Man möchte beinahe das Gegenteil annehmen, leider entzieht sich beides dem Beweise. Letzteres wäre aber nur eine selbstverständliche Folge, denn die politische Gesinnungslosigkeit, die jene Presse schafft und schaffen will, erreicht schließlich einen Grad, der gegen sozialdemokratische Einwirkungen widerstandslös macht; auch in anderer Beziehung berühren sich die Gegensätze der Sozialdemokratie und der Byzantinerei erheblich mehr, als angenommen wird . . .

Jene Pest von kleinen allerliebsten Geschichten, den ‚rein menschlichen Charakterzügen‘ von Fürsten und ihren Gattinnen hat den Lokalanzeigertypus als Herd. Wer erinnert sich nicht des Subels, als wir dort lasen, der Kronprinz habe beim Besuch des Ausstellungsparks ein Glas Bier auf einen Zug ausgetrunken. Wem hüpfte nicht das Herz, wenn die kleine Prinzessin in Rominten ‚tollt‘, wer jagte und litte nicht, wenn des Kaisers Deckel verloren sind? Mit diesen kleinen Geschichten wären Bände von ansehnlicher Stärke zu füllen . . . Ein anderes Beispiel bietet der Arbeits-

tag des Kaisers. Jeder Mensch weiß, daß er sehr umfangreich sein muß, und man könnte sich denken, daß auch Nichtbyzantiner sich dafür interessieren, denn andererseits kann man manche Schlüsse daraus ziehen, immer vorausgesetzt, daß Richtiges erzählt wird. Die Byzantinerpresse nun faßt die Sache natürlich anders auf: sie tut so, als ob jede Viertelstunde Arbeit des Fürsten ein ganz unverdientes Gnadengeschenk an sein Volk sei, und nun gar ein ganzer Tag! Man atmet ordentlich befreit auf, wenn von einem Spazierritt des Monarchen berichtet wird. Das Übelste ist aber, daß man sich nicht einmal an die Wahrheit hält, sondern ein überreichhaltiges Tagesprogramm bringt, die Unvorsichtigkeit begeht, Uhrzeiten anzugeben, und dabei übersieht, daß das Rechenezempel nicht stimmt. Die ‚Zukunft‘ bewies das einmal. . .

Hinsichtlich der auswärtigen Politik kann die Bedientenpresse niemals entgleisen, denn da stellt sie einfach den deutschen Kaiser als ‚μέτρον ἀπάντων‘ (Maß aller Dinge) ein, alles wird auf ihn bezogen, er selbst Maßstab und Norm. Auf politischem Gebiet erringt er ununterbrochen glänzende Erfolge oder strebt mit zäher, zielbewußter Energie hohe und weite Ziele an (der Ausdruck ‚großzügig‘ darf nicht fehlen). Wo sich aber mit allem Aufwande von Entstellung Tatsachen nicht konstruieren lassen, da sind eben irgendwelche unerhörte Bosheiten und Intrigen politisch gegen den Kaiser im Werte gewesen, gegen die ein anständiger Mensch natürlich keine Waffen hat. Man muß sich vielmehr freuen, politisch den kürzeren gezogen zu haben, denn es liefert den Beweis für unsere Kandidatur; die ist und bleibt unser höchstes Gut, mögen wir auch jeden Tag politische Prügel bekommen. Der aufmerksame Leser wird im Laufe der letzten Jahre in einem Teil der Presse einen neuen Begriff gefunden haben, nämlich den der politischen Klage. Entstanden aus den Fehlschlägen der deutschen Politik, andererseits aus dem unbeugsamen Willen, Mangel an Erfolg nicht zugestehen zu wollen, dem Kaiser als eigentlichem Leiter der deutschen Reichspolitik nicht die Unfehlbarkeit abzusprechen, ist die politische Jammerklage eine Ausgeburt des Byzantinismus. Einbegriffen wird natürlich der deutsche Reichskanzler, denn solange man ihn in Gnaden weiß, bezeugt man ihm mit der nötigen Abschwächung dieselbe Anerkennung wie seinem kaiserlichen Herrn, ebenso mutatis mutandis jedem in Gunst befindlichen Beamten, auf den, wie der schöne Ausdruck heißt, ‚große Stücke‘ gehalten werden. Um so tönischer pflegt es dann zu sein, wenn plötzlich große Stücke in Gestalt von Steinen oder faulen Eiern nach ihm geworfen werden, sobald die Gnadensonne nicht mehr leuchtet.“

In Einem aber bleibt sich die Bedientenpresse in allewege treu: die politische Indifferenz im großen Publikum mit der Milch frommer Denkart zu säugen und den einzig es beherrschenden Wunsch zu „stillen“: nicht gedregert und beunruhigt zu werden. Daß eine von solchen Miasmen geschwängerte Atmosphäre die Stellung unabhängiger Blätter außerordentlich erschweren muß, hat auch Graf Reventlow erkannt: „Von einem gewissen

Punkt an tritt für eine ganz außerordentlich große Anzahl äußerlich abhängiger oder schroff gesagten Wahrheiten abholder Leser die Frage auf, ob sie es noch verantworten können, ob es nicht nach oben hin unangenehm auffällt, wenn sie das Blatt weiter halten. Es bedarf nur einer Andeutung, nur einer öffentlichen Kennzeichnung in offiziös beeinflussten Organen, um die Frage akut zu machen. Da besteht also eine enge Wechselwirkung mit dem hierarchischen Byzantinismus, dessen Steigen wieder auf die Presse zurückwirken muß; ebenso umgekehrt.“

Man läßt es aber meist bei diesem Teile der Tapferkeit noch nicht bewenden. Da man aus nabeliegenden Gründen Bedenken trägt, den eigentlichen Anlaß zur Abbestellung offen mitzuteilen, so schützt man irgendwelche „Meinungsverschiedenheit“ vor oder suggeriert sie sich, nimmt an irgend einem Beitrag „Anstoß“, kann der „Richtung“, die das Blatt angeblich „in neuerer Zeit“ eingeschlagen, nicht mehr folgen, kurz, wird von allen anderen Skrupeln durchwühlt, nur beileibe nicht von der schlotternden Angst vor einem ungnädigen Blick, der einen vielleicht „von oben“ treffen könnte, oder einem „unliebsamen Aufsehen“ in der „Gesellschaft“. Und bei alledem wird man doch im innersten Herzenskammerlein das beschämende Bewußtsein nicht los, daß das noch bis — na, bis zu einem gewissen ganz äußerlichen Zeitabschnitte „begeistert“ gelesene Blatt im Grunde „ja doch so recht“ habe! Schade, wirklich schade, daß man nicht — „darf“. Sonst? Aber selbstverständlich —: „Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt!“

Schon aus dem Ton unserer offiziösen und inspirierten Presse kann man schließen, daß die byzantinische Literatur von den verschiedenen Regierungsressorts nur zu gern gesehen wird. „Sie halten gerade solche Geschichten für nützlich und erblicken in ihnen den Ausdruck eines ‚warmherzigen Patriotismus‘. Jeder Mangel an Superlativen, jede Kritik an Maßnahmen der Regierung, oder gar eine Andeutung, auch der deutsche Kaiser könne einmal etwas Unrichtiges getan, etwas Richtiges unterlassen haben, wird entweder nach Möglichkeit in Schweigen begraben, oder als Ausfluß unfruchtbarer Nörgelsucht oder Reichsverdroffenheit verworfen. Das gibt manchmal Verfassern den beliebten Trick an die Hand, als Zweck ihrer Schriften den Kampf gegen die Nörgerei zu bezeichnen: daß sie ‚frei und offen‘ (‚frei und offen“ ist prachtvoll! D. S.) sagen wollten, wie die Dinge tatsächlich lägen, das Volk aus den Netzen übelwollender Vertkleinerer und unfruchtbarer Nörgler befreien. Selten fehlt dann die Bemerkung, daß diese zwar immer von der Verwerflichkeit des Byzantinismus redeten, während sie selbst einem viel schlimmeren Byzantinismus, dem nach unten, huldigten. Ein solcher Byzantinismus existiert allerdings auch, er liegt aber auf einem ganz anderen Gebiet.“

In demselben Geiste ist ein „patriotisches“ Erziehungssystem mit Eifer und Fleiß bemüht, aus unserer bedauernswerten Jugend ganze Bestände von gesinnungslosen Bedientenseelen oder aber sehr zielbewußten — Sozial-

demokraten aufzuforsten. Da gibt's eine 1905 erschienene Schrift: „Der Kaiser und die Jugend“, zu deren Kennzeichnung schon die Kapitelüberschriften genügen: „Der dankbare Kaiser“, „Stille Arbeit“, „Ein Reich, ein Volk, ein Gott“, „Durch Rebel zum Licht“, „Des Reiches Panier“, „Der Platz an der Sonne“, „Für Religion und Recht“, „Der Dank des obersten Kriegsherrn“, „Der Kaiser dankt den Arbeitern“, „Der deutsche Nar schlägt seine Krallen fest“, „Der Geist Gottes schwebt über dem Wasser“, „Der Segelsport als Erzieher“, „Die Solidarität der Völker“, „Des Kaisers Wollen ist erfüllt“, „Wider den Feind“, „Wie der Kaiser Berichte liest“ usw. In einem „Leitfaden der vaterländischen Geschichte für Schule und Haus“ von Dr. Ludwig Hahn, Wirklichem Geheimem Oberregierungsrat, darf der Deutsche ohne Erröten u. a. lesen: „Friedlicherweise ist Kaiser Wilhelm ein Mehrer des Deutschen Reichs geworden, indem er durch den deutsch-englischen Vertrag vom 1. Juli 1890, welcher über die Abgrenzung (!) der Gebiets- und Interessensphären in Afrika geschlossen wurde, die Insel Helgoland nebst deren Zubehörungen für Preußen erwarb!“ Ein Buch, in dem solche Sätze stehen, ist in einundfünfzig Auflagen auf die deutsche Jugend, die Zukunft unseres Volkes, losgelassen worden! Und von einem so erzogenen Volke will man Verständnis und Teilnahme für nationale Aufgaben verlangen! Von einem Volke, dem die unverantwortliche, unerhörte Verschleuderung seines wertvollsten Kolonialbesitzes als politische Großtat, als „Mehring des Reiches“, für die es in untertänigster Dankbarkeit noch zu ersterben habe, untergeschoben wird, von einem so systematisch politisch und national verblödeten und entmannten Volke erwartet man für eben diese glorreiche „Kolonial“- und „Weltpolitik“ die vorschriftsmäßige „Begeisterung“. Und man gerät außer sich, ringt verzweifelt die Hände, überschwemmt die deutschen Lande mit patriotischen Tränengüssen, wenn das Volk in seinem — sehr folgerichtigen — Unverstande gar nicht mehr weiß, was man eigentlich von ihm will, was es eigentlich tun soll, um den Wünschen einer in ihren Ratschlüssen unerforschlichen Regierungsweisheit zu gehorsamen. Soll es sich nun für die Verschleuderung oder für die Erhaltung seines Kolonialbesitzes „begeistern“?

Dabei spürt dies Völkchen nicht einmal den Teufel, der es am Krage hält. Es tritt der wirklichen geheimen oberregierungsrätlichen Weisheit gar nicht über die Schwelle des Bewußtseins, welchen miserabel schlechten Dienst sie der vergötterten Majestät erweist, indem sie dem Kaiser diese Last aufbürdet, statt dem allein verantwortlichen damaligen Reichskanzler Grafen Caprivi, der ja auch, ohne mit der Wimper zu zucken, vor versammeltem Volke erklärte: Wenn es nach ihm ginge, würde er am liebsten sämtliche Kolonien verschenken! Es lag hier einer der seltenen Fälle vor, wo Caprivi nicht nur als „Soldat“ dem obersten Kriegsherrn auch als Reichskanzler unbedingten Gehorsam zu schulden glaubte, sondern wo er aus innerstem Herzensdrange, mit Liebe, oder — wie man jetzt sich auszudrücken verpflichtet ist — mit „Begeisterung“ Politik machte.

Unerbittlich zieht eine höhere Gerechtigkeit die Konsequenzen unserer Irrungen und Versäumnisse. Und da heute die Entwicklung in beschleunigtem Tempo sich vollzieht, wir schneller leben als frühere Geschlechter, so erleben wir auch schon selbst die Früchte unserer Ausfaat. Ein Vorzug, für den wir einem gütigen Geschick nur danken sollten. Denn er vergbunt uns, auch als Volk aus unseren eigenen Irrtümern zu lernen, wie wir es nicht machen sollen. —

„... Über der Person Wilhelms II., über dem Herrscherhause der Hohenzollern selbst, steht uns der Bau, den Bismarck gezimmert, steht uns unser Deutschland, stehen uns unsere nationalen Interessen.“ Der „Schwarzseher“ schreibt's, in seinem Buche „Unser Kaiser und sein Volk, Deutsche Sorgen“ (Freiburg i. B., Paul Waeszel). Wie schon die wenigen Sätze zeigen: beim besten Willen auch kein „Sozialdemokrat“. Nicht zu machen. Ebensov wenig freilich ein Anhänger des „Gottesgnadentums“, das er für eine „Fiktion“ hält, „die man sich gefallen läßt, solange sie harmlos bleibt“. Denn: „Wäre es eine Wahrheit, die nicht an sich rühren ließe, wäre es eine Wahrheit nur, die Wilhelm II. selbst als höchstes Gesetz unter allen Umständen anzuertennen bereit wäre, wie könnte er beispielsweise die Welfen von der Thronfolge in Braunschweig fernhalten?“ Das Gottesgnadentum dulde kein menschliches Korrigens.

„Trennschle selbst hat den Fall supponiert, daß das Volk einst, falls es sich durch die Hohenzollern nicht mehr entsprechend vertreten fände, sie beiseite schieben könnte, ohne damit notwendigerweise einen Rechtsbruch zu begehen.

Nein, der moderne Monarch ist in Wahrheit ein Monarch von Volkes Gnaden und kann sich als solcher nicht willkürlich und dauernd hinwegsetzen über die öffentliche Meinung. Zu dieser Erkenntnis wird auch Wilhelm II., wenngleich vielleicht sehr spät, gezwungen werden.

Die Zukunft gehört — es mag das für einen überzeugten Monarchisten nicht leicht auszusprechen sein! — der Demokratie. In demokratischem Boden wurzeln die mächtigen Koalitionen, die sich gegen Deutschland zusammengefunden haben. Zusammenfinden konnten, weil unser Kaiser die Welt zu überzeugen gewußt hat, daß er und nur er die deutsche Politik mache. Weil man das Volk, das sich im Räte der Nationen durch einen Monarchen mit den patriarchalisch-absolutistischen Neigungen Wilhelms II. vertreten ließ, nicht reif erfand, mit den aufgeklärteren Mächten des Westens in einem Bunde zu leben. Dem demokratischen Europa verkörpern derzeit der Zarismus, der Papismus und das Deutsche Reich den Hort der Reaktion. Für die Kräfte, die heute in Wahrheit im deutschen Volke mächtig sind, trifft dieses Urteil sicherlich nicht zu. Das würde auch unsern Nachbarn im Westen und Süden längst klar sein, wenn nicht Wilhelm II. sich als die Verkörperung des modernen Deutschland breit in die Öffentlichkeit stellte und für seine Persönlichkeit einen Raum in Anspruch nähme, der ihr in Wirklichkeit nicht zukommt, in einem ton-

stitutionellen Staatswesen nimmer zukommen kann. Die Ausstrahlungen unseres öffentlichen Lebens vermögen an dieser Persönlichkeit vorbei offenbar nur schwer ihren Weg nach dem Auslande zu finden.

Hier aber muß unbedingt Wandel geschaffen werden. Die Grenze zwischen Ost- und Westeuropa darf nicht länger der Rhein sein, weil sie die Persönlichkeit Wilhelms II. dahin verweist. Das nationale Deutschtum muß sich von dieser bedrohlichen Bevormundung freimachen, muß es doppelt in einer Zeit, wo es an dem Zarismus eine Stütze nicht mehr finden kann. Und die Stütze, die der Papismus ihm zu leihen bereit ist, in seinen kulturell fortgeschrittensten Elementen nicht akzeptieren mag.

Die öffentliche Meinung hat deshalb heute Funktionen auszuüben, wie sie wichtiger niemals von der deutschen Welt verlangt worden sind, — im nationalen Interesse. Setzt sich der Kaiser zu diesen Funktionen in Gegensatz, dann hat er den Kampf durchzukämpfen, in dem er auf einem verlorenen Posten steht.

Dieser Kampf jedoch wäre für jeden kaisertreuen Deutschen so unendlich bitter, daß nichts unversucht bleiben darf, um Wilhelm II. zur Umkehr, zur Einsicht zu bewegen. Wie aber kommt man an ihn heran? Er duldet ja die ‚Schwarzseher‘ nicht, ist nur dem rosenroten Optimismus . . . geneigt. Nimmt nur Notiz von dem Lataiengestammel ‚seiner‘ Presse. Die öffentliche Meinung wird ihm offiziös verfälscht serviert. Die Parlamente lassen sich von servilen Höflingen ihr wichtigstes Recht nehmen. Eine verantwortliche, dem Volle verantwortliche Regierung existiert nicht.

Der internationalen Sozialdemokratie aber, mit ihren destruktiven Tendenzen, zu einer solchen Anzahl von Mandaten zu verhelfen, daß sie die Macht hat, der Opposition unter allen Umständen Gehör zu verschaffen, das muß jedem national und monarchisch gesinnten Manne widerstreben, muß jedem widerstreben, der hinter die Kulissen dieser Partei sieht und weiß, daß die Erregung der Unzufriedenheit ihren politischen Führern Selbstzweck, daß sie nach jeder Richtung hin steril ist, wo Positives von ihr verlangt wird.

Folgt, daß nur Eines bleibt. Die nationalen Parteien müssen, so bitter es ihnen sein mag, auf verfassungsmäßigem Wege jenen Druck ausüben, der allein der öffentlichen Meinung noch Geltung verschaffen kann und zu dem gewisse Etatpositionen alljährlich den Hebel bieten. Wenn Männer, deren Loyalität über jeden Zweifel erhaben ist, denen nationale Gesinnung auch von der höchsten Stelle nicht abgesprochen werden kann, dem Budgetrecht des Parlamentes, das heute ein leerer Buchstabe geworden zu sein scheint, den Gehalt wiedergeben, den es ursprünglich umschloß, so wird man am Hofe ja wohl nachdenklich werden. Mit der heutigen Vertretung des nationalen Liberalismus im Reichstage ist das allerdings nicht zu machen. Aber die Lösung der Diätenfrage wird es den Wählern ermöglichen, die Persönlichkeiten ins Parlament zu senden, deren unabhängigem Charakter sie vertrauen dürfen. Der Fraktionsliberalismus



darf fernerhin keinen Spielraum mehr gewähren für Ehrfurcht, Streberei und das Bedürfnis, die Ministerialität zu bewahren. Er muß über Männer gebieten, die für Überzeugungen eintreten, und er muß von der höchsten Pflicht durchdrungen sein, die ihm verbietet, wadenstrümpflerischen Ambitionen das Recht freimütiger Kritik, auch an der höchsten Stelle, am Monarchen selbst und seiner Regierungsführung, zum Opfer zu bringen.

Wenn mir für die Mission gerade der Liberalismus geeignet scheint, so folgt daraus nicht, daß ich in der Art der liberalen Presse den Kaiser für diesen reklamieren möchte. Dem, was uns Deutschen Liberalismus ist, dem geistigen Liberalismus, der sich wie ein roter Faden durch die Geschichte der Völker zieht, seit den Tagen der Perserkriege, dem steht der Kaiser innerlich fremd gegenüber. Andererseits ist der Monarch zweifelsohne jenem altpreussischen Konservativismus entwachsen, der heute ja eigentlich auch nur noch eine einseitig agrarische Interessenvertretung ist. Die Persönlichkeit des Kaisers fußt im modernen Industriestaat, und in diesem Industriestaat wurzelt auch, oder sollte wurzeln, der nationale Liberalismus. Der nationale Liberalismus, nicht als eine Parteilosung, sondern als eine Volksnotwendigkeit. Dieser nationale Liberalismus umschließt das, was uns Deutschen heute nottut. Er nimmt einerseits Rücksicht auf den Bauernstand, der uns erhalten bleiben muß, auf die Landwirtschaft, deren unser Volk bedarf, andererseits auf die Industrie und die sozialen Probleme, deren Lösung notwendig ist, soll die Weltmarktstellung unsern Produkten bewahrt bleiben. Wenn wir nicht wollen, daß der Kaiser den Parteien Sensuren erteilt, so wollen wir auch nicht, daß er von der einen oder der andern Fraktion reklamiert wird. Aber dem, was heute der Mehrheit der produktiven deutschen Intelligenz Überzeugung ist, muß beim Kaiser Gehör verschafft werden, und zwar nicht einmal von irgend einem Marquis Posa, der heute dazu gar nicht zu finden wäre, sondern fortlaufend, durch einen von den Parlamenten auszuübenden Zwang, mit dem der Kaiser rasch zu rechnen lernen würde. Es genügt, daß die Persönlichkeit des Kaisers auf einem einigen und zielklaren Willen im Volke fußt, um die unnatürlichen Verhältnisse zu beseitigen, die uns heute in ihrem Bann halten. Dieser Wille aber kann nur aus dem Volke herauswachsen. Kann nur die Frucht einer rastlosen und charaktervollen Aufklärungsarbeit sein. Für diese Arbeit ist keine Zeit mehr zu verlieren. Im Jahre 1908 wird ein neuer Reichstag gewählt, dem das deutsche Volk wiederum auf fünf Jahre seine Geschicke anzuvertrauen hat. In der Zusammensetzung dieses Reichstages bereits muß einen deutlichen Niederschlag finden das, was heute die Besten unseres Volkes bewußt anstreben, und was unbewußt auch in den großen Massen schlummert.

Von politischen Zeichendeutern wird uns für diesen neuen Reichstag der hundertste Sozialdemokrat prophezeit. Wenn dieser hundertste Sozialdemokrat seinen Einzug hält in den Wallotbau, so wissen wir heute schon,

was das zu bedeuten hätte. Es würde beweisen, daß das deutsche Volk nicht mehr imstande ist, in positiver befreiender Tat seinen Wünschen gebieterisch Ausdruck zu geben. Daß vielmehr die berechtigte und begründete Opposition gegen das gegenwärtige System, gegen das persönliche Regiment sich freiwillig zu steriler Verdrossenheit verdammt. Dann aber ist das deutsche Bürgertum in der Tat nichts anderes mehr wert als den hundertsten Sozialdemokraten, als eine Volksvertretung, in der neben agrarischem Egoismus, papistischem Machtdünkel und einem verschwommenen Liberalismus die Elemente das große Wort führen, welche unser schwer errungenes einiges Deutsches Reich den Zukunftsphantasien der roten Internationale zu opfern bereit sind.“

Nun aber überschätze Kaiser Wilhelm II. einerseits das rote Gespenst, von dem er glaube, daß es nach ihm greife. „Denn wie er alles, was in seinem Reiche geschieht, auf sich persönlich bezieht, sich durch das eine mit ebensowenig Grund getränkt und beleidigt fühlt wie durch anderes geschmeichelt, so hält er auch die Sozialdemokratie für eine gegen seine Person gerichtete Bewegung, verbindet mit dem Parteinamen den Begriff einer brutalen, wildheulenden, aufrührerischen Horde, die ihm eines Tages vor das Schloß ziehen und in seiner Haupt- und Residenzstadt alles demolieren, sich zuguterlezt im Blut der ‚Gutgesinnten‘ baden möchte. Der Gedanke an diese Horde löst in ihm eine Empfindung persönlicher Furcht aus, und er wird sich daher immer hüten, sozialistische Provokationen mit drastischen Maßnahmen zu beantworten.“

Andererseits aber scheint der Kaiser keinen Augenblick darüber nachgedacht zu haben, daß eine Partei, die drei Millionen Wähler an die Urne schicken kann, eine werbende Kraft besitzen, weiten Volksschichten eine Hoffnung verkörpern muß, deren Urquell es wohl lohnte, nachzuforschen.

Die Sozialdemokratie läßt sich nicht als eine Horde von Bösewichtern, Mörglern und Schwarzsehern abtun, der man einfach den Rat gibt, den Staub von den Füßen zu schütteln und außer Landes zu gehen. Die Sozialdemokratie stellt vielmehr die politische und wirtschaftliche Vertretung des deutschen Arbeiterstandes, also der breitesten Bevölkerungsklasse unseres deutschen Vaterlandes dar.

Daß diese Klasse unter die Führung von Leuten geraten ist, welche in der Erregung von Mißstimmung und Unzufriedenheit einen Selbstzweck sehen, welche den Arbeiter ausbeuten und ihn dem nationalen Gedanken entfremden, daran ist die Regierung zweifellos mehr schuld als die Arbeiter.

Zu spät ist sie herangetreten an das große soziale Fürsorgewerk. Sie sah wohl ein, daß wir für die Produkte unserer Qualitätsindustrie, mit denen wir den Weltmarkt zu erobern wünschten, einen starken Stamm qualifizierter Arbeiter bedürften. Aber sie erkannte zu spät, daß die qualifizierte Arbeit anderer Lebensbedingungen benötigte als der ländliche Scharwerker.

Auch hier wurde der Opposition die Initiative überlassen. Diese

Opposition konnte sich lange, allzulange kräftigen an einem bornierten, kurz-sichtigen Unternehmertum, von dem sich die Regierung ins Schlepptau nehmen ließ. Einer der rücksichtslosesten Scharfmacher, der Freiherr von Stumm-Halberg, war der persönliche Freund des Kaisers. Wilhelm II. fühlte sich sympathisch berührt von der patriarchalisch-absolutistischen Manier des ‚König Stumm‘. Wie mag Stumm den Kaiser über die deutsche Sozialdemokratie informiert haben?

Als die Regierung einlenkte, war es zu spät. Die Sozialdemokratie, die Bismarck durch die Ausnahme-gesetze mit der Märtyrerkrone gekrönt, welche sich aller Scharfmacherei zum Trotz ihren breiten Platz an der Sonne gesichert, ließ sich nicht mehr unterkriegen — auch nicht durch den Regierungssozialismus, der in dem Grafen Posadowsky einen selten begabten, unermüßlich fleißigen, vorurteilsfreien und weitsichtigen Träger fand.“

Aber gerade Posadowsky habe es, wie der Verfasser an anderer Stelle erzählt, beim Kaiser nur zu dem Rufe eines „ledernen Pedanten“ gebracht. Wohl freue sich der Kaiser der privaten Wohlfahrts-einrichtungen eines Stumm und Krupp, wohl sei er selbst bestrebt, auf seinen Besitzungen seinen Arbeitern das Leben möglichst freundlich zu gestalten, aber von einem Recht des Arbeiters im modernen Industriestaate, von einem Sichtwechsel, der seiner Regierung jeden Augenblick präsentiert werden kann, wolle er nichts wissen.

„Er hält innerlich heute noch an der Formel fest, auf die König Stumm das Verhältnis zwischen Arbeiter und Unternehmer gebracht. Dank der Wirksamkeit Posadowskys ist unsere Regierung hier schon viel weiter als der Kaiser selbst.“ Aber: „Bei der Skepsis der Arbeiterschaft gegenüber der sozialen Denkungsweise Wilhelms II. findet es auch die Regierung schwer, Vertrauen zu erwerben. Man weiß ja nachgerade überall, wie weitgehend bei uns alles von Stimmungen und Impulsen der höchsten Stelle abhängig ist.

Diese Stimmungen und Impulse aber führen der Sozialdemokratie, als der radikalsten Oppositionspartei das Riesenheer der Mitläufer zu. Man ist unzufrieden und will dem Ausdruck geben. In dem Rückgrat der Mittelparteien hat man kein Vertrauen mehr. So gibt man ohne viel Besinnen den Stimmzettel für den ‚Roten‘ ab.

Die Entwicklung läuft darauf hinaus, daß zwischen Zentrum und Sozialdemokratie alles zerrieben wird, wie zwischen zwei kolossalen Mühlensteinen . . .

Wo aber bleibt in all dem Hin und Her höfischen Treibens der nationale Gedanke, wo bleiben die Ideale, die wir durch die Reichsgründung verwirklichen wollten?

So fragen mit vielen deutschen Fürsten, die voll ungeduldrigen Mißtrauens nach Berlin sehen, die Besten in deutschen Landen.

Sie fordern ihren Anteil an der Regierung des Vaterlandes, und sie werden ihn sich schließlich erringen. Gar viel Versäumtes gibt es

nachzuholen. Allzulange haben wir in schönem Vertrauen, oder, sagen wir es ehrlich, in sorgloser Apathie beiseite gestanden, wo gewissenhafteste Kontrolle unsere erste Pflicht gewesen wäre.“ Wir ernten nun, was wir gesät haben.

Auf die zahlreichen intimen Schilderungen der Persönlichkeit des Kaisers in dem Buche des „Schwarzsehers“ weiter einzugehen, widerstrebt meinem — „revolutionär zerfesten“ Empfinden. Ich meine, die Rücksicht, die man jedem Privatmann schuldet, wo es sich um ererbte, angeborene, also unabänderliche Eigenschaften handelt, gebührt auch dem Kaiser. Und sie werden ja heute von Berufenen und Unberufenen gerade genug durchgehohlet. Es ist dies auch, wie die Sürmerleser wissen (nicht, die ihn nur aus gehässigen Entstellungen gewisser anderer Blätter kennen), nie mein Geschmack gewesen. Sowenig ich je gezögert habe, meinen Standpunkt auch dem Kaiser gegenüber offen und ehrlich zu vertreten, so oft ich, in offenem und bewußtem Gegensatz zu den Anschauungen im eigenen Lager, der schmerzlichen Überzeugung Ausdruck geben mußte, daß so mancher vom Kaiser eingeschlagene Weg nicht zu den Höhen führe, auf denen er sicherlich selbst sein Volk sehen möchte, so wenig mag ich jetzt die Zahl derer vermehren, die sich für ihre lange heroisch zurückgehaltenen „Gefühle“ durch Medicancen zu entschädigen suchen. Jetzt, wo die Kritik des „persönlichen Regiments“ infolge des von andern nicht ohne Kampf geschaffenen breiten Resonanzbodens billig wie Brombeeren geworden ist, sehe ich keinerlei Notwendigkeit, nun auch meinerseits noch „Scheiterhaufen“ anzuzünden.

Damit will ich indes den „Schwarzseher“ nicht treffen. Solche Charakteristiken sind unvermeidlich, wenn man gewisse politische und soziale, sonst unbegreifliche Zusammenhänge aufdecken will, um sie aus einem Wust von nebelhaften und irreführenden Phrasen in das klare Licht der Wirklichkeit zu retten. Dadurch allein kann eine nüchterne Beurteilung der Dinge angebahnt, die Erörterung von dem schwanken Grunde unsachlicher Voraussetzungen, persönlicher Velleitäten auf den festen Boden der bestehenden Tatsachen und der positiven Aufgaben gehoben werden. Wir müssen den Kaiser nehmen wie er ist; ihn nicht heute für diese, morgen für jene Richtung reklamieren und uns darauf einstellen. Sondern wir müssen als Volk mit einem geschlossenen Willen an ihn herantreten und diesem Willen in allen großen nationalen und sozialen Fragen ehrerbietigen aber entschiedenen Ausdruck geben, auf dem, was wir für recht und notwendig erkannt haben, unbeugsam bestehen. Dann wird auch der Tag nicht fern sein, an dem der Kaiser selbst sich eines solchen Volkswillens freuen, selbst an seine Spitze stellen und ihn zu Taten führen wird. Jetzt — und das muß ihm gerechterweise mit allem Nachdruck zugebilligt werden — ist er dazu gar nicht in der Lage. Wo ist dieser Volkswille und — ist er überhaupt? Und wenn: wo offenbart er sich mit der ruhigen Kraft, der selbstgewissen Würde, die einem Manne, wie Kaiser Wilhelm II., imponieren könnte und würde? In unserer Presse etwa? Unseren Parlamenten und Volksversammlungen?

Erst wenn ihm ein geschlossener Volkswille gegenübersteht, wird auch der Kaiser sich auf ihn stützen können. Entwickeln sich aber die Dinge wie bisher, dann wird ein anderer trüber Tag heraufdämmern, ein Tag, an dem Volk und Kaiser mißmutig und enttäuscht aneinander vorübersehen werden. Und der Kaiser vielleicht wie sein großer Ahn seufzen: „Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen . . .“

Persönliches Regiment? Ist es wirklich an dem? Ich meine natürlich nicht im äußerlichen Sinne, in dem persönlichen Hervortreten des Kaisers, all dem Dekorativen, auch dem Einfältigsten Sinnfälligen. Wie steht es aber um die Ausführung des kaiserlichen Willens, um das Regieren, das sich von Fall zu Fall in Taten umsetzt? An diese Nebensächlichkeit denken wohl die wenigsten, wenn sie sich in breiten Ergüssen über das „persönliche Regiment“ ergehen.

Was haben uns nicht erst die jüngsten Reichstagsverhandlungen enthüllt? Parteipolitische Nebenregierungen, die sich in aller Form und aller Gemächlichkeit neben der Sr. Majestät des Deutschen Kaisers etabliert hatten. Und nicht nur neben ihr, sogar über ihr, denn Beamte des Kaisers mußten durch ihr „kardinisches Joch“ gehen, ihren Wünschen dienstbar sein. Und diese Enthüllungen kamen nicht etwa von Bebel oder Ledebour, sondern von dem offiziellen Vertreter der Regierung. Es mußte wirklich erst einer aus der unwahrscheinlichsten Gegend herangeholt werden, um diese Tatsachen, wir wollen's hoffen, als — historische zu erhärten. Aber man würde anderen Parteien unrecht tun, wenn man dem Zentrum allein den Ruhm überließe, in einem Reichsamt neben der kaiserlichen Regierung eine Oberbehörde installiert zu haben. Wir wollen also gern anerkennen, daß die Herren um den freikonservativen Abgeordneten Arendt sich abwechselnd mit dem Zentrum um die erspriessliche Leitung unserer Kolonialangelegenheiten mit redlichem Eifer und schönem Erfolge bemüht haben. „Altnerieren“ ist ja wohl der hier gebotene „amtliche“ Ausdruck. Rühmend hervorzuheben ist ferner, daß dem Reiche durch diese Dienstleistungen besondere Ausgaben an Gehältern, Portis usw. nicht erwachsen sind, wofür den Herren Abgeordneten vom hohen Hause eigentlich eine Dankadresse oder andere Ovation, etwa durch Erheben von den Sitzen, dargebracht werden sollte. —

Ist das nun aber „persönliches Regiment“? Nichts hätte uns drastischer die absolute, die objektive Unmöglichkeit eines solchen zu Gemüte führen können. Nichts schärfer beleuchten, wie verzweifelt wenig heutzutage mit dem „Ich will“, „Ihr sollt“, „Einer soll Herr sein“, getan ist. Man glaubt zu schieben und man wird geschoben, und je mehr man's glaubt, um so mehr wird man geschoben. Unter dem alten Kaiser ist es niemand eingefallen, von einem „persönlichen Regiment“ zu reden, er hat dergleichen auch nie für sich in Anspruch genommen; hat, nachdem er einmal die Verfassung anerkannt, deren Beobachtung für sich zu einer Gewissensfrage gemacht. Wer aber möchte ernstlich bestreiten, daß seine Persönlichkeit viel tiefer und nachhaltiger auf Menschen und Dinge eingewirkt hat, als die

seines Entfels? In ruhiger Stetigkeit erlebte er Tag um Tag die laufenden Geschäfte, die kleinsten wie die größten, mit treuer, immer sich gleichbleibender Sorgfalt. Weise hatte er erkannt, daß nichts unwichtig ist, daß die kleinsten Ursachen oft die größten Wirkungen haben. Und weislich wog er jedes Wort seiner Getreuen, fügte sich der besseren Einsicht. Ob es die eigene oder die anderer war, galt ihm gleich. Die Sache war ihm alles, seine Person nur das Werkzeug in Gottes Hand. Mir wird warm ums Herz, den' ich an den alten Herrn . . .

\* \* \*

Das Anzulängliche — ward es wirklich Ereignis? Bedeutet die plötzliche Auflösung des Reichstags eine grundsätzliche Umkehr oder nur einen verzweifelten Sprung ins Dunkle? Wird hier mit zielbewußter Überlegenheit zum entscheidenden Schlage ausgeholt oder wieder einmal mit Kanonen auf Späßen geschossen? Ein weitsichtiges staatsmännisches Werk vorbereitet oder nur Gelegenheitsarbeit getan?

Wer wollte nach all dem Unbeschreiblichen, was uns die letzten Jahrzehnte gebracht, die Berechtigung solcher Fragen bestreiten! Und doch — jetzt gilt's, der Regierung Vertrauen entgegenzubringen, ihr die besten Absichten unterzulegen und, wo's daran noch mangeln sollte, ihr solche einzufößen. Was ihr die Stunde gebot, hat sie in richtiger Erkenntnis getan. An den national und freiheitlich gesinnten Elementen ist es, das Eisen zu schmieden, aus dem Gewinn der Stunde ein Werk zu härten, das die Stunde überdauert. Aber man lasse sich auch nicht durch die nationale Phrase betäuben, die „national“ sagt und das wirtschaftliche und Klasseninteresse meint. Man frage nicht nach der Parteischemel — sie ist längst bis zur Unkenntlichkeit verwittert! —, sondern nach freiheitlich und national gesinnten Männern, lasse sich nicht mit allgemeinen Versprechungen abspeisen, sondern bestehe auf ganz bestimmten Bürgschaften in ganz bestimmten Fragen. Man hebe nicht Interessenvertreter auf den Schild, sondern aufrechte und ehrliche Volksfreunde, und wo sie unter den Berufs- und gewerbmäßigen „Politikern“ nicht zu finden sind, da hole man sie aus der Werkstatt, vom Arbeitstisch, von Kanzel und Katheder. Es gibt genug solcher Männer in deutschen Landen, die abseits von der Herde in stiller Arbeit und bescheidenen Pflichterfüllung Größeres für ihr Volk leisten als so manche lärmende Parlamentarier und Volksversammlungsredner. Und darum abermals und immer wieder: hütet euch vor der Phrase, in welcher Farbe sie auch schillern möge! Sie läßt euch nach ihren glitzernden Nebelgespinnsten greifen, und ihr greift doch nur ins Leere, in den Abgrund. Und Phrasen sind alle die allein seligmachenden Wahrheiten, Systeme, Doktrinen und Theorien von gestern und heute, denen ihr das Opfer eurer natürlichen Einsicht und gottgegebenen Vernunft darbringen sollt. Glaubt es nur: die Phrase ist heute unser größter Tyrann. Befreit euch von der Phrase, und ihr seid frei!





## Tannhäuser

Ein Beitrag zum Verständnis des Dramas

von

Räthe Sturmfels

Ich war im „Tannhäuser“. Vom ersten Rang aus beobachtete ich einen mir bekannten jungen Offizier im Parlett, dessen ausdrucksvolles Gesicht mir im Profil zugekehrt war, — von irgend einer Notlaterne im dunkeln Haus scharf beleuchtet.

Auf der Szene, — der Vorhang hatte sich eben gehoben, — war der Spul des Venusberges in vollem Gang. Das Ballettkorps verrentete Arme und Beine. Da sehe ich niemals hin, — ich denke es mir lieber so, wie es vielleicht sein könnte, der Musik entsprechend.

Mein junger Bekannter aber gebrauchte sein Opernglas. Er gebrauchte es sehr interessiert, und ich konnte es ihm ansehen, daß die Musik, — wenn er sie überhaupt bewußt vernahm, — jetzt nicht viel mehr für ihn bedeutete, als vielleicht eine schöne Walzermelodie in der Luft des Tanzes, der ihm ein liebes Mädchen in die Arme gab.

Sobald der gleißende bunte Spul von der Bühne verschwunden und Tannhäuser im deutschen Wald erwacht war, lehnte sich mein kleiner Freund in seinen Sessel zurück und guckte auch mal anderswohin, als auf die Szene. Der erste Akt interessierte ihn nicht mehr allzusehr. Er versuchte nur noch die jagenden Ritter und den Landgrafen zu erkennen und ihre Identität als Zeitgenossen vermittels des Theaterzettels festzustellen.

Elisabeths Auftreten im zweiten Akt veranlaßte ihn wieder, das Opernglas zu gebrauchen. Leider war die mit einer herrlichen Stimme begabte Sängerin aber so wenig schön, daß es ganz gewiß richtiger war, sie nicht allzugenau zu mustern. Es war das Beste, — wollte man sich seine „Illusionen“ nicht zerstören, — daß man sie nur mit unbewaffneten Augen betrachtete. Dann half ihre sehr gute Maske und ihr feines Spiel über den Mangel an eigenem äußeren Reiz hinweg. Mein kleiner Freund im

Partett war augenscheinlich mit dieser Elisabeth fertig, nachdem sie die drei ersten Schritte auf der Bühne gemacht hatte. Er neigte sich flüsternd zu dem Kameraden an seiner Seite, und die beiden Schlingel grinsten. Dann sah er wieder auf die Szene. Ich konnte merken, daß der schöne, tief befeelte Gesang Elisabeths ihn langweilte, ebenso wie in der Folge das einzig Weibliche dieser reinen Gestalt ohne Einfluß auf ihn blieb, — nur deshalb, weil die Darstellerin keinen äußeren Reiz besaß.

Der Einzug der Edeln mit ihren Frauen und ihrem Gefolge in die Halle machte auf meinen kunstverständigen Freund wieder etwas Eindruck. Zwar sah man ihm deutlich an, das er von diesem Aufmarsch des Chores höchstens amüsiert sein konnte. Er führte das Opernglas nachlässig nur mit einer Hand an die Augen, sobald eine neue „Schöne“ mit ihren Pagen erschien, und hatte mehrmals mit dem Kameraden zu flüstern und zu lachen. Der Venusberg hatte sich entschieden eines größeren Interesses zu erfreuen gehabt, — das Glas war dann mit beiden Händen gehalten worden.

Der Sängertwist hatte Glück bei dem jungen Herrn. Er beobachtete gespannt durch das bekannte Instrument, — durch welches manche Leute nicht nur Opern, sondern sogar Konzerte zu hören verstehen, — was für einen Eindruck die Preislieder auf Elisabeth und den „edlen Kreis“ machten. Auf seinen hübschen, unbeherrschten Zügen konnte man auch deutlich lesen, daß er zu Wolfram von Eschenbachs Meinung überlegen lächelte, und daß Tannhäusers Preis der Liebe seine volle Zustimmung besaß.

Ich muß gestehen, daß mich das freute.

Zum Schluß des Aktes aber ärgerte sich mein kleiner Bekannter sehr offenkundig über die bigotte Sängerschar und über den zerknirschten Tannhäuser, dessen Benehmen ihm nicht sehr männlich erscheinen mochte.

Der letzte Akt interessierte ihn gar nicht. Elisabeths Gebet und Wolframs Abendlied ließen ihn — als zu wenig dramatisch vielleicht — kalt, — Tannhäusers Erzählung von Rom erweckte ein spöttisches Lächeln, und als Frau Venus noch einmal erschien, ließ er den Operngucker nicht von den Augen, bis die Nacht sie wieder verschlungen hatte. Die Schlussszene besah er sich mit offenkundigem Unbehagen, vermutlich, weil er ganz gegen seinen Willen und seine Ehre doch ein wenig davon gerührt wurde. Das ist ja wirklich eine unbehagliche Sache für einen Leutnant.

Am nächsten Morgen erkundigte sich meine Wirtin am Frühstückstisch nach der Tannhäuseraufführung und nach meiner Meinung.

Wer schon einmal von einer tugendhaften und sittenstrengen Jungfrau, — welche sich in vierzig Jahren vermöge eines besonderen „Schicksals“ und vieler Lektüre zu einer lebenden Anklage gegen die moralische Verderbtheit der Menschheit ausgewachsen hat, ohne das Leben tatsächlich zu kennen, — vor eine solche Frage gestellt worden ist, der wird meine Situation begreifen.



Natürlich versuchte ich mich zu retten. Umständlicher als es meine Art ist, berichtete ich von den Darstellern, die sie alle kennt, denn das Theater ist ihre Leidenschaft, trotz der vielen „unmoralischen modernen Stücke“. Aber es war vergebens. Sie ging aufs Ganze, vermutlich um meiner armen Seele willen. Mitten in meine schönen Ausführungen über Elisabeths stilvolles Kostüm plägte zu meiner Verwunderung ihre unumwundene Erklärung, „der Venusberg sei jedenfalls schrecklich, — furchtbar, — entsetzlich und sie könne niemals hinsehen“. Vorsichtig gestattete ich mir den Einwand, daß die Musik dazu aber doch herrlich sei, — einen Ausbruch aus dem Wortschatz der guten Dame wählend. Ohne Glück! Ich wurde erregt belehrt, daß sie „lockend, aufregend und sinnlich, — ja, sinnlich sei“, und machte ein dummes Gesicht, als ich hörte, daß „sinnlich“ der Gipfel des Verabscheuenswürdigen ist.

Schon wurde meine liebe Wirtin persönlich und maß mich mit vernichtenden Blicken, und weil ich es um meines leiblichen Wohlergehens willen nicht gern mit der dafür selten begabten Dame verderben wollte, lenkte ich ein und meinte harmlos, daß das Ballett, wie überhaupt die ganze Aufmachung dieser Szene, allerdings vorläufig sehr hochgespannten künstlerischen Anforderungen kaum genügen könne.

Aber das verstand sie nicht. Sie blieb dabei, daß es „verabscheuenswürdig ist, und daß die Szene mit Frau Venus auch unter keinen Umständen anders sein kann“.

Ich trete intelligenten Menschen gern sehr scharf gegenüber, aber ich halte es für richtig, daß ich mich zum Verständnis der Kleinen herunterbücke. Dazu gehört auch, ein derartiges Gespräch nicht schroff abzubrechen. Darum setzte ich in gleichmütigem Ton auseinander, daß es wohl anders sein werde, wenn erst wirklich schöne Menschen die Tänze aufführten und nicht ein altes Corps de ballet, und wenn diese Menschen erst wirklich zu tanzen verstünden. Dann werde wohl auch einmal das Ziel erreicht, daß die Grotte der Venus im Tannhäuserdrama mit ihren Nymphen und Suldinnen so schön dargestellt erscheine, daß man es wohl verstehen könne, wie ein Tannhäuser die ganze Welt und sich selbst in selbigem Rausch darin vergessen konnte. Jetzt, in unseren Seitläufen, mit diesem ungleichen Material an Darstellern und bei dem heillofen Mangel an Kunstsinne, sowohl bei den Theaterleitungen wie beim Publikum, sei es allerdings unmöglich, daß ein Verständnis dafür gewonnen werde. Das Reich der Venus verfinnblicbte im Tannhäuserdrama Richard Wagners meiner Ansicht nach, abweichend von der alten Mythe, nur die Schönheit und Macht des Sinnlichen, welches erst zur Gefahr wird, wenn man nicht daraus zum Höheren fortzuschreiten vermag, und keineswegs den Pfuhl der Hölle. Demgemäß müsse es meines Erachtens auch dargestellt werden.

Jetzt hatte ich etwas Schönes angerichtet! Die gute Seele gab beinahe ihren Geist auf darüber, daß man das, das auch noch verstehen sollte! Tannhäusers Verirrung sei eine wirkliche Verirrung, und ein „anfänglicher Mensch“ könne so etwas überhaupt nicht verstehen.

Sie redete trotz des beinahe aufgegebenen Geistes lange darüber, und ich war schließlich nahezu überzeugt davon, daß ich selber ein ganz unanständiger Mensch sei, weil ich an die Möglichkeit glaubte, daß man es doch vielleicht verstehen könnte, warum sich Tannhäuser in den Armen Frau Venus' eine Zeitlang ganz gut befunden habe.

Es war klar, meine Pensionsmutter war wieder einmal — allen gegenteiligen Erfahrungen zum Trotz — von meiner moralischen Verderbtheit tief durchdrungen. Ebenso sehr natürlich auch von der Unfehlbarkeit ihres „weiblichen“ Urteils vermöge ihrer eignen Seelenreinheit, welche schönen Dinge mir — leider — abgehen mußten, da ich den Venusberg nicht etwa abschreckend, sondern in Wahrheit bezaubernd und beidrend dargestellt sehen wollte.

\* \* \*

Ich glaube, die beiden oben skizzierten Arten der Auffassung eines Musikdramas wie Tannhäuser geben zu denken. Sie sind die gewöhnlichsten und verbreitetsten, wenn man sie auch nicht immer so deutlich zu erkennen vermag.

Es ist doch wahr, daß die meisten Menschen das Theater besuchen, weil sie ohne besonderen Aufwand von eigenem Geist und Wiß sich gut unterhalten wollen. Sie sehen nicht, wie Goethe (Wilhelm Meister), in dem Theater einen Tempel der Kunst zur Belehrung und Veredelung des Menschen, sondern ein Vergnügungslotal. Sie gehen dahin wie mein junger Bekannter und urteilen, wie er, nach dem äußeren Schein. Was dann am meisten scheint und glänzt und gleißt, — was die wohl genussüchtigen, aber keineswegs feinen und reinen Sinne am angenehmsten reizt, — das ist beliebt und gesucht, das gefällt. Es bringt den Operngucker in Täthigkeit und bestimmt auch das Urteil. An die dem Kunstwerk zugrunde liegende erhabene Idee seines Schöpfers zu denken, fällt niemand ein. Ebensovienig natürlich versucht einer dieser Zuschauer dem Gedankengang, der inneren Wahrheit des Werkes auf die Spur zu kommen. Man ist meistens zufrieden, wenn man herausgefunden hat, wer sich liebt und wer sich „kriegt“.

Es gehen aber auch Leute ins Theater von der Art meiner Wirtin. Das sind die — nach ihrer eignen Meinung — gebildeten und „angeregten“ Menschen, welche sich auf ihre Weise für alles interessieren. Sie halten sich etwas darauf zugute, alles Neue in Kunst und Wissenschaft zu kennen, — d. h. was man so „kennen“ nennt. Sie urteilen auch über alles, denn sie nehmen, nach ihrem Dastürhalten, — den höchsten Standpunkt ein, und es steht ihnen ein Urteil zu. Wunderlicherweise nicht deshalb, weil sie des Lebens ganzen Kreis durchmessen haben und weil sie Persönlichkeit besitzen, sondern weil sie sich aus vielen Büchern eine Art von Weltanschauung zusammengezimmert haben, die ihnen zum Maß aller Dinge wird. Diese Leute sind meistens weiblichen Geschlechts, aber es gibt auch Männer darunter.

Auch diesen Leuten kann die Idee eines Wertes wie Tannhäuser nicht aufgehen. Daran hindert sie zuallererst ihre Wohlstandigkeit. Sie sind nämlich immer sehr „moralisch“, sie stoßen sich an vielem und fürchten immer, daß andere durch alles mögliche verderbt werden könnten. Sie sehen zwar selber mit Vorliebe „unmoralische Stücke“ und lesen „unmoralische Bücher“, aber doch gewiß nur aus Wissensdurst, und weil sie sich immer hauptsächlich für sittliche Fragen interessieren. Vor lauter Sittlichkeit gibt es für sie fast nur noch Unsitliches, und sie wehklagen beständig, wohin es in dieser Beziehung noch kommen wird mit der Menschheit.

Aber noch ein anderer Grund ist ein Hindernis für diese Menschen, ein Kunstwerk richtig zu verstehen. Sie haben kein Leben und begreifen auch das Leben nicht. Sie, die alle neuen Erscheinungen des Lebens zu kennen glauben, wie sie auch die vorherigen kennen, sie sind doch nicht selber neu, wie sie auch nicht alt sind. Sie haben das Vorige auch nicht beseffen als ihr eigenstes Leben, so konnten sie auch das Neue nicht dagegen eintauschen. Sie haben niemals Leben beseffen und besitzen auch jetzt keins, und darum können sie das Leben ebensowenig verstehen wie ein Kunstwerk, welches eine Kristallisation des Lebens ist. Sie sind nur Zuschauer, — zum Operngucker, der nur ein winzig Teilchen der Szene zeigt, verurteilt, — weil sie keine eignen lebendigen Augen haben.

Diese Leute haben nur Begriffe, die sie in Büchern fanden, und sie verstehen es nicht einmal, diese Begriffe zu weiten für ein großes lebendiges Werk und für eine große Idee. Sie zwingen und zerrn im Gegenteil so lange daran herum, bis sie in den engen, beschränkten Kreis ihrer Vorstellungen hineinpassen.

Wie in jeder Hinsicht, so haben sie auch in bezug auf Ethisches nur Begriffe. Aus ihrer Jugend bewahren sie die alten, die ihnen niemals Formen eines lebendigen Inhaltes waren, sondern eben nur Formen, und aus allerhand neuen Büchern haben sie die neuen, die rettungslos auch nur Begriffe bleiben, — die nicht neues Leben einschließen.

Ich bin überzeugt, daß sie z. B. im Tannhäuser-Drama und in seiner Idee nichts anderes zu sehen vermögen, als die Erlösungsgeschichte eines tiefgefallenen Sünders durch allerhand Gnadenwunder, wie die Kirche sie einstmal lehrte, — an die man aber als „moderner“ und „aufgeklärter“ Mensch durch die fortgeschrittene Wissenschaft allmählich allen persönlichen Glauben (den man niemals hatte!) und fast jede Beziehung verloren hat. Und demgemäß sitzen diese klugen Leute dann in der Aufführung eines Musikdramas wie „Tannhäuser“ mit derselben inneren Teilnahmlosigkeit und Verständnislosigkeit, wie sie vielleicht auch in der Kirche sitzen, wenn sie einmal dahin gehen. Im besten Fall mit etwas Pietät für alte, heilige, aber doch nicht mehr zeitgemäße Dinge. Daß es nur die Formen und Kleider sind, welche veralten können, niemals aber der lebendige Inhalt, — das fällt ihnen nicht ein, denn vom Inhalt, vom Leben wissen sie nichts.

Sie sitzen natürlich auch, wenn der Tannhäuser gegeben wird, im

Theater mit moralischer Entrüstung von der Art meiner Wirtin, — welche bei vielen Leuten das Gefallen nicht ausschließt, — mit sanfter Klage, daß junge Menschen gewiß verderbt werden, wenn sie die „Lust der Welt“ im Venusreich verkörpert sehen, — und mit völliger Unkenntnis davon, daß sie selbst, die so sehr für Weltverbesserung und Fortschritt schwärmen, ganz gewiß für ihr eigen Teil und Heil hier Belehrung und Förderung finden können, — trotz des Venusberges, trotz ihrer eignen moralischen Höhe und trotz der unzeitgemäßen Erlösungsidee des Dramas. Denn wo wäre jemals einer dieser Menschen dahin gekommen zu denken, daß man mit allem „Fortschritt“ immer und immer wieder bei sich selbst beginnen muß, — daß man dazu auch Anregung im „Tannhäuser“ bekommen kann, und daß er vielleicht sogar ein gutes Beispiel wäre. Er war ja im Venusberg!!!

Desungeachtet möchte ich in folgendem nachweisen, daß die im Musikdrama „Tannhäuser“ von Richard Wagner enthaltenen Ideen den Menschen von heute zu herrlichen Offenbarungen werden können, wenn sie dahin gehen, es zu sehen und zu hören, wie Mose auf den Berg Sinai stieg, um des Ewigen Antlitz zu sehen und seine Stimme zu hören. Ich glaube, daß sogar junge Männer angesichts dieses Dramas ein starkes innerliches Erlebnis haben können.

Tannhäuser, der Sänger und Held, befreit sich aus eigenem Willen und aus eigner Kraft von Frau Venus, in deren Zauberreich er geraten war. Kein Wunder der Gnade rettet ihn aus Sünde und Schuld, sondern seine gesunde Erkenntnis, daß er ein Sklave geworden war im beständigen Genuß von Schönheit und Freude, und daß er schuldig werden müßte, wenn er nicht weiter strebte. Seine starke männliche Sehnsucht nach Freiheit und nach Taten treibt ihn fort und empor.

Im Sängertwettstreit hat er die ganze Sympathie des Zuhörers für sein Auftreten und für seine Meinung. Wolfram von Eschenbachs schöner, aber doch zu abstrakter und auch sentimentaler Preis der Liebe kann gar nicht in dem Maße für sich einnehmen, wie Tannhäusers menschliches, wenn auch allzumenschliches Singen und Sagen davon. Auch der gedankenlose aber unvoreingenommene Zuhörer, oder besser Zuschauer — die meisten Menschen sehen ja eine Oper — fühlt instinktiv, daß Tannhäuser der Wahrheit, dem Leben, der Wirklichkeit doch näher ist als Wolfram; der in einer Idee befangen ist.

Das fühlt auch Elisabeth vermöge ihrer Liebe. Während die ganze bigotte Versammlung den Tannhäuser verdammt, behält sie den Glauben an das Gute in ihm, an sein wahres Selbst, welches ihm die Überwindung alles Bösen und Hemmenden und eine Entwicklung zu höchster Menschlichkeit sichert. Ein Weib vom Schlage Elisabeths kann keinen Mann lieben, der in irgend einem Sinn den niederen Sphären angehört, und auch keinen, den sie nicht ganz versteht. Ihre große und reine Seele vermag in Tann-

häuſers Schuld ſelbſt ſeine höhere Art zu erkennen, und daraus erwächſt ihr Glaube an ſeine Entwicklung zum menſchlich Vollkommenen, und ihre Kraft, dieſen Glauben zu behalten bis ans Ende. Dergeſtalt rettet ſie auch ganz und gar nicht den Tannhäuſer durch die Opferung ihres Lebens in Buße und Gebet für ſeine Schuld, ſondern, — wie ihr Glaube an Gott in alten heiligen Symbolen lebt, ſo iſt es unter alten heiligen Formen auch nur ihr Glaube an ſein ideales Selbſt und an ſein Werden, womit ſie ihm hilft, und nicht durch ein Opfer im altkirchlichen Sinn.

Obwohl die ſchar der Minneſänger, Ritter und Frauen, Tannhäuſer als Sünder und Frevler verdammt, iſt die Sympathie des Zuhörers auch wieder bei ihm. Nicht nur deshalb, weil Eliſabeth ihn ſchützt vor dem Andrängen der Wütenden, ſondern weil er ein perſönliches und menſchliches Übergewicht behält über ſeine Widersacher, auch wenn er ſich ſelbſt als Sünder fühlt und bekennt.

Jeder ſtrebende Menſch wird in die Tiefen des Lebens geführt und er bringt — ebenſo wie aus allen ſeinen guten Tagen — auch von dorther einen Gewinn mit. Er iſt zum mindeteſten reich an Wiſſen und Erfahrung geworden. Er darf und muß davon ſagen, wenn die Stunde es heiſcht, — wenn es ſich um Wahrheit handelt, muß er reden. Aber die Welt verſieht ihn nicht. Sie ſieht nur die Tiefe, in welcher er war, und nicht den Gewinn, den er daraus mitgebracht hat.

Nun iſt's aber gewiß, daß gerade den ſtrebenden Menſchen Stunden befallen, in denen er gleichſam zurüdfinkt in alte Sünde, in denen er ſich ihrem vermeintlichen Fluch wieder verfallen wähnt. Die tugendhaften Leute, die von ihrer eignen Wohlſtändigkeit ſowohl wie von der Höhe ihres eignen Standpunktes überzeugt ſind, kennen ſolche Stunden nicht, obwohl gerade ſie ſie bei den feinfühligen innerlich ringenden Menſchen hervorrufen durch ihre ſcheinbare ſittliche Überlegenheit. Sie verſtehen ſie nicht und halten ſie für böſe Rückfälle, während es doch gerade die Stunden ſind, in welchen ſich neues und reineres Leben unter Kampf und Weh zum Licht befreit.

Alle Menſchen leben im Kampf mit dem Böſen und Niedrigen, niemand iſt frei davon, niemand fühlt nicht ſeine Macht. Aber es kommt wahrlich doch nicht ſo ſehr auf die Berührungen mit der Sünde an, wie auf die innere Richtung des Lebens, auf den Ernſt und die Treue im Streben. Und auf den Gewinn, den ein Leben einſchließt. Danach wird ein Leben gewertet werden, — nicht nach den „Erlebniffen“, die es enthält und die von der beſonderen Anlage des Menſchen und von den unterſchiedlichen „Gelegenheiten“ abhängen, ſondern danach, wieviel wirkliche Lebenswerte darin geſammelt wurden. Und nicht die tugendſtreng und ſittliche Geſellſchaft — ſo ſehr ſie ſich auch deſſen anmaßt —, nicht Rom oder irgend ein Forum richten den Menſchen, ſondern das Leben ſelbſt, Gott, bringt ſeinen Wert oder Unwert an den Tag. Was er lebte, wird offenbar am Leben ſelbſt, — es zeigt, wer er war. —

Tannhäuſer erlebt einen neuen Aufſchwung ſeines Willens durch die

Liebe Elisabeths in der bösen Stunde, welche ihm die Verständnislosigkeit der Gesellschaft bereitet, und eilt nach Rom. Er findet den Mut zum Streben, der ihn aus Frau Venus' Reich forttrieb, wieder in sich selbst. Er weiß es wieder mit Gewißheit, daß er empor muß, und daß er es auch kann. Dies Selbstvertrauen, das ganz unmittelbar aus der gesunden Lebenskraft quillt, ist das rechte Gottvertrauen. Es ist das Wissen davon, daß alles gut werden muß, wenn man selbst es will und wenn man sich strebend bemüht.

Tannhäuser kommt von Rom zurück mit der bittersten Erfahrung, die ein Mensch machen kann. Er hat es erlebt, daß die Welt niemals Anerkennung hat für den, der es gewagt hat, ihren engen Begriffen von Recht und Unrecht zu trotzen. Daß auch das mutigste Streben in den Augen der Welt keine Geltung hat, wenn es andere Wege ging als die gewöhnlichen. Da packt ihn Grimm und Wahnsinn, und er verflucht die Mühe, die er sich gemacht hat, und die Kämpfe, die er gekämpft hat um sein Werden — und in wahnsinniger Bitterkeit wünscht er das zu sein, wofür die Welt ihn hält — ein Sohn der Hölle — er, der in sich selbst seine Bestimmung für Licht und Höhe erkannt hatte, als er sich aus Frau Venus' Armen befreite.

In dieser höchsten Not und letzten Prüfung rettet ihn der Gedanke an Elisabeth, die im Glauben an ihn treu war bis in den Tod. In ihrer Liebe findet er als höchsten Preis des Lebens die Bestätigung seines eignen Wertes und vollendet zum Sieger erhoben sein Erdenwallen.

\* \* \*

Ich meine, wenn man auf diese Weise versucht, über die Idee des Tannhäuser-Dramas klar zu werden, kann man sich seine Bedeutung für die Menschen von heute nicht verhehlen. Es ist das Drama des emporstrebenden geistigen Menschen, der sich mehr und mehr über sich selbst hinaus hebt, vermöge des schaffenden Lebens in ihm selbst. Es enthält dergestalt schöne und klare Antworten auf manche Fragen der suchenden Menschen unserer Tage. Tannhäusers menschliches Streben und sein Weg. — Elisabeths starker Liebesglauben, — sie sind doch Offenbarungen! Und wieviel geben die Engbergigkeit und die Verständnislosigkeit derer, welche die Gesellschaft repräsentieren, — ihr Unvermögen, an eine höhere Art als die eigne zu glauben, — ihr Urteil nach dem Schein und nicht nach dem Sein, zu denken, für den, dem so vielerlei an seinen Mitmenschen schwer und sorgenvoll erscheint.

Aber, — wann wird die Zeit kommen, wo die Menschen wieder suchen! Wo sie auch von der Bühnenkunst das Höchste verlangen, nicht nur Unterhaltung und Genuß, sondern auch Erbauung und Förderung für ihr eignes Leben. Und wann wird die Zeit kommen, wo die Leute ihre eigne Beschränktheit, — die sie glauben zum Urteilen benutzen zu müssen, — schön zu Hause lassen und das Hohe, Heilige und Wahre wieder einfach auf sich wirken lassen, wie die Pflanzen sich dem Sonnenschein zutehren, daß er Blüte und Frucht an ihnen erwecke und reife. —



## Freundschaftskritik

Es gibt viele Leute, die es dem Kritiker verargen, wenn er Werte eines Freundes bespricht. Jedenfalls meinen sie, es fehle dem Kritiker in solchen Fällen an der richtigen Unbefangenheit. Ich habe das nie verstehen können. Ich kann es mir allenfalls noch gegenüber einem reproduzierenden Künstler und unter Umständen auch bei wissenschaftlichen Arbeiten erklären; denn da kann ich wirklich in den Fall geraten, daß ich eines Mannes Freund bin und trotzdem an seinem Tun, an seinen Leistungen kein Gefallen finde. Dagegen ist es mir bei meiner ganzen Einstellung zur Kunst nicht denkbar, daß ich einen Künstler, dessen Werte ich wirklich hochschätzen muß, die mir etwas bedeuten, etwas geben, nicht auch als Menschen liebgewinnen würde. Ich habe es erlebt, daß die Freundschaft zu einem Menschen mir durch sein künstlerisches Schaffen verloren gegangen ist. Aber umgekehrt empfinde ich hinter jedem Kunstwerke den Schöpfer, ich suche ihn sogar vor allem, und die Liebe zum Kunstwerke ist mir eigentlich ohne Liebe zu seinem Schöpfer — mag der mir körperlich auch unbekannt bleiben — gar nicht denkbar. So bedeutet für mich Kritik, fruchtbare Kritik eigentlich Freundschaft. Die Ablehnung, kurz und scharf, ist gewiß eine hohe Aufgabe der Kritik; ebenso bedeutsam ist die Bekämpfung des Schlechten, das in Geltung steht. Es gibt ja auch keine starke Liebe ohne starken Haß. Aber das Höchste für uns ist es doch: das Gute erkennen, unsere Aufnahmefähigkeit gegenüber diesem Guten steigern. Ich persönlich fühle mich eigentlich Freunden gegenüber in der Kritik unbefangener, als bei mir unbekanntem Menschen, oder sagen wir einmal: ich bin freier, denn ich kenne diesen ganzen Menschen, und ich liebe ihn um seiner Ganzheit willen. Ist er wahrhafter Künstler und nicht Dilettant, so bedeutet sein künstlerisches Schaffen das Beste, was er zu geben hat. Sollte mich nun wirklich eine wahre Freundschaft zu diesem Menschen daran verhindern können, ihm zu sagen: Mein Lieber, hier bist du im Irrtum, hier hast du daneben gehauen, das mußt du nach meiner Ansicht so und so machen, deine Anlage weist dich dorthin — und dergleichen mehr. Ich muß ja erst recht als guter Freund in allen Lebenslagen ihm den gleichen Dienst der Wahrheit erweisen; und gerade in der wichtigsten sollte ich Schmeichler werden oder feig sein?!

Ich glaube, diese ganze Einstellung eines weitverbreiteten Empfindens beruht auf der Tatsache, daß ein Freund das Schaffen des Freundes mehr lobt, als der Nichtfreund. Man sagt dann gewöhnlich: Liebe mache blind. Aber das ist ja Unsinn: Liebe macht sehend. Mag die Liebe es mit sich bringen, daß wir über Schwächen hinwegsehen können, sie verhilft uns doch vor allem dazu, das Gute und Starke zu entdecken. Und darauf kommt es doch an, vor allem in der Kunst. Ich weiß, neun Zehntel unserer Kritik beschränkt sich darauf, zu sagen, was sie irgendwie an Schwächen gemerkt hat. Aber das ist doch ein armselig trauriges Handwerk. Es ist noch keine wirklich gute Würdigung eines Mannes geschrieben worden ohne starke Liebe oder starken Haß. Denn der Haß gegen den Betreffenden war, wenn er überhaupt ehrlich war, nur die Rehrseite der Liebe zu einem anderen, etwa zum Volkstum, das man gegen einen gefährlichen Schädling schützen will. Auch Goethe sagte, daß dem Biographen der parteiische Enthusiasmus unentbehrlich sei. Sollen wir nun wirklich gerade nur gegenüber den Lebenden kalt sein?

Ich kann als Kritiker nicht mehr tun, als wahrhaftig sein. Entweder man traut mir die Fähigkeit zu, Kunst stark empfinden und meine Empfindung wiedergeben zu können, ferner gediegene ästhetische und historische Bildung, also das notwendige Wissen — oder man traut mir es nicht zu. Im letzteren Fall muß man mich als Kritiker überhaupt ablehnen, auf wen sich die Kritik erstrecken mag, das muß gleichgültig bleiben; denn die Wahrhaftigkeit muß menschliche Eigenschaft sein und darf nicht von dem Gegenstand abhängen, dem ich mich gegenüber sehe.

Es bleibt mir ja immer der Ausweg zu schweigen. Dieses Schweigen ist entweder Zweifel oder Klugheit. Zweifel, wenn ich mir nicht klar bin über Wert und Unwert der Sache; oder Klugheit, wenn ich mir sage: Deine ungünstige Meinung über diese Einzeltat geht die Öffentlichkeit nichts an, es ist genug, wenn du deinem Freunde deine Meinung gesagt hast. — Soweit meine persönlichen Erfahrungen reichen, gibt es eigentlich nirgendwo schärfere Kritik, als unter guten Freunden.

\* \* \*

Diese Ausführungen waren geschrieben, als mir der Aufsatz „Dichtersfabrik“ von Ferd. Gregori im „Literar. Echo“ (IX. 5) zu Gesicht kam. Der bekannte Schauspieler geißelt in ihm die Lobhudeleien, die in einem großen Teile unserer Kritik gegenüber allen Tageserscheinungen Platz greift. Es steht da der Satz: „Persönliche Freundschaften führen leicht zu allzufreundlichen Bepredigungen.“ Leider geht schon die nächste Zeile weiter, so daß dieses Wort, dessen Wahrheit ich in gewissem Umfang gar nicht bestreiten will, nicht die nötige Klarstellung erfährt. In Wirklichkeit sind es ganz andere Gründe, die zu diesen lächerlichen Überschwänglichkeiten in unserer Kritik führen. Gregori trifft sie ganz recht, wenn er ausführt:

„Vor allem hat das überschwengliche Lob seinen verderblichen Grund in der Sucht des Kritikers, sein Wissen, seinen leicht beweglichen Geist in Szene zu setzen. Dem kleinen Lyriker, dem einmal ein wirklich gutes Gedicht gelungen ist, verdanke ich's natürlich nicht, daß er die Bedeutsamkeit seines Schaffens gerade nach diesem einen Kunstwerkchen bemißt; dem Beurteiler der ganzen Sammlung aber liegt ob, den Gesamteindruck festzulegen; und der kann unter Umständen so erbärmlich sein, daß es sich nicht einmal verlohnt, auf die eine kleine Perle aufmerksam zu machen. Aber was geschieht? Wer zehn holperige freie Rhythmen schreibt, wird neben Goethe, den Dichter des „Schwager Kronos“, gestellt; wer mit hohler Wehmut lauter ermüdende weibliche Reime bringt, neben Lenau; wer sich wie ein schwärmerischer Tertianer nach dem Süden sehnt, mit Hölderlin verglichen; wer das Posthorn verwendet, mit Eichendorff; wessen öde Leier der Heide huldigt, mit Storm; und wenn fünfzig Bierzeiler im Tempo einer halbaufgedrehten Wasserleitung entfloßen sind, mit Heine. Frauen finden ihren bequemen Platz bei Annette von Droste, die niemand recht kennt und bei der ein vergleichsfreudiger Kritiker nicht einmal ein formelles Charakteristikum zu nennen braucht. Hebbel und Keller als Lyriker sind dem Publikum noch nicht so vertraut, daß sie als Doppelgänger unserem kleinen Liedermacher den rechten Glanz verleihen könnten; Konrad Ferdinand Meyer und Mörike allein genügen dem Lobbedürfnis des freundlichen Richters auch nicht; er nennt sie aber zwischendurch einmal, um zu zeigen, daß der junge Mann so viel kann wie Hölderlin und Meyer zusammen (Griechensehnsucht und Monumentalität) oder wie Heine und Mörike (Lebensironie und Naturanbetung).“ — —



Selbstsucht, Unwissenheit und Unreife sind also die wahren Ursachen dieser lächerlichen und ungesundeten Kritikererei. Auf Unreife und Unwissenheit beruht vor allem jener Mangel an Gefühl für Maßstäbe, den wir in so erschrecklichem Maße bei der Kritik beobachten können. Ich habe sehr viele junge Schriftsteller kennen gelernt, die zwar alle literarischen Tageserscheinungen verschlingen, aber unsere vergangene Literatur im günstigsten Fall aus der Literaturgeschichte kennen. Eigentlich besitzen sie von der Literatur nur Namen mit einer Klischeeartigen Prägung des Wertes ihrer Träger. Da soll man sich dann wundern, wenn ihnen alles mögliche als neu und gewaltig oder eigenartig vorkommt. Woher besitzen sie eine echte Vergleichsmöglichkeit, woher einen zu rechtfertigenden Maßstab?

Auch die wechselseitigen Lobesversicherungen gehören nicht unter das Stichwort der Freundschaftskritik, sondern sind Zeichen der Unreife oder der Unehrllichkeit. Wenn dagegen ein reifer Mann und nach Wissen und Bildung ernst zu nehmender Kritiker ein Werk lobt, das von einem seiner Freunde stammt, und wir können in dieses Lob nicht einstimmen, so sollen wir nicht das Wort Freundschaftskritik im verächtlichen Sinne brauchen. Es lohnt sich die Prüfung, ob nicht wirklich jene starken Werte, die der Freund sah, dem Werke innewohnen. Sollte der Freund dann auch die Schwächen, die von uns vor allem gefühlt wurden, übersehen haben, so kann doch unser Urteil dadurch berichtigt werden. Denn in den Werten liegt die Entwicklungsmöglichkeit. Alle unsere Großen sind zuerst von der Freundschaftskritik gewürdigt worden.

R. St.



## Die Bank der Spötter

Ein Denkmal für Drei hat die Chronik zu errichten. An einem sanften, etwas flachen, mit Gänseblümchen bewachsenen Rasenabhang rundet sich eine Bronzebank mit zwei naturgetreuen Puppen aus Papiermaché. Sie stellen zwei Dichter und Zeitgenossen dar, Max Dreyer und Ludwig Fulda. Ridendo dicere verum steht am Sockel (lachend die Wahrheit sagen). Die beiden sitzen sehr gemütlich auf der Spötterbank, wie in der Sofaede, und ihre freundlichen Mienen trüben kein Wässerchen. Doch hinter ihnen steigt eines Hauptes länger mit drohendem Lächeln ein steinerner Gast auf mit dem Mephistogeficht Bernhard Shaw's . . .

\* \* \*

Lösen wir das Denkmal in seine Urbestandteile auf und gehen zuerst Dreyer und seinem Papiermaché „Die Hochzeitssackel“ zu Leibe. Max Dreyer will in diesem Stück, das im „Neuen Schauspielhaus“ gespielt wurde, romantische Fronten, Kulturpflanzentrien und zärtliche Herzenstrieb im schwebenden Licht der mondbeglänzten Zaubernacht sich durcheinanderwirren lassen. Er hat eine unglückliche Liebe zur Grazie und zum geistigen Filigran, zum Geschmeide aus leuchtenden Einfällen, zu venezianischen Spiegeln mit glitzernden Facetten. Eine unglückliche Liebe . . .

Auf leisen, leichten Sohlen will er gehen, und mit der Sordinenstimme verwegene, spöttische Übermütigkeiten in zierliche Ohren flüstern. Doch ihm waren weder die Elfen noch der lustige Puck je hold. In Wasserstiefeln stampft

und plump sein Wisz, und was er als „Spiel einer Mainacht“ ausgibt, ist eine grobianische Rüpelkomödie, die mit der Türe ins Haus fällt.

Nun ist die grobianische Rüpelkomödie an sich gewiß nicht zu verachten, wenn nur Zweck und Mittel sich wesensecht finden. Hier aber begibt sich ein lächerliches und dabei beschämend peinliches Mißverständnis, da Dreyer ein heiter-duftiges Spitzengewebe spinnen wollte und ihm, ohne daß er es gemerkt hat, eine groblörnige Rirmespolterei daraus geworden. Ein fataler Mangel an künstlerischem Sattgefühl kompromittiert sich hoffnungslos.

Die Wiszpointen seiner Komödie nimmt Dreyer im Anfang aus deren dankbarem Widerstreit, in den die Gefühle und Wünsche des Herzens mit den starren Zeremonialgebräuchen kommen. Er malt, das ist auch theatralisch dankbar, die bößliche Hochzeitsfeier zur Barockzeit mit all den Einzelstadien des Beilagers, dem Fackeltanz, der Strumpfbandlösung, der offiziellen Nachttoilette, dem Couché als Haupt- und Staatsaktion breit und drastisch aus, und er stellt als Opfer dieser Etikette der Erotik den jungen Fürsten hin, der seine Sehnsucht und seine Liebe dadurch mißhandelt fühlt und vergebens revoltiert. Dreyer steht ganz auf seiner Seite, und seine Satire gilt der Profanation intimster, eigenster Persönlichkeitsangelegenheiten. Jetzt aber passiert das Drollige, daß derselbe Dreyer, nachdem der Höflingschor sich entfernt und das Brautpaar endlich allein ist, in der Regie und Schicksalsführung dieses Brautnächtdialoges sich viel ungeflüger benimmt, einen weit größeren Mangel an Sattgefühl und an Verständnis der Situation beweist, als es der von ihm verspottete alte Hochzeitsstil sich leistet.

Die Partner dieser Szene, der junge Fürst, der ein reiner Tor ist, frauenfremd und verwirrt, und die junge Fürstin, die Leidenschaft und stürmisches Werben erwartet und durch den blöden Freier enttäuscht ist, sie sollen in dieser Szene nach dem Ratschluß oder der Zweckmäßigkeitsspolitik des Dramatikers entzweit werden, damit sie sich im letzten Akte erst mit seiner obrigkeitlichen Bewilligung finden. Beides, die Entzweigung wie die schließliche Vereinigung, werden mit einer Ungeschlachtheit der Mittel und mit einem Mangel an Rücksichtnahme auf die Gefühle des beteiligten Paares herbeigeführt, daß man, statt einer psychologischen „Sanierung“ durch den Dichter als den Arzt der Seele, hier das Schauspiel einer seelischen Kofftur erlebt.

Und Dreyer selbst wird sich dessen gar nicht bewußt und gebärdet sich als holdgeflügelter Herzenskünstler.

Auch Ludwig Fulda versucht mit gleich unglücklicher Liebe als graziöser Schall und Spottvogel sich zu produzieren, es ist schwer zu sagen, was ihm weniger steht, diese Maske oder jene andere, die er mit ihr janusköpfig geint in seinem neuen Stück, „Der heimliche König“ (Buch bei Cotta, Stuttgart), trägt, die Maske des satirisch-erkenntnisvollen Juvenal, der dem wankelmütigen, charakterlosen großen Haufen den Spiegel vorhält.

Wie Dreyer wählte sich auch Fulda ein verheißungsvolles Aushängeschild für sein Stück. Dreyer redete den Leuten ein, daß sie das „Spiel einer Maiennacht“ sähen, und Fulda pries sein Allerneuestes im Lessingtheater als eine „romantische Märchenkomödie“ aus. Romantisch, Märchen, Komödie, drei schöne Dinge, aber es bleiben Worte, mein Prinz, Worte!

Hier ist nicht die blühende Einfallspracht, die Magie, die schimmernden Wolkenspiele, die lichte Aussicht der wahren romantischen Ferne; hier ist nicht

die Überredungskraft und höhere Wirklichkeit des echten Märchens; hier sind nicht die funkelnd gegeneinanderprühenden ironischen Gegenfäße der geistig fouverän-legitimen Komödie.

Hier gibt es nur einen ziemlich mühsam ausgedachten Situationswitz; eine Reihe Pointen, nicht vom nadelfeinen Florett verfest, sondern von den vorstößigen Stößen eines biederen Familienshirms (Marle Zanella); eine Portion Brusttöne über das Thema Mannesmut und Menschenwürde, und viel Reime, sehr viel Reime von billigem Kling-Klang und blechern-hohlem Ton.

Die Gestaltung ist blutlos und schwachbrüstig und — das mindeste, das man erwarten könnte — eine gewisse Farbe in der sprachlichen Instrumentation, sie fehlt ganz: verwaschen, flau und grau, so hängt der Himmel über Fulda's Märchenland.

Pseudoschalk und Pseudojuvenal, und das Arbeitsthema dieser Personalunion: Liebe und Politik.

Mit der Grundidee, die diese beiden Motive vereinigt, hat sich das Janusköpfchen etwas ganz Fruchtbares ausgedacht. Nur konnten die Ärmchen dann, als es ans Ausbauen ging, nicht weit genug langen.

Ein Fabelhof ist der Boden der Handlung. Für den Schattenkönig Artus, den letzten lebensunfähigen Sprossen des alten Heldenengeschlechts, regiert eine Kamarilla, die in kluger Erkenntnis der Phantasiebedürfnisse des Volkes darauf bedacht ist, daß ihm der Glaube an die Königsherrlichkeit, an den geheimnisvollen Artusnimbus erhalten bleibt, und daß die Anzugänglichkeit und Unsichtbarkeit des Königs als menschen- und alltagsüberlegene Weisheitshöhe erscheint. Da macht das Schicksal einen Strich durch diese wohlgefügte Rechnung, der König stirbt, und die intrigentklugen Höflinge sind sich klar, daß mit dem Verlust dieses Fetisches auch ihre Macht dahin ist.

Da kommt ein Nothelfer, der ihnen den Fetisch durch einen schlaunen Rat wieder belebt. Der Tod des Königs wird nicht bekanntgemacht, seine Benennung wird vielmehr offiziell verkündet, und statt des Puppenkönigs nimmt man nun eine künstlich hergestellte Königspuppe, die jene einzige öffentliche Funktion, in einer verschlossenen Sänfte zurückgelehnt durch die Straßen getragen zu werden, genau so gut machen kann, wie das zur Ruhe gekommene Original.

Mit dem politischen Motiv ist nun das erotische Motiv zu einer dankbaren Verwicklung verknüpft. Der Nothelfer, der die Puppenidee gehabt, ist nämlich der Liebhaber der Prinzessin Sigune, der Tochter des Oberhofrantschmieds. Rein Edelster der Nation, sondern ein Kind des Volkes, von dem episch, lyrisch, dramatisch gleich beliebten Stamm der Hirten. Sigune, die Fulda als heteres Naturkind schildern will, die ihm aber, weil sein dichterisches Sehorgan nicht gerade sieht, sondern schießt, zu einer mannstollen Homunkula mit trampfhaft frechen Grimassen geraten ist, hat den Naturburschen sich zur heimlichen Minne in das Schloß bringen lassen. Aus dem heimlichen Minner wird aber über Nacht ein heimlicher König. Das Volk nämlich, beglückt durch die Benennungsbotschaft, verlangt, daß Artus sich vermähle und ihm einen Thron erben schenke. Und die Regierungsintriganten, in das Netz ihres Betruges verwickelt, finden keinen anderen Ausweg, als sich Sigunens Vorschlag zu fügen: sie wird die Rolle als Gemahlin der Puppe und als Königin übernehmen, wenn man ihr als wirklich leibhaftigen Gatten für die verschwiegene Stille ihres Privatlebens den wackeren Hirten Peredur bewilligt. Das ist die in

jedem Sinne fruchtbare Verbindung zwischen Politik und Erotik, denn für den Erben ist nun gesorgt.

Diese Voraussetzung mit ihren sehr ausgiebigen Kombinationen hätte in leckeren Händen zu einer verwegenen „Teufelei“, um ein Wort der echten Romantiker zu brauchen, führen können. Fulda aber vermochte daraus weder einen dröhnenden Späß, noch eine mephistophelische Farce zu machen. Er bleibt in der kleinlichsten Wizelei stecken. Und seine szenische Technik hat etwas Fatal-Dick-Deutliches der Absichtsmacherei. Eine flügelahme Epigrammatik hüpfet und kräht betriebsam, sie nimmt den Schnabel voll und verkündigt die Wigtendenz jeder Situation in einem deutlich zugespitzten und von neckischen Reimlein umklungenen Sprüchlein. Das Publikum erhält alles, was es in diesem Fall wissen muß, unzweifelhaft deutlich aufs Butterbrot geschmiert, es weiß genau, was es in jedem Augenblick zu denken hat. Dieser Dichter und Mitbürger ist ihm ein angenehmer, bequemer, zuverlässiger und solider Beamter des Vergnügens, eine Art dramatischer Cook, der seinen Reisklienten für jede Verrichtung und jede Etappe den Direktivcoupon in die Hand drückt, für den satirischen, für den pikanten und für den Sittlichen-Entrüstungsmoment, und auch für den erhebenden Augenblick, wo die gute Sache über die Gemeinheit siegt. Treulich geführt wird die Reiseherde, und nicht, wie bei den unbequemeren Spöttern, bei Wedekind und Shaw — der durch eine witzige Fügung in dieser Betrachtung den Dreyer und den Fulda zu einem schnurrigen Terzett ergänzen wird —, drohen dem harmlosen theatralischen Vergnügungstouristen Fallgruben und Selbstschüsse, und die Gefahr, daß er, ohne es zu merken, sich selber auszulachen gezwungen wird.

Fulda winkt mit dem Zaunpfahl, wenn er schalkhaft wird, und er hält das Banner hoch, wenn sein heiliger Dichterville die Menschenrechte proklamiert.

Fataler noch als das Banner des Herolds ist der Zaunpfahl des Neckischen. Man erlebt hier, ähnlich wie es neulich von der Sudermann-Charakteristik geschildert wurde, einen dem Schriftsteller offenbar gar nicht zum Bewußtsein gekommenen Gegensatz zwischen der Absicht und den Mitteln der Darstellung. Diese Siguine ist das kompromittable Beispiel dafür. Sie soll das frische Naturkind sein, ein enfant terrible mit den Naivitäten eines starken, rassigen, doch noch unbewußten Temperamentes. Fulda macht aus ihr eine Sachverständige für natürliche Zuchtwahl, auf programmatische Eindeutigkeit gestimmt. Den Höflingen erklärt sie sachlich froh: was die Frau braucht, muß sie haben, und ihrem Liebsten gibt sie das anerkennende Zeugnis von seiner „Glieder kraftgebrungenem Bau“.

Nachdem Fulda so seinem schalkhaften Sinn Genüge getan, besinnt er sich auf die höhere Bestimmung seines Dichteramtes, Völkern und Königen die Wahrheit — natürlich wohltemperiert, daß sie nicht auf den Magen schlägt — zu sagen. Er läßt also den Hirten sich nicht an dem lustigen Amt genügen, den Artusnamen fortzusetzen, sondern er läßt ihn mit seinen Zwecken wachsen, die Königslegende mit Taten erfüllen, und als Krieg droht, in der Königsrüstung unerkannt das Volk zum Siege führen. Und er läßt dann das Trugspiel herauskommen, damit auch das Volk seine satirische Beleuchtung erhält. Und hier zeigt sich der ganze Fulda, einlenkend, dämpfend, konziliant, vorsichtig nach allen Seiten.

Nämlich nur die eine Hälfte des Volkes fällt von dem Retter ab, weil er kein Artus, sondern nur der Hirt Peredur ist, nur die eine Hälfte zeigt sich

so verrannt, verblendet und unmündig, daß sie jetzt lieber den idiotischen, entarteten Artusneffen zum Königsfetiſch haben will, als den Befreier aus volltümlich eigenem Blut. Nur die eine Hälfte iſt es, an der Fulda ſeine Satire auf den Wankelmuth und die Halbſigfeit der Menge auſtobt; ſäuberlich abgeteilt ſteht die andere Hälfte der beſſeren Elemente da, die dem verſöhnlichen Schluß und dem ſo ſympathiſchen Glauben an die Menſchheit dienen. Sie ſcharen ſich um Peredur, ſein Weib und ſein Kind, ſie rufen ihn zu ihrem König aus und ſie werden ſich einen prachtvoll geblüht und geleckten Zukunftsſtaat gründen. Fulda aber müßte dort entſchieden Reichskanzler werden.

Über dem Papiermaché, das ſich auf der Bank der Spötter breit macht, ſteigt der ſteinerne Gaſt auf. Bernhard Shaw, der Proteus, trägt diesmal dieſe Erſcheinung als ſeines Wiſes Kleid und Pier, denn er kommt mit einem Don-Juan-Spiel. „Menſch und Übermenſch“ heißt es, und es iſt in einem bedängſtigend dicken Buch eingeklapſelt, das von Vorreden, Beigaben, philoſophiſchen Exkursen und Intermezzi ſtrozt. Den luſtigen Kern der Handlung mit ſeinem ſpottfunkenſprühenden Aufeinanderprallen extrem entgegengeſetzter Charaktere und Lebensſituationen hatten die Kammerſpiele des Deutſchen Theaters herausgelöst und zur Darſtellung gebracht.

Wir wollen uns hier vor Affenliebe hüten und uns deſhalb, weil Shaws Wiß bei uns ſo viel Kredit hat, nicht durch ſeinen Ernst „bluffen“ laſſen. Dieſe Philoſophie des wohlbeleibten Buches gibt ſich recht anſpruchsvooll und hat dabei keine ſehr tiefen Ausblicke. Sie behandelt den „Zerſtörer und Umſtürzer“, der über die Konventionen und Heucheleien und abgegriffenen Werte hinweg die Grenzen des Gehirns erweitert und zu einer Entwicklung in freiere, naturgerechtere Zuſtände bewirkt. Mit einem Fanatismus und einer apodiktischen Pedanterie werden dieſe Ausführungen formuliert, daß man der ſonſt ſo ſkeptiſchen Shaw-Maſke in die Karten guckt und darin überruſchend viel von der bei ihm doch ſonſt ſo ironiſch bewerteten Ware der „feſten Überzeugungen“ findet. Auch in der anderen Theſe dieſer Auseinanderſetzung ſchreit und trumpft Shaw allzu geräuſchvooll auf. Hatte er ſich vorher auf Nietzsche geſtüzt, ſo lehnt er ſich jetzt an Schopenhauer an, und aus deſſen Metaphyſik der Liebe entdeckt er ſich jene Theorie, daß die Erotik die große Mäuſefalle der Natur iſt, daß Männer und Frauen nur Werkzeuge für ihre Zwecke ſind, jene Zwecke, die von den Menſchen mit den Flittern der Romantik und Illuſion behängt werden. Vor allem aber ſind die Frauen Verkörperungen des Naturwillens, ſie ſind eigentlich die Wählenden und Jagenden und die Männer die zur Strecke gebrachte Beute. Und daraus leitet ſich nun die eigentliche Shaw-Romödie der tragikomischen Liebesjagd der Frau nach dem Mann ab in der äußeren Form einer „Klatſchbaſengeſchichte aus dem modernen London“, aber mit der tieferen Humorbedeutung, daß hier der Verfolgte ein Nachkomme Don Juans iſt, ein Don Juan, der freilich die Ornamente ſeines Ahnherrn, den Regen und die Mandoline, als Anachronismen abgelegt und mit ihnen auch die Luſt am leichten Liebesabenteuer, der aber als Widersacher der bürgerlichen Übereinkunft, als Revolutionär der Vorſtellung, als unbefriedigter, raſtloſer Vorwärtsgäbler ſeiner Ahnherrnraſſe würdig iſt.

Don Juan auf der Fluſt vor dem Weibe, und natürlich als moderner Menſch im Automobil. Dieſe Guclaktenbilder, immer im ſcharfen Licht des Scheinwerfers, ſehr ſouverän und mit tödlich treffendem Spott, ſind ſehr feſſelnd.

Klassen- und Rassen satire blüht in ganz knapp umrissenen Situationen auf; der „neue Mann“ wird entdeckt, der Chauffeur, diese jüngste soziale Zwischenstufe, durch den die Gerechtigkeit der Natur den reichen freiheits-illusionistischen Automenschen einen Terroristen und eine nicht zu überwindende Abhängigkeit geschaffen hat.

Es wird auch — und darin zeigt sich Shaws Unbestochtheit — der Donquichotismus des Umstürzlers ironisch beleuchtet, der theoriebefangen eigentlich auch immer nur durch seine Brille sieht und voreilig Situationen den Schutz seiner Meinungen aufdrängt, die ihn gar nicht gewünscht haben und ihn abfallen lassen, und der trotz seiner Gehirnkultur dem „Willen der Natur“, verkörpert in einer beliebigen netten englischen Miß, nicht entgeht und sich trotz großer zerebraler Eigenmißbilligung ihr als Ehemann ausliefern muß.

Ja die Stirn des steinernen Gastes und seine Lippen und Augen, wie sie über der Lehne der Spötterbank auf die Papiermachegewächse blicken, sind energisch und scharf gemeißelt.

Aber geht man um die Bank herum, dann bemerkt man in der Rocktasche den ungefügen bei S. Fischer in Berlin erschienenen Wälzer und man entdeckt verwundert, daß der steinerne Gast auf tönernen Füßen steht.

Felix Poppenberg



## Wieland der Schmied

Im 2. Band des 7. Jahrgangs unserer Zeitschrift veröffentlichte Fr. Lienhard die erste Szene seiner dramatischen Dichtung „Wieland der Schmied“, die inzwischen als Buch (Greiner & Pfeiffer, Stuttgart) und als Hauptzugstück des Harzer Bergtheaters weiteren Kreisen zugänglich geworden ist. Die alte Eddasage darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden. Aus drei Elementen setzt sie sich zusammen. Licht- und dunkle Erdalben, dazwischen die Menschen sind ihre handelnden Personen. Erdalben mit großem Wissen (Vogenschießen, Seltkunde, Schmiederei) fangen sich Lichtalben (Walküren) zu Weibern. Ein Menschenkönig (Nibhob) will die Erdalben sich zu Diensten machen. Durch List gelingt es ihm, sie gefangen zu setzen. Die Lichtalben sind ihren Männern entflohen. Die Erdalben stehen nun in des Königs Fron. Am Waffenschmied Wieland liegt ihm zumeist. Drum läßt er die Sehnen ihm zerschneiden und hat ihn so in den Dienst gefesselt. Für Wieland gilt jetzt nur noch Rache. Er findet sie, indem er des Königs Söhne tötet und seine Tochter schändet. Dann „lachend hob in die Luft sich Wieland, vernichtet vom Schmerz blieb Nibhob zurück“. Wohin fliegt Wieland? — In die Freiheit? Seinem Weibe nach? — Die Sage gibt keine Antwort. Die Sage hat zu Ende den Mythos ganz an die Menschen gefesselt, wie sie es immer tut. Die Menschen sind ihr das Wichtige. Ein böser, treulosser König ist für Schandtat furchtbar gestraft — darauf kommt es der Sage an, das ist ihr genug. Im übrigen hat auch sonst die Sage am Wieland ihre Arbeit verrichtet. Sie hat manches ausgeschieden, anderes hineingeschmiedet.

Festzuhalten ist, daß das „Lied von Wieland“ urmythischen Stoff enthält. Den Naturmythos hat Lienhard in der Vorrede zu seinem Buche sehr schön gedeutet. „Die Kraft des Feuers, das als Blitz sich mit den Wollenjungfrauen

jagt, sie liebt, verfolgt, einfängt; die donnernde Not und der rauschende Segen, der aus diesem Kampf der Elemente entsteht; das Symbolische dieses Kampfes, der sich ja auch innerhalb des Menschen zwischen Erieb und Geist als ein elektrisch Hassen und Lieben darstellt — das alles spielt hier herein. Der gelähmte Schmied der nordischen, der lahme Sepsaitos der griechischen Überlieferung, der gekettete Feuerbringer Prometheus — sie sind Verwandte. Es ist der Blitz, der aus höheren Regionen auf die Erde fiel, seine FüÙe zerßlug, lahm lag und als Feuer dann wieder emporzüngelt, die Gottheit lästern und die Gottheit suchend. Welche Poesie in dem allem! Der König der Finsternis, Nidhod, sucht zwar die empordrängende Flamme zu verschlingen, aber es gelingt ihm nicht; der dumme Teufel Nidhod muß erst recht dem Göttlichen dienen, er trägt dem Schmied den Schmerz ins Haus — und der Schmied, von seiner Not getrieben, schmiedet sich Fittiche, sprengt den engen Behälter seines Daseins und fliegt dem Urfeuer zu, der Sonne.“

Es liegt im Wesen der Arnythen, daß sie in ihren Gestaltungen so umfassend das Epyische einfingen, daß die verschiedenen Stadien der Entwicklung menschlichen Seelenlebens darin untertauchen können. Götter und Heroen sind ihrerseits bereits Gestaltungen von Elementarkräften. Auch für diese Personifikationen birgt das Lied von Wieland tiefes Erleben. Nicht so finster ist die Finsternis, daß nicht in einem ihrer Bewohner die Sehnsucht lebte nach Licht. Bezeichnenderweise ist es der Künstler unter den drei Alben, der sie fühlt. In Gestalt der Walküre kommt das Licht zum Alben Wieland. Es ist nur ein Geschenk, wenn nicht gar Zufallsgewinn oder gar Erwerb durch List (Raub der Schwänenflügel). So ist der Lichtgewinn also kein Verdienst des Alben. Darum geht er ihm auch wieder verloren. Zur Strafe verfällt er der Knechtschaft des Menschen. Der Mensch nimmt ihm alles: die körperliche und die geistige Freiheit; denn zu Knechtsarbeit dient nun seine Kunst. Diese Not macht ihn so groß, steigert seine Kunst derartig, daß er seine Feinde vertilgen und das Licht sich gewinnen kann. Er fliegt in die Höhe.

Man braucht nur schnell hinzusehen, um zu erkennen, daß dieser Gewinn des Lichtes, der Flug zur Höhe viel wichtiger ist, als die Rache an den Feinden.

Man müÙte einmal den germanischen Mythos auf diese seine größte Eigenschaft hin untersuchen. So grausam und schrecklich er im Vertilgen ist, sein hehrster und stärkster Gehalt ist Neuschöpfung.

Im Aufschwung aus der Not und durch die Not zum Licht liegt der Ewigkeitsgehalt der Wielandfage. Denn jenes Sinauf ist die Aufgabe der Menschheit.

Der zuerst gerade diesen Kerngehalt erfaÙte, war Richard Wagner. Als er selber in furchtbarster Not war, da er als Verbannter in Zürich saÙ, als ihm sein bisheriges Leben und Schaffen zusammengebrochen war, er an der Menschheit verzweifeln zu müssen glaubte, — da gestaltete sich ihm als rettende Erlösung das „Kunstwerk der Zukunft“. Und als er vor seinem Geiste dieses Kunstwerk erkennen sah, fühlte er in der Sage von Wieland dem Schmiede das verwandte Erleben. Sehnsuchtsvoll schauend nach dem Lichtlande aus dem Elend heraus. „Da schwang die Not selbst ihre mächtigen Flügel in des gemarterten Wielands Brust und wehte Begeisterung in sein sinnendes Hirn. Aus Not, aus furchtbar allgewaltiger Not lernte der geknechtete Künstler erfinden, was noch keines Menschen Geist begriffen hat. Wieland fand es, wie er sich Flügel

schmiedete! Flügel, um kühn sich zu erheben zur Rache an seinem Peiniger, — Flügel, um weithin sich zu schwingen zu dem seligen Eilande seines Weibes! — Er tat es, er vollbrachte es, was die höchste Not ihm eingegeben. Getragen von dem Werke seiner Kunst flog er auf zu der Höhe, von da herab er Neidings Herz mit tödlichem Geschosse traf, — schwang er in wonnig kühnem Fluge durch die Lüfte sich dahin, wo er die Geliebte seiner Jugend wiederfand.“

So ließ Richard Wagner seine theoretische Schrift vom „Kunstwerk der Zukunft“ enden. Fast könnte man meinen, hier sei ihm die Rache am Feinde noch ebenso wichtig wie die eigene Selbstbefreiung. Das wurde anders, da Wagner als Künstler sich daranmachte, das Lied von Wieland zum Drama zu gestalten. Hier verzichtet Wieland auf die Rache. Des Königs Söhne sind ganz fallen gelassen. Dafür tritt des Königs Tochter stärker in den Vordergrund. Sie gehört zunächst zu Wielands bittersten Feinden, sie trägt mit die Schuld an Wielands Knechtung. Um so furchtbarer muß sein Rachegeflüste gegen sie sein. Da kommt sie zum Krüppel, weil sie ihn braucht, ihr den Zauberring wieder zu schmieden. Als sie sieht, wie der Schmerz diesen Menschen adelt, wie die Kunstbegeisterung den Krüppel zum Helden adelt, da bietet sie sich selber Wieland zur Liebe an. Er aber verzichtet; er denkt nur der Tat, die es nun zu schaffen gilt. Und wenn er später den König und seine Schar im Brande der Werkstatt verkommen läßt, während er selbst sich in die Höhe schwingt, so ist es eigentlich überflüssig, daß er selber diese Rache vollzieht; denn schon nahen des Königs Feinde, die ihn verdorben hätten. —

Lienhard hat diesen Schritt zum Verzicht auf die Rache vollzogen, den vielleicht auch Wagner getan hätte, wenn er zur Ausführung seines Dramas geschritten wäre. Bei Lienhard tut Wieland das, was er bei Wagner ebenso ruhig hätte tun können: er überläßt die Menschen ruhig ihrem Schicksal. Er hat diese Menschen einfach vergessen über seiner Kunst. Diese Kunst erfüllt sein ganzes Sein so, daß er an nichts anderes mehr denken kann.

Hier liegt der springende Punkt. Lienhard mußte folgerichtig zu diesem Schritte kommen, weil bei seinem Wieland das künstlerische Schaffen allein im Mittelpunkt der Entwicklung steht, während für Wagners Wieland die Liebe zum Weibe als gleichstarke Macht daneben bestehen bleibt. Darum mußte Wagner die Liebe Wielands zu seines Todfeindes Tochter einfügen. Diese Liebe beruht auf einem Zauber.

(Darin liegt die Schwäche in Wagners Entwurf und jedenfalls auch die Ursache, daß er ihn nicht ausführte. Denn den Liebeszauber und die Entbindung davon brachten auch die Ribelungen. Übrigens auch manche anderen Motive. Wir haben noch andere Fälle in der Geschichte von Wagners Schaffen, daß er aus solchen Wiederholungsgründen, die sich erst im Verlaufe des Schaffens ergaben, weit geliebene Werke fallen ließ. Vergleiche die Geschichte von Tristan und Isolde, Der Sieger, Parsifal.)

Bei Lienhard ist das künstlerische Schaffen der Angelpunkt der ganzen Wielandsage. Die Liebe der Walküre, ihre Flucht, Wielands Gefangenschaft und Not sind alles nur treibende Kräfte für die Entwicklung dieser Künstlerschaft. So ist die Wielandsage in Lienhards Händen ohne Beugung des urmythischen Gehalts zur Verherrlichung der Macht des Künstlertums geworden. Die befreiende Kraft des Künstlertums von allem Erdenleid, seine erhebende Macht über alle Erdenwünsche, kurz das Aufgehen des ganzen Menschen in der Künstlerschaft ist der Inhalt seines Wieland-



dramas. Diese Fähigkeit, aufzugehen in der Sache, ist der Urgrund, aus dem erstehen kann die große Tat. Die Fähigkeit zu dieser Tat bedeutet für die Menschheit Heldentum.

So ist dieses Drama für Lienhard Bekenntnis persönlichen Erlebens und Weltanschauung. Nach meinem Dafürhalten hat er diesem Grundgedanken seines Schaffens nirgendwo stärkeren Ausdruck gegeben, als im Wieland. Dieser Grundgehalt tritt dabei so deutlich zutage, daß ein so großes Verkennen desselben, wie manche Kritiker es bekundet haben, die Urteilskraft dieser nicht günstig beleuchtet. — Über der Bewunderung für die auch sprachlich herrliche Dichtung verstummen einige Wünsche nicht. Der eine ist mehr äußerlich und heißt kräftigeres Zusammenziehen etlicher Szenen (vor allem der der Waldfrau). Der zweite zielt in den inneren Bau des Wertes. Ich halte die Verwendung der Gestalt der Königstochter nicht für ganz glücklich. Es verwirrt oder schwächt doch, wenn auch sie so sehr ihres Vaters Feindin ist und so von vornherein natürliche Bundesgenossin ist Wielands in der Rache gegen den König. Hier hätte Wagners Fassung, die Lienhard absichtlich unbeachtet gelassen hat, glückliche Anregung geben können, wenn auch die Aufnahme der Zaubertiebe Wielands zur Königsmaid zu weit abführen würde.

Die äußere Anregung zur erneuten Beschäftigung mit Lienhards Drama bot die Aufführung desselben am Weimarer Hoftheater. Der Versuch der Verpflanzung des für die Freiluftbühne geschaffenen Wertes ins gewohnte Theater ist damit nicht gelungen. Die Schuld lag aber doch an der Art der Aufführung. Die szenische Anordnung war mehr störend, Ton und Art der Wiedergabe lärmend und veräußerlichend. Statt die innere Entwicklung, auf die es hier allein ankommt, mit allen Kräften herauszuarbeiten, schuf man ein äußerlich lärmendes Geschehen. Das Schlimmste aber war die Hinzuziehung der Musik. Ich will gegen Göpferts Komposition nicht viel sagen, obwohl sie nach Maß und Umfang arg vergriffen ist. Übrigens tat Lienhard den Fehler, im Vorwort seiner Dichtung zu sagen: „Ich habe daher nur zum Beleuchten oder Erhöhen der Stimmung, zumal wo Fabelhaftes hereinragt, die Musik als eine Dienerin zu Hilfe gebeten.“ Wenn ich Lienhard in den vorangehenden Sätzen beistimme, daß mit den Mitteln des gesprochenen Wortes sich ein Drama hohen Stils schaffen läßt, so darf er dann erst recht die Musik nicht als eine Dienerin zu Hilfe bitten, wenn es besonders hehre oder feierliche Momente stimmungsvoll zu erhöhen gilt. Die ganze Welt dieses Dramas ist „wunderbar“, weil sie mythisch-heroiisch ist. Die ganze Welt dieses Dramas ist innerlich musikalisch, weil alle wichtige Entwicklung sich seelisch vollzieht. Es ist Lienhard gelungen, durch die eigenartige Sprache die Welt dieses Wunderbaren und Seelischen uns nahezubringen. Musik an vereinzelten Stellen zerstört diese Einheit. Dann wird Musikdrama zur Notwendigkeit. Ich denke mir, daß bei den Aufführungen im Bergtheater die freie Natur als Stimmungsmacherin mitwirkte. Im geschlossenen Theater müßte an ihre Stelle die bildende Kunst der Szenerie treten. Da wäre Großartiges denkbar; eine im Norden wurzelnde, nordisch empfindende Böcklinnatur könnte das gestalten. Die herkömmliche Kulissenmache muß freilich geradezu stimmungstötend wirken.

Karl Stork



## J. S. David †

„Also es wird Ernst. Ich denke, der mitfolgende Beitrag ist der letzte, mit dem ich die ‚Nation‘ ‚schmücken‘ konnte. Er ist der Würde und Gemessenheit des Moments gemäß erst dem Stenographen, dann der Maschinenschreiberin diktiert worden, ich habe ihn revidiert, und wenn man merken sollte, daß, wie wir in Wien sagen, ein recht fataler Riebiß im Zimmer gewesen ist, dann bitte ich Sie, tilgen Sie doch solche Spuren allzu großer Subjektivitäten und Launenhaftigkeit . . . Es ist ja am Ende nichts gar so Überwältigendes, was der Welt verloren geht. Ich war ein guter Kerl und, soweit mir ein Urteil zusteht, ein leidlich anständiger Mensch. Ich möchte, daß mein Andenken nicht ganz und spurlos verwehe.“ Diese Worte entstammen einem Briefe, mit dem der österreichische Dichter Julius Jakob David die Einsendung eines Aufsatzes begleitete, wenige Tage vor seinem Tode, der am 20. November eingetreten ist. Es gibt stille Helden, und dieser Wiener Novellist war ein solcher. Seitdem ich ihn vor einigen Jahren in einer flüchtigen Stunde kennen gelernt hatte, habe ich ihn nie wieder vergessen. Er war wohl von Geburt an nie gesund gewesen. Durch Taubheit fast von der Welt abgeschlossen, halb blind, durch einen Unfall in seinen Bewegungen schwerfällig. In seinen letzten Jahren hat ihm nun der Lungenkrebs noch furchtbare Qualen bereitet. Aber er hatte zweierlei, was ihn auf dieser Welt, die ihm wirklich nicht mehr schön vorkommen konnte, aufrecht erhielt, seine Kunst und die Liebe zu den Seinen. Über sein intimeres Menschentum kann ich nicht sprechen, dazu reicht jene Begegnung nicht aus, aber seine Bekannten rühmen den Menschen. Von seinem Künstlertum sprach er selber gern, er glaubte an sich, er wußte, daß er Nütziges wolle, und hatte die höchste Achtung vor der Bedeutung der Form in aller Kunst. In ihr das Beste zu geben, war sein unablässiges Bemühen. Das Bild, das uns die im Eingang mitgeteilte Briefstelle zeigt, ist ja berechtigt genug. Denn der „fataler Riebiß“, der im Zimmer war, war kein anderer als Freund Hein, der ihm bei der Arbeit über die Schulter schaute, der aber den emsig arbeitenden Schriftsteller nicht in der sorgfamen Durchsollung seines Aufsatzes behindern konnte.

David war im mährischen Weißkirchen 1859 geboren. Sein Bildungsdrang trieb ihn nach Wien. Unter bittersten Entbehrungen hat er hier studiert. Die Literaturgeschichte mochte ihn vor allem anziehen, aber er erwarb sich die breiteren philologischen Kenntnisse, um sich als Hauslehrer durchs Leben zu schlagen, bis er mit einigen schriftstellerischen Arbeiten, scharf gezeichneten und sauber modellierten literarischen Porträts und der wuchtigen novellistischen Skizze „Stromabwärts“ ein gewisses Aufsehen erregte. Bei einiger literarischer Betriebsamkeit oder doch etwas leichterem Schnellarbeit wäre es ihm seither wohl gelungen, sich besser durchzusetzen, aber er blieb der peinliche Arbeiter. Im übrigen hatte ihm das Leben ja wenig Erfreuliches gezeigt, und er war nicht der Mann, der sich aus Leid und Elend zur Höhe hinaufzuschwingen vermochte. Dazu fehlte ihm wohl der tatkrahe Glaube an diese Höhe. Was er gewann, im Dulden gewann, war ruhige Gelassenheit. Er hat des Lebens Elend in seiner ganzen Tiefe kennen gelernt und hat des weiteren eingesehen, daß es zumeist Schlechtigkeit oder doch Charakterschwäche ist, die das Verkommen im Elend verschuldet. In seiner Erzählung „Höferecht“, in der Novelle

„Am Wege sterben“ hat er solche Gestalten gekennzeichnet, und in manchem seiner formvollendeten Gedichte hat er die Not des Lebens ergreifend geschildert. So führte ihn die eigene seelische Einstimmung dazu, für seine Erzählungen Stoffe in jenen Zeiten zu suchen, die düster und schwer auf der Menschheit lasten. Die hohe Einschätzung der Kultur künstlerischer Form, die sich damit vereinigte, machte ihn zum Jünger Konrad Ferdinand Meyers. Es wäre aber falsch, ihn unter die Epigonen des großen Schweizer einzureihen. Das eigene Leid klingt in starken Empfindungstönen durch, und auch eine zuweilen hervorbrechende satirische Einstimmung gegenüber den äußerlich Glücklichen des Lebens ist aus eigener Weltbeobachtung geboren. Die Novellen, die unter den Titeln „Frühzeit“, „Drei Novellen“, „Stromabwärts“, „Probleme“ gesammelt sind, und in gleichem Maße die Gedichte (1891), die freilich einer ergänzenden Neuausgabe bedürften, sollten es vermögen, des Dichters Wunsch zu erfüllen, daß „sein Andenken nicht ganz und spurlos verwehe“. St.



## Kalender

Von diesjährigen Kalendern haben sich die altbewährten wieder eingestellt: aus der Gruppe der Abreißkalender mit trefflichen Ansichten von Stadt und Land, ethnographischen Darstellungen, Porträts usw. Meyers Historisch-Geographischer im 11. Jahrgang (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien, Preis M. 1,85), die drei (ebenso reich ausgestattet) des Verleges von W. Speemann in Berlin und Stuttgart, der Kunst-, der Alpen- und der historische Medizinal-Kalender (Preis je 2 M.), dazu ein neuer „Photographischer Abreißkalender“ aus dem Verlage von Wilhelm Knapp, Halle a. S. (Preis 2 M.), der neben 128 künstlerischen Landschaftsphotographien auf Kunstdruckpapier eine große Anzahl von praktisch erprobten Rezepten und Vorschriften auf dem Gebiete der Photographie bringt. — Aus der Gruppe der Kalenderbücher von der alten, gemüthlichen Art mit illustrierten Erzählungen, Gedichten, Anekdoten usw. Erowitsch's Reichs-Kalender (Verlag von Erowitsch & Sohn, Berlin, Preis gebunden 1 M.); ferner der 1881 begründete, also jetzt im 25. Jahrgange stehende Volkskalender „Der gemittliche Schläfing“ (Verlag von L. Seege [Oskar Günzel], Schweidnitz, Preis 50 Pfg.), dessen Redaktion jetzt Paul Keller, der bekannte Verfasser des Romans aus Schlesiens Bergen, „Die Heimat“, übernommen hat. Der „Schläfing“ führt uns zugleich zur Gruppe der Lokal- oder „Heimat“-Kalender, die immer zahlreicher austauschen. Im vorigen Jahre konnten wir den von Georg Merseburger in Leipzig herausgegebenen „Leipziger Kalender“ anzeigen, der auch 1907 als reichhaltige, literar- und kulturhistorisch interessante Leipziger Chronik wieder erscheint (geb. 2 M.). Dazu kommt jetzt ein von Professor E. Neeb redigierter Rheinisch-Westfälischer Kalender mit 6 Originalsteinzeichnungen von Ernst Liebermann (M. Lengfeldsche Buch- und Kunsthandlung, Köln, Preis 1 M.) und ein von Hans Satow herausgegebener Volkskalender „Von de Waterkant“ (Verlag von Lübeck & Röhring, Lübeck, Preis nur 20 Pfg.). Wie die den einzelnen Landschaften gewidmeten, so kommen auch die einzelnen Dichterpersönlichkeiten zugeeigneten Kalender immer mehr in Mode. Ob diese neueste

Literaturmode gerade sonderlich geschmackvoll ist, erscheint uns fraglich. Der im vorigen Jahre von Otto Julius Bierbaum begründete *Goethe-Kalender*, der auch dieses Jahr wieder erscheint (mit Schmuck von E. R. Weiß, einer Dreifarbenwiedergabe eines Jugendbildnisses von Goethe, sowie mehreren Holzschnitten und Ulgungen nach alten Vorlagen. Dieterichscher Verlag [Theodor Weicher], Leipzig, Preis 1 M., geb. 2 M., Liebhaberausgabe 3 M.) mag ja der Popularisierung des Dichters gute Dienste leisten, wie auch der im selben Verlage als Seitenstück zum *Goethe-Kalender* in diesem Jahre neu erscheinende *Reuter-Kalender*, herausgegeben von dem bekannten Reuterspezialisten Karl Theodor Gaeders, der großen Fris Reuter-Gemeinde hochwillkommen sein wird, zumal mancherlei weniger Bekanntes dadurch erst weiteren Kreisen zugänglich wird. Der *Reuter-Kalender* enthält sogar eine Anzahl bisher noch ungedruckter Gedichte und Geschichten aus des Dichters Nachlaß. In ähnlicher Aufmachung bringt der Verlag von Schuster & Löffler, Berlin, einen „*Beethoven-Kalender*“, in dem das Wertvollste die zahlreichen Bildnisse sind, während der Text etwas bequem aus den sonstigen Verlagswerken der Firma zusammengestellt ist. Wohin gelangen wir aber, wenn jeder Dichter, Künstler, Staatsmann zc. nun seinen besonderen Kalender erhält? Einen *Heine-Kalender* kündigt schon für dieses Jahr der Wiener Verlag von R. Münt an; daß noch kein *Bismarck-* und kein *Kaiser-Wilhelm-Kalender* erschienen, ist fast zu verwundern. — Eine weitere Gruppe sind die *Notizkalender*, als deren eleganteste Vertreter *Trowitschs Damen-Kalender*, schon im 60. Jahrgang stehend (Preis M. 1,50), und ein zum ersten Male erscheinender „*Damen-Kalender für gute und für schlimme Damen*“, mit mehr oder weniger respektvollen Sentenzen über den Wert der Frau, im Verlage von Karl Marhold, Halle a. S. Wie diese beiden unserer Damenwelt, so sei der Jugend auch diesmal wieder der *Eierschuß-Kalender* (Preis 10 Pfg.) empfohlen, den der Berliner Eierschußverein (Berlin S.W., Königgräzer Straße 41) in anderthalb Millionen Exemplaren verbreitet.



## Neue Bücher

**Das Schauspielbuch.** Ein Führer durch den modernen Theaterspielplan von Dr. Rudolf Krauß. Stuttgart, Rüttsche Verlagsbuchhandlung. Geb. 3 M.

Dieses sehr hübsch ausgestattete, handliche Buch leistet jedem, der dem Theater Teilnahme entgegenbringt, gute Dienste. Denn es ist ganz aufs Praktische angelegt. 35 Dramatiker der Gegenwart finden kritische Würdigung; 90 Dramen, die im Spielplan mit einer gewissen Stetigkeit wiederkehren, werden ihrem Inhalte nach erzählt. Für den Besucher dieser Stücke ist das die beste Vorbereitung zu einem vollen Genuß; wertvoll ist es für jeden, der einen lebendigen Überblick über die zeitgenössische Dramatik gewinnen will. Endlich ist es für Eltern und Erzieher ein Ratgeber, ob sie die ihnen anvertraute Jugend in die betreffende Aufführung gehen lassen können. Eine allgemeine Einleitung schildert die Entwicklung des modernen Dramas in Deutschland. Die flüssige, anschauliche Schreibweise erhöht den Wert des hiermit warm empfohlenen Buches.

St.





## Von der Plastik der drei letzten Jahrhunderte

Von

Dr. A. Lindner

Die Renaissance, welche die antiken Schönheitsideale zu neuem Leben wiedergebar und für die Zwecke und Anschauungen ihrer Zeit umschuf, hatte auch der vorzüglichsten Kunstgattung des Altertums, der Plastik, eine zweite Blütezeit gebracht, die in Michelangelo ihren Höhepunkt erreichte. Der gewaltige Bildhauer war gleichsam der Erwecker und Befreier der im Stein gefesselt schlummernden Form gewesen und doch wieder bei aller himmelfürmenden Genialität der gehorsame Slave seines Materials, dessen Charakter seine Bearbeitungsweise stets gerecht wurde. In dieser strengen, durch selbstgegebene Stilprinzipien freiwillig übernommenen Beschränkung hat Michelangelo aus seinen Blöcken das Höchste herausgehauen, was wir uns an Reichtum und Ausdrucksfähigkeit von Form und Linie vorstellen können, und trotzdem oder besser deshalb erschienen uns seine gefesselt gebundenen Marmorleiber manchmal gezwungen und gesucht. Weitere Möglichkeiten über Michelangelo hinaus auf dem Wege seiner strengen klassischen Kunst gab es nicht mehr. Er selbst, der von seinen Nachtretern mißverständene Vater des Barocks, hatte der Willkür Tür und Tor geöffnet.

Der größte und einflussreichste Meister des neuen, das 17. Jahrhundert beherrschenden Stils ist Lorenzo Bernini (1599—1680). Ein Sohn des sinnenfrohen Neapel kam Lorenzo schon als Kind nach Rom, dessen spätere künstlerische Signatur er zu bestimmen berufen war. Die Universalität der alten Renaissancenaturen war in dem Nachgeborenen wach geblieben. Als Baumeister von St. Peter, dessen weitausgreifende Riesensäulennaden sein Werk sind, leistete Bernini gleich Glänzendes, wie als Maler und Bildhauer. Mit 18 Jahren meißelte er die in ihren Verirrungen noch reizende Gruppe der von Apollo verfolgten Daphne. Die Verwandlung der fliehenden Nymphe in den Lorbeerbaum, das Spritzen des Laubes aus den Fingerspitzen der erhobenen Hände darzustellen, war so recht ein Vorwurf im Sinne der Barockplastik, deren Art es ist, un-

nötige Schwierigkeiten zu suchen, um sie spielend zu überwinden und mit virtuoser Beherrschung der Technik zu prunken. Bernini stieg bald zu hohem Ansehen empor, und sein Gönner, der Papst Urban VIII. aus dem Hause Barberini, pries sich später glücklich, daß der Künstler gerade während seines Pontifikates gelebt habe. Was der vielbeschäftigte Cavaliere an Massenware schuf, wie die nach seinen Entwürfen von geringeren Künstlern ausgeführten 162 Statuen der Peterssäulen oder diejenigen der Engelsbrücke, trankt alles an den Ausartungen des Zeitgeschmacks, an unnatürlich kräftig stilisierter Muskulatur, überschwänglich theatralischem Pathos und zügelloser raufsender Verfahrenheit des Konturs und der Modellierung. Aber einige geistreiche und geschmackvolle Arbeiten können nur von einer völlig einseitigen Kritik verworfen werden. So die prächtigen Brunnen der Piazza Navona und der Piazza Barberini, so die berühmte Verzückung der heiligen Theresia in der Kirche Santa Maria della Vittoria zu Rom, welche Bernini für sein bestes Werk hielt.

Ein Heiligenbild ist es freilich nicht, aber die auf die Gefangennahme der Sinne spekulierende Barockkunst machte darin keine Unterschiede. Die Ekstase der jungen Nonne ist nichts weniger als himmlisch, und auf dem Antlitz des Engels, der ihr das Gewand öffnet, um das Herz mit dem Pfeile zu berühren, spielt ein lüsteres Lächeln. „Venus und Amor in schlechter Verkleidung“ hat man das Paar gescholten, und Berninis Sohn meinte später: „Une si douce blessure méritait d'être immortelle“. Die barocke Freude an der Vergewaltigung des Materials, an der Ignorierung seiner Eigenschaften, der Schwere, Härte und Struktur des Steines tritt in der auf Marmorwolken schwebenden Gruppe und ihrer flatternden Bewandung besonders deutlich zutage.

Angezählte Künstler haben nicht nur in Italien, sondern im ganzen Europa mit mehr oder minder Geschick den großen Cavaliere Bernini nachgeahmt. Für den Ruf, welchen dieser auch außerhalb seines Vaterlandes genoss, spricht es, daß Ludwig IV. ihn nach Paris berief, damit er beim Louvrebau als künstlerischer Beirat diene. Und selbst in der kleinen brandenburgischen Residenz entstand dem berühmten Barockkünstler ein Nachfolger. Andreas Schlüter (1664—1714), ein Hamburger von Geburt, gleich Bernini ein Meister der Baukunst wie der Bildnerei, ist zwar in seinen architektonischen und plastischen Schöpfungen stark von niederländischer Art abhängig, hat aber, als er vom Kurfürsten Friedrich III. zum Einkaufe von Gipsabgüssen nach Rom entsandt wurde, dort auch viel von dem noch machtvoll lebendigen Berninischen Geiste in sich aufgenommen. In seinem Reiterdenkmale des „Großen Kurfürsten“ auf der Berliner Langen Brücke (1703 aufgestellt) scheinen die Spuren dieses Studiums erkennbar, nur mutet uns das Werk des preussischen Hofbildhauers ernster und monumentaler an, als die Vorbilder seines italienischen Lehrmeisters. Die dominierende Erscheinung des Reiters ist das Resultat seiner künstlerischen Abrechnung. Kolossal für das zierliche, nicht übermäßig große Postament ist die Hauptgestalt im Ver-

hältnis zu den heftig bewegten Sockelfiguren der vier „Skaven“ von einfacher Ruhe und unnennbarer Majestät. Die modische Lockenfülle ihres Hauptes, wie das römische Imperatorenkostüm und auch das temperamentvoll ausschreitende Kopf sind von kraft- aber maßvoller Formengebung. An die Stelle manierierten Schwulstes ist imponierende Wucht getreten, und neben wenigen an den Fingern herzuzählenden Reiterbildern des Altertums und der Renaissance erfüllt Schlüters „Großer Kurfürst“ die Aufgabe solchen Denkmals, und eine lebendige Anschauung vom Dargestellten und seiner Epoche zu vermitteln. Um dieselbe Zeit, wie der großartige Bronzeguß, entstand die plastische Dekoration der Berliner Zeughausfassade. Nach der Straßenseite zu sind es nur dekorative Trophäenbündel und ähnliches, aber für die Fensterschlußsteine des großen Innenhofes wählte Schlüter als ernstesten, auf die Bestimmung des Gebäudes hindeutenden Schmuck Kolossalmasken sterbender Krieger. Einundzwanzigmal galt es, dasselbe Thema zu behandeln, und in ergreifender Weise ist diese Aufgabe durchgeführt. Emporgerissen in schmerzvoller Verzweiflung, hinscheidend zur Seite geneigt oder apathisch vornübergefunken, spiegeln alle diese kriegerischen Häupter den Kampf des letzten Augenblicks wieder, und es zeugt von Schlüters bewundernswürdig sicherem Takt, daß der Ausdruck keines einzigen die Grenzen des ästhetisch Statthaften überschreitet. Daß dem so ist, hat seinen Grund gewiß mit in dem feinen Verständnis, mit welchem Schlüter auf seiner Italienfahrt die Meisterwerke antiker Plastik angesehen haben muß. So gewahren wir neben einem Antlitz, dessen von den Qualen des Verschmachtens durchwühlte Züge an den dürftenden Gekreuzigten erinnern, auch solche, bei denen uns der gefesselte Marsyas einfällt oder der sich unter dem Schlangengebisse windende Laokoon. Durch den Verlust der Hofgunst der deutschen Kunst entrisen, wandte sich der Meister nach dem Thronwechsel nach St. Petersburg, wo er bereits ein Jahr später starb.

Im Wandel der Zeit und des Geschmacks war Berninis nach dem geistigen Gehalt wie der äußeren Form gleich raffinierte, leidenschaftlich bewegte Kunstweise selbst in Italien in Mißkredit geraten, und wie einen „Befreier aus Perückendruck und Pöppelzwang“ begrüßte man den Venetianer Anton Canova (1757–1822), wobei man übersah, daß auch dieser Ründiger eines neuen Schönheitsideals nicht frei von einem kleinen, zierlich getragenen Pöppel war. Der „Phidias seiner Zeit“, in dessen Perseus man einen vollwertigen Ersatz für den von den Franzosen nach Paris entführten Apoll von Belvedere gewonnen zu haben glaubte, ließ es sich ernst angelegen sein, das edle Ebenmaß klassischer Bildsäulen auch seinen Gestalten mitzuteilen. Aber er blieb doch weiter hinter seinen Idealen zurück, als die Zeitgenossen erkannten. Besonders seinen marmornen Mädchenleibern, seinen Psyche, Heben, Mufen und Nymphen haftet oft eine von der galanten Anmut des Kokolo stammende sinnlich-schmachtende Weichheit an, so daß der kunstfreundliche Bayernkönig Ludwig I. über die Canovasche Gruppe tabelnd dichten konnte:

„Üppige Mädchen sind hier die Grazien, Lüfternheit weckend;  
Ist zu reizen jedoch je die Bestimmung der Kunst?“

In das Extrem verfiel der Bildhauer aber, wenn er sich auf das Gebiet des Heroischen wagte und etwa mythologische Heldentaten zu schildern versuchte. Das erkannte auch Napoleon I., welcher Canova hochschätzte und sich mehrfach von ihm porträtieren ließ. „Glaubt denn Canova, daß ich durch meine Fäuste siege?“ soll er gesagt haben mit Bezug auf eine ähnliche Statue, wie sie, im Hofe der Mailänder Brera errichtet, den Franzosenkaiser als römischen Triumphator mit einer kleinen Nikefigur in der Rechten darstellt.

Neben und nach Canova war der aus Kopenhagen stammende Bertel Thorwaldsen (1770—1844) berufen, das mit unendlichen Ehren überhäufte Haupt der in der ewigen Stadt tätigen Bildhauer zu werden. Selten ist sich die ganze gebildete Welt so einig gewesen in der Begeisterung für einen Künstler, einer Begeisterung, die man heute nur noch historisch verstehen kann. Was wir selbst an dem dänischen Meister ehrlich bewundern müssen, ist die Ökonomie, mit der er es verstand, aus seinem zweifellos höchst respektablen, aber nicht übermäßig originellen Talente für gefällige Form Kapital zu schlagen, und für die Begabung, mit einem beschränkten Vorrat von Typen, Ideen und Kompositionsmotiven den künstlerischen Aufwand für die schier unermessliche Fülle seiner Gruppen, Statuen und Reliefs zu bestreiten. Während das einzelne Bildwerk Thorwaldsens stets einer gewissen würdevollen Wirkung sicher sein wird, bestätigt sich das Gesagte dem Beschauer, der einer Anhäufung solcher Arbeiten gegenübertritt. König und Volk von Dänemark, die ihrem berühmtesten Landsmanne zu Ehren in Kopenhagen das Thorwaldsenmuseum errichteten, haben diesem daher im Grunde einen ebenso schlechten Dienst geleistet, wie der Meister sich selbst erwies, als er seinen ganzen künstlerischen Nachlaß dem Tempel seines Ruhmes vermachte. Nun erst sieht man, wie alle seine Geschöpfe, gleich Gliedern einer Familie, denselben Kopf auf demselben Körper tragen, wie das Gewand immer wieder nach denselben Regeln konventionell gefaltet ist, wie an Stelle einer unerschöpflich frisch sprudelnden Phantasie das altbewährte Rezept, das nie versagende Schema tritt. Die sachliche Beurteilung, die wir dem Bewunderungstäumel von Thorwaldsens Zeitgenossen entgegenstellen, läßt uns aber nicht blind sein gegen das Erfreuliche in seiner Kunst. Ebenso wenig, wie wir bei dem Meister, der eine auch für die damalige Zeit auffallend geringe Bildung besaß, Spuren tieffinniger Genialität entdecken können, finden wir in seinen Werken etwas Unnobles, Banales. Jede Haltung seiner Gestalten ist mit künstlerischem Blicke gesehen und festgehalten, stets motiviert und formvollendet, vornehm und klar. Sein Stil bleibt immer der gleiche: halbverstandene, äußerlich gut wiedergegebene Antike, seelenlose, ihre Reize an der Oberfläche tragende Schönheit, der es nicht gegeben war, den kalten Marmor wirklich zu beleben. Thorwaldsens Behandlung des Nackten — und er hat unendlich viele hüllenlose Männer- und Frauengestalten gebildet — ist vielleicht die keuscheste,



welche sich denken läßt. Und dies eben, weil er Verallgemeinerungen des menschlichen Körpers formte, ohne den Reiz des Individuellen, Gebilde, die sich aus edel geführten Linien zusammenfügen, aber die akademische Formel statt der lebendigen Natur geben. Die Langweile, die Thorwaldsens Bildwerke, wenn man sich eingehender mit ihnen beschäftigt, auszuströmen beginnen, erinnert an diejenige, welche wir im Verkehr mit schönen, aber geistig unbedeutenden Menschen empfinden; sie ist bedingt durch die formale Korrektheit dieser einwandfreien Normalgestalten, gegen die sich eigentlich nichts sagen läßt, die uns aber auch wenig zu sagen haben. Selbst der hebeitsvolle Christus, der uns von der Apfisiswand der Kopenhagener Frauenkirche sein „Kommet zu mir“ entgegenwinkt, ist das Produkt einer bei sicherer Beherrschung aller künstlerischen Mittel nüchtern schaffenden Natur, und als solches gleich weit entfernt von unwahrer Pose wie von echtem innerlichen Leben.

In Deutschland muß als der hervorragendste Vertreter des dort um die Mitte des 18. Jahrhunderts herrschenden Klassizismus der Berliner Gottfried Schadow (1764—1850), ein starker, selbständiger Künstler, gelten, der zu Rom, wo er in jungen Jahren die goldene Akademiemedaille errang, selbst der Antike nicht kritiklos gegenübergetreten war und, heimgekehrt, fortfuhr, die Dinge mit eigenen Augen zu betrachten. Aus der Schule des tüchtigen, von Friedrich dem Großen nach Berlin zitierten Flämen J. B. M. Tassaert hervorgegangen, hatte der Bildhauer in Italien die Werke Canovas auf sich wirken lassen, deren edle Einfachheit ihm zusagte, deren süßliche Glätte er aber durch kraftvolle und realistischere Wiedergabe der Natur ersetzte. Verschiedene Einflüsse kreuzen sich in Schadows 1791 vollendetem Grabmal des achtjährigen Grafen von der Mark, eines natürlichen Sohnes Friedrich Wilhelms II., das in seiner Gesamtanlage auf das Wandgrab der italienischen Renaissance zurückgeht, in seinem Reliefschmuck aber Anklänge an die Darstellungen griechischer Grabstelen enthält. Daß dem friedlich schlummernden Knaben Helm und Schwert auf das Lager gelegt sind, geschah völlig im Sinne der Popszeit, und auch die geschickt komponierte Gruppe der drei Parzen im Halbrund der oberen Wandnische ist durch die Brille des 18. Jahrhunderts gesehene Antike.

„Mit stiller Begeisterung“, wie er selbst erzählt, hat Gottfried Schadow dann ein paar Jahre später an der schönen Marmorgruppe der damaligen Kronprinzessin Luise und ihrer Schwester gearbeitet (1795—1797, Berlin, Königliches Schloß). Die lebensgroße Doppelstatue der beiden jugendlichen Fürstinnen ist denn auch für Schadows Stil besonders typisch: blühendes, liebliches Leben atmen die sich zärtlich umschlungen haltenden Frauengestalten, aber der vornehm großzügige Duktus ihrer Gewandung, des in seiner Stillfierung kaum noch wiederzuerkennenden Zeitkostüms mit dem knapp unter dem Busen sitzenden Taillenbände, erhebt die gewiß mit ehrlichster Treue wiedergegebenen Erscheinungen über das bloße Porträt hinaus auf die Stufe monumentaler Idealbilder.

Oft spürt man in Schadow den urgefunden, ein wenig nüchternen Märker und, um mit Fontane zu reden, „die Verquickung von Gamaſche und Toga, von preußiſchem Militarismus und klaſſiſchem Idealismus, von griechiſcher Seele und altfriſiſchem Geiſte“.

Mit Berliner Sachlichkeit kleidet er ſeine Statuen preußiſcher Helden, ſeinen Sieten und Blücher in ihre allerdings künſtleriſch frei behandelten Uniformen, etwas Neues zu einer Zeit, in der Canova einen nackten Napoleon bildete und welche ſonſt nur die antike Tracht gelten ließ; und als er mit dem Entwurfe eines für den großen Friedrich geplanten Denkmals beſchäftigt war, meinte er, „den könne man ſich unter dem Hemde Marc Aurels nicht vorſtellen“. Daß er ſeinem „Marſchall Vorwärts“ (Roſtock) ein zottiges Löwenfell um die Bruſt geſchlungen hat, geht auf eine Anregung Goethes zurück, deſſen Autorität man damals zu Rate zog.

Auch in der Folgezeit behielt Berlin ſeine Bedeutung als Pflegeſtätte der Bildhauerkunſt. Chriſtian Daniel Rauch (1777—1857), der als Knabe die Lehre eines beſſeren, auch dekorative Arbeiten ausführenden Steinmeſſen durchgemacht hatte, wurde auf dem Umwege über den Hoflakaien Schadows Schüler und Nachfolger in der Gunſt des preußiſchen Königs Hauſes. Als Friedrich Wilhelm III. und deſſen Gattin Luife 1804 ihren Kammerdiener nach ſiebenjähriger Dienſtzeit unter Gewährung einer Penſion freigaben, führte dieſer auf ſeiner langerſehnten Romfahrt in dem Reiſegepäck auch das Modell für die Büſte ſeiner Königin mit ſich. Glückliche Studienjahre waren es, die der vom preußiſchen Miniſterreſidenten Wilhelm von Humboldt geſörderte Kunſtjünger im Kreiſe der unter Thorwaldſens Oberhoheit ſtehenden Fachgenoſſen verleben durfte. Als in dieſer Zeit die Trauerbotſchaft vom Tode der geliebten Herrin aus der Heimat zu ihm drang, ſandte er deren raſch in Marmor vollendetes Bildnis dem königlichen Witwer als Gruß eines treuen Dieners.

Rauch hat dem Preußenvolke auch die hoheitsvolle Grabſtatuſe ſeiner unvergeßlichen Königin geſchenkt und durch ſie Bild und Andenken der hohen Frau für alle Zeiten in ſeiner Erinnerung feſtgehalten. Die nach Art antiker Gewandfiguren dargeſtellte, verklärt auf ihrem Sarkophage ruhende Marmorſtatuſe wurde von ihm zu Rom und Carrara gemeißelt und gelangte, von amerikaniſchen Freibeutern genommen und durch ein engliſches Schiff zurückerobert, erſt nach mancherlei Irrfahrten in das ſtille Mauſoleum von Charlottenburg, das ſie zu einem Tempel für den Genius des deutſchen Volkes weihte.

Und noch ein anderes Denkmal von größter Popularität danken wir dem Meiſter Rauch, das des großen Friedrich, des Philoſophen auf dem preußiſchen Königsſthrone, der am Eingange der „Linden“ von hohem Sockel auf ſeine Berliner herniederblickt (1839—1854). Die zahlreichen Generale, Staatsmänner und Gelehrten des friederizianiſchen Zeitalters, welche das reliefgeſchmückte Piedeſtal umdrängen — auch Kant und Leſſing gewahren wir unter ihnen — ſind zum Teil von Rauchs Schülern gebildet;

die prächtige Hauptfigur aber ist eine ureigene Meisterleistung dieses selbst. Der Reitersmann ist der „historisch rekonstruierte alte Frig“, wie ihn später die Kunst Adolf Menzels wieder aufleben ließ. Ein wenig genrehaft ist er vielleicht behandelt für seinen übertrieben hohen Standpunkt, der jede Betrachtung von Einzelheiten unmöglich macht. Nur ihrer glücklichen, auch von der Vorderseite höchst klaren Silhouettenwirkung, für welche der historische Dreispiz besonders ausschlaggebend wurde, ist es zu danken, wenn die Reiterstatue noch immer den Blick und das Interesse der von Denmalakunst überfättigten Reichshauptstädter auf sich lenkt.

Zwischen Italien und den germanischen Ländern hin und wieder schweifend hat sich unser Blick bisher noch gar nicht dem großen Kulturvolk der Franzosen zuwenden und seine Taten auf dem Gebiete der Bildhauerei prüfen können. Und doch erfuhr die Pflege dieser Kunst am Ufer der Seine kaum je eine Unterbrechung. Die graziose elegante Rokokoplastik wurde nirgends mit so viel Geschmack und Esprit behandelt, wie in ihrem Geburtslande, und als die Tage dieser launischen Mode vorüber waren, fehlte es nicht an Männern, welche der Kunst neue Wege zu ernsteren, höheren Zielen erschlossen. Einem gesunden maßvollen Naturalismus huldigte der am Ausgange des Rokoko stehende Antoine Houdon (1741—1828), der als Jüngling zu Rom seinen Ruhm durch die Statue des hl. Bruno, des Ordensstifters der Kartäuser, begründet hatte. Zu einer Zeit, in der das Porträt in Frankreich zu den wichtigsten Aufgaben aller Kunstzweige gehörte, wurde auch Houdon ein gefeierter Bildnisplastiker. In geistreich und fein charakterisierten Büsten hat er manchen prominenten Mann seiner Tage, so einen Franklin und Washington, Voltaire, Rousseau, Diderot, den Naturforscher Buffon und den Musiker Gluck auf die Nachwelt gebracht.

Unter den um David d'Angers gruppierten Pariser Bildhauern des frühen 19. Jahrhunderts, welche romantische Neigungen mit dem energischen Streben nach kraftvoller Ursprünglichkeit verbanden, ragt nach einem Ausspruche des Kritikers Louis Gonse „ein Koloss hervor, dessen hohe Gestalt die ganze moderne Skulptur beherrscht“. Dies ist François Rude (1784—1855). Von den ihm ursprünglich sämtlich zgedachten vier großen Reliefs am Arc de l'Etoile hat er schließlich nur eins zur Ausführung erhalten, mit der Lösung dieser Aufgabe aber seine Genossen Cortot und Eteg weit überflügelt. In der gewaltigen, östlich den Champs-Elysées zugewandten Gruppe, „dem Auszuge der Freiwilligen im Jahre 1792“, wogt stürmisches Leben. Männer aller Altersstufen sehen wir zum Kampfe eilen, die Trompete tönt und der Bogen wird gespannt, ein härtiger Krieger feuert seinen halb-erwachsenen Knaben an zu mutiger Heldentat, während das bedächtige Alter als sichere Nachhut folgt. Und über allen schwebt die mächtig ausschreitende Gestalt Frankreichs, wie eine racheschnaubende Furie die Kämpfer mit gellendem Kriegsgeschrei zu den Waffen rufend. Die „Marseillaise“ wird das Werk genannt, und wahrlich scheint der sieghafte Rhythmus des Frei-

heitsfanges in ihm Stein geworden. Echt französischer Elan und eine hohe Fähigkeit, seelische Erregung wahr auszudrücken, lebt auch in den anderen Skulpturen Rudes, die man in einem nach dem Meister benannten Saale des Louvre kennen lernen kann.

Einen zweiten Raum des großen Sammlungspalastes hat man im Frühjahr 1900 auf den Namen Jean Baptiste Carpeaux getauft. Durch diesen 1827 zu Valenciennes geborenen Künstler vollzog sich die glänzende Entwicklung der französischen Bildhauerkunst unter dem zweiten Kaiserreich. Von den starken Eindrücken, welche Carpeaux während seiner römischen Studienzeit zu verarbeiten hatte, ist seiner Plastik ein michelangelster Zug geblieben. Als Porträtist verfügt er über eine an Soudon gemahnende Gewalt der Charakteristik. Seine berühmte Bronze-Gruppe der Fontaine de l'Observatoire bestätigt dies. Hier wird der eine Erdkugel in sich bergende, tierkreisumgürtete Himmelsglobus von den weiblichen Vertretern der vier Weltteile getragen. Die wulstige Negerphysiognomie Afrikas und der raffige Indianerkopf der Amerika lassen den von der Plastik selten aufgenommenen Vorwurf, die typischen Eigentümlichkeiten exotischer Volksstämme zu schilbern, als glänzend gelungen erscheinen.

Die Nation der Franzosen hat auch nach Carpeaux' Tode (1875) nicht aufgehört, große Plastiker hervorzubringen. Ihr lebhafter romanischer Volkscharakter, der jeden Affekt in ausdrucksvolle Gestikulation umsetzt, macht sie hierzu besonders berufen. Je naiver, ungekünstelter und natürlicher ein Volk ist, desto größere Künstler wird es sein nennen. Denn die höchste Pflicht des Künstlers bleibt es, aufzublicken zu seiner ewigen Lehrmeisterin, der Natur. Ihre Wiedergabe, geläutert ins Ideale, gesteigert zum persönlichen Stil, ist das Wesen und die „Eigentümlichkeit des Ausdrucks, ist Anfang und Ende aller Künste“.

(Mit gütiger Erlaubnis des Verlages W. Spemann in Berlin und Stuttgart abgedruckt aus dem „Kunstschatz“, Geschichte der Kunst in ihren Meisterwerken, von Dr. A. Risa. Vgl. Besprechung in diesem Hefte.)



## Albert Bartholomés „Denkmal der Toten“

Seit einigen Tagen ist in Berlin eine der wichtigsten Monumentalschöpfungen der modernen Plastik ausgestellt: Bartholomés „Denkmal der Toten“. Ein großes Werk, das man nicht nur ehrfurchtsvoll bewundert, das man auch liebgewinnt. Wohl weil Größe und Liebe es geschaffen haben, weil es Größe und Liebe feiert. Die Größe des Todes, schauerlich und zerschmetternd, wäre die Liebe nicht, die den Tod überwunden hat. Was bedeutet noch der Tod, wenn die Liebe das Gedächtnis der Toten lebendig erhält? Was bedeutet noch der Tod, wenn Liebe zu sterben wünscht, um frühzeitig mit dem geliebten

Toten durch das Tor zu schreiten in das Land der ungewissen Nacht? Was endlich bedeutet der Tod f ur den Künstler, der aus gr o tem Leid neues Leben schafft, künstlerisches Leben, das dem Tode nicht unterworfen ist?!

 ber den Werdegang des Künstlers und die Entstehung seines bedeutendsten Werkes berichtet Max Osborn im geschmackvollen Vorwort zum Ausstellungskataloge:

„Albert Bartholom es Totendenkmal ist kein Werk, das ein Künstler neben anderen Werken schafft, als ein Glied in einer ebenb urtigen Reihe. Weithin leuchtend tr agt es den Stempel des großen Bekenntnisses, in dem das menschliche und künstlerische Wesen einer schöpferischen Persönlichkeit, durch ein seltsames Zusammenwirken innerer wie äußerer Gründe zur höchsten Ausdruckskraft gesteigert, sich von allen Seiten spiegelt. Das aus tiefstem Erleben und strengster Arbeit wie durch ein Wunder über den Bekenner selbst hinauswuchs.“

Die Geschichte dieses Werkes ist der Schlüssel seines Geheimnisses.

Bartholom es gehört zu den Vielbegabten, die lange tasten müssen, bis sie den Weg finden, den die Natur ihnen bestimmt hat. Als er zuerst vor die Offentlichkeit tritt, im Salon von 1879, ist er ein Maler, der von der alles  berflutenden Strömung des Pleinairismus ergriffen ward. Am 29. August 1848 zu Chiveral im Département Seine et Oise geboren, hatte er seine kurzen Lehrjahre in Genf bei dem wunderlichen alten Barth el my Menn, von dem sich noch Fäden zu Ingres und den Fontainebleauern zurück ziehen, in Paris bei G rome absolviert, dann in langem Autodidaktentum sich eifrig in die neuen Lehren des Manet-Kreises versenkt, aber mehr an den welll ufigen Bastien-Lepage als an die eigenwilligen Großmeister der Battignoles-Schule Anschluß gesucht.

Ein weibliches Porträt und das schöne Bild des ehrbaren alten Provinzlers, der sich im grünlichen Bl tterschatten auf einer Bank behäbig ausruht, führen ihn vorteilhaft ein, gewinnen ihm sogar die Freundschaft des Nephisto Degas, der seinen Meister Bastien-Lepage bissig als den „Bouguereau des Naturalismus“ bezeichnet hatte. Die nächsten Jahre bringen weitere Malereien im Stil der Zeit. Szenen aus dem Leben der Einfachen und Bescheidenen, aber ganz auf Licht- und Luftstudium gestellt.

Bartholom es hat mit diesen Arbeiten keinen Platz in der Schar der Führer beansprucht. Doch überall bewährt sich ein Künstler von vornehmem Geschmack und strenger Selbstzucht. Erinnert die Farbe, namentlich in den gr o eren Bildern, vielfach unmittelbar an die etwas dünnen Schichtungen und ängstlich vertriebenen Übergänge Bastien-Lepages oder auch von fern an die zurückhaltende Tönung Mill ts, so ist die koloristische Sprache bei kleinem Format oft sehr kraftvoll und persönlich, und in der unbefangenen Art, wie K hle, lichte Töne zu Harmonien und Kontrastspielen entboten worden, zeigt sich ein verständnisvoller Schüler des älteren Impressionismus.

Da verstummt Bartholom es. Seit 1886 sieht man kein Bild seiner Hand mehr im Salon. Und als er nach fünf Jahren wiedererscheint, hat sich die Wandlung vollzogen. Eine Wandlung, die sich nicht auf den Wechsel des Handwerks beschränkt. Der ganze Mensch ist ein anderer geworden.

Ein Erlebnis hat ihn aus der Bahn geworfen. Aus liebevoller, beglückter Ehegemeinschaft hat ihm der Tod die Gefährtin von der Seite gerissen. Der Wunsch, der hingeschiedenen Geliebten ein Grabdenkmal zu er-

richten, drückt ihm den Meißel in die Hand. Und es entsteht die ergreifende Bronze-Gruppe des kleinen Friedhofs von Vouillant bei Crépy-en-Valois mit dem ragenden Kreuz, das den gemarterten Christus trägt, und an dessen Fuß zwei Halbfiguren sichtbar werden: der Künstler selbst und die sterbende Gattin, zu der er sich in schmerzvollem Abschied niederbeugt. Wieder hat Bartholomäus sich auf eigene Faust entschlossen seinen Weg gebahnt. Kein Führer leitet ihn in das Land eines neuen Formausdrucks, einer fremden Technik. Aber ihm ward die Gabe des Leids, die seine Kräfte stärkte.

Dies Werk ist die Vorfrucht des großen Denkmals der Toten. Das persönliche Erlebnis vertieft sich zu einem entsetzten Begreifen des ungeheuren Fluches, der auf dem ganzen Geschlecht lastet; der Schmerz des einzelnen wird zu einer verzweifeltsten Klage der Menschheit. Von 1889 an entstehen in Bartholomäus Werkstatt ununterbrochen Arbeiten, die beweisen, wie seine Phantasie erfüllt ist von Gedanken des Todes und der Trauer, Figuren und Gruppen hinsiehender, sterbender, jammernder Menschen, die sich fester und fester zusammenschließen zu dem Grabmonument der Namenlosen.

Zuerst gibt der Künstler ihm die Gestalt eines viereckigen Sempels, dessen Formen an die Grabarchitektur der Ägypter anklängen, mit leise zu dem flachen Dach geneigten Wänden. Die Vorderfront zeigt schon das Tor mit dem jungen Menschenpaar, das über seine Schwelle in das Heiligtum des Todes eingeht. An den Seitenwänden schleichen die gedrängten Gestalten heran; sie sehen noch nicht die finstere Pforte, zu der er sie hintreibt; nur der Greis, der die Gruppe zur Rechten führt und diese Rolle beibehält, lugt angstvoll um die Ecke.

Der Sockel der Vorderseite trug in jenem Entwurf eine Predelle, die später fortfallen mußte, weil die Grabesgruppe der toten Gatten mit dem Kinde, die damals der Rückwand zugute kam, an ihre Stelle rückte. Es war eine neue, rührende Wendung des Motivs von der Kraft der Liebe, die den Tod überdauert: die liegende Halbfigur eines Mannes im Grabe, der im Erwachen mit einer schön erfundenen Geste beider Arme das Bahrtuch und zugleich mit den noch starren Händen ein Medaillon emporhebt.

Dann kam die entscheidende Wendung in der Arbeit: die viereckige Freiarbeit wird aufgelöst und zu einer Mauer gestreckt, das Ganze noch energischer auf Wirkungsprinzip des Reliefs gestellt. Ähnlich wie Meunier bei seinem Denkmal der Arbeit verfuhr — es sind beides Bildhauer, die das Land der Malerei durchwandert haben! So erhielt alles straff konzentrierte, bildmäßige Geschlossenheit.

Im Salon des Jahres 1895 erschien dann dies zweite Modell, das alsbald vom französischen Staat und der Stadt Paris gemeinsam angekauft und trotz anfänglicher Gegnerschaft für den Abschluß der Hauptallee des Père Lachaise bestimmt wurde, dem Bartholomäus es in seinen Wünschen von vornherein zugebacht hatte. Doch erst nach nochmaliger Überarbeitung erfolgte die Ausführung in Kaltstein, und am Allerheiligensfest des Jahres 1899 die Entpflanzung auf dem Friedhof, wo es nun als ein Widerlager des Kapellenhügels, in dessen Inneres das dunkle Tor zu führen scheint, das Auge des Eintretenden von weitem auf sich zieht, ein neuer Beweis für die altererbte Kunst der Pariser, langgestreckte Straßenzüge mit monumentalen Aspekten zu schließen.

Der Gipsabguß der Berliner Ausstellung, der für sie vom Original selbst hergestellt wurde, läßt in seinem Aufbau zugleich diese Wirkung des Denkmals erkennen. Nur die zurücktretenden Seitenflügel der Architektur fehlen,

weil der beschränkte Raum sie nicht mehr faßte; sie konnten nur angedeutet werden. Doch der Eindruck des Gesamtwertes ist im geschlossenen Raum, wo seine Umrisse nicht die Konkurrenz der Baumfilhouetten und Sögellinien zu fürchten haben, fast machtvoller noch als im Freien.

Die moderne Plastik hat nicht viele Werke von so hoher Reife hervorgebracht. Wir Deutsche träumen uns gern in die Vorstellung hinein, als sei die Sichtbarmachung tiefsten Empfindens mit den Mitteln der bildenden Kunst ein Vorrecht unserer Art. Vor Bartholomés Totendenkmal werden solche nationalen Selbsttäuschungen ausfinden. Hier ist jedes Teilchen aus reinstem Gefühl befeelt, aus innerstem Erleben geboren. ‚Die Plastik ist eine Religion‘ — das hat auch ein französischer Bildhauer gesagt: David d'Angers. Der jüngere Meister wird sein Wort unterschreiben.“

Zu diesen letzten Auslassungen des verehrten Kunsthistorikers sind einige Bemerkungen geboten. Es wäre kindisch, wenn wir Deutsche glaubten, daß die Sichtbarmachung tiefsten Empfindens mit den Mitteln der bildenden Kunst ein Vorrecht unserer Art sei. Da dürften wir ja Donatello und Michelangelo nicht kennen. Nein, wir behaupten nur, daß deutscher Art diese Einstellung zur Kunst zumeist entspreche; nicht aber, daß Künstler anderer Nationalität nicht dazu gelangen könnten. Ja, sie müssen dazu kommen, wenn der Geist sie zwingt, in ihrer Kunst zu Bekennern inneren Erlebens zu werden. Und da ist Bartholomé ein besonders sprechendes Beispiel. Er war Impressionist, das heißt Anhänger der urfranzösischen Kunst sinnlicher Wiedergabe sinnlich empfangener Natureindrücke. Aber als ein Erlebnis so gewaltig in sein Dasein griff, daß sein ganzes Leben nach innen gewendet wurde, mußte Bartholomé erfahren, daß seine bislang gepflegte Kunst impressionistischer Malerei zur Aussprache dieses Innenlebens nicht ausreiche. Und er wurde Bildhauer, wie Meunier Bildhauer wurde. Seine Kunst aber nahm jenen Charakter an, der in der Kunstgeschichte das hervorragendste Merkmal der germanischen Kunst ist.

(Der Türmer hat im Juliheft 1901 eine Nachbildung des Totendenkmals von Bartholomé in Photogravüre gebracht.) St.



## Ein Hausbuch der Kunst

Ich habe auf das Buch, das ich hiermit allen kunstliebenden Familien aufs Beste empfehlen will, schon wiederholt hingewiesen. Heute geschah's noch dadurch, daß wir es selber sich empfehlen ließen, indem wir einen Abschnitt daraus an der Spitze dieser Abteilung zum Abdrucke brachten. Er ist eine kennzeichnende Probe der Darstellungsart, mit der „Der Kunstschatz“ die Geschichte der Kunst in ihren Meisterwerken zu einem „Buch der Erhebung und des Genusses“ zu gestalten trachtet. Das heißt, die Probe ist einseitig. Wir hätten dazu auch einige der Abbildungen bringen müssen. Neben einem trefflich ausgeführten Farbendruck enthält der Folioband fünfzig zum Teil doppelseitige Einschaltbilder. Daneben noch etliche hundert Abbildungen im Text. Die Bilder sind so groß, daß sie bei der guten Ausführung eine wirklich eindringliche Betrachtung zulassen. Der Text von A. Rifa, A. Lindner und

E. Renard ist von echter Begeisterung getragen, also nicht kritisch, klar und übersichtlich. Es ist für den angestrebten Zweck zweifellos von Vorteil, daß nicht das ganze Gebiet, sondern nur die wichtigsten Perioden dargestellt sind. Entwicklung der Gesamtbewegung und Persönlichkeitschilderung sind die beiden Ziele. Darum habe ich es sehr bedauert, daß Michelangelos gigantische Tätigkeit an drei verschiedenen Stellen vorgeführt wird: als Maler, Bildhauer und Baumeister. Das ist nicht nur ein Unrecht gegen den Künstler, als einheitliche Persönlichkeit, sondern es ist auch die einzige Gelegenheit versäumt, einen Allkünstler des Raumes vorzuführen und damit das Gefühl für die Einheit aller bildenden Kunst zu stärken. Aus andern Gründen vermisse ich eine knappe Würdigung der ägyptischen Kunst als der Erfüllung des Prinzips der Monumentalität, der japanischen als reinsten Erfüllung sinnlicher Wahrnehmung. Ich meine, gerade ein Hausbuch sollte sich die Gelegenheit, derartig vertiefend auf die Gesamteinstellung des künstlerischen Empfindens zu wirken, nicht entgehen lassen. Denn dadurch erhält der einzelne die Möglichkeit, zu allen Erscheinungen der Kunst selbständig eine Stellung zu finden. —

Aber diese Wünsche nach hier unberücksichtigt Gelassenem trüben nur wenig die Freude am Gebotenen. Das Werk verdient wärmste Empfehlung, um so mehr, als der sehr stattliche Folioband nur 20 Mark kostet, der Bequemlichkeit halber auch in 50 Lieferungen zu beziehen ist. Der Verlag Wbl. Spemann in Stuttgart hat sich mit dem Buche um die künstlerische Erziehung des Volkes ein schönes Verdienst erworben. St.



## Zur Kunstbeilage

Unser heutiges Heft bietet als Kunstbeilage eine Gravüre nach einem Gemälde von Fris Chaulow. Wir wollten damit das Gedächtnis des am 5. November 1906 im Alter von sechzig Jahren verstorbenen Künstlers ehren. Aber wir wußten auch keinen besseren Maler des „Winters“, als diesen Norweger, der in Deutschland gelernt und später zumeist in Frankreich gearbeitet hat. Für seine hervorragende Fähigkeit der zwingend stimmungsvollen Wiedergabe feuchter Lufttöne, des leichten Sineinanderschmelzens leuchtender, aber niemals schreiender Farbentöne bot ihm die Winterlandschaft die besten Vorwürfe. Aber sie bewahrte den im herben nordischen Winter groß Gewordenen auch vor einer gewissen Weichlichkeit und Glätte, von der er sonst nicht immer freigesprochen werden kann. In seinen Winterbildern hat er Unvergessliches gegeben. St.







## Die Geburt des Musikdramas aus dem Geiste der Musik

Von

Dr. Karl Stordt

Ich habe in diesen Wochen in nahem Abstände drei neue musikdramatische Werke kennen gelernt: „Salome“ von Richard Strauß, „Moloch“ von Max Schillings, und Viktor Hansmanns „Nazarener“. Die drei grundverschiedenen Werke, deren Einzelwürdigung ich mir vorbehalte, haben das Gemeinsame, daß sie ihrem Wesen nach symphonisch-dramatisch sind; man könnte auch sagen, daß das Dramatische bei ihnen im Symphonischen liegt. Am auffälligsten ist das bei Schillings, der eigentlich erst in einer symphonischen Dichtung am Schlusse seines Werkes die dramatische Lösung der aufgeworfenen Konflikte findet. Am wenigsten wird man bei Hansmann an dieses Verhältnis denken. Haben doch sein „Nazarener“ auf viele, die an die Einschätzung des Kunstwerks von außen gingen, den Eindruck einer Wiederherstellung der „großen“ Oper gemacht. Bei Strauß endlich kann man sehr wohl von einer „symphonischen Dichtung“ mit dramatischer Vorführung des Programms denken, wenn er es auch nicht so offen eingesteht, wie etwa Klose in seiner „Isebil“. Dennoch werden wohl alle diese Komponisten glauben, Musikdramatiker im Sinne Richard Wagners zu sein. Ich halte dagegen ihre Beziehungen zu Wagner für mehr äußerlicher, ich möchte fast sagen musikalisch-technischer Art. Gleichwohl erkenne ich, wenigstens in den Werken von Hansmann und Schillings, die Möglichkeiten zu einem echten Musikdrama, wenn auch der Weg dazu anders ist als der Richard Wagners. Und wenn Hansmanns „Nazarener“ zweifellos nicht nur als Bereicherung des Spielplans, sondern auch vom musikdramatischen Standpunkte aus das wertvollste der genannten Werke ist, so beruht das darauf, daß dieser Komponist Wagner am naivsten gegenübersteht, daß er sich nicht von theoretisch-dramatischen Grundsätzen leiten ließ, sondern einfach seine

musikdramatische Natur auslebte. Und so steht er, der am wenigsten Wagnerianer ist, von allen innerlich Wagner am nächsten.

Ich versuche künstlerische Erscheinungen zunächst immer ganz als naiver Kunstgenießer aufzunehmen, nach der Möglichkeit meiner Kräfte eben zu „genießen“. Erst nachträglich versuche ich dann, mir über die Eindrücke theoretisch Rechenschaft zu geben und dem psychologischen Untergrunde des ganzen Verhältnisses nachzuspüren. So sind die hier folgenden Betrachtungen entstanden, wobei ich nur noch bemerken will, daß ich Nietzsche's „Geburt der Tragödie“ dafür in keiner Weise zu Rate gezogen habe, um mir möglichste Unbefangenheit zu bewahren. Es handelt sich also nicht um eine nach allen Richtungen ausgearbeitete und vor allem zu Ende geführte Untersuchung, sondern mehr um Gedankengänge, die unmittelbar aus dem Hören der Werke sich ergaben.

\* \* \*

Es ist eine auffällige Tatsache, daß die Bedeutung des Orchesters in der Oper gleichmäßig mit der Entwicklung zum Musikdrama gestiegen ist, so daß dann bei Richard Wagner das Orchester wenigstens als gleich starke Kraft neben dem Gesang steht. Die Entwicklung seither hat dann fortgesetzt die Steigerung des orchestralen Teils gebracht. Allerdings kann man nun nicht mehr sagen: gleichzeitig mit einer Steigerung zum Dramatischen; vielmehr haben wir hier eher den Einfluß der stets gewachsenen, auf dem Gebiet der symphonischen Dichtung ausgebildeten Orchestertechnik. Nur bei Richard Strauß sehe ich insofern einen charakteristischen Fortschritt, als er in der „Feuersnot“ das Orchester in bewußten Gegensatz zu den Vorgängen auf der Bühne stellt und dadurch eine ironische Wirkung auslöst, wenn z. B. zu pathetisch großen Worten der Sänger droben im Orchester ein ganz banales Thema erscheint und uns also gewissermaßen sagt: Was die droben reden, ist Heuchelei, in Wirklichkeit steckt dieses ganz gewöhnliche Philistertum dahinter. Man könnte also hier, wenn man wollte, von einer verstandesmäßigen Kontrapunktik zwischen Orchester und Bühne reden. Doch liegt gerade in der Tatsache, daß diese ganze Gegenüberstellung etwas Verstandesmäßiges behält, ihre Unfruchtbarkeit für eine wirklich weitergreifende Verwendung.

Dagegen scheint sich mir in der Tatsache, daß das Orchesterale, also das Symphonische in der Oper mit der Erhöhung des dramatischen Gesamtgehalts gestiegen ist, der innerste Wesensunterschied zwischen Musikdrama und Wortdrama zu offenbaren. Man muß nämlich bedenken, daß, ganz scharf genommen, diese Steigerung des Symphonischen bei Richard Wagner im Widerspruch steht mit seiner theoretischen Kunstlehre. Denn diese Steigerung des Symphonischen birgt in Wirklichkeit viel mehr die Gefahr der Überwucherung des Textes durch Musik, als alle denkbaren Möglichkeiten des Gesangs, wie ihn die italienische Oper zeigt. Wenn man dem Leitmotiv auf den Grund geht, wie hier rein instrumentale Ausdrucksformen die Aufgabe erhalten, den gesamten geistigen und seelischen Gehalt

des gesungenen Wortes erst richtig einzustellen, zu vertiefen, zu bereichern, so kommt man schließlich dahin, daß, bei einiger Vertrautheit mit Musik und Dichtung Wagnerscher Sondramen, aus dem bloßen Orchesterpart heraus das ganze Musikdrama vollkommen zu erkennen, nach seinem geistigen und seelischen Inhalt zu erfassen ist. Ein gleiches ist dagegen mit dem Text allein nicht möglich.

Wir müssen uns darüber klar werden, daß der Begriff Dramatik gewöhnlich zu eng genommen wird als äußeres Geschehen und Handeln und als Gegeneinander verschiedener menschlicher Individuen. Es gibt demgegenüber eine ganz innen verlaufende Dramatik, ein Kämpfen, ein Nebeneinander-, Wider- und Miteinandervirken von Kräften in der einen Menschenbrust. Das künstlerische Endergebnis dieser Kämpfe kann als lyrisch subjektives Bekenntnis wirken und wird in der Dichtung fast immer diese Form annehmen. Die Musik dagegen ist imstande, den Kampf der Kräfte vorzuführen, also ein Seelendrama zu gestalten. Das Wesen dieser innerlichen Dramatik, ihr Grundunterschied von der Widerspiegelung der Welt beruht darin, daß das Ziel nicht ein Nacheinander, auch nicht ein Nebeneinander ist, sondern ein *Ineinander*. Diese Kräfte durchdringen sich wechselseitig. Ich vermag nicht, eine Kraft, die in meiner Brust lebt, zu ertöten, niederzuschlagen durch eine andere, aber ich kann aus der Vermengung dieser beiden einander vielleicht feindlichen Kräfte ein Neues entstehen lassen. Das Wesentliche aller Musik ist Symphonie; Zusammenklang. Das gilt doch natürlich nicht bloß vom sinnlichen Ton, sondern auch in geistiger und seelischer Hinsicht. Das Drama Shakespeares will nicht ausgleichen zwischen Gegensätzen, es bringt den Sieg oder die Niederlage einer ungeheuren Gewalt im Kampf mit anderen. Es liegen Tote auf der Bühne, es haben Kräfte vertilgt werden müssen, um den Sieg anderer herbeizuführen. In der Musik Beethovens dagegen gibt es kein Sterben solcher Kräfte. Wir haben auch hier ein Nebeneinander und Gegeneinander verschiedener Individuen (Themen), aber die Entwicklung geschieht nicht dadurch, daß nun eins dieser Themata völlig in die Flucht geschlagen wird, verschwindet, wertlos wird, sondern daß die beiden oder noch mehr Themen so ineinander übergehen, daß sie sich vereinigen und ein neues, alles das umfassendes und überstrahlendes Ganzes bilden. Man muß einmal bedenken, daß das ganze Beethovensche Kunstschaffen, daß hundert Werke, von denen jedes als selbständiges Ganzes vor uns steht, im Grunde auf eine Formel gebracht werden können, daß sie ein einziges Problem zum Inhalt haben. In der Dichtung ist so etwas völlig undenkbar, in der Musik dagegen ist diese Wiederholung des Problems geradezu Naturnotwendigkeit, weil es überhaupt eigentlich nur dieses eine große Problem gibt: das Hingelangen zur Seligkeit, zur Größe, zur Freudigkeit oder wie man es nennen mag. Man kann einwerfen: Beethovens Symphonie ist kein Drama. — Gewiß, aber es walten in ihr dieselben Kräfte, die im Musikdrama tätig sind.

Daß die Musik die Ausdrucksform des Seelischen, Seelensprache sei, ist so oft gesagt worden, daß man es kaum zu wiederholen wagt, und doch wird dagegen so viel gesündigt. Wenn die Musik Seelensprache ist, so hat ihre Verwendung im Kunstwerk, oder genauer: die Formgestaltung eines künstlerischen Problems durch Musik hat nur dann eine innere Daseinsberechtigung, wenn es im wesentlichen Seelisches ist, was hier zum Ausdruck gebracht werden soll. Gewiß, die Musik ist ihrem innersten Wesen nach lyrisch subjektiv, aber die Seelenkräfte, die in einem einzelnen Individuum — man denke z. B. an den großen Joh. Seb. Bach — die gewaltigsten tragischen Kämpfe auszulösen vermögen, brauchen ja nicht in einem einzigen Individuum vorhanden zu sein, sondern können in mehreren Menschen wirken. Das Musikalisch-Dramatische liegt nun in den Wechselbeziehungen dieser in verschiedenen Menschen liegenden Seelenkräfte. Alles, was äußeres Geschehen ist, ist dagegen Nebensache, ist nicht eigentlich musikalisch. Es ist ungeheuer bezeichnend, wie Richard Wagner sich von der historischen Oper freimachte, trotzdem sein „Rienzi“ die große psychologische Entwicklung eines einzelnen Menschen wohl gibt. Das genügte ihm aber nicht, weil Rienzis Verhältnis zu den übrigen auf der Bühne stehenden Menschen kein im wesentlichen Seelisches ist, weil nicht von dorthin zu ihm seelische Kräfte wirken, weil also die Beziehungen Rienzis zur Mitwelt nicht musikalisch sind. Wie ganz anders in „Tristan und Isolde“ und auch im „Ring der Nibelungen“.

Selbstverständlich kann man jedes Drama in Musik setzen, man kann Opern schreiben, die Geschichtsklitterungen, Staatsaktionen, Intrigenstücke bringen. Man kann dazu eine an sich gute, hochinteressante Musik schreiben, aber die Musik ist dabei eben überflüssig, sie ist innerlich nicht notwendig. Und gerade weil sie nicht innerlich notwendig ist, sucht sie in diesen Fällen das Dramatische zu ersetzen durch ihre formalen, sinnlichen Kräfte. Vom höheren Standpunkt aus betrachtet gibt es keine unmusikalischeren Werke der Tonkunst als gerade die eigentlichen italienischen Opern, bei denen man behauptet, daß die Musik den Text völlig beiseite gedrückt hätte. Es ergibt sich ja dabei auch gar keine musikalisch-dramatische Entwicklung. Man erhält eine Reihe von Nummern, von innerlich zusammenhanglosen Musikstücken. Wozu ein Drama, wenn zwischen all dem Geschehen (natürlich dem musikalischen) kein innerer Zusammenhang besteht! Die altitalienische Oper ist eigentlich genau dasselbe wie ein beliebig gemischtes Konzert, nur daß bei ihr mit Hilfe von Dichtung und sinnlicher Darstellung ein anderer zusammenhaltender Rahmen geschaffen ist, der durch seine Sinnfälligkeit und seinen für sich stehenden, mit der Musik nicht zusammenhängenden Inhalt über dies völlig Unzusammenhängende der beiden Künste hinwegtäuschen kann.

So liegt es also im Wesen des Begriffs Musikdrama, daß es etwas ausdrückt und anstrebt, was eben nur mit Hilfe der Musik zu lösen ist. Wo nun ein solcher Fall eintritt, da erhalten wir für die Musik dieselben

Verhältnisse wie bei der Symphonie. Gerade rein musikalisch genommen, ist es ja ganz gleichgültig, ob der betreffende musikalische Faktor (Thema für irgend eine seelische Empfindung) immer von neuem aus dem Empfinden eines einzelnen Menschen beigesteuert wird oder von verschiedenen Menschen, ist es gleichgültig, ob mit den Tönen Worte verbunden sind oder nicht. Für die musikalische Weiterverarbeitung dieses Tonmaterials gelten in jedem Falle die gleichen Gesetze. Sie fällt naturgemäß dem Orchester zu, und hier haben wir die Ursache, weshalb, je reiner musikdramatisch der Inhalt einer Dichtung wird, um so mehr der Schwerpunkt des gesamten Kunstwerks von den handelnden Personen weg in das Orchester, in das rein Musikalische hinuntergebracht werden muß. Dieses Orchester gibt die Ganzheit, die Welt, von der jene einzelnen Individuen droben Einzelercheinungen sind, die Welt, in der diese einzelnen stehen.

Wir haben das Wunder erlebt, daß ein wahrhaftiger Musikdramatiker erstanden ist, ein Künstler, der selber ein solches Ineinander in der Wirksamkeit künstlerischer Kräfte war, daß er mit Notwendigkeit solche künstlerischen Stoffe gestalten mußte, die nur durch ein derartiges Ineinander der Künste Mitteilung an die Welt erfahren konnten. Richard Wagner ist nicht Dichter und nicht Komponist im gewöhnlichen Sinne des Wortes, er ist Poietes, das ist Gestalter. Wenn man aber eine verengende Bezeichnung wählen soll, so muß man ihn Musikdramatiker nennen, d. h. die dramatische Gestaltungskraft zwang ihn zum Aufgreifen solcher Stoffe, die als sinnlich wahrnehmbares Weltbild vor uns treten können, also nicht Spiegelung des eigenen Innenlebens, sondern Spiegelung des Lebens der Welt. Aber aus diesem Leben der Welt griff er vermöge seiner urmusikalischen Anlage nur jene Stoffe und Probleme heraus, bei denen das innere seelische Weiterentwickeln durch Vereinigung und Abstoßung wechselseitig tätiger seelischer Kräfte die entscheidende Triebfeder war. Wenn Wotan Siegfried Platz machen will, wenn der Gott der Jugend in Wonne weicht, so ist das genau daselbe wie ein Beethovensches Adagio, in dem alle Einwürfe der Trauer, des Begrenztheits überwinden werden durch die zuversichtliche Freudigkeit und Kraft; aber nicht so, daß jene Themen beseitigt würden, sondern indem sie von dem siegreichen Thema aufgesogen werden, so daß dieses nun auch noch mit den seelischen Kräften des anderen weiter arbeitet. Es ist lezterdings mit sämtlichen Wagnerschen Dramen wie mit Beethovens Symphonie. Am Ende jeder Beethovenschen Symphonie steht das Gelobte Land. Wir sehen es, wir fühlen es, wir erkennen es in seiner unvergleichlichen Schönheit und Größe. Aber es ergeht den Gestalten wie Moses, der das Land zwar schauen, aber nicht betreten darf. So Tristan und Isolde, so Wotan, so Siegfried, so Brünnhilde. Aber wenn dort Tod ist und hier Götterdämmerung, so bedeutet das in keinem Fall ein Ende, sondern den Anfang eines Neuen. Seelisch ist uns damit das Gelobte Land gewonnen. Es gibt in der Musik keinen triumphierenden Helden an der Bahre seines Gegners. Es werden erst die Kinder glücklich, die Frucht

des Bundes des Ineinanderarbeitens der Kräfte beider. Ob diese Kindesfrucht eines seelischen Bündnisses eine körperliche Veranschaulichung zuläßt oder nicht, bleibt gleichgültig. Es liegt eigentlich in der Natur der Musik als Seelensprache, in ihrer Untkörperlichkeit, daß die körperliche Gestaltung undenkbar ist. Was sie gibt, steht über oder doch jenseits dieser Welt.

Diese Ausführungen beabsichtigen zu zeigen, daß es eine musikalische Dramatik gibt, eine Dramatik, die sich eigentlich nur durch Musik vollkommen aussprechen läßt. Es können zweifellos derartige dramatische Probleme durch die Musik allein, ohne Verbindung mit einer anderen Kunst gelöst werden. Nur liegt es dann im Wesen der Musik begründet, daß diesen Dramen alle Bestimmtheit fehlt, genau so, wie ja eigentlich allem inneren Fühlen etwas Typisches anhaftet, sobald man es losgelöst von dem Empfinder betrachtet, also losgelöst von dem, was ihm als Erscheinung des einzelnen Individuums und im Verhältnis zur Umwelt anhaftet. Hier liegt der Grund, weshalb Richard Wagner sich die Verbindung der Musik mit der Dichtung aus einer Sehnsucht nach Verdeutlichung des Ausdrucks erklärte, daß er meinte, bei Beethoven habe sich am Ende der neunten Symphonie die Musik in die Arme der Dichtung gestürzt, um wirklich sagen zu können, was zu sagen war. Es wäre leicht nachzuweisen, daß das für Beethoven in diesem Falle sicher nicht zutrifft, aber es bleibt, wie das ja bei dem Ausspruch eines so bedeutenden Mannes eigentlich selbstverständlich ist, ein Kern als Wahrheit zurück, und das ist Tatsache, daß, wenn die Musik aus der Welt des Seelischen in die der körperlichen Wirklichkeit hineindringen will, sie sich mit irgendwelchen mehr körperlichen Mitteln verbinden muß, um das zu erreichen. Die Musik hat ja ein körperliches Mittel: den sinnlichen Ton; aber von sämtlichen materiellen Kunstmitteln, die es gibt, ist dieser Ton weitaus das Immateriellste, insofern er nicht nur erklingt, sondern alsbald wieder verklingt, und sobald er verklungen ist, ist er spurlos verschwunden und nicht mehr materiell zu fassen, sondern bloß noch als völlig unkörperliches Rückerrinnern vorhanden, sofern er sich nicht gleich geradezu in seelische Empfindung umgesetzt hat.

Der Mittel zu einer höheren Bestimmtheit des Ausdrucks der Musik gibt es vielfache; der Ort, an dem die Musik erklingt, kann bereits ein solches sein. Die allgemeine menschliche Kultureinstellung hat zuzeiten über der Fähigkeit sinnlicher Tonempfindung das Gefühl für dessen Charakteristik verloren. So haben wir ganze Perioden gehabt, in denen die Kirchenmusik, rein musikalisch angesehen, sich auch nicht im geringsten von ganz schroff weltlicher Musik unterschied. Das gilt sogar für die glänzende Periode der mittelalterlichen Polyphonie. Trotzdem ist es ganz sicher, daß sowohl zur Zeit dieser kontrapunktischen Polyphonie, wo das eigentlich kirchlich Musikalische sich die Welt erobert hatte, wie umgekehrt im 18. Jahrhundert, als die Opernmusik in die Kirche eingebracht war, die weitaus

größte Zahl der Menschen weder an dem einen noch an dem anderen Anstoß genommen hat, sondern durch die gesamtten äußeren Verhältnisse so in ihrer Stimmung beeinflusst wurden, daß sie die Musik dem Orte gemäß empfanden. Der Mensch ist nun einmal eine Ganzheit, und in jeder Einzelpfindung von der Gesamtheit der übrigen bedingt und beeinflusst. Wenn Soldaten in Uniform ein Lied singen, so wird die gleiche Melodie anders wirken, als wenn sie in einer Betstunde gesungen wird. Man könnte selbst bei einem so gewaltigen Ausdrucksmusiker wie Richard Wagner aus rein melodischen Phrasen sehr wohl Stellen nebeneinander stellen, in denen musikalisch ganz Ähnliches für inhaltlich ganz Verschiedenes gebraucht wurde. Es ist nicht wahr, daß diese betreffenden Stellen die verschiedene Bedeutung erst durch die Verschiedenheit der ihnen verbundenen Wörter erhalten; sondern bereits durch den musikalischen Zusammenhang, in dem sie stehen, durch die Person, von der sie gesungen werden, erhalten sie eine verschiedene Wirkung. Es ist ganz außerordentlich, was der Sinn des Auges bereits an Verdeutlichung für musikalischen Ausdruck leisten kann. Gerade die Oper ist dessen ein Zeugnis, und es ist sehr bezeichnend, daß Liszt, bevor er sein System der symphonischen Dichtung künstlerisch oder geistig ausgebaut hatte, ein Kunstwerk vorschwebte, bei dem zu großen gemalten Dioramen aus Dantes „Göttlicher Komödie“ Musik erkönen sollte. Liszt dachte dabei nicht an eine grobe programmatische Erklärung der Musik. Überhaupt wäre eine Betrachtung der symphonischen Dichtung nach der Richtung hin, von woher die betreffenden Komponisten ihre Anregung erhalten haben, lehrreich. Gerade bei Liszt könnten wir nicht nur für manche seiner großen symphonischen Dichtungen, sondern auch für zahllose kleinere Werke diese Verbindung der musikalisch schöpferischen Tätigkeit mit maleirisch sinnlichen Eindrücken nachweisen. Man denke etwa an die „Sunnenschlacht“ oder an die zahlreichen Klavierstücke der „Années de pèlerinage“.

Die natürlichste Verbindung bleibt selbstverständlich die mit dem Worte. Wenn man an die ursprünglichste Musik des Menschen denkt, die er mit dem ihm selbst verliehenen Instrumente, der Stimme, ausführt, so ist das selbstverständlich. Das Wort kann sich hier aber ebensogut als Artikulation des Gesanges einstellen, wie umgekehrt der Gesang höchstes Deklamationsmittel des Wortes sein kann. Aber von dieser Gleichheit des technischen Ausdrucksmittels beider Künste abgesehen, die ja doch nur die Verbindung in den Anfangszuständen der betreffenden Künste erklären würde, kann man sich ein erneutes Sich-verbinden in den höchsten Entwicklungsstadien beider Künste wohl vorstellen, und zwar durch die Gemeinsamkeit des dichterischen Elements. Dichten aufgefaßt als das vollständig im Geiste vor der sinnlich werdenden Mitteilung vor sich gehende Schöpfen, das künstlerische Gestaltgeben irgend eines im Robzustande aufgenommenen Stoffes. Ein solcher Stoff ist auch ein rein geistiges immaterielles Erleben. Bach gibt in einzelnen seiner Kantaten geradezu Dramen, ohne die Sichtbarmachung des Dramatischen, z. B. in zahlreichen Zwiegesprächen der Seele mit Gott.

Beethoven gibt solche Situationen ohne alle Worte in einzelnen Sonaten, so daß wir durch die ganze Art der Komposition fühlen, wie zu dem Menschen, dessen Empfinden wir in den und den Sätzen vorgeführt bekamen, ein anderer hinzutritt und ihn zu beeinflussen sucht. Vor allem die Adagio-sätze der Beethovenschen Sonaten tragen vielfach einen solchen Dialogcharakter. Nicht nur der Weg von einer derartigen Musik zum Worte ist sehr nahe, sondern auch der Weg von dieser Musik zur sinnlichen Veranschaulichung der Person. Also nicht nur der Weg von der Musik zur Poesie, sondern auch der Weg von der Musik zur Mimik. Und die Musik hat ja auch beide Wege einzeln eingeschlagen. Ich brauche nicht erst auszuführen, wie leicht nun die Verbindung von allen dreien zustande kommt, und damit das Drama.

Es würde ja eine viel eingehendere Darstellung erheischen, wenn ich alle ästhetischen Fragen hier beleuchten wollte, erst recht, wenn ich nach allen Richtungen des Geschichtlichen hin diese Darstellung vollständig machen müßte. Jedenfalls aber glaube ich, daß nach alledem man mir zugeben wird, daß die Geburt des Dramas aus dem Geiste der Musik heraus ebenso leicht denkbar ist, wie die Geburt aus dem Geiste der Poesie. Und daraus folgere ich nun den Satz, daß der urmusikalische Künstler vollkommen imstande ist, ein echtes Musikdrama zu schaffen.

Ich muß nur noch bemerken, daß dieses urmusikalisch keineswegs gleich ist mit absolut musikalisch. Urmusikalisch trifft mehr die Art der Veranlagung, absolut musikalisch die Art der Mitteilung. Wir erleben denselben Unterschied fortwährend auf dem Gebiet der Malerei. Da spricht die neuere Ästhetik immer von einem Durchaus-malerisch-fein und versteht darunter, daß der betreffende Künstler sich nur die sinnlich farbigen Erscheinungen der Natur aufzunehmen und mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln der Farbe künstlerisch umzusetzen strebt. Solche Ästhetiker kommen dahin, einem Bödlin das Malerische abzusprechen, weil ihm die Farbe nicht das Mittel ist, einen sinnlich erfaßten Natureindruck wiederzugeben. Ich sehe im Absolut-musikalisch-fein die Parallele zu diesem malerischen. Es ist ein Musizieren um der Musik willen, das Schaffen aus musikalischem Material heraus, um ein rein musikalisches Gebilde zu gestalten. Die strenge Form der Musik, im höchsten Sinne die Fuge, stellt derartig absolute Musik dar, indem dieses Kunstgebilde dadurch entsteht, daß die Möglichkeiten eines gegebenen musikalischen Stoffes so ausgesucht werden, daß eine vielfältige und doch durchaus gesetzmäßige Bewegung im Nacheinander die Harmonie des Abeinander dieser Melodie ergibt. Es ist natürlich durchaus möglich, daß ein derartiges Musikstück voll Empfindung ist, genau so gut, wie ein rein malerisch wiedergegebener Naturausschnitt voll Stimmung sein kann; aber es ist nicht der Ausdruck eines Empfindens Zweck dieses Kunstwertes, sondern die sinnlich formale Gestaltung, und sie ist natürlich auch der Antrieb zum Schaffen. Urmusikalisch kann dagegen auch eine Natur veranlagt sein, für die alles Schaffen dichten bedeutet, d. h. ge-



stalten eines Stofflichen, schöpfen seelischen Lebens aus Materie. Man denke an Bruckner und Brahms; beide sind durchaus musikalische Naturen, beide urmusikalisch in ihrer Veranlagung, aber Bruckner ist symphonischer Dichter, Brahms absoluter Musiker, Bruckner gestaltet seelisches Erleben, Brahms entwickelt aus gegebenem musikalischen Stoffe dessen formale Möglichkeiten, inhaltlich aber bedeutet das, daß er einen in jenem Thema geprägten Seelenzustand nach allen Richtungen, nach Tiefe und Höhe und Weite entwickelt. Für die Stärke und Tiefe des Empfindens brauchte vermöge dieser Anlage bei beiden kein Unterschied zu sein, wohl aber für die Art der Mitteilung der Empfindung. Ein Erleben vermag nur echte dichterisch-musikalische Art wiederzugeben. Sie ist darum auch der Urgrund alles musildramatischen Schaffens.



## Hansmanns „Nazarener“

Wieder einmal machte ich die Erfahrung, daß bei der Oper die entscheidende Bedeutung beim Stoff liegt. Es kommt hier nicht auf theoretische Auseinandersetzungen über die Kunstgattung an. Wir müssen sie so nehmen, wie sie in ihrer lebendigen Form vor uns hintritt, und da bleibt die Tatsache, daß das einzelne Wort in der Oper zurücktritt, einfach weil es sehr leicht nicht verstanden wird. Um so wichtiger wird es dann, daß die Gesamtentwicklung der Handlung und der Charaktere in so breiten und klaren Strichen gehalten ist, daß ohne das Verständnis jedes Wortes die Handlung und Charakterentwicklung voll erfasst wird. Das ist bei dieser Oper „Die Nazarener“ der Fall, soweit die Handlung in Betracht kommt, während die psychologische Entwicklung der Charaktere in zwei, ja in drei Fällen bei sehr bedeutsamen Wendungen und Entscheidungen versagt. Vielleicht hat das seinen Grund darin, daß der Stoff einer Novelle entnommen ist, wobei der Stoff ganz übernommen wurde, während die zahlreichen kleinen Einzelheiten, durch die der Epiker eine kommende Charakterentwicklung vorbereiten und andeuten kann, wegstießen. Abgesehen davon ist auch das Versgewand, in das Karl Wilh. Marschner die blühende Prosa der Novelle von Rich. Voß umgewandelt hat, wenig glücklich, vielfach geradezu geschmacklos. Die Überhitztheit der Darstellungsweise von Richard Voß zeigt sich hier in einer unangenehmen und allmählich geradezu die Wirkung abschwächenden Häufung von Superlativen und Übertreibungen aller Art. Daneben machen sich dann ganz triviale Wortwendungen doppelt unausstehlich. Es wirkt als Erlösung, aber gleichzeitig als Verurteilung der allgemeinen Diktion, wenn im vierten Akte einmal der Wortlaut der Bibel in seiner einfachen, schlichten Großartigkeit das hitzige Wortgepränge unterbricht.

Gegenüber dieser geringen Einschätzung der rein dichterischen Arbeit des Textschreibers muß aber anerkennend hervorgehoben werden, daß die Art, wie er den Inhalt der Vossischen Novelle „Die Toteninsel“ dramatisch gestaltet hat, wirkungskräftig ist. Die Ereignisse spielen sich so klar ab, daß man sie

im Grunde, ohne daß man den Text versteht, erfährt. Und dann fordert die Oper eine Reihe prächtiger Bühnenbilder heraus. Ich sage nicht, daß sie dazu Gelegenheit gibt, sondern sie fordert sie als dramatische Notwendigkeit, so daß diese Ergözung unserer Sinne innerlich künstlerisch bleibt und zum Wesentlichen des Gesamtwerkes gehört. Während Voss mit dem Titel seiner Novelle auf die dichterische Anregung durch das Gemälde Böllins hinweist, hat der Textdichter das überflüssigerweise vermieden; überflüssigerweise, weil das Bühnenbild dann doch wieder den Hinweis bringt. Ich habe es darum auch bedauert, daß im ersten Akt eine szenische Anordnung des Textbuches gestrichen wurde, so wenig glücklich sie im Textbuch auch auftritt, weil sie dort so als beiläufiges Füllsel wirkt. Es wäre aber immerhin die Tatsache, daß im ersten Akt ein Kahn mit Toten auf der Gräberinsel landet, eine Vorbereitung für das Schlußbild, das jetzt allzu unvermittelt und geradezu gesucht vor uns hintritt, so daß unter Umständen als Sensation wirkt, was im Grunde nur künstlerische Auslösung und Beruhigung nach einer aufregenden Handlung darstellt. Doch kann in diesem Falle der Komponist noch nachträglich die Besserung bringen, indem er in einem symphonischen Epilog die bildnerische „Apotheose“ musikalisch vorbereitet.

Wenn der Vorhang sich erhebt, sind wir auf der Gräberinsel; doch was unser Auge erblickt, ist blühendes Leben. Links nur strahlt die Wand des friedlichen Eilandes, auf dem die Toten Ruhe finden. Unser Blick aber schweift hinaus auf das blaue Ehyrrhenische Meer, und noch fröhlicher stimmt uns der Anblick einer holden Mädchengestalt, die aus dem Hause tritt und Ausschau hält. Nun hat sie wohl den erblickt, den sie suchte: einen schlafenden Jüngling. Rosen bricht sie und wirft sie auf den Schläfer. „Tullus, du Träumer, erwache!“ Wie Geschwister sind die beiden aufgewachsen, sie, des Grabhüters Daunus Tochter, er, des Jupiterpriesters Atinas Sohn. Wir fühlen, daß die Liebe, die die Kinder bindet, zur stärkeren fürs Leben erblühen wird. Ein heiteres Spiel entwickelt sich zwischen beiden. Tullus ist ja nur ein Träumer, weil die Sehnsucht des zum Manne erwachenden Jünglings ihm die Brust weitet und ihn zu großen Taten lockt. Den Jupiterpriester ängstigt des Sohnes schweifender Sinn, doch baut er auf seines hochverehrten Gottes Jupiter Hilfe. Er ist ein gläubiger Priester, dem das Gerücht schon Entsetzen und Ingrimm erweckt, daß ein neuer Gott entstanden sei, den sie über Jupiter und die anderen Götter stellen, der keinen anderen neben sich dulde. Und als jetzt Daunus aus Rom zurückkehrt und Kunde bringt vom Treiben dieser Nazarener, aber auch mitteilt, wie Nero mit aller Gewalt die Sekte auszurotten strebt, da entschließt sich der Priester zur Fahrt nach Rom, um der Götter Ehrung zu steigern und Nero beizustehen im Kampfe gegen die verhassten Neuerer. Vergeblich fleht Tullus ihn an, daß er den Männern folgen dürfe. Aber die Sehnsucht ist in dem Jüngling nicht mehr zu bändigen, und als er sich allein glaubt, faßt er den Entschluß, auch nach Rom zu ziehen, um sich an diesem verdienstvollen Werke der Vertilgung der Feinde der Götter zu beteiligen. Doch Acca hat ihn belauscht, dem Forteilenden stürzt sie entgegen, aber nicht ihn zu halten, sondern ihn zu begleiten, denn sie fühlt, daß des Freundes Sehnsucht berechtigt ist, daß er in die Welt hinaus muß, wenn er glücklich sein soll. Allein aber kann sie ihn nicht ziehen lassen. Und so steigen beide in den Kahn, um dem Vater nachzueilen nach Rom.

Der zweite Akt zeigt uns die beiden jungen Leute auf der Via Capena vor Rom. Die Nacht bricht herein; der vom weiten Weg ermüdeten Acca

bangt jetzt vor der Stadt, die dort am Horizonte lockt; Tullus aber fühlt sich gehoben vom Gedanken an die großen Taten, die er im Dienste der Götter vollbringen will. Da bricht aus der Jungfrau übervollem Herzen die Liebe hervor. Jetzt, wo sie den Jugendgenossen in die Welt hinaus geleitete, fühlt sie, daß er ihr viel mehr als Bruder ist, und in dieser Liebesfeligkeit empfindet sie alles, was Haß ist, als verbrecherisch und unheilvoll. So erscheint ihr auch des Tullus Haß gegen die Nazarener als böse Tat. Erstaunt lauscht der Jüngling dem Bekenntnisse ihrer Liebe, bis die Flammen auch über ihm zusammenschlagen und in heiligen Gluten alles versengen, was ihrer erhabenen Liebe fremd ist. Nicht mehr denkt er daran, heute noch Rom zu erreichen, er geleitet die vor Müdigkeit hinfällige Acca in eine an der Straße liegende Höhle, birgt die Entschlummernde und läßt sich selber auf dem Boden nieder, um Wache zu halten; doch umfängt den Ermüdeten auch bald tiefer Schlaf. So merken sie nicht, wie aus dem Innern der Höhle unter Führung des greisen Aquila eine Schar von Männern und Frauen hervorkommt. Es sind Christen, die hier in diesen Katakombengängen heimlich sich vereinigen. Wohl gewahren sie die beiden jungen Schläfer, aber sie fürchten von diesen unschuldigen Kindern keine Gefahr und beginnen ihren Gottesdienst. Vom Geräusch erwacht Acca. Voll Staunen sieht sie die fremden Menschen. Der ängstlich nach Tullus Umschau haltenden tritt eine Jungfrau aus der Christenschar entgegen und begrüßt sie als Schwester. Seltsam fühlt sich Acca überwältigt durch diesen Anblick, und unwiderstehlich zieht es sie, die Liebesfelige, hin zu diesen Menschen, die so liebevoll ihr begegnen. Wohl ahnt sie, daß es die Christen sind, gegen die so viel gehetzt wird, aber sie vermag dem Zug ihres Herzens nicht zu widerstehen, und als jetzt auch Tullus erwacht, sucht sie auch ihn freundlich zu stimmen. Doch umsonst. Heftig flammt des Priestersohnes Haß empor, und als draußen eine Schar von Prätorianern heranzieht, die auf der Suche nach den Christen ist, stürzt er unbesonnen hinaus und wird zum Verräter. Zum Verräter auch an seinem Glück. Denn mit den Christen wird auch Acca gebunden weggeführt. Nichts hilft ihm sein Sammern und Beschwören. „Willst du sie wiedersehen,“ wirft ihm der Hauptmann entgegen, „so sei als Christ erkannt!“

Der dritte Aufzug spielt vor dem goldenen Hause Neros in Rom. Colles Volksgetümmel. Alles dreht sich um Nero. Ob ihm sein Wagenlenker oder sein Schneidermeister den besseren Dienst erweise und darum näherstehe, ist der Streit des Volkes, bis einige Fischer entscheiden, daß sie durch ihre Lederbissen am meisten für die gute Laune des Cäsaren leisten. Es käme wohl gar noch zum Streite, würden jetzt nicht einige gefangene Christen hereingeschleppt und an Pfähle gebunden. Rasend ist die Wut des Volkes gegen die Unglücklichen, die Nero beschuldigt hat, daß sie den Brand Roms entfachten. Da stürzt Tullus herein. Er sucht Acca. Furchtbar ist seine seelische Qual. Zu Jupiter fleht er, seinem altvertrauten Gotte, und fleht zum Christengott; jenem will er glauben, jenen verehren, der ihm die Geliebte wieder zeigt. Da naht Nero. Was Sauchzen des Pöbels mehrer durch das Schauspiel ausgelassener Tänze, die dadurch ein plötzliches Ende erfahren, daß Tullus sich vorstürzt und in besinnungsloser Wut den Fluch gegen den Cäsaren schleudert und laut den Christengott preist. Was trieb ihn zu diesem tollkühnen Unterfangen? Wohl der unbestimmte Gedanke, so gefangengenommen zu werden und der Geliebten im Rexte wieder zu begegnen. Der erschreckte Nero gebietet die Verhaftung, der Tullus' entfester Vater nicht entgegenzuwirken sucht. Dann gebietet Nero, die

an die Pfähle gehefteten Christen als lebendige Fackeln zu entzünden. Das Hosanna der Sterbenden tönt siegreich in die entfesselte Luft des vom Taumel erfaßten Volkes.

Der letzte Akt führt uns in das Kerkergebölge des Circus maximus. Der greise Aquila tröstet, trotz alles Hohns der wachhaltenden Prätorianer, seine Christenschar durch die Erzählung vom Tode des Heilands. Acca ist nun um ihr Ende ganz beruhigt, und sie empfindet es als höchste Glückserfüllung, als nun auch Tullus in den Kerker gebracht wird. Den Jüngling verlangt nach nichts anderem als nach voller Vereinigung mit der Geliebten, und so sehnt er sich auch nach der Gemeinschaft mit ihr im Glauben. Er liebt diesen Gott der Christen, den seine Braut liebt; er will für diesen Glauben sterben, weil die Geliebte dafür in den Tod geht. So eint des Christenpriesters Wort die Beiden noch zum Paar. Nun stürmen auch die Prätorianer herein, um die Christenschar in den Sirkus zu schleppen, zur Beute für die wilden Tiere. Acca und Tullus wollen folgen, aber mit den Prätorianern ist auch der Jupiterpriester Atinas in den Kerker getreten. Er versucht nicht, seine Kinder von ihrem Glauben abzubringen, versucht nicht, sie dem Leben zu erhalten, nur vor dem schrecklichen Tode draußen von den wilden Tieren wollte er sie bewahren. Und so reicht er ihnen den Giftbecher. Auch das ist Tod, und Tod ist dauernde Vereinigung. So empfinden die Kinder des Vaters Tun als Tat der Liebe und schlürfen befestigt den tödlichen Trank. In den gräßlichen Jubel des römischen Volkes, in den Lobgesang der sterbenden Christen mischt sich des Jupiterpriesters schmerzdurchzitterter Ruf: „Wehe euch, Götter, wenn meine Kinder um einen wahren Gott gestorben sind!“ Der Vorhang fällt, aber nochmals öffnet er sich vor einem herrlichen Bilde, das uns, düster aus dem blauen Meere emporsteigend, die Toteninsel zeigt, auf die ein Nachen hinfeuert. In ihm, von Rosen bedeckt, liegen die Leichen der jungen Liebenden; am Steuer sitzt der greise Jupiterpriester, der seine Kinder so heimbringt in die Heimat.

Die Schwächen des Textbuches liegen ebenso offen zutage, wie die Vorzüge der bewegten Handlung und der Schaustellung glänzender Bühnenbilder. Das dichterische Vermögen des Textschreibers hat leider völlig aller inneren Dramatik gegenüber versagt. Die plötzlichen Übergänge im Seelenleben des Tullus und der Acca seien ihm noch zuerst verziehen. Diese Frühzeit des Christentums hat sehr viel von der epidemischen Ansteckungskraft aller stark erregten Volksbewegung. Hier im guten Sinne eines instinktiven Erfassens der neuen Heilslehre. Aber daß Marschner so gar nicht versuchte, einen der dramatischen Konflikte, die im Stoffe liegen, aufzugreifen, ist schwer begreiflich. Von der schweren Entwicklung, die Tullus nach seinem Verrat durchmacht, erfahren wir nichts. Noch unbegreiflicher ist das völlige Versagen gegenüber der Tragödie des Vaters. Und was heißt zum Schluß Apotheose? Wer erfährt diese Apotheose? Das Christentum, die beiden Liebenden, der Vater oder gar die Toteninsel?!

Aber die ursprüngliche Kraft des von Voss wirklich dichterisch erfaßten Stoffes erweist sich sieghaft. Trotz des Vielerleis der Geschehnisse, ist das Ganze ein Lied der Liebe. Im ersten Akte die lustige Liebe zweier Kinder; im zweiten die Liebe hell auflösender Leidenschaft; im vierten die ernste Hingabe, das Ineinandersein für alle Zeit im Anblick des Todes. Nur der dritte Akt trägt mit seinen wildbewegten Volksszenen einen anderen Charakter.

Der Komponist fand den Vorteil einer immer gehobenen, also dem musi-

ralischen Ausdruck natürlich entgegenkommenden Stimmung. Dafür lag die Gefahr der Eintönigkeit nahe, zumal da die aufeinander plägenden Gegensätze der Oper stets dieselben der heidnischen und christlichen Welt sind.

Aus dieser Erkenntnis hat Hansmann diese beiden Welten auch zu Grundpfeilern seiner Vertonung gemacht: sie umklammern mit ihren zwei Motiven das ganze Sängergehege. Ein Hinaus aus diesen Mauern gibt es nicht. Innerhalb der Ummauerung herrscht dafür stete Bewegung von leisem Geplätscher bis zu sturmgepeitschter Aufregtheit. Leitmotive gibt es nicht, aber Charaktermotive, d. h. Wendungen, die bei gewissen Gefühlsbestimmungen sich einstellen, die auch an den einzelnen Personen als individuelle Redeweise haften. Das Orchester steht der Welt des Einzelnen als Gesamtheit gegenüber: Makrokosmos gegen Mikrokosmos. Es ist für sich eine Welt, selbständig für sich, nicht etwa Stütze der oben singenden und handelnden Menschen, aber auch nicht Vertiefung und Bereicherung ihres Redens und Handelns, sondern einfach die Welt, in der jene stehen. Das drückt sich wunderbar künstlerisch naiv aus in einer besonders hervortretenden Orchestrierungsart, bei der sehr hoch gehaltene Geigenstimmen gegenüber tiefem Blaswerke stehen. Ich hatte immer das Gefühl, als spanne ein Ewiges die Arme aus: „Ihr seid alle meine Kinder, ihr seid alle aus mir und in mir.“

Ich muß hier auf die im heutigen Leitfaß gegebenen Ausführungen verweisen. Sie stehen, wie auch dort hervorgehoben wurde, in innerem Zusammenhang mit meinem Erlebnisse dieses Musikdramas.

Hansmann ist eine solche urmusikalische Natur, wie sie als Vorbedingung dieser Auffassung des Musikdramas geschildert wurde. Sein dramatisches Fühlen ist symphonisch, von vornherein dahin strebend, aus einer Vielheit die hohe Einheit zu gestalten. Das Textbuch mit seinem epischen Charakter wirkte ihm entgegen, sonst würde das viel klarer hervortreten. Ich kenne keine Oper, bei der die kontrapunktische Polyphonie so mit innerer Notwendigkeit zum herrschenden Stilprinzip wurde, wie hier. Und zwar diese Polyphonie nicht nur im Orchester, wo wir sie neuerdings als gegebenen Stil gewohnt sind, sondern auch beim Gesangsteil und zwischen Orchester und dramatischem Gesang auf der Bühne. Es ist prächtig zu beobachten, wie er keines der einmal auftauchenden Themen wieder fallen läßt, wie er überhaupt mehr durch Abwandlung des einmal gegebenen Materials weiterkommt als durch Hinzufügung eines völlig neuen. Nur Kurzsichtige können daraus auf Erfindungsarmut schließen — angesichts der Erfindungskraft, die sich im Vorhandenen bekundet —; andere mögen lieber an einen Erfindungsriesen wie Händel denken, der dieselben Thematika immer wieder aufnahm, bis er das Gefühl hatte, es völlig ausgeschöpft zu haben, geistig wohlverstanden, nicht formal. Letzteres macht ja auch jeder Variationenhandwerker.

Bei Hansmann ist diese stete Einstellung auf das symphonische Endziel so stark, daß er trotz seines starken dramatischen Wirklichkeitsempfindens, trotz eines sichern Instinktes für das Dramaturgische, gegen beides grob fehlt, sobald er eine musikalische Bereicherung für diese symphonische Lösung der ganzen dramatischen Idee erhält. Je ein Beispiel zum Beleg. Acca und Tullus machen seelische Wandlungen durch, die gerade weil sie äußerlich fast plötzlich eintreten müssen, um so sorgfältiger innerlich vorbereitet werden müßten: novellistisch psychologische Feinarbeit ist hier geboten. Der Textdichter hat alles Psychologische völlig beiseite gelassen. Hansmann für den ersten Blick

auch, da er ja immer eilig dem Texte folgt. Dennoch ist bei ihm, gerade aus seiner symphonischen Art heraus, die psychologische Vorbereitung musikalisch gegeben. Accas ganzes Wesen ist Liebe, hingebende Liebe — diese steigert sich, musikalisch aus derselben Grundlage, von der kindlich-schwesterlichen Zuneigung zur leidenschaftlich erfassenden Kraft der Braut und endlich zur Erde und Tod überwindenden Liebe zur Menschheit. Ähnlich Cullus, nur daß hier das Verlangen nach der Tat hinzukommt. Zur Tat wird ihm schließlich die Hinopferung seines Lebens. Es ist also durchaus berechtigt, wenn diese in musikalisch verwandten Formen sich vollzieht, wie das Hinausstürmen des Jünglings. — In dramaturgischer Hinsicht lehrreich ist eine Szene des dritten Aktes, die die Liebe eines Germanen zur vornehmen Römerin Fulvia darstellt. Die Szene steht im Textbuch ohne jeden Zusammenhang, ohne alle Beziehung, als in jeder Hinsicht belanglose Episode. Aber die begehrende rein sinnliche Liebe Fulvias ist das Gegenpiel der hingebenden, sich auflösenden Liebe Accas. Musikalisch wird also dieses Element fruchtbar für die symphonische Entwicklung der inneren Dramatik.

Hansmanns Consprache ist von jener selbstverständlichen Eigenart, die nicht ängstlich jeden möglichen Anklang zu vermeiden sucht, weil der Komponist eben das natürliche Gefühl hat, seine Eigensprache zu reden. Als echter Dramatiker gibt er in den Singstimmen Sprechgesang; aus dem Stoff erhebt der häufige Anlaß zur gleichzeitigen Verwertung mehrerer Stimmen und großer Chormassen. Auch die Orchestrierung ist durchaus selbständig; es ist für Hansmann zum Glück geworden, daß er nicht viel in Verbindung mit Orchestern steht. Seine Instrumentation ist bewußte Charakteristik, ist aber gleichzeitig natürlichste Sprechweise des Komponisten. Ich war überrascht über den Wohlklang; die Farbigkeit löste die Härten der harmonischen Linienführung.

Ich bekenne mit froher Zuversicht als meine Meinung: Wir haben hier einen wahrhaft berufenen Musikdramatiker: es liegt bei ihm, in ernster, nur dem Höchsten zugewendeter Arbeit sich als auserwählt zu bewähren.

Das Braunschweiger Hoftheater hat sich mit der Aufführung der „Nazarener“ ein dauerndes Verdienst erworben. Nicht nur weil diese Aufführung im einzelnen wie im ganzen gut war, sondern weil sie einem noch wenig bekannten Künstler ans Licht half, mit einem Werke, das gewaltige Mühen und hohe Kosten verursachte. Unsere anspruchsvollen Hofbühnen sollten sich hier ein Beispiel nehmen. Es ist keine große Sache, Werke von Künstlern herauszubringen, deren ganze Stellung wenn nicht den künstlerischen Erfolg, so doch die Sensation und damit die geschäftliche Sicherheit gewährleistet.



## Neue Bücher und Musikalien

Von Georg Vollerthun, der unsern Lesern durch manche Liebergaben bekannt ist, sind im Verlage von C. F. Rahnt Nachf. zu Leipzig eine Reihe Lieder erschienen, die die Beachtung ernsterer Musikfreunde verdienen. Vollerthun hat zu Beginn dieser Konzertsaison unter Mitwirkung des dramatischen Sangesmeisters Ludwig Heß und der fein empfindenden Elise Schünemann ein Konzert mit eigenen Liedern veranstaltet. Dabei machte man die

Beobachtung, wie die Zuhörerschaft immer mehr in den Bann dieser Kunst geriet. Es ist keine Musik, die leicht gewinnt. Vollerthun ist eine jener echt männlichen Naturen, die ihr Empfinden verschließen oder doch dessen Ausdruck dämpfen; sie haben sich im Saum, wissen sich zu beherrschen. Nur der Oberflächliche hält solche Naturen für kühl; der tiefer Empfindende spürt das Wallen und Wogen unter der ruhigen Oberfläche. Wenn dann dieses Feuer der Empfindung die einengende Hülle zerprengt, so wirkt es wie vulkanische Kraft und vor der Glut schmilzt selbst Basalt. Da wird dann die spröde Form von kostbarer Weichheit.

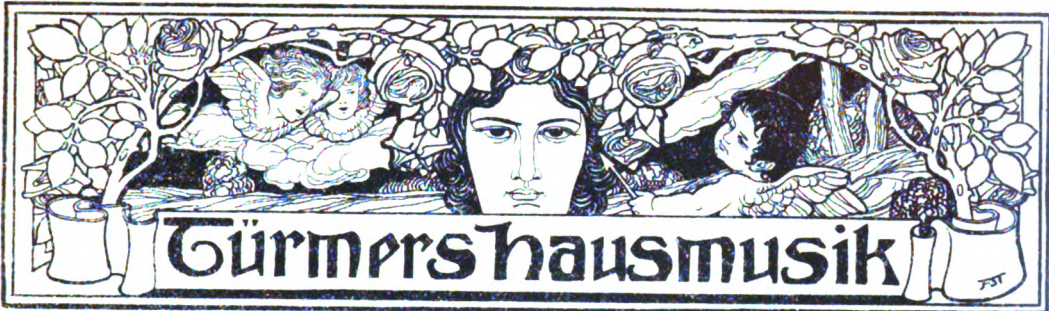
Bei Vollerthun stehen diese Elemente stark dramatischen und verhaltenen lyrischen Ausdrucks dicht nebeneinander. Nicht umsonst fühlt er sich so sehr zu Liliencrons Dichtungen hingezogen, für die dieses Aufeinanderplagen des Ausdrucks charakteristisch ist. Charakteristisch ferner, wie die Empfindungen innen auf und ab wogen, wie alle Stimmungswerte eintreten, sich gesellen und verdrängen, bis endlich die übervolle Brust im Schrei oder Jauchzen sich Luft macht. So sind auch Vollerthuns Lieder, müssen sie sein, denn sie sind aus der Poesie geboren. Vollerthun wandelt die Bahnen Hugo Wolfs, als Wesensverwandter, nicht als Nachahmer. Die Singstimme bringt die möglichst eindrucksvolle Deklamation des Gedichts. Sie will aber nicht etwa geschlossene Melodie sein — diese liegt eher im Klavierpart oder genauer im Zusammenwirken beider. Gerade wie in der Klavierbegleitung die große Linie der Gesamteinstimmung festgehalten wird, wie die Singstimme musikalisch das Auf und Ab des Empfindungsausdrucks gibt, zeugt von einer so eigenartigen und bei mancher äußeren Schwierigkeit innerlich einfachen Musikernatur, daß wir Vollerthun zu den Hoffnungen des deutschen Liedes zählen dürfen!



### Zur gest. Beachtung!

Alle auf den Inhalt des „Türmers“ bezüglichen Zuschriften, Einsendungen usw. sind ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des Z., beide Bad Deynhausen i. W., Kaiserstraße 5, zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird keine Verantwortung übernommen. Kleinere Manuskripte (insbesondere Gedichte usw.) werden ausschließlich in den „Briefen“ des „Türmers“ beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann Entscheidung über Annahme oder Ablehnung der einzelnen Handschriften nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist nur ausnahmsweise und nach vorheriger Vereinbarung bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den Versand und Verlag des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man direkt an diesen richten: Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart. Man bezieht den „Türmer“ durch sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten, auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagsbuchhandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Deynhausen i. W.  
Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Stord, Berlin W., Landshuterstraße 3.  
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



IX. Jahrg.

Januar 1907

Heft 4

# Drei Lieder

von  
MARTIN JACOBI.

## a) Nicht ganz. (W. Kreiten.)

Mässig bewegt.

*mf*

Singstimme

Es ist so arm kein  
ist so wild kein

Pianoforte.

*mp*

*mp*

Hai-de-grund, dass drauf kein ein - zig Blümlein steht, das tau-ge-krönt zur  
Wal-des-tal, dass nicht ein Vög - lein ni-ste drin, dess' Lied beim er - sten

Mor-gen-stund ganz heimlich duft' - gen Gruss verweht! Es Me-lo-dien! Es  
Mor-gen-strahl das E - cho weckt mit

1.

2.

*crusc*

1.

2.



*f* *mp*

tobt kein Sturm so wild und toll, im tief-sten Grun - de

*cresc.* *f* *dim.*

ruht die See; kein Him-mel ist so wol-ken - voll, dass

*mf* *dim.*

*dolce e rit.* *a tempo* *dolce*

nicht ein Strahl her - nie - der seh? Es ist so arm kein

*dolce*

*cresc.* *f*

Men-scheu-herz, dass nicht ein Glück sein ei-gen nennt. So

*cresc.*

*molto espressivo*

bit-ter ist kein Er-den-schmerz, der nicht den Trost der

*f* *dim.*

Hoff-nung kennt! ———

*f* *ff*

## b) Der Alte.

(Gustav Falke.)

Moderato.

Singstimme.

*mf*

Nun steh ich ü - ber Grat und Kluft in a - bend-li - chen

Pianoforte.

*mp*

*mp*

Ro - sen, und hö - re in der kla - ren Luft das

*p*

*mp*

*cresc.*

Le - ben tief ver - to - sen. Ein Ad - ler rauscht ins

*cresc.*

*dim.*

Tal hin-ab, wo mei - ne To - ten schla - fen. Was ich ge - liebt dort

*cresc.*

*dim.*

un - ten hab', weiss ich in si - cherm Ha - fen.

*poco a poco cresc.*

Und bin nun ü - ber Leid und Zeit und

*f* *mf*

mei - nen Ster - nen nä - her, und schau - e in die

*f* *mf* *dim.* *p*

*dolce* *mp*

E - wig - keit, ein still ge - mu - ter Spä - her. Durch

*dolce*

*pp*

ei - ne sel' - ge Bläu - e schwimmt ein Na - chen da her -

*pp*

\* Red. \*

*p dolce*

ü - ber. Naht, neigt den schwan - ken Bord und nimmt sanft

*p* *pp* *p* *pp*

Red. \*

schau - - - - - keind mich hin - ü - -

*pp*

Red. \* Red. \* Red. \* Red. \*

- ber!

*pp* *p* *pp* *pp*

Red. \* Red. \*

# c) Abendlied.

(Adolf Holst.)

Sehr mässig und ausdrucksvoll.

Singstimme. *p dolce*

Eh' du ein schläfst lieb und müd

Pianoforte. *pp*

*rit.* \* *rit.* \*

schenk' ich dir ein A - bendlied. Kä - fer-chen im

*m.g. ritard.* *pp a tempo*

*rit.* \* *rit.* \*

Fun - kelschein surrt es durch dein Käm-merlein.

*pp* *m.g.*

*cresc.*

Fang' es doch, den Schlum - mer - dieb

*cresc.*

*rit.* \* *rit.* \*

*p cresc. e string.*

*f*

halt' es fest

und hab' es

*pp*

*cresc. e string.*

Red.

\* Red.

\*

Red.

\*

*a tempo*

lieb!

*a tempo*

*mp*

*dim.*

Red.

\*

Red.

\*

*p*

*dolce*

Eh' du ein - schläfst lieb und müd'

schenk' ich dir ein

*pp*

*sempre pp*

Red.

\*

Red.

\* Red.

\*

A - bend - lied!

*m. g.*

*pp rit.*

*pp*

Red.

\*

Red.

\* Red.

\*

Vertical text on the left edge of the page, possibly bleed-through from the reverse side. The text is partially cut off and appears to be a list or index of items, with some characters resembling "A", "B", "C", "D", "E", "F", "G", "H", "I", "J", "K", "L", "M", "N", "O", "P", "Q", "R", "S", "T", "U", "V", "W", "X", "Y", "Z".







Johann Bossard: Winter  
AUS DEM ZYKLUS „DAS JAHR“, - LITHOGRAPHIE







IX. Jahrg.

Februar 1907

Heft 5

## Die Abstammungslehre einst und jetzt

Von

J. Reinte

Zu den wichtigsten Fragen in der Wissenschaft vom Leben gehört nicht nur die Frage nach dem Ursprunge des Lebens überhaupt, sondern nach dem Ursprunge seiner Mannigfaltigkeit, wie sie in der Stufenleiter vom Bazillus bis zum Eichbaum, vom Infusorium bis zum Menschen hinauf in Hunderttausenden von Arten die Erde bedeckt. Der Ursprung jener Arten ist in wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Schriften weit mehr erörtert worden als das Problem von der Herkunft des Lebens. Man hat einen eigenen Zweig der Wissenschaft dafür begründet und ihn Abstammungslehre, Deszendenztheorie oder auch Darwinismus genannt, weil seit Darwins Schriften über den Zusammenhang der Arten diese Fragen unter das große Publikum geworfen sind, dem sie interessanter erscheinen als alle übrigen Fragen der Biologie zusammengenommen. Es hängt dies damit zusammen, daß die Deszendenztheorie keine Erfahrung ist, kein Ergebnis der Erforschung von Tatsachen, sondern eine Idee, die intuitive Deutung eines Zusammenhangs zwischen den Lebensformen. Darum ist die Abstammungslehre dem wissenschaftlich ungeschulten Betrachter einleuchtender als dem gründlichen, nach Erkenntnis der Wahrheit strebenden Naturforscher; der erstere sieht mit flüchtigem Blicke über alle Schwierigkeiten hinweg, die vor den Augen des letzteren sich zu unübersteigbaren Wällen zu türmen scheinen. Denn nochmals sei es betont: die Abstam-

mungslehre ist nicht Erkenntnis, sondern Deutung. Wenn wir von einem verschwindend kleinen Tatsachenmaterial absehen, das der Biologe dem Experiment zu unterwerfen vermag, so behandelt die Abstammungslehre überwiegend Möglichkeiten, die der Beobachtung und dem Experiment nicht zugänglich sind, und schweift damit ins Gebiet der Metaphysik hinüber, während die eigentliche Naturwissenschaft es mit Wirklichkeiten zu tun hat, die sich der Erfahrung erschließen. Als ein Verbrechen an der Wissenschaft muß es aber gebrandmarkt werden, wenn gewissenlose Schriftsteller ihren Lesern subjektive deszendenztheoretische Spekulationen nicht vortragen als das, was sie sind, nämlich als naturhistorischen Roman, sondern als positive Errungenschaften der Naturforschung. Wegen dieses fundamentalen Fehlers der Unwahrscheinlichkeit ist ein großer Teil der populären Schriften über die Abstammungslehre nicht ernst zu nehmen. Wenn wir von solcher mißbräuchlichen Ausbeutung der Abstammungslehre aber absehen, so bleibt die Deszendenzidee ein großartiges Beispiel wissenschaftlichen Schauens von unzweifelhafter Berechtigung, einer Berechtigung, die so weit geht, daß ich selbst den Deszendenzgedanken für die gegenwärtige Entwicklungsstufe der Biologie ein Axiom genannt habe, d. h. eine unabweisliche Forderung unseres Verstandes.

Die Abstammungslehre nimmt gewöhnlich an oder fordert, daß die heute lebenden Pflanzen und Tiere sich aus gemeinsamen Unterlagen entwickelt haben, wie die Spitzen einer Baumkrone durch Verzweigung aus dünneren und schließlich aus dickeren Ästen hervorgegangen sind. Fraglich bleibt schon bei dieser Auffassung, ob die Stammformen der heute lebenden Organismen nach rückwärts in einen einzigen Stamm zusammenlaufen, oder ob nicht, wie bei den sämtlichen Baumspitzen eines Waldes, diese Spitzen auf zahlreiche Stämme zurückweisen. Sollte diese letztere Deutung den Vorzug verdienen, so könnte man noch einen Schritt weiter gehen und die Gesamtheit der Organismen in Vergangenheit und Gegenwart einem Weizenfelde vergleichen, dessen Ähren oder Blüten die heute lebenden Arten, dessen Halme und Wurzeln deren historischen Unterbau symbolisch bedeuten. Wie dem auch sein mag, in jedem dieser drei möglichen Fälle hat die Abstammungslehre das Entwicklungsprinzip proklamiert als einen Schlüssel für die Deutung der Mannigfaltigkeit, die in den lebenden und in den versteinerten Organismen vor uns ausgebreitet liegt. Sie hat damit eine überaus wertvolle Analogie gezogen zu der Entwicklung des organischen Einzeltwesens vom Ei bis zur fertigen Gestalt und die Selbstgestaltung der Organismen von den ersten Anfängen irdischen Lebens bis zur Gegenwart unter einen einheitlichen Gesichtspunkt gebracht. Das ist von hohem Werte. Freilich wird häufig der Fehler begangen, die Entwicklung zu einer Art von Naturkraft zu stempeln, und das ist falsch. Die Entwicklung ist so wenig eine Naturkraft, wie der Regenbogen es ist oder der leuchtende Schweif einer Sternschnuppe oder die elliptische Bahn, in der die Erde um die Sonne läuft. Die Entwicklung kann so wenig etwas hervorbringen,

wie die Bahnen der Planeten dies vermögen; sie ist selbst nur die Bahn, in der gegebene Naturkräfte besonderer Art das Ei zwingen, zum Sühnchen zu werden, wie sie die vor Wonen lebenden Urzellen gezwungen haben, zu den uns bekannten Tieren und Pflanzen in der Verkettung zahlloser Generationen heranzuwachsen. So bedeutsam und eigenartig das Entwicklungsprinzip damit für die Biologie geworden ist, ist es keineswegs auf diese beschränkt, sondern es gilt auch im Gebiete der leblosen Natur, wofür nur die Rant-Laplacesche Idee von der Entwicklung des Sonnensystems und des Sternenhimmels als Beispiel angeführt sein mag. In jedem Falle ist die Entwicklung ein unmechanisches Prinzip, das sich als ein zielstrebiges deuten läßt, und in dessen Bereich kein Beispiel von Umkehrbarkeit bekannt ist. Jeder mechanische Prozeß aber ist umkehrbar.

Überall dort, wo im Gebiete der Abstammungslehre die Tatsachen sich uns verhalten, tritt dichterisches Schauen an die Stelle forschender Beobachtung. Ich verwerfe dies keineswegs, tadle es nicht einmal. Der Geschichtschreiber der Taten des Menschengeschlechts handelt nicht anders als der auf den Tatsachen der Erdgeschichte und der vergleichenden Morphologie fußende Naturforscher. Wohl hat der letztere eine ungeheure Menge ehemals und jetzt lebender Arten kennen gelernt, beschrieben und geordnet; allein in der Abstammungslehre ahnt er bestenfalls manche Zusammenhänge zwischen jenen Typen; ein sicheres Wissen besitzt er von äußerst wenigen dieser Zusammenhänge. Freilich fehlt es auch nicht an Dogmatikern, die durch Behauptungen und durch Dekrete jene Lücken unseres Wissens auszufüllen und mit ihren Dogmen der wahren Forschung ein Faulbett zu bereiten suchen. Solche oberflächlichen Phantasten sollten sich ein Beispiel an den Physikern und Chemikern nehmen, die auf das sorgfältigste ihre Prinzipien, z. B. das Prinzip von der Erhaltung der Energie und von der Konstanz der Elemente, immer von neuem prüfen, immer von neuem ihre Tragweite und Stichhaltigkeit in logischer wie in empirischer Hinsicht untersuchen, jeden möglichen Einwand dagegen selbst erheben, anstatt vor Einwänden die Augen zu schließen, dem Strauß vergleichbar, der vor seinen Verfolgern den Kopf in den Busch steckt. Solche Gewissenhaftigkeit ist der einzige Weg, der zur Wahrheit führt, und der darum für den geistigen Besitzstand des Menschengeschlechts einen Wert hat. Dogmen, denen man ebensogut andere Dogmen gegenüberstellen könnte, sind für die Wissenschaft ein Übel oder mindestens ein wertloser Ballast.

Auf keinem Gebiete der Naturwissenschaft ist es so wichtig, sorgfältigst zwischen Tatsachen und Hypothesen zu scheiden, wie auf dem Gebiete der Abstammungslehre. Das Problem ist dieses: Gegeben sind uns die Organismen in einer großen Zahl verschieden gestalteter Typen, und nun fragt sich: Besteht zwischen diesen Typen, dieser Mannigfaltigkeit der Gestalten ein genetischer Zusammenhang? Und wie hat man sich diesen Zusammenhang vorzustellen? Von welchen Tatsachen müssen wir ausgehen, um zu einer befriedigenden Anschauung zu gelangen? Zu den fundamentalen

Sachsaen gehören folgende: Nicht alle heute lebenden Gattungen und Arten existierten zu allen Zeiten an der Erdoberfläche; so kann nicht bezweifelt werden, daß der Mensch erst gegen das Ende der Tertiärzeit, daß die Monokotylen und Dikotylen, also die vollkommeneren Blütenpflanzen, erst im Laufe der Kreidezeit erschienen sind. Andererseits sind einige Tier- und Pflanzengattungen seit den ältesten Zeiten der Erdgeschichte, aus denen wir Versteinerungen kennen, unverändert bis in die Gegenwart erhalten geblieben. Viel größer ist aber die Zahl der in früheren Erdperioden lebenden Gattungen, von denen uns nur versteinerte Reste vorliegen. Dabei kann nicht die Rede davon sein, daß die Tiere und Pflanzen der ältesten Erdperiode niedriger organisiert gewesen wären als die heute lebenden Gattungen der gleichen Gruppen; oft war das Gegenteil der Fall. Jene älteste Periode teilen die Geologen ein in vier Zeitalter: das kambrische, das silurische, das devonische und das Steinkohlen-Zeitalter. Aus der ältesten, der kambrischen Zeit, kennen wir nur Meerestiere, unter ihnen aber hochorganisierte Krebse, die Trilobiten. Landpflanzen aus der Gruppe der Farne begegnen uns bereits im Silur und Devon; sie stehen an Vollkommenheit der Organisation hinter heute lebenden Farnen nicht zurück. Die Masse der Steinkohle endlich, die wir heute brennen, ist zum großen Teil zusammengesetzt aus baumartigen Farnen, den Sigillarien und den Schuppenbäumen, die als die vollkommensten Farne gelten müssen, die jemals an der Erdoberfläche gelebt haben, und deren heute noch lebende nächste Verwandten, die Bärlappe, als unvollkommener organisiert angesehen werden müssen. Außerdem finden sich in der Steinkohle die Reste der Urkoniferen oder Rordaiten, die von den Nadelhölzern der Gegenwart wohl verschieden sind, aber keineswegs eine unvollkommenere Struktur aufweisen. Allmähliche Übergänge ausgestorbener Gattungen der früheren Erdperioden in andere der späteren oder in solche der Gegenwart sind aus dem Pflanzenreiche nicht bekannt. Auch auf dem Gebiete der tierischen Paläontologie kann von der Aufdeckung lückenloser Übergangsreihen zwischen den Gattungen nicht die Rede sein. Wohl kennen wir ausgestorbene, hochinteressante Tierformen, die als morphologische Vorläufer heute lebender Gattungen, z. B. des Pferdes, angesehen werden; allein ein sicherer Beweis, daß das Pferd sich aus jenen Tieren entwickelt habe und nicht etwa aus anderen, von denen keine Reste auf uns gekommen sind, läßt sich nicht führen. Nur von einer mehr oder weniger großen Wahrscheinlichkeit, daß wir versteinerte Reste der Vorfahren des Pferdes kennen, darf gesprochen werden. Wohl kein Biologe und kein Paläontologe zweifelt daran, daß vor dem kambrischen Zeitalter bereits Pflanzen und Tiere lebten. Doch kein einziger Rest eines Organismus der vorkambrischen Zeit ist auf uns gekommen, und es besteht kaum eine Hoffnung, daß jemals ein solcher wird gefunden werden. Trotzdem ist die vorkambrische Zeit, in der nach allgemeiner Überzeugung die Erde bereits Pflanzen und Tiere trug, vielleicht von längerer Dauer gewesen als die nachkambrische, die die Gegenwart mit umfaßt.

Ein anderes Tatsachengebiet, aus dem man Schlüsse auf einen genetischen Zusammenhang der Lebewesen zieht, ist die vergleichende Betrachtung der heute lebenden Pflanzen und Tiere. Wenn die Beobachtung uns lehrt, daß bei Aussaat zahlreicher Samen einer Art verschiedene Rassen dieser Art entstehen können, die sich in der Fortpflanzung erblich erhalten, so gibt dies Anregung zu der Idee, daß die sämtlichen Arten einer Gattung, z. B. Kirsche, Pflaume, Zwetsche, Schlehe, Aprikose, Pfirsich, aus einer gemeinsamen Stammform, einer Urart der Gattung *Prunus*, sich entwickelt haben möchten. Ein gleiches gilt von den Rassen, Arten und Gattungen der Tiere. Die Rassenmerkmale der Hunde sind erblich befestigt; wir denken daran, daß sie von einer gemeinsamen Urform des Hundes abstammen. Hund, Wolf, Fuchs, Schakal sind Arten der Gattung *Canis*, die von der Abstammungslehre auf einen *Ur-Canis* zurückgeführt werden. Für das große Heer der Blütenpflanzen gilt die Regel, daß sie mittels grüner Blätter im Sonnenlicht Kohlenäure assimilieren und sich dadurch ernähren; diese Regel erleidet zahlreiche Ausnahmen. So gibt es in der Familie der Ericaceen die Gattung *Monotropa* (Fichtensparge), unter den Konvolvulaceen die Gattung *Cuscuta* (Kleeseide), unter den Strophulariaceen die Gattungen *Orobanche* (Sommertwurz) und *Lathræa* (Schuppenwurz), unter den Orchidaceen die Gattungen *Neottia* (Nestwurz) und *Epiphogon* (Widerbart), die alle der grünen Laubblätter entbehren und daher keine Kohlenäure assimilieren können, sondern in ihrer Ernährung wie die Pilze auf organische Kohlenstoffquellen angewiesen sind. Der Zusammenhang jener farblosen Gattungen mit der großen Mehrzahl grüngelbter Gattungen der gleichen Familien wird von der Abstammungslehre dahin ausgelegt, daß sie aus diesen unter Schwinden der Laubblätter und des Chlorophylls sich umgebildet haben. In bezug auf die Organisationshöhe sind in diesen Fällen unvollkommenere Gattungen aus vollkommeneren hervorgegangen; die Entwicklung bewegte sich somit in absteigender Linie.

Dies letzte Beispiel der farblosen Blütenpflanzen zeigt zur Evidenz, daß die Abstammungslehre, soweit sie auf die vergleichende Morphologie sich stützt, nur Interpretation von Tatsachen ist, also Idee oder Hypothese; denn kein Botaniker hat eine solche Umwandlung in der Natur beobachtet oder vermag sie durch das Experiment hervorzurufen. Was aber auf dem Gebiete der höheren Pflanzen nicht gelingt, wurde auf dem Gebiete der niedrigsten Gewächse tatsächlich erreicht, und dies ist eine wertvolle Stütze für die Richtigkeit jener Idee. Unter den einzelligen Algen aus den Klassen der Flagellaten und der Diatomeen ernähren sich die meisten Arten wie die Blütenpflanzen durch Assimilation von Kohlenäure mittels eines chlorophyllähnlichen Farbstoffes. Bei einigen Arten dieser mikroskopisch kleinen Gewächse ist es gelungen, sie in der Kultur künstlich mit organischen Kohlenstoffverbindungen zu ernähren, und sie gedeihen dabei, indem sie das Chlorophyll verlieren und farblos werden. Wir werden dadurch zu dem Schlusse veranlaßt, daß die farblosen Blütenpflanzen auf analoge Weise, doch ohne



Eingriff des Menschen aus grünen Gattungen der gleichen Familien umgebildet worden sind. Wenn man sagt: So könnte es wohl gewesen sein, so ist das auf dem Gebiete der Menschengeschichte die Sprache des Romans. Auf dem Gebiete der Biologie greifen indessen Wissen und Glauben in vielfacher Verschlingung ineinander; und wenn man die Frage erörtert, ob die Pilze aus Algen, oder die Algen aus Pilzen entstanden sind, so ist dabei die Möglichkeit nicht auszuschließen, daß beide aus einem dritten Typus hervorgegangen sind, der uns ganz unbekannt blieb, weil er nur in den frühesten Erdperioden existierte. Sobald wir aber dogmatisch werden und Stammbäume konstruieren, tragen wir damit Mythologie in die Wissenschaft hinein. Ein mythologischer Zug ist der Abstammungslehre in ihrer herrschenden Form überhaupt nicht ganz abzusprechen; denn diese Form besteht in der Annahme, daß ursprünglich der Erdball nur von einzelligen Organismen bewohnt wurde, die den heute lebenden Batterien und Flagellaten ähnlich waren, und daß aus diesen Anfängen sich in stufenweiser Vervollkommnung zuletzt blühende Bäume und Tiere mit empfindenden Gehirnrinden entwickelt haben, wie wir heute solche Organismen verschiedener Organisationshöhe nebeneinander die Erde bewohnen sehen. Das aber ist Idee und Hypothese, keineswegs Ergebnis der Erfahrung und damit der Naturforschung. Denn die Zwischenformen zwischen jenen hypothetischen Urzellen und den Farnkräutern einerseits, den Trilobiten andererseits können nur in der vorkambriischen Erdperiode existiert haben und sind damit der Erfahrung für immer entrückt. Gewiß halte ich diese Idee für eine wissenschaftliche und bekenne mich als ihren Anhänger; weil diese Idee sich aber auf ihre Richtigkeit nicht prüfen läßt, gehört sie mindestens ebensosehr in den Bereich der Metaphysik wie in den der Naturforschung. Wir gelangen trotz unserer Erfahrung über die Rückbildung von Organisationen zu jener Idee einer aufsteigenden, d. h. sich vervollkommnenden Entwicklung von den Urzellen bis zu den Dicotyledonen und den Säugetieren, wenn wir das aus Beobachtung der Entwicklung der Einzelwesen gewonnene allgemeine Entwicklungsprinzip auf die Deutung der Entstehung von Gattungs- und Arttypen anwenden. Es ist die wichtige Hypothese, daß die Entstehung der Arten oder die Phylogonie sich analog verhalten habe wie die Entstehung eines pflanzlichen oder tierischen Einzelwesens, seine Ontogonie. Die Ontogonie ist das Bekannte, die Phylogonie das Unbekannte, und es handelt sich in der Hypothese jener Analogie um einen Schluß aus Bekanntem auf Unbekanntes, um ein synthetisches Urteil im Sinne Kants.

Die Idee der Analogie zwischen Ontogonie und Phylogonie hat einige Naturforscher zu Übertreibungen und Denkfehlern veranlaßt. So kann man in biologischen Abhandlungen lesen, wie die unbekanntes Phylogonie zur „Erklärung“ des vor Augen liegenden Ablaufs der Ontogonie gewisser Organismen herangezogen wird. Über diese Methode der Erklärung von Bekanntem bzw. Erforschlichem durch Unbekanntes und Unerforschliches braucht hier kein Wort weiter verloren zu werden. Eine andere Über-

treibung sucht sich besonders solchen Lesern, deren Urteil durch Sachkenntnis nicht getrübt ist, durch den anspruchsvollen Titel eines „biogenetischen Grundgesetzes“ zu empfehlen, welches behauptet, die Ontogonie eines Eieres sei die kurze und schnelle Retapitulation des säkularen Ganges seiner Phylogonie. Diese Behauptung ist kein Naturgesetz, sondern eine Phantasterei. Wenn ihre Anhänger sich hierbei auf die Ergebnisse der Forschungen eines der größten Biologen berufen, die je gelebt haben, auf Karl Ernst v. Baer, so hat Baer selbst noch am Abend seines Lebens Anlaß genommen, sie gebührend zurückzuweisen. Er erklärt den Satz von der Wiederholung der Phylogonie durch die Ontogonie für unbegründet und unhaltbar, weil in Wirklichkeit die Entwicklung eines Individuums nicht die Eierreihe durchläufe, sondern von den allgemeinen Charakteren einer größeren Gruppe zu den spezielleren und speziellerten übergehe, nicht aber den Übergang aus einzelnen speziellen Typen in andere nachweise, bis zuletzt die Eigentümlichkeiten des Individuums auftreten. „So wird ein Wirbeltier, das anfänglich ganz unentschieden scheint, bald zu einem Fisch, Reptil, Vogel oder Säugetier. Die allgemeinsten Charaktere des Wirbeltieres bilden sich also zuerst, und es ist danach unmöglich, daß ein Wirbeltier die andern Typen durchlaufen kann. Denn so wie es das Charakteristische einer bestimmten Klasse erreicht hat, kann es aus derselben nicht heraus.“ Dies sind Baers Worte.

Ich will hiermit aber die Idee einer Analogie zwischen Ontogonie und Phylogonie keineswegs verwerfen; ich halte sie im Gegenteil für höchst bedeutsam. Ihre Wichtigkeit scheint mir besonders darin begründet zu sein, daß die Ontogonie der höheren Pflanzen und Tiere mit einer einfachen Zelle beginnt und in bestimmter Richtung zu jenen hochkomplizierten Bildungen fortschreitet, wie sie z. B. im Körper der ausgewachsenen Wirbeltiere vorliegen. Schon die Folgerung, daß die Phylogonie nicht richtungslos vorgeschritten sein kann, wenn sie analog der Ontogonie von einer Urzelle zu einem Wirbeltier hinführte, halte ich für bedeutungsvoll. Die Richtung dieses Weges brauchte nicht bloß aufsteigend zu sein, sie konnte sich auch auf gleicher Organisationshöhe halten, sie konnte sich endlich absteigend bewegen, wie es die farblosen Blütenpflanzen lehren. Auf zoologischem Gebiete verdient die Embryologie der heute lebenden Vartenwale unser lebhaftes Interesse. Die Vartenwale unterscheiden sich durch Zahnlosigkeit von den Zahnwalen. In einem bestimmten Embryonalstadium besitzen aber auch die Vartenwale Zähne, die im erwachsenen Stadium wieder geschwunden sind. Dies ist ein schönes Beispiel zur Bestätigung der oben erwähnten Baerschen Regel; denn da der Säugetiertypus im allgemeinen Zähne besitzt, entspricht es jener Regel, daß die zahnlosen Vartenwale ein zahntragendes Embryonalstadium durchliefen. Dieser Fall zeigt daneben eine wichtige Beziehung zur Paläontologie. Denn da aus der Tertiärzeit nur Reste von Zahnwalen bekannt sind, ist es wahrscheinlich, daß die heute lebenden Vartenwale von Zahnwalen abstammen. Ein Walfisch, das neben Varten auch noch Zähne besaß, ist meines Wissens fossil nicht gefunden worden.

Noch eine andere Seite der Analogie zwischen Ontogonie und Phylogonie möchte ich hervorheben. Die Ontogonie läuft nicht beliebig ins Unbegrenzte fort, sondern endigt in einem Zustande, den man den erwachsenen nennt. Dieser Zustand ist bei Säugetieren und Vögeln ohne weiteres anschaulich; doch auch auf Pflanzen ist der Ausdruck anwendbar. Ein hundertjähriger Baum wächst wohl noch weiter, allein er verändert die Gestalt nicht mehr wesentlich. Wollen wir mit unserer Analogie Ernst machen, so müssen wir die Träume einiger Phantasten zurückweisen, die annehmen, daß die phylogenetische Umbildung der Arten ins Unbegrenzte fortgehe. Auch die Arten erreichen einen stabilen Zustand. Das beweisen schon die vielen ausgestorbenen Typen, z. B. die Trilobiten, der Archäopteryx und Pterodaktylus; von Pflanzen die Sigillarien, Lepidodendren, Ralamiten, Rordaiten. Von den meisten heute lebenden Tier- und Pflanzengattungen dürfte ein gleiches gelten, z. B. von der Linde, der Ulme, dem Hunde, dem Menschen. Mir scheint nicht das geringste Anzeichen dafür vorzuliegen, daß der Mensch sich dereinst zu einem Übermenschen oder gar zu einem Wesen mit Flügeln fortbilden werde. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß nicht manche in der Gegenwart lebende Formen noch neue Arten aus sich hervorbringen können.

Ich bin kein Freund von Fremdwörtern und verwerfe sie unbedingt, wenn sie überflüssig sind; ich lasse sie mir, wenn auch in möglichst geringer Zahl, gefallen, wenn sie eine Abkürzung des Ausdrucks mit sich bringen. So verwendete ich die Wörter Ontogonie und Phylogonie, so mögen auch die Wörter monophyletisch und polyphyletisch gebraucht werden. Das erstere besagt, daß mehrere Arten aus einer einzigen Urform entsprungen sind, einen einzigen Stammbaum besitzen; das letztere, daß sie verschiedenen Ursprungs sind, also mehrere Stammbäume aufweisen, sofern wir dies Bild gebrauchen wollen. Wenn ich die Kerne eines Apfels aussäe und daraus fünf Apfelbäume erziehe, die verschiedene Früchte tragen, so sind diese fünf Sorten monophyletischen Ursprungs. Dagegen kann nicht bezweifelt werden, daß die Schar der farblosen Blütenpflanzen, wie Neottia, Orobanche, Cuscuta, Monotropa usw., polyphyletischen Ursprungs sind, denn jede von ihnen stimmt in den Merkmalen der Blüte mit einer andern Pflanzenfamilie überein. Eine sehr verbreitete beszendenztheoretische Vorstellung geht nun dahin, daß die Arten einer Gattung monophyletisch von einer Urart, die Gattungen einer Familie von einer einzigen Urform, die Familien einer Ordnung desgleichen, die Ordnungen einer Klasse von einem Urtypus abstammen. Die Naivität dieser Vorstellung wird vollständig, wenn wir alle Organismen monophyletisch auf einen einzigen Urorganismus zurückführen wollen, der in fernster Vergangenheit die Erde bewohnte. Von alledem ist nur beweisbar, daß die bei künstlicher Ausfaat erzielten Rassen einer Art, den Artbegriff stets in Linnés Sinne genommen, monophyletisch sein können. Daß die Arten einer Gattung es sind, ist bereits reine, d. h. unbeweisbare Hypothese, also Gegenstand des Glaubens. Für eine Tollheit halte ich den

Gedanken an eine einzige vor Millionen von Jahren gegebene Urzelle, auf die alle Lebewesen monophyletisch zurückgehen. Sollte eine solche Urzelle wirklich nur in Einzahl aufgetreten sein? Dann wären doch die Aussichten für ihre Erhaltung äußerst geringe. Viel wahrscheinlicher dünkt mich die Annahme, daß ursprünglich zahlreiche, mehr oder weniger einander gleichende Urzellen gegeben waren, der Ursprung der ganzen Lebewelt also ein polyphyletischer gewesen ist. Damit ist allerdings die Idee nicht auszuschließen, daß jede heut lebende Art auf eine besondere Urzelle zurückweist, daß somit von einer Blutsverwandtschaft zwischen den Arten bzw. Gattungen nicht die Rede sein kann. Man sieht, daß in der Phylogonie der willkürlichen Deutung von vornherein das Tor weit geöffnet ist. Ich vermag nichts weiter zu tun, als das auszusprechen, was mir das Wahrscheinlichste zu sein scheint. Ich für meine Person glaube, daß man sich die Gesamtheit der Lebewesen nicht unter dem Bilde eines einzigen Stammbaums, sondern eines Wäldchens von Stammbäumen vorzustellen hat, daß es also verschiedene Artypen gibt, die sich monophyletisch in Familien, Gattungen und Arten gespalten haben, was nicht ausschließt, daß einzelne heute lebende Arten existieren, deren phylogenetische Entwicklung als unverzweigte Stammlinie auf eine besondere Urzelle zurückgeht. Ich bin also auf dem Gebiete der Phylogonie weder Anhänger einer radikalen Monophylie noch einer radikalen Polyphylie, sondern eines gemischten Systems. Ich glaube, es in eigenen Arbeiten äußerst wahrscheinlich gemacht zu haben, daß eine Klasse, deren Dasein so sehr für die Richtigkeit der Abstammungslehre spricht, wie die Flechten, polyphyletisch zusammengesetzt ist. Ein polyphyletischer Ursprung ist mir ferner wahrscheinlich für die Klasse der Bakterien, in der bei weitgehender Übereinstimmung von Gestalt und Größe so gewaltige Unterschiede in der chemisch-biologischen Tätigkeit vorliegen, daß ich an einen monophyletischen Ursprung nicht zu glauben vermag. Nehmen wir in der Abstammungslehre aber an, daß die Stämme der heute lebenden Gattungen auf Urzellen zurückweisen, so bleibt es ein unlösbares Rätsel, warum ein Teil dieser Urzellen es nicht über den Typus der Bakterien oder der Infusorien hinaus gebracht hat, während andere sich bis zur Organisationshöhe eines Apfelbaumes oder eines Elefanten fortentwickelt haben.

Darwin selbst läßt es in seinen Spekulationen dahingestellt, ob ursprünglich „einige wenige“ oder eine einzige Urform gegeben war. Ihm war eine Hauptsache das Prinzip der Divergenz. Er sucht die Ähnlichkeit gewisser Gattungen und Arten darauf zurückzuführen, daß bei der Fortpflanzung eine Spaltung der Merkmale eintrat, die zu mehreren in der Form divergierenden Typen führte, wie die Äste eines Baumes der Richtung nach divergieren. Die Ähnlichkeit der Typen besteht nach ihm darin, daß ihre Form nach rückwärts zusammenfließt, nach vorwärts auseinanderstrebt, wie die Individuen eines menschlichen Stammbaumes. Demgegenüber steht aber fest, daß sich nicht alle Ähnlichkeit der Pflanzen- und Tierformen auf Divergenz aus gemeinsamem Ursprunge zurückführen läßt. Ein

schlagendes Beispiel dafür sind die mehrfach erwähnten farblosen Blütenpflanzen, die ein gemeinsames wichtiges Merkmal besitzen, den Mangel grüner Laubblätter, das nicht aus gemeinsamem Ursprunge hergeleitet werden kann. Im Gegenteil, das Übereinstimmende zwischen diesen Pflanzen wird nur verständlich durch die Annahme, daß die phylogenetische Entwicklung von ganz verschiedenen Anfängen aus zu übereinstimmenden Eigenschaften hingeführt habe. Ebenso liegt der Sachverhalt bei den Insekten verzehrenden Pflanzen, die gleichfalls ganz verschiedenen Familien angehören; zahlreiche andere Beispiele ließen sich diesen beiden hinzufügen. Wir sehen somit in der Phylogonie neben dem Prinzip der Divergenz ein Prinzip der Konvergenz in Wirksamkeit. Eine radikale Theorie neueren Datums hat es versucht, alle Übereinstimmung zwischen den Arten von Tieren und Pflanzen auf das Konvergenzprinzip zurückzuführen, wobei die breiteste polyphyletische Basis für das Tier- und Pflanzenreich angenommen wird. Mit der Beseitigung des Prinzips der Divergenz würde dann die ganze Abstammungslehre in Nichts zusammenfallen; jede Annahme einer Blutsverwandtschaft zwischen ähnlichen Arten wäre dann eine Täuschung. Ich kann dieser Ansicht nicht zustimmen. Ich räume ein, daß ähnliche Formen keineswegs immer einer gemeinsamen Grundform zu entstammen brauchen, sondern daß sie auch durch Analogie in der Umbildung verschiedener Typen hervorgebracht sein können. Allein ich halte auch daran fest, daß Divergenz in der Entwicklung vorkommt, wofür das Auftreten verschiedener Rassen bei der Ausfaat von Samen einer einzelnen Pflanze den Beweis liefert, und kann mir z. B. die Entstehung der farblosen Gattungen unter den Blütenpflanzen nur durch Abspaltung und Divergenz aus den chlorophyllhaltigen Typen der betreffenden Familien vorstellen. Ich bin daher auf dem Gebiete der Abstammungslehre Anhänger einer Kombination von Divergenz und von Konvergenz und meine, man solle in jedem einzelnen Falle von Ähnlichkeit zwischen Tier- und Pflanzentypen prüfen, ob Divergenz oder Konvergenz wahrscheinlicher ist.

Bei diesen Schwierigkeiten auch für die rein spekulative Erörterung der phylogenetischen Fragen kann es nicht Wunder nehmen, wenn auch die Ansicht hervorgetreten ist, daß wir über den Ursprung der heute lebenden Pflanzen und Tiere nichts wissen können, und daß das Heil der Wissenschaft allein im Agnostizismus, dem Bekenntnis des Nichtwissens, zu suchen sei. Die Unfruchtbarkeit solcher Ansicht liegt auf der Hand; denn sie lehnt jede Anstrengung ab, den Geheimnissen der Entstehung der Tier- und Pflanzenformen nachzuspüren.

Unter den Gründen, welche die Umbildung von Rassen, Arten, Gattungen in andere veranlassen, stellt Darwin die Variation oder Abänderung obenan. Wir verstehen darunter die leicht zu beobachtende Tatsache, daß bei Ausfaat der Samenkörner einer Pflanze die daraus hervorgehenden neuen Pflanzen sich von der Mutterpflanze und voneinander mehr oder weniger deutlich unterscheiden. Auf die Mutterpflanze bezogen, können in

der neuen Generation Merkmale verloren gehen oder hinzukommen. Bei Ausfaat der aus der zweiten Generation erhaltenen Samen können die Individuen der dritten Generation ihre neuen Merkmale wieder verlieren oder sie weiter vererben von Generation zu Generation. Im letzteren Falle ist eine neue erbliche Rasse entstanden, die sich von der ursprünglichen Rasse durch auffallende oder auch durch höchst unscheinbare Kennzeichen unterscheiden kann. Solche Entstehung neuer Rassen durch Abänderung bei der Fortpflanzung ist namentlich in der Gärtnerei überaus häufig beobachtet worden. Der Begriff der Rasse oder Unterart, wie Linné sagte, ist so gut eine Abstraktion von den Einzelwesen wie die Begriffe Art, Gattung, Familie. Der Umfang solcher abstrakten Begriffe hängt von willkürlichen Definitionen ab. Wenn neuerdings behauptet wird, man habe die Entstehung neuer Arten durch Abänderung bei der Fortpflanzung beobachtet, so beruht dies auf dem Kunststück, erbliche Unterarten im Sinne Linnés Arten zu nennen. Die Entstehung neuer Arten im Sinne Linnés ist bisher experimentell nicht beobachtet worden. Ich halte indes die neueren Untersuchungen über die Entstehung erblicher Rassen für höchst wertvoll und glaube, daß der Analogieschluß nicht zu kühn ist, es möchten auf dem Wege der Abänderung bei der Fortpflanzung auch wirkliche Arten und Gattungen im Laufe der Erdgeschichte auseinander hervorgegangen sein.

Fragen wir nach den treibenden Kräften, die bei der Fortpflanzung zu einer solchen Divergenz der Rassen führen, daß neue Arten usw. entstehen können, so würden wir inkonsequent handeln, wollten wir das Prinzip einer Analogie zwischen Ontogenie und Phylogenie außer acht lassen. Für die Entwicklung der Einzelwesen kamen in Betracht erstens chemische und physikalische Energien, die teils im Protoplasma der Keimzellen gegeben waren, oder von außen her die Keimesentwicklung beeinflussten, und zweitens unbekanntes erbliche Faktoren, die ich Dominanten genannt habe. Die konsequente Anwendung des Prinzips der Analogie würde fordern, daß wir die treibenden Kräfte in der Phylogenie auf Dominanten und auf Energien zurückführen. Wenn wir annehmen, daß die phylogenetische Entwicklung eines Elefanten aus einer Urzelle wenigstens im großen und ganzen analog verlaufen ist der vor unseren Augen sich abspielenden Entwicklung des Elefanten aus einer Keimzelle, so werden wir auch die unbekanntes formbestimmenden Kräfte der Phylogenie als Dominanten zu bezeichnen geneigt sein. Daneben kommen die in der Vererbung sich geltend machenden spezifischen Systembedingungen der Organismen in Betracht, auf die hier ebenso wie auf die Dominanten nicht weiter eingegangen werden soll. Es erübrigen dann noch die Energien, die teils innere, teils äußere sind. Die äußeren energetischen Lebensbedingungen wirken regulatorisch mit bei Ausprägung der Körperformen, indem letztere sich reaktiv den äußeren Verhältnissen anpassen. So kommen die Anpassungsformen zustande, die beispielsweise sehr verschieden sind bei Pflanzen, die trockene, und bei Pflanzen, die feuchte Standorte bewohnen. Solche Anpassung der Organismen an ihre Um-

gebung strebt immer einem festen Gleichgewichtszustande der Gestaltung zu, und sobald dies Anpassungsgleichgewicht erreicht ist, wird die Anpassung nicht zu einer Triebfeder, sondern zu einem Hemmnis der phylogenetischen Fortbildung. Haben die Arten erst ein festes Anpassungsgleichgewicht erreicht, so sind sie konstant geworden, und in diesem Zustand der Konstanz dürften die meisten Arten der Gegenwart sich befinden. Ändert man die äußeren Lebensbedingungen solcher Arten, so können sie in erneuter Anpassung abändern; andernfalls gehen sie zugrunde. Wir müssen annehmen, daß nach erreichtem Anpassungsgleichgewicht, wie wir es bei den meisten der heute lebenden Tiere und Pflanzen beobachten, auch die inneren Triebkräfte das Ende ihrer Wirksamkeit erreicht haben, wie die ontogenetischen Dominanten im erwachsenen Körper eines Säugetiers oder Vogels. Nur in der Variation, d. h. in der stoßweise erfolgenden Abänderung bei der Fortpflanzung unter gleichbleibenden Lebensbedingungen, machen noch innere Kräfte sich geltend.

In der Anpassung werden neue Merkmale erworben und gehen alte verloren. So haben die farblosen Blütenpflanzen die chlorophyllhaltigen Laubblätter verloren und dafür die Eigenschaft erworben, organische Kohlenstoffverbindungen zu assimilieren. Solch negativer und positiver Erwerb der Organismen wird auf die Nachkommen vererbt, und mir ist unerfindlich, wie man sich darüber streiten kann, ob erworbene Eigenschaften der Organismen vererbbar seien oder nicht. Nur daß nicht alle vom Einzelwesen erworbenen Eigenschaften vererbbar sind, ist sicher; wenn z. B. ein Mensch durch Übung seine Armmuskeln außergewöhnlich verstärkt, so braucht solche erworbene Eigenschaft sich nicht auf seine Kinder zu vererben, und das dem Gedächtnis eingeprägte Wissen eines Menschen vererbt sich nicht. Es kann also nur zur Frage stehen, welche erworbenen Eigenschaften vererbbar sind, und welche es nicht sind.

Man hat die Abstammungslehre auch Darwinismus genannt, weil sie durch Darwins Schriften zur allgemeinen Verbreitung gelangte. Neuerdings will man das Wort Darwinismus auf die Selektionshypothese einschränken, wie ich glaube, mit Unrecht. Denn wenn auch die allgemeine Abstammungsidee lange vor Charles Darwin ausgesprochen und von Lamarck mit dem Prinzip der Vererbung erworbener Eigenschaften verknüpft wurde, so hat doch erst Darwin dem Abstammungsgedanken allgemeine Geltung zu verschaffen gewußt, indem er die bemerkenswerten Ideen der Divergenz, der Selektion und der Pangenesis hinzufügte. Aber gerade das Selektionsprinzip ist nicht von Darwin allein als bildender Faktor für die Entstehung neuer Arten in Anspruch genommen worden, sondern der gleiche Gedanke wurde zu gleicher Zeit auch von Alfred Wallace ausgesprochen, und in der Veröffentlichung dieses Gedankens gebührt sogar Wallace die Priorität. Aus diesem Grunde trage ich Bedenken, das Wort Darwinismus auf die Selektionslehre zu beschränken.

Von der Pangenesis soll hier nicht weiter die Rede sein, da ich sie

für gänzlich verfehlt halte; dagegen verdient das Prinzip der Selektion, d. h. der Entstehung von neuen Arten durch Naturzüchtung, unsere Aufmerksamkeit. Darwin glaubte, in der Naturzüchtung den wichtigsten phylogenetischen Faktor zu erblicken; nach meiner Überzeugung ist sie ein untergeordneter Faktor, der nur dazu dient, solche in der Variation entstandene Formen zugrunde gehen zu lassen, die den gegebenen Lebensbedingungen nicht hinlänglich angepaßt sind. Der Kampf ums Dasein, wie Darwin die Naturzüchtung auch nennt, kann unmöglich positiv wirken, d. h. neue und besser angepaßte Formen erzeugen; seine Wirksamkeit ist eine negative, indem er nur die schlecht angepaßten Formen ausmerzt. Für dies Urteil fällt schwer ins Gewicht, daß wir nicht ein einziges Erfahrungsbeispiel für positiv züchtende Wirkung des Kampfes ums Dasein kennen. Wohl greift die Selektion in der Phylogonie regulierend derartig ein, daß alle nicht mehr erhaltungsmäßigen und anpassungsfähigen Seitensprünge der Entwicklung ausgetilgt werden, gerade wie derartige Seitensprünge der Ontogenie zum Abort führen; doch die so überaus zweckmäßigen Anpassungen selbst sind aus dem Selektionsprinzip nicht erklärbar. Denn für den Kampf ums Dasein kommen nur die in zufälliger Abänderung bei der Variation entstandenen Formen und Merkmale in Betracht; würde der Kampf ums Dasein positive Anpassungen schaffen, so müßte die ganze so wundervolle und so komplizierte Zweckmäßigkeit im Aufbau der Tiere und Pflanzen durch den Zufall hervorgebracht sein. Allerdings behaupten dies die Anhänger der Selektionslehre. Allein abgesehen davon, daß eine solche Wirkung des Kampfes ums Dasein bisher nur spekulativ erörtert worden ist und noch niemand die Erzeugung einer zweckmäßigen Abänderung an einem Tiere oder einer Pflanze durch Naturzüchtung beobachtet hat, scheint mir diese Idee der Entstehung so weitgehender Zweckmäßigkeiten durch den Zufall auch logisch unhaltbar zu sein. Alle vorliegenden Beobachtungen drängen wohl zu dem Schlusse, daß die Veränderung der Lebensbedingungen in einer Pflanze Kräfte auslösen kann, die eine zweckmäßige Umgestaltung derselben veranlassen; aber diese Kräfte wirken von innen heraus und nicht von außen her auf die Pflanze ein, wie der Kampf ums Dasein es tut. Ganz verfehlt aber scheint es mir zu sein, die zufällige Wirkung des Kampfes ums Dasein zu vergleichen der intelligenten Auslese eines Tier- oder Pflanzenzüchters, der aus den Einzelwesen einer Ausfaat nur solche Individuen behält, die ihm nützliche Verbesserungen der Rasse zu bieten scheinen, und diese allein fortpflanzt. Menschliche Intelligenz und blinder Zufall sind incommensurable Werte. Dabei lehrt die Erfahrung noch, daß die durch menschliche Auslese gewonnenen neuen Kulturaffen alsbald wieder schwinden und zugrunde gehen, wenn die Intelligenz des Menschen die Züchtung nicht fortgesetzt überwacht. Sollte man eine Analogie zwischen menschlicher Züchtung und unbewußter Naturzüchtung annehmen wollen, so würde eine solche Analogie nicht einmal zugunsten der Neubildung von Formen sprechen, die, sich selbst überlassen, Beständigkeit zeigen. Aus allen diesen Gründen kann



der Selektion durch den Kampf ums Dasein weder ein maßgebender Einfluß bei der Neubildung von Arten, noch bei der Neubildung zweckmäßiger Organe eingeräumt werden. Für die Bildung des Zweckmäßigen in der Natur vermag ich nur ihrem Wesen nach unbelannte Kräfte anzunehmen.

Die Abstammungslehre der Gegenwart ist kritisch geworden — das ist ein bemerkenswerter Gegensatz zu den Abstammungsdogmen, die mehrere Jahrzehnte hindurch ihre Herrschaft behauptet haben.



## Deutscher Bescheid

Von

R. Zoozmann

Als Held und Ritter Ulrich von Hutten  
Mit scheelen Fürsten und schwarzen Rutten  
Den Kampf begonnen unverzagt,  
Da schrieb er fed: „Ich hab's gewagt!  
Die Wahrheit, lange unterdrückt,  
Ist wider neu herfür gerückt;  
Des sag gott yeder lob und eer,  
Und acht nit fürder lügen meer,  
Auf daß der Papst nit triumfier!  
Und bis auch sey Vergolten mir,  
Ob ich villeycht on fug und glimpff  
Sett angefangen solchen schimpff,  
Der Nmandt größern schaden bringt,  
Dann mir, wenn meyne sach mislingt!“

Als er so mannhaft dacht', ging's leider  
Sehr dürftiglich dem Gottesstreiter:  
Er hatte weder Dach noch Keller,  
Im Beutel keinen gebognen Sella,  
Nur seinen Degen und sein Herz  
Und in der Brust den großen Schmerz;  
Wußt' nicht, wohin er leg' sein Haupt,  
Das schon vom Dichterkranz umlaubt!  
Da traf aus Frankreich ihn ein Brief,  
Der ihn an Franzens Hof berief.  
Man wollt' ihn ehren dort als Krieger,  
Als Dichter und gelehrten Sieger,  
Auch reicher Lohn ward zugesagt,  
Falls es in Frankreich ihm behagt.

Doch Hutten schrieb an König Franzen:  
„Will nit nach Frankreichs pfeife danzen!  
Ich bin ein mann von teutschem schrot,  
Und ess nur teutschgebalken Brodt!  
Und hett ich selbst nur gras zum futter,  
Fest halt ich zu Martinus Luther!  
Tu nit nach Gelt und rhume türften,  
Und diene keynem wälschen fürsten!  
Nehmbt Ihrs auch trum, was ich gesagt,  
Meyn wort bleibt stahn: Ich hab's gewagt!“





## Die Försterbuben

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen

Von

Peter Rosegger

(Fortsetzung)

Wer hat dich aufgebaut, du hoher Wald!

Um das Forsthaus — wie sehr es auch im kühlen Schatten der Berge steht — begann sachte die Herrlichkeit. Die Erlen, Schneeglöckchen und Weidenkätzchen hatten schon lange den bunten Tanz eröffnet zwischen Schnee und Eis. Nun waren auf den Angern die weißroten Ruderln da und der goldkronige Löwenzahn, auf den Wiesen die blauen Meingedenk, selbst in den Sümpfen der Aich leuchteten die Dotterblumen. Blumen und Rosen aller Art hatte die Sonne hervorgehollt aus feuchter Scholle, um sie zu küssen und in warmer Liebe zu erziehen zu Wesen, die was taugen. An den Hängen grünt die Lärchen, aber je höher hinauf, je blasser ihr Grün. Nahe den Almten standen sie noch in ihren fahlen, winterlichen Besen. Auch die Fichten setzten schon ihre weichen Triebe an, und die Blätterröllchen der Laubhölzer entfalteten sich mehr von Tag zu Tag. Die Aich rollte rasch und wild in ihrem Bette. Je sommerlicher der Tag, je wilder schwoh die Tauernach. Die Brücke zitterte leise. Aber das Grollen und Drohen kam nicht auf. Vogelsingen überall und ohne Ende, und wo irgend ein paar Bäume sich gegenüberstanden, da saßen auf den Wipfeln Finken und führten miteinander das hellzwickhernde Vogelgespräch. Aber auch die Amsel war überall, die Lerche war schon da, allerlei Gefieder schwäste, lockte, freite, zankte, sang und jubelte durcheinander, und mehr als einer auf den Wipfeln rief mit heller Stimme: „Elias! Elias!“

Dieser bereute es nicht, sich für das Bergland entschieden zu haben. Mit dem Bruder gab's zwar jeden Tag Meinungsverschiedenheit; aber wenn er glaubte, ihn gekränkt zu haben mit seinen lehrhaften Zusprüchen, ging er ihm so lange nach und legte ihm alles, was er hatte, zu Füßen, bis der Fridel wider „gut“ war. Innsgeheim nahm dieser dem Studenten nichts übel, er tat nur manchmal so, um den kleinen Theologen unterzukriegen.

Elias fing nun an, seine Bücher zu vergessen. Gerne ging er mit dem Vater in den Wäldern um, ließ sich von ihm das Wesen der Bäume deuten, das Leben der Holzknechte schildern und auch die Arbeit von da an, wo mit blinkender Blattsäge der Baum gefällt, zu Blöcken geschnitten, auf Holzrinnen zu Tal gefördert, zu Scheitern gespaltet, zu Meilern geschichtet, mit Löschthohle bedeckt, angezündet und zu kostbaren Kohlen gebrannt wird. Oder wie die Stämme in langen „Blöchern“ nach Eustachen zum Sägewerk geschleppt und dort zu Brettern geschnitten oder als Zimmerbäume der fernen Eisenbahn zugeführt werden. Die Lärchenstämme reifen in die weite Welt zu Wasserbauten, zu Schiffsmasten. Das Holz der Buchen und Wildulmen wird in den Häusern als Brennstoff verwendet. Die Ahorne bekommt der Böttcher, die Birken der Wagner, die Eschen der Holzschneider; aus dem verkorrten Gezirn zimmert der Tischler die wertvollsten Möbel für Touristenhäuser und Jagdschlösser. Da staunte der Elias. Das waren andere Buchstaben, als die in seinen Grammatiken standen. So buchstabiert aus dem Walde sich ja die Welt zusammen!

Eines Tages kamen sie in die Bärenstuben. Dort waren gewaltige Holzstöbe geschichtet und daneben mehrere Meiler gebaut. Aber sie rauchten nicht. Der Förster öffnete mit einem eisernen Zungenschlüssel die Hütten- tür. Modrige Luft, auf dem Fleß wüstes Gestrohe und ein paar faulige Lappen. Er erzählte dem Jungen, wie hier eine Weile der Krauthas gehaust habe. Ein tüchtiger Kohlenbrenner, aber sonst ein Strick. Um die mühseligen Eltern zu ernähren, habe der Sohn einmal zu wildern angefangen und sei dann eine Weile gefessen. Habe nachher keine Arbeit finden können, bis man es bei der Kohlenbrennerei mit ihm versucht. Aber es sei nicht mit ihm gegangen. Mit einer Wurznerin hätt' er beisammen gewohnt, die sei ihm durchgegangen; ihre Tochter wäre ein bildschönes Dirndl gewesen, das ein Herr aus Löwenburg, der es auf einer Gensjagd kennen gelernt, mit sich genommen. Viel Ehre würde auch da nicht herauschauen. Bei der Tochter solle der Krauthas nun auch wohnen. „Wenn dieser Mensch nicht viel nutz geworden ist,“ schloß der Förster, „so muß es einen nicht groß wundern. Was so ein armer Teufel durchzumachen hat — der müßte aus besserem Holze sein als die meisten Leut', wenn er nicht schließlich ein Spizhub' werden soll!“

Dann besuchten sie die Holzschläge des Teschenwaldes und der Wildwiesen, wo Elias das erstemal Respekt bekam vor seinem Bruder. Der Fridel wirkte mit Beil und Säge wie ein großer Holzknecht in Hemdärmeln und hübsch verschweift wie die anderen. Flint griff er ein. Bei der Niederlegung einer großen Lanne, die während des Falles an dem Geäste anderer Bäume hängen geblieben war, verriet er eine solche Geschicklichkeit, daß der Förster schon bravo rufen wollte, wenn es ihm nicht noch rechtzeitig eingefallen wäre, daß die Arbeit kein Theater ist. Gar ernsthaft und schier schweigsam gehabte sich der Fridel; wenn er aber zwischen Schub und Hieb doch ein kurzes Wörtlein sagte, so war es ein



Johann Bossard  
Das Leben



lustiges. Der Wegmacherbub' war endlich verschwigt. Elias hatte dem jungen Holznacht eine Weile schweigend zugefchaut, dabei kamen ihm aber ungute Gedanken. Er maß diese kernige Arbeit mit der feinen auf dem Papier. Wie die windig ist! Hier sah er, daß körperliche Arbeit gar nicht fo mechanisch ist, wie man fagt. Wieviel Denken und Gefchicklichkeit gehört dazu, bis fo ein mächtiger Tannenbaum in Scheitern liegt, oder gar zu Bauten verarbeitet ist! Und wie wenig Geift ist vonnöten, um grammatikalische Regeln zu lernen, nach der Schablone mathematische Rechnungen auszuführen, die Kapitel aus Katechismus und Kirchengefchichte zu memorieren und dergleichen. Ist nicht hier die Mechanik und dort der Geift?

Von jetzt ab hatte Elias Hochachtung vor dem Bruder, und um fo größer war auch seine Zufriedenheit, ihn an jenem wilden Beginnen verhindert zu haben. Das war auch eine Tat gewesen und nicht ein Schulpenfum.

Eines Tages hatte sich auf ihren Waldwanderungen auch der Michelwirt angefchlossen. Der hatte einen Bergfteden bei sich, denn seine Abficht war: höher hinauf. Auf dem Rauhruckloch befaß er ein Touristenhofpiz, das stets mit den feinsten und vornehmsten Gästen überfüllt war. Aber nur in der Vorftellung. Es machte ihm mehr Vergnügen als das Wirtshaus in Eustachen, und gar keine Sorgen. Ein nicht eingebildeter, fonderm ein wirklicher Befiz von ihm war eine Schwaigerei auf der Zwengalm, die im nächften Sommer in Betrieb gefetzt werden follte. So wollte er nun nachfehen, ob Sturm und Schnee die alte Hütte nicht mitgenommen hatten im vergangenen Winter, oder welche Ausbesserungen nötig fein follten.

Durch den Hals hinein bildeten sich die zwei munteren Männer, der Rufmann und der Michel, ein, sie wären ein Paar frische Holznächte, und fangen zu zweien:

„Und die Holznachtbuben	Wann die Sonn' schön fcheint
Müffen früh aufftehn,	Und das Backerl fchneid't,
Müffen 's Backerl nehmen	Lebt der Holznachtbua
Und in Holzschlag gehn,	In frischer Freud'."

Später, auf stilleren Forftfteigen, war der Michel wieder einmal zu kleinen Betrachtungen aufgelegt. „Das ist der Unterschied,“ fagte er, „der Holznacht hat Sonntag, wenn er ins Wirtshaus geht, und der Wirt wenn er in den Wald geht. Da hab' ich einmal gelesen: Im Wald geht der Mensch fpazieren durch feine Kindheit. Kann mir denken, wie's gemeint ist.“

„Ja,“ sprach der Förfter, „der Wald ist auch unser Ahnensaal. Vor taufend Jahren find wilde Menschen dagewesen, vor zehntaufend Jahren wilde Tiere.“

„Und vor ungezählten taufend Jahren nichts als der Wald allein. Die Tanne foll ja der älteste Baum fein — noch aus der Eiszeit her.“

„Und hat uns doch aus der Urzeit die Sonnenwärme aufbewahrt, wenn man an die Steinkohlen denkt.“

„Aber — ein Holzschlag, wenn man's nimmt, ist was Trauriges“, meinte der Michel.

„Warum? Ich mach's nicht so wie der Kaiser, der — wenn Krieg ist — die Leut' in ihrer besten Jugend schlagen läßt. Ich schlage den Baum mit achtzig Jahren. In früheren Jahren hat man so einen Stamm hundertfünfzig Jahre stehen lassen können und noch länger, ist immer noch besser geworden. Bei euch draußen in Eustachen stehen ein paar Holzhäuser, die sind über zweihundert Jahre alt, und wenn das eingezimmerte Holz auch ungefähr so alt war, nachher kann man wohl sagen, diese Häuser sind noch vor der Entdeckung von Amerika gewachsen. Aber es ist ganz des Teufels, auch der Wald verlumpt. Das Knieholz am Rauhruck oben ist einmal hochstämmig gewesen, und diese stattlichen Fichten und Lärchen werden auch einmal Knieholz fein oder armseliges Gestrüpp. Dazu gehört freilich mehr als ein hundertjähriger Kalender.“

Dann sprach der Förster, der nun so recht in seinem Bereiche war, von der Wesenheit der Fichten. „Die hat's gern im Gestein, in Spalten, und erzeugt sich selbst den Erdboden aus den Nadeln, die alle Jahre abfallen. So schaffen sich auch andere Bäume ihre Scholle.“

„Wenn auch der Mensch sich seinen Boden selber machen könnte!“ sprach der Michel.

„Das ist der Unterschied. Die Pflanze nährt den Fruchtboden, der Mensch verzehrt ihn.“

„Glaubst du nicht, daß wir gute Erde geben werden in Pfarrers Garten?“

„Habe nie gehört, daß auf dem Kirchhof bessere Erdäpfel wachsen als auf dem Acker bei Ruhfladen.“

„So ein Baum“, meinte nun mit einiger Schalkheit der Michel, „kann sich auch billiger hergeben, weil er sich billiger in Händen hat. Ein Samentorn fällt zu Boden, und bald steht ein kleines Fichtlein auf.“

„Ganz so einfach wirst dir's nicht vorstellen dürfen“, sagte der Förster.

Noch besser als die Fichte kam bei diesen Betrachtungen die Tanne weg. Der Graf unter den Nadelbäumen. Sein feines Holz, seine köstlichen Öle, sein weiches Grün, der heilige Christbaum. Auch fingen kann er. Die Resonanzböden der Zither, der Geige, der Laute, mein lieber Michelwirt, sind aus Tannenholz. Ist nicht bloß im kalten Norden, ist auch im klassischen Süden daheim. Den schönen Weibern des Kaukasus grünt die Tanne, die Banditen der Apenninen verbirgt sie, den Spaniern schmückt sie die Altäre, den Hirten Arabiens baut sie Hütten, und vom Libanon hat sie das Kreuz Christi geliefert.

„Und hier, sieh dir einmal diesen Lärchbaum an“, sagte der Förster, „so glatt und schlank und weich er in seiner Jugend gewachsen, so verkrüppelt und verknorpelt ist er jetzt in seinem Alter. Aber die Gicht hat er doch nicht. Ich will ihn noch zwanzig Jahre stehen lassen. In der jungen Jugend läßt er sich gerne verdrängen von den Nachbarn; wird er

aber einmal groß, dann zeigt er ihnen den Herrn. Er überdauert alle. Wenn alles fällt um ihn, er ist der einzige, der auf dem Schläge stehen bleibt. Im Winter wirft der Kerl seinen grünen Pelz weg. Wohl der Abhärtung wegen. Davon mag es kommen, daß er so stark ist."

Der Michel ging darüber hinweg und sagte: „Soll ja der Muttergottesbaum sein. Wenigstens bringen die ungarischen Wallfahrer der Maria in Zell grüne Lärchenkränze mit; die sie unterwegs gepflückt und geflochten haben, und mancher trägt aus dem Gebirg einen weißgeschälten Lärchenstab mit heim auf die Pustta. Wenn der Mann stirbt, wird ihm der Stab mit in den Sarg gelegt.“

Über die Kiefer, die im Fichtenwald eingesprengt war, sagte der Förster, daß sie durch Wohlleben in üppiger Erde leicht verdorben werde, auf schlechtem, dürrer Boden gedeihe sie um so frischer. Sie sauge so viel Sonnenschein in sich, daß sie den ganzen Winter über die Bauern mit Rienspanlicht versorgen könne. Selbst im Walde leuchten der Kiefer rote Stämme wie Blutsäulen auf in das Gewölbe der Baumkronen.

Der Michelwirt hatte seine Freude daran, wie der Rufmann im Walde so poetisch wurde, und fing den Sang an:

„Es steht ein Baum im Obenwald,  
Der hat viel grüne Äst',  
Da bin ich schon viel tausendmal  
Bei meinem Schas geweest.“

Der Förster tat nicht mit, besann sich plötzlich seiner Amtspflicht und hub an zu fluchen. Es war stellentweise das Gefälle nicht sauber aufgearbeitet, da konnte der Borkenkäfer nisten, der den Fichtenwald umbringt. Da war unter einem Lärchbaum ein auseinandergestörter Ameisshaufen. Die Ameisen aber sollte man lassen passieren, wie sie die Stämme hinaufwurlen und ins Ästwert hinaus, als Jäger nach allerlei Gewürm und Gezucht, dieser Schmarozgerbrut, die den Baum krank machen und allmählich töten kann. Seht ihr die zarten Falter dort im Geäste der Kiefer? Was ist der kleine Kieferspinner für ein großes Ungeheuer! Dieser legt sein Ei in das Holz und züchtet Verderben. Aber da kommt die Schlupfwespe, legt ihrerseits Eier in die Raupen des Kieferspinners. Der Schmetterlingsleib hat ein Wespenherz, und an diesem Zwiespalt stirbt der Falter. Die Förster können diesem Baumverderber nicht bei und sind der Schlupfwespe sehr dankbar für ihr Schelmenstück. Wer nun im Walde morsches Holz liegen läßt, oder die Ameisen stört, oder die Schlupfwespe vertilgen wollte, den trifft des Försters Fluch. „Da sollen sie sich anderes Wildbret suchen meinettwegen!“

Wie der Michel das Wort „Wildbret“ hört, rollt's ihm auch schon hell aus der Kehle, über die Zunge:

„Bin a lustiger Wildbratschütz  
Und spann' mein Sahn! guat,



Und wenn ich Reh' und Hirschen fack,  
Da wachst mir halt, da steigt mir halt  
Mei' Federl auf 'm Suat!"

"Weißt kein besseres?" fragt der Förster.

"Also singen wir halt ein anderes", sagt der Michel munter. "Sant nit, gestrenger Herr Forstverwalter, und tu mit.

Wenn ih geh' auf die Pürsch',  
Zittern d' Reh', zittern d' Hirsch,  
Ja, sie fürchten mein' Blei,  
I schiaß' selten vorbei!"

Aber auch da sang der Rufmann nicht mit. "Solche G'sanger kann ich nit leiden."

"Bist ein merkwürdiger Förster, der von der Jägerei nix wissen will!"

"Ob der Schmarozer Hirsch heißt oder Borkwurm. Im Wald kann ich solch Götter nicht brauchen. Die Gamsen, das ist was anderes, die sind im Steingebirg', die können nicht viel schaden. Die Gamsen hegt und schießt der Fürst, und wenn wir ihm im Herbst einmal Gamsenlieder singen —"

"Frisch auf, zum Gamselschiaßen!" trällerte der sanglustige Michelwirt. Es kam aber heute zu nichts. Ein alter graubärtiger Waldbär, der Holzmeister Fernand, begegnete ihnen und brachte für den Förster frischen Urger. Er kam vom Hochgebirge her, wo er zeitweilig beim Jagdschlosse nachzusehen hatte. Quer über dem Rücken aneinandergebunden trug er ein Paar Ski, die nach beiden Seiten lang hinausstanden. Oben um das Jagdschloß lag der Schnee noch Kasterhoch. Und doch hatte der Teufel den Weg dahin gefunden. Der Fernand berichtete, daß im Jagdschloß eingebrochen worden sei. Durch das Dach, und die Diebe müßten es hoch haben hergehen lassen im Fürstenzimmer; die Öfen voll Asche, Reste von Konserven, geleerte Weinflaschen und Zigarrentisten. Der Silberschrank jedoch sei nicht erbrochen worden.

"Ist mir unlieb," brummte der Förster, "so sind's keine Berufsdiebe gewesen, so ist's wer von unsern Leuten gewesen."

"Ettwan ich!" bäumte der Holzmeister sich auf und funkelte mit Ablersaugen auf den Förster.

"Na, freilich du", lachte dieser und klopfte dem Alten auf die Schulter. "Der Fernand schaut gerade so aus, als ob er in fürslichen Jagdhäusern heimliche Gelage hielte."

"Kann auch mein' Dienst auffagen, wenn Mißtrauen ist."

Sie hatten zu tun, ihn zu beruhigen.

Endlich kamen sie zur Stelle, wo unsere Freunde sich auf den Rasen setzten, ihr mitgebrachtes Mittagbrot verzehrten und zu endgültiger Schlichtung auch dem Holzmeister davon boten. Dann sagte der Michel: "So, jetzt heißt's auf die Höh'!" und bog ab, den Fußsteig nach der Zwengalm.

Der Förster und sein Sohn Elias gingen über den breiten Berg-  
rücken hinaus, zwischen jungen Fichten. Mehrmals hörten sie den Michel  
jauchzen auf seinem steilen Anstiege. Der Förster jauchzte zurück und eiferte  
den Studenten an, es auch zu versuchen. Dieser hätte es ganz gern pro-  
biert mit einem lustigen Zuchschrei, aber er schämte sich und tat es nicht.  
Doch wenn er schon nicht jauchzen mag, so möchte er jetzt beinahe etwas  
sprechen; es ist ihm das Herz gar zu voll geworden. Diese Waldnatur!  
Dieser Kampf der Wesen, dieses Im-Gleichgewicht-bleiben und ewige Sieg-  
haftsein des Gleichen! Diese wonnesamen Liebestriebe überall, und diese  
Geheimnisse . . . Fast war ihm, als flüstere etwas: Elias, hier verlierst du  
deinen Glauben! Aber ein lebhafteres Gefühl wogte ihm durch Leib und  
Seele: Elias, hier findest du ihn! Wer hat dich aufgebaut, du schöner  
Wald? —

Als sie nachher auf einer Waldblöße rasteten, im Anblicke der weiten  
Landschaft, über Berg und Thal hin, bis zu dem ätherblaffen Gebirgs-  
streifen, hinter dem die Welt erst groß anhebt, hier so recht im stillen Sonnen-  
frieden des Mittags, sagte Elias mit leiser Stimme: „Vater, ich möchte  
mit dir einmal was reden.“

„Liebes Kind, so rede! Ich schaue dich ja schon lange auf das hin  
an, daß du was auf dem Herzen hast und kommst nicht dazu, es zu sagen.  
Du weißt ja, daß du mir alles anvertrauen kannst. — Was hast du mir  
denn zu sagen, Elias?“

Diese Worte sind so grundgütig gesprochen worden, daß dem Jungen  
das Weinen näher stand als das Reden. Er schwieg noch ein Weilchen,  
und dann begann er seine Mitteilungen.

„Du wirst dich gewundert haben, Vater, daß sie mich für krank heim-  
geschickt haben, und daß ich doch nicht krank bin. Aber wenn ich hätte  
dort bleiben müssen — Hab' nimmer lernen können, nimmer essen und  
nimmer schlafen.“

„So bist du doch krank gewesen.“

„Vielleicht, Vater. Aber anders.“

„Heimweh?“ fragte der Förster.

„Dann hätte es die Jahre früher kommen müssen. Es ist was anderes  
gewesen.“ Elias zuckte ab, und mit der Stimme leise zitternd setzte er bei:  
„Den Glauben habe ich verloren.“

„Den Glauben? An was? Ans Lernen, an deine Fähigkeiten?“

„Den Glauben an Gott!“

„Den Glauben an Gott verloren? Das versteh' ich nicht.“

„Es ist auch nicht so, ich kann's nur nicht sagen.“

„Solltest du in schlechte Gesellschaft geraten sein?“

„Beim Religionsunterricht.“

„Ja, was redest denn, Elias!“ rief der Vater, „gerade der Religions-  
unterricht in Ruppertsbach hat dich dahin gebracht, daß du Priester werden  
wolltest!“

„Das war der Religionsunterricht bei unserem Herrn Pfarrer. Wo wir immer von Gott gehört haben, der uns alle auf den Händen trägt und nicht verläßt, von Jesus Christus, dem lieben Heiland, und wie er uns lehrt und tröstet und durch sein heiliges Vorbild und Opfer uns zum ewigen Leben führt. — Aber im Seminar ist das was anderes.“

„Wieso? Liegt's an dem Religionslehrer?“

„O, der ist gut. Der hat mich immer gefragt, warum mir denn kein Essen schmeckt, warum ich so schlecht aussehe, ob mir was wäre? Ob ich warme Kleider hätte? Vom Religionsunterricht hat er mir nie was gesagt außer der Stunde. Er kann auch nichts dafür, daß es so vorge-schrieben ist.“

„Und was sagen denn die anderen, deine Kollegen?“

„Nichts. Die schimpfen nur über das viele Memorieren. Das Memorieren macht mir nichts, aber sonst — Du mußt dir unser Religions-lehrbuch einmal ansehen, ich hab's mitgebracht. Ja, und da ist mir halt so kalt geworden und bang. Wie wenn man den Glauben verliert. Und bin krank geworden.“

„Du mein, du mein!“ murmelte der Förster fast verwirrt. „Das soll ein anderer verstehen. — Wie geht's dir denn jetzt?“

„Wie ich wieder in unser Hochtal komme, ist mir auf einmal wieder gut gewesen.“

„Über Religionsfachen soll man nicht grübeln, mein Kind!“

„Aber im Seminar muß man grübeln, das ist es ja. In dem Buch ist alles so beschrieben und ausgeklügelt und bewiesen wie eine Mathematik-aufgabe. Einmal auf dem Spaziergang im Garten habe ich es dem Reli-gionslehrer doch gesagt, da antwortete er: Rufmann, denke doch nicht immer, wie Gott ist, denke vielmehr, wie du sein sollst. Das hat mir ge-fallen. Aber in der Religionsstunde ist immer so viel von den Beweisen Gottes und der Kirche die Rede, und ich weiß nichts damit anzufangen. Je mehr mir Gott bewiesen wird, je fremder wird er. Ich hab's gar nicht gewußt, daß man an Gott zweifeln kann, und bei diesen Beweisen ist mir der Zweifel erst gekommen. Und habe ich gesehen, die Kirche ist nur da, um immer zu sagen: Glaube, glaube! Gott ist erstens weil, und zweitens weil und drittens weil — und alles so ausgetrocknet, so dürr! Und denkt man endlich: Wenn so viele Beweise und Versicherungen nötig sind, da ist er am Ende gar nicht. Und wenn man alle Tage hört, daß es Millionen und Millionen Ketzer gibt auf der Welt, die nicht an Gott glauben und nicht selig werden können. Und so ohne Liebe von ihnen die Rede ist, und daß man mit ihnen nichts zu tun haben soll. Daß sie wohl auch an ihre Gottheiten glauben, die aber alle falsch sind. Und doch auch die Heiden ihren Glauben beweisen und sagen, daß er der einzig richtige wäre. Und haben auch die nicht den rechten Glauben, die sich ganz und strenge ans Evangelium halten, und haben die nicht den rechten Glauben, die in Gottvertrauen und Nächstenliebe und Sittlichkeit und Geduld leben;

sie können nicht selig werden, wenn sie nicht auch alles andere glauben und tun, was die römisch-katholische Kirche verlangt. Immer nur diese Kirche und immer nur von dieser Kirche, und alles andere von der ganzen Welt ist nichts, nur diese eine Kirche, die fort und fort sagt: Glaube mir, nur mir, keinem andern, und heiße er auch Christus.“

„Jetzt übertreibst du aber doch, Elias!“ mahnte der Vater, „wenn du sagst, daß die Kirche wahrer als Christus sein will.“

Da sagte der Student in immer größerer Erregung: „Wir haben einen Ausspruch lernen müssen, nämlich daß ein katholischer Priester größer sei als die Heiligen im Himmel, als die Engel, ja als die Mutter Maria, weil der Priester bei der Messe Jesus Christus erschaffen könne, und die anderen können das nicht. Und ist der katholische Priester größer als Jesus Christus selbst, weil der Schöpfer ja über dem Erschaffenen geht — so ungefähr, mir schwindelt alles im Kopf. Solche Sachen! Da muß man ja krank werden.“

Nun schüttelte der Förster gar bedenklich den Kopf, wußte aber nichts anderes zu sagen, als: „Das geht vorbei. Elias, das muß vorbeigehen. Du sagst es selber, wie der Religionslehrer gut ist. Halte dich an ihn, nicht ans Buch. Das Buch wird so was Theoretisches sein wie mein Handbuch der Botanik. Ist notwendig, so ein Buch, aber wenn ich die Forstwirtschaft praktisch danach einrichten wollte — na, ich danke! Man vergißt ja so bald alles wieder.“

„Und hab's schon fast vergessen“, sagte Elias. „Jetzt daheim, da ist's ja schon wieder besser. Wenn man immer so im Wald sein könnte! Da könnte man freilich den Glauben nicht verlieren.“

„Warte nur, mein Sohn. Wie du beschaffen bist, da werden sie dich obnehin in ein entlegenes Walddorf stecken als Kaplan. Und wenn du gar Bergpfarrer in der Einöde sein wirst, da kannst du die Bücher, die du nicht magst, in den Ofen schmeißen und mit dem Herrgott persönlich verkehren. Verloren hast du den Glauben nicht. Sei nur wieder froh, wie du es als Kind bist gewesen.“

Der Junge schaute dem gütigen Vater treuherzig ins Gesicht und sagte: „Jetzt ist mir auch schon leichter.“

„Sei nur so gut und sage niemandem davon. Auch dem Fridel nicht, am wenigsten der Sali. So Sachen muß man mit sich selber ausmachen. Du bist nicht der einzige, dem es so ergeht. — Hörst du den Michel? Jetzt ist er schon oben bei seiner Alm. Wie hell der kann jauchzen! Dem seine Stimme, wenn ich hätte.“

### Der Fremde aus dem Preußenland

Um die Feierabendzeit im Wirtshause zum Schwarzen Michel, als sie wieder einmal ein Weilchen gesungen hatten, tat der Förster Rufmann einen Trunk aus seinem Weinglase und fragte halblaut den Wirt, ob er

das Lehrbuch des Studenten schon angesehen hätte? Der Michel holte das Buch aus dem Wandkästchen hervor, legte es dem Förster hin und sagte: „Du kannst es schon mitnehmen.“

„Was sagst dazu?“

„Mein, was ist da viel zu sagen. Die jungen Leut' müssen so viel wissen, daß ihnen zum Glauben nix mehr übrigbleibt.“

Der Förster dachte nach, neigte ein paarmal den Kopf und sagte: „Ist auch eine Antwort.“ Wußte aber doch nicht viel mit ihr anzufangen. Das viele Wissen, dachte er, wäre ja wohl nicht schlecht, wenn man auch das wüßte, ob alles wahr ist, was man wissen muß.

Die Sache war damit erledigt. Rufmann steckte das Buch, über welches er vom Freunde die Meinung hatte hören wollen, in seinen Sack. Der Michel klimperte auf der Zither. Da rief die Kellnerin Mariedel, die, wenn ihre Beine nicht laufen mußten, den kraufigen Kopf gerne zum Fenster hinaussteckte: „Jeh, wer steigt denn lauter auf der Straßen daher?“

Einer der Holzknechte, die hemdärmlich am Nebentische saßen, guckte auch. „Oho! das ist ein Seltsamer! Muß ein Geißlinger sein.“

„Ein Geißlinger, du Lapp!“ rief die Kellnerin lachend. „Und hat ein' großmächtigen Schnurrbart.“

„So ist's halt ein Husar.“

„Mit einem pechschwarzen Gewand?“

„Ist ja eh weiß bis zu den Knien hinauf.“

Das war richtig. Der Wanderer auf der Straße war fast bis zu den Knien des schwarzen Beinkleides von Straßenstaub belegt. Hingegen saß im Kopfschloß des um die Beine schlängelnden schwarzen Rockes eine kleine Heckenrose. Eine stattliche und vollgepfropfte Seitentasche war halb verhüllt durch einen grauen Mantel, den der Reisende über der einen Achsel hängen hatte. Die offene Weste, die ebenfalls schwarz war und eine Uhrkette an sich hängen hatte, ließ das Wollenhemd sehen, das ohne Krage und Krauwatte, nur mit einem Bändchen am Halse zusammengehalten zu werden schien. Der schwarze, weiche Hut war über und über bedeckt mit Feldblumen. Er saß so weit hinten am Nacken, daß man die braunen Haarlocken sah, die feucht und wirt über die Stirn herabhingen. Dieses Gemisch von Würde und Lässigkeit war auch in dem stark geröteten Gesichte mit den funkelnden Brillen und dem buschig über den Mund niederhängenden Schnurrbart. Mit einem tüchtigen Knüppelstock setzte er weit aus, und mit großen Schritten eilte er, das Wirtshauszeichen an der Wand musternd, dem Tore zu. Im Vorhaus erhob er seine laute, etwas schnarrende Stimme und fragte, ob hier Nachtquartier zu haben wäre.

„Herr Vater!“ rief die Kellnerin den Wirt.

Dieser blieb an seinem Tische sitzen — Bauernwirte laufen ihren Gästen nicht entgegen — und gab durch die Thür hinaus Antwort: „Nachtquartier? Warum denn nit? — Mariedel, führ den Herrn ins Haarstübel hinauf!“

Die Kellnerin wollte dem Fremden Mantel und Tasche abnehmen, dieser sagte fast rauh: „Lassens, Jungfer! Ich trage meine Sachen selbst.“ Und wie merkwürdig er die Worte alle aussprach. Als laue er im Munde etwas hin und her und werde damit nicht fertig.

Das „Haarstübel“ war recht heimlich; es hatte mehrere Kästen, einen alten Schubladenschrank, dessen obere Lade als Tisch herzurichten war, und auf der Bettstatt einen Berg von Kissen, Decken, Suchenten, den die Kellnerin Mariedel abzutragen begann, um aus ihnen ein Bett zu bauen. Zwei Fenster mit roten Vorhängen gingen nach dem Garten hinaus. Der Fremde warf seine Sachen auf einen ledernen Lehnstuhl und öffnete sogleich die Fenster. Das tat er mit merklicher Lebhaftigkeit und brummte etwas von schlechter Luft.

„Der Luft ist eh gut,“ meinte die Kellnerin, „aber schmecken tut's a bissel. Der Haar tut a so schmecken.“

Was die für eine Sprache hat! Der Luft! Der Haar!

„Weil das die Haarkasten sein!“

„Haare habt ihr in diesen Kästen?“

„Und bramelvoll auch noch!“ antwortete das Mädchel.

Es mögen wohl Pferdehaare sein, dachte der Fremde, von Mähnen und Schweifen. Solche sollen sich gut verkaufen. Die Kellnerin tat stolz um die Schätze und öffnete einen der Kästen. Da sah er nun die weißgelblichen, wachsglänzigen Flachsbroden, die, in länglichen Ballen gewunden, geordnet übereinanderlagen.

„Ah, schön! Flachs, Flachs; ich liebe ihn, den Flachs — aber nur im Kasten, nicht am Leibe. An den Körper gehört Wolle. Seien Sie mal so scharmant, Jungfer, und bringen Waschwasser! Über gleich einen Bottich voll, nicht im Rasiertellerchen, wie es hierzulande üblich ist.“

In der größten Krautschüssel, die im Hause auffindbar war, brachte sie frisches Wasser und einen großen Seifentwürfel. „Wünsch' gute Verriehung!“ sagte sie, denn mit so einem Herrn muß man höflich sein, und ging davon. Dann nahm er sich in die Arbeit.

Als der fremde Gast nach einer Weile ins Gastzimmer kam, war er „wie aus dem Schachterl“: das schwarze Gewand rein gebürstet, am Halse ein frischer Wollentragen mit rotblaugestreifter Binde; aller Schweiß aus Gesicht und Haar getilgt, sogar der Schnurrbart nach beiden Seiten ausgekämmt und die Brillen klargemacht. Der Mischelwirt, ohne sich vom Sitz zu rühren, lud den Fremden ein, an seinem Tische, gegenüber dem Förster, Platz zu nehmen. Die Kellnerin fragte: „Was schaffens, Bier Wein? Schwarzen, weißen? Was zu essen?“

„Bringen Sie mir ein Glas Milch.“

„Milch?“

„Milch.“

„Milch will der Herr. Weiß nit, ob eine ist.“

„Vorhin sah ich von der Weide fünf Kühe in den Hof gehen“, sagte der Fremde.

„Mir noch ein Bier!“ rief einer der Holznechte.

„Und mir ein' halben Liter Wein!“ rief ein anderer.

Sernach kam Frau Apollonia selber von der Küche herein. Den Mann mit solchem Begehr wollte sie sich ansehen. Das gefiel ihr.

Die aufgeärmelten Arme über der Brust gelegt fragte sie ruhig: „Wollen Sie gekochte Milch oder rohe?“

„Ungekocht. Natur.“

Süße oder saure? Oder Buttermilch? Oder kuhwarmer?“

Jetzt mußte der Fremde lachen über die große Auswahl von Milchsorten. Dann verlangte er saure.

Die Holznechte pochten mit ihren Gläsern auf den Tisch: „Mariedel, hörst nit! Noch ein Bier mag ich!“

Und als der Fremde die Hälfte des großen Milchglases mit einem Zuge leer trank, packte am Nebentisch der Holznecht den Henkel seines Bierglases und trank es mit einem Zug ganz aus. Stieß das Glas auf den Tisch: „Nachfüllen, Kellnerin!“ und schaute beinahe herausfordernd den Fremden an. So macht man's hierzuland im Wirtshaus!

Der Wirt leitete ein Gespräch ein mit den üblichen Fragen: „Woher? wohin?“

„Ja, mein lieber Herr Wirt,“ antwortete der Fremde halb ernsthaft, halb lustig, „ich komme und weiß nicht woher, ich gehe und weiß nicht wohin. Nächster einmal von Löwenburg.“

„Und von da aus?“

„Über die Hügel.“

„Wo ist das, über die Hügel?“

„Über den Rauhruck oder wie das heißt.“

Der Michel blickte den Förster an, als wollte er sagen: Kommt dieser Mensch denn vom Himalaya, daß er unsere Berge Hügel nennt? Wir wollen es schon noch erfahren.

„Ich halte ihn für einen Preußen“, murmelte der Förster.

Im weiteren Gespräche erfuhr man jedoch nichts, als daß der Herr auf einer größeren Fußreise in den Alpen begriffen sei.

„Fußreise! Das ist einmal was Gescheites“, sagte der Wirt. „Der Mensch kommt mit zwei Beinen auf die Welt und nit mit dem Radel.“

„Wenn schon, so hat einer im Kopf um ein Radel zu viel!“ bemerkte drüben einer der Holznechte.

Das war auf Leute gemünzt, die statt Bier — Kuhmilch trinken! — Indes, der Fremde aß auch Hausbrot dazu.

Die Frau Apollonia kam noch mit einem verbundenen Glaskopf herein und fragte, ob etwa Honig gefällig sei? Der Fremde fand das prächtig. Milch und Honig! Das Land habe er schon lange gesucht.

Nachdem er geschmauft, kam er mit einer Frage vor. Was das zu bedeuten hätte in diesem Ort? Unterwegs, als er ans Dorf gekommen sei, habe er gesehen, wie man im Wäldchen junge Birken und Lärchen

von der Wurzel gehauen habe, um sie dann längs der Straße an beiden Seiten in die Erde zu stecken. Es seien aber keine Kinder gewesen, die etwa im Spiele diese merkwürdige Allee gepflanzt hätten, sondern Erwachsene; alte, ernsthafte Männer darunter.

„Ah,“ sagte der Wirt, „das ist wegen der Fronleichnamsprozession. Der Herr muß von weit kommen. Morgen ist ja Fronleichnamstag, und da schmückt man die Gassen, wo die Prozession geht, mit solchen Bäumlingen. Bald werden sie auch da vor mein Haus kommen mit ihren Steckstangen, die Bäumelfeser. Da draußen auf dem Anger wird sogar ein Altar aufgerichtet fürs zweite Evangelium. In Eustachen geht es immer feierlich her dabei. Weil wir alle drei Jahre nur einmal Fronleichnam haben. In den anderen Jahren ist die Prozession unten in Ruppertsbach, wo der Herr eh vorbeigekommen sein wird. Wir Eustacher haben halt keine Kirchen, nur eine Kapellen da unten auf dem Platz; da wird morgen das Amt gehalten, und von dort geht der Umzug aus.“

Indes schien der Fremde sich weniger für die Fronleichnamsprozession zu interessieren als für die hingeschlachteten Jungbäume.

„Habt ihr denn keinen Förster im Land?“ fragte er.

„Ihrer nit viele, aber auch nit schlechte“, antwortete der Wirt.

„Und was sagen sie zu dieser grauenhaften Waldverwüstung?“ rief der Fremde aus.

Wendete sich der Rufmann, sein langes Pfeifenrohr auf den Tisch legend, so halbwegs gegen ihn und sprach lässigerweise, als ob es ihm nicht eigentlich dazustünde, da mitzureden: „Der Förster wird wahrscheinlich sagen, daß es für den Jungwald ganz vorteilhaft ist, wenn bisweilen geblendet wird. Sonst erstickt ein Jungling den andern. Bei dem Lärchenanwuchs kommt höchstens der zehnte auf, alle anderen werden an sich hin, wenn man sie nicht herausnimmt. Hat der Herr nicht selber den Hut voller Blumen, toter, statt lebendiger! — Na ja, die Wiese hat ihrer noch genug. Und die Birken sind erst recht nicht umzubringen; da kann man alle Jahre lichten. Sawohl, die Bäume langen bei uns just noch aus, daß man ihrer etlich auch zur Ehre Gottes verwenden mag.“

„Sagen Sie mir einmal, lieber Herr,“ sprach darauf der Fremde, „was denken Sie, wird euer Herrgott die lebendigen Bäume nicht lieber haben als die Baumleichen an der Straße, die morgen schon weck ihre Zweige hängen lassen?“

Der Ausdruck „euer Herrgott“ rauchte dem Förster in die Nase. „Mein Herr,“ sagte er, „wenn Sie einen anderen Herrgott haben, so kümmern Sie sich um den und lassen den unseren in Ruh!“ Bald hernach stand er auf, reichte dem Michelwirt die Rechte und ging heim ins Forsthaus.

Die Holznechte am Nebentisch hatten es dem Fremden so oft und gründlich gezeigt, wie es hierzulande im Wirtshaus der Brauch ist, bis sie ihr überlautes Geschrei nur noch lallen konnten. An Pfeifen saugend, in



denen nichts mehr brannte, grölten sie nach Bier und Wein. Als der Wirt ihnen dartat, daß nichts mehr eingekocht werde, schimpften sie noch eine Weile über einen solchen „Hadererwirt“ und torfelten endlich davon.

Als der letzte die Simmertür polternd hinter sich zugeschlagen hatte, sagte der fremde Gast mit dumpfer Ernsthaftigkeit: „Die sind vergiftet!“

„Was?“ rief der Wirt, beinahe auffahrend, „vergiftet? Wieso? Von wem?“

„Vom Bier.“

„Gehns weiter. Besoffen sind sie.“

„Es ist eine Alkoholvergiftung, Herr Wirt. Nur schade, daß ich bei der üblichen kaiser-königlichen Staatsanwaltschaft nicht die Anzeige machen kann, daß im Wirthaus zum Schwarzen Michel wieder einmal einige Personen vergiftet worden sind.“

Da der Michel jetzt erst die Schalkhaftigkeit merkte, mit der die Anklage versehen war, so sagte er lachend: „Sie haben recht. Nicht bald etwas wär' mir lieber, als wenn die Polizei mir immer einmal die Stuben ausfeigen wollt'! 's ist wirklich und wahrhaftig eine Schweinerei.“

Nun kam der Fremde in einen guten Redefluß, davon ausgehend, daß es sich nicht bloß um die Schweinerei handle, vielmehr um das Verderben des Volkes. Er sprach von naturgemäßer Lebensweise und kam auf den Alkohol als den größten Feind des Menschengeschlechtes: Verarmung, Verkümmern, Verblödnung, Eotschlag, Mord, unbeschreibliche andere Verbrechen und früher Tod in allen Arten.

„Soll denn das wirklich so arg sein!“ sagte der Michelwirt.

„Über die Maßen, ärger, als man's sagen kann!“ rief der Fremde mit Leidenschaft. „Cyankali, Arsenik, Strychnin und alle Gifte zusammen sind nicht so gefährlich wie Alkohol. Weil die Bestie so falsch ist, weil sie anfangs so wohl bekommt. Weil sie sich sogar für heilsam ausgibt, während sie den Organismus langsam, aber sicher zerstört, bis das Opfer jäh zusammenbricht und hin ist!“

Der Wirt sagte nichts, schlug aber die Hand auf den Tisch. Auch er hatte ein Glas Wein vor sich stehen, wenn auch stark gewässert. „Ganz trocken kann einer doch nit dasitzen bei den Gästen.“ Aber jetzt hatte er keinen Durst. Die Kellnerin kam, rieb sich mit der Schürze die Hände glatt, was so ihre Gewohnheit war, wenn sie die Lumpentische abgeräumt hatte, und fragte den Gast: „Schaffens vielleicht zum Nachtmahl was Gebratenes?“

„Haben Sie Haferrübe? Natürlich nein, das habe ich mir gedacht. Aber doch Weizenmehl und Öl? Und ein paar Eier? Gut, so lassen Sie mir einen Pfannentuchen machen.“

Da ging in der Küche wieder das Bedenken an. Pfannentuchen mit Öl? Nun, wem's schmeckt! — Als nachher der Fremde in seiner Mehlspeise statt Tafelöl Leinöl hatte, wollte er aufbegehren, schwieg aber, dachte: Ländlich, fittlich! Leinöl ist vorzüglich — und aß mit Geduld den Pfannentuchen.

Endlich begleitete der Wirt den Gast in die Schlafstube, brannte dort die Talgkerze an und schob Schreibzeug vor mit der Bitte, sich in den Fremdenzettel einzutragen. Während es der Fremde tat, guckte der Michel ihm über die Achsel. — „Nathan Böhme aus Frankfurt.“

Als der Fremde in der Stube mit ihrem eigentümlichen Flachsgeruch allein war, ging er an die Tür, zog von außen den Schlüssel ab, steckte ihn von innen an und schloß ab. Dann untersuchte er Kästen und Wände, leuchtete mit der Kerze auch unters Bett. Dann stützte er die Ellbogen aufs Fensterbrett und schaute hinaus in die Nacht. Links von der Straße her der Schein einer Fadel und das Geräusch arbeitender Burschen, die Birken und Lärchen in die Erde steckten und einen Bau aufführten. Rechts über dem Dache eines Wirtschaftsgebäudes und über dem Hedengebüsche des Gartens her dunkle Bergkuppen, darüber der gestirnte Himmel, über welchen in langem Striche eine Sternschnuppe niederfuhr gegen das Gebirge. — Endlich schloß er die Fenster und ging ans Bett, wo er aufs Nachtkästchen die Uhr legte und unter das Kopfkissen ein Ledertaschen barg.

Am demselben Abend hat der Michel mit Frau Apollonia noch Mutmaßungen angestellt über den Nathan Böhme aus Frankfurt.

„Frankfurt soll es aber zwei geben, eines liegt in Preußen. Der Aussprache nach ist's einer. So ein rasonierender Besserwiffer. Verdächtig ist mir der Namen.“

„Ich halte ihn für einen anständigen Menschen,“ sagte Frau Apollonia, „er hat so schön fürlieb genommen mit der Dienstbotenkost. Möcht' froh sein, wenn die Dienstleut' sich allemal so ein Essen täten gefallen lassen.“

„Weil's wahr ist, daß unser Herrgott allerhand Kostgeber hat“, sagte der Michel, da gab Frau Apollonia keine Antwort mehr. Sie schlief.

Der Micheltwirt aber mußte seinen Tag fortschleppen noch tief in die Nacht hinein. Der wich nicht aus dem Kopf. Auch vergangene Tage kamen herbei wie hungrige Hunde und fraßen den Schlaf. Dem Michel war eingefallen, wie in Eustachen und Umkreis gar so viele Leute stürben, zumieist Männer in den besten Jahren. Seit einem Jahre: der Franz am Brückl an einem Nierenleiden, der Oberhuter am Schlagfluß, der Siebelsknecht an Leberentartung, der Schnellheißer und der Schusterhans haben auch an den Nieren was gehabt. Dem Fadelknecht ist das Hirn zergangen. Der Dämmerlschneider ist gar ins Wasser gefallen heimwegs bei der Nacht. Das alles in kurzer Zeit. In früheren Jahren auch nicht viel anders. Auf dem Kirchhof Hügel an Hügel, eine lange Reihe, Männer und Männer in jungen Jahren. Die Weiber leben länger, die gehen nit so viel ins Wirtshaus! — Und nun kam es ihm vor, wo denn diese Leute ihren Tod geholt haben könnten? Wohl gar in seinem Haus! Im Wirtshaus! Wenn er doch recht hätte, dieser Rasonierer, dieser Besserwiffer! Wenn's halt richtig wahr wäre, das mit dem Alkohol! Man hört neuzeit

öfter und öfter davon, daß geistige Getränke so schädlich sein sollen. Darum nur recht viel Wasser ins Faß! — Dieser echte Gastwirtsgebanke hätte bei einem anderen die grabenden Bedenken ertränkt, der Michel jedoch sah immer noch die Gräberreihe auf dem Kirchhof.

(Fortsetzung folgt)



## Wanderer Tod

Von

Paul Wolf

Ein müder Wanderer schaut im Sternenschein  
Von wilder Klippenwand ins Land hinein. —

Die Hüttenlichter leuchten fern im Tal  
Friedlichem Hirtenvolt beim Abendmahl,

Und tief im Grund ein letztes Lied erklingt,  
Das heimwärtsziehend froh ein Knabe singt . . .

Nun träumt die Welt der Nacht im dunklen Schoß. — —  
Da hebt sich's jach und dehnt sich riesengroß

Auf wilder Wand und reckt den weißen Arm:  
Wildschäumend rast mit donnerndem Alarm

Die Staublawine durch das müde Tal,  
Und dunkel wird's — und still — mit einemmal! . . .

Das Lied des Hirtentnaben ist verstummt,  
Ein Glücklein nur von fernher leise summt

Und weckt und ruft und mahnt mit wehem Ton.  
Der Fels ist leer. Der Wanderer schritt davon. —

Am Berghang drüben glänzt manch heller Stein  
Auf stillem Totenhof. Da kehrt er ein.

Viel müde Pilger fanden hier die Ruß'.  
Geschäftig zählt er manchen heut' dazu. —

Noch einmal lauscht er lächelnd in die Nacht —  
Dann grüßt er aufwärts, wo in ew'ger Pracht

Ein niegelöstes goldnes Rätsel blinkt . . .  
Fern fällt ein Stern. — Der Wanderer versinkt. —





## Zweierlei Unkrautvertilgung oder Sozialradikal, nicht sozialbrutal! Von P. Feucht

„Radikal muß man sein! radikal muß man's nehmen!“ schrie der große Bengel, der an der Seite des Vaters den Feldweg durch die Frucht hinging und am Rain die Disteln ihre Köpfe heben sah; und er tat Hieb um Hieb mit seinem Spazierstock, daß Distelkopf um Distelkopf zur Erde flog. In seinem Eifer merkte er nicht, wie zu jeder Distel ein Duzend Salme und Ahren getroffen darniedersanken. Der Vater ließ ihn gewähren; das Feld war sein eigen. „Und wann wirst du's nun radikal nehmen?“ fragte er, da der Junge kämpfzig den Stock sinken ließ. — „Wenn das nicht radikal ist, —“ begehrte der auf; „— so ist's brutal!“ ergänzte der Vater, worauf er fortfuhr: „Sieh an, was du getan! Hast hundert Salme unreif gefällt und zerbrochen, um ein paar Disteln zu meistern; hast den Distelsamen weit ins Feld hineingepeitscht, wo er neue Wurzeln schlage, und — hast die alten Wurzeln des Unkrautes dazu geschont. Fröhlich treiben sie im nächsten Jahr, nein: heuer noch ihre jungen Sprosse.“ —

„Also bleibt“ — meinte der Knabe kleinlaut — „nur übrig, daß man einmal alles bis zum Grund niederbrenne. Radikal — —“ Er wollte wieder auf sein Sprüchlein verfallen; aber der Vater ließ ihn nicht ausreden: „Leg rechtschaffen Hand mit mir an, wenn du von deinem Gefuchtel nicht zu müde bist!“ gebot er kurz und grub mit der Stockspitze um den einen Distelstumpf herum, bis es den Bemühungen der beiden gelang, Stumpf samt Wurzel aus dem Boden zu heben. „Diese Wurzel nimm du Unreif-Radikaler zum Andenken mit heim“ — so ließ sich der Vater vernehmen — „und lerne nicht bloß in der Schule, daß radix die Wurzel bedeutet, sondern bedenk es auch im Leben. Im Boden suchen und tilgen wir reife Radikale die Wurzel des irdischen Unkrautes und Übels, im Boden suchen und säßen wir die Wurzeln des irdischen Gutes und Heiles!“ —

\* \* \*

Liebe Leute, brave Bürger! Zetert nicht mehr, als ob die Sozialdemokratie zu radikal wäre; trauert lieber, daß sie nicht radikal genug ist!





## Das Moor

Eine Kleinstadtgeschichte aus der Ostmark

Von

J. Höffner

Im nördlichen Posen liegt eine kleine Stadt, Myslencin. Sie hat 3—4000 Einwohner und unterscheidet sich in nichts von den anderen kleinen Städten der Provinz.

Die Bevölkerung besteht zu je einem Drittel aus Deutschen, Polen und Juden; deutsch und evangelisch, polnisch und katholisch deckt sich mit wenigen Ausnahmen.

Da man auf einem engen Raum lebt, sich seit Jahrzehnten kennt, mannigfaltige Berührungspunkte hat und schließlich aufeinander angewiesen ist, merkt man von Nationalitäten- und Glaubenshaß wenig oder gar nichts, wiewohl der Ultramontanismus bestrebt ist, das Feuer der Zwietracht auch in die kleinen posenschen Städte zu werfen.

Die Häuser schmutzig grau, verwahrlost, selten über zwei Stock hoch, mit sehr schmaler Front, kaum eins älter als fünfzig Jahr. Die alten Baraden polnischer Herrlichkeit sind in Kriegen, Aufständen und Feuersbrünsten untergegangen.

In der Mitte der Stadt liegt der Markt. Auf ihm steht ein ungeschlachter sechseckiger Turm, außer der, einst im 12. Jahrhundert von Zisterziensern erbauten, katholischen Kirche das letzte Überbleibsel aus alter Kampfzeit, und daneben auf verwittertem Postament ein grellfarbiges Heiligenbild, Maria mit dem Kinde. Über den Markt läuft die Hauptstraße, von der sich bald rechts, bald links dünne, schmale Gassen und Gäßchen abzweigen.

Das Leben in der Stadt bewegt sich so ruhig und gleichmäßig wie der Atem eines alten Mannes. Alles geht tagaus tagein seinen einförmigen Gang, und es weiß von den Lebenden eigentlich niemand zu sagen, wann einmal etwas Außerordentliches sich ereignet habe.

Zweimal in der Woche ist Markt, am Dienstag und Freitag. Dann gehen die Hausfrauen schon beizeiten in schlechten Kleidern aus ihren Woh-



Johann Bossard  
Mutter und Kind

LIBRARY  
OF THE  
UNIVERSITY OF ILLINOIS

nungen hervor, um das für den Haushalt Notwendige einzukaufen, dabei aber auch — und das ist allmählich der Hauptzweck geworden — diese oder jene zu begrüßen, dies oder jenes zu hören und in bezug auf die kleinen Neuigkeiten auf dem laufenden zu bleiben.

Im Winter liegt die Stadt wie tot, die Straßen sind leer; Türen und Fenster werden verschlossen gehalten, und nur hin und wieder sieht man hinter den kleinen, grünlichen Scheiben ein Gesicht.

Mit Beginn des Frühlings leben die Menschen wieder auf. Der Schmutz in den Straßen trocknet und verwandelt sich in einen Staub nichtswürdiger Art; die Fenster und Türen stehen wieder offen, die Kanarienvögel hängen draußen, und bald spielt sich fast das ganze häusliche Leben auf der Straße ab. Hier toben die Kinder, auf den Bänken vor den Türen sitzen die Mütter, mit irgendwelcher Arbeit beschäftigt, und wenn die Sonne recht hell scheint, auch die Alten und Kranken; und was drinnen gegessen wird, zu Mittag oder zu Abend, kann man draußen im Vorübergehen riechen.

Die Umgebung ist an Naturschönheiten nicht reich. Zwei Seen liegen wie zwei riesige Eierluchen in der Nähe, der eine im Norden, der andere im Süden, verbunden durch ein ziemlich ausgedehntes Moor, das die Feuerung liefert.

Die Seeufer sind am Sonntag das Ziel zahlreicher Spaziergänger. Mit Kind und Regel ziehen dann die Leute von Myslencinel aus, sitzen auf dem weißen Seesand, sehen behäbig oder träumend dem Spiel der winzigen Wellen und dem vergnügten Treiben der Fischbrut zu; die Kinder lassen Papierschiffchen in die weite Welt fahren, werfen Kieselsteine, daß sie tanzend über das Wasser fliegen, oder vergnügen sich sonst auf ihre Weise. Und wenn der Sonnenball nur noch eine Elle hoch als glühend rote Kugel über dem Horizonte schwebt, rüstet man zum Aufbruch und wandert beglückt den kleinen, schmutzig grauen Hänschen wieder zu, meist auf Nichtsteigen durch Wiesen, Kornfelder, Kartoffelland oder auch an dem Bächlein entlang, das die Stadt durchtrippelt und sein kümmerliches Wasser in den nördlichen See ergießt.

Die Ernsten, die Philosophen und melancholisch Veranlagten gehen auch wohl ins Moor, beobachten das wunderbare, bauende, schaffende Leben in dem so klaren und doch so unheimlich dunkeln Wasser und sinnieren über die Geheimnisse nach, die seit Jahrtausenden dort unten verborgen liegen, und die sie doch ebensowenig ergründen können wie das Geheimnis der Menschheit und ihres Lebens . . .

Die Verbindung mit der Außenwelt versteht eine Kleinbahn und der „Anzeiger für Myslencinel und Umgegend“. Literarische Bedürfnisse werden durch einen Journallesezirkel befriedigt, und das bißchen Geselligkeit wird in der Hauptsache durch eine Reihe von Vereinen gepflegt, unter denen ein Tennisclub, von flirtsbedürftigen jungen Herren und Damen gegründet, die erste Stelle einnimmt. Daneben helfen einige Volksunterhaltungsabende die Langeweile des Winters verkürzen.



In Bildungsstätten für die Jugend besitzt die Stadt drei Volksschulen, für jede Religion je eine, und damit auch höheren Ansprüchen genügt sei, ein Progymnasium, das zwar nur schwach besucht, aber doch immerhin der Stolz der Bürger ist.

An sonstigen „öffentlichen“ Gebäuden hat Myslencinek, abgesehen von zwei Kirchen und einer Synagoge, ein Landratsamt und ein Amtsgericht.

\* \* \*

Es hat einen eigenen Reiz, in solch einer kleinen Stadt der Ostmark zu wohnen und so das Wachsen und Werden, das Ringen und Sich-Herausarbeiten zu beobachten und mitzuerleben, zu sehen, wie der Deutsche seine mühsame Kulturarbeit vielfach ganz unbewußt tut, wie der Pole aus seiner Stumpfheit allmählich erwacht, wie der Jude von jedem Wind sein Schifflein vorwärts treiben läßt, und wie über dem allem der Sauber des aufgehenden Tages liegt, der freilich einen großen Teil der Menschen noch schlafend findet.

Die meisten der Beamten, die das Schicksal nach Myslencinek verschlagen hatte, dachten allerdings anders. Sie schimpften am Bierisch über das L—nest und verfluchten die Behörde, die sie darin als Kulturdünger verwenden zu können glaubte. Sumal die Referendare, Assessoren und Amtsrichter, die Besseres gewöhnt waren. Und wenn sie über ihren Akten brüteten und einmal über das andere gähmend über die kleinen grauen Häuser hinwegsahen, über die Felder, das Moor, den See, wünschten sie sich weit weg zu den Reizen der Hauptstadt, oder auch zurück in die Tage seliger Studentenzeit. Was half das aber? Schließlich vertrieb man sich eben die Zeit, so gut oder so schlecht es ging. —

Da schwirrte eines Tages die unglaubliche Kunde durch die Straßen und Kneipen, ein junger Philologe aus Berlin, sehr begabt und mit glänzenden Empfehlungen, wie der Bürgermeister geüffentlich verbreitete, habe sich um die fast ständig vakante Stelle des wissenschaftlichen Hilfslehrers beworben und schäme sich glücklich, die Stelle am Myslencineker Progymnasium zu erhalten, und längere Zeit, studienhalber, in der Ostmark verweilen zu dürfen.

Natürlich erhielt der „begabte junge Mann“ die Stelle; man hätte ihn auch gewählt, selbst wenn er nicht der einzige Bewerber gewesen wäre, denn den Vätern der Stadt lag daran, eine verhältnismäßig feßhafte Kraft zu gewinnen und nicht wieder so einen leichten Sommervogel, wie es der letzte gewesen war, der alle seine Vorgänger übertrumpft und schon am Tage nach seiner Ankunft wieder gekündigt hatte. Die andern Lehrer der Anstalt waren schon festgewachsen, mit einem großen Teil der Myslencineker verfreundschaflet und verschwägert und hatten alle schon eine Stelle für ihr Grab gekauft, denn sie wollten in Myslencinek sterben.

Anfang Januar, gegen den Schluß der Weihnachtsferien, kam der „Herr Doktor“, wie man den wissenschaftlichen Hilfslehrer zu nennen pflegte,

da man sich bei dem häufigen Wechsel wohl nicht mit dem Behalten von Namen plagen mochte . . .

Wenig Gutes, viel Schlechtes hatte man ihm in Berlin von dem Stieffkinde der Monarchie, der Provinz Posen, zu sagen gewußt, und ein Gefühl wehmütiger Entfagung wollte ihn beschleichen, als er, dem bunten, reichen Leben der Hauptstadt entrißen, an dem dunklen Winternachmittag nach vielstündiger Eisenbahnfahrt in das unbekannte, von feinen Schneeschauern umwogte Land hineinrollte.

Unabsehbar, wie ein Nachbild des Meeres, das hier einst sich ausbreitete, dehnte sich die schneebedeckte Landschaft, im fernen Dämmerlichte mit grau-violetten Tinten verschwimmend und seine Seele mit hineinziehend in ihren Traum. Puschkin und Tolstoi wurden seine Begleiter. Sie erzählten ihm von dem Zauber der Ebene; sie erweckten seine Teilnahme für die elenden Dörfer und armseligen Hütten, die wie Eilande aus dem Schneemeer hervortauchten und hin und wieder mit spärlichen Lichtstrahlen aus niedrigen Fenstern den einziehenden Fremdling grüßten.

So gewaltig, ja gewaltsam hatten ihn andere Striche seines Vaterlandes noch nie ergriffen, wie dies Land in seiner Stille, seiner Weite, seiner Armut. Und als es völlig dunkel wurde und an der Decke des Abteils die rübe, ruhende Öllampe aufflammte, lehnte er sich in die Ecke und hing felsamen Gedanken nach.

Mehrernals mußte er umsteigen. Die Züge fuhren immer langsamer; der Aufenthalt auf den Stationen wurde immer länger. Endlich, spät abends, stand er frierend und ermattet in der Finsternis des Bahnhofsvon Myslencinet.

Ein verschlafener Weichensteller wies ihn zurecht und brachte ihn an den Omnibus des vornehmsten und einzigen Hotels. Sonst war niemand mit dem letzten Zuge gekommen. Schwankend wie ein Schiff bei schwerer See und mit entsetzlichem Gerumpel brachte ihn der Wagen ans Ziel . . .

Er schlief unruhig. Allerhand sinnlose Bilder jagten im Traum an ihm vorüber. Am Morgen war der Spuk vorbei. Als er die Fenstervorhänge auseinanderschlug, sprang der helle Sonnenschein zu ihm ins Zimmer.

Vor ihm lag der Markt; über seine ganze Breite lief der Schatten des alten Turmes. Eine zarte Schneedecke ließ das Pflaster wie ein damastenes Tischtuch erscheinen, und die Späßen hüpfen darüber und suchten nach verlorenen Weizenkörnern. Die Maria hatte ihr grellfarbiges, zerflossenes Kleid abgelegt und war in die reinste Seide gekleidet. Die Dächer der Häuser funkelten und glänzten; Millionen von Flimmerfunken liefen an den Firsten auf und nieder und durcheinander. Aus den Schornsteinen stieg ein feiner, dünner Rauch, so dünn und zart, als wenn eine Weihnachtsterze verglimmt, und weit und breit war keine Seele zu sehen!

Da ward es ihm traulich und heimlich zumut, und er mußte lachen, wie er gestern abend nur seinen Entschluß, nach Myslencinet zu gehen, hatte bereuen können.

Als er unten im Gastzimmer Kaffee trank, erkundigte er sich, wo er wohl eine möblierte Wohnung bekommen könnte. Der Kellner geleitete ihn ans Fenster und wies ihm an der gegenüberliegenden Seite des Marktes, rechts vom „Dicken“ — das war der Turm — ein kleines, zweistödiges Haus mit drei Fenstern Front und einem Schusterschild neben der Tür. Da drüben beim Müller wäre die „zweite Etage“ zu vermieten. Da hätten die „Herren Dokters vom Gymnasium“ immer gewohnt, und es wären saubere Leute.

\* \* \*

Meister Müller saß schon längst bei der Arbeit. Auch im Winter fing sein Arbeitstag schon um fünf Uhr morgens an, obwohl er an die sechzig Jahr alt war, ein Häuschen schuldenfrei und keine Kinder und Entel hatte und sich schon ein bißchen Ruhe hätte gönnen können. Einen Gefellen hielt er sich auch nicht. Mit ihren neumodischen Ansichten wurde er nicht fertig.

Während er an dem einen Fenster an seinem Schustertisch auf einer Art Podium hockte und die Stiefeletten der Frau Bürgermeisterin, bei der es wieder einmal pressierte, in Schick und Ordnung brachte, saß vor dem andern in einem geblühten Großvaterstuhl die Frau Meisterin, auf dem Kopf die gestärkte Tüllhaube mit den furchtbar breiten Bändern, wie sie in der guten alten Zeit Sitte waren, eine Hornbrille mit kreierunden Gläsern auf der Nase, und strickte. Auf dem Schoß, halb zugedeckt von der blauen Messelschürze, schummerte ein schwarz und weißes Käschchen und ließ sich auch nicht im geringsten durch die klappernden Nadeln, die kreuz und quer an dem feinen Käschchen vorbeifuhren, in seinen Träumen stören.

Auf dem Fensterbrett stand ein blühender Nelkentopf; seine verwachsenen holzigen Zweige mit dunkelroten Blüten und zahlreichen Knospen waren mit großer Sorgfalt an ein kleines, grüngestrichenes Spalier gebunden. Zwischen den Fenstern hing ein Spiegel, oval, mit einem etwas mattgewordenen Goldrahmen im Rokokostil; ihm gegenüber stand ein roibraunes Rippssofa, und davor, mit einer Decke aus weißen gebähten Sternen bekleidet, ein länglicher Tisch aus Mahagoni; einige birtene Stühle, ein paar Bilder, eine alte Kommode und eine riesige alte Wanduhr, deren Aufsatz man wegen der Niedrigkeit des Zimmers entfernt hatte, vervollständigten die Einrichtung. Über dem allem schwebte ein Duft von Schusterpech, Leder, blühenden Nelken, Kaffee und gebratenen Äpfeln. Ein breiter Streif Sonne traf auf die glänzende Schustertugel und warf zitternde, schillernde Reflexe durch das ganze Zimmer, ein paar auch auf die Alte mit dem Käschchen.

So erwarteten sie den Herrn Doktor. Sie hatten von seiner Ankunft erfahren, und es war undenkbar, daß er irgendwo anders hätte mieten können als bei ihnen. Als er kam, nötigten ihn die beiden Alten auf das roibraune Sofa. Sie freuten sich wie zwei Kinder, daß sie nun nicht mehr so mutterseelenallein in ihrem Häuschen wohnen würden, und daß sie nun wieder ihren Doktor haben sollten.

Da stand der Alte auf und geleitete ihn über die frisch geschweuerte, knarrende Treppe mit einem schon recht wackligen Geländer, das einer der Herren Doktoren, als er etwas spät nach Hause kam, schon einmal abgebrochen hatte, in das obere Stockwerk, das ein Wohn- und Schlafzimmer enthielt; das erstere zwei-, das letztere einfenstrig.

Die Einrichtung der Zimmer war bei weitem besser als unten, nicht ohne einen gewissen Stil. Im Schlafzimmer stand ein Himmelbett; die Vorhänge waren mit tausend Rosen und Vergißmeinnicht überstreut, und dahinter schimmerte das schönste Linnen, das man sich denken kann.

Der Herr Doktor war erfreut. Der Preis von fünf Talern monatlich mit Morgenkaffee war lächerlich. Er ging, um sich die Stadt ein wenig anzusehen und den Prorektor aufzusuchen. Am Nachmittage zog er ein. Die drei stämmigen, jungen Polen hatten schwer an den großen Bücherkisten zu schleppen, und die alte Treppe ächzte einmal über das andere, und als der große Schreibtisch kam, meinte sie, ihr letztes Stündlein wäre da. Aber sie war noch aus der Zeit reeller Arbeit und hielt es aus. Endlich war alles oben. Die Männer öffneten noch die Kisten und gingen. Draußen vor der Tür teilten sie den „Dobatel“, spuckten aus und gingen in eine Spelunte. — —

Oben im Zimmer hatten sie einen widerlichen Geruch von Tran und Zwiebeln zurückgelassen. Der „Herr Doktor“ öffnete ein paar Minuten das Fenster, dann holte er aus der Kleiderkiste einen graugrünen Lodenrock, den zog er an und machte sich ans Auspacken.

Der Schreibtisch stand zwischen Fenster und Tür, so daß man das Licht zum Schreiben von links hatte. An der andern Seite der Tür war ein freier Raum. Dort stellte er das Bücherregal auf; es bestand aus lauter einzelnen Kästen, die man nach Belieben aufeinandersetzen und gruppieren konnte.

Als die stattlichen Werke, darunter sehr viele alte, in Schweinsleder gebundene, in Reih und Glied standen, trat er zurück und ließ den Blick wie lieblosend darüber schweifen, und dazu warf das flackernde Feuer im Ofen seinen Schein bald auf die untere, bald auf die obere Reihe.

Es war dunkel geworden und er machte Licht. Die Lampe war eine frühere für Petroleum umgeänderte Öllampe und hoch und niedrig zu stellen. Die Glocke umhüllte ein grüner vierteiliger Kartonschirm. Darenin war ein Vers gestochen. Er las, während er den Schirm drehte: Wer einsam steht im bunten Lebensstreife . . . Und was das Leben teuer macht, verlor . . . Wie bebt sein Herz, trifft eine liebe Weise . . . Aus ferner Jugendzeit sein lauschent Ohr . . .

Eine Weile sah er sinnend darauf hin. Dann fuhr er in seiner Arbeit fort. Die leeren Kisten stellte er auf den Flur. Endlich kam die letzte, sie war lang und schmal. Die Dinge darin waren sorgsam verpackt. Dieser Kiste entnahm er zunächst ein paar Studentenmützen, einige Verbindungshänder und Wappentügel, ferner einen „Bizspieß“ und zwei Achsellappen

des Kaiser-Alexander-Regiments, ein Paar Schläger, die er pfeifend durch die Luft sausen ließ — er hatte die Durchzieher noch raus, — ein Bildnis Bismarcks, ein Relief aus getriebenem Silber, den Gewinn aus einer Ostmarkenlotterie, einen zierlich gearbeiteten Totenkopf aus Elfenbein, der aufzuklappen war und ein Zintensaß darstellte, ein Geschenk seines besten Freundes, der augenblicklich in Afrika die Malaria studierte, zwei kleine Stbilder seiner verstorbenen Eltern, und zuletzt die Photographie seines einzigen Bruders, in schwarzem Onygrahmen, in dessen oberer linker Ecke in einer Glaskapsel ein Edelweiß eingelassen war; das hatte der junge Student in der krampfhaft zusammengeballten Hand gehalten, da man ihn mit zerschmetterten Gliedern im Gebiet der Croda Rossa auffand. Andere Geschwister hatte er nicht gehabt.

Als er diese Gegenstände an den Wänden, über dem Sofa und dem Schreibtisch aufgehängt, einige davon aufgestellt hatte, holte er aus dem Regal eine kleine, abgegriffene Taschenbibel. Sie stammte von seinem Vater, einem Professor der Medizin. Der hatte darin am Rande die guten und bösen Tage seines Lebens angemerkt, die einen in roter, die andern in schwarzer Schrift. Der Sohn blätterte ein wenig darin, strich, als ob er etwas wegwischen wolle, ein paarmal über den Deckel hin, und trug sie dann auf den kleinen Nachttisch neben dem Himmelbette . . .

Er zog den bunten, perlengestickten Klingelzug. Die Glocke erhob einen greulichen Lärm; er nahm sich vor, langsamer zu läuten, er möchte sonst die beiden Alten erschrecken. Frau Müller kam. Er bat um etwas Abendbrot, da er nicht mehr ins Hotel gehen möge. Sie hatte sich schon darauf eingerichtet. Ehe sie aber ging, schloß sie noch erst den Ofen.

Bald war sie wieder da und deckte ihrem „Herrn Doktor“ die Tafel. Sie tat es mit Stolz und einer Art mütterlicher Särlichkeit. Als sie abdeckte, und er ihr sagte, wie gut es ihm geschmeckt habe, und wie appetitlich alles gewesen sei, schmunzelte sie. Dann fragte sie, ob er noch irgend etwas bedürfe, und wünschte ihm angenehme Ruh'.

Aber er ging noch lange nicht zu Bett. Er setzte sich mit einer langen Pfeife in die Sofaecke. Und wie der Rauch in mannigfaltigsten Windungen durchs Zimmer flog, an den Wänden und den Gardinen hochkletterte, bald hier, bald da haften blieb und endlich zerfloß, so ging es auch mit seinen Gedanken. Der letzte war schließlich, daß er in Myslencinet viele beglückte Stunden der Arbeit, des Forschens und des Entdeckens erleben werde, und damit legte er sich dann voller Behagen in sein Himmelbett.

Mehrere Wochen waren seit der Ankunft des „Herrn Doktors“ vergangen, aber die Hoffnungen, die die Myslencineter Gesellschaft auf ihn gesetzt hatte, erfüllten sich nicht. Er lebte sehr für sich.

Anfangs war er hin und wieder ins Hotel zum Dämmerstopp gegangen, an dem sich der Prorektor, seine Kollegen, die Juristen, der Bürgermeister und die wenigen Honoratioren beteiligten; seltener der Herr

Landrat, denn er war ein älterer, vielfach leidender Mann. — Aber die flachen Gespräche und das fürchterliche Rannegießern hatte er von jeher nicht vertragen können. So blieb er fort.

Auch die Bemühungen der Vereine waren fruchtlos. Den Glanzpunkt der Saison bildete der Fastnachtsball des Tennisklubs, „verbunden mit Theateraufführungen und musikalischen Darbietungen“. Man wollte den „Herrn Doktor“ für eine Liebhaberrolle einfangen. Er entschuldigte sich bescheiden und freundlich mit seiner Arbeit. Besuche bei den Damen hatte er aus diesem Grunde auch nicht gemacht.

Er saß meist bis spät in die Nacht. Er studierte die Quellen, um eine umfassende Kulturgeschichte der Ostmark zu schreiben. Durch einige zwar nicht umfangreiche, aber ziemlich bedeutende Arbeiten auf kulturhistorischem Gebiet hatte er in Fachkreisen bereits einen gewissen Ruf.

Von der Posener Akademie kamen fast wöchentlich große Bücherpakete. Und Frau Müller sorgte dafür, daß der Fleiß und die Gelehrsamkeit ihres Doktors genügend bekannt wurden.

Man versuchte den „Streber“ lächerlich zu machen. Man verschrte ihn als menschenfeuen, verschrobenen Sonderling. Ohne Glück. Denn die Jungen, die er unterrichtete, gingen für ihn durchs Feuer. Es war jetzt ein ganz anderer Zug in der kleinen Bande als früher. Selbst die Faulsten sungen an, mit Eifer zu lernen. Die Eltern waren dankbar und ließen nichts auf den „Herrn Doktor“ kommen. Einmal fand er einen Korb Gravensteiner auf seinem Zimmer, ein andermal eine Sardinierre mit Hyacinthen. Es wäre gebracht worden, sagte Frau Müller; von wem, das wüßte sie nicht zu sagen, und dabei lachte sie.

Auch das Oberhaupt der Stadt trat stets für ihn ein. Der Bürgermeister sah schon im Geist den „Herrn Doktor“ als berühmten Mann und an Schuster Müllers Hause die bekannte Marmortafel, so gerade über dem Schusterschild: Hier wohnte in den Jahren usw. Denn bis jetzt war in Myslencinet noch kein Drophet aufgestanden.

In den Schummerstunden pflegte er spazieren zu gehen. Dann machte er auch seine Besorgungen. Dabei kam er mit den Menschen zusammen, an denen ihm für seine Studien am meisten lag, mit den Kaufleuten und kleinen Handwerkern, die den Stamm in den Landstädten ausmachten. Es wurde ihm nicht schwer, sie zum Reden zu bringen. Sie fühlten sich von seiner schlichten, freundlichen Art angezogen und verstanden.

\* \* \*

Sehr oft kam er in das Papiergeschäft. Es gab in Myslencinet nur eins. Der Inhaber war auch der Herausgeber des Anzeigers; ein vergrämter Mann, der viel älter aussah, als er war. Mit dem sprach er am liebsten. Immer hatte er das Bedürfnis, ihm ein paar freundliche Worte zu sagen. Anfangs war der Mann zurückhaltend und sehr einsilbig. Allmählich wurde das anders. Und als der „Herr Doktor“ eines Tages fragte, ob er einen

Kummer auf seinem Herzen habe, sah er ihn lange an. Dann sprach er: „Ja, Herr Doktor . . ., ja; Ihnen kann ich's wohl sagen. Aber nicht hier.“

Er ging mit ihm in ein kleines Zimmer hinter dem Laden. Es war fast schon dunkel. Der Buchdrucker schob ihm einen Stuhl hin und fing an:

„In meinen jungen Jahren war ich ein sehr unruhiger Mensch. Ich wollte es in der Welt zu etwas bringen. Kopfgenie und Ellenbogen hatte ich. Im Süden und im Westen von Deutschland kannte ich wohl jeden Ort. Da kam ich auch in den Osten, der Wissenschaft wegen. Ich wollte doch auch die Polackei mal kennen lernen. Zuerst war ich in Posen, dann in Bromberg. Schließlich nahm ich Stellung in Myslencinek. Der Meister war schon ein alter Mann, grau und müde. Er brauchte eine tüchtige Kraft, und ich kam ihm gerade recht. Aber es gefiel mir nicht. Ich wollte bald wieder fort. Da war in der Stadt ein Mädchen, schön wie die Sünde, eines polnischen Tischlers Tochter. Um daretwillen bin ich geblieben. Länger als ein Jahr habe ich mich um sie bemüht, denn sie war stolz und wollte einen evangelischen Deutschen nicht nehmen. Aber schließlich willigte sie im Einverständnis mit den Eltern ein. Später wurde mir klar weshalb. Ich kaufte die kleine Druckerei und Buchbinderei, wie wohl mein väterliches Erbeil und meine Ersparnisse ausgereicht hätten, ein anständiges Geschäft in einer größeren Stadt zu gründen. Aber sie wollte nicht. So blieb ich hier hängen.“

Er machte eine Pause. Dann fuhr er fort:

„Wir bekamen ein Mädchen. Das wurde, wie verabredet, in der katholischen Kirche getauft. Wir lebten wie im Himmel. Aber das hielt nicht lange an. Eines Tages — das Kind mochte wohl drei Jahre alt sein — kam der Propst. Er sprach mit meiner Frau lange und allein. Sie war danach eine Zeitlang sehr traurig und in sich gekehrt, was sonst gar nicht ihre Art war. Dann fing sie an, erst ganz leise, dann immer dringender, ich solle katholisch werden. Ich hab's ihr nicht verdacht. Sie mochte ja von ihrem Standpunkt aus recht haben und das Heil meiner Seele ihr am Herzen liegen. Als ich standhaft blieb und einst sehr heftig wurde, hatte unser häusliches Glück einen Sprung weg. Sehen Sie, Herr Doktor, es gibt in der Ehe ein Etwas, wenn das fort ist, dann gehen zwei Menschen nur noch so nebeneinander her — wie zwei Lasttiere. Und so war es fortan bei uns. Eines Tages legte sich meine Frau und wurde schwer krank. Sie bekam den Typhus, der damals gerade in der Stadt herrschte. Einen Tag vor ihrem Tode ließ ich den Propst holen. Als er gegangen war und ich an ihr Bett trat, stieß sie mich weg. Das Kind, die Salomea, ließ sie nicht von sich. So ist sie gestorben . . .

„Nun war das Kind mein ganzer Trost. Bis eines Tages wieder der Propst erschien und mir vorstellte, das Mädchen sei nun schon elf Jahr, es müsse ordentlich erzogen werden. Ein Mann könne das nicht und die Großeltern wären tot; ich sollte sie nur in ein Kloster bringen. Der Mann wußte ja nicht, was er verlangte, und ich wollte nicht. Endlich gab ich

nach. Zweimal in fünf Jahren habe ich meine Salomea nur gesehen, und jedesmal schnitt es mir das Herz entzwei, wie sie sich verändert hatte, und wie sie manchmal einen so bösen Blick hatte, ganz wie zuzeiten ihre Mutter. Als sie zurückkam, hatte ich kein Kind mehr . . .“

Dann nach einer Weile:

„Jetzt ist sie bei Verwandten — ich weiß nicht, ich fürchte mich vor ihrer Rückkehr . . . und es ist doch mein eigen Fleisch und Blut . . .“

Er schwieg. Hart erklang in dem dunkeln Zimmer das Ticken der Wanduhr.

Da sagte der „Herr Doktor“:

„Was wir sehen, ist doch nur das Äußere der Dinge, und das ist wohl wirr und kraus. Das Muster sehen wir erst, wenn wir auf der andern Seite stehen werden.“

Darauf der andere:

„Ja . . . das muß wohl so sein . . . und es ist wohl auch gut so . . . und ich will mich damit trösten.“

Seitdem trug er sein Leid nicht mehr allein. Ein Schimmer von Freude und Hoffnung lag auf seinem Gesicht, und der „Herr Doktor“ war öfter mit ihm in dem kleinen Zimmer hinter dem Laden.

Der Frühling kam: erst langsam, vorsichtig; dann mit einmal über Nacht war er da. So schnell, meinten die Leute in Myslencinek, wäre er seit Jahren nicht gekommen. Ende April, zu Ostern, war schon alles grün, wie sonst im Mai. —

Der „Herr Doktor“ hatte schon seit Beginn der wärmeren Tage ziemlich ausgedehnte Spaziergänge in die Umgegend gemacht, um etwaige geschichtliche Denkmäler zu entdecken oder zu untersuchen.

Er hatte die alten Dorfkirchen durchforscht, er war hinuntergestiegen in die dumpfigen Gewölbe und hinauf in die Gestühle der Glocken. Prüfend war er an den Rainen der Felber entlang gegangen, ob irgendwo der Rest eines Schanzenzuges oder Ringwalles sich fände, die Ruine einer ehemaligen Starostenburg oder ein prähistorischer Begräbnisplatz.

Manche Entdeckung hatte er schon gemacht, die für sich und dem Unkundigen wertlos erschien, dem Gelehrten aber, der sie im Zusammenhange und im Lichte der Geschichte betrachtete, unschätzbare Ergänzungen oder Aufschlüsse gab.

Immer lauter hörte er die Vergangenheit reden. Und wenn er von einer Anhöhe über das weite Land blickte, sah er, wie aus einem Nebel, eine ferne, fremde Zeit und fremde Menschen hervortauschen. Reiterheere sah er über die Ebene jagen, und in der Luft war das Klingen der Schwerter, das Splintern der Lanzen und das Wiehern der Kofse. — Das waren für ihn glückliche Stunden . . .

In den Osterferien nun wollte er zum erstenmal versuchen, einige Ausgrabungen zu machen. Mehrere langgestreckte Beete in einer nicht fernen Feldmark schienen ihm verheißungsvoll.



Er brauchte dazu einen verständigen und behutsamen Mann. Der Schuster empfahl ihm den früheren langjährigen Kutscher des Landrats, einen gewissen Kateiczak. Er war wegen Schwerhörigkeit entlassen worden; jetzt bezog er eine kleine Rente und verdiente sich durch allerhand Gelegenheitsarbeiten eine Kleinigkeit dazu . . .

Fast jeden Ferientag zog der Herr Doktor mit ihm aus. Er hatte Glück, und Kateiczak machte seine Sache gut. Mehrere recht wertvolle Funde konnte er dem Provinzialmuseum übersenden. Das übrige stellte er in Myslencinet aus.

Die Myslencineler verstanden zwar nichts davon, aber sie taten so.

Für die großen Ferien nahm er sich vor, weitere Kreise der Provinz zu bereisen.

In dieser Zeit auch, an einem Nachmittag, kam er zum erstenmal ins Moor. Bisher hatte er sich vor den grundlosen Wegen gefürchtet. Jetzt aber hatte die Sonne sie getrocknet. Am Rande hüteten ein paar Knaben ihre Ziegen. Weiterhin, in dem Teil des Moors, das in dem Jahre abgebaut werden sollte, sah er eine Maschine aufragen und mehrere Arbeiter darum. Sonst war niemand weit und breit.

Zuerst schritt er einen Fahrweg entlang. Der wurde immer schmaler und schließlich zu einem Fußpfade, der sich durch Röhricht und Weidengebüsch hindurchschlängelte. Der Boden unter seinen Füßen war weich und elastisch geworden. Es war beinahe, als ginge er auf einem straffgespannten Leinentuch.

Nun kam er zu den Gruben, gerade zu den Arbeitern an der Maschine. Sie stießen das blanke, rechtwinklig gebogene breite Messer, indem sie den Zahntrieb der Maschine durch eine Kurbel in Bewegung setzten, einige Meter lang in die Tiefe. Dann verschlossen sie von oben her vermittelst einer Kette die Öffnung unten mit einem Schieber und wanden einen dünnen Streifen der schwarzen, porösen Masse in die Höhe. Würfel um Würfel stachen sie ab, legten sie auf Bretter, beförderten sie auf einer Feldbahn ein Stück rückwärts und breiteten sie dort zum Trocknen aus.

Sie sprachen bei der Arbeit kaum ein Wort, denn es sollte nicht taugen, im Moor zu reden, und man wußte nicht, was man in dem düstern Wasser weckte. Seltsame Dinge hatte die Maschine öfter schon nach oben gebracht. Sie bekreuzten sich jedesmal, wenn sie ihr Tagewerk begannen.

Er fragte, wie lange es wohl dauere, bis so ein Loch wieder zugewachsen sei. Sie meinten, wohl an die 400 Jahre, weil es hier tief wäre.

Und wie er so darüber nachsann, daß in einem Lebensalter nur um wenige Fuß Torf wachse, und wenn er reif sei, von denen gestochen und verbrannt würde, die nicht mehr dächten an das Werk der längstvergangenen Generation, wollte es ihn bedünken, als ob alle Arbeit der Menschen auch so eine Art Torfstecherarbeit sei . . .

Er schritt weiter zwischen den Gruben durch, oft auf sadendünnen Bändern, die stehen geblieben waren, zur Rechten und zur Linken das

schwarze Wasser, das so tief schien wie der klare Himmel, der sich auf der unbegreiflich stillen Oberfläche spiegelte. Allmählich kam er zu andern Gruben, die schon älter waren, und in denen der Kampf des Landes mit dem Wasser schon begonnen hatte. Von den Ecken, aufstrebend aus einem Teppich von Entengröße, schob sich Halm um Halm das Rohr nach der Mitte zu, von Schilf und Kalmus begleitet, und wuchernd kroch die Wasserpest ihm voraus. Aus der Tiefe griffen allerhand langverästelte, gefiederte Pflanzen wie mit Polyphenarmen nach oben, und dazwischen drängten die unförmigen Wurzelstrünke des Wasserschieferlings hervor.

Zuletzt kam er in den ältesten Teil des Moores. Da war schon alles zugewachsen; eine weiche, grüne Decke von Moos und verschiedenen sauren Gräsern hatte sich über die Tiefe gebreitet. Aber das war trügerischer Boden. Darüber konnte nur der Kiebitz laufen und der Storch schreiten; und als er genauer hinsah, bemerkte er auch, daß die grüne Decke wogte, als ob darunter etwas hin und her kröche . . .

Die Dämmerung kam, und Nebel stiegen auf. Das Moor lag nun da wie das Gespenst eines Meeres. Darum schritt er über das Brackland am Rande dem festen Weg am See zu. Da war es, als würde hinter ihm ein gewaltiges Wesen laut. Dunkel, klagend und immer stärker anschwellend drang ein fürchterlicher Ton ihm nach. Er kannte den Schrei der Rohrdommel, aber es wurde ihm doch unheimlich zumut, und er ging schneller . . .

\* \* \*

Seit längerer Zeit war er nicht mehr bei dem Buchdrucker gewesen. Über den Ausflügen war er nicht dazu gekommen. Als die Ferien vorüber waren, suchte er ihn auf. Er trat in den Laden. Hinter dem Tisch sah er ein junges Mädchen.

Er war von ihrer Schönheit betroffen. Das lose, schwarze Haar, die schwarzen Augen, schwer und leidenschaftlich, und dazu die großen goldenen Ohrringe in Halbmondform gaben ihr etwas Italienisches, Zigeunerhaftes. Sie trug eine rotseidene, mit dunklen Schnüren verfestete Bluse und einen schwarzen Rock.

„Guten Tag, Fräulein Salomea“, sagte er.

Sie sah ihn erstaunt an:

„Sie kennen mich?“

„Ihr Vater hat mir von Ihnen erzählt; ich wußte, daß Sie kommen sollten“, sagte er.

Darauf sie:

„Dann sind Sie wohl der Herr Doktor?“

So wurden sie bekannt . . .

Er war jetzt mit seiner Arbeit zu einem gewissen Ruhepunkt gekommen. Der Stoff mußte sich ordnen und die Masse sich setzen. Er mußte alles innerlich verarbeiten. Darum suchte er häufiger das Moor auf; da war es still, da konnte er ungestört nachdenken.

Zugleich wollte er sich erholen und saß auch weniger zu Hause. Er ging sogar ein paarmal zum Dämmerstopp. Er ging auch wieder häufiger in den Buchladen. Der Alte war wenig da; er wurde meist von Salomea bedient.

Sie machte entschieden Eindruck auf ihn. Ihr schwermütiges Wesen mochte dem seinen etwas verwandt sein. Ihr Blick hatte neben einer heißen Glut so etwas Wartendes, Suchendes, in die Ferne und nach innen Gewandtes, wie bei allen Menschen, die in ihrem Leben wenig Liebe erfahren haben. Das stimmte ihn mitleidig. Sein Interesse an ihr war zunächst wohl mehr das des Psychologen, für den der komplizierte Charakter den größten Reiz hat.

Einmal sah er ein schmales blauseidenes Bändchen aus ihrem Halstragen hervorstehen. Da kamen ihm auch andere Gedanken, aber nur auf einen Augenblick. Er schämte sich. Er merkte, wie das Blut ihm allmählich in die Wangen trat. Da wandte er sich schnell und ging. Sie dachte, sie hätte ihn irgendwie gekränkt. Als sie ihm das später sagte, mußte er lächeln.

Seidem war er sich klar. Er liebte sie wie die Rose in einem fremden Garten, an deren Duft und Schönheit der Vorbeigehende über den Saunweg sich freut, bis ein anderer sie bricht, oder bis sie verblüht. Das ist ihm dann ein Schmerz, aber ihr Wesen ist doch nicht aus seiner Seele dahin. Es lebt schöner und reiner in der Erinnerung.

Der andere kam bald. Es war da in Myslencinet ein Kreissekretär, ein gewandter, junger Mann. Ein Wiener würde ihn fesch genannt haben. Der Landrat hielt auf den tüchtigen Arbeiter große Stücke und schenkte ihm großes Vertrauen. Obwohl er ihn noch nicht lange hatte, zog er ihn seinen alten Beamten vor. Daß er ein bißchen flott in dem kleinen Städtchen lebte, hielt er seiner Jugend zugute. Der hatte bald ein Auge auf Salomea geworfen und machte sich viel in dem Buchladen zu schaffen. Bald wußte es die ganze Stadt, daß die beiden sich einig seien; nur der Vater nicht. Als Frau Müller es dem „Herrn Doktor“ erzählte, erschrak er; er fürchtete für das mutterlose Mädchen.

Jetzt mied er den Buchladen absichtlich. Dafür ging er häufiger ins Moor.

Eines Nachmittags, Mitte Juni, lag er am Rande eines der schwarzen Wasserlöcher. Ein Weidenbusch neigte seine Zweige auf den Spiegel hin. Die Schwärben hatten ihre Jungen ausgeführt. Sie waren noch schwach; sie flogen kleine Strecken hin und wieder, setzten sich auf den Weidenbusch und ließen sich von den Alten füttern. Da klammerte sich eine an einen der untersten Zweige; der bog sich hinunter zum Wasser, soweit, daß es ausah, als sähe sie auf einem blanken Teller. Plötzlich wallte unter dem Tierchen das Wasser, als bräche da eine Quelle auf, etwas Grünliches, Gräßliches . . . der Kopf eines Hechtes fuhr heraus und riß die Schwalbe in die Tiefe: ein Gurgeln, ein Schnalzen, dann war das Wasser wieder still . . . Das verdarb ihm für diesen Tag die Stimmung.

Nun er wußte, daß Fische in den Gruben waren, kam er auf den Gedanken zu angeln. Er hatte das schon immer gern getan. Dabei waren ihm immer die besten Gedanken eingefallen. Der Spazierstock, der eine Angelrute in sich barg, mußte unter seinen Sachen sein. Was er sonst brauchte, bekam er wohl in einem Laden.

Er fragte die Arbeiter im Moor, wo es die besten Sechte gäbe.

„Im Lechloch“, sagten sie ihm. Dort wäre es sehr tief, und sie schmeckten nicht so nach Schlamm; auch Aale könne er da fangen.

Das Lechloch aber war eine Grube, die das Volk in Verbindung brachte mit einem sagenhaften Polenberzog, dem „Lech Bialy“. Der sollte da herum auf der Flucht vor den Pommern mit Mann und Maus versunken sein. Kein Roßschweif sei davon gekommen.

Er fing nun mitunter schöne Fische und schenkte sie seinen Wirtsleuten. Den besten bekam er auf seinen Tisch.

Er dachte viel an Salomea. Es war, als ob er Sehnsucht nach ihr habe. Sie und ihr Vater waren das Band zwischen ihm und Myslencinet. Böse Andeutungen durchflogen die Stadt. Er schwankte, ob er ihr etwas sagen sollte. Endlich entschloß er sich; und das kam so.

Er war wieder im Moor, zwei Tage vor Fronleichnam. Im dichten Abbruch stand er und angelte. Da stieg in der großen Stille ein Lied auf, erst leise, dann lauter, eine Melodie so schwermütig, so schmerzdurchbebt, so hoffnungslos traurig, wie er sie noch nie vernommen. Die Tränen kamen ihm in die Augen. Worte konnte er nicht verstehen. Es schien polnisch zu sein. Dann schwieg es. Ein leichter Schritt ging über den nahen Fußsteig; ein Kleid stieß an die Gräser und Halme. Er stand regungslos. Als das alles eine Weile vorüber war, teilte er vorsichtig das Rohr. Die Gestalt war ein paar hundert Meter weit fort; es war Salomea.

Morgen wollte er gehen und ihr sagen, was man in der Stadt redete.

Die Schule war kaum aus, als er schon in dem Laden stand. Sie war allein und empfing ihn mit scherzhaften Vorwürfen, daß er sich so lange nicht habe sehen lassen. Sie habe ihn jeden Tag erwartet, um ihm etwas Hübsches zu zeigen, das ihr jemand geschenkt hätte. Damit lief sie fort und brachte in ein Moufflintuch geschlagen etwas Leichtes, Rundes. Mit fliegenden Händen schlug sie die Hülle zurück: da lag ein Kranz dunkelster künstlicher Rosen. Sie sahen aus, als wären sie natürlich und eben geschnitten worden. Wie Tau lag es auf ihnen. Der sei morgen für die Prozession, denn sie solle in dem Zuge der Jungfrauen sein, die die Maria trügen. Lachend drückte sie ihn in ihr schwarzes Haar, drehte sich ein paar mal um sich selbst und fragte, wie er ihr stehe.

Das ganze Mädchen schien ihm verwandelt. So froh hatte er sie noch nie gesehen. Alle die Redereien mußten erlogen sein. Es wäre auch unrecht, ihre Freude zu stören. Darum führte er seinen Vorsatz nicht aus. Als er nach Hause ging, war sein Herz sehr viel leichter . . .

\*

\*

Schon seit einigen Tagen war der Weibbischof, der Pfarrherr des Ortes war und die Stelle durch einen Vitarius besetzt hielt, mit einer großen Schar fremder Geistlicher angekommen. Drinnen in der Kirche und draußen auf dem großen, freien Kirchplatz unter den breitästigen, alien Bäumen wurde vom Morgen bis zum Abend Beichte gehört, gebetet und gesungen; die Gläubigen kamen und gingen; es war ein fortwährendes Auf- und Niederfluten. Außerhalb des Platzes an der kaum meterhohen Einfriedigung entlang standen in ihren Buden die Händler, die Kreuzfige, Rosenkränze, heilige Bilder, Back- und Eßwaren feilhielten.

So rüstete man sich auf den Fronleichnametag.

— Hell und warm stand am 22. Juni die Sonne am Himmel. Wolken von Weihrauch strömten aus der offenen Kirchthür über die draußen harrende Menge, die drinnen keinen Platz mehr fand. Über die weißen Bänderhauben der Polinnen, die entblößten Häupter der Männer in Nationaltracht schwebte er dahin und stieg dann zu dem gewölbten Laubdach empor durch die regungslosen Blätter, hinauf in das Blau des Himmels.

Bewegungelos, starr wie die Blätter über ihm, stand das Volk, des heiligen Leichnams harrend. Da zuckt ein Schlag durch die Menge . . . die Prozession erscheint in der Kirchentür . . . — ein verzückter, tiefer Glanz bricht aus den Augen der Gläubigen; Hoch und Nieder, Böß und Gut stürzt in die Knie . . . alle Häupter beugen sich in den Staub; Himmel und Erde beten an vor der unfassbaren, übergewaltigen Gegenwart des Göttlichen . . .

Aus der Kirche schritt der Bischof mit dem goldnen Hirtenstab und der Mitra; ihm voran ein Chorknabe mit dem Bildnis des Gekreuzigten auf hoher Stange. Dann der Klerus; in seiner Mitte unter einem Baldachin von Purpursamt mit langen goldenen Fransen ein Priester mit dem Allerheiligsten, dahinter zu zweien Männer und Jünglinge mit geweihten Kerzen, Chorknaben im weißen Messgewand, Jungfrauen, die Rosenkränze auf den braunen Locken, das Bild der Maria tragend, viele Fahnen und Paniere . . . Ein Sprühregen geweihten Wassers zittert durch die Luft . . .

Langsam und immer stärker anschwellend bewegt sich der Zug um die Kirche, und als er dann bald andrängend, bald wieder zurückwogend zu dem eisernen Tore auf die mit Maien bepflanzte Straße hinausquoll und sich dem Markte zuwendete, erhob sich die kniende Menge, und ein gewaltiges und doch inniges Jauchzen flog ihm voran. Aller Blicke waren begeistert auf den Baldachin gerichtet, unter dem die Nonstranz thronte.

Der „Herr Doktor“ stand am offenen Fenster. Der Bürgersteig rings um den Markt war in einen Laubengang verwandelt. Ihm taten die jungen Bäumchen leid, die nun in der Sonne verdorren mußten. Zwischendurch ragten hohe, mit Girlanden umwundene und mit bunten Fähnchen besteckte Stangen . . . Und die Maria stand in Rosenglut.

Vor einzelnen Häusern waren Altäre errichtet worden. Über ihnen hing ein Himmel von Blumengirlanden; auf den Stufen, die hinauf-

führten, lagen die besten Teppiche der Stadt. Vor dem Gasthof stand auch ein Altar; der war ihm am nächsten.

Er wartete. Schon hörte er das Singen. Da wurde die Spitze des Zuges hinten an der Ecke sichtbar. Langsam, feierlich schob sich die Menge über den Markt hin und sammelte sich um den nächsten Altar. Der Bischof bestieg ihn. Der Gesang verstummte. Einzelne Worte, verweht, monoton, schallten herüber. Ein Glockenzeichen! — das Volk kniet; ein neues Zeichen — es erhebt sich, und von erneutem Jubel erzittert die Luft.

So ging es von einem Altar zum andern.

Der „Herr Doktor“ freute sich wie ein Maler an dem bunten, wechselvollen Bild. Es war die erste Prozession, die er sah . . .

Als die Prozession bis zu dem Altar vor dem Gasthof gekommen war, nahm er das Opernglas und suchte Salomea unter den Jungfrauen, die die Maria trugen. Er wollte sie mit dem Rosenkranz sehen, den der andere ihr geschenkt hatte. Aber er fand sie nicht. Er dachte, er hätte sich geirrt. Da ging es unter seinem Fenster vorbei. Er trat etwas zurück und suchte noch einmal mit dem Glas. Auch diesmal sah er Salomea nicht. Sie mußte krank sein. Er wurde unruhig und hatte keine rechte Freude mehr an dem bunten Bild da unten.

Als die Prozession vorüber und der Markt endlich leer war, nahm er seinen Hut und ging unter den welken Maien hin in den Buchladen, um nach Salomea zu fragen.

Salomeas Vater stand hinter dem Ladentisch. Er sah wirt und verstimmt aus. Schweigend zog er den „Herrn Doktor“ in das kleine Zimmer. Sie waren noch in der Tür, als er ihm ins Ohr raunte:

„Sie ist fort . . . Salomea ist fort. Gestern bei Nacht und Nebel mit dem Herrn Liebsten durchgegangen.“

Und dann erzählte er die ganze Geschichte.

Salomea habe gestern nachmittag einen Brief bekommen. Danach sei sie sehr verstimmt und aufgereggt gewesen. Er habe sie um den Brief gebeten, aber sie habe ihn erst am andern Morgen geben wollen. Schon zeitig sei sie zu Bette gegangen, weil sie Kopfschmerzen hätte. Der Prozession wegen habe er sie früher wecken wollen als sonst. Ihr Zimmer oben sei aber schon leer gewesen. An der Erde habe ein Brief des Kreissekretärs gelegen, darin er schrieb: Er müsse fort. Er habe leider große Unterschlagungen begangen; aber wenn sie ihn liebe und mit ihm flüchten wolle, möge sie abends 11 Uhr bei der Bojeminte an der Bromberger Chaussee sein. Dort werde er sie erwarten . . . „Ja . . . und nun ist sie fort . . . das war das Schwerste.“

Der andere merkte, wie er zitterte. Er sagte:

„Es kommt in jedem Leben einmal eine Zeit, wo es so auf der Rippe steht und es sich entscheidet, ob es aufwärts oder niederwärts gehen soll. Die Starken ringen sich durch. Und Salomea ist stark. Glauben Sie mir, sie findet sich wieder zurecht. So wegwerfen kann sie sich nicht.“

„Ja,“ sagte der Vater, „sie ist stark. Darum kommt sie nicht wieder . . . jetzt nicht . . . es ist so was Fremdes und Wildes in ihr . . . Ich könnte sie holen lassen. Irgendwo würde man sie schon finden. Aber die Schande trüge sie nicht. Sie täte sich ein Leid an. Und dann wäre alles vorbei. Dann wäre die Hoffnung hin . . . Und nun gehen Sie nur, Herr Doktor. Bei so was kann einem doch kein anderer helfen. Damit muß man allein fertig werden.“

Der „Herr Doktor“ kam sehr niedergeschlagen in seiner Wohnung an. Jetzt war ihm klar, Salomea hatte sich verstellt, und er hatte sich täuschen lassen. Das Gewissen schlug ihm, denn er hätte das Unheil verhindern können. Zu Mittag konnte er nicht essen. Frau Müller mußte ihm eine Tasse starken Kaffee machen. Danach nahm er seine Angelrute. Im Vorbeigehen rief er zu seinen Wirtsleuten hinein, er ginge ins Moor. Spätestens um sieben Uhr wünsche er Abendbrot.

Wie träumend wanderte er dahin, und hörte nichts und sah nichts. So kam er zum Lechloch. Die Fische wollten nicht recht beißen. Da stellte er die Angel sehr tief. Weil es sehr schwül war, wollte er versuchen, einen Aal zu fangen.

Lange stand der Schwimmer still, dann wippte er in regelmäßigen Pausen ein klein wenig auf und nieder, und plötzlich begann er, in großen Kreisen sich zu drehen. Er zog an. Es war ein schweres Tier, und die Rute drohte bei der Last zu brechen. Er mußte die Schnur mit der Hand fassen. Fastend beugte er sich vor und wickelte sie fest um den Arm.

Da fühlte er, wie der Boden unter seinen Füßen wich . . . ein breites Stück des Ufers löste sich los . . . er griff nach hinten . . . da zog es von unten . . . und nach einer Sekunde war schon alles vorbei.

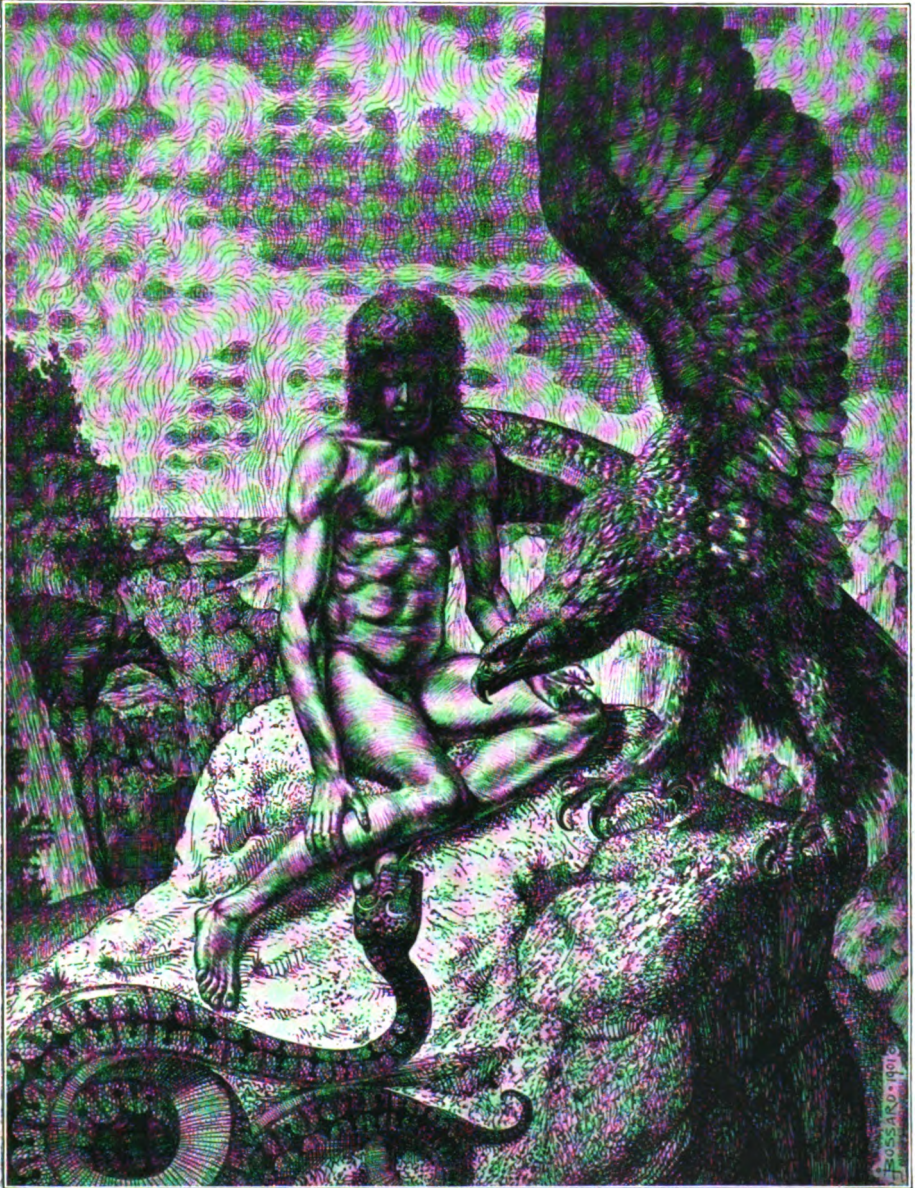
Eine Weile gurgelte und brodelte es noch; dann stiegen vereinzelt weiße Blasen in die Höhe, und es war alles wie vorher. Nur die Angelrute stand wie ein Zeichen schräge aus der Tiefe hervor.

\*     \*     \*

Als es neun Uhr schlug und der „Herr Doktor“ immer noch nicht zu Hause war, wurde der Schuster Müller unruhig. Er ahnte Schlimmes. Sonst wäre er immer so pünktlich gewesen . . . es müsse ihm etwas zugestoßen sein. „Ich will zum Bürgermeister und ihn bitten, den Polizeisergeanten ins Moor zu schicken“, sagte er zu seiner Frau.

Der Bürgermeister war nicht zu Hause. So lief er zum Sergeanten. Der machte sich gleich fertig. Der Schuster wollte mit. Der Sergeant meinte aber, er könne ihn dabei nicht gebrauchen. Auf dem Wege holte er den Kateiczak ab und ließ ihn eine Stange mitnehmen . . .

Erst riefen sie. Dann fingen sie an, in der Gegend, wo er zu angeln pflegte, Grube für Grube abzusuchen, ob sich irgendwo Spuren fänden. Im Lechloch sah der Polizist die Angel. Er rief Kateiczak mit der Stange. Der schüttelte aber den Kopf.



Johann Bossard  
Adler und Schlange

(Federzeichnung aus dem Zyklus „Tragödie des Lebens“)





„Für dies Loch hier ist die Stange zu kurz. Die muß länger sein als ein Heubaum. Hier ist vor zwei Jahren die Dorfmaschine verroffen, so sentrecht runter. Die hat keiner mehr gefunden.“

Er lief zurück. Nach kaum einer Viertelstunde war er wieder da. Er hatte zwei Männer mit einer Heutrage mitgebracht. Er selbst hatte einen langen Feuerhaken.

Vorsichtig, sich nach hinten biegend, trat er dem Rand der Grube näher. Langsam ließ er den Haken in die Tiefe gleiten, bis er aufstieß. Er zog hin und her.

Da sprach er:

„Hier is was.“

Fuß um Fuß zog er den Haken hoch. Eine schwarze, schlammige Masse hing daran. Das warf er mit einem Ruck aufs Land.

Man beugte sich darüber.

„Jesses, Maria und Joseph“, rief Kateiczak, „das ist ein Frauensmensch!“

Als man das Gesicht freimachte, erkannte man die schöne Salomea.

Zum zweitenmal glitt der Haken nieder. Diesmal brachte er den „Herrn Doktor“ in die Höhe. Als die Leiche auf dem Lande lag, sah man den ungeheuren Ual an der Schnur, die noch um den Arm geschlungen war; er wand sich über Arm und Leib. Kateiczak schnitt ihn ab und warf ihn weg. Darauf strich er dem Toten das Haar zurück, und mit seinem Rock wischte er ihm den Schlamm aus dem Gesicht.

„Panie, moie kochane“, sagte er und stand weinend auf.

Der Sergeant ließ die Ertrunkenen auf die Bahre legen und mit Zweigen zudecken. Dann befahl er, sie ins Krankenhaus zu tragen, aber ohne Aufsehen, hinten rum. Inzwischen war der Mond aufgegangen und warf fahles Licht auf den düstern Zug.

Der Polizist ging, um dem Schuster und dem Vater Salomeas Mitteilung zu machen.

Die beiden Alten weinten wie zwei Kinder.

In der Stadt war schon etwas Unbestimmtes ruchbar geworden vom Kreissekretär, der Salomea und dem Doktor, jedenfalls, daß etwas im Moor los sei.

Die Leute saßen noch auf ihren Bänken an der Straße zusammen und wollten den Polizisten ausfragen. Der wies sie mit einer Amtswürde zurück, die man sonst gar nicht an ihm kannte.

Der Buchladen war geschlossen. Er klopfte, bis sich im Erdgeschoß ein Fenster öffnete und der Alte herausah. Dann sagte er ihm, was geschehen.

Der Buchdrucker sah ihn ohne Verständnis an; er wiederholte es und ging. Der Alte fiel schwer zurück. Als er wieder zu sich kam, war es Morgen, und es läutete. Er mußte sich besinnen. . . Dann kamen Tränen. Nach einer Weile sagte er zu sich selbst mit einer Stimme wie von weit, weit her: „Was wir sehen, ist nur das Außere der Dinge, und

das ist wohl wirr und kraus. Das Muster sehen wir erst, wenn wir auf der andern Seite sind“ . . .

Der Gerichtsarzt hatte festgestellt, daß Salomea durch Selbstmord, der Doktor in Folge eines Unglücksfalles etwa zwanzig Stunden später beim Angeln ertrunken sei. Die Leichen wurden freigegeben.

Darauf ging der Buchdrucker zum katholischen Pfarrer und wollte um ein christliches Begräbniß für Salomea bitten.

Der empfing ihn streng und hart:

„Es geht nicht . . . es geht nicht.“

Er legte sich aufs Betteln; er gab, so schwer es ihm wurde, gute Worte. Der aber blieb dabei:

„Es geht nicht . . . die Kirche verbietet es . . . sie ist in ihren Sünden dahingefahren . . . und Ihr seid schuld daran; auf Eurer Ehe hat niemals ein Segen geruht.“

Da quoll es unter seinem Herzen auf; ein Blick, ein böser, ein unheimlicher traf den Pfarrer.

„Weil Menschen den Fluch hineingetragen haben“, sprach er und wandte sich zur Thür.

Aber er kehrte noch einmal um:

„Herr Pfarrer . . . wenn Sie selber eine Tochter hätten . . . aber Sie können wohl nicht anders; das Gesetz ist bei Euch mächtiger als die Liebe. Vergeben Sie mir.“

Er streckte ihm die Hand entgegen. Der Pfarrer sah fort. Da ging er mit schwerem Schritt hinaus.

Nun bat er seinen Pastor. Der war barmherzig. Er wolle sie auf dem evangelischen Friedhof in der Reihe begraben lassen. Vertreten wolle er es schon. Auch ein Gebet werde er an ihrem Grabe sprechen.

So kam es, daß Salomea und der „Herr Doktor“ nebeneinander begraben wurden.

Die Sachen in dem oberen Stockwerk bei Schuster Müller wurden versiegelt, bis ein entfernter Verwandter des „Herrn Doktor“ kam, dessen Namen und Wohnort man aus den Brieffschaften ausfindig gemacht hatte. Der packte die Sachen ein.

Die Bibel, die auf dem Nachttisch lag, bat sich der Schuster aus. Er ließ sich ein Kästchen machen; das klebte er mit rotem Plüsch aus, den er bei Chaim Meyer am Markt gekauft hatte; dahinein legte er sie und hielt sie wie ein Heiligtum.

Salomeas Vater verkaufte die Buchdruckerei und zog fort.

Ein paar Monate sprach man in Myslencinet noch von der schönen Salomea und dem Herrn Doktor. Dann wurde es allmählich still.

Die zwei Seen liegen noch immer wie zwei riesige Eiertuchen, der eine im Norden, der andere im Süden, verbunden durch das Moor, das immer noch die Feuerung liefert.

Die Referendare, Assessoren und Amtsrichter sehen noch immer gähmend über die kleinen, grauen Häuser hinweg über die Felder, das Moor, den See.

Die Seeufer sind am Sonntag noch immer das Ziel zahlreicher Spaziergänger. Mit Rind und Regel ziehen die Leute von Myslencinet aus, sitzen auf dem weißen Seesand, sehen behäbig oder träumend dem Spiel der winzigen Wellen und dem vergnügten Treiben der Fischbrut zu; die Kinder lassen Papierschiffchen in die weite Welt fahren, werfen Kieselsteine, daß sie tanzend über das Wasser fliegen, oder vergnügen sich sonst auf ihre Weise. Und wenn der Sonnenball nur noch eine Elle hoch als glühend rote Kugel über dem Horizonte steht, rüstet man zum Aufbruch und wandert beglückt den kleinen, schmutzig grauen Häuschen wieder zu.

Die Ernstern, die Philosophen und melancholisch Veranlagten gehen immer noch ins Moor und beobachten das wunderbare, bauende, schaffende Leben in dem klaren und doch so unheimlich dunkeln Wasser, und sinnend über die Geheimnisse nach, die seit Jahrtausenden dort unten verborgen liegen, und die sie doch ebensowenig ergründen können wie das Geheimnis der Menschheit und ihres Lebens . . .



## Königsknabe

Von

Charlotte Dittmann

Singende Geigen und wilder Tanz!  
In der Schenke umjubelt's den Erntekranz;  
Auf der Tribüne, im Tannengewind,  
Bei den Spielteuten fiedelt ein Königskind.

Nicht ist es mit seidnen Bändern geschmückt,  
Doch wenn du dem Knaben ins Auge geblickt,  
Wenn du gelauscht seinen Tönen so weich,  
Dann glaubst auch du an sein Königtum.

Seine Augen träumen. Er sieht nicht den Saal,  
Den wirbelnden Reigen, das neblige Thal,  
Ihn führt ein Gott über sonnige Höhen  
Und läßt ihn sein künftiges Königtum sehn.

Dort ist es so heilig und stille und licht — — —  
Grüßt ihn der Lorbeer, der rauschende, nicht? —  
Klingt's nicht in den Lüften wie Melodien? —  
Sind ihm nicht goldene Flügel verliehn? — — —

Hell leuchtet sein Auge in fremdem Glanz!  
— — Wilder dreht sich im Saale der Tanz!  
Auf der Tribüne, im Tannengewind,  
Bei den Spielteuten fiedelt ein Königskind. —





## Die „neue Frau“

Ein neuer Frauentypus ist bei uns im Werden. Kraftvoll, strebsam, tatendurstig in den höheren Schichten; rührig und voll zäher Lebensenergie in den mittleren; selbstbewußt, wo nicht gerade das namenlose Elend weftender oder parasitischer Hausindustrien Leiber und Hirne zermürbt hat, auch in den unteren. Ein ganz junger Typus; recht ein Kind unserer Tage. Die Frauenberufsfrage freilich — man kann sie schlechtweg auch die Frauenfrage nennen — ist erheblich älter. Die entsteht im Grunde schon im frühen Mittelalter mit der anhebenden städtischen Kultur. Es ist damals eine männermordende Zeit. Kriege an den Grenzen und die nie erlöschenden inneren Fehden dezimieren ihre Reihen; auch Handelsreisender sein ist in jenen Zeitläuften ein rauheres Gewerbe denn heute, und die periodisch wiederkehrende Pest erweist sich den Männern verderblicher als den Weibern. Heute kommen im Durchschnitt auf 100 Männer 103 Frauen; im 15. Jahrhundert zählt man in Nürnberg, in Basel und Frankfurt a. M. auf 1000 Männer ihrer 1200. Das will heißen (da das Zölibat den Geistlichen und die Zünfte den Gesellen das Heiraten verbieten): schlecht gerechnet 30 vom Hundert der Frauen können nicht zur Ehe gelangen, müssen sich einen Beruf wählen und für andere frönend sich durchs Leben schlagen. Aber gerade in ihrer Blütezeit sind die Zünfte nicht engherzig; daß die Witwen das Geschäft des Mannes weiterführen, ist einfach Handwerks Gebrauch und Herkommen; auch Ärztinnen kommen vor, und die Nonnenklöster sind die Heimstätten weiblicher Schriftstellerei und der feinen kunstgewerblichen Arbeiten. Not und Mangel, denen die Beguinenhäuser vergeblich zu steuern suchen, bleiben allerdings auch so; sie mehren sich noch, als um die Wende des 15. Jahrhunderts die verfallenden Zünfte den Weibern den Zutritt zu wehren beginnen und die Reformation ihren Kampf gegen die mittelalterliche Leichtlebigkeit und die (freilich vielfach entarteten) Frauenhäuser aufnimmt. Dafür erwächst unter ihren Einflüssen — dem deutschen Bürgertum, nicht dem um die Höfe scharwenzelnden Adel — ein neues Frauenideal: das der zart und sittig inmitten eines behäbigen Ansehens waltenden Hausfrau und Mutter. Ihm fingen unsere klassischen Dichter, und so fest prägt es sich in die Seelen der Deutschen, daß sie nur langsam, nur unter schmerzlicher Bewegung und allerlei verwirrenden Begleitererscheinungen sich von ihm loszureißen vermögen. Denn seit etwa vier Jahrzehnten ist das Ideal unhaltbar geworden. Nicht absolut,

wie der lebensfremde Doktrinarismus fanatischer Frauenrechtlerinnen uns glauben machen will, denen die Entwicklung noch nicht rasch genug geht und Familie und Einzelhaushalt unter allen Umständen veraltete Wirtschaftsformen bedeuten. Aber doch unhalbar als das alleinige Ideal, neben dem es für honette Leute von Rechts wegen kein anderes geben dürfe. Fabrik und moderne Großunternehmung haben es zerstört; wer die Dinge erklärt zu haben glaubt, wenn er ein Schlagwort für sie findet, soll meinetwegen auch sagen: der Kapitalismus. In diesen rund gerechnet acht Lustren ist die Familie nämlich aus einem Produktionsorgan eines der Konsumtion geworden. Unsere Großmütter buten noch Brot und nähten ihre Kleider; unsere Mütter schlachteten (wenigstens in den Mittelstädten) noch jährlich ihre paar Schweine, und das Wurstmachen stellte dann allemal das ganze Hauswesen auf den Kopf; unsere Frauen und Schwestern aber lachen uns mit Recht aus, so wir ihnen zur Diätetik der Seelen den Strickstrumpf empfehlen. Weit mehr als das Handwerk hat die Fabrik die Familie depossidiert. Ehedem konnte auch im städtischen Haushalt die Zahl der helfenden Hände nicht leicht zu groß sein. Wer von uns Älteren, dessen Kindheitserinnerungen etwa in die Tage von Sedan zurückreichen, erinnert sich nicht mit dankbarer Wehmut der alten Tante, die uns gebadet und gekämmt hat, die uns tagaus tagein dieselben Märchen erzählen mußte, und gegen die wir dann flegelhaft wurden, nachdem sie uns den ersten Schulranzen gepackt hatte. Diese alten Tanten starben aus oder sind im Aussterben; der Wirkungsbereich der Familie hat sich verengt; was im Haushalt des bürgerlichen Durchschnitts zu verrichten ist, kann die Hausfrau — wenn's nottut, mit Hilfe einer dienenden Kraft — bequem leisten. Für die Überzähligen und Übriggebliebenen, die Jaungäste fremden Eheglücks, bietet die heutige Kleinfamilie mehr keinen Raum. Was geschieht mit ihnen? Das ist die moderne Frauenfrage in jenem (engeren) Sinne, in dem man sie auch die soziale Frage der gebildeten Stände genannt hat. Denn der Frau aus den unteren Schichten gebricht's nicht an Arbeit. Die hat immer die Hände rühren müssen und muß es erst recht, seit Maschine und Technik in immer weiterem Umfange die absolute Körperkraft zu ersetzen begonnen haben und das auf Verzinsung ausgehende Kapital erkannt hat, um wieviel billiger sich die unorganisierte und unendlich fügsame weibliche Arbeit stellt. Aber die Bürgerstochter liegt brach, und ihr den Lebensspielraum zu erweitern und neue Erwerbsmöglichkeiten zu sichern, müht sich seit Ausgang der sechziger Jahre eine wachsende Anzahl tapferer Frauen. In Berlin wird der Letteverein begründet; in Leipzig tritt die erste deutsche Frauentagung zusammen mit der Absicht, „die weibliche Arbeit von den Fesseln des Vorurteils zu befreien“, sie zur „Pflicht und Ehre des weiblichen Geschlechts“ zu erklären; auch die Behörden fangen allmählich an bei der Eisenbahn, bei Post und Telegraphen Frauen anzustellen, und den wirtschaftlichen Tatsachen, die so auf die Berufswahl der Frau hindrängen, gesellen sich geistige Strömungen, die dem nämlichen Ziele zustreben. Aber im ganzen verläuft die Entwicklung doch recht langsam; noch vor acht Jahren versuchten zwei tüchtige und auch heute noch brauchbare Sammelwerke umständlich, Frauenberufe ausfindig zu machen; erst mit dem neuen Jahrhundert kommt dann — in den Großstädten ungleich intensiver zu spüren als in den kleinen und mittleren Siedelungen — die eigentliche Wendung. Und nun zergrübelt sich der gewissenhafte Hausvater nicht mehr das Hirn über die beiden Probleme von dazumal: „Was soll unser Junge werden?“

und „Wie verheirate ich meine Tochter?“, sondern er flieht beizeiten zu, auch die heranwachsende Tochter für den Lebenskampf tüchtig zu machen und sie einen Beruf wählen zu lassen, der unter allen Umständen ihrem Dasein Inhalt gewährt. Der neue Frauentyp ist im Werden.

Über der alte ist darüber — fast möchte ich sagen: leider — nicht erschlossen. Der alte hier nur in jener verzerrten, unnatürlichen Form verstanden, wie ihn etwa die Heimburg und Frau v. Eschstrub und früher die gute Marlitt geschildert haben. Den höchst unerfreulichen, aber durchaus dokumentarischen Beweis für diese Tatsache erbrachte ein schwächtiges Bändchen von einigen zweihundert Seiten, das vor ein paar Monaten der Verlag der „Gartenlaube“ auf den Büchermarkt warf. Das betitelte sich „Vor den wirtschaftlichen Kampf gestellt“ und enthielt eine Sammlung mehr oder weniger rühfamer Geschichtchen, die als Antwort auf ein Preisaus schreiben bei der „Gartenlaube“ eingelaufen waren: „Frauen und Jungfrauen, denen durch harte Not plötzlich der Kampf ums Dasein aufgezwungen war“, sollten erzählen, wie's ihnen dabei ergangen war. Das hatten sie denn mit bemerkenswerter Redseligkeit getan; die geschätzte Redaktion aber wand die Disteln zum Strauße und überreichte ihn der Öffentlichkeit in dem angenehmen Bewußtsein, den „deutschen Frauen und Mädchen, die sich ihr Brot verdienen müssen, eine wertvolle Gabe zu bieten“. Ach nein, das hat sie nicht getan, und wenn ein führendes konservatives Organ hernach den Unsinn unterstrich und das Nachwerk allen Ernstes seinem Publikum empfahl, so zeigt das nur, mit welcher Leichtfertigkeit die berufsmäßigen Stützen von Ehren und Altar vorzugehen wagen, wenn sie ein Gegengift gegen die ebenso gehäßte wie gefürchtete Moderne entdeckt zu haben glauben. Diese drei Duzend dilettantisch hingehauchter Geschichten, die durch die Bank sentimental mit dem Tode des Gatten oder Vaters begannen und eine Träne der Rührung im Auge mit dem Lob der Genügsamkeit schlossen, bewiesen nämlich gar nichts. Höchstens das eine, was wir ohnehin alle wissen: daß mit der üblichen Töchterchulbildung im Leben nichts anzufangen ist. Im übrigen regierte in allen diesen Erzählungen, ob es sich nun um die „Witwe eines Oberamtsrichters“ handelt, die sich „durch Zimmervermietten und Schriftstellerei“ ernährt, ob um den schwindelnden Aufstieg „vom Kinderfräulein zur Pensionsinhaberin“ oder um die „Gesundheit und Einträglichkeit von Obst-, Blumen- und Geflügelzucht“, Seine Majestät der Zufall. Einer mochte es (den Wahrheitsgehalt der Geschichtchen für voll genommen, der auch erst noch darzutun wäre) geglückt sein; neunundneunzig anderen würde es heillos mißlingen, und wehe der Frau, die, gestützt auf diese Paradigmen reifer Lebenskunst, sich ihr Geschick zu zimmern versuchte. Sie würde dem unbeachteten Jüngling gleichen, der sich im Ruderkahn aufs Weltmeer begab, weil ihm Nachbars Fris erzählt hatte, man könnte in Amerika sein Glück machen . . .

So leicht ist die Frauenberufsfrage denn doch nicht zu lösen. Robert Wilbrandt, der nach mancherlei umfangreichen Vorarbeiten auf diesem Gebiete seine Auffassungen neuerdings in einem Compendium zusammengefaßt hat („Die Frauenarbeit. Ein Problem des Kapitalismus. Teubner, Leipzig 1906) scheint zu meinen: in der heutigen kapitalistischen Wirtschaftsverfassung überhaupt nicht. Der junge Forscher, der je länger je mehr den Einflüssen des älteren und ungleich stärkeren Sombart zu erliegen droht,

glaubt: das Problem der Frauenarbeit würde erst lösbar werden, wenn die „Mauer des Kapitalismus, die uns bei allen sozialen Verbesserungen hindert, weggesprengt wäre“. Der hätte — was in dieser Form nicht einmal zutrifft — in den höheren Schichten die Lage der Frauen verbessert, in den unteren aber schier rettungslos verschlimmert, und nur die Lösung der sozialen Frage überhaupt könnte hier dereinst die Heilung bringen. Erst wenn, wie ehemals die Feudallasten, die Kapitallast abgelöst und an Stelle des kapitalistischen Absatzproblems mit feinem Gefolge von Spekulation, Überproduktion, Krise, Konkurs und Arbeitslosigkeit eine planmäßig von Organen der Gesamtheit, als Besitzerin des reinen Kapitals, geregelte Volkswirtschaft getreten wäre, würde die Gesundung kommen. Erst dann würde es möglich sein, „die Lage der Produzenten und damit auch der Frauenarbeit rein nach den der Sache selbst entnommenen Prinzipien zu regeln ohne Rücksicht auf das jetzt die Produktion beherrschende und stets zuerst zu bedenkende Kapital“. Man braucht unsere heutige Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung nicht, wie das in den Niederungen der Agitation zu geschehen pflegt, als ein Blümlein „Rühr mich nicht an“ und der Güter höchstes zu proklamieren und wird trotzdem nicht geneigt sein, dieselben Spekulationen sonderlich hoch zu bewerten. Sie liegen insgesamt nicht weit ab vom Lande Utopien und der glückhaften Insel Caphar Salama. Bewegung ist alles, das Endziel nichts. Wichtiger als das Ausmalen ferner Zukünfte, die, wenn sie einmal eintreten, sicherlich anders aussehen werden, als unsere von Raum und Zeit in Banden geschlagene Phantasie sie sich ausmalt, dünkt mich die Gegenwartarbeit. Ist die heilige Pflicht, an unseren Frauen praktische soziale Arbeit zu tun; die Gebärenden und Mütterinnen künftiger Geschlechter vor seelischer Not und leiblichem Verkümmern zu bewahren. Ein sehr nützliches und ungemein dankenswertes Hilfsmittel bietet nach der einen Richtung das als 5. Teil des Handbuches der Frauenbewegung kürzlich erschienene Werk von Josephine Levy-Rathenau und Lisbeth Wilbrandt „Die deutsche Frau im Beruf“ (Praktische Ratschläge zur Berufswahl. Berlin, W. Moeser, Buchhandlung). Mit einem erstaunlichen Fleiß, mit peinlicher Sorgfalt und ernster Objektivität behandelt es die praktischen Fragen des Erwerbslebens der Frau: die Ausbildungsdauer, die Kosten, die Zulassungs- und Aufnahmebedingungen für die Ausbildungsanstalten, die Ausichten und Anstellungsmöglichkeiten, Pensionsberechtigung und ähnliches mehr für jeden der Frau zugänglichen Beruf. Wer wirklich „vor den wirtschaftlichen Kampf gestellt“ ist, wird hier, sofern es nur gelingt, die Adressentafel immer bei der Gegenwart zu halten, alles Erforderliche beisammen finden. Im übrigen werden Sozialpolitik und soziale Reform nach wie vor (und künftig hoffentlich noch mehr als bisher) darüber zu achten haben, daß der Beruf der Frau nicht zur Schädigung ausschlägt; daß aus dem schwachen Körper der unorganisierten und ungelerten Arbeiterin nicht Profite herausgepreßt werden, die keine Männerfaust gewähren würde.

Wie sich dann der Erwerbsberuf mit dem natürlichen der Mutterschaft kombineren läßt, scheint mir gegenüber Wilbrandt und den Führerinnen der fortgeschrittenen Frauenbewegung, die darin den Kern des ganzen Frauenproblems erblicken, durchaus eine Frage zweiter Ordnung. In den höheren Berufen wird sie von Fall zu Fall und ausschließlich individuell zu beantworten sein; abgesehen natürlich davon, daß Zöpfe wie das Zwangszölibat der Lehrerinnen endlich abgeschnitten werden müssen. Im Mittelstand aber



wird die Begeisterung für den Beruf des Schreibfräuleins oder der Buchhalterin schwerlich so stark sein, daß sie vor der Aussicht, das eigene Hauswesen zu verwalten, nicht dahinschwände. Die Frage hängt aufs engste zusammen mit der Bewertung der Hausfrauenarbeit überhaupt. Die aber ist eine Sache des Fühlens und Glaubens, und all die schönen Redensarten von der „Arbeit mit unzumutbarsten Mitteln“ und der „Nichtanpassung an höhere Wirtschaftsformen“ werden nicht wantend machen können, wer von ihrem Wert überzeugt ist. Ein harmonisch gestimmter Haushalt ist ein Kunstwerk, das den Lebensinhalt und die Leistungsfähigkeit aller, die an ihm teilhaben, unendlich zu steigern vermag. Und ich kann nicht einmal finden, daß die wirtschaftliche Entwicklung mit logischer Unerbittlichkeit dahin ginge, dieses Organ menschlichen Behagens zu zerstören. Für die großstädtischen Industriemassen mag das genossenschaftliche Prinzip der Hauswirtschaft gegenüber dem heutigen Betrieb in so und so vielen Fällen einen wirtschaftlichen und ethischen Fortschritt bedeuten; darum wird es auch gut und nützlich sein, kommunale Feuerungsanlagen zu schaffen und Speisehallen, Wasch- und Trockenhäuser, Erziehungsschulen und Kinderbewahranstalten. Aber ich glaube nicht, daß der Drang nach dem eigenen Herd und dem eigenen Topf dadurch in unserem Volk erstickt werden wird, und ich meine sogar, daß in den Reihen der besser gelohnten, durch die Gewerkschaftskultur gehobenen gelernten Arbeiter die Familienwirtschaft immer den Hausgemeinschaften nach dem Muster etwa der von Frau Lily Braun propagierten empfindliche Konkurrenz machen wird.

In manchem Stück berührt sich der Schlachtruf „Beruf und Mutterschaft“ auch mit dem, was sonst wohl auch „neue Ethik“ genannt wird. Ein gefährliches Stichwort, das die Gemüter in Für und Wider leidenschaftlich zu erhitzen pflegt. Ich neige zu grundsätzlicher Milde. Wir haben das Mannweib erlebt, das die geschlechtlichen Dinge stolz verachtete; wir erleben jetzt die zweite Phase, da die selbständig gewordene Frau ihr Liebesleben nach eigenem Ermessen von alter Sägung frei und doch im Grunde nach dem Muster des Mannes zu gestalten trachtet. Das sind Übergangsercheinungen. Wir Männer sind ja vielfach durch diese freien Bünde gegangen und wir wissen, daß in ihnen das Glück noch seltener zu Hause ist, als in den so geringschäßig abgetanen legalen Ehen. Derlei muß eben durchgekämpft werden. Was tausend zürnende oder wohlmeinende Reden und Aufsätze nicht vermögen, das schafft die Erfahrung einer einzigen Stunde, die unser Herzblut rötete. Nicht ohne Kämpfe und Bitternis wird uns der neue Frauentypus geboren werden. . .

Dr. Richard Bahr



## Rinderschus und Tierschus

Wie in Essen herrschende Wohnungsnot hatte einen Leser der „Frankfurter Zeitung“ gezwungen, in ein Viertel zu ziehen, das stark von Angehörigen der sogenannten unteren Stände besetzt ist. Das, schreibt er an sein Blatt, würde ihn nicht stören, aber eine Beobachtung habe ihn erschreckt: „Wir haben hier einen großen rüdrigen Tierschusverein, der jeden Fuhrmann zur Anzeige bringt, der seinen Gaul mehr oder kräftiger prügelt, als erlaubt und nötig ist: um mich herum wird den ganzen Tag aus Leibeskräften geprügelt; aber nicht

Pferde treffen die Hiebe, auch nicht Hunde und Katzen, sondern junge Menschenkinder von wenigen Wochen bis zu 15 und 16 Jahren. Was hier in meiner Nähe und natürlich auch anderwärts ein halbes Duzend Kinder täglich an Mißhandlungen aushalten muß, das haben sicher nicht viele Pferde zu ertragen, denn dafür sorgen Polizei und der genannte Verein. Den Kindern hilft niemand.

Ich habe überlegt, ob sich etwas für sie tun läßt. Die Mißhandlungen erfolgen meist mit der Hand, lassen sich daher am Körper nach wenigen Stunden nicht mehr nachweisen. Das Verwerfliche liegt auch nicht so sehr in dem Nachdruck, mit dem geprügelt wird, als in der Häufigkeit. Man verzichtet auf jedes andere Erziehungsmittel, man prügelt, prügelt, prügelt. Und sind denn nur die körperlichen Mißhandlungen strafwürdig, zählen die seelischen gar nicht? Diese Erziehungsmethode kann auch ein gut veranlagtes Kind in wenigen Jahren zum Verbrecher machen. Hier setzt das Interesse der Gesellschaft, des Staates ein. Ich bin nicht für Bevormundung und Einschränkung der persönlichen Freiheit durch überflüssige Geseze. Der Staat mischt sich aber in viel gleichgültigere Dinge ein. Die Entwicklung der kommenden Geschlechter ist doch wichtiger, als das Wohlbefinden von Katzen und Hunden. Vielleicht genügen auch die bestehenden Geseze, dann müssen sie aber schärfer durchgeführt werden. Und wenn niemand anzeigen will, dann gründe man Kinderschussvereine gegen die Eltern, Vereine, die gegen die Quäler gerade so mit-leidslos vorgehen, wie diese gegen ihr eigenes Fleisch und Blut. Was ich hier täglich beobachte, wirft ein grelles Licht auf Nießsches furchtbares Wort: Welches Kind hätte nicht Grund, über seine Eltern zu weinen?"

So prügelt also auch der sozialdemokratische Proletarier seinem eigenen Fleisch und Blut „Kadavergehorsam“, Knechtschaffenheit und knechtchaffene Tüde in die Glieder. Sogar der „Vorwärts“ hat sich wiederholt genötigt gesehen, den „Genossen“ zu Gemüte zu führen, wie sehr sie durch solche absolutistisch-patriarchalische „Regungen“ ihren eigenen Prinzipien ins Gesicht schlägen.

Eines freilich hätte der Verfasser des sonst nicht genug zu beherzigenden Aufrufs besser unterlassen: die kleine Malice gegen den Eierschuss. Mitglieder der Eierschussvereine sind es doch wohl zu allererst, die ihre Kinder mißhandeln. Und: „Wo sieht man eigentlich heute,“ fragt mit Recht die Monatschrift des Berliner Eierschussvereins, „Der Anwalt der Tiere“, „daß zuviel für die Tiere getan wird? Man gehe doch auf die Baupläge, Abrisse, Schuttladepläge zc. und schaue sich dort die Schinderei der Pferde mit an. Man prüfe, wie oft die Wagen, welche einem begegnen, sichtlich nur mit Mühe fortgeschleppt werden können, namentlich die Steinwagen, die Rollwagen und Riesenmöbelwagen. Man beobachte, wie oft das Geschirr den Pferden blutige Stellen gerieben hat, und auf diese Wunden das Lederzeug und die furchtbare Last ununterbrochen drücken. Man sehe, wie unzählig oft die Fuhrknechte wahre Teufel sind, und denke sich nun das Los der armen Tiere in der Gewalt solcher Unmenschen Tag für Tag. Das betrifft nur eine einzige Klasse der Tiere. Aber ist es beim Ochsenzug, beim Viehtransport, beim Schlachten und noch bei hundert anderen Gelegenheiten anders? Tausendfach treffen wir dasselbe Bild der furchtbarsten Robeit gegen die wehrlosen Tiere. Wie kann es da richtig sein, daß man, wenn vom Eierschuss geredet wird, statt die Mitwelt feurig zur Hilfe aufzurufen, die Seelen der Zeitgenossen abkühlt, indem man die zahllosen Greuel unerwähnt läßt, aber vor einer Übertreibung der Tierliebe warnt?"

Es wäre freilich wider die Wahrheit, würden wir leugnen, daß es auch in Deutschland Eiernarren gibt, die ihr Eier so lieb haben, daß sie mit ihm einen förmlichen Kultus treiben; ebenso, daß es Eierliebhaber gibt, die dabei für ihre Mitmenschen wenig Teilnahme übrig behalten. Diese Personen bilden jedoch, den Allzuvielen gegenüber, die ihre Tiere roh behandeln, schonungslos überanstrengen, gräßlich vernachlässigen und grausam töten, eine fabelhaft seltene Ausnahme. Gilt es auf allen anderen Gebieten als ungerecht, einzeln vorkommende Mißstände zu verallgemeinern und die Ausnahme zur Regel zu machen, warum haucht man die so spärlich gesäten Sonderlinge der Eierfreundschaft zu Repräsentanten des Eierschutzes auf? Mitunter haben übrigens derartige ‚Schrüllen‘ in den traurigen Lebenserfahrungen und in der vereinsamten Lebenslage der betreffenden Sonderlinge einen ernstern Hintergrund. Auch wäre es für die Menschheit kaum besser, wenn solche harmlosen Steckenpferde durch andere Leidenschaften, etwa durch Trunt und Spiel ersetzt würden. Jedenfalls darf man sich durch das vereinzelt anzutreffende Übermaß von Eierliebe nicht den Blick dafür trüben lassen, daß das Grundübel unserer Zeit weit eher das Untermaß von Eierliebe ist.

Nach jeder Richtung wird die Menschheit einft besser fortkommen, sobald man sich abgewöhnt haben wird, zwischen Eierschutz und Menschenschutz einen Gegensatz aufgerichtet zu denken. Das Goethesche Wort: ‚Wir dienen immer der Menschheit, wenn wir der Menschlichkeit dienen,‘ dies allein ist wahr.“



## Gesunde Orte

Eine vergleichende städtische Gesundheitsstatistik veröffentlicht das 12. Heft der Statistischen Mitteilungen der Gemeinde Amstertam. Danach war 1904 in den aufgeführten 125 Städten von 4 600 000 bis 55 266 Einwohnern die Sterblichkeit am niedrigsten in Schöneberg und Charlottenburg, nämlich auf 1000 nur 10,6 und 13,6, am höchsten in Bern (45,1 pro Tausend); ähnlich hohe Ziffern weisen sonst nur noch die afrikanischen Städte Kairo (37,8) und Alexandria (35), dann Krakau (31,1), St. Petersburg (28,3) und Moskau (28) auf. Die größten Städte der Welt bleiben unter 20 pro Tausend, so London (16,6) Neuyork (20,3), Paris (17,8) Berlin (17), Wien (18,3), Buenos Aires (16) usw.; mehr als 20 aufs Tausend zeigen Rio de Janeiro (22), Warschau (20,9), Liverpool (22,6), Neapel (25,5), Manchester (21,3), Madrid (28,1), München (20,5), Marseille (22,9), Breslau (23,5), Prag (21,8) usw. Die gesündesten Städte sind nächst Charlottenburg und dem ihm benachbarten Schöneberg Stockholm (14,1), Brüssel (14,5), Leicester (14,5), Göteborg (14,6), Christiania (14,8), Zürich (15), Rotterdam (15), Amsterdam (15,1), der Haag (15,2), Kiel (15,2), Basel (15,3), Haarlem (15,4), Antwerpen und Hannover (15,5), Hamburg und Bristol (15,6), San Francisco (15,7), Kopenhagen (15,8), Frankfurt a. M., Utrecht und Altona (15,9), Warsala und Arnheim (16). Es sind die vergleichenden Zahlen auch für die Jahre 1899 bis 1903 angeführt; sie zeigen, daß durchgängig die Sterblichkeitsziffer in den sechs Jahren gefallen ist, außer in Bern, das von 1899 bis 1904 aufwies: 42,2, 37,7, 40,2, 49,9, 41,7 und 45,1 pro Tausend,

es liegen dort also ganz ausnahmsweise ungünstige Verhältnisse vor, wiewohl die Stadt nur 68 800 Einwohner zählt. Die Tabellen beweisen zugleich, daß das Klima allein nicht mehr den Ausschlag für die Höhe der Sterblichkeit gibt; der Grad der Sauberkeit und Wohlhabenheit, die hygienischen Einrichtungen, die Krankenpflege, die Fürsorge für die Unbemittelten, die Höhe des Armenbudgets und schließlich die Zusammensetzung der Bevölkerung (Zahl der Fabrikarbeiter usw.) sprechen heute ein gewichtigeres Wort. Um ein völlig einwandfreies Bild zu gewinnen, müßte man diese Untersuchungen nach Altersklassen aufbauen. Schwankt doch z. B. die Zahl der Totgeborenen und im ersten Jahre Gestorbenen — beides hat nicht bloß hygienische Gründe — zwischen 12 Prozent in Buenos Aires und 40,7 in Lemberg. Über 30 Prozent, also nahe ein Drittel aller mußten im ersten Jahre wieder sterben in Tucuman (Argentinien) 39,2, in Moskau 37,4, Kairo 35, Alexandrien 33,3 und in der sächsischen Fabrikstadt Chemnitz 33 Prozent. Leider ist hier die Zusammenstellung sehr lückenhaft. Ohne diese Säuglingssterblichkeit würden sich die Sterblichkeitsverhältnisse und damit die Lebensbedingungen der Minderbemittelten in deutschen Städten noch erheblich günstiger herausstellen, das heißt beweisen, daß Deutschland seine führende Stellung in der praktischen Sozialpolitik noch nicht verloren hat.



## Amerikanischer Millionärsstolz

Der Professor für englische Philologie an der Universität Czernowitz, Dr. Leon Kellner, fand bei seinem letzten Besuch in London zu seinem größten Erstaunen — es war in wenig einladender Jahreszeit — sämtliche Hotels und Pensionen überfüllt. Als er den Ursachen dieser sonderbaren Erscheinung nachging, fand er, daß es vornehmlich Touristen aus Amerika waren, die London opfermutig überschwemmt hatten. Wie weit die Invasion gediehen ist, schrieb er von dort, beweist mir der Umstand, daß mein urbritisches Hotelchen — kein einziger deutscher Kellner im Hause! unglaublich, aber wahr — gut zur Hälfte von amerikanischen Gästen gefüllt ist, und als ich gestern einem englischen Bruder in Shakespeare die Absicht mitteilte, dieser Tage nach Stratford am Avon zu fahren, sagte er verschämt: „Lieber nicht; alle Hotels und Pensionen sind von unseren amerikanischen Vettern besetzt.“ Und wo kommen alle die amerikanischen Gäste her? Hat sich ganz Amerika in London ein Stelldichein gegeben? Ja, das ist wieder ein Stück Menschlichkeit, über das der Weiße trübe lächelt, während der Weltverbesserer sich dabei die Haare ausrauft. Die steifnackigen Republikaner der Vereinigten Staaten, die Nachkommen jener Argonauten vom Jahre 1620, die England und Holland verließen und unerhörte Mühsale auf der Fahrt und in den Urwäldern Neuenglands ertrugen, um vor keinem Wesen von Fleisch und Blut das Knie beugen zu müssen; die Entel der Helden von 1773, die sieggewohnte englische Heere in die Flucht schlugen und ihr Blut wie Wasser vergossen, um dem englischen Mutterlande den letzten Felsen von Scheinberühmtheit zu entreißen; diese selben Leute reisen über Berge, Täler und Meere, um stundenlang im übelriechenden Viertel von Covent Garden die Auffahrt der Aristokratie zur italienischen Oper zu sehen, diese selben Freiheits- und Gleichheitshelden

umstehen halbe Nächte das Haus eines Herzogs, um von dem gut bezahlten Führer die Namen der Ballgäste zu erfahren. Ich höre es jeden Tag beim Frühstück.

„Gestern habe ich die Gräfin Grosvenor gesehen!“

„Ah! Wie sieht sie aus? Was hat sie getragen?“

Nun folgt eine enthusiastische Beschreibung, bei der das Spiel von Messer und Gabel ruht, so inbrünstig wird erzählt, so spannungsvoll gelauscht. Und erst die Glücklichen, die es durchsetzen, mit Gräfinnen und Herzoginnen an einem Tische zu speisen! Was tun die amerikanischen Millionäre nicht alles, um diesen Höhepunkt ihres Erdentwallens zu erreichen!

Ja, was tun sie nicht sonst noch alles für ihren republikanischen Stolz! Daß sie sich in allen häuslichen Dingen völlig ihren Frauen unterordnen, Tausende und Hunderttausende, die sie in schwerer Arbeit von früh bis spät im Kontor erworben haben, willig für deren Lurus und Launen aus dem Fenster werfen, ist ja, wie der englische Gewährsmann einer Londoner Zeitschrift feststellt, männiglich bekannt. Es sei aber nicht so leicht, wenn man glücklich genug gewesen ist, eine amerikanische Erbin heimzuführen, ihren Ansprüchen gerecht zu werden, und man solle sich nicht etwa einbilden, von ihrem Gelde werde für einen selbst nachher noch viel übrigbleiben. Der Londoner Gewährsmann berechnet, um eine Grundlage für das Jahresbudget der Toilettenausgaben der reichen Amerikanerin zu haben, zunächst einmal, was ihre Ausstattung an Kleidern, Wäsche usw. kostet; er meint, daß 200 000 Mk. die geringste Summe sind, mit der sie sich beschaffen läßt. Und zu diesen 200 000 Mk. kommen dann noch 300 000 für „anständigen“ Schmuck. Die teuerste aller Toiletten ist die Courrobe zur Vorstellung bei Hofe! Billiger als für 20 000 Mk. läßt sie sich, wenn sie Aufsehen erregen soll, kaum gut herstellen. Hat doch diejenige Consuelo Vanderbilt, der Gattin des Herzogs von Marlborough, sogar 25 000 Pfund Sterling, also genau eine halbe Million Mark, gekostet. Sehr teuer ist auch die Winterausrüstung mit Pelzwerk. Wenn man ein bißchen etwas auf sich hält, so kann man sie nur in Paris von einem bekannten großen Geschäftshause beziehen, das auch die russischen Großfürsten und Großfürstinnen zu seinen Kunden zählt. Natürlich darf man sich aber kein Stück fertig kaufen, sondern man muß sich die einzelnen Pelzteile nach ihrer Güte besonders aussuchen und zusammenstellen. Mit 30 000 Mk. ist immerhin dieser Teil des Troussenaus schon zu beschaffen. Für ein Ballkleid rechnet unser Statistiker durchschnittlich 1 600 Mk., — dreißig davon muß die Amerikanerin immer parat haben, und über dem Ballkleide trägt sie wohl einen Abendmantel mit Hermelin zu 20 000 Mk. Für Hüte läßt sich ein Einheitspreis schwer bestimmen. Jedenfalls muß man für ihn jährlich etwa 4 000 Mk. aussetzen. Da sich allein der Preis des intimsten Kleidungsstückes, das man bei Tag und auch bei Nacht zu tragen pflegt, der echten Spitzen wegen auf 400 Mk. beläuft, so wird man 14 000 Mk. jährlich für Wäsche nicht zuviel finden. Dagegen versteht die Amerikanerin sich schon mit 5 000 Mk. im Jahr für Schuhe und Strümpfe ganz gut einzurichten, und auch für Schleier, Handschuhe und Taschentücher braucht sie nicht viel mehr — höchstens 6 000 im Jahr. Was bleibt nachher für den armen Mann übrig?

Also Vorsicht, ihr europäischen Grafen, Fürsten, Herzöge, Prinzen, die ihr ohne Erröten den Spuren der amerikanischen Erbinnen folgt! Ihr könntet die Rechnung ohne den — Marchand tailleur machen!





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

## Vivisektion, Menschentum und Menschlichkeit

Homo sum

In der Dezember-Nummer des vorletzten Jahrgangs erschien ein Aufsatz über die Frage der Vivisektion von Professor Dr. Förster. Die mit glänzender Eloquenz ausgeführte Abhandlung ist entschieden weit maßvoller gehalten, als man bisher von Aufsätzen gleichen Inhalts gewohnt war, und hebt sich insofern vorteilhaft von diesen ab. Sie schließt mit der Aufforderung, dem internationalen Verein zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Tierfolter beizutreten. Die daraufhin verschiedentlich von berufener Seite erschienenen Erwidierungen sind, wie ich fürchte, ohne besonderen Eindruck auf das Publikum geblieben, eben weil es wissenschaftliche Abhandlungen und Gegenbeweise sind, die nur den Fachmann fesseln und überzeugen.

Deshalb möchte ich vom Standpunkte des Menschen, Philantropen und Arztes mit vielleicht weniger beredten, um so mehr auf Tatsachen und logische Überlegungen gestützten Worten in folgendem einigen Gedanken über die Bewegung gegen die Vivisektion Raum geben, und glaube, mit dieser allgemeinen und nicht wissenschaftlichen Beweisführung derjenigen von Prof. Förster am nächsten zu kommen.

Sunächst: auch ich, wie jeder gebildete Mensch, verabscheue eine nutzlose Quälerei des Tieres und sehe sie als eine Rohheit an, die auf den Charakter des betreffenden Tierquälers bedenkliche Rückschlüsse zu machen gestattet. Und unter der Vivisektion, von der ich sprechen will, verstehe ich nur die von Naturforschern oder Studierenden unter Leitung ihrer Lehrer am lebenden Tiere gemachten wissenschaftlichen Untersuchungen, die mit größtmöglicher Schonung des Tieres und eventuell Narke zu unternehmen sind, soweit dies dem Gang des Experimentes nicht hinderlich ist.

Es ist ja nun vielleicht für manchen Denkenden befremdlich und dünkt ihm lächerlich, daß wir Mediziner uns gegen Angriffe ernsthaft verteidigen, die von Laien gegen unsere Forschungsmethoden gemacht werden; doch das ist ein althergebrachtes, wenn auch trauriges Vorrecht unserer Wissenschaft vor anderen Naturwissenschaften, und ist im Sinne weiterer freier Forschung und im Interesse der Aufklärung noch nicht voreingenommener gebildeter Laien wieder einmal zur Notwendigkeit geworden.

Gehen wir also auf die in dem Aufsatz von Prof. Dr. Förster gestellten, aber nicht beantworteten Fragen ein: 1) Bedürfen wir der Vivisektion für unsere

Naturerkenntnis? 2) Dient sie dazu, die Heilkunst zu fördern? 3) Müssen die praktischen Ärzte durch sie mit herangebildet werden, um ihren Beruf vollgültig ausüben zu können?

A priori sind diese drei Fragen nach Bejahung der ersten sämtlich bejaht, denn mit Förderung der Erkenntnis natürlicher und krankhafter Vorgänge im Organismus fördern wir zugleich die Erkenntnis der Mittel, diese Vorgänge zu beeinflussen; und daß in diese Forschungsweisen der Arzt, will er diesen Namen verdienen, praktisch und theoretisch eingeweiht sein muß, unterliegt dem logisch Denkenden keinem Zweifel. Nun ist das hauptsächlichste Studienobjekt des Arztes der menschliche Organismus. Sein äußerst kompliziertes Funktionieren, seine Feinde und Krankheiten, sein Werden und Vergehen soll er in ihren Grundursachen erkennen, ohne daß ihm dieses Studienobjekt frei zugänglich wäre. Er ist darin andern Naturwissenschaften gegenüber im Nachteil; ihnen ist es gestattet, mit allen Mitteln, die in Menschenmacht stehen, von dem zu erforschenden Gegenstand Besitz zu nehmen, ihn in jedem Stadium seines Seins zu zerstören und wiederaufzubauen, ihn in seiner Entwicklung zu belauschen. Für den Arzt dagegen ist der menschliche Organismus ein „Noli me tangere“, und er kann seine Wissenschaft nur aus Verwertung einer beschränkten Anzahl ungefährlicher Experimente sowie Beurteilung physiologischer und krankhafter Symptome aller Art schöpfen. Von dem Augenblicke an, wo man in der Medizin die neue, d. h. eigentlich wissenschaftliche Richtung einschlug, nicht mehr nach äußeren Zeichen und Empirie allein urteilte, war die Benützung des Tieres als Studienobjekt in der Naturwissenschaft deshalb eine unabweißbare Notwendigkeit geworden, weil seine gesamte Biologie das vollkommenste der bestehenden Analoga zur menschlichen bietet.

Hier begegnet uns der Einwand, ob der Organismus des Tieres praktisch gleich dem des Menschen gesetzt werden kann. Diese Frage ist mit geringen Ausnahmen zu bejahen. Die tierische Zelle ist biologisch gleich der menschlichen zu setzen, die tierischen Epithellen, Drüsen, Organe, Nervensysteme sind im einzelnen und in der Gesamtheit als wertvollste Vergleichsobjekte zu den menschlichen zu gebrauchen. Noch mehr: der tierische Organismus gleicht sogar dem menschlichen so prägnant, daß er an denselben Infektionskrankheiten (z. B. Tuberkulose) leidet und ebenso wie der Mensch gegen deren Gifte Gegenstoffe bildet; kurz, auch die feinere Biologie des Tieres, und gerade diese besonders, ist das Spiegelbild der menschlichen. In weit geringerem Maße ist der Tierkörper bei chirurgischen Maßnahmen als Vergleichsobjekt zu gebrauchen, was sich ja aus dem gänzlich vom menschlichen Körper abweichenden Einzelaufbau ergibt. Und wenn Ärzte, ich meine natürlich ehrliche, wissenschaftliche Ärzte, den Nutzen der Bivisektion geleugnet haben, so bezogen sich ihre Ausführungen fast stets auf die Gebiete der Chirurgie, wo sie mit Recht vor zu weit gehenden Rückschlüssen vom Tier auf den Menschen warnten. Im einzelnen auf laienhafte Einwürfe in dieser Frage einzugehen, wäre ein müßiges und unwürdiges Unternehmen — ich muß an dieser Stelle nur nochmals hervorheben, welch unglaubliche Naivität und Anmaßung dazu gehört, als Laie über subtile und schwierige Fragen einer Wissenschaft urteilen zu wollen, zu deren Lösung es des ganzen Aufwandes vollen Könnens und langjähriger Erfahrung der Fachmänner bedarf. Schon hierin ist dem einigermaßen kritisch Urteilenden ein genügendes Charakteristikum des Wertes der Antivivisektionsbestrebungen und ihrer Vertreter gegeben.

Kurz seien noch einige durch Eierversuche erzielte Resultate skizziert. Wir gewannen im allgemeinen zunächst in das Leben und Wirken der Zelle, des Bausteines alles Lebenden, ungeahnte Einblicke. Im einzelnen ließ sich das ungeheure Gebiet der Nervenphysiologie nur auf Grund der Versuche am lebenden Eier erforschen; die höchst wichtigen Vorgänge bei der Verdauung, Nahrungsausnützung und Verbrennung, d. h. der gesamte Stoffwechsel mit seinen zahlreichen Abnormitäten und Krankheiten, das Wesen des Blutkreislaufes und die komplizierten Funktionsverhältnisse des Herzens und Gefäßsystems, ferner jene geheimnisvollen Vorgänge, die wir in ihrer Gesamtheit als Biologie der Zelle bezeichnen, ihren Auf- und Abbau, ihr Ringen mit dem in den Organismus eingedrungenen Krankheitserreger wurden uns erst durch Eierexperimente offenbar. Daß auf diese grundlegenden Tatsachen unsere Krankheitskenntnis und Weisweise aufgebaut werden muß, leuchtet jedem wissenschaftlich denkenden Laien ein.

Noch einige auch dem Nichtmediziner praktisch greifbare Erfolge mögen angeführt sein. Verschiedene Gegengifte gegen Infektionen, unter ihnen als bekanntestes das von Pasteur gefundene Heilmittel gegen Tollwut und das von Behring entdeckte Serum gegen Diphtherie werden uns vom Eier gebildet und setzen die Mortalitätsziffer dieser Krankheiten um ein Bedeutendes herab, retten jährlich Tausende blühender Menschenleben. Derselbe Behring arbeitet seit vielen Jahren mit einem großen Material von Eieren an der Erforschung der Tuberkulose. Schon sind wir in die Erkenntnis ihrer Genese und Biologie gewaltig vorgebrungen, mancher Arbeit wird es noch bedürfen, bis wir diesem Menschenwürger ein spezifisches Heilmittel werden gegenüberstellen können, Hunderte und Tausende Tiere werden den diesbezüglichen Versuchen zum Opfer fallen, aber der Lohn, der mit Gewißheit winkt, läßt den Preis so unendlich gering erscheinen. Und wer diesen Preis erringt, der ist wert, eine Ehrung zu empfangen, größer als sie je einem Imperator, einer Majestät auf der Höhe ihres Ruhmes zuteil wurde; was ist ein mit Menschenopfern, mit ungezählten Menschentränen und Menschenelend erkaufter Sieg gegen die Rettung auch nur eines einzigen daselbstfreudigen und geliebten Menschenlebens? (Nebenbei sei erwähnt, daß Behring bei seinen Experimenten eine Methode fand, die sehr verbreitete Rindertuberkulose erfolgreich zu bekämpfen — also auch den Eieren kommen seine Untersuchungen zugute.) Wichtiger vielleicht und wertvoller als die auch dem Laien erkennbaren, aus Eierversuchen gewonnenen Heilmethoden ist die auf demselben Wege geförderte Erkenntnis der normalen und krankhaften Lebensprozesse, und diese Erkenntnis und immer wieder diese ist es, deren wir so dringend benötigen, wollen wir unsren Heilplan zweckmäßig und wirkungsvoll gestalten; ohne sie sind wir der Empirie preisgegeben und das ist gleichbedeutend mit Experimenten am lebenden Menschen.

Das erdrückende Tatsachenmaterial hat denn auch in letzter Zeit die Gegner der Vivisektion wenigstens teilweise zum Eingeständnis der Erfolge dieser Forschungsmethode gezwungen. Eine andere Frage ist es, die sie aufstellen und mit aller Entschiedenheit, mit innerster Entrüstung verneinen: Ist es sittlich, durch Versuche am lebenden Eier, die zum Teil mit Qualen für dasselbe verbunden sind, Erkenntnis und Heilungsmöglichkeit menschlicher Krankheiten anzustreben?

Ich lasse zunächst einige Gedanken, die Prof. Förster an diese Frage anschließt, in ihren Stichworten folgen. Er führt aus: Die Vivisektion ist ein



feiges, unsittliches Forschungsmittel; der Arztstand mit seinem beschränkten Standesgewissen ist nicht berufen, über ihre Existenzberechtigung zu urteilen; ebenso wie einst die Gegner der Sklaverei, Hexenverbrennung und Folter verhöhnt wurden und später trotz allem durchdrangen, wird es auch uns ergehen; auf unserer Seite stehen alle großen Denker und Erzieher der Menschheit, alle Ritter vom Geist; wir wollen zusammen die Ehre der Wissenschaft und Heilkunst wahren, ob es selbst wider den Willen derer wäre, für die wir uns sorgen; der Vivisektor ist in einer Reihe mit dem Geldspekulanten, dem Nützlichkeitsrechner und andern kurzfristigen Selbstlingen zu rechnen; er erkennt die Natur nicht, die als gütige Mutter und nie in die Notwendigkeit verfest, unser Leben um den Preis unseres Seelenfriedens zu retten; er folgt der Lockstimme nach Ruhm, Reichtum, Wissen, Macht und Stellung, und wenn der Versucher zu ihm kommt: „Das alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest“ so folgt er ihm.

So Professor Förster.

Dagegen richte ich an jeden Leser von Seelenbildung die Frage: Ist eine Handlung, die unter Gebrauch von göttlicher und weltlicher Autorität erlaubter Mittel das Heil und die Gesundheit der Menschheit zu erlangen und zu wahren strebt, keine sittliche? Ist nicht Philantropie, verbunden mit Streben nach Erkenntnis und Wahrheit, gleichbedeutend mit höchster Sittlichkeit?

Der Schöpfer der Welt setzte den Menschen ausdrücklich zum Herrn über alles Erschaffne, auch über die Tiere. Diese Herrschaft haben alle Völker, sofern sie nicht zum Tierkult herabsanken, als ein Naturrecht ausgeübt. Wurden sie unter dem Einfluß einer Überkultur moralisch krank, dann ging ihnen der richtige Gebrauch dieses Naturrechtes verloren, an die Stelle der Tiere traten die Mitmenschen. Dann wurden die Moränen in den Leichen Roms mit Sklaven gefüllt und Gladiatoren nach den Regeln der Kunst gezüchtet, während das Pferd des Caligula eine Staatsstelle einnahm. Und in der Arena bestete man mit den Gladiatoren als gleichwertige, oft höher geschätzte Ware Tausende von Tieren in grausamster Weise zu Tode. Ein Menschenleben galt wenig und wurde oft für die Erhaltung eines seltenen Tieres geopfert. Das Christentum erst brachte wieder eine Umwertung der Werte und gab dem Menschen, mochte er noch so gering sein, seine Menschenwürde zurück. Jedoch kommen solche Perioden der Unmenschlichkeit immer wieder im Leben der Völker auf, und wir können sie durch alle Jahrhunderte verfolgen bis in die Neuzeit hinein — ich erinnere nur an die berüchtigten Menschenverkäufe unserer Quodezfürsten —, zwar stets unter anderer Form, in anderem Mäntelchen, modifiziert von der fortgeschrittenen „Kultur“, aber auch stets mit einem allgemeinen Tiefstand der Sittlichkeit und einer gewissen Perverfität sozialer Anschauungen vergesellschaftet.

Wir sind heute auf dem besten Wege zu verwandten Zuständen. Die Überkultur hat uns wieder einmal eine gewisse Degeneration eingeleitet und diese äußert sich am prägnantesten in dem, was der Engländer moral insanity nennt; ungesunde Moral, d. h. das Fehlen der natürlichen, sich wie ein feilischer Reflex auslösenden, sittlich richtigen Beurteilung der Dinge um uns, die mit Erwachen der Vernunft schon dem Kinde eigen ist. Diese teils angeborene, teils anezogene Perverfität der Gefühle ist dem Psychologen, dem Kriminalisten



Johann Bossard  
Schlafendes Kind (Lithographie)



LIBRARY  
OF THE  
UNIVERSITY OF ILLINOIS

wohlbekannt; sie sieht z. B. in dem Verbrecher nicht mehr den Verbrecher, sondern den interessanten oder pikanten Fall, dessen Sensationstizel selbst die Hofetizette weichen muß, sie fordert mit offener Schamlosigkeit die Beseitigung des § 175 usw., kurz, sie stößt dem Denkenden bei Verfolgung der Tagesereignisse oft genug auf. Ein gewisser Snobismus macht sich auf dem doch so ernstern Gebiet der moralischen Bewertung breit; man legt nicht mehr den sittlichen Ernst bei der Urteilsprechung zugrunde, sondern läßt sich seine subjektiven Gefühle über den Kopf wachsen und richtet nach diesen Kriterien. Betrachten wir einmal von diesem Gesichtspunkte die Bewegung gegen die Bivisektion und einige Erscheinungen, die mit ihr in tausalem Ronner stehen, und lassen wir dabei, wie natürlich, auch einige soziale Überlegungen mitsprechen:

Ein gebildeter Mann stellt allen Ernstes das Wohl des Tieres über das des Menschen und motiviert seine Ansicht mit religiösen und sittlichen Forderungen. Andere Gebildete schließen sich ihm an, und selbst einige, allerdings wenige Naturforscher entblöden sich nicht, aus gleichen oder ähnlichen Gründen mit ihm zu sympathisieren. Hexenverfolgung, Sklaverei und Tierquälerei werden auf eine Stufe gestellt, das Tier also dicht neben den Menschen; der Forscher, der für das Wohl der Menschheit arbeitet, als rücksichtsloser Selbstkling, dem Geldspekulanten vergleichbar, bezeichnet. Ein gebildeter Mann fühlt nicht, daß wahre Sittlichkeit in strenger Selbstzucht persönlicher Gefühle besteht, wenn es gilt, das Wohl des Ganzen zu fördern; daß hochstehende Kultur des einzelnen und eines Volkes sich nicht in einem krankhaft sensitiven Wirrwarr der Empfindungen, sondern in höchster Bewertung der Menschenwürde, des Menschenglücks, des Menschenlebens unter Hintansetzung aller persönlichen Emotionen dokumentiert. Ein gebildeter Mann, der wissen sollte, was er seinen Mitmenschen schuldig ist, begreift es nicht, daß er durch Gleichstellung von Mensch und Tier sich selbst des Höchsten, seiner Menschenwürde begibt, seinen Mitmenschen eine Schmach zufügt und seine gänzliche Verständnislosigkeit für die von ihm so oft zitierte christliche Religion, die Religion der Menschlichkeit, darzut. Er predigt uns vielmehr, der Natur ihren Lauf zu lassen, die willenlose Ergebung, das Rismet und den Tierkult.

Nun haben uns die kulturellen Zeitverhältnisse inmitten zahlloser wichtiger sozialer Probleme gestellt; alle Geisteskräfte suchen fieberhaft nach Methoden, das Los des einzelnen und der Gesamtheit erträglicher zu machen, jede kleinste Wohltat, jede Betätigung von Menschlichkeit, der geringste Beitrag zur geistigen und körperlichen Sanierung unserer Mitwelt ist mit Freuden zu begrüßen — und da erhebt eine Gruppe sogenannter Gebildeter unter uns, die ihre betäubende soziale Untüchtigkeit in der oben ausgeführten Weise zeigen, sich als „Untermenschen“ dem Tiere gleich bekennen und einen Kult von Gefühlsperversionen inaugureren, der als Degenerationszeichen von einem Forel und Lombroso untersucht und eingereicht zu werden verdient. Denn daß ältliche Mädchen ihre emotionalen Restbestände im Überfluß auf das liebe Vieh anstatt auf ihre hilfsbedürftigen Mitmenschen verwenden, ist uns ja keine neue Erscheinung; aber Männer, wissenschaftlich gebildete Männer auf diesen Irrwegen zu finden, ist zum mindesten ganz absonderlich — oder sollte es so viele feminine Männer geben? Stets unbegreiflich wird es mir aber bleiben, daß Naturforscher von Ruf mit der Bewegung gegen die Bivisektion liebäugeln, in Zeitschriften das Tier als „vielleicht dem Menschen gleichwertig aus dem Füllhorn des Lebens hervorgegangen“ und den Tierexperimentator als „nicht

sympathischer als einen Schlächtergesellen“ bezeichnen. Auf diesen Männern liegt die Verantwortung für die Konsequenzen der Ideen, die sie ins Leben riefen. Ihnen folgt die Menge blind und gerne mit jener Kritiklosigkeit des ersten Be- und Beurteilens, die ja leider uns Deutschen so eigen ist, die uns Väterchen Gapon als Helden feiern und „Rettet Gorki!“ rufen ließ. Zwar kümmert sich die Menge blutwenig um die angebliche Eierquälerei, dafür fühlt sie zu urwüchsig, aber sie freut sich, den Ärzten, den Gebildeten eines anhängen zu können. Auch diese Beobachtung, wie der ungebildete Mann und noch mehr der Halbgebildete dem Arzt mit einer gewissen Feindseligkeit, einem gewissen Mißtrauen gegenübersteht, ist nicht ohne Interesse. Er, der infolge seiner Unbildung gewohnt ist, selbstherrlich seine Ansicht als die rechte anzusehen, wird gereizt, wenn sich die einfachen Anordnungen des Arztes seinem Verständnis, seiner Logik nicht einfügen, und geht lieber zum Kurpfuscher, dessen Mystik ihm viel besser einleuchtet. Und so schließt er sich einer Bewegung gegen den Arzt, der ja nicht, wie der Kurpfuscher, Wunder wirkt, mit Freuden an, und die Kurpfuscher selbst sind natürlich die eifrigsten Gegner der Bisektion. Diese Überlegungen gehören mit Notwendigkeit hierher, wenn einmal rücksichtslos die seelischen Momente aufgedeckt werden sollen, die, von den Trägern selbst meist nicht erkannt, doch die innersten Motive zur Propaganda gegen die Eierversuche sind.

Und wie ist es nun, wenn Not an den Mann geht? Als ich den Aufsatz Professor Försters las, kam mir die Überzeugung, daß diese Worte voll Sinecure an das Warten der Natur, voll Ablehnung alles Notwendigen und Grausamen im menschlichen Leben nur von jemand geschrieben sein könnten, der noch nie mitfühlend das gequälte „Soll mir!“ auf dem Antlitz eines von Schmerz Gepeinigten las, noch nie das verzweifelte „Rette mich!“ eines tödlich erkrankten jungen Menschen hören mußte. (Allerdings verdienen ja nun diese Armsten nach Prof. Förster nicht mehr Mitleid als z. B. eine zu Versuchszwecken mit Typhuskeimen geimpfte und daran krepierende Ratte.) Wer von den Bisektionsgegnern hat nun den Mut, einem solchen Kranken zu sagen: „Mein Lieber, wir könnten dir ja Heilung und Linderung bringen, aber um Mittel zu finden, müßten wir viele Kaninchen umbringen, und deren Wohlergehen ist doch dem deinen gleichwertig; lasse also der gütigen Mutter Natur freie Hand und schone deiner Brüder, der Kaninchen?“ Nein, diesen Mut hat niemand in der ganzen Liga, weil er weiß, daß der Kranke ihn als Narren ansehen, die Mutter des kranken Kindes ihm mit Hohn die Tür weisen würde; diesen Mut hat auch niemand, wenn bei ihm selbst die Lage des Leidens kommen — nein, dann ergreift er dankbar jedes Mittel zur Gesundheit und stellt vorher keine Untersuchungen darüber an, wie vieler Rattentod erforderlich war, es zu finden oder im Tiereperiment auszuprobieren. Aber den Mut, ernste Forscher, gewissenhafte Ärzte ohne jeden Schein eines Beweises kurzfristige Selbstlinge, nichtswerte Menschen zu nennen, ihnen das so notwendige Vertrauen ihrer Patienten zu stehlen, philanthrope Bestrebungen reinsten Natur und weittragendster Wichtigkeit zu untergraben — diesen traurigen Mut besitzen unsere Gegner anscheinend in ausreißendstem Maße. Bekanntlich ist die Lage der deutschen Ärzte augenblicklich insofern eine pretäre, als von gewisser Seite versucht wird, ihre Leistungen so gering als möglich zu bewerten und ihre soziale Stellung unter das ihnen zukommende Niveau zu drücken. Die oben angeführten Verdächtigungen und Vorwürfe schließen sich

diesen Bestrebungen würdig an. Wird ja doch von einem Kollegen der im Tierversuch forschende Mediziner mit dem Schlächtergesellen verglichen; kein Wunder also, wenn das so unterrichtete Publikum ihn ebenso qualifiziert. Es ist wahrhaftig ein erniedrigendes, beschämendes Gefühl für den Arzt, zu sehen, wie wenig seine Intentionen verstanden werden, mit welcher Leichtfertigkeit seine Standesehre untergraben wird, das Objekt seiner Sorge dem Tiere, er selbst also dem Veterinär gleichgestellt. Welche Freude soll es noch bereiten, ein Menschenleben zu retten? Ist es zu verargen, wenn der Arzt, nachdem er seine doch stets auf ideellem Gebiet liegenden Leistungen also eingeschätzt sieht, mehr und mehr von materiellen Beweggründen bei seinem Wirken sich beeinflussen läßt? Den Schaden haben dann seine Klienten zu tragen, mehr vielleicht subjektiv als objektiv.

Noch ein Wort zu den praktischen Erfolgen der Bewegung gegen die Bivisektion. Daß „alle großen Denker und Erzieher der Menschheit, alle Ritter vom Geist“ auf ihrer Seite stehen, ist wohl eine nur in der Phantasie des Autors bestehende Tatsache. Wie wenig aber Puritanismus und der ja daraus resultierende übertriebene Tierkult zum Idealismus, zur „Versöhnung von Verstand und Gemüt“ führen, sehen wir an der Hochburg beider Erscheinungen: England. Hier blüht neben diesen schönen Dingen der weltbekannte strupellose englische Rationalismus, hier heßt, wie ich selbst erfuhr, die eifrige Tierschützerin den Fuchs und den Hirsch zu Tode auf frühlicher Jagd, hier sind Kaninchen- und Rattenheze, wobei Hunde in einem umgitterten Behälter in brutalster Weise möglichst viele Ratten zu Tode beißen müssen, neben den bekannten rohen Vogerkämpfen beliebte Volksbelustigungen, an Grausamkeit die Stierkämpfe der Spanier weit übertreffend. Daneben läßt eine Dame aus der höchsten Gesellschaft ihre Rasen in einem mit raffinierter Bequemlichkeit ausgestatteten „Sommerheim“ verpflegen, ein Luxus, der einen jährlichen Aufwand von Tausenden erfordert. Als „Versöhnung von Verstand und Gemüt“ kann man diesen Tierkult ja wohl nicht gut bezeichnen, wohl aber als himmelschreienden Unfug, solange noch ein Mensch auf der Erde Hunger leidet oder nicht weiß, wohin er sein Haupt legen soll! Als geschmackvoll oder als „Versöhnung von Verstand und Gemüt“ (es fehlt wieder vorwiegend ersterer) kann man auch die Verquickung von Religion und Tierschutz nicht bezeichnen; wurde doch jüngst zur allgemeinen Erheiterung der Presse der Besuwausbruch in der „Tierschutzkorrespondenz“ als göttliches Strafgericht für die bekannten Tierquälereien in Italien allen Ernstes erklärt.

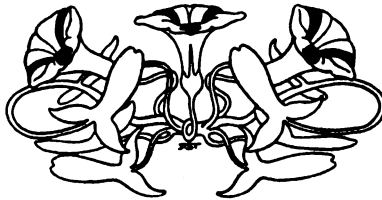
Wir Deutsche haben, trotz zahlreicher Reichstagspetitionen um Verbot der Tierversuche, bisher zu gesund gefühlt, um dieser Bewegung nachzugeben. Gerade bei uns, wo vor einiger Zeit noch mit solch flammender und überstochender Begeisterung für die freie, voraussetzungslose Wissenschaft gestritten wurde, würde eine solche Lähmung der naturwissenschaftlichen Forschung um so befremdender wirken. Eine Beschränkung jedoch der Tierversuche aller Art in dem Sinne, daß sie nur in wissenschaftlichen Instituten und auch hier von Studierenden nur unter Leitung ihrer Lehrer vorgenommen werden sollen, ist anzustreben. Daß auch dann noch zwecklose Versuche, unnötige Grausamkeiten vorkommen werden, ist ohne Zweifel und lebhaft zu bedauern; jedoch werden das bei dem wissenschaftlichen Ernst und Pflichtbewußtsein unserer deutschen Forscher Ausnahmen sein, die als harte Notwendigkeit im Interesse der angestrebten hohen Ziele nicht in Betracht

kommen. Und eine Reihe solcher mühsam zusammengesuchter Beispiele fällt bei einem Urteil über das Ganze natürlich nicht ins Gewicht.

Uben wir also den Eierschutz, dessen Motive und Ausübung in voller Berechtigung bestehen, durch Verhüten jeder aus Noheit oder Unkenntnis entspringenden Mißhandlung des Tieres; einem solchen Bestreben wird kein gebildeter Mensch seine Sympathie versagen können. Stecken wir aber insofern Grenzen, als wir Tieren, die keine Nutztiere sind, jeden überflüssigen Aufwand versagen und anstatt dessen unsere Mittel sozialcharitativen Zwecken weihen. Tausend und abertausend Grausamkeiten des Lebens, der unbelebten Natur, der Elemente, wie des einzelnen Mächtigen gegen die Untergebenen, Beispiele unfähigen Elends, unbeschreiblichen Jammers sehen wir täglich vor uns; hier möge unsere Humanität zuerst einsetzen, Menschen bedürfen ihrer, und wir werden es nie nötig haben, unsern Trieb nach charitativer Betätigung an das unverständige Tier zu verschwenden und zur Humanasterei ausarten zu lassen.

Zeigen wir uns des Namens Mensch würdig, besinnen wir uns auf unsere Menschenwürde und auf unsere Pflichten gegen unsere Mitmenschen — das ist kein Mensch, der eines Tieres Wohl dem eines Menschen vorzieht. Und wollen andere sich dem Tiere gleichstellen, habeant sibi — sie mögen ja Grund dazu haben! Wir aber wollen den von Gott gesetzten Unterschied mit Entschiedenheit gewahrt wissen und wir wollen diese Wahrung unserer Menschenwürde und Verfolgung der daraus sich ergebenden Konsequenzen als höchste Sittlichkeit betrachten. Und wenn die Notwendigkeit uns zwingt, so wollen wir dem Tier gegenüber auch unsere Rechte als Beherrscher der Natur ausüben, nicht aus Willkür, als Herrenmenschen im Sinne Nietzsches, sondern im wohlbegründeten Wahrheitsstreben und um unsern leidenden Mitmenschen zu helfen, aus dem edelsten Motive heraus, das wir kennen, der *Charitas*. Und: *Charity begins at home!*

Dr. Karl Fund





## Vor den Wahlen

**M**ögen die Wahlen zum neuen Reichstage ausfallen, wie sie wollen: auch im günstigsten Falle können sie nur einen bescheidenen Anfang zum Besseren, nie eine entscheidende Wendung bedeuten. „Was will bei den Massen,“ fragt auch der „Hammer“, „in denen längst jedes völkische Bewußtsein erstickt wurde, der Appell an das nationale Ehrgefühl? Hat man diesen Massen nicht beigebracht, sich ihres Deutschtums fast zu schämen und ein internationales Hanswursttum zu verehren? An Stelle eines großzügigen Gemeinannes ist dort der Geist der armseligsten Selbstsucht und Schäbigkeit in den Gemütern genährt worden.

Und dieses volksvergiftende Treiben haben wir anstandslos seit vierzig Jahren mit angesehen; wir ernten nun die Früchte davon. Der Appell an die Schäbigkeit wird darum in den Massen wahrscheinlich stärkeren Widerhall finden als der Anruf des nationalen Bewußtseins. Darum haben jene Parteien die besten Aussichten, die auf die Niedrigkeit der Besinnung spekulieren. Das Wahlergebnis, das sich der Kaiser als Geburtstagsgeschenk für den 27. Januar auf seinen Morgentisch bestellt hat, kann daher leicht eine starke Überraschung bringen. Aber auch solche Überraschung kann ihr Gutes haben; sie kann dazu beitragen, daß wir endlich nüchtern sehen lernen; sie kann die Lehre bringen, daß sich der Patriotismus nicht kommandieren läßt; sie kann in der Regierung das Bewußtsein wecken, das viel, viel tiefer ausgeholt werden muß, wenn in den Lauf der Dinge ein Wandel kommen soll.

Wir leben noch immer in Einbildungen; wir sehen nicht, wo wir tatsächlich stehen. Wir sind verwundert und entrüstet über das Treiben des Pöbels; aber was tun wir denn, um ihm entgegenzuwirken? Was tun wir denn, um die Massen zu leiten und zu erziehen? Überlassen wir sie nicht völlig den schlechtesten Ratgebern, den demagogischen Wühlern?

Es ist ja kein Zweifel, daß es den Leitern der Sozialdemokratie nicht ernstlich darum zu tun ist, eine neue bessere Gesellschaftsordnung zu schaffen.



Wenn sie das wollten, so müßten sie vor allen Dingen veredelnd und erziehend auf die Menschen zu wirken suchen. Sie tun aber das Gegenteil. Sie schüren alle schlechten Leidenschaften, die Habsucht und den Neid, die Arbeitsverachtung und Liederlichkeit, die Vergnügungssucht und den Größenwahn, die Auflehnung gegen jede Autorität, die Verachtung aller Sitte und Ordnung. Es ist offenbar, daß die neue Gesellschaftsordnung, der sogenannte Zukunftsstaat, für sie nur einen schidlichen Vorwand bildet, um unter diesem Deckmantel die Volkszersehung um so erfolgreicher zu betreiben. Der eigentliche Sporn ist der Haß gegen den Staat, der Haß gegen jede gesellschaftliche Ordnung. Nicht aufbauen wollen diese Leute, sondern zertrümmern und einreißen. Zu einer ehrlichen Neugestaltung unsres Lebens fehlen den sozialdemokratischen Führern alle Fähigkeiten. Sie haben noch nirgends bekundet, daß sie sich ernstlich mit der Neuschaffung sittlicher, rechtlicher und sozialer Verhältnisse beschäftigten. Ihre einzige Weisheit besteht in der Forderung, daß an Stelle des wirtschaftlichen Einzelbetriebes der große Massenbetrieb treten müsse. Diese Umwandlung besorgen aber schon die spekulativen Großkapitalisten — allerdings nicht zugunsten der Gesamtheit. Gegen diesen wirtschaftlichen Großbetrieb der Plutokraten, der tatsächlich das ganze Volk wirtschaftlich unterjocht, haben aber die Herren Sozialdemokraten gar nichts Ernstliches einzuwenden; im Gegenteil, sie fördern ihn, denn sie wissen, daß dieses plutokratische System schließlich ebenfalls auf die Vernichtung der staatlichen Gewalt hinzielt. Ja, wer näher zuschaut, der gewinnt den Eindruck, daß die Volksaufheber — zum Teil wenigstens — die Agenten des internationalen Großkapitals sind und mit ihm auf den Sturz der Monarchie hinarbeiten.

Wenn nun aber die Regierungen selber — in Verkennung der eigentlichen Sachlage — mit der Plutokratie lieb Kind spielen und ihr alle Pforten öffnen, so wird es zu einer verzweifeltsten Aufgabe für die wirklichen Volks- und Vaterlandsfreunde, den Staat noch schützen zu sollen — den Staat, der seinen eigenen Feinden Waffen liefert. . . .

Es gibt denkende Leute genug im Staate, die mit unseren heutigen Zuständen nicht zufrieden sind. Der ernste Mensch aber, der Mißstände in seiner Umgebung gewahrt, sinnt darüber nach, wie er sie abstellen helfen kann. Er sucht nach Mitteln zu schrittweiser Reform und beginnt mit den Verbesserungen zunächst — an sich selber. Zu solcher ersten Sorge um das Gemeinwohl sind aber unsere Demagogen nicht fähig; sie glauben ein viel einfacheres Rezept gefunden zu haben; das lautet: es muß alles klein geschlagen werden. Die Revolution ist die Ausflucht der Unfähigkeit, das Verlegenheitsmittel der geistigen Inferiorität, der Deckmantel für die sozialpolitische Impotenz.

An den schlimmen Zuständen um uns her sind wir schließlich doch alle mehr oder weniger selbst mit schuld. Jeder, der etwas verbessern will, sollte daher zunächst Einkehr bei sich selber halten. Aber, die Volksaufwiegler haben eine wunderbare Methode erfunden, um das Individuum

von jeder Verantwortung frei zu sprechen und in ihm den Wahn der Vollkommenheit zu nähren. Das Rezept ist einfach: die Gesellschaft, der Staat ist an allem schuld! Keinem Lump, keinem Verbrecher darf mehr ein Vorwurf aus seiner Nichtsnutzigkeit gemacht werden; er wirft sich in die Brust und sagt: Ich bin das Produkt meiner Zeit, das Erzeugnis eurer Sünden. Ihr habt mich zu dem gemacht, was ich bin; ihr müßt die Verantwortung für mich tragen. — Kann es ein bequemeres Coangelium für das Gefindel geben?

Und dann noch die andere Weisheit dazu: die Unzufriedenheit ist der Fortschritt! Ihr braucht bloß recht unzufrieden zu sein, so seid ihr mit einem Male vollkommene und erhabene Menschen. — Welcher Pöbel hörte das nicht gerne! Wen die Gesellschaft nicht auf samtene Kissen bettet, der hat Grund zur Unzufriedenheit und erklärt dieser Gesellschaft den Krieg. — Das ist recht wohlfeil.

Wo sagt die Sozialdemokratie jemals etwas davon, daß der Mensch durch seine Leistungen, durch seine Tüchtigkeit sich sein Daseinsrecht erkämpfen müsse? — daß erst aus erfüllten Pflichten der Anspruch auf Rechte erwächst? Das Wort Pflicht ist dort unbekannt. Hier liegt eine Hauptwurzel unserer Mißstände:

Der heutige Mensch sucht die Schuld seiner schlimmen Lage nicht bei sich selber; er macht andere verantwortlich für seine Schwäche und seine Sünden und läßt seine Wut am Staate aus. Der Unfähige, dessen Leistungen niemandem genügen und ihm deshalb ein unzulängliches Verdienst eintragen: er jürrt dem Staate und äußert seinen Groll durch einen roten Stimmzettel; der Trunkenbold, dessen Geld nicht für seinen Durst reicht, hat Ursache, unzufrieden zu sein, und wählt rot; der Taugenichts, der mit dem Befese in Konflikt kam, übt mit einem roten Stimmzettel Rache am Staate. Ja, mancher ehrenhafte Staatsbürger, der durch das ungeschickte Verhalten eines Beamten sich gekränkt fühlt, läßt seine Verbrossenheit mit einem sozialdemokratischen Stimmzettel aus. Und hierin folgt ihm vielleicht der Beamte selber, der nicht rasch genug avanciert und sich in seinen Fähigkeiten verkannt und ungerecht behandelt wähnt. — Kann es eine bequemere Partei geben als die, die die Unzufriedenheit zum Selbstzweck erhebt? —

Und es ist heute reichlich Stoff vorhanden, die allgemeine Unzufriedenheit zu nähren und zu einem scheußlichen Ungeheuer sich auswachsen zu lassen. Es ist wahrhaftig nicht das Organisationstalent der Herren Bebel und Singer, das die Partei der Staatsfeinde so mächtig anschwellen läßt; die sind dazu gekommen wie die Sau zum Kummel. Die eigentlichen Züchter der Sozialdemokratie sitzen ganz anderswo.

Und hier berühren wir den Punkt, der das Dasein der Sozialdemokratie in gewissem Sinne rechtfertigt — mindestens erklärlich macht: Es ist die Pflicht der herrschenden Stände, das Volk auch geistig zu leiten und zu erziehen. Erfüllen die oberen Klassen heute diese Aufgabe? Sind sie

auch nur fähig dazu? Die Tatsachen antworten: Nein! Daß überhaupt eine Sozialdemokratie im heutigen Umfange entstehen konnte, ist ein Beweis für die Schwäche der herrschenden Klassen. Die Herrschenden wissen keine Mittel und Wege mehr, um den Geist des Volkes im Saume zu halten. Sie sind ratlos und verlegen um die Kräfte, mit denen sie die verderbliche Entwicklung aufhalten sollen. Gelegentliche Ratschläge, wie man in günstiger Weise auf den Geist des Volkes einwirken könnte, stoßen auf völlige Verständnislosigkeit.

Jedenfalls bedarf es endlich nüchterner Eingeständnisse. Man darf sich nicht länger verschweigen, daß alle die Mittel, die man seither als Richtkräfte im deutschen Volksleben und als Eckpfeiler der Kultur betrachtete, sich als untauglich erwiesen haben. Weder die Bildung unserer Schulen, noch die Frömmigkeit unserer Kirchen hat den Geist des Volkes auf den rechten Wegen zu erhalten vermocht. Es wäre ein Akt der Unklugheit, wenn der Staat noch länger seine Selbsterhaltung mit untauglichen Mitteln betreiben wollte . . .“

\*

Nun wird man sich aber auch weiter eingestehen müssen, daß die Autorität nie in der bellagten Weise untergraben worden wäre, wenn sie nicht selbst erheblich dazu beigetragen hätte. Daß ihre Gegner dann die Konsequenzen ziehen, sie unerbittlich ad absurdum durchführen, welcher Mündige wollte sich darüber verwundern oder erzürnen? So schwelgt denn die „Neue Gesellschaft“ in den Widersprüchen, in die sich die monarchische Autorität zu sich selbst gesetzt hat. „Im drängenden, unübersehbar mannigfaltigen Leben der Gegenwart“, schreibt das Blatt des Ehepaars Dr. Braun, „ist es die Klugheit der Könige, im Schein das Sein zu retten, in der Unpersönlichkeit und Gattungsmäßigkeit des bloßen Vertreters der Würde zu verharren, um auch das Widersprechendste, das in der Entwicklung der staatlichen Dinge nacheinander hervortritt, mit dem königlichen Namen decken und zieren zu können — als Rest bleibt ein geheimer, aus dem Hintergrund wirkender Einfluß, der, wie das Beispiel Eduards zeigt, dem ‚bleibenden politischen Faktor‘ selbst das rein parlamentarische England sichert.

Ist dieses richtig, wie es doch jeder Tag, den wir leben, in seiner Richtigkeit erweist, dann vermag man nicht recht zu verstehen, wie Kaiser Wilhelm II. nicht bloß von den Byzantinern, sondern ebenso auch von den Antibyzantinern ein moderner Herrscher genannt werden konnte. Die Auffassung von seiner Sendung, die er vorträgt und betätigt, stellt sich in der schroffsten Weise Sein und Wesen des modernen Staates entgegen. Er will nicht allein der Herrscher im vollen Sinne des Wortes sein, sondern sogar der Führer der gesamten Nation; er bezeichnet ihre Bedürfnisse, weist Ziele und Wege ihrer Zukunft, scheint also zu meinen, daß die tiefsten treibenden Kräfte eines Volkslebens von 62 Millionen Menschen in ihm sich sammeln, um aus ihm als ihrem Quellbecken wieder hervorzutreten. Das ‚sic volo sic jubeo‘ und das noch kühnere ‚voluntas regis suprema

lex' geht in dem Sinne, mit dem diese Worte in der Seele des Kaisers lodern leben, weit über ein bloßes Bekenntnis zum Absolutismus hinaus. Vielleicht hat Wilhelm II. nie so deutlich über sich geredet als in der Ansprache an den Brandenburger Provinziallandtag vom 20. Februar 1891. Damals sagte er: ‚Es schleicht der Geist des Ungehorsams durch das Land, gehüllt in schillernd verführerisches Gewand, versucht er die Gemüter meines Volkes und der mir ergebenen Männer zu verwirren; eines Ozeans von Tinte und Druckerschwärze bedient er sich, um die Wege zu verschleiern, die klar zutage liegen und liegen müssen für jedermann, der mich und meine Prinzipien kennt. Ich lasse mich dadurch nicht beirren . . . Aber wenn das Ganze gedeihen soll, so, seien Sie dessen klar, müssen hier und da im Einzelinteresse Opfer gebracht werden. Unsere jetzigen Parteien sind begründet auf Interessen und verfolgen dieselben oft zu sehr, eine jede für sich. Es ist ein hohes Verdienst meiner Vorfahren, daß sie sich nie zu den Parteien gestellt, sondern daß sie stets darüber gestanden haben . . . Nun, Brandenburger! Ihr Markgraf spricht zu Ihnen, folgen Sie ihm durch dick und dünn auf allen den Wegen, die er Sie führen wird. Sie können versichert sein, es ist zum Heil und zur Größe unseres Vaterlandes.‘

Diese Worte sind nicht etwa herausgeboren aus einem jugendlich gährenden Gemüte; fünfzehn Jahre später, in der Schwarzseherrrede, stellt der Kaiser seine Fürsorge, ja sein vorsehungartiges Walten in derselben Weise gegen die ungeklärten und irrenden Meinungen des Volkes. Und ständig wiederholt sich in seinen Äußerungen die Aufforderung, sich vertrauensvoll der auf das Wohl des Ganzen bedachten kaiserlichen Leitung hinzugeben. Das ist mehr als irgend ein Monarch in den Zeiten des Absolutismus wollte. Jene beanspruchten die Fülle der Gewalt über ein schweigend gehorsames Volk, Kaiser Wilhelm fühlt sich einer mündigen politisch erregten in Parteien geteilten Nation gegenüber, heischt aber trotzdem die freiwillige innere Unterwerfung aller einzelnen, die Schickung des eigenen Willens in einen höheren Willen, wie es im Verkehr zwischen Gott und den Gläubigen, zwischen geistlichen Oberen und in Gehorsamspflicht gebundenen Klosterbrüdern einen Sinn haben mag. Die absoluten Monarchen von einst widersprachen dem freien Menschenrechte, welches damals seine erste Formulierung gewann, Wilhelm II. stellt sich mit der schlichten Möglichkeit in Gegensatz.

Wenn indes Wilhelm II. blindes Vertrauen in seine Führung verlangt, wohin führt er? Welches sind seine ‚klar zutage liegenden‘ Wege und Prinzipien? 1906 weiß man es noch weniger, als man vielleicht 1891 es glaubte wissen zu können. Kurz bevor Bismarck ging, bedeutete ihm der Kaiser, er möge die Sozialdemokratie ihm überlassen; aber schon wenige Jahre darauf wurden die Rekruten ermahnt, zum Schießen auf Vater und Bruder die Gewehre bereit zu halten, wurde die Umsturz- und die Zuchthausvorlage eingebracht. Dann hießen wieder die Sozialdemokraten bald eine ‚vorübergehende Erscheinung‘, bald wurde die Alexandertafel gegen eine künftige Revolution in schwungvoller Rede armiert. Heute sollte das deutsche

Voll, die festesten Planken seiner Zukunft in der Landwirtschaft finden, morgen stand die Zeit im Zeichen des Verkehrs, der Kanal wurde, doch gebaut' und unsere Zukunft lag auf dem Wasser, dessen, 'gräßliche Flotte' den Agrariern doch innerlich ein Greuel ist. Das eine Mal erwartete der Kaiser auf einen ungenauen Konsularbericht hin einen russischen Überfall, das andere Mal empfing er den mit Frankreich eng verbündeten Nikolaus mit überströmender Höflichkeit und begrüßte ihn als Herrscher des Stillen Ozeans, eben als sich Rußland rüstete, seine Flotten und Heere in Tod und Schmach nach dem Osten zu senden. Der, 'ostasiatische Dreibund' schlug zehn Jahre später ebenso in Kuldigungen für Japan um, wie die Krügerdepeche in die Abweisung Krügers von der deutschen Grenze und die gehäuften Freundlichkeiten für Frankreich in die herausfordernde Fahrt nach Marokko, deren unter so vielen Gefahren errungene Scheinergebnisse eben jetzt mit der Zustimmung zu der französisch-spanischen Expedition preisgegeben werden. Am Anfang von Wilhelms II. Regierung wurden die stärksten Positionen und die Zukunft des deutsch-afrikanischen Besitzes für das zerbröckelnde Nichts von Helgoland ausgetauscht, heute ist die sonnenverdorrrte westafrikanische Wüste, sind 300 Sottentotten mächtig genug, die, 'Ehre des deutschen Volks' für engagiert zu erklären. Und wegen einer untergeordneten Budgetpost wird das alte Bündnis mit dem Zentrum zerissen, wird den Offiziösen erlaubt, die verschimmelten Kulturlampfphrasen hervorzuholen, als wäre Wilhelm II. nie auf seinem Ritt zum Vatikan von, 'Pilgern' als, 'Karl der Große', als, 'Erneuerer des christlichen Staates' begrüßt, durch den Mund der Kardinal Ropp und Fischer nie des Vertrauens und der Liebe des heiligen Vaters versichert worden. Wir haben heute den polnischen Schulstreik und doch wurden vor 13 Jahren Koszielski und die Seinen allen Deutschen zum lebhaftesten Erstaunen der Welt als Musterpatrioten vorgeführt.

Wer will in diesem buntschimmernden Gegeneinander und Durcheinander der Handlungen und Versuche Weg, Ziel und Prinzip finden? Was so aussieht wie Regierungsgrundsätze, das sind die lahmen, nachhinkenden Zurechtlegungen und, 'sachlichen' Begründungen, mit denen die Kanzler, wenn sie nach Hohenlohes Worten ihr Amt im Vereiteln nicht erfüllen konnten, allerpersönlichste Willensregungen umkleiden — eifrig sekundiert von der gesamten offiziellen und offiziösen Welt. Denn wofern der Kaiser sein eigener Kanzler sein will, muß logischerweise der Kanzler zum bloßen Kommentator der kaiserlichen Politik werden. Über dieses Verhältnis vermögen die geriebensten Listen und Künste offiziöser Prestitakt nicht hinwegzutäuschen. Kein Mensch sucht die Ursache der jähen Ablehr vom Zentrum in einem plötzlich erwachten Germanentros Bülow's und traut ihm zu, protestantischer oder liberaler Abscheu gegen den geheiligten Ruhhandel mit den Römlingen hätte ihn in eine Felix-Dahn-Stimmung versetzt, also daß er die nationale Note, an der sich seine Stimme die Jahre über matt gesungen, noch kräftiger hinausjubeln wolle. Alle Welt ist vielmehr der Überzeugung: auch

hier liegt eine jener unberechenbaren Wendungen und Umschläge der Stimmung vor, die nun der Kanzler und die Seinen zu objektiven Gründen ausweiten müssen, welche für alle Deutschen, so eines guten Willens sind, zu gelten haben.

Das persönliche Regiment tritt uns hier mit seinem charakteristischsten Merkmal entgegen: das ist das Eigentümliche an Wilhelm II., daß er in seinem Herrschertum seine Person schrankenlos auslebt. Es hat Menschen gegeben, von denen das Wort Jakob Burckhardts gilt, daß in ihnen die geschichtliche Bewegung momentan und persönlich wurde; ein Alexander, ein Cäsar, in denen gleichsam alle lebendige Energie ihrer Zeit gebunden ist, sind in ihren persönlichen Einfällen geschichtlich und ihre individuelle Art wird zum Ausgangspunkt weltgeschichtlicher Änderungen. An Wilhelm II. ist groß das Amt und die vererbte Macht. Niemand könnte ihm wehren, sein menschlich Wesen unverhüllt in jenen Regierungshandlungen auszusprechen, als die eigene Erwägung des Vorteils und Nachteils der monarchischen Autorität. Nun gehört aber Wilhelm II. nach Naturell und Empfindungsart sicherlich zu den Modernen. Uns Kindern der neuesten Zeit, denen ein hochgezüchtetes persönliches Gefühl durch die Schranken unbeherrschbar komplizierter Verhältnisse festsam eingeengt wird, ist es eigen, nach rascher und stürmischer Wirkung zu suchen, doch aber auch, weil unsere Reizbarkeit das Ausdauern und Lauern nicht vermag, den Schein der Wirkung für diese selbst zu nehmen. Wir — Schriftsteller, Künstler, Politiker — bespiegeln uns im Tage, und der Tag mit dem tausendstimmigen Chor der Presse gibt den Widerhall, der, wie vergänglich er sei, doch im Augenblick die Welt erfüllt. Vielleicht hat noch nie ein Monarch als Mensch und als Herrscher so völlig identisch gefühlt als Wilhelm II., und noch nie war ein Name, dessen Träger keineswegs ins Übermenschliche hinaufreicht, so beständig in aller Munde, wie der seine. Daß im Auslande überall und bei jeder Gelegenheit das Eingreifen Wilhelms II. vermutet wird, daß im Reiche selbst jede politische Aktion durch das Verhältnis des Kaisers zu ihr einen besonderen Ton empfängt, ist für den, den es als Menschen betrifft, ein außerordentliches Gefühl, welches auch die politischen Nachwirkungen sein mögen.

An den Sachen freilich ändert diese Anspannung des Interesses, ändern diese um eine Person sich sammelnden Erregungen wenig. Die letzten 18 Jahre deutscher Politik sind erstaunlich unfruchtbar, leer an Werken im Innern, an Erfolgen nach außen, und ihr vielleicht wichtigstes Ergebnis ist ein negatives: daß in Deutschland allein die fortschreitende Anpassung der Grundsätze und Methoden des Regierens an die Forderungen der sich demokratisierenden Gesellschaft verhindert wurde.“

\*

Ach ja, die mancherlei Angriffspunkte — wer hätte sie nicht? Es wird sich so leicht auch niemand über Menschliches ereifern, wenn er nicht durchaus — zum Gegenteil gezwungen werden soll, wenn ihm nicht hartnäckig zugemutet wird, dem Unzulänglichen das Opfer seines Intellekts zu

bringen und es als Offenbarung anzustaunen. Und da darf auch Kaiser Wilhelm II. mit Überzeugung ausrufen: Herr, beschütze mich vor meinen Freunden!

Bei Reclam in Leipzig hat Johannes Penzler die Reden des Kaisers herausgegeben. Darüber schreibt nun Ludwig Thoma im ersten Heft der von ihm, Hermann Hesse, Albert Langen und Kurt Uram neu begründeten Halbmonatsschrift „März“ (München, Albert Langen):

„Die Reden des Kaisers sind gesammelt und herausgegeben, wie auf dem Titelblatte zu lesen ist. Sie sind nicht ausgewählt.“

Demosthenes war auch ein guter Redner. Er hat die Herzen der Athener zu rühren gewußt, und seine Worte sind der Nachwelt erhalten worden. Aber nicht alle.

Freilich, was er auf dem Markte gegen Philipp redete, das hat man festgehalten und überliefert. Aber wenn Demosthenes bei Glaukon oder Kallikles als Gast erschien und nach dem zweiten Gange sich erhob und sprach: ‚Geehrte Anwesende, ich trinke auf das Wohl der verehrten und tugendreichen Frau Kallikles‘, so fand sich niemand, der die Worte der Nachwelt erhalten wollte.

Johannes Penzler, welcher die Reden Kaiser Wilhelms sammelte, hat auch solche Ansprachen, alle und jede, in den zwei Bänden verewigt. Und der Leser findet zum Beispiel folgende Reden:

Straßburg, 21. August 1889

‚Ich danke für den herzlichen Empfang, den ich hier gefunden. Ich bin zum drittenmal in Straßburg und kann sagen, die Stadt heimelt mich an. Ich fordere Sie auf, mit mir zu trinken auf das Wohl der Reichslande Elsaß-Lothringen, der Stadt Straßburg und des Statthalters und seiner Gemahlin.‘

Jedoch der Leser darf sich nicht ungestört dem Genuße dieser Worte hingeben. Penzler sagt in einer Anmerkung (S. 65), daß der Reichsanzeiger Nr. 200 vom Jahre 1889 die Rede in anderer Form brachte. Nämlich in dieser:

‚Ich erlaube mir, einige Worte des Dankes im Namen der Kaiserin und in meinem Namen an Eure Durchlaucht zu richten für den so überaus herzlichen Empfang im Reichslande. Es ist bereits das drittemal, daß ich in Straßburg weile, und heimelt mich die Stadt in jeder Beziehung an. Ich trinke auf das Wohl der Reichslande, der Stadt Straßburg, des Statthalters und seiner Gattin. Sie leben hoch! — hoch!! hoch!!!‘

Man sieht, die Reden des Kaisers haben schon jetzt strittige Stellen, Kommentare und Kommentatoren.

Die Ergänzung des Reichsanzeigers ist lieblos. Sie will minder gutes Deutsch als authentische Fassung hinstellen.

Kaiser Wilhelm kann jenen Satz nicht gebildet haben, der so heißt: ‚Es ist bereits das drittemal, daß ich in Straßburg weile, und heimelt mich die Stadt in jeder Beziehung an.‘

Wir ersuchen den Reichsanzeiger, fernerhin mehr Sorgfalt auf köstliche Güter der Nation zu verwenden, und wir ersuchen Johannes Penzler, den Reichsanzeiger mit Vorsicht zu zitieren.

Freilich, Emil Mücke könnte schreiben: 'Ich schicke Ihnen 24 Stück Buchstinkhosen, und sind dieselben in jeder Beziehung prima.'

Einen Toast beim Festmahle zu Ehren des Geburtstages der Königin von England sprach der Kaiser am 24. Mai 1890:

'Ich trinke auf das Wohl Ihrer Majestät der Königin von Großbritannien und Irland, Kaiserin von Indien, Chef des preußischen ersten Gardebrigadenregiments. Gott erhalte, Gott schütze, Gott segne Ihre Majestät auch noch in den ferneren Jahren.'

Der Reichsanzeiger hat es hier unterlassen, andere Fassungen hereinzuschmuggeln.

Der Leser findet in den zwei Bänden viele Reden von der Bedeutung und dem Umfange der angeführten.

Wenn wir eine Erklärung für den leidenschaftlichen Sammeleifer des Herrn Johannes Penzler suchen, so können wir sie nur in seinem Glauben finden, daß alle Worte regierender Häupter der Ewigkeit gehören. In der Tat hat er nicht bloß den Trinkspruch des Kaisers auf den König von Siam festgehalten (Bd. 2, S. 56), sondern auch die Antwort des guten alten Chulalongkorn.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, will ich beifügen, daß Chulalongkorns Worte erheblich kleiner gedruckt sind . . .

Die Sammlertätigkeit unseres Johannes Penzler umspannt den Zeitraum vom 15. Juni 1888 bis zum 16. Dezember 1900.

Er überliefert uns im ganzen 406 Reden, bemerkt jedoch in der Vorrede, daß nur diejenigen Reden und Rundgebungen aufgenommen sind, deren Wortlaut in offiziellen oder offiziellen Zeitungen mitgeteilt worden ist, oder deren Wortlaut er auf privatem Wege von authentischer Seite erhalten hat.

Von den 406 Reden sind: 174 Trinksprüche, Toaste, gehalten bei Besuchen regierender Häupter, bei Empfängen in den Städten Deutschlands, vor Oberbürgermeistern und Angehörigen des Zivilstandes usw., 119 Ansprachen militärischen Charakters an Armeekorps, Regimente, an Offiziere und an Rekruten. Der größere Teil ist gehalten bei Parade-dinern, Kasinofestlichkeiten, der kleinere bei Empfängen von Deputationen, bei Rekrutenvereidigungen usw. Es folgen 84 Reden und Ansprachen, welche Seine Majestät nicht in festlich geschmückten Sälen, sondern im Freien hielt, ferner Ansprachen an Arbeiter, Reden bei Kongressen usw., 29 Reden tragen offiziellen Charakter: Thronreden bei Eröffnung des Reichstags oder des Landtags.

Man sieht, also ungefähr zwei Drittel der Reden sind bei festlichen Mahlzeiten gehalten worden. Das Milieu schildert uns etwas grämlich der verstorbene Reichskanzler Fürst Hohenlohe. Er schreibt unterm 22. März 1890:



Ich saß gegenüber der Kaiserin und zwischen Moltke und Kameke. Ersterer wäre sehr gesprächig gewesen, wurde aber durch die unaufhörliche Musik gestört und war darüber sehr ärgerlich. Man hatte nämlich zwei Musikcorps einander gegenüber aufgestellt, und wenn eins aufhörte, fing das andre an zu trompeten. Es war kaum zum Aushalten.'

Der Stil Kaiser Wilhelms ist beherrscht vom Superlativ.

In kurzen Trinksprüchen finden sich zwei und mehr; in keiner Rede fehlen sie gänzlich.

Der Kaiser legt seinen herzlichsten tiefgefühltesten Dank zu Füßen des Prinzen Albrecht von Braunschweig für huldreiche Worte; dem König Karl von Württemberg den herzlichsten innigsten Dank aus tief bewegtem Herzen für das soeben ausgebrachte Hoch.

Man darf nicht entgegenhalten, daß diese oder eine ähnliche Form gebräuchlich geworden sei für Verbindlichkeiten.

Diese Trinksprüche sind als Reden dem deutschen Volke vorgeführt von Johannes Penzler. —

Und außerdem sind die Superlative in den größeren Rundgebungen Seiner Majestät entsprechend zahlreicher.

Der Superlativ ist auch als rhetorische Form nicht gut. Ein Gedanke soll einfach und wahr ausgedrückt werden. Der Superlativ ist überschwenglich und darum unwahr.

Er widerstreitet der Simplizität, welche als erste Forderung jeder Kunstform zu gelten hat. Der Kaiser liebt ferner das schmückende Beiwort; er fügt es zu jedem Hauptworte; und wo er begeistern will, häuft er die Adjektiva.

Voltaire sagt: ‚l'adjectiv est l'ennemi du substantif.‘ Er will damit sagen, daß durch Beiwörter die Klarheit des Hauptworts Schaden leidet.

Zudem: Schmückende, ausmalende Beiworte lassen die Form schwülstig erscheinen; außerdem beweisen sie, daß ein Redner sich selbst nicht zutraut, eine Empfindung oder einen Gedanken knapp mit dem treffenden Worte auszudrücken. Wie uns die Sammlung zeigt, sind die meisten Rundgebungen des Kaisers Festreden und als solche zu beurteilen. Der deutsche Festredner von gewöhnlicher Qualität hat die Eigentümlichkeit, Schlagworte aus Festspielen oder Festgedichten in seiner Prosa zu verwenden. Kein anderer Stamm von Festrednern hat sich eine solche Menge klingender Phrasen geprägt, wie der deutsche. Das trifft besonders auf schmückende Beiworte zu, die deshalb gänzlich ungeeignet sind, ein wirkliches persönliches Empfinden wiederzugeben. Aber obgleich sie durch den allgemeinsten Gebrauch entwertet sind, heißt doch der Deutsche von heute eine Rede schwungvoll, feurig, wenn sie mit ihnen gespickt ist. Er unterscheidet sich hierin von seinen Vorfahren, denen der Satz galt, daß der Gedanke den Stil schön macht. Wer nun die festlichen Reden des Kaisers prüft, kann darin weder Eigenart des Empfindens noch Eigenart des Ausdrucks finden. Wir sehen häufige

Wiederholung von Worten, die hochgespannte Empfindungen ausdrücken sollen. Dadurch erhalten sie konventionelles Gepräge; die Worte wie die Gefühle.

Freilich, die Reden des Kaisers haben noch immer braufende Höhe entfesselt. Das ist augenblickliche Wirkung, hervorgerufen durch die persönliche Stellung des Redners, durch die festliche Stimmung.

Vielleicht auch durch äußerliche rednerische Gaben des Kaisers.

Aber diese bestimmen die Güte einer Rede nicht; sie können sie heben.

Form und Inhalt sind das Maßgebende, und sie sind nicht abhängig von rednerischem Feuer. Die Veröffentlichungen der Reden des Kaisers rufen vielfache Deutungen hervor, beschwichtigende Erklärungen, nie den Beifall künstlerisch empfindender Menschen.

Wer damit zufrieden ist, daß die Zeitungen jubelndes Hoch der Tafelrunde verzeichnen, vergißt etwas Wesentliches: daß der Kaiser infolge seiner Stellung nicht so sehr zu der Versammlung spricht, aus deren Mitte er sich erhebt, als zu dem ganzen Lande.

Das hervorstechende Merkmal einer guten Rede ist, daß sie genau der Situation und den Hörern sich anpaßt.

Die Reden des Kaisers zeigen diese Anpassung nicht. Vielleicht mit der einzigen Ausnahme, daß der Kaiser alle Arbeiter per ihr' anspricht. (Empfang der streikenden Bergleute 14. Mai 1889, Ansprache an Krupp'sche Arbeiter in Essen 20. Juni 1890 usw.)

Sonst aber finden wir denselben getragenen Ton, gleichviel ob die Anrede politische Bedeutung hat oder nur an ein jubilierendes Regiment gerichtet ist, gleichviel ob sie gehalten ist vor dem neunzigjährigen Molke oder vor zwanzigjährigen Studenten.

Die Rede, welche der Kaiser auf dem Antrittskommers des Bonner S.C. am 7. Mai 1891 gehalten hat, beweist vieles.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die militärischen Ansprachen des Kaisers keinerlei Verschiedenheiten zeigen, und daß lediglich die angesprochenen Verbände wechseln.

Heute ist es das zweite, morgen das zehnte Regiment, heute das sechste, morgen das fünfzehnte Armeekorps, einmal sind es tapfere Westfalen, ein andres Mal treue Märker.

Das historische Moment bildet stets der Hinweis auf eine Schlacht, in der es diesem oder jenem Regiment vergönnt war, unter den Augen des glorreichen Kaisers Wilhelm die Feuertaufe zu erhalten, die Fahnen zu entfalten und Lorbeeren in den Ruhmeskranz zu flechten. Es gibt in Deutschland kein Städtchen, in dem nicht bei Veteranenfesten genau dasselbe gesagt worden wäre. Just so und nicht mit ein bißchen andern Worten'.

Den alten Soldaten soll es Unterhaltung und Erinnerung geben, und man mag ihnen die Freude gönnen. Hier ist die Frage, ob die kriegerrische Form der offiziellen Ansprachen nicht deshalb ungünstig wirkt, weil sie keinen ersichtlichen Zweck verfolgt.

Die militärische Ausbildung erfordert in Friedenszeiten ausdauernde stille Arbeit, die durch eine Rede nicht gefördert werden kann. Wenn ein Feldherr vor der Schlacht die Truppen anspricht, will er ihnen kurz vor dem Angriffe Mut einflößen, und ein paar Stunden lang mag die Erinnerung an seine Worte die Leute anfeuern.

Wenn aber die todesmutigen Offiziere nach der Rede weiter nichts tun, als hurra rufen und die Sektgläser leeren, so gibt das ein Mißverhältnis zwischen getragenen Worten und bedeutungslofter Handlung.

Marcel Prévost hat im ‚Figaro‘ unlängst geschrieben: ‚Wie ist es gekommen, daß die Völker von Deutschland wegrücken? Warum bemerkt man in allen Blättern der Welt ein Gefühl des Mißtrauens und der Antipathie? Weil die deutsche Kraft sich zuviel in Worten und Außerlichkeiten verzettelt hat. Jeden Augenblick erinnern aufsehenerregende Reden daran, daß Deutschland sein Pulver trocken und seinen Degen geschärft hält.‘

Der Franzose fügt . . . hinzu . . . : ‚Wenn man stark ist und fortwährend von seiner Stärke spricht, so legt man schließlich das Beste von seiner Kraft in seine Worte. Man bemerkt es allmählich nicht mehr, wenn die wahre Kraft sich vermindert, weil man nur mit Schnurrbärten, Stiefeln und dem großen Säbel beschäftigt ist . . .‘

Bilder können einer Rede besondern Reiz verleihen, wenn sie das Gesprochene anschaulicher machen und zugleich ungesucht vom Thema abliegende Kenntnisse oder Ideen des Redners enthüllen.

Gerade sie müssen deshalb selbst gefunden und selbst empfunden sein. Was man gemeinhin originell heißt. Der Kaiser gebraucht häufig bildliche Wendungen, aber sie sind nicht selbst geprägt; sie sind übernommen, und sie werden nicht immer in anschaulicher Weise angewandt.

Der Kaiser übergab am 4. Februar 1893 dem Generalobersten von Pape ein Geschenk des zweiten Garderegiments zu Fuß und sagte dabei u. a. :  
 . . . Das Regiment hat sich eine Gabe ausgedacht, die zu überreichen mir obliegt; sie soll darstellen einen Grenadier des Regiments, der die des Luchses schon längst entbehrende Fahnenstange in der Hand hält, die von der Geschichte der blutigen Zeit ein beredtes Wort redet, die die Zeit durchgemacht hat, besonders die Zeit, der es Ihnen vergönnt ist, nachzufliegen, und der es vergönnt ist, den blutigen Lorbeer um die Stirn zu schlingen.‘

In Hamburg sagte der Kaiser am 18. Juni 1895: . . . Gleich einer Windsbraut schallte mir der Jubel der Stadt entgegen . . . ich erkenne in demselben den Ausfluß des Pulschlags unseres gesamten deutschen Volks . . .‘

Ein andres Mal: ‚Den Rahmen für die heutige Parade gab ein in Begeisterung aufflammendes Volk.‘

Am 17. April 1890 beim sechzigjährigen Dienstjubiläum des Generalobersten von Pape:

. . . denn wohl kaum je ist ein Preuße dagewesen, der so jeden

Tag mit Gut und Blut im Krieg und im Frieden für seinen Herrscher gearbeitet hat.'

In der Abschiedsrede an den Prinzen Heinrich, der nach Ostasien fuhr, sagte der Kaiser am 15. Dezember 1897 u. a.:

„. . . sollte es aber je irgendeiner unternehmen, uns an unserm guten Recht zu kränken oder schädigen zu wollen, dann fahre darein mit gepanzerter Faust! Und so Gott will, sicht dir den Lorbeer um deine junge Stirne, den niemand im ganzen Deutschen Reiche dir neiden wird!'

In der Vorrede zum ersten Bande sagt Johannes Penzler:

„Die Reden des Kaisers geben ein getreues Bild seines Wesens. Man vergegenwärtige sich, daß er fast immer unvorbereitet spricht, und halte damit zusammen den reichen Inhalt und die oft wahrhaft künstlerische Form seiner Reden, die nicht selten einen hohen Grad edelster Rhetorik erreichen.'

In Wahrheit geben diese Reden nicht einmal stets ein getreues Bild seiner tiefer wurzelnden Ansichten und Neigungen; sie geben häufig nur ein Bild der vorübergehenden Stimmung.

Da ist die Festrede auf den Fürsten Bismarck, welche der Kaiser am 26. März 1895 in Friedrichsruh gehalten hat. Der Schluß lautet:

„Wir aber, die wir mit Freude Euer Durchlaucht als Kameraden und Standesgenossen bewundernd feiern, in bewegtem Danke gegen Gott, der Sie unter unserm glorreichen alten Kaiser so Herrliches vollbringen ließ, stimmen ein in den Ruf, den alle Deutschen von der schneebedeckten Alpe bis zu den Schären des Belt, wo die Brandung donnernd tost, aus glühendem Herzen donnernd ausrufen, Seine Durchlaucht, der Fürst von Bismarck, Herzog von Lauenburg, lebe hoch! Hurra! Hurra!! Hurra!!!'

Penzler fügt als Anmerkung bei: „Das Hoch wurde auf Befehl des Kaisers von 21 Salutschüssen der Artillerie begleitet.'

Penzler hält dies für wesentlich.

Nun wissen wir aber aus Penzlers Sammlung und sonst woher, daß diese Festrede nicht eine für alle Zeiten geltende Meinung des Kaisers kundgibt.

Wir kennen Reden, die keineswegs Bewunderung und Dank gegen Bismarck zeigen. Die Stimmung, welche in der Festrede zum Ausdruck gelangte, konnte nicht älter als ein Jahr sein.

Denn nach dem Besuche Bismarcks in Berlin, also nach der formellen Ausöhnung am 27. Januar 1894, sagte der Kaiser zu Fürst Hohenlohe: „Jetzt können sie ihm (Bismarck) Ehrenpforten in Wien und München bauen; ich bin ihm immer eine Pferdelänge voraus.'

Man kann in diesen Worten nicht gut Rührung und Freude über die Ausöhnung erblicken. Viel eher Genugtung darüber, daß die Welt den Besuch Bismarcks als Demütigung beurteilen müsse.

Die Taten aber, welche für Bismarck ein Unrecht auf den bewegten Dank aller Hohenzollern begründeten, lagen viele Jahre zurück.

Viele Jahre vor der Festrede, aber auch viele Jahre vor dem 15. August 1892, an welchem Tage der Kaiser im Marmorpalais zu Hohenzollern sprach:

„Wenn die Leute glauben, daß ich Bismarck maßregeln, etwa nach Spandau schicken werde, so irren sie sich.“

Der verbindliche kleine Herr schrieb die Äußerung nieder und bemerkte auch, der Kaiser habe an diesem Tage frisch und munter ausgesehen.

Ich forschte nach dem reichen Inhalt der Reden, denn ich hatte herzliches Vertrauen zu Johannes Penzler. Ich wurde enttäuscht. Von dem, was unser Leben reicher macht, von dem, was Wissenschaft erforscht und findet, von dem, was Fleiß und Können schafft, von den Sorgen und Mühen des Volks, von seiner friedlichen Arbeit und seinen friedlichen Erfolgen, von alledem steht wenig in diesen Reden. Die brennenden Fragen der inneren Politik werden in den Thronreden in der herkömmlichen Weise berührt; aber Thronreden sind Regierungsprogramme, stilisiert und redigiert von den Ministern. In den Reden, die der Kaiser persönlich verfaßte oder hielt, werden soziale, kulturelle Dinge, Fragen der Verwaltung, Angelegenheiten des Handels, der Industrie, des Handwerks kaum flüchtig erwähnt, geschweige denn eingehend behandelt. Über die Rechtspflege, deren Reform zum schreienden Bedürfnis geworden ist, findet sich in den zwei Bänden kein Wort, so wenig wie über weltbewegende humanitäre Fragen.

Alle bürgerlichen, oder richtiger gesagt, — alle Zivilverhältnisse sind in diesen Reden perhorresziert.

Es ist, als ob die ganze deutsche Welt von heute mit Säbeln über das Pflaster klirre.

Doch eine Rede fand ich in dem dichten Walde der Festmähler und Rekrutenvereidigungen, und sie war überschrieben: „Rede über die Reform höherer Schulen.“

Eine Dase. Ich näherte mich ihr dürstend, und da las ich:

„. . . der letzte Moment, wo unsre Schule noch für unser ganzes vaterländisches Leben und für unsre Entwicklung maßgebend gewesen ist, ist in den Jahren 1864, 1866 bis 1870 gewesen. Da waren die preussischen Schulen, die preussischen Lehrerkollegien Träger des Einheitsgedankens, der überall gepredigt wurde. Jeder Abiturient, der aus der Schule herauskam und als Einjähriger eintrat oder ins Leben hinausging, alles war einig in dem einen Punkte: Das Deutsche Reich wird wieder aufgerichtet und Elsaß-Lothringen wieder genommen. Mit dem Jahre 1871 hat die Sache aufgehört. Das Reich ist geeint; wir haben, was wir erreichen wollten, und dabei ist die Sache stehen geblieben.“

Ja, sie sind stehen geblieben, sie haben aufgehört. Unser vaterländisches Leben und unsre Entwicklung.

Bemerkenswert sind die historischen Hinweise des Kaisers.

Sie nehmen ausnahmslos Bezug auf Hohenzollernsche Hausgeschichte.

Geschichte, wie sie in den preussischen Mittelschulen gelehrt wird, mit dem lieben Gott im Hintergrunde und ohne allzu strenge Prüfung des Materials.

Wenn der Kaiser rühmend vom Großen Kurfürsten oder von Friedrich II. spricht, begreift man den Stolz auf die Vorfahren. Der Satz: ‚Der große Kaiser (sc. Wilhelm I.), des großen Ahnen (sc. Großen Kurfürsten) großer Nachfolger, hat das ausgeführt, was der andre (der Große Kurfürst) sich gedacht‘ (Bd. 2, S. 226) — dieser Satz wird auch dem Herrn Geschichtsprofessor am Berliner Gymnasium etwas befremdlich vorkommen.

Der Große Kurfürst hat klaren Blick gezeigt; er hat seine Zeit verstanden, ein Prophet war er nicht.

Gute Politik hat nichts Divinatorisches an sich; wenn sie eine Zukunft von fünf Jahren übersieht, darf man sie ausgezeichnet heißen.

Den Zusammenhang zwischen Fehrbellin und Sedan zu finden, ist nur dem Verfasser eines Festspiels erlaubt.

Ein anderes geschichtliches Impromptu muß stärkeren Widerspruch finden. Am 6. August 1900 sagte der Kaiser in Bielefeld: ‚Woher ist es möglich gewesen, daß bei dem kurzen Rückblick auf die Geschichte unsers Landes und Hauses diese wunderbaren Erfolge unsers Hauses zu verzeichnen sind? Nur daher, weil ein jeglicher Hohenzollernfürst sich von Anfang an bewußt ist, daß er nur Statthalter auf Erden ist, daß er Rechenschaft abzulegen hat von seiner Arbeit vor einem höheren König und Meister, daß er ein getreuer Arbeitsführer sein muß im allerhöchsten Auftrage.

Daher auch die felsenfeste Überzeugung von der Mission, die jeden einzelnen meiner Vorfahren erfüllte. Daher die unbeugsame Willenskraft, durchzuführen, was man sich einmal zum Ziel gesetzt hat.’

Der Versuch, die Geschichte des preussischen Volks als eine Historie Hohenzollernscher Vorsehung darzustellen, ist nicht glücklich.

Die Wahrheit ist, daß die Erfolge von hervorragenden Männern, nicht zuletzt auch von dem Volke errungen wurden; die Wahrheit ist, daß nach Friedrichs II. Tode kein Hohenzoller unbeugsame Willenskraft gezeigt hat.

Die klägliche Geschichte der Jahre 1790—1813 ist Hohenzollernsche Hausgeschichte; an der folgenden Erhebung hatte Friedrich Wilhelm III. das geringste Verdienst; er hatte nicht einmal den freien Mut, seinen Rettern dankbar zu bleiben.

An Friedrich Wilhelm IV. aber war nichts stark als sein bigotter Sinn, der so weit ging, daß dieser protestantische Herrscher die kirchlichen Hoheitsrechte des Staates preisgab und recht eigentlich der Urheber der ultramontanen Machtstellung wurde . . .

Ich weiß es. Diese Ausführungen sind unpatriotisch . . . Aber die Überzeugung habe ich: Wenn ich königlich preussischer Hausminister wäre und meinem Herrn mit ganzem Herzen ergeben, dann würde ich die Sammlung des Johannes Penzler aufkaufen und aus dem Buchhandel entfernen. Und ich würde glauben, eine überaus loyale Tat vollführt zu haben . . .“

\*

Daß so viele Deutsche doch gar keinen Sinn dafür haben, wie lächerlich ihre mit so tiefem gravitätischen Ernste und wichtigtuender Gründlichkeit betriebene patriotisch-philologische Disziplin wirkt, welche komische Figur wir damit vor jedem guten Europäer machen. Überhaupt, wieviel Lächerliches noch immer in unserem neudeutschen Leben, was wir mit tiefstem tragischen Ernste agieren!

„Jedes Adreßbuch“, schreibt Kurt Eisner im neuesten (Januar-) Heft der „Sozialistischen Monatshefte“, „bezeugt einwandsfrei, daß es auch im Deutschen Reich Leute gibt, die mit dem Kopf arbeiten und bisweilen auch mit dem Kopf verdienen. Wir haben Professoren und Schriftsteller, Ärzte und Advokaten, Techniker und Redakteure, Maler, Bildhauer, Musiker, Schauspieler, Tänzer, Studenten und Erwerbstätige im Militär- und Zivildienst, sowie in den freien Berufen. Diese Erwerbstätigen gehen, wie es in den alten Edikten heißt, zumeist ruhig ihren Geschäften nach und überlassen das übrige der Obrigkeit, die ausersehen ist, die Sterblichen zu regieren. Von Zeit zu Zeit haben die Mitglieder der Gehirngewerbe das seelische Bedürfnis, ins Allgemeine zu schweifen. Man begeistert sich dann für Heinedentmäler oder das Gegenteil: Bismarcksäulen. Auch die Erhaltung irgend einer Gartenmauer in Weimar setzt gelegentlich die Gemüter in Bewegung, oder die Erhaltung der Heidelberger Ruine. Man liest gern den ‚Simplizissimus‘, feiert Haedel oder — in den besten Aufschwungstunden — sammelt für den Schuhmacher Voigt. Sie haben alle ausreichend zu tun, und jeder hat öffentliche Interessen. Bestellt die Krone Bilder bei A. von Werner, so werden sie unter vier Augen Republikaner. Wird Bruno Paul als Direktor der Kunstgewerbeschule geduldet, so betlehren sie sich zum aufgeklärten, und wird Messel Museumbaumeister, zum völlig unaufgeklärten Despotismus. Schreiben sie für Zeitungen, so sind sie oben Geheimagenten des Preßbureaus, unten radikal, unabhängig und lehren, daß die Kunst durch Tendenz geschändet werde; das Feuilleton ist ein Toleranzenhaus für reglementierte Revolutionäre. Man rettet für Rußland Gorkij und für Deutschland Dornburg. Allgemein herrscht das Vorurteil, daß man ein Dichter sein könne, ohne etwas vom Solltarif zu wissen; und wenn man ihnen sagen würde, im letzten Reichsetat stehe die gewaltigste Tragikomödie, so würden sie es nicht verstehen. Will man sie beisammen haben, so denkt man nicht an ein Parlament, einen Brauereisaal für Volksversammlungen, eine Straße, auf der Menschen stürmisch ein Großes begehren, sondern an ein Theater, ein Ballfest, einen Bazar und an einen Bierabend beim Fürsten Bülow. Die Phantasie mancher dieser Persönlichkeiten ist bewunderungswürdig: ich kenne welche, die seit Jahren gute Bücher schreiben und immer noch glauben, sie wirken etwas. Und doch hört jedes klügere Mädchen mit sechzehn Jahren auf, sich ernstlich von der Literatur beeinflussen zu lassen. Alle unsere Erwerbstätigen in freien Berufen haben zwar Sprechstunden für allgemeine Interessen, Poliklinik für die inneren Leiden der Zeit, aber ihr Hauptberuf ist eben nicht die Universität des Zeitbewußtseins. Darum

sind sie keine Intellektuellen, die, wie ich meine, immer auf der Barrikade, mitten im glühendsten Gewühl, im Hagel der Geschosse stehen sollten; deren Gedanken Kommandorufe sind, die Heerscharen der Tat lenken. Spezialisten für Kultur sind ein Unding. Es ist keine Kultur, in der das Abiturientenexamen einen Abgrund reißt, in der es eine Kaste von Gebildeten gibt, in der Hirn und Hand sich befehlen, in der die Geister unpolitisch, unparteiisch, skeptisch und entfremdet sind. Ihre Kunst redet im Grunde immer Jargon, ihr Wissen und ihre Fertigkeiten sind zünftlerische Fragmente. Wenn sie dann einmal zum Volke reden, müssen sie sich herablassen. Sie sind die Exterritorialen der Gesellschaft. Die Geschichte kann sie wegdenken. Das politische Elend unserer Hirnarbeiter ist eine Teilerscheinung des politischen Elends unseres deutschen Bürgertums. Ein hinterpommerscher Landarbeiter folgt nicht so blindlings jedem Marktschreier, wie der Mann der freien Berufe. Wenn er sich einmal begeistert, so ist es sicher eine ruchlose Dummheit oder ein gigantischer Schwindel. Schon deshalb darf man sie ohne logischen Zwang nicht wohl 'Intellektuelle' nennen. Sie haben die Fähigkeit, jeder öffentlichen Narretei eine Theorie zu erfinden, niemals aber einer ganz gewöhnlichen, handfesten Vernunft. Die deutschen Nichtintellektuellen haben den Klerikalismus, den verheirateten wie den zölibatären Jahr für Jahr geduldig ertragen. . . . Als in Preußen das klerikale Schulgesetz verhandelt wurde, da setzten zwar ein paar hundert ausgezeichnete Männer ihren Namen unter einen würdigen Protest. Aber der Anfang der Tat war schon das Ende. Kein freier Geist schloß schlechter deshalb. Herr Studt triumphierte über alle gebildeten Gehirne; niemand lehnte sich auf, niemand weigerte die Gefolgschaft, und kein Professor legte sein Amt nieder. Aber jetzt, paßt auf, wird es anders! Der freie deutsche Geist wird böig werden. Es wiederholt sich, was sich zu Tuchel bei Konitz einst begab. Als dort ein Extrablatt aus Konitz im Schaufenster vermeldete: „Heute zwischen 4 und 6 Erzesse gegen die Juden“, da hielten es die Tucheler für einen obrigkeitlichen Befehl und erzehierten so gehorsam wie pünktlich von 4 bis 6 gegen die Juden. Jetzt hat der deutsche Reichskanzler eingesehen, daß zur Vergung allen Wahnsinns der neudeutschen Politik eine parlamentarische Mehrheit nicht mehr genüge. So will er zwei verschiedene Majoritäten haben, eine für die geraden, die andere für die ungeraden Tage. Zu diesem Behuf braucht er eine Mehrung des Liberalismus und eine Schwächung des Sentrums. Also, es geht die Lösung Heute und die folgenden Tage großer Kampf für Geistesfreiheit! Hernach wird der Gotteslästerungsparagraph verschärft, die Beherrschung des Katechismus für die eheliche Beiwohnung verlangt, und das apostolische Bekenntnis für die Zulassung zum Studium der drabtilosen Telegraphie erfordert. Ein erstaunlicher Kulturkampf wird über die Lande brausen, und man wird die Wahllurnen stürmen, um freisinnig oder nationalliberal die Pest des Klerikalismus zu ersticken. Ginge es nach unseren Stürmern vom freien Beruf, es gäbe binnen vier Wochen kein Parlament mehr. Wie herrlich, daß es endlich erlaubt ist,



ohne Berufszürung wider die Knechtschaft von Rom zu schwärmen und unter Führung eines erfolgreichen Bankdirektors der deutschen Welt die Freiheit zu votieren!

Unsere Erwerbstätigen, die in anderen Ländern Intellektuelle sind, sind ja auch in ihrem eigentlichen Beruf Unmündige. Die Ingenieure und Chemiker müssen für Notlöhne auch ihre Ideen der Aktiengesellschaft verkaufen, ihre Gehirne selbst sind nur Inventar der Fabrik; die Firma erfindet, nicht der geistige Arbeiter. Der Verleger, der Agent, der Kunsthändler kauft die Dichter, die Musiker, die Maler, die Schauspieler und Schauspielschreiber. Ein einziger Zeitungsbesitzer reitet eine ganze Generation von Gehirnproduzenten für seinen Zirkus ein. Und die beamteten Vertreter der Kopfarbeit gar sind bei lebendigem Leibe paragrafisch verbogen und geschunden. Heil, daß sie alle endlich nun von 4 bis 6 gegen die Pfaffen erzehieren dürfen!" . . .

\*

Im letzten Grunde berührt sich hier Kurt Eisner mit dem Professor Karl Lamprecht, indem auch dieser eine „Politisierung der Gesellschaft“ verlangt. Der bekannte Gelehrte schreibt unter dem Titel „Freiheit und Volkstum“ in der Münchener „Allgemeinen Zeitung“:

Wir haben seit etwa 1860 oder 1870 auf mehr als ein halbes Menschenalter vornehmlich Wirtschaftspolitik getrieben. Auch das Reich ist in diesem Zusammenhang entstanden; man braucht sich nur der Bedeutung des deutschen Handelstages in den 60er Jahren und der Rolle des Zollparlamentes zu erinnern. Nach Gründung des Reiches aber trat erst recht der wirtschaftliche Zug hervor; die Zeit des Krachs der 70er Jahre ist mitnichten dadurch erklärt, daß man sie kurzfristig aus der Wirkung der französischen Milliardenzahlungen herleitet, und charakteristisch bleibt für die Reichsverfassung, daß sie überaus eingehend für das Wirtschaftsleben, nur stiefmütterlich aber für das Geistesleben der Nation gesorgt hat. Der vorwiegend wirtschaftlich gefärbten Zeit folgte dann eine sozialpolitische, deren Beginn wir eben in einem 25jährigen Jubiläum gefeiert haben; sie ist in aller Gedächtnis, und viele halten sie heute noch längst nicht für abgelaufen.

Was lag denn der wirtschaftlichen und was der sozialpolitischen Zeit zugrunde?

Da ist kein Zweifel: es war die ungeheuer rasch erfolgende Entwicklung der modernen Wirtschaft, und es war, sozialgeschichtlich betrachtet, die Entstehung der beiden großen Stände der Unternehmung, des vierten Standes der Arbeiter und des neuen Bürgertums der Fabrikanten, Verkehrsleiter, Bankdirektoren usw. Und die Periode wurde im weiteren Sinne noch durch die Rückwirkung gekennzeichnet, welche das alles umwälzende Bestreben dieser Stände auf die alten Stände der Bauern, Bürger, Geistesarbeiter, Edelleute ausübte, und diese wurden in manchen ihrer sozialen Erscheinungsformen vernichtet, in anderen gehoben, in allen verändert.

Ist dieser Prozeß jetzt nicht aber in der Hauptsache abgeschlossen? Nur um Grenzbestimmungen und um eine innere organische Fortentwicklung handelt es sich heute noch, nicht mehr um Daseinskämpfe ganzer Massen und die Erscheinungen eines allumfassenden, rücksichtslosen mechanischen Drängens.

Damit ist klar, daß eine andere politische Zeit zunächst der inneren Entwicklung vor der Tür steht.

Dies um so mehr, als ein allgemeiner seelischer Stimmungswechsel zum großen Teile schon angebrochen ist oder doch zusehends eintritt, dessen Elemente einer vornehmlich wirtschaftlich gefärbten Politik unmittelbar widersprechen, aber auch sozialpolitischem Tun nur teilweise zu Willen sind. Wir haben in Kunst und Wissenschaft, in Dichtung und Musik von den 70er zu den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts Zeiten eines eilends vorwärtsschreitenden Naturalismus erlebt; Impressionismus, Aufgehen in Spezialstudien, Suchen neuer Gefühlswerte, Ausdruck in der Herbigkeit der Dissonanzen von Tönen und Worten: das waren Charakteristika dieser Zeit. Sie waren seelisch aus den ungeheuren und gänzlich unerhörten Reizwirkungen des neuen Wirtschaftslebens geboren, und so ging ihre Stimmung sehr wohl mit einer wesentlich nach wirtschaftlichen Werten orientierten Politik zusammen.

Allein nun erfolgte seit den 90er Jahren immer entschiedener ein Umschwung. Die sogenannte Neuromantik und verwandte Strömungen tauchten auf: ein neuer Idealismus erhob sich. Es ist noch heute vielfach ein Sehnsuchtsidealismus, auf religiösem Gebiete z. B. ohne viel starke positive Werte in den Stimmungen, den Gefühlen gleichsam der neuen Sehnsucht: aber doch ein Idealismus, der auch in der Politik neue ideale Ziele verlangt. Und nicht bloß Ziele charitativen Charakters, überhaupt nur Werte sogenannter sozialaristokratischer Herablassung, sondern Werte starker und strikter Gerechtigkeit, Werte der demokratischen Grundstimmung der europäischen Kultur des 19. und 20. Jahrhunderts! rein politische Werte.

Das ist es. Der neue Idealismus verlangt keine öffentliche Betätigung von irgend einem Teilcharakter, geschweige daß er das egozentrische Tun der früheren Wirtschaftsperiode billigte; er faßt das Ganze ins Auge; ihm werden wiederum, wie einst den Vätern, Verfassungsfragen und Rechtsüberzeugungen teuer. Und trifft er dabei nicht mit dem eigentlichen Zuge der politischen Entwicklung zusammen? Politiker von der ethischen Konstitution der 70er Jahre sind heute nicht mehr denkbar. Aber auch die sozialpolitische Gesetzgebung ist der Hauptsache nach abgeschlossen. So kehrt das politische Denken auch ohne weiteres wieder zu seinem eigentlichen Gebiete, den Rechts- und Staatsfragen, zurück.

In dieser Richtung aber gibt der Kaiser, es mag bewußt sein oder unbewußt, der Zeit die mächtigsten Impulse (?? Vgl. unten. D. L.). Ob der Kaiser als Politiker geboren ist oder nicht, kommt hierbei nur an zweiter Stelle in Betracht. Genug, daß er auf den Stuhl der Macht berufen ist

und seine Aufgabe darin sehen muß, sich diesen Stuhl zu festigen und zu erhöhen. Dabei kann es keine Frage sein, daß er in dieser für ihn wichtigsten Angelegenheit von Anbeginn seiner Regierung reiner Politiker gewesen ist und nichts anderes; vor allem auch die Entwicklungswendungen des sozialen Fortschritts hat er in dieser Hinsicht eingehend verfolgt und zur Erhöhung eben seiner Macht benutzt. Wenn nun diese Beobachtung stimmt — und sie ist unwiderleglich —, so sieht die Nation, wie eben der Kaiser ihr das erste Beispiel gibt, den rein politischen Boden wieder zu betreten und auf ihm mit dem Reichsoberhaupt zusammen zu wirken zu gemeinsamer Arbeit.

Auf diesem Gebiete werden mithin die Kämpfe und Friedensschlüsse, wird die Arbeit der inneren Fortbildung in den nächsten Jahren vornehmlich verlaufen.

Aber ist die Nation, sind die einzelnen Parteien für die Arbeit genügend orientiert?

Man darf es bezweifeln. Zu lange hat die Betätigung auf anderen, wirtschaftlichen, sozialen Gebieten andauert, als daß die Werkzeuge der Erörterung noch scharf geschliffen, ja überhaupt noch in Gebrauch wären; und zieht man älteres Gewaffen hervor, so wird sich bald zeigen, daß es für die modernen Verhältnisse ebenso paßt, wie etwa die Sündnadel für einen Krieg der Zukunft. Es gilt also eine neue Orientierung zu suchen...

Die Geschichte gibt hier eine durchaus klare, selbst bis in manche Einzelheiten hinein deutliche Antwort: Weiterbau auf den Grundlagen aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts, auf den Konzeptionen der Steinschen Zeit!

In den Anschauungen Steins verschmolzen sich jene ersten ahnungsvollen Forderungen unseres nationalen ursprünglichen Liberalismus und Konservatismus! Freiheit der Persönlichkeit und Organisation der Gesellschaft — und über beide, sie schützend und von ihnen getragen, ein kraftvoller nationaler Staat! So war Steins Programm, mit den Augen unserer Zeit, ja schon mit den Augen der Zeitgenossen betrachtet, weder konservativ noch liberal; es war eine staatsmännische Resultante aus dem Parallelogramm der politischen Kräfte, die eben damals in der Nation zum ersten Male zu wirken begannen.

Aber eben deshalb war es auch geeignet, je nach der Betonung seiner Schattierungen zu Parteiprogrammen verschiedener, liberaler wie konservativer Art zu führen und dennoch die denkbaren Parteibildungen unter einheitlichen großen Zielen zum Wohle des Ganzen zusammenzuhalten. Welch wunderbar staatsmännischer Charakter! Noch heute kann es in diesem Sinne festgehalten werden, und eine Unterlage kann es bilden sowohl nach rückwärtschauender maßvoller wie auch pathetisch vorwärtstreibender Gesinnung.

Freilich die Mittel seiner Durchführung haben sich inzwischen verschoben. Die Erziehung zu einer in sich gefestigten Freiheit der Persön-

lichkeit wird heute zwar auch noch an erster Stelle in der Organisation des Unterrichts, indes keineswegs in ihr allein, zu suchen sein. Daneben würde die Erziehung im Heerwesen, in dem Leben der mit entsprechenden Organen zu vererbenden Korporationen eine weit höhere Ausbildung erhalten müssen. Denn darüber kann kein Zweifel bestehen, daß wir, wiederum wie die Zeit des ausgehenden 18. Jahrhunderts, gegenüber dem Andrängen eines geistig impotent werdenden Hofwesens wie einer in Formalien Werte suchenden Bureaucratie einer besonderen Stärkung des persönlichen Faktors bedürfen. Indes da die Durchbildung des einzelnen heute in vielen Dingen zwar noch außerordentlich gehoben werden kann, im Grundsatz jedoch ziemlich allgemein als notwendig anerkannt ist, so liegt die Hauptaufgabe allerdings in der Entwicklung des korporativ politischen Lebens.

Daß hier noch unendlich viel zu tun ist, daß hier ganz andere Wege als die bisher betretenen eingeschlagen werden können, ist sicher. Ja mehr: das außerordentlich reiche genossenschaftliche Leben, das sich in dem Deutschland vornehmlich des letzten Menschenalters entwickelt hat, weit hinweg über jene unbestimmten Hoffnungen, die schon Wilhelm v. Humboldt vor mehr als einem Jahrhundert hegte, es bedarf noch durchweg der Politisierung in dem Sinne, daß ihm der Drang nach Betätigung moralisch-politischer Pflichten eingeimpft oder vielleicht richtiger: ihm die Möglichkeit zu moralisch-politischer Betätigung gewährt werde. Geübt werden muß in dem Kreise dieses genossenschaftlichen Lebens vor allem die Pflege aller Pflichten, die in das Gebiet der Gemeinde- und Staatsstätigkeit hinüberführen und dadurch einen höheren Pflichtenkodex als den der bloßen Nächsten-, Freundes- und Familienforge erschließen. Und geweckt werden wird durch eine solche Pflege ein Geist maßvoller Betätigung in der Öffentlichkeit, der reif macht zu Opferwilligkeit und zu Rechtsanspruch gegenüber dem Ganzen.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß sich hier das Feld einer unabsehbar weiten Gesetzgebung erschließt, aus dem eine Umbildung der Massen hervorgehen muß, die dann von selbst ein neues, eigenes Staatsideal und damit eine nach neuen Prinzipien rekrutierte Vertretung der Nation erfordern wird. Deren Bild freilich heute schon zu zeichnen, würde ebenso vergebens und falsch sein, wie alles Rütteln an dem bestehenden Wahlrecht und die Durchführung irgendwelcher Reformen im kleinen und kleinsten. Man wahre das Bestehende, bis die Grundlinien des Zukünftigen klar zutage treten und sich zur Höhe reden, denn nicht eine Reform des Staates tut heute not, sondern eine Politisierung der Gesellschaft. . . .

Es ist ein Entwicklungsgang, der uns in derselben Form, nur schon weit geklärt, weil auch weiter in das 18. Jahrhundert hineinreichend, entgegentritt, wenn wir aus dem Gebiete der inneren Politik mit wenigen Schritten der Umschau noch auf das Feld der äußeren Politik hinübertreten.

Die entscheidenden Gewalten auf diesem Felde waren im 19. Jahrhundert bekanntlich in Europa Einheitsbestreben und Nationalismus. Allein schon früh war der Begriff des Nationalen in Deutschland wie anderswo doch gegengewogen durch einen höheren Begriff, den des Kosmopolitismus. Wie stellte sich da doch neben den vaterländischen Drang Klopstocks und der Hainbündler schon das ‚Seid umschlungen, Millionen‘ Schillers! — und wie neben die Säger der Freiheitskriege, neben Arnolds eberne Klänge und die Schlachttöne der Leier Körners die jugendlich alle Grenzen des Nationalen überstürmende Literatur der Frühromantik und die reif das Universale ins Auge fassende Kunst des alternden Goethe! Sucht man aber jenen Wesenszug dieser Zeiten zu definieren, der ihrem Patriotismus ebenso wie ihrem Kosmopolitismus zu eigen ist, so findet man etwas noch Unumschriebenes, Vages, Enthusiastisches, Ahnung mehr denn ruhige Gewißheit, und Hoffnung mehr denn vertrauenden Glauben. Wir aber wissen, wie sich nachher die Vaterlandsiebe der Freiheitskriege, insofern sie sich nationalen Erwartungen zuwandte, mit reichstem Inhalte erfüllt hat.

Wir leben und weben im Reiche; und nur im Zusammenhange mit dem Reiche erscheint uns jedes Glück nationaler Zukunft erreichbar. Aber ist es uns mit dem heutigen Kosmopolitismus nicht ähnlich ergangen? Ist er uns etwa auch nur ein Gefühl, eine Harmonie gleichsam erhabener, aber hohler Töne, die uns zu Häupten schwebt — schwebt und verhallt? Nein: auch hier empfinden wir nicht bloß, wir denken auch bei dem Worte etwas sehr Reales. Unsere kosmopolitischen Gefühle sind ausgeglichen gegen die nationalen, und wir finden nicht, daß die einen ohne die anderen bestehen könnten. Gewiß hat in dieser Richtung bereits Schiller gefühlt. Schon ihm erschien der Kosmopolitismus national in dem Gedanken, daß der Deutsche einmal der geistige Führer der Völker dieser Erde sein werde. Aber haben wir noch so phantastische Vorstellungen? Wir haben uns gewöhnt und gewöhnen uns von Tag zu Tag mehr, neben anderen zu sein; und für uns wird es zur sichersten Grundlage eines ruhigen und seiner selbst sicheren Nationalgefühls, daß in der arbeitsteiligen Gemeinschaft der Nationen gar keine zur Herrschaft über die anderen, wohl aber wir mit den anderen zusammen zu einer Gemeinschaft berufen sind, innerhalb deren wir in Folge unserer besonderen, von anderen nicht besessenen Anlagen ein volles Recht auf Dasein haben und nicht in der Lage sind und sein wollen, entbehrt zu werden.

So sind denn bei uns Nationalismus und Kosmopolitismus seit den Geschlechtern des Klassizismus und der Romantik gereift: aus Ahnung ist Lebensweisheit geworden und aus Plänen Schaffen.

Ganz in derselben Weise haben wir auch in der inneren Politik das noch vage Programm der Frühzeit auszubauen und zu erfüllen. In diesem besonderen Sinne eines notwendigen Vorwärtsschreitens werden wir echt deutsch handeln, weil ehrfürchtig und Neues wagend zugleich,

und werden dabei im höchsten Sinne das große Dichterwort dieser Frühzeit wahr machen, daß wir, was wir von den Vätern ererbt haben, erwerben sollen, um es zu besitzen.

\*

„Politisierung der Gesellschaft“! Dabei darf Gothus im schon erwähnten „März“ mit Recht fragen: „Wer kennt unsere Reichsverfassung? Wie viele Leser vermöchten zu sagen, was sie im Deutschen Reiche vorstellen: Bürger oder Untertanen? Dies zu wissen wäre jedoch höchst nützlich, denn ‚Untertan‘ ist und bleibt ein Lieblingswort aller derer, die sich den deutschen Mann nur in seiner geistigen und politischen Verküppelung durch den Feudalismus vorzustellen vermögen, sich in der Einbildung wiegen, dieser Zustand hielte noch an, und, sobald sie unsanft aus ihrer Illusion geweckt werden, ihn doch so schnell wie möglich, und wäre es auch mit den brutalsten verfassungswidrigen Mitteln, wieder herbeiführen möchten.

Gerad heraus: die Reichsverfassung hält sich zweideutig, indem von ihr in Artikel 3 nur ‚der Angehörige (Untertan, Staatsbürger), jedes Bundesstaats‘ genannt wird. Wir sind also verfassungsmäßig bestenfalls ‚Reichsangehörige‘, das wollen wir uns merken. Bürger sind wir keineswegs im Sinn des *civis romanus*, sondern überhaupt nur in gewissen Einzelstaaten. Allein wir werden kaum in der Annahme fehlgehen, daß das Wort ‚Reichsbürger‘ ängstlich vermieden, und das Wort ‚Untertan‘ sorgfältig wenigstens in der Klammer, hauptsächlich mit Rücksicht auf die Verhältnisse in Preußen, beigebracht worden ist. Preußen steckte ja im April 1871, als die Reichsverfassung in Gesetzesform publiziert wurde, zumal östlich der Elbe, noch tief in der Naturalwirtschaft. Auch dort haben sich aber Bildung und materielle Lage des niederen Volkes jetzt weit genug gehoben, daß man sagen kann: der Begriff ‚Untertan‘ wirkt nachgerade als eine Beleidigung; er belastet unsre Verfassung mit einem toten Gewicht, er hindert ihren freihheitlichen Ausbau, er muß fallen.

Wenn der Deutsche von Freiheit redet, meint er etwas andres als andre Völker. Er meint nicht die Freiheit, Schwächere zu unterdrücken, nicht Freiheit von Aufsicht oder Freiheit von Pflichten, er meint auch nicht nur etwa Freiheit von Fremdherrschaft. Der deutsche Begriff stammt vielmehr aus einer ganz bestimmten, im Innersten der Volksseele schlummernden Erinnerung an jene alte Gemeinfreiheit, in der sich deutsche Männer vielleicht zwei ganze Jahrtausende vor dem Feudalismus wohlgeföhlt haben. Die Gemeinfreiheit gab dem deutschen Mann ein Schwert, eine Hufe zu voller Aekernahrung, sie gab ihm das Recht auf persönliche Geltung und Sicherheit, denn kein Gemeinfreier war antastbar, außer bei Vergehen im Feld, unter Waffen. Sie garantierte dem deutschen Manne also die Möglichkeit bewußter Verantwortung für das Schicksal des Ganzen, politischer Mitbestimmung und aufrechter Selbstachtung. Alles dies ist den deutschen Allfreien während und nach der Völkerverwanderung in zähem

Ringen von ihren Großgrundherren geraubt worden, die ihnen dafür das Untertanenentum auferlegten, sie zu Herdentieren degradierten. Darum ist das bloße Wort Untertan so gefährlich, weil es gewissen Machthabern schmeichelt und sie zu neuen Freveln an Volkswohl und Freiheit anreizt. Darum auch sind in den drei Jahren von 1848 bis 1851 über 700000 gebildete Deutsche nach den Vereinigten Staaten aufgebrochen, weil sie nicht länger Knechte des Absolutismus bleiben wollten und sicher waren, drüben eines unter keinen Umständen zu werden: ‚subjects‘.

Der Absolutismus an sich ist freilich eine der größten Lügen, die jemals weitergetragen wurden. Hundertfach hat die Geschichte jene Lüge widerlegt, indem sie zeigte, wie sogenannte absolute Herrscher von ihren Weibern, Beichtvätern, Sekretären und Kammerdienern, ihren Kupplern, Vorlesern und Barbieren, oder noch schlimmer: von den Günstlingen ihrer Weiber und Maitressen abhängig wurden, bis zum Verlust jeglicher Fühlung mit dem Volk, das sie zu ‚regieren‘ wähnten. Nicht einmal Friedrich der Große ist in Wahrheit absoluter Herrscher gewesen. Gerade seine volkfreundlichsten Kabinettsbefehle sind nachweislich unausgeführt geblieben, weil sie am passiven Widerstand grundherrlicher Interessen, gestützt von einer grundherrlich rekrutierten Kamarilla, scheiterten. Der preussische ‚Eschin‘ war unter Friedrich dem Großen reichlich so stark wie der russische unter Nikolaus II. Und Friedrich war ein Genie! Und hatte gegen Ende seines langen Lebens noch nicht sechs Millionen zu regieren; wir haben heute sechzig! Muß man nicht staunen über die Leichtherzigkeit, sobald ein einzelner die ausschließliche Vertretung für ein unübersehbares Riesenvolk tragen will, während wachsende Geschäfte mit ihrem Risiko nach Dezentralisation und verständiger Mitkontrolle förmlich schreien? Woran kann dergleichen liegen? Stets nur am ‚Untertan‘. Daher suggeriert auch unsere Reichsverfassung, daß es immer noch im altmodischen Sinn ‚Herrscher‘ gebe, die sich einer quantité négligeable gegenüber befinden.

Was können wir dagegen tun? Wir können uns mit verfassungsmäßigen Mitteln wehren, vorausgesetzt, daß wir in der Verfassung gut genug Bescheid wissen, um es überhaupt wahrzunehmen, wenn sie verletzt wird. Nirgends steht in ihr geschrieben, daß der deutsche Kaiser das Recht habe, zu jeder beliebigen Stunde die gesamte Nation einschließlich des Kollegiums der Bundesfürsten ans Telegraphenamt zu rufen. Gar nichts hilft es uns, wenn irgend ein Staatssekretär post festum erklärt, er oder der Kanzler übernehme die Verantwortung nach Art von Sigredakteuren, die nicht wissen, was vorgeht, aber ihre Haut zu Markte tragen. Dazu erhalten diese Beamten nicht ihre Gehälter bewilligt. Die Nation muß verlangen, daß die der Krone gesetzten Berater beizeiten ihre mahnende Stimme erheben können, bevor neue Unbesonnenheiten geleistet wurden. Kurz: wir wünschen nur das auszulöffeln, was uns von unsern verfassungsmäßigen Vertrauensmännern, nicht was uns von der Willkür eingebracht wird.

Artikel 17 der Verfassung besagt: ‚Dem Kaiser steht die Ausfertigung und Verkündigung der Reichsgesetze und die Überwachung der Ausführung derselben zu.‘ Aber wenn der Text fortfährt: ‚Die Anordnungen und Verfügungen des Kaisers werden im Namen des Reiches erlassen und bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung des Reichskanzlers, welcher dadurch die Verantwortung übernimmt,‘ so ist es eine ganz falsche, auch dem Usus der ersten Reichsregierung, da Bismarck noch im Amt war, widersprechende Auslegung, als ob irgendwelche willkürlichen Anordnungen des Kaisers durch ihn selbst schon gesetzmäßige Reichserlasse würden, und wenn sie zehnmal hinterdrein die Beistimmung eines dazu eingewöhnten Kanzlers finden. Ebenso wenig kann der Artikel 18: ‚Der Kaiser ernannt die Reichsbeamten,‘ dahin gedeutet werden, daß dies nach bloßer Abrede mit irgendwelchen Kabinettsräten (unseligen Andenkens) geschehen könne, der Kanzler aber, der vor der Nation und vor der Welt als der eigentliche Träger der gesamten Reichspolitik gilt, nichts davon zu wissen brauche und durch solche Ernennungen völlig überrascht werden dürfe.

Gibt die Reichsverfassung zu solchen Unklarheiten, die den Keim der Gesetzwidrigkeit und schlimmer Konflikte in sich tragen, Veranlassung, so muß ihr Wortlaut im Reichstag abgeändert werden, und alle Zeichen sprechen dafür, daß die Zustimmung des Bundesrats gerade hierzu nicht mangeln würde.

Mit Umsicht, aber auch mit Anspannung aller Kräfte wollen wir uns davor hüten, daß der Begriff der ‚königlichen Verordnung‘, aus Preußen ins Reich eingeführt, eines Tages durch lang erduldeten Mißbrauch geheiligt werde. Dagegen wünschen wir sehr ernstlich, daß das Spiel mit doppeltem Boden aufhöre: zuerst in Fragen der äußeren Politik verfassungswidrig rein persönliche Akte vom Kaiser hinzunehmen, dann aber im Reichstag die Diskussion trotzdem von seiner Person abzulenken, weil er es ja (verfassungsmäßig) gar nicht gewesen sei.

Dazu müssen alle, die den Reichsboten Mandate geben, genauer als bisher wissen, was Gemeinfreiheit, was Untertanentum ist, und was in unserer Reichsverfassung steht. Kein Wort hat sie zu sagen von den Rechten der Reichsangehörigen; erst im ‚Wahlgesetz und Wahlreglement‘ finden sich über diesen Punkt Andeutungen. Und hieraus eben resultiert das auf die Dauer unleidliche: daß der Deutsche nur beim Wahlakt zum Reichstag Vollbürger ist, beim Wahlakt für einen bloßen Gesetzgebungsfaktor, mit dem er einmal in fünf Jahren zu tun hat, während er alltäglich in Preußen (und auch sonstwo) von den Organen der Verwaltung und Polizei als ‚Untertan‘ regiert wird und die Vertreter einer rückständigen Feudalität es bereits ruhig wagen dürfen, dem klaren Wortlaut des Artikels 2 unsrer Verfassung, ‚daß die Reichsgesetze den Landesgesetzen vorgehen,‘ hohnzusprechen.“

\*

Vor den Wahlen erfreut sich denn auch das deutsche Volk einer gewissen Aufmerksamkeit von seiten der Maßgebenden. Dann sind sogar die



„Vertreter von Wissenschaft und Kunst, Denker und Forscher, Dichter und Bildner, am besten berufen, im Dienste der politischen Forderung des Tages dem alten deutschen Schicksal des Parteigeistes und Fraktionshaders entgegenzuwirken“ usw. usw. Zweifler werden freilich nörgelnd fragen, wie sich solche plötzliche Wertschätzung des Geistes mit einem — Ministerium Studt zusammenreime? Doch wir wollen einmal keine „Nörgler“ und „Schwarzseher“ sein und dem Fürsten Bülow aufs Wort glauben, daß es ihm auch mit diesem Teile der Rede, die er in einer Versammlung „geistiger Notabeln“ am 19. Januar im Palasthotel in Berlin gehalten hat, heiliger Ernst ist. Ohne gerade epochemachend zu sein oder durch den Glanz der Neuheit zu blenden, enthalten seine Ausführungen in ihrer Allgemeinheit und im Verhältnis zu dem, was uns sonst — von dem einen „Grafen im Bart“ abgesehen — vom Regierungstisch geboten wird, doch manches, dem man ohne Bedenken zustimmen kann. Und das von dieser Seite immerhin als Wechsel auf die Zukunft ohne weitere Verbindlichkeit entgegengenommen werden darf.

Zentrum und Sozialdemokratie, so äußerte sich der ebenso beliebte wie liebenswürdige gefürstete Redner, wetteiferten in der Behauptung, „das Budgetrecht des Reichstages sei verletzt, Volksrechte seien in Gefahr. Ich kann auch darin nur eine leere Ausrede für den Mehrheitsbeschluß vom 13. Dezember, eine Irreführung der Wähler über die Gründe der Reichstagsauflösung sehen. Die Opposition sucht das thema probandum von dem ihr unbequemen nationalen auf ein von ihr willkürlich konstruiertes konstitutionelles Gebiet hinüberzuspielen. Die verbündeten Regierungen denken nicht daran, die in der Verfassung gewährleisteten Rechte und Befugnisse des Reichstages irgendwie einzuschränken oder zu verletzen. Sie wahren sich aber das ihnen zustehende Recht, bei Differenzen mit dem Reichstag an das Volk zu appellieren. Die verbündeten Regierungen wollen weder ein absolutistisches noch ein Parteiregiment, sie treten ein für den Verfassungsstaat und für verfassungsmäßiges Recht. Sie wollen keinen Kampf gegen unsere katholischen Landsleute und die katholische Religion, sondern religiösen Frieden, religiöse Duldung und volle religiöse Gleichberechtigung, volle Gewissensfreiheit, zu der ich mich immer bekannt habe, nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis. Sie wollen nicht den sozialistischen Zwangs- und Zuchtbausstaat, keine Gefährdung unseres Friedens und unserer Stellung in der Welt, sondern Schutz und Schirm für Kaiser und Reich nach außen und stetigen Fortschritt aller tüchtigen nationalen Kräfte im Innern.

Es handelt sich gar nicht um das Budgetrecht des Reichstages, es handelt sich um kein anderes Volksrecht als um das, vertreten zu sein durch eine Mehrheit, die den verbündeten Regierungen das deutsche Ansehen wahren hilft und brave deutsche Soldaten nicht vor dem Feinde im Stiche läßt. Eine Machtfrage hat nicht die Regierung aufgerollt, sondern das Zentrum im Reichstag mit Hilfe der Sozialdemokratie.

Endlich heißt es, es gelte, das persönliche Regiment zu bekämpfen und der Gefahr des Absolutismus vorzubeugen. Meine Herren, eine solche Gefahr besteht nicht und kann nach der bundesstaatlichen Verfassung des Reichs auch gar nicht bestehen. Unser Kaiser denkt nicht daran, Rechte in Anspruch zu nehmen, die ihm nach der Reichsverfassung nicht zukommen. Auch bei der Auflösung des Reichstages hat er nichts anderes getan, als daß er den Rat des Reichskanzlers und den Vorschlag des Bundesrats gutgeheißen hat, von einem verfassungsmäßigen Rechte Gebrauch zu machen. Wir leben nicht mehr in der Zeit des Großen Kurfürsten und des Großen Königs, die von ihrem Kabinett aus die Monarchie regierten. Fürst Bismarck hat es einmal für einen Akt niedrigster Feigheit erklärt, wenn ein Minister seine Verantwortlichkeit decken wollte mit der Verantwortlichkeit des Königs. Seit dem ersten Tage meiner Amtstätigkeit hat mir dies Wort vor der Seele gestanden. Die Aufrechterhaltung der vollen Verantwortlichkeit und damit der Autorität des Reichskanzlers und in Preußen der Minister, die zwar Organe der Krone sind, aber darum doch so befugt wie verpflichtet zu eigener Initiative, liegt im Interesse der Krone ebenso wie im Interesse des Landes.

Was zur Auflösung des Reichstags geführt hat, hat nichts mit persönlichem Regiment, nichts mit Absolutismus zu tun. Nein, meine Herren, es ist vielmehr wieder einmal ein Kampf gegen den schlimmen Fraktions- und Parteigeist, der Deutschland in der Vergangenheit schon so schwere Wunden geschlagen hat: Sondergeist der Stämme, an dem Ottonen, Salier und Staufer zugrunde gingen; konfessioneller Sondergeist, der Deutschland durch den Dreißigjährigen Krieg schleifte und es politisch und wirtschaftlich um Jahrhunderte zurückwarf; partikularistischer Sondergeist, der vor hundert Jahren das alte Reich ganz aus den Fugen trieb. Von diesem Geiste in allen seinen Abarten ist noch ein böser Rest geblieben. Wie oft bekomme ich zu hören: Wenn die Regierung nicht dies und das tut, so machen wir nicht mehr mit. Einerseits heißt es immer, die Regierung soll führen, andererseits will sich keiner führen lassen. Prinzip geht in Deutschland zu oft vor Gemeinfinn. Doktrin vor Erkenntnis des praktisch Möglichen . . ."

Bemerkt zu werden verdient des weiteren das Zugeständnis des Kanzlers, „daß die Vorbildung unserer Beamten und die Struktur unseres Beamtenorganismus verbesserungsfähig sind und daß wir in der geistigen und materiellen Versorgung der Schule und der Lehrer weiter fortschreiten müssen“.

Wenn man aber ein „neues politisches Programm von ihm verlangt habe, so seien Programme — Zukunftsmusik. „Zur Musik gehören Musikanten. Nun sehen Sie sich, meine Herren, das Orchester im Reichstage an, wie viele Tonarten da durcheinanderklingen. Mögen die Minderheitsparteien am 13. Dezember jetzt zeigen, was sie vermögen, nicht bloß an

Zahl in der Kapelle, sondern auch an Gefühl für Rhythmus und Harmonie. Nächstes Ziel ist, eine Mehrheit von Konservativen und Liberalen zu schaffen und dem Zentrum die Möglichkeit zu nehmen, an der Seite der grundsätzlich auf Dissonanzen bedachten Sozialdemokratie zum Schaden des Vaterlandes Machtpolitik zu treiben gegen die verbündeten Regierungen und gegen alle anderen Parteien.

Ein Reichstag, dessen Mehrheit in nationalen Fragen nicht versagt — das ist die Forderung des Tages. Wer dieser Überzeugung ist, der folge ihr nach und warte nicht auf Anerkennung und Versprechungen für die Zukunft, sondern sei Mannes genug, sich selber Geltung zu verschaffen.

Das Zentrum ist auch zur Zeit seiner ausschlaggebenden Stellung im Reichstag geblieben, was es immer war — eine unberechenbare Partei. Es vertritt aristokratische und demokratische, reaktionäre und liberale, ultramontane und nationale Forderungen. Nur eine politische Richtung ist nicht vertreten, die sozialdemokratische. Um so auffälliger ist es, daß das Zentrum bei den Wahlen der religions- und staatsfeindlichen Partei der Sozialdemokratie Vorschub leistet. Wie patriotische Katholiken darüber denken, beweist der Düsseldorfer Aufruf. Die deutsche Politik darf nicht zum Spielball der Interessen einer Fraktion gemacht werden, die von ihrem religiösen und konfessionellen Standpunkt aus die Sozialdemokratie auf das schärfste bekämpfen müßte, ihr aber gleichwohl aus taktischen Gründen zu Einfluß in Lebensfragen der Nation verhilft.

Die sozialdemokratische Partei hat positiv nichts geleistet. Selbst die großen sozialpolitischen Reichsgesetze sind ohne ihre Zustimmung zustande gekommen. Wo sich in ihren Reihen Neigung zur Mitarbeit an positiven Reformen zeigt, sucht sie der Despotismus, der revolutionäre Übermut der Führer zu erstickten. Wie lange wird diese Knechtschaft von Millionen deutscher Arbeiter noch dauern? Es wäre ein großes Glück, wenn endlich dieser Bann sich lockerte, wenn die deutschen Arbeiter mehr und mehr einsähen, daß die Sozialdemokratie die Interessen der Arbeit schlecht vertritt, weil sie selbst keine positive Arbeit leistet, wenn namentlich die große Zahl der Mitläufer sich klarmachte, daß der gegenwärtige Zustand der Ordnung und des Gesetzes, verfassungsmäßiger Freiheit und wachsenden Wohlstandes, der Fürsorge für die Armen und Bedrängten jedenfalls besser ist als der rohe Zwang, ohne den die Verwirklichung und der Bestand kommunistischer Zukunftsutopien überhaupt nicht denkbar wäre. Die Bestrebungen für Volkswohlfahrt erachte ich als staatliche Pflicht. Die sozialen Reformen werden hoffentlich trotz der nichts als Verbeugung schaffenden Gegnerschaft der sozialdemokratischen Partei nicht stillstehen . . ."

... In den von ihm herausgegebenen „Stunden mit Goethe“ untersucht Dr. Wilhelm Bode die besondere Art von Goethes Patriotismus und erinnert allen Zweiflern gegenüber an die untrüglichen Beweise seines tief innerlich vaterländischen Gefühls, namentlich an das Gespräch mit Luden

im November 1813. Ludens Bericht zeigt uns, daß Goethe bei allem auch damals noch andauernden Mißtrauen gegen die nächste Zukunft doch an eine spätere große Zeit Deutschlands glaubte:

„Glauben Sie ja nicht,“ sagte der Dichter, „daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein! diese Ideen sind in uns, sie sind ein Teil unseres Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch mir liegt Deutschland warm am Herzen; ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzulommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag. Denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität.“

Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft; ich halte ihn fest, diesen Gedanken.

Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft, hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist — mit Napoleon zu reden — noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zugrunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Zukunft haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer sein wird (denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters), als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszu sehen und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten, nach seiner Neigung und seiner Stellung die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch und vorzugsweise nach oben, damit es nicht zurückbleibe hintern den anderen Völkern, sondern wenigstens hierin voranstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit er nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht.“

Run, „geachtet und gefürchtet“ ist ja heute das deutsche Volk, das letzte vielleicht mehr als das erste. Und doch sind Goethes Worte noch immer zeitgemäß. Unsere schlimmsten deutschen Schwächen haben wir noch lange nicht überwunden, die Arbeit an uns selbst ist auch heute noch die wichtigste, die Erziehung zur Wahl wichtiger als die Wahl. . .





## Moderne Wissenschaft im Spiegel der Dichtung

Von

Dr. Georg Biedentapp

Der Gegenstand, den ich in den folgenden Zeilen behandeln will, mag auf den ersten Blick manchem etwas befremdlich erscheinen. Man weiß, es gibt eine Wissenschaft von der Dichtung, es gibt Literaturgeschichte und Ästhetik; aber Wissenschaft in der Dichtung — das klingt verwegen und erweckt eine dumpfe Ahnung, man werde es mit einer Art trockner Lehrdichtung zu tun bekommen, wie sie bei den alten Indern und Griechen zum Zweck besserer Einprägung vielfach fabriziert wurde, Prosa auf Versfüßen, gereimte Naturbeschreibung, aber nur keine Poesie. Die hoch entwickelte Arbeitsteilung hat ja vielfach zwischen gelehrten und künstlerischen Menschen, also auch zwischen Wissenschaftlern und Dichtern, eine tiefe Kluft aufgerissen. Der einseitige prosaische Gelehrte zitiert zwar sehr gern die toten Dichter, aber die lebenden mag er nicht; er wartet ab, bis ihr persönlich-subjektives Naturell seiner objektiven Unpersönlichkeit nicht mehr auf die Nerven fällt. Und der lebende Dichter ist nicht gerade von dem wissenschaftlichen Spezialistentum sehr erbaut; um so weniger, als der Spezialist der praktischen Wissenschaften, der Physiker, Chemiker, Mechaniker vermöge seiner Nützlichkeit in den gegenwärtigen Zeitläuften einer noch stark in der Entwicklung begriffenen Umwälzung materiell und sozial gerade dem echten, hochstrebenden, nicht auf Massenbeifall erpichten Dichter gewaltig über ist. So hat es den Anschein gewonnen, als verträgen sich Wissenschaft und Dichtung eigentlich recht schlecht, als schloße eins das andre aus. Das ist aber weder heute der Fall, noch ist es jemals der Fall gewesen, weder in den Personen, noch in ihren Schöpfungen. Die Schöpfer und Vermehrer des Wissens haben mit den Dichtern und Künstlern den Trieb nach höchster Erkenntnis gemeinsam, ebenso die Phantasie, ohne die sich keine des Namens werte Erkenntnis erreichen läßt. Ich will diesen Satz nicht an berühmten Beispielen erläutern, wie Goethe, Galilei, Kepler, sondern an ganz extremen, wie selbst mathematische und künstlerische Seelen in einer Brust wohnen.

Der berühmte Indologe Hermann Graßmann war vor seiner philologischen Tätigkeit Mathematiker. Sein mathematisches Hauptwerk wird viel zitiert, ebenso aber auch seine treffliche Übersetzung der Lieder des Rigveda, aus der ein zureichendes Dichtertalent zu erkennen ist. Eugen Dühring hat uns neben erstklassigen fachmathematischen Schriften ein Werk über die Größen der modernen Literatur geschenkt, das selber der Literatur angehören wird. Techniker und Dichter war der kürzlich verstorbene Max Eyth. Den Techniker und Künstler vereinigten in einer Person der Maler Fulton, der das erste brauchbare Dampfschiff und das erste Unterseeboot schuf, der Maler Morse, der den erdbekanntesten Telegraphen erfand, der Maler Leonardo da Vinci, der Kriegsmaschinen baute und ein Vorläufer Galileis wurde. Von den Professoren, die historische und kulturgeschichtliche Romane schreiben, abgesehen, gibt es im 19. Jahrhundert eine Reihe von dichtenden Wissenschaftlern. Der gelehrte Verfasser einer Geschichte der Atomistik, Kurd Laßwitz, schrieb höchst lesenswerte „Seifenblasen“, der Mineraloge v. Kobell schuf Dialektdichtungen und eine „Urzeit der Erde“, der berühmte Botaniker und Begründer der pflanzlichen Zellenlehre, Schleiden hat zwei Bände Gedichte hinterlassen. Dazu wären als Dichter-Denker Nietzsche, Fechner und Jordan zu nennen. Ich glaube, die Erinnerung an diese Beispiele genügt, die Kluft zwischen Wissenschaft und Kunst zu überbrücken, also auch zwischen Forschung und Dichtung.

Wo sich nun die Forschung unmittelbar auf die reizvollen Geheimnisse der Natur erstreckt, schafft sie unter Umständen auch neue poetische Stoffe ans Tageslicht. Die Natur war ja wohl überhaupt der älteste Gegenstand der Poesie. Ob wir die nordisch-germanische Edda oder den altindischen Rigveda oder Odyssee und Ilias oder das babylonische Gilgamesch-Epos zur Hand nehmen, in allen diesen ältesten Dichtwerken, beziehungsweise Liedersammlungen, erkennen wir zweifelsohne, daß die Rätsel der Sonne, des Gewitters, des Sternhimmels, der Jahreszeiten das dichterische Schaffen mächtig erregten. Erst nachdem man sich an den Verpersönlichungen der Naturerscheinungen sattgedichtet hatte, wurden Menschenseele und Menschen-schicksal zum Gegenstand genommen. Unsere Märchen vom Dornröschen, Schneewittchen und Rotkäppchen lassen ebenfalls ganz deutlich erkennen, daß sie ursprünglich Naturgeschichten sind vom Winterschlaf der Natur und der Sonnenfinsternis. Märchen, Sagen und Göttergeschichten sind die ältesten Formen der Naturwissenschaft. Um Autoritäten für diese Behauptung anzuführen, so haben sich zwei verdiente Naturforscher, die nicht im Spezialistentum stecken geblieben, in gleichem Sinne geäußert, nämlich Schleiden und Carus Sterne. Den Urzeitmenschen der höheren Rassen brannte das Rätsel der Sonne, des Gewitters, des Winters mächtig in der Seele. Mangelndes Wissen wurde durch üppige Dichtung ersetzt. Aus diesen Dichtungen wurden Götter; vorschreitendes Wissen aber führte wieder zur Entgötterung der Natur. Und da stellt sich etwas ganz Merkwürdiges ein. Wie im Mittelpunkt der heidnischen Religionen und ältesten Dichtungen die Schicksale des

Sonnengottes stehen, so lehrt auch das umfassendste Gesetz der modernen Naturwissenschaft, das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, streng wissenschaftlich, in welchem umfassendem Sinn wir leibliche Sonnenkinder sind, wie die Energie unserer Muskel und die Spannkraft unseres Geistes, die Wärme unseres Blutes, der Kohle und des Holzes, die Kraft des Windes und strömenden Wassers Umwandlungen der Sonnenenergie, Kraftwandlungen ihres Lichtes sind. Alles an und um uns stammt von der Sonne, das einzige, was nicht daher stammt, ist die Form und Gestalt. Wenn Schiller von dem Gesetz spricht, das oben im Sonnenlauf waltet und verborgen im Ei reget den hüpfenden Punkt, so hat er lange vor der Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, ohne es zu kennen, seine umfassende Bedeutung charakterisiert. Das schönste Beispiel dafür, daß heidnisch-religiöses Denken, unverfälscht noch und nicht umqualmt vom Dunstkreis, auch nicht eingekerkert in die Steinlöcher der Großstädte, vor rund zweitausend Jahren schon den Kraftweg von der Sonne zur Seele ahnte, ist in der altindischen Bhagavadgītā-Dichtung zu finden. „Aus Speise“, heißt es da, „entstehen die Wesen, aus Regen entsteht Speise (man sieht ja im Süden nach dem Gewitter die Pflanzen, unsere Nahrung, wachsen). Statt nun folgerichtig fortzufahren, der Regen entstünde aus der Sonnenstrahlung, heißt es, das Opfer bewirke ihn, und des Opfers Ursprung führt zurück auf das Tun, das Gebet und das Ewige. Jene Reihenfolge von Kraftverwandlungen, wie das Sonnenlicht sich aufspeichert in der Pflanzenwelt, wie es sich von da aus in die Kraft und Wärme des tierischen und menschlichen Körpers umsetzt, wie es ferner in der Bewegung des Windes und Wassers zum Vorschein kommt und selbst in der Form der Elektrizität uns Dienstknechtschaft leistet, ist sicherlich ein poetischer Stoff, so gut wie für den römischen Dichter Ovid die „Verwandlungen“ von Menschen in Steine oder Sterne ein poetischer Stoff waren. Liest man die Ovidischen Metamorphosen einmal ganz durch, dann erkennt man ja auch an ihnen, daß sie Erklärungen merkwürdiger Naturerscheinungen in dichterischer Form sind, ein Beweis dafür, daß Naturwissenschaft der Poesie viel zu geben vermag.

Nun ist die hohe und große Poesie des Kräfteerhaltungsgesetzes oder anders ausgedrückt, des Erdentwollens der Sonnenstrahlung, noch nicht von den landesüblichen Dichtern behandelt worden, weil sowohl bei diesen wie bei dem Publikum noch zu sehr das Verständnis fehlt. Dagegen haben dichterisch veranlagte populärwissenschaftliche Schriftsteller schon reichlich Kapital daraus geschlagen. Es sind ja lauter Märchenstoffe, wenn es wahr ist, daß in der glühenden Kohle, im elektrischen Funken, im warmen Blut, in der Windmühle und im Wasserrad, kurz fast überall, wo Bewegung auf der Erde statt hat, die Energie des Sonnenlichtes eine Auferstehung feiert. Durch die populärwissenschaftliche Verbreitung diesbezüglichen Wissens kann es aber nicht ausbleiben, daß der Gegenstand auch ausführlicher in der Schule behandelt und schließlich von Knaben und Mädchen erworbenes Wissensgut wird. Dann wird auch der Dichter nicht fehlen, der die Sache

in Verse bringt — so wenig wie der Dichter gefehlt hat, der die Lebensgeschichte der Erde nach den Akten der Geologie in Verse, und zwar in wunderbare, gebracht hat. Damit hat es folgende Bewandnis.

Während in Deutschland viele populäre Darstellungen des Darwinismus erschienen sind und in zahlreichen Feuilletons einzelne Kapitel behandelt wurden, ja einige Schriftsteller deswegen geradezu bekannt sind, weil sie die Sache sehr hübsch, gewissermaßen novellistisch-romanhaft, mit allen Tricks der Spannungserreger anfassten, ist schon im Jahre 1856, also ein Jahrzehnt früher als Darwin überhaupt in Deutschland Eingang fand, zwar nicht dieser Darwinismus als solcher, wohl aber eins seiner Hauptkapitel, nämlich die „Urzeit der Erde“ in einer so formvollendeten, künstlerischen Dichtung behandelt worden, daß selbst Popularisierer wie Bölsche fast knapp daneben aussehn. Die „Urzeit der Erde“ des bayrischen Mineralogen und Dialektdichters Franz v. Kobell war ein wunderschöner, im lieben, frostigen Deutschland leider zu früh ausgetrockener Schmetterling, eins jener Werke, die trotz ihrer Vorzüglichkeit in der Flut der Tagesliteratur für Jahrzehnte versinken.

Es weht ein stiller Hauch der Poesie  
Um einst'ges Leben und was seiner mahnt,

so heißt es mit Recht in den einleitenden Versen, und ebenda wird die Wandelbarkeit im Antlitz der Erde mit folgenden Strichen gekennzeichnet:

Wo damals ihre Mauern wunderbar  
Korallentiere bauten still und leis,  
Da schimmert nun der Alpenrose Rot,  
Das zarte Samt des schlanken Edelweiß.

Wo sich der Seeftern wiegte, weidet jetzt  
Die scheue Gemse in der Kräuter Duft,  
Wo ebne Wasser ruhten, drängen sich  
Viel tausend Felsengipfel in die Luft.

Wenn der sprachgewaltige und versgewandte Gelehrte nun in den folgenden Gefängen ein Bild früherer Erdperioden zeichnet, so geschieht es nicht in ängstlichem Anschluß an die vielmals gespaltene geologische Gliederung. Wir haben es ja nicht mit einem Lehrbuch der Erdgeschichte in Versen zu tun, sondern mit einer wirklichen, eindrucksvollen Dichtung, die uns auch heute noch trotz der Fortschritte der geologischen Wissenschaft befriedigt. Noch verlautet darin nichts von den Schreckenssauriern, dem 35 Meter langen Atlantosaurus, dem Brontosaurus oder dem Triceratops, der doppelt so viel wog wie ein Elefant. Auch von den Pythonomorphen, die wie Riesenschlangen gestaltet das Meer durcheilten, lesen wir nichts. Wohl aber machen wir mit dem Ichthyosaurus, Pterodactylus und Plesiosaurus Bekanntschaft, lernen die Wälder kennen, die als Steintohle heute aus dem Schacht der Berge geholt werden, erleben vulkanische Ausbrüche, Hebungen und Senkungen der Erdoberfläche mit, und bewundern überall die dichterische Anschaulichkeit der Schilderung, wie z. B.:



Und draußen im empörten Elemente,  
 Die Wasser teilend, hob sich's schwarz empor,  
 Ein rauchumwält Gebirge kam hervor  
 Und mächt'ge Ruppen stiegen aus dem Gischt.

Sie schauten wie im Stolz nach hartem Siege  
 In jene Wirbel, wo es rast und zischt,  
 Ins Chaos, das da zürnend ihre Wiege.

Im Sturme aber, wie mit Riesenschritten  
 Von Pol zu Pol das Schwanken trug sich fort,  
 Hier sanken Inseln, Berge stiegen dort.  
 Und dichter stets der Qualm vom Boden drang,  
 Da brach all ebnes Land in Trümmer,  
 Geröll und Blöcke wälzte jeder Hang  
 Und Flur und Wald im Schutte sah ich nimmer.

In dem Gesang, der die Zeit der Riesentiere behandelt, wird das Mammut, das ja auch in Deutschland lebte, wie folgt geschildert:

Es blinkten weit der langen Zähne Waffen,  
 Darunter viele wie zu einem Ring  
 Am End' gebogen und, ein seltsam Ding,  
 Das Fell dickhaarig, wie es trägt der Bär;  
 Sie tränkten sich am Fluß mit wildem Schnauben  
 Die schweren Rüssel schwenkend hin und her,  
 Vom Hauche sah den Wasserdunst ich stauben.

Wir erfahren, daß auf deutscher Erde in der Urzeit Elefanten, Rhinocerosse, Nilpferde, Hyänen und andere Tiere sich tummelten, bis die Eiszeit hereinbrach:

Die Gletscher zeigten sich, die Berge kettend,  
 Aus ihren Höhlen quoll des Frostes Weh,  
 Allmählich froz zum Spiegel jeder See.

Bekanntlich haben die Gletscher der Eiszeit unzählige erratische Blöcke von Scandinaviens Bergen nach der norddeutschen Tiefebene getragen, jene Findlinge, aus denen die Menschen der jüngeren Steinzeit ihre riesigen Totenhäuser bauten, die im Volksmund als Hünenbetten oder Riesenstuben bekannt sind:

Die Gürtel solcher Steine, die bereinst  
 Das Heer der alten Eisesberge trug,  
 Nun ruhn im Kornland sie auf grüner Flur  
 Und ferne blaut ihr heim'scher Höhenzug.

Im Schlußgesang wird dann noch als Fortsetzung der Naturentwicklung, die so verschiedenartige Schöpfungsbilder gezeitigt, Blüte und Verfall der uralten Kultursitze Babylons, Ninives, Thebens, Athens, Roms, angedeutet. Trotzdem aber irdische Dinge so wenig Bestand haben, mahnt der Dichter dennoch:

Drum gib dich vertrauenden Herzens hin,  
 Es werde, was da werde,  
 Mit dankender Seele pflücke den Tag,  
 Vom Himmel ja kommt er zur Erde.

Es liegt auf der Hand, daß die moderne Wissenschaft sich in der Dichtung am ehesten da spiegeln kann, wo wissenschaftliche und poetische Kraft in Personalunion vereinigt sind wie bei Robell. Dasselbe ist auch bei dem berühmten Botaniker Schleiden der Fall, in dessen zwei unter dem Anonym Ernst veröffentlichten Gedichtbänden manche Blume zu finden ist, die am Pfad der Wissenschaft wuchs. In manchen durchaus original ausgedrückten Gedanken erinnert Schleiden an Schiller. In dem Gedicht „Baumstudie“ wird der Mann gepriesen, der den Mut und die Kraft hat, allein zu stehen. Er gleicht der einzeln stehenden Fichte, die alle ihre Äste entwickelt, während im Wald die Fichten aus Rücksicht für ihre Nachbarn nur ihre Kronen dürrig herausbringen, in den Seitenästen aber verkümmern.

Weißt du, warum der Baum so aufwuchs stark und schön?  
 Er hatte Kraft genug und Mut, allein zu stehn.

Von der Astronomie läßt sich der philosophische Botaniker nicht imponieren. Sonne, Mond und Sterne und blaue Himmel leuchten noch viel schöner aus dem Anlitz der Liebsten. Offenbar mehr gegen eine aufgeblasene Persönlichkeit als gegen die astronomische Wissenschaft richtet sich der Schlußvers des betreffenden Gedichtes „Auf der Sternwarte“.

Geh mir fort, gelehrter Stümper,  
 Mit Maschinen, die nichts sehn,  
 Denn den Geist in Gottes Schöpfung  
 Kann doch Liebe nur verstehn.

Belanntlich hat Schiller mehrfach kräftig gegen die Astronomen und ihr angemessenes Weltverständnis ausgegriffen. „Im Raum wohnt das Erhabene nicht.“

In dem Gedichtchen „Die Wissenschaften“ heißt es sehr hübsch am Schluß:

Philologie stellt' gern ich am höchsten,  
 Niemand würd' andern das Leben vergiften,  
 Gäß' er sich mit Verstehn seines Nächsten  
 Gleiche Müß' wie mit staubigen Schriften.

Noch manche derartige hübsche Sentenz ließe sich hier anführen, jedoch wollen wir uns lieber dem zuwenden, was genauer in den Rahmen unseres Schemas gehört. Eine ganze Reihe Schleidenscher Epigramme ist den Kindern der Flur gewidmet. Wie das genügsame Moos noch auf hartem Stein eine Siedelungsstätte findet, zeigt ein Epigramm auf das Lebermoos:

Hat der Sohn des Gebirgs, der Stein, im Bach sich gebadet,  
 Hülfest du, sorglich ihn, wieder in grünes Gewand.

Was der Schachtelhalm zu bestellen hat, erfährt man aus folgender Unrede:

    Kleiner Affe der Fichte, du scheinst so weich und so zierlich,  
     Doch dein verborgener Zahn greift selbst Eisen noch an.

Ein Stück Kulturgeschichte repräsentiert die Buche:

    Kranz und Speiche gibst du dem Rad, gibst Flügel dem Wagen;  
     Dienst dem Fortschritt so in der stofflichen Welt.  
     Auch die Schrift begann mit dir, so saget der Buch-Stab,  
     Und so förderdest du geistiges Leben zugleich.

Einigkeit macht stark, oder viele Wenig machen ein Viel, das lehrt die Hanffaser:

    Jede einzeln kann die Hand des Kindes zerreißen,  
     Doch zum Segel verwebt zieht ihr das mächtige Schiff.

Die Brennessel war vor der Verbreitung der Baumwolle eine hervorragend nützliche Gespinnstpflanze:

    Jeder fürchtet das Brennen, zumal die zarteren Frauen,  
     Doch umfangst als Gewand oft du den hartesten Leib.

Vertrauter in das Leben der Natur führt uns das Gedicht „Der Pflanzenschlaf“ ein. Hier nur ein Vers:

    Still ist die Wiese, wo kein Blatt sich regt,  
     Es hat der Klee, vom Licht verlassen,  
     Zusammen seine Gliederchen gelegt,  
     Zum Schlaf das Köpfchen sinken lassen.

Freilich die Zellenlehre, gerade das eigenste Gebiet Scheidens, spiegelt sich in seinen Gedichten nicht. Dafür hat er einen Spruch gedichtet, der heute allen denen eine Parole sein kann, die die Fütterung des kindlichen Geistes mit allzu unlogischem Märchenstoff bekämpfen:

    Bring nur Kamillentee im neuen Topf zum Kochen,  
     So bleibt ihm der Gestank so lang, bis er zerbrochen:  
     Sprich einem Kinde nur von Hexen und von Geistern,  
     Sie werden sein Gemüt durchs ganze Leben meistern.

Es ist eigentlich zu verwundern, daß Schleiden nicht durch sein aller-eigenstes Gebiet, den Aufbau des Pflanzenkörpers aus Zellen, dichterisch inspiriert wurde. Auch die Welt des Mikroskopisch-Kleinen, denke ich, hat ihre Poesie, nicht minder als der Raum der Fixsterne. Wiederum sind es die Populärschriftsteller, die damit angefangen haben, den Poesiegehalt des Mikroskopisch-Kleinen auszuschöpfen, ein Sandtorn oder einen Wassertropfen als eine Welt für sich zu betrachten, in der es von tausendfachem Leben wimmelt, oder das Atom, das noch nicht den millionstel Teil eines Millimeters mißt, als Wiederpiel des Sonnensystems. Der Phantasie wird hier durch die fortschreitende Wissenschaft immer neue Nahrung zugeführt, denn heute schon genügen weder Atome noch Zellen als die kleinsten physikalischen

beziehungsweise physiologischen Einheiten. Gerade die exakteste Wissenschaft gelangt zu einem Begriff der Materie, der sich zwar mit Platens (des Grafen) „gesticktem Schleier der Sinne“ oder der indischen mayā nicht deckt, wohl aber beinahe berührt. Was gibt es Zauber- und Märchenhafteres als die Schwingungszustände der Materie und des Weltäthers? Wer möchte nicht gern, wenn ihm eine faßliche und deutliche Erklärung der elektrischen Wellen winkt, ihr sein Ohr leihen? Nur der Mangel an guten Vorkenntnissen hindert an der freudigen Bewunderung all des Zauberhaften, das uns Wissenschaft und Technik bieten. Bei der langsamen aber doch im Gang befindlichen Reform unsres Schulwesens und bei unsrer Zwangslage, die technisch höchstentwickelte Nation werden zu müssen oder in den Hintergrund zu geraten, kann es aber nicht ausbleiben, daß immer mehr exakte Wissenschaft in die Köpfe der Jugend kommt und ein Dichter seine Gleichnisse sehr wohl dem Gebiet der Elektrizität und Optik entlehnen kann, ohne befürchten zu müssen, nicht verstanden zu werden. Man mag dagegen einwenden, das Interessanteste für den Menschen und erst recht für den Dichter sei der Mensch. Das meine ich gleichfalls; nur daß eben der Mensch von seinen Gefühlen und Vorstellungen nicht zu trennen ist, in den Vorstellungen aber der Zauber der elektrischen und optischen Wellen und überhaupt des Äthermeeres immer mehr Raum beanspruchen wird. Man sollte doch nicht, wenn man diese Gedanken gar zu absonderlich findet, vergessen, daß selbst ein Goethe großes literarisches Interesse für die Poesie der Dampfmaschine bekundete und die Metamorphose der Pflanze in Versen besang!

Merkwürdigerweise hat schon vor beinahe hundert Jahren der divinatoire Geist des achtzehnjährigen Shelley die Poesie des Mikroskopisch-Kleinen in einer Weise erfaßt, als hätte er drei Menschenalter später gelebt. Man höre, wie hochmodern sich die folgenden Verse aus „Königin Mab“ anhören:

Auf jener Erd' (unsre Erde ist gemeint)  
ist kein Atom,

Erspähst du keinen Fleck, wo einst  
Nicht eine Stadt gestanden.

Das nicht im Menschen einst gelebt;  
Ja selbst der kleinste Regentropfen,  
Der in der dünnsten Wolke hangt,  
Floß einst in Menschenadern;  
Und von dem brennenden Sand,  
Wo Libyens Löwen brüllen,  
Und von der schwärzesten Schlucht  
Des sonnenlosen Grönlands,  
Bis wo im Sonnenlichte  
Auf Englands reichen Fluren  
Die goldne Ernte blüht,

Wie seltsam ist des Menschen Stolz!  
Ich sag' dir, alle jene Wesen,  
Für die des Grafes schwacher Salm,  
Der mit dem Morgen spricht  
Und vor dem Mittag dorrt,  
Ein unbegrenztes Weltall ist;  
Ich sag' dir, jene unsichtbaren Wesen,  
Die in dem kleinsten Teil  
Des freien Äthers wohnen,  
Sie denken, fühlen, leben wie der Mensch.

In geradezu verblüffender Weise hat die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts Material aufgehäuft, das diese Verse bestätigt, Fechner und Laßwitz haben gewissermaßen nur Variationen dieses Themas geliefert, und die prähistorische Forschung hat jene scheinbare Ungeheuerlichkeit urzeitlicher Befiedelung von der Sahara bis nach Grönland glänzend wahrscheinlich ge-

macht! Auch an einer andern Stelle erweist sich Shelley geradezu als Seher kommender Erscheinungen. Im Jahre 1810 dachte noch kein Mensch und selbst kein Physiker daran, daß man dereinst mit elektrischen Wagen fahren und blau-feurige Blitzesspuren zwischen Rädern und Schienen beobachten werde. Shelley schildert die Fahrt des Wagens der Feenkönigin unter anderm mit den Worten:

Und wo die Flammenräder  
Hinsauften ob dem höchsten Bergesabhang,  
Glüht' eine Blitzesspur.

Auch wüßte ich keine Dichtung, die mit gleich großer Anschaulichkeit und Kühnheit von einem bestimmten Punkt im Weltraum aus den Blick auf die Sonnensysteme richtet und fern am Horizont die Erde als Sternchen erglimmen läßt. Die „Königin Mab“ ist für 10 Pfennig in den „Meyerschen Volksbüchern“ zu haben, das überhebt mich der Verpflichtung, die schöne Stelle hier abzuschreiben.

Im allgemeinen scheint es, daß Dichtungen, in denen sich Wissenschaft wenn auch noch so reizend spiegelt, sich nicht besondrer Gunst bei den Literaten erfreuen. Das liegt in den Umständen, die sich sicherlich ändern werden. Ich für meine Person bin nur dadurch, daß ich gelegentlich und von bestimmten Anschauungen geleitet, auf die Suche nach solchen Dichtungen ging, auf Robell, Schleiden und Shelley gestoßen. Sicherlich gibt es noch mehr solcher, die nur erst herausgefunden werden müssen. Sobald die Schulen erst einmal auf der Höhe ihrer Zeit stehen, werden auch die dichterischen Talente diese Höhe einnehmen und wird sich in ihren Werken der Zauber einer wunderbaren Wissenschaft und Technik mehr spiegeln als heute. Ein Dichter, der hier noch zu nennen wäre, ist auch Wilhelm Jordan. In seinen „Sebalds“ hat er die Entwicklungslehre behandelt, sein „Demurgos“ und besonders seine „Andachten“ spiegeln im Rahmen der Dichtung eine Fülle von Wissenschaftlichem, auch hat Jordan sich ausdrücklich zur „Poesie der wissenschaftlichen Erkenntnis“ bekannt. Karl Röstings „Weg nach Eden“ enthält ebenfalls wundervolle Stellen naturwissenschaftlicher Dichtung, und wenn man in die allerjüngste Romanliteratur ab und zu Einsicht nimmt, gewahrt man eine gewisse Nachfolgschaft auf diesem Gebiet, moderne Wissenschaft, und leider auch nur moderne Hypothesen, dichterisch zu behandeln. Die Dichter werden aber, das bringt schon die Konkurrenz mit sich, nicht in den niederen Bereichen der Daseinstampflehre verweilen, sondern sich auch in die feinere Sphäre und den Formenreichtum des Kraft-erhaltungsgesetzes, der Ätherschwingungen usw. erheben. Goethe, Schiller, Shelley, Robell, Schleiden, Jordan, Rösting sind Anfänge in dieser Richtung. Es bedarf kaum noch der Erinnerung an Weltbaugedichte wie das indische, die Bhagavadgita, das griechische des Parmenides, das lateinische des Lukrez, um den Satz noch glaubhafter zu machen, daß die Dichtung, in der sich moderne Wissenschaft spiegelt, noch eine große Zukunft hat. Fern sei es mir, zu behaupten, daß sie die einzige oder meiste Zukunft habe.



## Wilhelm Jensen als Dichter

**N**un wird Jensen am 15. Februar siebzig Jahre alt. Oft schon ist es gelungen, an diesem Tage die Aufmerksamkeit in der breitesten Volksschicht auf einen sonst zu sehr vernachlässigten Künstler zu lenken. Zuletzt haben wir es vor allem bei Wilhelm Raabe erfahren, für dessen Werke der 70. Geburtstag einen höheren Absatz brachte als das halbe Jahrhundert vorher zusammengenommen.

Ich glaube allerdings nicht, daß bei Jensen von einem ähnlichen Erfolge der Geburtstagsfeier die Rede sein wird. Aber doch möchte ich hoffen, daß eine gerechtere Würdigung dieses Mannes mit diesem Tage Platz greifen möge, und einen Wunsch hege ich, der leider kaum auf Erfüllung wird rechnen können, dessen Erfüllung aber geradezu eine Erlösung für den Dichter und das Verhältnis des Volkes zu ihm bedeuten könnte. Bei Raabe mußte der Gedanke an eine Gesamtausgabe aufgegeben werden, weil eine Einigung zwischen den Verlegern seiner Werke nicht zu erzielen war. Ich hätte schon bei Raabe die Gesamtausgabe nicht als das geeignete Mittel, ihm die richtige Stellung in unserer künstlerischen Kultur zu verschaffen, ansehen können. Bei Jensen wird wohl überhaupt niemand daran denken, zuallererst der Dichter, der mir schon vor einem Jahrzehnt einmal schrieb, daß das Durchlesen seiner sämtlichen Werke eigentlich wohl zu den unerfüllbaren Aufgaben eines Literaturhistorikers gehöre. Sie werden ja wohl auch an 150 Bände füllen, und da die immer erstaunliche Schaffenskraft des Mannes auch jetzt noch nicht nachgelassen hat, wird sich die Reihe hoffentlich noch mehren. Nicht um der Werke willen spreche ich diese Hoffnung aus, sondern um des Mannes willen, dem man nicht nur aus menschlichen Gründen die Verlängerung des Lebensabends wünscht, sondern auch aus einem Gefühl künstlerischer Gerechtigkeit, damit es ihm doch vielleicht noch zu erleben vergönnt sei, daß eine verständnisvollere Einschätzung seiner Persönlichkeit allgemeiner wird. Dazu wäre nun das sicherste Mittel eine vielleicht zehn, höchstens fünfzehn Bände umfassende Sammelausgabe seiner Werke.

Ich glaube, es wäre niemand geeigneter, die Auswahl zu treffen, als Jensen selbst. Denn er hat in anderen Fällen ein so hohes Maß von Selbstkritik seinem Schaffen gegenüber bewiesen, daß er sicher auch bei seinen Prosawerken jene wählen würde, die das Beste seiner Persönlichkeit und das Reifste seiner Nisearbeit bedeuten. Es würde ihm das um so leichter fallen, als ähnlich wie bei Raabe die Werke der letzten Zeit, vielleicht etwa der letzten 15 Jahre, wieder wie des Dichters Frühchaffen in ausgeprägtem Maße die Schönheit der hervorragenden Eigenart dieses Mannes zeigen, während in einer glücklicherweise ziemlich kurzen Mittelperiode das Charakteristische vielfach zur Manieriertheit ausgeartet war.

Diese Auswahl der Werke wird um so notwendiger sein, solange wir nicht eine gute literarisch-kritische Würdigung Jensens besitzen, die in scharfer Charakteristik wenigstens ästhetisch-kritisch diese notwendige Aussonderung des dauernd Wertvollen aus der großen Masse des immer noch persönlich für den Dichter Charakteristischen und vorübergehend in der Unmasse der Tagesliteratur immer noch Hervorragenden geleistet hat. Die eben erschienene Biographie des Dichters von Gustav Adolf Erdmann (Wilhelm Jensen, sein

Leben und Dichten. Leipzig, B. Elischer Nachf.) genügt allenfalls im biographischen Teil, der vielfach Unbekanntes bringt. Die Lebensschicksale des Dichters tragen doch sehr viel zur Erklärung seiner ganzen Art bei. Der ästhetisch-kritische Teil des Buches dagegen ist völlig unzulänglich.

Ich will hier nicht den Versuch unternehmen, aus der Fülle der Romane die kritische Auswahl zu treffen, um so weniger, als ich auch keineswegs das gesamte Werk Jensens genau genug kenne. Auf eine längere Reihe seiner erzählenden Prosawerke, die ich für so wertvoll halte, daß ich mir sie selbst zum dauernden Besitz in die Bücherei eingestellt habe, hoffe ich in einer der nächsten Nummern berichten zu können. Für heute möchte ich mich damit begnügen, auf jenen Teil von Jensens künstlerischem Schaffen zu verweisen, der an sich schon die Übersicht gestattet, für den aber auch der Dichter selber bereits die Auswahlarbeit geleitet hat: seine Lyrik. Ich kann es im großen und ganzen mit denselben Worten tun, mit denen ich es bereits vor neun Jahren versucht habe (Monatsblätter für deutsche Literatur, 1898). Es hat sich in der Zwischenzeit im Verhältnis unserer Leserschaft zum Lyriker Jensen so gut wie nichts geändert, er ist eigentlich auch heute als solcher unbekannt, trotzdem die vom Dichter besorgte Auswahl aus seinem lyrischen Gesamt-schaffen nunmehr seit zehn Jahren in einem handlichen Bande vorliegt, der den Titel trägt: „Vom Morgen zum Abend“. (Das Werk, das in erster Auflage bei Emil Felber erschienen war, ist jetzt in den Verlag von B. Elischer, Leipzig, übergegangen.) Die seihen ausgegebene zweite Auflage (geheftet 5 Mark) hat leider zwei wertvolle Abteilungen jener ersten Sammlung ausgeschieden und durch eine Auswahl von „Gedichten aus der letzten Zeit“ ersetzt. So willkommen diese Nachlese an sich ist, so bedaure ich doch aufs lebhafteste die Ausscheidung jener beiden Abteilungen, denn die eine derselben, „Um meines Lebens Mittag“, brachte ein wertvolles Bekenntnis der Weltanschauung des Dichters; die andere, „Lieder aus Frankreich“, war wohl die wertvollste Gedichtsammlung, die das Jahr 1870 uns gebracht hat. Auch wenn es zutreffen sollte, daß des Dichters schwere Enttäuschung über die seitherige Entwicklung des jungen Deutschen Reiches ihn dazu vermocht hat, diese von mannhaftem Stolz und freudiger Zukunftszuversicht erfüllten Gedichte auszulassen, haben gerade wir, die aus gleicher Ursache nach einem Wandel verlangen, das Recht auf jene Stimmung aus schöneren und größeren deutschen Lebenstagen. Denn es liegt in diesen Gedichten gerade für die heutige Jugend eine starke erzieherische Kraft, deren Mithilfe wir um so weniger entbehren können, als unsere Lyrik in steigendem Maße entweder vaterlandslos oder hurra-patriotisch geworden ist.

Daß sich die modische und moderne literarische Tageskritik um den Lyriker Jensen nicht bekümmert hat, ist leicht begreiflich. Jensen ist kein Neutöner, und seine Dichtung entbehrt für den, der wesentlich mit formalen Gesichtspunkten an sie herantritt, alles Interessanten oder gar Aufregenden. Daß Jensen ein hervorragender Meister der deutschen Sprache ist, daß er auch einen persönlichen Stil besitzt, muß ihm ja jeder zugestehen, der auch nur wenige seiner Romane gelesen hat; und es versteht sich dann von selbst, daß seine Lyrik eine noch reinere und gesteigerte Spracharbeit liefert. Wenn man dagegen dem Erzähler Jensen zuweilen nicht ohne Grund den Vorwurf gemacht hat, daß seine sprachliche Eigenart etwas Gefünsteltes angenommen habe, so ist die Lyrik davon völlig befreit geblieben. Er will in seinen Versen nicht

malen, nicht einmal musizieren, sondern eben sprechen. Die Verweise seiner Dichtungen sind die gewohnten, aus dem Charakter unserer Sprache natürlich herausgewachsen. Das Musikalische liegt in dem hohen Klangreichtum unserer Sprache und dem Wohlklang des Verses, das Malerische in der Bildkraft des dichterischen Schauens, das aber in dieser Bildergestaltung niemals den Selbstzweck der Lyrik sieht, sondern das Mittel zur Veranschaulichung eines Gedankens. Im Gedanklichen liegt überhaupt der Schwerpunkt der Lyrik Jensens; wenigstens fehlt ihr das eigentlich Sangbare, das Liebhaftste. Das liegt an der schweren Gedankenfracht reichen Wissens, die dieser Mann trägt. Seine eindringliche naturwissenschaftliche und geschichtliche Bildung, aber auch sein reiches Erleben während eines vielbewegten Daseins bewirken, daß jede Erscheinung ihm tiefere Zusammenhänge offenbart, ihm Symbol wird inneren Erlebens und Erkennens. Übrigens muß man in Betracht ziehen, daß auch ein so ewig Junger wie Goethe in seinen hohen Jahren aus seiner Lyrik eine andere Auswahl traf, als der junge Goethe es getan hätte. So treten die Töne starker Leidenschaftlichkeit hier zurück, aber man spürt doch überall das starke Temperament des Dichters, und selbst dort, wo er im Grunde gereimte Weltanschauung bietet, verhilft der innige Zusammenhang mit der Natur zu einer stark sinnfälligen Gestaltung des oft recht abstrakten Inhalts. Indessen wir wollen uns dem Dichter selber zuwenden und in raschen Zügen Inhalt und Charakter seiner Sammlung darlegen.

Gleich das erste Gedicht „Leben“ ist für den Dichter charakteristisch. Er schreibt an einen Freund über das „seltsame Ding“, das Leben, mit dem sich jeder auseinandersetzen muß. Und da ist zunächst die reale Welt, in die wir durch Zwangspass hineingestellt sind:

„Gleich allen müssen wir uns mit ihr fügen,  
Um unsrer Lebensnotdurft zu genügen:  
Wir müssen auch am Werkelstuhl uns messen,  
Damit wir nicht durch anderer Arbeit essen,  
Uns mit zum Besten der Gesamtheit plagen,  
Nach Fug mit ihr die gleichen Lasten tragen —  
Dann aber, nach dem Werttag, sind vorbei  
Die Gleichheit und die Last, und wir sind frei.

Und frei sind wir, von heitrem Licht umhüllt,  
In einer andern, idealen Welt',  
In einer Welt, von Duft und Glanz umgeben,  
Die nur den einen Zweck besitzt: zu leben!  
Und Schatten gleich sinkt ab von ihrem Strand  
Des Wertelstags Verdienst, Betrieb und Stand.  
Nur Genien mit himmelslichten Flügeln  
Empfangen uns auf ew'gen Sonnenhügeln:  
Es herrscht in ihrem Tempeldomgebäude  
Die Liebe nur, die Schönheit und die Freude —  
Des Geistes Flug, hoch über niedern Breiten,  
Gedanken, die auf Sternenhügeln schreiten —  
Der Hoffnung selig klopfendes Empfinden,  
Des Glückes süß erfüllendes Umwinden,  
Und als das Höchste, stets doch ungestillt,  
Die Sehnsucht nach des Herzens Götterbild.“ (S. 7.)

Auch Wilhelm Jensen gehört zu jenen, die die materialistische Weltanschauung zum Pessimismus geführt hat. Aber er gefällt sich nun doch nicht in einer trostlosen Betrachtung des Daseins, einer ingrimmigen Verneinung seiner



Freuden — wenn auch diese Stimmungen durchaus nicht fehlen — oder gar in der Betonung materiellen Genießens, als des einzig Vernünftigen; er flieht in eine selbstgeschaffene Welt seiner Phantasie, wo alles das Schöne, Edle und Große zum glücklichen Gedeihen gelangt ist, was wir auf Erden nicht oder nur verkümmert finden. Was ihn, den Materialisten, vor dem Naturalismus bewahrt, was im Pessimisten den gestaltungsfreudigen Dichter erhalten hat, das ist diese „Sehnsucht nach des Herzens Götterbild“, die in mächtiger Flamme in seinem Innern lebt. Und was ist dieses Herzens Götterbild? Es ist eben die Sehnsucht nach etwas, das wir nicht haben, wohl gar nicht haben können. — Im herrlichen Sonnenglanz, gesteht der Dichter, wo tausend Blüten mit ihrem Duft ihn umlosen,

„faßt mich tiefer Drang,  
An frostigem Winternachmittag zu sitzen,  
Von grauem Wolkennebel trüb umhüllt,  
Den Regen an die Scheiben klirren hörend  
Und bangend mich nach solchem Sommertag  
Zu sehnen.“ (S. 19.)

Ist es dann Herbst, wo's nur unter festem Dach gut ist, dann schließt er die Laden und

„Das Buch, o Kind, nimm dort vom Fach  
Und draus ein Lied vom Frühling lies.“ (S. 24.)

Und der Dichter sagt es uns mit klaren Worten, daß er gerade in diesem Ungenügen am Vorhandenen das Beste sieht, „denn die Sehnsucht ist das Glück“. (S. 19.)

In seiner Dichtung „Lilith“ sagt uns der Dichter, daß er in dieser Sehnsucht die höchste und wertvollste feilsche Kraft der Menschheit erkennt. Lilith, die erhabenste Urgestaltung des Weibes, die Urmutter der Lebenskraft, war Adam zu gewaltig, erhaben und schön erschienen; so hatte er die nach ihm Begehrende zurückgewiesen und den Schöpfer gebeten „um ein Weib, nicht eine Göttin“, nur ein Weib, das „willig empfängt, nicht fordernd begehrt“. Da mußte Lilith einsam sein; das Glück vermochte sie den kommenden Menschen nicht zu geben, aber

„— sie griff in die heiße, verlangende Brust  
Und die ungeheure, die jammernde Sehnsucht  
Warf sie hinein ins enge Menschenherz,

— — — — —  
Und rief: „Ich geb' sie Jedem, der mich sucht —  
Zum Fluche, daß er elend sei wie ich,  
Zum Segen, daß er götterähnlich sich  
Im Schmerz fühlt' wie ich.“ — — —

Diese Sehnsucht ist für Millionen die Triebkraft gewesen, die sie zu Gott führte und ihnen damit einen festen Ankerpunkt fürs ganze Leben und die Einstellung ihres Empfindens gab. Dadurch ist auch für den „Sehnsüchtigen“ ein Optimismus möglich, da die Sehnsucht sich in Liebe wandelt zu Gott und dem Nächsten. Die Liebe aber verschönt unser Dasein, indem sie ihm Zweck und Inhalt gibt über das Materielle hinaus. Wessen Sehnsucht aber nicht dieses Ziel gewinnt, der wird, falls er einem groben Materialismus nicht anheimfällt, dauernd mit dem Pessimismus zu kämpfen haben. So oftmals Jensen, für den Gott nur ein „leerer Name ist, der ihn wie Fieber kalt durchschauert“ (S. 65). Diese Anschauung muß einmal zu dem Schlusse kommen:

„In stetem Wechsel schuf  
Die Zeit ein Netz sich gleichendes Gespinnst  
Aus Not und Sorge, Mühsal und Beruf.

Dem nächsten Morgen heischt der Tag Gewinnst;  
Sie weben, bis ihr Fleiß ein Leichentuch  
Zum Ausruhn sich erwarb — und ob du sinnst,  
Du findest nur: Das Dasein ist ein Fluch.“ (S. 305.)

Hier spricht der Pessimismus nackt und kahl das grausame Wort. Doch ist das gottlob nicht der Grundton von Jensen's Lyrik. Dazu ist er viel zu sehr Dichter, dazu lebt in ihm zu stark des „Herzens ungefülltes Sehnen“.

In diesem „fluchwürdigen“ Dasein gedeihen die herrlichen Blumen der Liebe und Treue, um uns ist das blühende Schaffen der Natur, in uns die Phantasie, die zu träumen und uns in ein Reich zu tragen vermag, wo die grausamen Gesetze des Vergehens keine Geltung haben. Diese Klänge herrschen in den Gedichten vor, sie machen sie uns lieb und wert.

„Im Jahreswechsel“ ist die erste Abteilung überschrieben. Lieder und Stimmungsbilder von der Natur sind ihr Inhalt. Jensen's Verhältnis zur Natur ist sehr innig und ist nicht allgemeine poetische Gefühlschwärmerei, sondern die dichterische Verklärung eines gründlichen Wissens und scharfer Beobachtung. Mit den steigenden Jahren und überhaupt wohl aus der pessimistischen Unterstimmung der Weltanschauung des Dichters heraus drängen sich ihm vor allem die Bilder des Vergehens in der Natur auf und wecken das Gefühl für das eigene Hinschwinden. Da ist es dann gut, alles dessen zu gedenken, was das Leben an Schönem uns brachte. Der letzte Herbstvogel ruft dem Dichter zu:

„Blütenpracht	Wirft du wach,
In den Zweigen	Keine Klage
Ist nur bunter Eisenreigen,	Bringt zurück verlorne Tage,
Nur ein Traum der Sommernacht.	Und vergebens schaust du nach.

Salt bereit  
Neue Schwinge,  
Daß sie dich hinüberbringe  
Zur Erinnerung schöner Zeit.“ (S. 22.)

Dieses Hinüberbringen zur Erinnerung schöner Zeiten ist das Beste und Schönste, was Jensen kann. In die leise Wehmut, daß das alles gewesen, daß es nicht mehr ist, zittert wie ein goldener Herbstsonnenstrahl das Glück der einstigen Stunde. Der Dichter hat einen Abschnitt seines Buches „Erinnerungen“ überschrieben, er hätte die Mehrzahl seiner Gedichte unter diesem Titel zusammenfassen können. Die schönsten der Erinnerungsblätter gelten dem Leben seiner eigenen Familie. Es wirkt immer beglückend, wenn aus der heutigen Literatur, deren großer Teil eine Verachtung der Ehe zur Schau trägt, die Töne echten ehelichen Glückes und reiner Kinderliebe an unser Ohr schlagen. Diese Klänge hat Jensen oft gefunden, und sie könnten zu herrlichen Harmonien zu einem Liede „Aus dem Hause“ zusammen. Und mögen auch die Molltöne der Wehmut oft genug vorherrschen, weil die Zeit eben entschwunden ist, so fühlen wir doch, daß echtes Glück sie eingegeben hat. — Das erste Lied dieses Teiles gilt der Gattin:

„Also verwandelt die Zeit sich, und wir verwandeln mit ihr uns,  
Eines unwandelbar nur troset dem Wandel der Zeit,  
Rehret als ein Echo von fern schon herauf, doch wie kaum erst gewecktes,  
Lebt, ob es lange schon war, immer als Lebendes doch;

Und es umfängt mich in ihm mit der niemals entfremdeten Heimat,  
Mit dem Vertrauen der nie wankenden Liebe dein Herz,  
Altert die Zeit auch um uns, nicht altert es selbst und bewahrt mir  
Freudige Jugend, und fest ruhet auf ihm mir die Welt.“ (S. 36.)

Die Zeit der Jugendliebe steigt in mehreren Liedern vor uns auf; darunter auch eines jener Stimmungsbilder, in denen der Erzähler Jensen Meister ist. Lautlose Stille, in der das Ohr nichts hört, und nur das leise schlagende Herz das stille Schaffen der Natur verspürt (S. 39). — Die Bilder werden traurer. „O, wie der Sommerwind durch die Wipfel geht, also Erinnerung mit weichem Flügel mich umweht“ (S. 40.) Wie herrlich ist Herbstsonne:

„Die Sonne liegt heiß noch in flimmernder Pracht  
Auf den Blättern und Zweigen,  
Darunter goldschimmernd herüber es lacht;  
Da sitzen und schweigen  
Meine Liebsten allebild', auf Ruhweide vom Haus,  
Und schaun in den Herbst, in den braunen hinaus.

Meine Frau und mein Kindchen zusammengeschniegt  
Die rosigen Wangen:  
Auf den Ästern ein letzter Falter sich wiegt,  
An den Ästen hängen  
Vollgelbe Früchte, harrend der pflückenden Hand,  
Und ein Wehen, leis kühlend, kommt vom Stoppelrand.

Als ob dem Kinde der zitternde Strahl  
Bunte Märchen erzähle,  
Als jög' ein Träumen zum erstenmal  
Durch die junge Seele,  
So mit Augen groß und blau hinausblinzt das Kind,  
Dem Blatte folgend, das knisternd aus den Wipfeln rinnt,

Und über ihm, voll von sonnigem Glüd,  
Von heimlichem Sinnen,  
Da träumen die Augen der Mutter zurück —  
Sie wandern von binnen,  
Weit hinaus, dann umfahn sie, aus herbstlicher Welt  
Heimkehrend, lächelnd den Lenz, den im Arme sie hält.“ (S. 41)

Hier blühendes, schwellendes Leben; aber auch der Tod ist nicht an des Dichters Tür vorbeigegangen! Zu „frühem Schlafe“ hat er sich ein blühendes Kind geholt:

„Ich hab' die Augen dir zugedrückt,  
Deine Mutter, sie weinte allzusehr,  
Du wolltest schlafen zu langem Schlaf,  
Mein kleiner Junge, du wachst nicht mehr.

Ich hab' dich in dein Bett gelegt,  
Deine Mutter weinte allzusehr;  
Mein kleiner Junge, du schläfst gar fest,  
Ich fürchte, wir sehen dich nimmermehr.

Es fielen die Schollen auf deinen Sarg;  
Deine Mutter weinte allzusehr,  
Und jede ihrer Tränen sprach:  
Dein Bettchen, das Haus und die Welt sind leer.“ (S. 44.)

Aber es bedarf ja nicht des grausamen Todes, um Eltern und Kinder zu trennen. Ist es doch das traurige Geschick der Erzieher, daß sie dann meistens ihre Kinder durch das Leben verlieren, wenn das Verhältnis durch gegenseitiges Verstehen erst recht innig geworden. Darum ist es dem Dichter so wehmütig ums Herz nach seines Kindes Hochzeit, es ist „so stumm, so kalt, so leer“ (S. 51) um ihn, so daß er fast bitter wird über sein „Kinderglück“ (S. 52). Aber das Vaterherz freut sich trotz allem über das Glück des Kindes:



Wilhelm Jensen



„Ich küsse heut' meinem Kinde  
 Beim Abschied die liebe Hand,  
 Und heimlich küsse den Reif ich,  
 Der einst noch die tote umspannt.  
 Ich möchte das Glück in ihn bannen —  
 Und die Lippe, die jetzt von ihm schied,  
 Sie grüßt auch den fernem Enkel,  
 Der einst von der Hand ihn dir giebt.“ (S. 50.)

Was bleibt dem einsamen Alten übrig, als den Erinnerungen an die Kinder nachzuhangen und die glückliche Zeit des Beisammenseins so heraufzurufen. Das tut Jensen in dem innigen „Belia“, das tut er besonders schön in „Einst und heut“, wo ihn im einsamen Bergeswald die Erinnerung übermannt, wie er einst mit den Kindern diese Pfade schritt und die ermüdeten Kleinen dadurch erheiterte, daß er sie Gedichte hersagen ließ. — Wie wird ihm heute allein das Steigen so schwer, als hätte ihn einst „die kleine warme Hand geführt“ (S. 58).

Und weil wir wissen, daß dem Dichter mit dem Erbdandasein alles vorbei ist, verstehen wir, daß es ihm das „Schwerste“ ist,

„Daß ein Tag einst kommt, — Wo ich von dir gebe,  
 Oder du von mir — Auf immerdar.“ (S. 69.)

Eine ganz andere Stimmung herrscht im folgenden Abschnitt „Unterwegs“ vor. Hier tritt der Pessimismus zutage, der die Fehler des Lebens, die Kleinheit des menschlichen Strebens, das Unverständnis, das das höhere Wollen findet, mit scharfem Verstande geißelt. Hier wird der Dichter oft bitter, und herbe Menschenverachtung drängt sich hervor:

(Befremdlich.)

„Mir träumte zur Nacht, daß bis auf uns zwei  
 Die Menschheit ausgestorben sei;  
 Bis auf dich und mich. Wir waren allein  
 Wie Adam und Eva im Apfelhain,  
 Die ganze Welt war herrlich leer  
 Von allem Gesindel um uns her.

Da fasten wir, was die Märe hieß  
 Vom Anfangsleben im Paradies.  
 Wir haben uns fest und fester umschlossen  
 Und Erdenfestigkeit genossen.  
 Kein Pastor hat ja dazu gesagt,  
 Wir hätten auch keinen darum gefragt.  
 Und unsrer Liebesblüte Frucht  
 Ist rasch gereift von guter Zucht,  
 Hat uns rothbäckig angelacht  
 Und selbst schon neue Blüten gebracht.  
 Es wurden im Traume Sekunden zu Jahren  
 Und Kinder zu Enkel- und Urenkelsharen;  
 Es waltete rings die Menschenstut  
 Von unserm eignen Fleisch und Blut —  
 Und eh' wir's begriffen, wie's geschah,  
 War all das Gesindel wieder da  
 Und füllte die ganze Welt umher,  
 Als ob's nie ausgestorben wär'!“ (S. 103.)

Aus all der Menschenqual flieht der Dichter dann hinaus zur Selferin Natur. Einsam lausche in der Natur den Stimmen des Weltalls:

„Und dann blick auf die Welt, die zu Füßen dir fliecht,  
 Die da unten verlassen, die unter dir kriecht  
 Wie Gewürm, das den Rehrich der Gassen belebt,  
 Das den Mober durchgräbt, bis sich's in ihm begräbt —

Und Ruh' wird dir werden,  
 Und stolz wird das Herz, und die Seele wird weit,  
 Von Ahnung umschauert: Ein großes Leid  
 Sei das Höchste der Erben." (S. 111.)

Der kurze Abschnitt „Jenseits der Berge“ bringt Bilder aus Italien. Anders als sein Freund Heyse sieht Jensen vor allem den Verfall gegenüber der einstigen Herrlichkeit; auch ist er zu deutsch, ist zu sehr mit der deutschen Natur verwachsen, als daß ihn nicht das Heimweh nach dem Norden übermannen sollte.

Wer aus dem Bande „Vor Sonnenwende“ Jensen als einen der glänzendsten Erzähler in Versen kennen gelernt hat, wird gegenüber dem Abschnitt „Lyrisch-Episch“ eine gewisse Enttäuschung nicht vermeiden. Alles rein Epische oder Balladenhafte fehlt; es handelt sich zumeist um Weltanschauungsgebichte, in denen der spröde Stoff nicht immer überwunden wird. Freilich entschädigt manches schöne Landschaftsbild, wie „Dünung“.

„Fern bis zum Himmel schweigsam, weit und groß  
 Liegt still die See. Sie schläft und, odemlos,  
 Regt sie kein Hauch, hebt ihr, wie traumgebannt,  
 Kein Atemzug das schimmernde Gewand.  
 Nur dann und wann mit immer gleichem Klang  
 Rollt eine lange Welle auf den Strand.  
 Ein dumpfes Schauern ist es, todesbang  
 Und kommt daher und löst im dden Sand;  
 Ein Herzschlag, der aus nächstigem Dunkel quillt,  
 Wo ruhelose Flut der Tiefe schwillt;  
 Ein Schluchzen ist es aus verhaltener Brust,  
 Ein Atemkampf des Lebens, unbewußt,  
 Mit einer Todesstarre schwer und leer —  
 Dann spricht des Fischers Mund: Es dünt das Meer.“

Ich kenne deine Dünung, stumme See,  
 Der dunklen Tiefe ruheloses Weh,  
 Müd' ist die Stirn und wortlos ist der Mund —  
 Da plötzlich kommt's und sprengt die Brust — warum?  
 Ein Schlag, ein einziger aus des Herzens Grund  
 Bebt auf und stockt — und alles wieder stumm.“

Jensens hervorragende Begabung für die ausgesprochene Ballade kann man aus dem neu hinzugekommenen Teile der 2. Auflage an einzelnen Altersgedichten erkennen („Zwölfnacht“).

Während die beiden Abschnitte „Erinnerungen“ und „Dem Vergangenen“ dem bisherigen Bilde keine neuen Züge beibringen, lernen wir im achten Abschnitt „Kleines Gerant“ den Dichter als Epigrammatiker kennen. Da findet sich in geschmackvoller Form manches scharfe, treffende Wort, z. B.:

„Was ist's, das die Menschheit am höchsten beglückt?  
 Von möglichst vielen möglichst gebüct  
 Den Hut vor sich abziehen zu lassen  
 Und selbst nur lässig daran zu fassen“ (S. 294),

manche feine Bemerkung:

„Welch hohe Künstlerinnen sind die Frauen,  
 Den Himmel uns auf Erden aufzubauen,  
 Und welche Meisterinnen, uns um Bagatellen  
 Die schönsten Lebensstunden zu vergällen.“ (Ebd.)

Auch an herbem Spott auf Andersdenkende fehlt es nicht. Vor allem die „Glaubenden“ bekommen manchen Hieb. Jedenfalls darf man Jensen ein rechtes Können für den kurzen Spruch nachrühmen. —

Dann hat der Dichter dem Ganzen noch zwei ältere Gedichtsammlungen angehängt. Die 1872 entstandene „Um meines Lebens Mittag“ entwickelt das Glaubensbekenntnis des Dichters. Wir kennen es schon. Ich wüßte nicht, wo der pessimistische Materialismus einen mächtigeren und poetischeren Ausdruck gefunden hätte als in diesen formvollendeten Terzinen. Am höchsten erhebt sich aber auch hier der Dichter dort, wo er den Grund dafür gibt, weshalb wir trotz allem am Leben nicht zu verzweifeln brauchen. Das Ganze klingt in einen mächtigen Lobgesang auf die Liebe aus! —

Den Schluß bilden die seinerzeit anonym erschienenen „Lieder aus Frankreich. Von einem deutschen Soldaten“. Die Sammlung bildet als Ganzes das Wertvollste, was der Krieg von 1870 unserer Dichtung gebracht hat:

„Und ein Landwehrmann hat die Lieder gemacht:  
Er zog durch Frankreich kreuz und quer.  
Er tut es noch, ob auch oft er gedacht:  
's wär' besser, wenn es zu End' jezt wär'!“

— — — — —  
Wenn durstig die Kehle, der Magen leer,  
Wenn traurig das Herz und die Hoffnung schwer,  
Im Gezelt und im Feld, auf der Jagd, in der Schlacht  
Hat der Lieb' und der Heimat doch stets er gedacht  
Und gesandt diesen Gruß ihr vom deutschen Meer.“ (S. 435.)

Ja ein rechter deutscher Mann hat diese Lieder gesungen, deren Grundtöne rasch wechseln. Er denkt der Liebsten daheim, deren Bild ihn hier im welfschen Land wie ein Schutzengel geleitet.

Stolz klingt das Wort:

„Das fühlen wir tief innen:  
Wir stehn hier als Soldat  
Des Heiligsten, das drinnen  
Im Herzen ein jeder hat.“ (S. 376.)

Aber immer wieder muß er an die Heimat denken, an die Mutter, die Lieben zu Haus. Was würden sie wohl sagen, wenn ein Brief käme, der ihnen seinen Tod kündigt, wie so manche Mutter ihn erhalten. Und das ganze Elend des Krieges tritt ihm vor Augen:

„Weiß Gott, es ginge nicht so fort,  
Wär' nicht das rasche Wandern.  
Ein Jammer ist's — das ist das Wort,  
Und sucht nach keinem andern.“ (S. 380.)

Aber auch Deutschlands Hoffen in jenen Tagen findet seinen berechten Ausdruck. Man fühlt es an diesen Liedern, daß der Pulsschlag unseres Volksebens damals rascher schlug, daß das Gefühl von der Größe des Berufes unseres Vaterlandes in jenen Tagen stärker lebte. Und so ist auch dieser Landwehrmann sich bewußt, an Großem mitgeschaffen zu haben.

„Ich tausche mit keinem, der sagen nicht kann,  
Daß in Frankreich nicht mit er die Siege gewann.  
Ich tausche mit keinem, wer es auch sei,  
Der im Herzen nicht fühlt einst: Auch ich war dabet!“ (S. 426.)



Wie bereits zu Anfang mitgeteilt wurde, hat Jensen in der Neuauflage diese beiden Abteilungen durch eine „Auswahl von Gedichten aus der letzten Zeit“ ersetzt, die ganz denselben Charakter trägt, wie die frühere Sammlung. Nur daß die Wehmut noch etwas tiefer geworden, daß noch mehr alles mit den Augen des von der Welt Abschied nehmenden Greises gesehen ist. Möge dieser nicht früher eintreten, als bis ein größerer Teil seiner Volksgenossen den Wert seines Schaffens erkannt hat, und beruhe diese Wertschätzung schließlich auch nur in der Erkenntnis, daß dieser Mann sich die Grabchrift setzen durfte:

„Als einzig wertvoll nehm' ich selbst  
Mit mir als Epitaph hinab:  
Daß nie von meiner Hand ein Kranz  
Im Kunst und Gut gewunden ward,  
Daß nie ein Wort ich schrieb, das nicht  
Von mir als wahr empfunden ward.“

Karl Stord



## Russische Niederschläge

Mit Maxim Gorkis jüngstem Stück „Die Feinde“ ergeht es einem seltsam. Künstlerisch gewertet erscheint es noch zerflatternder, noch lockerer und zufälliger durcheinander gewirrt als seine letzten Dramen. Viel Worte, wenig Gestaltung, und das Ergebnis der Handlung — ein tyrannischer Fabrikant wird von den vergewaltigten Arbeitern erschossen, für den wirklichen Täter, der Familie hat, meldet sich ein Junger und nimmt die Schuld, um ihn zu retten, auf sich, doch im letzten Moment gesteht der wahre Schuldige — dies Ergebnis geht schattenhaft im Hintergrund bodenloser Grübelgespräche vor sich. Die eigentlich dramatische Einfügung, das Verwachsensein zwischen den Menschen und dem Geschehen, kommt nicht zur Erscheinung. Der schicksalshaffende Griff, der packt und formt, fehlt hier. Ein Hin und Her, ein Auf und Ab; Stammelnen, Zucken, Flackern, Durcheinander und ein jähes Abbrechen.

Es ist, als würde man in einer Vision für Augenblicke über dies aufgewühlte russische Land geweht, erhaschte im Fluge ein paar Mienen und Gebärden, abgerissene Worte leidenschaftlicher Situationen, angespannter Zustände, und würde dann im Wirbel wieder fortgetragen; das Bild versank im Nebel, und man müht sich, es wieder in den Gedankenbereich hinauf zu locken und seine Beziehungen und Zusammenhänge auszufinden.

Man müht sich darum, um ein als schlecht und schwach erkanntes Werk! Denn jenseits des künstlerisch-ästhetischen Gefühls wird hier ein menschliches Interesse angerufen, nein angeschrien, aus der Tiefe angeschrien: nicht für diesen Arbeiter, der opferbereit seine Bestimmung auf sich nimmt, nicht für diese Herrentochter Nadja, durch „deren Herz ein brennend Recht fließt“, nicht für die Einzelindividuen und den Einzelfall, sondern für die Sache eines ganzen Volkes, für die ungeheuern in Blut und Dunkel, unter Todesseufzen und Foltergreuel, unter gräßlichen Geburtswehen sich vollziehenden Neuwertungs-Prozesse. Der Atem, die Atmosphäre solcher Zeichen ist hier rege, und mehr noch als beim Sehen wird beim Lesen die Bedeutung dieser Arbeit uns bewußt.

Sie ist, wenn auch dramatisch-dichterisch unvollkommen, ungeheuer spannend als Zeugnis, als Dokument, als Niederschlag einer kreisenden Zeit.

Die Meinungen, Anschauungen, Vorstellungen, die Bedrängnisse, die Räte und Sehnsüchte sind freilich nicht, wie wir es beim Kunstwert verlangen, reiflos zu lebendigen Gestalten verdichtet, sie bleiben in den Worten. Doch hinter diesen Worten fühlen wir und wissen wir aus all den Berichten der russischen Ereignisse die schauervolle Wirklichkeit, die weit über die vollkommenste künstlerische Realität hinauswächst. Und so bekommen die Worte eine neue Kraft, eine Art von Prophetie und Verkündung der inneren Regungen russischer Menschen.

Es gehört in den Bereich dieser Betrachtung, daß Gorki gerade jetzt in der „Times“ eine flammende Anlagenschrift veröffentlicht hat, den „Fall Schmidt“, in der er das Martyrium eines liberalen Fabrikleiters erschütternd schildert, der durch sein freundschaftliches Verhältnis zu seinen Arbeitern verdächtig geworden, verhaftet, unter Foltern zum Geständnis revolutionärer Umtriebe gezwungen und verurteilt wurde.

In den „Feinden“ ist nun ein verwandter Stoffbereich. Auch hier gibt es einen liberal gesinnten Fabrikherrn — „Liberalismus ist Mißachtung der Obrigkeit“, sagt ein Vertreter der Staatsgewalt von ihm —. Er will mit seinen Arbeitern in einem besseren Einvernehmen leben. Doch diesem Sachar Wardin fehlt die Konsequenz, seine guten Absichten durchzuführen. Er stellt eine Art von Zwischenschufe zwischen Vergangenheits- und Zukunftsanschauungen dar.

Er fragt sich: „Weshalb, weshalb diese Feindseligkeit? Sind denn wirklich keine friedlichen, vernünftigen Lebensbeziehungen möglich?“ und er klagt, daß ihn die Seinigen mit Haß und die Arbeiter mit Mißtrauen ansehen. Und immer wieder wird er nun an seinen guten Absichten irre, und er sagt: „Ich weiß, unser Volk ist grob, es ist nicht kultiviert, und steckt man ihm einen Finger hin, so nimmt es gleich die ganze Hand; in ihm steckt viel tierische Begehrlichkeit und es will erzogen, aber nicht verwöhnt werden.“ Und zu den Arbeitern, die ihm fremd und mißtrauisch gegenüberstehen, spricht er seufzend: „Sonderbare Menschen seid ihr, halb Tiere, halb Kinder.“

Ihm gegenüber der Vertreter der starren Autokratie, dem es nicht um Menschen, sondern um das Prinzip zu tun ist, der für das unbedingte Herrenrecht ist und der in diesem Kampf getötet wird. Und von dieser Tat geht nun ein drohender Schrecken aus. Nicht von ihrer blutigen Gewalt, sondern mehr noch von der furchtbaren Selbstverständlichkeit, mit der sie sich vollzogen, und von der sicheren Einmütigkeit, mit der die Arbeiter als Gemeinschaft diese Tat auf sich nehmen: „Da haben sie einen Menschen gemordet und blicken mit so hellen Augen drein, als wüßten sie ihr Verbrechen gar nicht. . . Wie gräßlich einfach ist das alles!“ Und die Angstwelle, die Sticlust der Beklommenheit, die Ahnung nahender Auflösung fällt über die anderen, und die Witwe des Ermordeten sagt furchtgeschüttelt von den „Feinden“: „Die wissen genau, was sie wollen, o — ob sie es wissen! Und die leben einträchtig, die vertrauen einander . . . ich hasse sie, ich fürchte sie! Wir aber leben alle im Haß, wir glauben an nichts, sind durch nichts gebunden; jeder für sich allein. . . Wir suchen unsere Stütze bei den Gendarmen, beim Militär . . . diese da aber bei sich selbst . . . und sind stärker als wir.“

In solchem Aussprechen momentaner Symptome, in solcher Notierung — Notierung, leider nicht Darstellung — der Dämmerungszustände voll ge-

scheuchter Unruhe, wankender Sicherheiten, zerstörerischen Gärns, wird dies Drama eben als Zeitzeuge wertvoll.

Die Stimmung im Hause dieser Fabrikbesitzer ist die bekommene Werbestimmung, die jetzt in Rußland herrscht, voll dumpfen Wollens und Nicht-aus-noch-ein-wissens. Eine Panik liegt in der Luft, wie von dem unheilvollen Brausen einer Sturmflut: „die Menge naht“. Und eine große Hilflosigkeit dazu. Ein Versuch des Aufrassens bei den Nachdenklichen: „Man muß doch“ . . . aber dann wieder ein schlaffes Zurücksinken, und die müde Erkenntnis: Alle schreien ziellos, alle werden im Kreis gewirbelt, wie im Traum . . .

Charakteristisch werden auch die Vorstellungen der Gegenpartei gespiegelt.

Durchaus echt wirkt die wortlose Selbstverständlichkeit, mit der jener junge Bursche den Mord des Fabrikherrn auf sich nimmt. Die fatalistische Nichtachtung der eigenen Persönlichkeit in der russischen Revolution ist das Typische, es wird keine Eroika und kein pathetisches Martyrium daraus gemacht. Und Gorki läßt sich glücklicherweise auch nicht zu so falschen „poetischen Ornamenten“ verleiten. Er wahrt die Bescheidenheit der Natur, und seine Zeugnis-kraft wird dadurch in ihrer Wesensrichtigkeit bekräftigt. Das Opfer des Burschen vollzieht sich in der Gelassenheit eines Naturereignisses: das ist nun so und nicht anders, und ebenso natürlich, fast nüchtern ist's, wie sich schließlich dann doch der wahre Täter meldet.

Eine Befastheit und Entschlossenheit ohne alles Nebensartliche gibt sich hier kund, wie eine Erledigung des Notwendigen, von dem man kein Aufhebens macht. Wortkarg tut jeder das Seinige, wie einer es vom andern erwartet. Und die einzige Gefühlsäußerung bei dieser Szene ist, daß der alte Lewschin, der „philosophische Kopf“ unter den Arbeitern, sagt: „Ach, ihr meine lieben Brüderchen!“ . . . Der Mörder selbst aber meint, als der Staatsanwalt aus Verlegenheit zu poltern anfängt, gleichmütig: „Schrei nicht so, Herr, wir schreien auch nicht.“ Diese Gelassenheit, der nichts geschehen kann, ist auch in der Figur des geistigen Führers der Arbeiterbewegung ausgedrückt. Er wird als langgesuchter Propagandist bei dieser Gelegenheit erkannt, und als der Verhaftende zu ihm ironisch-mitleidig sagt: „Ihr seid doch nur wenige,“ erwidert er ruhevoll-überlegen: „Wir werden schon mehr werden.“

Die Abwesenheit aller Freiheitskämpferpose ist hier bemerkenswert, kein romantisch-romanischer Rausch regiert, sondern dies seelische Klima ist eher orientalisches, diese Menschen folgen einer Fügung und Berufung, sie haben keine Hemmung durch die persönlichen Affekte, sie gehen in Notwendigkeit und erfüllen ihr Schicksal. Einige unter ihnen sind „tiefdenkerisch“, da ist Lewschin, ein Verwandter des Luka aus dem „Nachtasyl“, einer jener primitiven Philosophen, wie sie uns oft in der russischen Literatur begegnen, auch in der Tolstoj-Welt. Einfach, Armut im Geiste, Ergebung in das Leid, ein Aufnehmen des Kreuzes und viele Ideen des Urchristentums sind hier rege. Lewschin spricht vom Eigentum: „Ach dies menschliche Leben, dieses Kleinliche Leben. Einer Kopeke wegen gehen wir zugrunde. Sie ist unsere Mutter und unser Tod zugleich. Ja, die Kopeke, alle Menschen hat die kupferne Kopeke gefesselt, alles auf Erden ist mit Kupfer vergiftet, man müßte sie vernichten . . . vergraben müßte man sie. Wenn die nicht mehr ist, wozu dann noch gegeneinander kämpfen, einander bedrängen?“

Eine große Gelassenheit ist in diesem Menschen. Er sieht in allem Irdischen das Leiden, auch bei den Besizenden, und die merken es wohl, und die junge

Nadja sagt: „Der Alte lächelt immerzu, gerade als täten wir ihm leid, als wären wir Kranke.“ Und Lewschin selbst antwortet dem jüngeren Genossen, der ihm Karmachen will, daß sein Reden vor den Besizenden nur taube Ohren trifft, daß er auf Steine seine Saat streut und sich umsonst bemüht, denn die Arbeiterseele begreift es wohl, aber der Herrenseele geht es über die Kraft, dem antwortet er: „Seele ist Seele . . . und alle sind auf einen Fleck zusammengepfercht.“ Und einer aus der Herrenkaste sagt über diesen Lewschin: „Ein Prachtler! . . . was er für allbegreifende, traurig-freundliche Augen hat. Als wollte er sagen: Wozu das alles? Wenn ihr doch zur Seite treten wolltet . . . uns die Freiheit geben . . . wenn ihr doch gehen wolltet.“

Der so spricht, ist Jakob Bardin, der Bruder des Fabrikherrn, der melancholische Trunkenbold.

In ihm, wie in Lewschin, erkennen wir einen bestimmten russischen Temperamentstypus.

In Gorkis Lebensbildern lehren seine Spielarten oft wieder, bei den Novellisten Weressajin und Uspenski sahen wir verwandte Exemplare. Das sind schwerblütige, versonnene Menschen, in deren geistigem Nebel qualvoll die Sinnlosigkeit ihres Lebens aufdämmert. Ihre Seelen sind „mit Gedanken wie mit Pech verklebt“; ihr Bewußtsein ist wohl rege genug, alles Widerspruchsvolle, Hämißche der Existenz um sich herum gierig aufzusaugen, es vermag aber nicht damit fertig zu werden, sich mit ihm in irgend einer Form auseinanderzusetzen. Selbstquäler sind das, unberufene Philosophen, die ein Verhängnis zwingt, über Dinge zu grübeln, in deren Chaos ihr ungeschulter, schwerfälliger Geist keine Ordnung bringen kann.

Trozig-hilflose Lebensschmoller werden das, die verbissen-grimmig ihren Stein vor sich her wälzen, bis er zurückstürzend sie zermalmt. Der „Gram“ kommt über sie, heißt es, und sie flüchten dann zu der die Gedanken einflussenden Flasche.

Die „Keinen angenagten Menschen“, nennt sie Leonid Andrejew, und ihre Räusche sind nicht fröhlich, sondern finster und zornig.

Dieser Jakob Bardin ist nun auch in diese Gedankenstlingen geraten, und er seufzt klagend: „Es ist noch nicht lange her, da sah mich das Leben gleichmütig an, jetzt aber blickt es mich streng an und fragt: Wer bist du? Wohin gehst du?“ Lebensangstgeschüttelt, winselt er von sich: „Ich kann noch so betrunken sein, ich verstehe doch alles — das ist das Unglück. Mein Hirn arbeitet, arbeitet immerfort mit einer verdammten Beharrlichkeit. Und vor mir schwebt immer eine Frage, eine breite, ungewaschene Frage mit riesigen Augen, die fragen: Nun, verstehst du? Ja, immer fragen sie nur das eine Wort: Nun?“

In Eitel und Selbstverachtung beschimpfen sich diese Menschen selbst, sie finden eine Wollust in der Erniedrigung.

Jakob denkt nach: „Die Menschen zerfallen in drei Gruppen: die einen arbeiten das ganze Leben lang, die andern häufen das Gold an, die dritten, dritten, ja, die dritten, das ist seine Gruppe, die Faulpelze, Landstreicher, Mönche, Bettler und andere Rostgänger Gottes.“ Er mischt sich auch unter die Arbeiter: er glaubt, sie haben ihn gern. „Es macht ihnen Spaß, daß der Bruder ihres Herrn ein Säufer ist. Offenbar gewinnen sie daran die Idee von der Gleichheit aller Menschen.“

In diesem Typus ist etwas vom Übergang zu einer neuen Zeit, der

Bankrott des Alten, das morsche Zusammenbrechen, in einer Ahnung, daß vielleicht noch etwas anderes wird, aber der, der das dumpf fühlt, vermag, schlaff und unfähig, diesem Kommenden nicht zu dienen. Ein ähnliches Gefühl regt sich hier, wie es in einer Novelle von Wereschajew ausgedrückt ist, in der ein solcher Ersticken und Absterbender ahnt: Dort irgendwo, fern von ihm, floß ein besonderes, ihm unbekanntes Leben. Voll ernsthafter Arbeit floß es nicht vor Zweifeln und Fragen, und löschte sie nicht in trunkener Qual.

In der besitzenden Kaste aber gibt es, so lehrt Gorki weiter, neben dem starr am Prinzip hängenden Herrn, vertreten durch den erschoffenen Fabrikdirektor, neben dem mehr aus Schwäche als aus Überzeugung liberalisierenden Besitzer — den Arbeitern durch seine wankende Unzuverlässigkeit noch verächtlicher als der Despot, der ehrliche Feind —, neben jenem die Wahrheit ahnenden Trunkenbold noch eine Kaste, die mit tapferen Augen und mit starkem Herzen die Zukunft grüßen.

Und das sind die Frauen.

Aus Tatsachen wissen wir, wie gerade die Frauen, vor allem die junge Generation der Töchter aus der Oberklasse, von den Entwicklungsideen gepackt worden ist, und wie sie in ihrem Dienst sich opfert.

So ist es natürlich sehr anregungsvoll, zu sehen, wie ein Russe diesen heute so bedeutungsvollen russischen Typus analysierend darstellt. Er wird in diesem Drama durch Nadja, die Nichte des Fabrikbesizers, repräsentiert.

Ihr Bewußtseinswachem, ihr Aufmerksamwerden auf die kritischen Zeichen ringsum, ihr Fragen beobachtet man: „Alle sind traurig, alle erwarten irgend etwas und haben Angst . . . Weshalb wird mir verboten, die Arbeiter kennen zu lernen?“

Sie fängt an zu vergleichen, ihre Umgebung, die von der Angst des Zusammenbruchs gezeichnet wird, die säbelkrassenden brutalen Soldaten, und jene anderen, die für ihr Leben kämpfen, die sich nicht fürchten, die wissen, daß sie morgen ins Gefängnis oder in den Tod müssen, und die lachen, und sie sagt zu ihrer Tante, die sie fragt: „Wie willst du denn nun leben?“: „So wie ihr nicht. Ich weiß nicht, was ich machen werde; aber sicherlich nicht so, wie ihr es macht.“ Sie leidet und quält sich: „Wir rühren keinen Finger, aber alles geschieht unseretwegen . . . Soldaten und Gendarmen und alles. Ach, diese Verhaftungen . . . und daß die Weiber weinen . . . alles unseretwegen.“

Sie ringt die Hände: „Man muß doch etwas sein . . . man muß doch. Man kann doch nicht so in den Tag hineinleben und ins Leere stieren, ohne etwas zu begreifen.“

Die Tante warnt sie: „Wenn du anfängst, dir selber Rätsel aufzugeben, wirst du eine Revolutionärin und gehst in diesem Chaos zugrunde.“ Aber auch sie ist nachdenkend geworden und sinnt vor sich hin: „Wie das heute alle sagen, alle daselbe . . . mit einem Male. Weshalb nur?“ Und all dies Grübeln und Fragen bricht schließlich in einen Schrei übermächtig aus, Nadja stößt ihn aus, als der wirkliche Täter sich meldet und statt des vorgeschobenen Opfers die Tötung des Fabrikdirektors bekennt.

Nadja ruft diesem Mann und der Korona der Richtenden ins Gesicht: „Aber haben Sie denn gemordet? Diese sind's, die alle morden, diese sind's, die das ganze Leben morden mit ihrer Begehrlichkeit, mit ihrer Feigheit. Ihr, ihr seid die Verbrecher.“

Und Lerschin sagt freudig vor sich hin: „Ganz recht, ganz recht . . . Nicht der ist der Mörder, der den Schlag führt, sondern der, welcher Argernis gegeben hat.“

Mit solchem Ausrufungszeichen reißt das Drama ab. Auch seine wichtigste Person, diese Nadja, ist nicht eigentlich gestaltet, es ist nur eine Wesensangabe in Worten, die wir empfangen.

Und doch fesselt das alles, vielleicht gerade des Typischen wegen. Man fühlt das Allgemeingältige und merkt deutlich, daß diese Worte und Gedanken echte Niederschläge der Atmosphäre eines gewaltigen Volksprozesses sind, den wohl niemand unberührt heute miterlebt.

Felix Poppenberg



## Von der Ballade

Die Veröffentlichung der Ergebnisse des Scherlschen Preisausschreibens für Balladen als „Neuer deutscher Balladenschaz“ hat zu vielen zum Teil sehr widersprechenden Beurteilungen Veranlassung gegeben. Vor allem hat der beste lebende Vertreter der Ballade, der Freiherr Börries von Münchhausen, in der „Tägl. Rundschau“ (N. B. 293) scharf Stellung genommen: „Ich stehe weinend am Grabe der deutschen Ballade. Sie ist nämlich totgeschlagen, ermordet. Nicht von ihren Feinden, denn wer vermöchte der sieghaften, herrlichen, königlichen Dichtung gegenüberzutreten! Aber einige Duzend wohlmeinende und geschwähzige Dilettanten haben sie meuchlings totgebildet.“ Dieser Balladenschaz sei für ihn und viele andere Künstler eine einzige fürchterliche Enttäuschung. „Er enthält fünf wirkliche Balladen, nämlich die Schückings (wohl die beste des Buchs) und die von Seeliger, Brandes, Celbo und Löns. Auch an diesen ist nicht alles Gold echt, Seeliger und Brandes haben beide viel Besseres geschrieben und wissen das natürlich wie jeder Künstler wohl ziemlich genau. Zudem ist Seeligers ‚Gonger‘ psychologisch zu genau der bekanntesten deutschen Ballade nachgebildet und ein wenig breit und ohne die Schauer des unmittelbaren Eindrucks. Aber lassen wir das, — es sind Balladen und es sind Künstler, die sie schufen, — ach, wozu soll ich an Freunden und Mitkämpfern nörgeln, wenn um uns die Heerflut der Nichtskönner wogt! Denn alles andere sind fast ohne Ausnahme direkt Karikaturen auf die Ballade! . . . Dieses Zeug lesen nun, wenn es ebenso verbreitet wird, wie das vorige Wochen-Sonderheft, 80 000 Leute, die vielleicht sonst nicht leicht zu einem Versbuche greifen. Ernsthafte Männer, stille Frauen, die auch einmal sehen wollen, was denn an der vielbelobten deutschen Ballade Gutes sei, — sie können mir bitter leid tun! Entweder halten sie diesen Balladenschaz wirklich für echt in ihren ungelenten guten Seelen, — wie schlimm muß es dann im Lande mit dem Kunstverständnis aussehen! Oder sie wenden sich gelangweilt ab: Ach nein, die alten Schauergeschichten, das ist ja fürchterlich langweilig! Und das ist also ‚Ballade‘! Und dieser zweite Fall ist also noch trostloser für alle, die den Gebildeten die Freude an der vielleicht edelsten Blüte aller Dichtkunst lehren wollen. Denn diese, die einmal so mit (soit dit:) ‚Balladen‘ hereingefallen sind, sind nun für Jahre, vielleicht für immer davon kuriert, Balladen lesen zu wollen. Und deshalb wird dies Heft mit den als

Ritter kostümierten Juden auf dem Titel (und S. 93!), wie ich eben sagte, so unendlichen Schaden anrichten, bereitete Felder zerstampfen und edle Saat in Grund und Boden treten! —

Die üble Wirkung ist um so schlimmer, je unmerklicher das Gift des Dilettantismus dem Publikum beigebracht wird, nicht die Friedricke Kempner, sondern die Rosebues Schaden der Kultur des Volkes. So werden auch hier viele braven Leute fragen: Warum sind denn das so schlechte Gedichte. — Das ist eben das Gefährlichste, daß sich darauf nur mit einem Essay antworten läßt, nicht mit zwei Worten. Der Rhythmus dieser Balladen ist richtig, nirgends ein Versfuß zu viel oder zu wenig, der Reim tadellos (bis auf ein vierfüßiges ‚Charleroi‘, das sich auf ‚da‘ reimt, — der Dichter kannte augenscheinlich nur billige Imitationen von Franzosen, vielleicht war sein Lehrer eine solche). Aber worauf es eigentlich ankommt, das hat mit Ausnahme der genannten, kein einziger gefühlt! Wohl lehnt das ganze Mobiliar der Ballade verstaubt an den Wänden herum, das ‚Rößlein‘, der ‚Sort‘, ‚Rößliche Habe‘ und ‚Gleißendes Gold‘, ‚Jung-Diethelm‘ und ‚Schön-Inge‘, der ‚Hain‘ die ‚Sonnwendnacht‘ und all das andere, nicht zu vergessen der köstliche ‚Graus‘. Aber es sind lauter pappene Theaterrequisiten, — der Geist fehlt, kein einziger weiß, worauf es ankommt. Kein Anfaß zu seelischer Vertiefung, zu freier Erfindung eines bunten Tableaus, keine Idee von Weiterarbeiten in dem alten Kulturboden — nichts, wirklich nichts anderes als etliche hundert selbstgefällige Dilettantenreimchen!“ —

Auch Felix Dahn, einer der Preisrichter beim Scherlischen Balladenbuch, gibt in einem Aufsatz „Über den Bau der Ballade“ (Beil. zur Allg. Zeitung, Nr. 5) zu, daß weitaus die meisten Balladen langweilig seien. Als Ursache dieser Erscheinung findet Dahn zunächst, daß bei der didaktischen Ballade vielen die Moral wichtiger sei als die Fabel selbst. Diese Gattung nähere sich denn bedenklich der nur beschreibenden Ballade, die meist wenig Handlung und diese ohne alle Individualität von Personen, Zeit, Ort, Kostümen bringe. „Das sind die Eisenbahnunglücksbrückeneinsturzpetroleumexplosionraubmordmitfünfdoppelwaisensballaden: sie traten früher meist im kirchlichen Chorrock auf als Mirakel- und Errettungslegenden: sie sind langweilig wie eine Sommersonntagnachmittagpredigt. — Sehr schlimm ist auch die Historischvereinsballade! Wenn in irgend einen alten Dorfkirchenturm eine Schwedenkugel einschlug und noch darin steckt, oder wenn die prachtvollen Überbleibsel unserer germanischen Götter- und Seldensage in einem unterfränkischen Städtlein lokalisiert sind, wenn der wilde Jäger oder Frau Holle oder Herr Siegfried irgendwo zwischen Marienburg und Straßburg ihre Spur zurückgelassen haben, so entsteht eine Sintflut — in diesem Falle auch Sündflut — von Balladen: jeder in den Ort kommende Schullehrer ‚dichtet die Sage neu‘: und es war doch die alte noch ganz gut! Ein großer Teil der langweiligen Balladen ist also deshalb langweilig, weil er rein lehrhaft oder rein beschreibend ist: es ist aber nicht die Aufgabe der Ballade, zu lehren oder zu beschreiben. Andere sind deshalb verfehlt, weil sie allgewöhnliche Naturereignisse oder Begebnisse der Sage oder der Geschichte ohne jedes dramatische Element wiedergeben: denn — um meine Balladentage aus dem Saß zu lassen — die das Wesen dieser Dichtungsart am wirkungsstärksten ausdrückende ist die dramatische Ballade mit epischem Hintergrund und lyrischem Anklang. Die lyrische Ballade — sie wird oft ‚Romanze‘ genannt werden — kann sich be-

deutend dem rein lyrischen Gedicht nähern... Die Edelperlen deutscher und englischer (Percy, Fontane) Balladen gehören der dramatischen Gruppe an, und die dramatische Architektur bildet gar oft, wie den festen Rahmen, so den Kern und den belebenden Reiz der Dichtung. Manche dieser Balladen, z. B. der Fontaneschen, stehen daher unter den Gesetzen des Dramas: je knapper, desto wirksamer, der Dialog muß dem Erzähler die Exposition ersparen, je weniger der Dichter, je mehr seine Gestalten sprechen, desto besser: die lyrische Empfindung wirkt am meisten, bleibt sie während der ganzen Erzählung stumm verhalten und kommt nur am Schluß, in ein paar Zeilen zusammengepreßt, — etwa als Antwort auf eine Frage — zum Ausdruck. Ist die Ballade ein kleines Drama, muß sie auch ein ‚plot‘, eine ‚fabula‘, die Handlung muß einen Ausgang haben, der, im Anfang nicht erratbar, aber durch das Ganze so voll begründet sein soll, daß dem Leser — besser dem Hörer — nur dieses und kein anderes Ende notwendig scheint; darin liegt die feinste Kunst des Balladendichters: der Leser hat tiefe ästhetische Befriedigung durchzulösen, wenn er erst mit kurzen, kräftigen Worten des Dialogs in Stimmung und Situation versetzt (1. Akt), dann in besorgte Spannung gesteigert (2. Akt), endlich durch überraschenden, aber voll begründeten, ja notwendigen Abschluß entlastet wird (3. Akt): der Leser liest dann eifrig die Dichtung nochmal und freut sich jetzt wahrzunehmen, wie der Dichter fern und leise, unmerkbar, durch allerlei Wendungen und Wörtlein, deren Absicht der Vorbereitung zunächst gar nicht entdeckt wurde, den Ausgang mit unentrinnbarer ästhetischer Notwendigkeit vorgezeichnet hat.“ — — —

Weit mehr noch als hier liegt der Schwerpunkt eines großen Aufsatzes, „Zur Wiederbelebung der Ballade“, von Julius Hart („Tag“ 623, 634) in den allgemeinen Untersuchungen über das Wesen dieser Dichtgattung. Zunächst gibt er dem Zweifel Raum, ob in unserer Zeit überhaupt eine Wiederbelebung der Ballade möglich sei, ob das nicht im besten Falle immer nur ein Nachhall und Literatur aus Literatur sein werde — eine papierne Poesie, die um so mehr verstimme, weil die Ballade ein Etwas bedeuten wolle, das für uns so ganz mit den Vorstellungen des durch und durch Ursprünglichen und Erlebendigen verwoben sei. Stehe nicht all unsere Wissenschaft, unsere ganze rationalistische Weltauffassung als Schanze wider die Balladen- und Märchenmythik? Immerhin könne die Pflege dieser Primitivitätskunst uns insofern nützen und bereichern, als sie von einem überreizten Intellektualismus uns befreie und statt einer Vernunftskunst eine Seelenkunst uns wieder biete. Die Ballade sei ein Prüffstein dichterischen Könnens. „In ihr legte die Vorzeit das Höchste, Mächtigste und Tiefste nieder, was sie zu sagen mußte, und als Urdrama, als Schicksalstragödie und Mysterium, das in den heiligen Sainen und an den Opfersteinen gesungen und getanzt wurde, sitzt sie auch heute noch alles Flache, Gemeine und Niedrige von sich ab und verlangt nach dem Pathos, das in unserer heutigen Kunst so selten geworden ist. Gewiß kann ein Preisauschreiben eine neue Balladendichtung noch nicht in tieferer Auffassung des Wortes erwecken, nicht über Nacht eine Kunst werden lassen, aber es kann Mut machen und die große Aufmerksamkeit wieder auf sie hinlenken.“... „Wenn heute wiederum Stimmen in der Balladenkunst eine noch immer vollkommen lebendige Kraft sehen, die auch heute noch unsere Dichtung aus seichten Gewässern und flachen Gründen aufs hohe Meer treiben kann — je schärfer wir gerade diesen Gegensatz zwischen der Balladentwelt und unserer Vernunft-



welt ins Auge fassen, je deutlicher und tiefer er uns zum Bewußtsein gelangt, um so mehr gerade kann es wie ein großes Zauchzen über uns kommen: ja, in der Tat, die Seele der Ballade ist nichts eben als die Kraft der Befeeelung aller Dinge, ein ewig Lebendiges und Befruchtendes, das Prinzip des Poetischen selber, und heute wie zu allen Zeiten kann die Kunst nur das Höchste leisten, Springlebendiges, Naturmächtiges erzeugen, wenn sie sich auf dies ihr Ursprinzip besinnt und aus ihm heraus ihre Welt sich bildet. Joseph Lauff spricht in seinem Gedicht von der Balladentkunst als einer Kunst des ‚holden Wahns‘, die gegen eine ‚Kunst der nackten Wirklichkeit‘ ins Feld geführt werden und uns von ihr befreien soll. Diesen Gegensatz von ‚holdem Wahn‘ und ‚nackter Wirklichkeit‘ zwischen der uralten Balladenwelt und der Vernunft- und Wirklichkeitswelt unseres Denkens wollen wir nun gar nicht vertuschen, sondern ihn in aller Schärfe herauslehren. Nur scheint mir, daß wir Dichter ein sehr großes Interesse daran haben, die Welt des holden poetischen Wahns als die wahr-wirkliche Welt zu behaupten, als die richtige Welt, die viel mehr ist als die ‚nackte Wirklichkeitswelt‘ unseres Verstandes, und daß wir der Menschheit zurufen: Nun, nachdem ihr so viel Jahrtausende lang unter dem Baum der Erkenntnis gegessen habt und umsonst von ihm Erfüllung eurer Sehnsucht erhofftet, kommt wieder heim zum Baum des Lebens, unter dem der primitive Mensch einmal saß, und der grün und wunderbar in Mythos, Märchen und Balladendichtung rauscht . . .“

Wertvoll für unsere allgemeine kunstpolitische Auffassung sind dann die Auslassungen am Schlusse. „Der ästhetische Wert dieser Sammlung scheint mir vor allem in der Betonung des stofflichen Interesses für die Kunst zu liegen. Und ich halte das durchaus für eine sehr gesunde, notwendige Reaktion. Gerade das Gefühl für die einfache Bedeutung des Stofflichen ist uns heute völlig verloren gegangen. Unser überreizter ästhetischer Intellektualismus blickt auf diese Forderung mit der allerhöchsten Verachtung herab. Aber wir sehen ja vor lauter Bäumen den Wald nicht. Es ist ja fürchtbar, wie wir an dem Einfachsten und Natürlichsten vorübergehen. Der gute Stoff ist das Nächste und unmittelbarste Leibliche in der Dichtung. Ohne ihn wird alles zu einem Quälen und zu Krampf. Auf dem Prüfstein der Ballade — weil sie so ganz naiven und ursprünglichen Wesens ist — bewährt sich nur, was von vornherein ‚guter Stoff‘ ist, und vor allem an ihr können wir zu einer schlichten, selbstverständlichen Kunstauffassung gesunden, die im vollen Gefühl ihrer Kraft alles, was bloß Reiz ist, verschmähen darf . . . Aber sicher richtig ist das Kunstgefühl der Männer, die zum Balladenwettkampf aufriefen: Der Dichter, welcher den großen dramatischen Schrei der Ballade zuerst wieder ausstoßen kann, der ist der Erlöser unserer Kunst aus den Wüsten eines unfruchtbar gewordenen, zeugungsohnmächtigen Intellektualismus.“ — — —

Gewiß! Aber dann war der Weg, der zur Erlangung des neuen deutschen Balladenschazes eingeschlagen wurde, denkbar falsch. Man leihe nochmals Börries von Münchhausen Gehör. „Ich will es gleich sagen, daß ich Herrn Scherl für schuldlos halte. Er ist Kaufmann größten Stiles. Er hat Tausende ausgeworfen und wird Zehntausende einheimfen — vom anderen Sonderheft der ‚Woche‘, den Märchen, liegt das 80. Tausend gedruckt vor —, ich gönne ihm seinen Erfolg von Herzen. Er hat als Kaufmann gehandelt und kein Mensch soll von ihm Dinge verlangen, die nicht kaufmännisch sind, wie Kunstverständnis und literarpolitisches Überblick.“

Wer hat ihm aber diesen wahnwitzigen Plan geraten? Durch eine Kommission ein künstlerisches Ergebnis zu erzielen, ist doch unmöglich, hat denn keiner seiner Redaktoren das im Kopfe, was Goethe und Schopenhauer über Kommissionen gesagt haben, reden nicht fünfzig Kunstkenner in hundert Zeitungen bei dem Ergebnis jedes Denkmal-Wettbewerbes über dieses Thema, schreit denn nicht das jährliche Ergebnis der Kölner Blumenpiele geradezu zum Himmel! Nur durch einen Zufall ist ab und zu ein Talent dritten oder vierten Grades unter den Preisträgern gewesen, niemals aber hat eine Kommission, und seien es Männer wie der Prinz Schönaich-Carolath und Felix Dahn, niemals hat eine Kommission einen großen Dichter entdeckt oder gar gemacht! Denn die auslesende Kritik ist eine Kunst, und jedes Kunstwerk kann nur von einem einzelnen geschaffen werden. Drei Männer können so wenig gemeinsam ein Gedicht schaffen, wie sie gemeinsam durch Mehrheitsbeschluß oder Punktzählung ein bestes und ein zweitbestes Gedicht auswählen können, zu dritt kann man Stat spielen, — schaffen kann man nur allein! . . . Wann wird man so weit sein, daß man einem vertraut, einem Künstler, den man sich aussuchen kann! Er soll das beste Gedicht bezeichnen, oder aber auch sagen können: ‚Rein erster und kein zweiter Preisträger ist in der Menge.‘ Oder auch: ‚Von den 5000 ‚Balladen‘ waren nur vier Balladen, und diese nicht der Preise wert.‘ . . . Natürlich kann dieser einzelne auch einen Fehler machen, vielleicht sogar leichter als eine Kommission, aber was verschläge das? Ein Kunstwerk kann gut und gern einen ‚Fehler‘ haben, wenn es nur ein Kunstwerk ist! Jedenfalls kann aber eine Vielheit von Preisrichtern überhaupt kein Kunstwerk der Kritik liefern. Die Auslese eines einzelnen, der Künstler ist, wird aber immer nur wirkliche Kunstwerke treffen und preiströben. Laßt also ruhig den einzelnen einseitig sein und Fehler machen, ihr werdet doch neben den Schwächen der Individualität auch ihre Segnungen spüren, er wird euch Kunstwerke geben!“

—f.



## Roman und Novelle

Über den Unterschied von Roman und Novelle bringt Artur Eloffler in der „Wiener Zeit“ einige bemerkenswerte Untersuchungen. Er verzichtet dabei auf scharf begriffliche Unterscheidungen und hält sich mehr an den geschichtlichen Werdegang.

„Der moderne Roman entstand als eine wesentlich bürgerliche Gattung am Ausgang des Mittelalters, er wurde Demokrat und Revolutionär mit seinen breiten, lässigen Formen, die neue Lebensanschauungen, neue Gemüthsbedürfnisse und emanzipatorische Tendenzen bequem aufnehmen konnten. Cervantes verspottet die entartete Phantastik des Mittelalters, Richardson fordert von der neu sich bildenden Gesellschaft die Übung bürgerlicher Tugend, Rousseau und Goethe entdecken wieder den inneren Menschen und den Kreislauf des Blutes. Balzac und Zola stellen das Individuum unter die Herrschaft des Willens, sie erklären es als Zelle am Gesellschaftskörper und folgen so den biologischen und soziologischen Anschauungen des 19. Jahrhunderts. Der Roman hat der Menschheit Neuland erobern helfen, er ist ihr gleichen Schrittes mit Philosophie und Naturwissenschaft zur Entdeckung neuer seelischer Kulturen vorangegangen.

Neben diesem geistig regsamen oder stürmischen Bruder trägt die Novelle einen aristokratischen und konservativen Zug, als das geselligere Produkt, das aus einer bestimmten Konvention, aus einem näheren Verhältnis zwischen Erzähler und Hörer entstanden ist. Die moderne Novelle, ein echtes Kind der Renaissance, stammt aus dem Lande, das uns zuerst die Kunst der Geselligkeit, der Konversation, des Umganges mit Frauen, das uns den Gebrauch der Gabel und der Seife gelehrt hat, wenn es auch gerade in dieser Beziehung nicht vorbildlich geblieben ist. Nach antiken und orientalischen Anregungen hat Boccaccio den klassischen Typus der Novelle als einer literarischen Kammermusik geschaffen. Der Erzähler gehört der Gesellschaft an, die sich gegenseitig unterhalten will, er ist kein fahrender Sänger mehr, der mit dem Dichterlohn davonreitet, sondern er verhält sich als ihr Pair, der gleichberechtigt zu dem Kreise gehört. Es gibt da keine Scheidung zwischen einem Dichter und einem Publikum; jeder kann austramen, wenn er eine hübsche Anekdote, ein wunderliches Faktum, eine zierliche Unanständigkeit mitgebracht hat. Die Höflichkeit setzt eine gut verstehende Hörerschaft voraus, der man das Letzte nicht fortdenken darf; der gute Geschmack des Erzählers fürchtet die Ungeduld und bewährt sich durch schnelle Sachlichkeit des Vortrages. Je weniger Aufenthalt er sich selbst gestattet, um so länger wird man bei seiner Geschichte verweilen, und die nur angeregte Phantasie wird sich durch die Ausmalung der kurz erlebigen Situationen befriedigen. Die besten Erzähler von Goethe zu Gottfried Keller haben diese Fiktion des geselligen Ursprungs der Novelle fortgesetzt, und namentlich die Romantiker schaffen ganze Zyklen, innerhalb deren die Mitglieder eines Kreises abwechselnd als Erzähler auftreten. Diese Technik der sogenannten Rahmen-erzählung hat in der modernen Literatur die Alleinherrschaft verloren, aber wenn wir zu den verschiedensten Novellisten gehen: Heyse, Meyer, Storm, so finden wir immer noch etwas von der alten geselligen Kultur der Novelle, von ihrem Bedürfnis, an einen bestimmten Hörer statt an eine namenlose Menge zu gelangen. Allerdings muß nun der Dichter die Doppelrolle des Erzählers und des Hörers selbst spielen.

Andere haben diese oft mühseligen Einfädelungen verworfen und die Novelle als isolierten epischen Vortrag auch äußerlich selbständig gemacht. Man sieht nun nicht mehr, wie sie unter einer günstigen momentanen Disposition entsteht, sondern sie tritt fertig auf, sie weiß, daß sie nur gelesen, nicht mehr gehört wird, und sie begibt sich eines literarischen Aristokratismus, den allein die Tradition erhalten hat. Diesen Typus bevorzugen Kleist und Maupassant, aber gerade der deutsche und der französische Meister kommen auch ohne das ererbte Renaissancelokstüm der inneren Form der alten Novelle am nächsten. Sie haben die Impassibilität, die unstörbare Ruhe des Vortrages, der nie lauter oder leiser wird und keine Abzente setzt. Die Rücksicht, die der alte Erzähler auf den Hörer nimmt, indem er ihn als fein empfangende Intelligenz mit langen Erklärungen und Schilderungen verschönt, kommt in künstlerischer Hinsicht etwa zu demselben Ende wie die kleistsche Rücksichtslosigkeit, die an den Stimmungen des Lesers unbekümmert vorübergeht. Es gibt keine Beschreibung, keine Bearbeitung der Stimmung, keine losgelöste Betrachtung, es gibt nur Handlung, Bewegung. Das Zuständliche, Landschaftliche wird möglichst kurz abgetan und namentlich aller Lyriismus mit einer Strenge ausgeschlossen, die keinen Takt und keine Pause auf die seelische Resonanz des Lesers einrichtet. Die Novelle im höchsten Sinn schätzt Storm als Schwester der Tragödie. Kleist

ist unser strengster Erzähler, wie er unser strengster Dramatiker war; solange er spricht, erlaubt er dem Leser nicht einmal das Atmen.

Als der naturalistische Error über Deutschland hereinbrach, fiel ihm die aristokratische Kunstform der Novelle zum Opfer. Wertwürdige Begebenheiten waren nicht mehr erlaubt, der materialistischen Weltanschauung durfte sich nichts Ungewöhnliches, Wunderbares entziehen. Der Schein der Erfindung war nicht statthaft, die verdächtige Phantasie wurde eingesperrt, und ihre Tante Beobachtung durchschnüffelte alle Ecken der Wirklichkeit mit ihrer plebejischen Indiskretion. Die Novelle wurde zur dokumentarischen Skizze, zur Milieustudie, und die fließende Erzählung verging in psycho-physiologischer Analyse. Der Leser selbst brauchte für keine Illusion mehr zu sorgen; man gab ihm zu sehen, zu schmecken und zu riechen. Der Dialog in direkter Rede erfüllte die Darstellung, und wenn die Leute wie im gewöhnlichen Leben stotterten und stammelten, der Dichter durfte ihnen die Zunge nicht lösen, durfte Dialekt und Jargon nicht ins Deutsche übersetzen. Soweit es überhaupt noch eine Novelle gab, nährte sie sich stofflich von Milieu, Lokal und Landschaft. Sehr wenig hat sich von allen diesen Studien und Schilderungen erhalten, charakteristisch durch den Mangel der Anekdote, die allein eine Nacherzählung ermöglicht. Was bleibt von Hauptmanns „Bahnwärter Thiel“? Etwa das Bild der silberglänzenden Schienen in einem dunklen märkischen Kiefernwald. Was in der Bahnwärterhütte vorgeht, habe ich vergessen.

Als die naturalistische Sturmflut abfloß, nicht ohne befruchtenden Schlamm zu hinterlassen, ging es ans Wiederaufbauen, und wie das Drama sollte auch die stillere Novelle restauriert werden. Sie geht ihrer Renaissance entgegen. Unsere jüngeren Autoren, wie das bei erfolgreichen Revolutionären gewöhnlich geht, wollten nicht mehr ohne Ahnen leben, und es überkam sie eine respektvolle Zärtlichkeit für den Legitimismo der alten Formen. Sie wollten die Kunst der Erzählung wieder lernen, sie wollten wieder edel sprechen und ihre Darstellung zur Ruhe bilden. Der Stil sollte über die Wirklichkeit erhöht werden und der organische, vergängliche Lebensstoff sich in das edlere, ewigere Material der Kunst wandeln. Dieser Restaurationsperiode danken wir wohlgebildete Produkte von Schnitzler, J. J. David, Thomas Mann, Kurt Martens, E. v. Keyserling und mehreren Frauen, die sich nach dem Sklavenaufstand der Weiber schon einigermaßen beruhigt hatten. Doch den Novellisten im strengsten Sinn finde ich unter ihnen nicht. Einer ist zu gemächlich, einer zu lyrisch, einer zu malerisch, und ungefähr alle trachten weniger nach der knappsten sachlichen Erledigung als nach dem feinen, möglichst gewichtlosen Wort, das die zarten, schwebenden Stimmungen im Fluge trifft. Sie haben die Kultur der Sprache nach der Zeit der Verwahrlosung gefördert, haben mit vorsichtigen Händen ihr Material elegant ziseliert und emailliert, aber in Marmor und Erz hat keiner von ihnen gearbeitet.“



## Neue Bücher

„Richard-Wagner-Jahrbuch“, herausgegeben von Ludwig Frankenstein (Erster Band, Leipzig 1906, Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft).

Ich wage nicht gerade zu sagen, daß dieses Buch einem Bedürfnis entspricht. Denn dieser Ausdruck läßt an die große Leserschaft denken, und diese

wird mit Wagnerliteratur alljährlich schon überreich versorgt. Dabei ist freilich nicht zu leugnen, daß es durchaus angebracht wäre, wenn viele der kleinen Broschüren, die jetzt den Büchermarkt überfüllen, in solch größeren Sammelwerken Unterkommen fänden. Sie würden sicher an solcher Stelle bessere Wirkung tun, während auch gute Schriftchen, wenn sie so allzu schwächlich sich zwischen die Riesenstöße der deutschen Bücherproduktion wagen, gar zu leicht wirkungslos verpuffen. Dagegen ist ein solches Wagnerjahrbuch, glaube ich, eine Notwendigkeit für den Fachmann; wenn dieser nicht einseitig seine ganze Kraft dem Studium der immer ungeheurer anwachsenden Wagnerbiographien widmen will. Die Herausgeber derartiger Jahrbücher stehen nun vor einer sehr schwierigen Aufgabe. Die Gelehrtenkreise, für die ein solches Buch notwendig ist, verlangen hauptsächlich Berichte, Notizen, Ergänzungen aller Art, für die ein breiteres Publikum kein Interesse hat. Diese Gelehrtenkreise sind dann nicht groß genug, um die buchhändlerische Bestehensmöglichkeit eines derartigen Unternehmens zu gewährleisten. So muß also der Versuch unternommen werden, durch Behandlung fesselnder Thematata die Teilnahme weiterer Liebhaberkreise zu gewinnen. Wünschen wir dem neuen Unternehmen ein besseres Schicksal, als es zahlreiche seiner Vorgänger gehabt haben, darunter auch ein Wagner-Jahrbuch, dessen Durchsetzung seinerzeit selbst dem betriebssamen Joseph Kürschner nicht gelungen ist. Am ehesten wird dieser buchhändlerische Erfolg sich einstellen, wenn das Unternehmen aus den ja noch lange nicht gehobenen Briefschätzen Wagners und seines Kreises Mitteilungen wird machen können. Und es sollten diese Wagnerkreise, in deren Interesse das Bestehen eines solchen Jahrbuches doch zweifellos liegt, bei der Veröffentlichung dieser menschlichen Dokumente ein solches Unternehmen begünstigen. In dem vorliegenden Bande kommt nur ein Aufsatz von W. Nikolai über die erste Copenhäuser-Aufführung in Wien, und Karl Heckels aus persönlichen Erinnerungen schöpfende Studie über Malvida von Mayseubg diesem Verlangen nach Bereicherung unserer Kenntnis vom Leben des Meisters entgegen. Im übrigen aber ist es sehr reichhaltig. Einzelne der Aufsätze hätten wohl wegbleiben können. Man wird nicht genug darauf bedacht sein können, das eigentlich Polemische aus einem solchen Jahrbuch fernzuhalten. Das haben wir jetzt bei Wagner nicht mehr nötig. So scheint es mir recht überflüssig, wenn Max Chop nochmals das lange Sündenregister der Kritik gegen Wagner aufrollt. Auch Gustav Manz' Aufsatz „Richard Wagner als Dichter“ hätte nur gewonnen, wenn auf Weltrich's scharfe Angriffe weniger eingegangen worden wäre. Etwas wirklich Neues oder Grundlegendes bringen die Aufsätze kaum. Sehr dankenswert sind die Beiträge von Erich Klotz über das Wagnermuseum in Eisenach und die dreißig Jahre Bayreuth. Im allgemeinen wird der Fachmann überhaupt aus der letzten Abteilung „Chronik, Miscellen, Statistik, Kritik“ die reichste Ernte halten können. Alles in allem ist hier zweifellos fleißige Arbeit geleistet, und spätere Jahrgänge werden ja noch sorgfamer in Aufbau und Auswahl sein können. Jedenfalls wünschen wir dem Unternehmen einen solchen Erfolg, daß dieser weitere Ausbau unternommen werden kann. Wenn man dann das Bild reicher heranziehen wird, wozu ja die Gelegenheiten zahlreich geboten sind, so wird sich wohl auch die Teilnahme des breiteren Publikums in genügendem Maße gewinnen lassen; auch in der jetzigen Gestalt werden vor allem mußtlübende Wagnerfreunde das Buch als Geschenk wert gerne willkommen heißen.





## Ein Künstler des Monumentalen

Von

Dr. Karl Stordt

Unter den jüngeren deutschen Künstlern ist einer gerade in den letzten Monaten durch zwei Ausstellungen weiteren Kreisen bekannt geworden, von dem genaue Kenner seines Schaffens seit Jahr und Tag die Erfüllung der zwei stärksten Wünsche unseres Kunstlebens erhoffen. Er heißt Johann Bossard, und seine Kunst trägt als hervorragendste Eigenschaften den ausgesprochenen Charakter der Raumkunst und das Wesen der Monumentalität.

Das Monumentale ist ja überhaupt die Sehnsucht unserer Zeit. Seldentum allein, das fühlen wir, könnte uns Erlösung bringen aus der Bedrängnis, in die uns die aufgeregte Vielgeschäftigkeit, die in tausend Kleinigkeiten zersplitternde Emsigkeit und die alles zersetzende Nüchternheit unserer Zeit gestürzt hat. Aus all dem Skeptizismus der Blasterheit, der lässigen Vornehmerei, der Übersättigung verlangt es uns alle eigentlich doch danach, daß wir uns einmal so recht von Herzen für etwas erwärmen und begeistern könnten. Der Begeisterungsrummel unserer Tage, der so überhitzt und immer wechselnd sich auf jede auftretende Neuerscheinung stürzt, ist nur eine krankhafte Äußerung dieses an sich begrüßenswerten Zustandes unserer Volksseele.

Freilich ist es ja nun so, daß eine Zeit in der Regel nach dem die meiste Sehnsucht verspürt, was sie sich selbst nicht erfüllen kann; und ein anderes Verhängnis ist es, daß die krankhafte Überreizung unserer Zeit uns ungeeignet macht zum Genuß und Verständnis einer so durchaus auf Gesundheit beruhenden Sache. Monumentalität ist ja doch natürlich Ausdruck vorhanden einer Größe; es ist geradezu das Wesen des großen Menschen, daß alles, was er anfaßt und tut, den Charakter des Monumentalen erhält. Man denke etwa an den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, wie da alles, was der einzelne Tag bringt, ganz ohne Zwang mit naturnotwendiger Selbstverständlichkeit sub specie aeternitatis betrachtet wird. Nicht das große Wollen schafft monumentale Werke, sondern das große Müßen. Das große Wollen verwechselt immer Monumentalität mit äußerer Riesigkeit. Es vergißt, daß je größer die Maße werden, um so schwerer die großzügige Gestaltung dieser Maße wird. Aufgeregtheit gilt für Leidenschaft, Massigkeit für Wucht, Häufung von Einfällen für Gedankenreichtum, Muskelparade für Stärke. Wir brauchen ja nur an die

Niesendenkmäler zu denken, die das Deutschland der letzten Jahrzehnte dem letzten großen monumentalen Volksfühler Deutschlands im Jahre 1870 und dem letzten monumentalen Menschen Bismarck errichtet hat. In diesen zahlreichen Fällen hat unsere heutige Kunst selbst da es nicht zur Monumentalität gebracht, wo es sich um die Gestaltung von Stoffen handelte, die in sich die Monumentalität tragen.

Es ist nun ganz zweifellos, daß die deutsche Kunst es schwer hat, zur Monumentalität zu gelangen. Nicht daß das deutsche Volk weniger heldenhaft wäre als ein anderes. Es gibt im Gegenteil keine Kultur, die so stark auf das Heldentum seiner großen Persönlichkeiten eingestellt ist, bei der der Kulturstand der Gesamtheit gegenüber dieser Bedeutung der einzelnen so wenig zu sagen hat, wie gerade die deutsche. Aber deutschem Wesen eignet ein Zug zur Intimität, der aller Heldenhaftigkeit leicht einen Streich spielt, nicht weil das Heldentum diese Intimität nicht zuließe, sondern weil die Liebe zur Einzelheit die große Linie leicht zerstört.

Man denke, wie leicht es der Bravour der Franzosen wird, in der Plastik eine öffentliche Monumentalität zu erreichen, und zwar deshalb, weil sie so durchaus Öffentlichkeitsmenschen sind, weil diese Öffentlichkeit von ihren Helden nicht den Reichtum der Intimität verlangt. Oder die italienische Architektur: wie leicht ist es hier, eine äußere Monumentalität zu erreichen, wo das Haus so gar nicht nach innen gebaut wird, wo das ganze Leben draußen auf der Straße liegt, während auch für die deutsche Heldennatur die enge Umfriedung im sicheren Heim Bedürfnis war. Man denke etwa an die Häuslichkeit Luthers und Bismarcks.

Es ist bezeichnend, daß im letzten Jahrhundert jene zwei Künstler am raschesten die Monumentalität ihres Gesamtchaffens erreicht haben, die am wenigsten von deutscher Intimität zeigen: Schiller und Richard Wagner. Aber es ist doch kein Zweifel, daß wir beiden Künstlern gegenüber, so hoch und groß wir sie einschätzen mögen, das Gefühl haben, daß sie unser Leben nicht auszufüllen vermögen. Richard Wagner wie Schiller sind doch ihrer ganzen Art nach Öffentlichkeitskünstler. Es fehlt ihnen etwas, was wir für unser deutsches Leben nicht entbehren können, was, trotzdem es zumeist auf die kleinen und intimen Züge unseres Lebens sich erstreckt, doch in seiner Gesamtheit die eigenartige Größe deutschen Lebens ausmacht. Diese Monumentalität empfinde ich am stärksten von allen Dichtern bei Goethe, unter den Musikern bei Bach und Beethoven, in der bildenden Kunst bei Dürer. Es ist eigentlich ziemlich gleichgültig, ob Dürer den Flügel einer Nebelträne, einen in die tiefsten Probleme des menschlichen Daseins hinabgreifenden Stich wie „Ritter, Tod und Teufel“, oder ein großes Gemälde schafft. Wir verspüren in alledem den Helden, für den alles künstlerische Gestalten ein Kampf war, wie er sagte: „Alle Kunst steckt in der Natur, wer sie daraus mag reißen, der hat sie.“

In der bildenden Kunst unseres Jahrhunderts empfinde ich diese Monumentalität am stärksten bei Rethel, Cornelius, Böcklin, während für mein Gefühl Feuerbach der Monumentalkünstler der Öffentlichkeit ist und zu Schiller und Wagner gehört. Die Monumentalität Böcklins spürt man auch in seinen kleinsten Bildern. Er ist in diesen so intim wie Thoma, aber man kann gerade da den abgrundtiefen Unterschied spüren, denn Thoma wirkt selbst in den größtgedachten Werken nur intim, während bei Böcklin die kleinsten Züge den Charakter der Bedeutung einer Lebensnotwendigkeit für die Größe an sich tragen.

Es bleibt ewig bedauerlich, daß Böcklin in seinem ganzen Leben nicht ein einziges Mal einen Auftrag erhalten hat, der seine Kunst vor monumentale Größenmaße gestellt hätte. Er ist doch zeitlebens auf Staffeleibilder angewiesen gewesen und mußte jedes derselben als eine für sich stehende Welt betrachten, durfte eigentlich in keinem einzigen die gestaltende Macht eines bestimmten Raumes oder auch nur einer bestimmten Wandfläche sehen. Mit dieser Tatsache, daß unser Deutschland in den Jahrzehnten, in die Böcklins Leben fiel, trotzdem von Staats wegen etliche Tausende Quadratmeter Wand mit Fresken bemalt wurden, keine Beschäftigung für Böcklin hatte, hängt es auch zweifellos zusammen, daß dieser urwüchsigste Alemanne so durchaus der Schönheitswelt des Südens anheimfiel. Im Gesamtbilde der Kunst wäre es ja geradezu Barbarei, das zu bedauern. Aber so gern ich zugesteh, daß Böcklin dadurch zum geistigen Landsmann Goethes wurde, der auch durch die Schönheitskultur des Südens zum Ehrenbürger des über der Erde liegenden Landes der Schönheit wurde, so muß man doch eben bedenken, daß Goethes Jugend nur deutsch war, Sturm und Drang, während Böcklin schon als Jüngling den Eingang in jenes Land fand, das Goethe erst als reifer Mann aus Erlösungssehnsucht aufsuchte. So ist bei Böcklin die Herbigkeit, das Rauhe, das Nordische ganz in der Erfindung stecken geblieben, die Gestaltung hat alles Rauhe gerundet und um alle Herbigkeit den süßen Duft der Traumschönheit oder das laute Lachen der Phantasiwelt gebreitet.

Es sind jetzt über zwei Jahre her, da ging auch Johann Boffard nach Italien. Wir Freunde seiner Kunst freuten uns zuerst, nachher ergriff mich doch Bangen. Wir hatten uns gefreut im Gedanken, daß die Ertigkeit und Kantigkeit seiner Kunst sich abschwächen würde. Aber je länger je mehr wurde mir bewußt, daß in dieser Herbheit und Raupheit der Kunst Boffards das Nordische liegt, und in steter Umgebung und Berührung mit Werken seiner Kunst gewann ich, was ich zuvor nur bewundert hatte, lieb, wie einem ja auch der Mensch, dessen innere Schönheit nur langsam sich uns offenbart, wertvoller wird als jener, dessen Schönheit uns sofort gefangen nahm. Da sah ich mehr mit Bangen auf den italienischen Aufenthalt des Künstlers und gerade Böcklins Beispiel erfüllte mich mit Besorgnis, daß auf diese Weise die Welt vielleicht einen großen Künstler mehr gewinnen konnte, daß Deutschland aber um einen Verkünder seiner ursprünglichsten Art ärmer werden würde. Die Befürchtung war umsonst. Boffard hat gerade unten in Italien ein Werk geschaffen, so urdeutsch in jeder Linie, so von einer nur uns Deutsche packenden harten und herben Schönheit, wie die in unserer Abbildung vorgeführte Riesengruppe: das Leben.

Eigentlich hätte uns, die wir seinen Entwicklungsgang kannten, diese Befürchtung überhaupt nicht kommen dürfen. Boffard gehört zu den seltenen Menschen, die alles aufnehmen können, naturnotwendig aber nur das ihnen Wesensverwandte behalten und sich durch nichts beeinflussen lassen. Es gibt in der ganzen Kunstgeschichte nur vereinzelte Menschen, die von vornherein so ganz in ihrer eigenen Sprache sich ausdrücken. Diese Sprache mag im Laufe der Zeit ausdrucksvoller, formgewandter und gedankenreicher werden; es kommen aber keine Fremdwörter hinein, die Bereicherung erfolgt nur aus und im eigenen Geiste. Darum ist auch kein Boffardsches Werk zu verwechseln; wer seine Handschrift erst kennt, erkennt ihre Züge in jedem seiner Werke, so verschiedenartig diese auch sind und obgleich sie Malerei, Lithographie, die



verschiedensten Techniken des Schwarz-Weiß, Plastik, Keramik und Architektur als Ausdrucksmittel brauchen. Daß man auch bei seinen Werken an andere Künstler denkt, ist Naturnotwendigkeit. Aber nur oberflächliche Betrachtung kann von irgendwelcher Nachahmung reden. Das ist einfach die große Linie der Entwicklung, auf der er steht. Sie ist eigenartig genug. Altgriechische Vasenmalerei, farbige Tonfliesen und Kacheln aller Art, nordische Ornamentik; Donatello, Michelangelo, die großen italienischen Keramiker und die deutschen Erzgießer um Peter Vischer; Würer und die frühen Deutschen, auch Klingler und Hobler. Die Reihe der Namen ließe sich vermehren. Vor allem auch um eine stattliche Zahl solcher von Denkern und Dichtern und Musikern. Denn Boffard ist ein „denkender“ Künstler. Unter diesem Ehrentitel find nicht jene Armen in der Seele zu verstehen, die durch Geist ersehen müssen, was ihnen an schöpferischer Phantasie versagt ist, — sondern Weltanschauungskünstler. Mensch und Künstler ist bei ihnen eins; so muß der Künstler ihr Menschentum offenbaren.

Boffard hat schwere Gedankenarbeit geleistet; und sie ist ihm nirgends bloß Übung des Geistes gewesen, sondern Erlebnis der Seele. Ich kenne dabei wenige Menschen, deren ganze Einstellung zur Welt so urdeutsch ist. Sein Verhältnis zur Natur, ich meine, wie ihm die ganze Umwelt Teil des Lebens ist, hat etwas von allgemeinerer mythischer Kraft. Natur und Mensch sind eins; in aller Natur steckt Menschliches, jeder Mensch ist die Welt im Kleinen: Mikrokosmos. So gewinnt nicht nur alle Naturerscheinung symbolische Bedeutung, sondern auch alles menschliche Erleben ist Abbild des Erlebens der Welt, und jede menschliche Arbeit wird zum Mitwirken am Schaffen der Ewigkeit. So einen sich ihm bezeichnenderweise zahlreiche Werke zu geistig und seelisch eng verbundenen Zyklen („Dekorative Malerei“, „Tragödie des Lebens“, „Das Jahr“). Jene Werke aber, die nicht so in der handlichen Form der Mappe sich zum geschlossenen Lebensbilde eignen, wollen auch nicht für sich stehen, sondern heißen einen Rahmen, daß sie im großen Leben stehen. Raumkunst ist das alles, künstlerische Gestaltung eines Raumes (Zimmer, Haus, Garten), nicht aber Kunst im Raume.

Boffards Entwicklungsgang hat des Künstlers Art begünstigt, wenn er auch für den Menschen hart genug war. Er ist Schweizer, einer von der „urchigen“ Art, Kind des Volkes unten, wo die nackten Füße in den Erdschollen stehen. Er wurde Töpfer, also der Handwerker, dem der gefügte Ton das natürliche Arbeitsmaterial ist. Handwerker, der für Lebensbedürfnisse schafft, dessen ganze Tätigkeit stets den Zusammenhang mit dem Leben wahr. Aus dem Handwerker wuchs der Künstler naturgemäß heraus. In der Hand hielt er den Stoff, mit dem sich gestalten ließ, was seine schweifende und bohrende Phantasie ihm zeigte, was sein scharfes Auge rundum sah. Die Zwiegestaltigkeit germanischer Art — phantastischer Höhenflug und sinnige Erfassung des Kleinen in der Nähe — ward in ihm zur Einheit durch diese ihm vom Leben und seiner Notdurft selbst in die Hand gegebene Gestaltungsmöglichkeit im Ton, der das Arbeitsmaterial seines Tagewerkes war. Der Künstler ward sich seiner Kraft bewußt und arbeitete nun an seiner Entwicklung; der Handwerker blieb ihm nicht nur Schutz vor allem Artfiskentum, sondern schuf auch oft genug dem Künstler die Möglichkeit des äußeren Lebens. Die zeichnenden Künste einten sich naturgemäß den plastischen, und aus dem Verlangen, seinen Werken den ihnen gehörigen Raum zu schaffen, erstand der

Architekt. So bekamen wir endlich wieder einen Künstler des Raumes. Noch hat ihm das Leben die Gelegenheit zum Schaffen im großen nicht gebracht. Gottlob ist Boffard noch jung; Deutschland hat also noch Zeit zur Erkenntnis, daß es den Künstler besitzt, der der Sehnsucht nach großer Kunst die Erfüllung verschaffen kann.

Karl Stord



## Neue Bücher

Ein Dantekranz aus hundert Blättern von Paul Pochhammer. Mit 100 Federzeichnungen von Franz Staffen. Lieferung 1—3. Berlin 1905—06, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. Vollständig in 3 Lieferungen. Preis jeder Lieferung 4 Mark.

Von dem Gedanken ausgehend, daß in der heutigen, Dante so entfremdeten Zeit eine illustrierte Ausgabe des göttlichen Gedichtes wichtiger und fördernder sein kann, als eine mit großem wissenschaftlichen Apparat beschwerte, selbst wohlfeile, wie z. B. die Philalethes'sche einbändige des Teubner'schen Verlages, von diesen oder ähnlichen Erwägungen geleitet, hat sich der auf dem Dantengebiet seit Dezennien unermülich und mit Erfolg tätige Paul Pochhammer mit dem anerkannt tüchtigen Künstler Franz Staffen zu einem schönen Bündnis zusammengetan, um den deutschen Dantefreunden einen aus hundert Stanzten und hundert Federzeichnungen gewundenen Kranz darzubieten. Zu bedauern ist dabei wieder nur, daß auch diese Ausgabe kaum so recht in die Kreise dringen wird, die wohl aufnahmefähig für Dante sind, aber zum großen Teile gewiß nicht in der Lage, zwölf Mark für ein ungebundenes Illustrationswerk zu geben, selbst wenn es wie hier ein Kunstwerk genannt werden muß.

Paul Pochhammer, der 1904 eine freie Bearbeitung der Komödie in deutschen Stanzten bei Teubner hat erscheinen lassen, die als eine über alles Lob erhabene Dichtung rühmend genannt werden muß, hat hundert Stanzten geschrieben, die eine Umarbeitung des poetischen Danteführers bilden, den wir aus den Verlagsanstalten von Henckell und S. G. Teubner her schon kennen. Es sind formvollendete, gedankenvolle Stanzten, die den Inhalt der hundert Dantefänge in einem wenig verheimlichenden und das jeweilig Bedeutendste wiedergebenden Extrakt, sozusagen in nuce bringen. Damit sei über den poetischen Teil genug gesagt; daß der prosaische Teil — wie alles was Pochhammer über Dante vorbringt — viel geistreiche, feine und auch viel neue Bemerkungen und Ansichten zutage fördert, braucht füglich nicht besonders bemerkt zu werden, ebensowenig, daß auch manche Sonderbarkeiten mit unterlaufen und die Topographie sowie der Parallelismus der drei Reiche ab und an zu stark betont wird.

Da das vorliegende Werk aber in erster Linie als Kunstwerk betrachtet werden will, so müssen wir uns mit den Staffen'schen Bildern etwas eingehender beschäftigen. Es ist nicht nötig, daß ein Künstler die Schreckens- und Greuel'szenen der Hölle mit seinem Stift überbiete, aber Staffen ist doch gar zu weich. Es ist in den Bildern zur „Hölle“ eigentlich keines, das packt, erschüttert oder die Martern der Hölle nachfühlen läßt, wo es die Dichtung verlangt. Man sehe sich

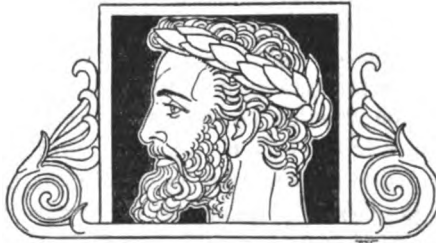
daraufrin die Zentauren No. XII an; es sind ganz gemüthliche Kerlchen, die säuberlich ihren Bogen spannen, als ginge es auf die Hasenjagd. Das einzige, was an ihnen Wildheit sein soll, ist, daß sie furchtbare Gesichter schneiden. Man vergleiche dagegen Doré mit seinem prächtigen trabenden Zentaur. Ebenso tanzen die drei Florentiner (XVI) ein gar zu gemächliches Moulinet, und die beiden Schlangenzenen (XXIV und XXV), besonders die erste, hat man schon viel dramatischer und packender gesehen (Jof. Anton Koch), um nur einen zu nennen, in der *Iconographia Dantesca* von Volkmann, Tafel 14, Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1897. Selbst Bertran de Born (XXVIII) wirkt bei Staffen nicht so, wie er wirken könnte, wenn nicht die Fels hintergründe hier und anderwärts in einer so nüchternen Strichmanier hingesezt wären, daß sie keine Tiefen bilden und den Vordergrund verschlingen, weil sie ihm zu aufdringlich näherücken. Der gleiche Fehler zeigt sich im Walde der Selbstmörder (XIII). Das muß jede malerische Wirkung ertöten. Zu bedauern ist gleichfalls, daß sich Staffen noch nicht von der Unart freigemacht hat, die Konturen weiß zu umranden, was besonders den sonst höchlich gelungenen Bildern XXI und XXII Abbruch tut. Eine andere Unart macht sich beim Kapaneus (XIV) geltend, die selbst wenig prüden Kunstfreunden schon bei einer Reihe von Staffens Feuerband-Bildern störend auffiel. Zu den gänzlich verunglückten Bildern ist der Geryon (XVII), der Ugolino (XXXIII) — bei dem man sich den Totenschädel abstellen nicht erklären kann — und der Luzifer (XXXIV) zu rechnen, statt dessen Staffen lieber als veröhnenden Ausklang das Herausstreiten der Wanderer aus dem Gebirge und das Begrüßen des Sternhimmels hätte wählen sollen.

Hatte ich als gewissenhafter und nachempfindender Beurteiler an diesem Duzend Bilder mancherlei auszusagen und mußte ich einige von ihnen sogar ganz verwerfen, so ist doch über die Mehrzahl der andern nur Gutes zu sagen. Eins der schönsten, wenn nicht überhaupt das schönste, ist die *Fortuna* (VI); ein Glück, daß hier kein schwarzer Hintergrund eingezeichnet ist, sonst wäre diese Perle der Sammlung wieder durch die häßlichen Konturenranken verdorben worden. Nächst der *Fortuna* hat mich das ganzseitige Titelbild am mächtigsten ergriffen, während die Zeichnung des Untertitels „*Minos*“ leider den übermäßig langen, hier sogar in einem veritablen Schlangentopf endenden (!) Schweif aufweist, den die verständigen Erklärer dem Höllenwächter längst abgesprochen haben (vgl. darüber Blancs philologische Erklärung, Halle 1868, Seite 52). Flaxmann hat sich in seinen Umriffen viel verständiger aus der Affäre gezogen, während der sonst so frei schaltende geniale Doré gleichfalls über den, nach der wahrscheinlichen Berechnung mindestens dreißig Fuß langen Schwanz des Höllenwächters, gestolpert ist. Die Zeichnungen zu II bis IV — *Francesca* und *Paolo* (Nr. V) sind lobenswert, nur hat *Paolo* gar zu gewaltige Schmiedefäuste —, VI bis IX — Nr. X wirkt steif und theatralisch —, XI, XV, XVIII bis XXII sind vorzüglich in Komposition und Ausführung. Besonders glücklich ist die Auffassung der Pechteufel, die hier, wie sie sollen, mehr humoristisch als schreckhaft wirken. Auf eine bewundernswürdige Weise hat Staffen im *Ulysses*-bilde (XXVI) mit Schwarz und Weiß eine durchaus farbige Wirkung erreicht, zumal in den Wellen, die sich grünlich an Schiff und Riff brechen. Auch die Bilder bis zur Nr. XXX sind anziehend und effektiv; auf letzterem wirkt besonders Meisters Adam von Brescia recht erheitend, während die Boshaftigkeit Sinons und die lästerne Sinnlichkeit der *Madame Potiphar* brillant dazu kontrastieren, und Nr. XXXI und XXXII schließen würdig den Reigen der

einwandfreien Darstellungen ab, wobei auf dem Gletscherbilde ein Problem, das leicht komisch oder läppisch wirken kann, mit spielender Sicherheit gelöst ist.

So ungleichmäßig nach meinem Geschmack dem Künstler die Darstellung der Hölle gelungen ist, so trefflich sind in der Mehrzahl die Zeichnungen zum Läuterungsberg und Paradies. Der knappe Raum nötigt mich, über diese beiden Abteilungen nur kurz zu resümieren. Der Läuterungsberg hinterläßt einen viel erfreulicheren Gesamteindruck als das erste Heft, der Künstler hat ihn mit besonderer Liebe behandelt. Das Titelbild wirkt sehr feierlich und besonders schön — um nur eins hervorzuheben — das Blatt XXIX in der Gruppierung. Wie Staffen bei dem zur Verfügung stehenden beschränkten Raum diese schwierige Aufgabe gelöst hat, ist ebenso einfach wie genial! War die in der Hölle noch häußige Konturenmanier im zweiten Heft schon bis auf einige wenige Fälle (XVII, XVIII) verschwunden, so tritt sie im Schlußheft gar nicht mehr auf, weil es sich bei diesen in hellem Paradiesesglanz spielenden Vorgängen auch eigentlich von selbst verbot. Klar und rein wirkt hier jedes Bild wie ein kleines Kunstwerk für sich. Die Illustrationen zum Paradiese sind schlechterdings einwandfrei und bilden die Krone des Ganzen, so daß Staffen im großen ganzen das Wort Volkmanns bewahrheitet (a. a. O., S. 144), daß die „einzig wahre Illustration der göttlichen Komödie nur gelingen kann, wenn ein echter und rechter Künstler sich so an den Gestalten der Dichtung begeistert und sich so von dem künstlerischen Gehalt des unvergänglichen Werkes ergriffen fühlt, daß er das innerlich Erschaute durch die Kraft seiner künstlerischen Persönlichkeit zur vollendeten äußeren Erscheinung bringen muß“.

Richard Zoozmann





## Der Mensch Richard Wagner

Zu seinen Familienbriefen

Von

Dr. Karl Storck

Die so beängstigend angewachsene Richard-Wagner-Literatur hat auf jenem Gebiete eine höchst wertvolle Bereicherung erfahren, auf dem gegenüber der größeren Öffentlichkeit fast noch alles zu tun ist. In der Tat, der Mensch Richard Wagner findet fast nirgendwo die verdiente Würdigung, nicht einmal die unentbehrliche Kenntnis; d. h. Würdigung und Kenntnis stehen hier in gleichen Verhältnissen. Die Kunstgeschichte hat nur von wenigen Männern zu berichten, deren menschliche Einschätzung so durch die genauere Kenntnis gewinnt, wie gerade Richard Wagner.

Diese seltsame Unkenntnis gegenüber dem in der Gegenwart zweifellos meistgenannten Künstler fällt um so mehr auf, als heute ja gerade überall das Streben besteht, im Künstler den Menschen zu suchen, als in einer zweifellos übertriebenen Weise die Erforschung des Menschen gegenüber dem naiven Genuß seiner Schöpfungen in den Vordergrund getreten ist. Nun hat man sich ja mehr als genug mit der Person Richard Wagner beschäftigt, aber es geschieht doch mit einer auffallend geringen Kenntnis auch des wichtigsten Materials, und dann allerdings mit einem weniger auffälligen Mangel an Verständnis. Die Eigenart der Persönlichkeit Richard Wagners und der merkwürdige Gang seiner Lebensschicksale sind die Ursache.

Das Leben Richard Wagners bietet das Bild, daß ein Künstler nach schweren Jugendkämpfen als Mann in den besten Jahren zu großen Erfolgen und angesehener Stellung gelangt. Er verliert diese Stellung durch das Mitmachen bei einer Revolution, das für jeden äußeren Betrachter dieses Lebensganges als toller Streich erscheinen muß. Der genauer Zusehende muß allerdings stußig werden, daß dieser Mann im gleichen Augen-

blick wie die angesehene Stellung auch jene Kunst preisgibt, die sich als so erfolgreicher bewährt hatte. Es ist so außerordentlich bezeichnend, daß Richard Wagners gute, aber doch recht beschränkte Frau Minna es durchaus nicht begreifen konnte, weshalb ihr geliebter Richard sich nicht einfach hinsetzte und noch ein paar Opern à la Rienzi schuf. Da hatte er doch die Aufführung, den Erfolg und großen Geldgewinn ganz sicher in der Tasche; er hatte ja mit dieser ersten Oper bewiesen, daß er sogar den vergötterten Meyerbeer übertrumpfen konnte. So wie Minna ist es eigentlich fast allen Deutschen gegangen. Es schien ihnen unverantwortlich, wenn nicht gar wahnsinnig, daß ein Mann, der doch immerhin schon die Bernunftsjahre erreicht hatte, die sichere Stellung und den sicheren und angesehenen Künstlererfolg preisgab, um nun zum Kunstprediger zu werden und sich aufs Reformieren zu verlegen. Es tritt nun ein ganz einziger Fall in der Kunstgeschichte ein. Ein Dramatiker, der sich der geraden und stets erneuten Wirksamkeit von der Bühne aus fast begeben hat; der durch zwei Jahrzehnte mit keinen neuen Werken vor das Publikum hintritt; der diesem Publikum sagt, daß es überhaupt keine Ahnung von der betreffenden Kunst habe, um die es sich hier handelt, daß diese ganzen Kunstzustände der Aenderung bedürfen; der während dieser ganzen Zeit abseits in der Verbannung sitzt und hier nur durch Almosen sein Leben zu fristen vermag; der innerlich die Öffentlichkeit und die Berührung mit ihr haßt und dabei Werke schafft, die in höchstem Maße Öffentlichkeitswerke sind, aber von ihrem Schöpfer eigentlich ohne die Aussicht auf die Möglichkeit der Öffentlichkeitswirkung geschaffen werden: ich sage, es ist ein in der Kunstgeschichte einzigartiger Fall, daß ein solcher Mann trotz alledem eigentlich immer im Vordergrund des Interesses der künstlerisch anregungsfähigen Kreise seines Volkes steht. Dann tritt auf einmal dieser Mann aus dem Elend heraus in ein so glänzendes Licht einer künstlerischen Stellung, daß es ein Wunder wäre, wenn weitere Kreise es vermocht hätten, diese Stellung in ihrer wahren Bedeutung zu erkennen, wenn nicht Unzählige durch diese Stellung geblendet worden wären oder sie doch verzerrt gesehen hätten. Die Unmöglichkeit, diese Königsstellung eines Künstlers zu begreifen, führte zum Sturz, der aber bei dieser merkwürdig zähen Natur nur die Erhöhung bedeutete. Denn war es nicht möglich, daß der Sänger mit dem König ging, so schuf sich hier einmal der Künstler sein eigenes Reich, in dem er in einer Weise Herrscher wurde, wie man es bisher nicht gekannt hatte. Die Verwirklichung des Bayreuther Gedankens ist das Stärkste und Schönste, was ein Künstler jemals in kunstpolitischer und -sozialer Hinsicht erreicht hat.

Nun müssen wir bedenken, daß dieser Künstler, der durch vier Jahrzehnte in solch unerhörter Weise die Öffentlichkeit seines Volkes beschäftigte, nicht ein einziges Mal von diesem Volke getragen wurde oder selbst Träger und Vorkämpfer einer Volksidee, eines Volkswunsches war. Vielmehr war er durch diese ganze Zeit Kämpfer und Bekämpfer. Kämpfer für das Idealbild einer Kunst, das nur seiner ganz merkwürdig zusammen-

gefesten Künstlernatur als natürliche Kunstform erscheinen konnte, Bekämpfer einer längst eingeführten beliebten Kunst, Bekämpfer der geschichtlich gewordenen Kunstverhältnisse. Daß er in beiden Fällen im Recht war, wissen wir heute. Daß Richard Wagner trotz seiner theoretisch so einseitigen Forderung des Allkunstwerts in Wirklichkeit und wohl sogar wider seine eigene Meinung uns frei gemacht hat für Musikdrama wie Wortdrama, ist heute zwar nicht erkannt, aber doch klar nachzuweisen. Daß er mit seinen Reformbestrebungen nach Änderung unseres ganzen Kunstlebens recht gehabt hat, fühlen wir alle. So mußte er auf die Dauer ja wohl zum Siege gelangen. Aber zu diesem Siege war so viel Bekämpfung nötig, daß ein Siegesjubel nicht entstehen konnte.

Richard Wagner selbst hat oft eine Beziehung darin gesehen, daß seine Gestaltung eines urdeutschen Kunstwerkes zusammenfiel mit der Gründung des Deutschen Reiches. Aber das letztere war die Erfüllung jahrzehntelanger Sehnsucht. Richard Wagners Werk dagegen mußte erst geschaffen werden, um Verständnis und Verlangen für derartige Kunst überhaupt erst zu wecken. Aber es sind doch Ähnlichkeiten vorhanden zwischen dem Schicksale der beiden Schöpfer dieser großen Werke. Bismarck wie Wagner haben schließlich für ihr Werk die allgemeine Anerkennung gefunden; aber beide haben es als Menschen entgelten müssen, daß ihr Werk nur durch Bekämpfung zustande gekommen ist. Millionen Deutscher haben gegen den Menschen Bismarck einen Haß im Herzen getragen, der aus politischem und religiösem Untergrund geboren war, sich aber deshalb gegen den Menschen Bismarck richtete, weil man gegen die Lebenskraft und Lebensfähigkeit und Daseinsberechtigung seines Werkes nichts sagen konnte. Auch bei Bismarck wurde diese Stellung unterstützt durch die Unkenntnis seines Menschentums. Heute schon ist die Zeit da, wo Tausende der einstigen Gegner sich nun auch vor dem Menschen beugen. Es hat nicht nur die seitherige Entwicklung des Deutschen Reiches dazu geführt, sondern gerade was den Menschen Bismarck betrifft, haben die Veröffentlichungen seiner Erinnerungen, seiner Briefe unendlich viel dazu beigetragen.

Wir haben mit den selbstverständlichen Verschiebungen den gleichen Fall bei Richard Wagner. Sein Werk wurde zunächst mit den schärfsten Waffen bekämpft. Es wäre verkehrt, dieser Bekämpfung von vornherein unlautere Beweggründe unterzuschieben. In den meisten Fällen ist das durchaus ehrliche künstlerische Überzeugung gewesen. Das Werk hat sich durchgesetzt; an seiner Schönheit, an seiner Daseinsberechtigung zum mindesten kann keiner mehr zweifeln. Auf den Schöpfer aber fiel der Haß, den man gegen das Werk hegte. Noch heute leben Tausende, die einst gegen das Werk gekämpft; sie haben sich beugen müssen. Aber es ist ja nur zu menschlich, daß sie für ihre einstige Stellungnahme sich selbst gegenüber nach irgend einem Entschuldigungsgrund suchen. Und so kommen sie zu einer geringen Einschätzung des Menschen Richard Wagner. Aber auch

hier wandelt sich das Bild, und ich bin sicher, daß der Mensch Richard Wagner sieghaft hervorgehen wird aus diesem Kampfe, je mehr wir ihn in seinen privaten Äußerungen kennen lernen. Ich weiß keinen Künstler, der durch die Veröffentlichung seiner privatesten und intimsten Briefe menschlich so gewonnen hat, wie bisher gerade Wagner.

Aber es muß zugegeben werden, daß es Wagner gegenüber schwieriger ist, zu dieser wahren Persönlichkeit vorzudringen, als bei irgend einem anderen großen Künstler. Wagner ist in einem Maße Öffentlichkeitsnatur gewesen, wie es bei Deutschen nur selten vorkommt. In unserer Kunstgeschichte weiß ich eigentlich nur Schiller und Händel ihm zu vergleichen. Auch diesen beiden fehlt eigentlich die Intimität, auch sie sind im denkbar höchsten Sinne des Wortes Theatraliker, d. h. Menschen, die ihr Innerstes und Bestes nach außen ausstrahlen, und zwar mit der ausdrücklichen Absicht, daß es von der breiten Öffentlichkeit gesehen, aufgenommen und erfaßt werde. Bei Schiller wirkt dieses Verhältnis nicht so stark, weil bei ihm alles Lyrische zurücktritt hinter der Idee; er ist in solchem Maße Menschheitslehrer und Menschheitsprediger, daß er von sich selber dabei, vom ureigensten persönlichen Erleben fast nichts mitzuteilen braucht. Seine Persönlichkeit versteckt sich hinter dem Gedanken, hinter der Eitel seiner Worte, genau so, wie sich die Persönlichkeit eines Shakespeare versteckt hinter den Menschen, die er gewissermaßen bloß eingefangen hat, und die er sich nun vor uns ausleben läßt. Auch bei Händel ist das Verhältnis viel einfacher als bei Wagner. Händel fehlt nur im Gegensatz zu Schiller das Bedürfnis nach der Verbindung einer Weltanschauung. Er ist, trotzdem neun Zehntel seines musikalischen Schaffens die Verbindung der Musik mit dem Worte zeigen, nur Musiker, und zwar von einem so klaren und kampflosen Empfinden, daß er in den typischen Figuren, die die Mythologie und klassische Heroengeschichte der damaligen Oper darbot, und später dann im großen, breiten Volksempfinden der Oratorien die einfachen Träger seiner Gefühlswelt finden konnte.

Viel verwickelter liegt der Fall bei Richard Wagner. Er ist nicht nur der erste eigentliche Allkünstler, den wir haben, der erste Künstler, für den es nicht mehr Künste, sondern nur Kunst gibt, diese Vereinheitlichung, diese Ineinanderdrängung offenbart sich noch dahin viel weiter, daß er selber nur insofern Künstler ist, als für ihn die Kunst wieder die natürlichste Ausdrucksweise für Kultur darstellt. Es kommt ihm gar nicht darauf an, eine kleinere oder größere Zahl von Kunstwerken zu schaffen, sondern er will durch seine Kunst gewissermaßen andere Menschen bilden. Deshalb hat er niemals daran gedacht, mit seiner Kunst einen Schmuck des vorhandenen Lebens zu geben, und sei es auch der höchste, sondern sie sollte selber lebensgestaltend wirken. Wir stehen bei ihm vor dem merkwürdigen Fall, daß er seiner ganzen Natur nach alles, was er tut und will, in die breiteste Öffentlichkeit hinausstrahlen muß; er muß also alle Mittel daran setzen, diese Öffentlichkeit zu gewinnen, ihr seine Werte aufzudrängen: aber — um



einmal dieses einfache Wort zu gebrauchen — seine Reformatorennatur haßt diese Öffentlichkeit so wie sie ist; er müßte erst eine andere Öffentlichkeit sich schaffen, bevor seine Werke darin am richtigen Platz stehen könnten. So lebt er in der merkwürdigen Zwangslage, daß er einerseits immer diese Öffentlichkeit suchen muß und andererseits jede Berührung mit ihr als Qual empfindet. Aus diesem Widerstreit der Gefühle heraus ist Bayreuth entstanden, das viel mehr bedeutet als die Festspielstadt, als ein Ort, wo bloß künstlerisch die günstigen Bedingungen für die richtige Wirkung seiner Werke gegeben sind. Bayreuth ist vielmehr, wie das auch die Art der „Bayreuther Blätter“ zeigt, eine geistige Kulturgemeinde.

Wir erfahren es wieder aus diesen Briefen, daß auch die Nächststehenden den tragischen Zwiespalt, den das Leben in Wagners Dasein hineinbringen mußte, nicht erkannten. Es ist bezeichnend, wenn er einmal in einem Briefe sagt, daß mit den Männern überhaupt nichts zu machen sei: sie wüßten nicht zu lieben. Und es sind in der Tat wohl nur einzelne Frauen gewesen, die aus echt weiblichem Gefühlsinstinkt heraus sich nicht an die Werke, sondern an deren Schöpfer hielten. Sonst aber war Wagner naturgemäß, gerade weil es sich doch um den großen Kampf für Kunst handelte, auch für seine Anhänger vor allen Dingen der Schöpfer einzelner Kunstwerke, die den höchsten Anforderungen dieser Kunst entsprachen. Und auch diesen Anhängern mußte es das Wichtigste sein, diesen Kunstwerken Eingang in die Welt zu verschaffen. So wie diese Kunstwelt nun einmal ist, bleibt das ja auch der einzige Weg zur Wirksamkeit, und es ist selbstverständlich, daß die Menschheit erst durch die Kunstwerke eines Künstlers allmählich dahin erzogen werden kann, wo nach dem innersten Willen des Künstlers die Wirkung seiner Werke beginnt.

Wir haben denselben Fall bei allen großen Künstlern vielfach deutlich ausgesprochen in Briefen und theoretischen Auslassungen Beethovens, Goethes, Schillers. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß nun für den Künstler, der ja doch diesen ganzen Weg für sich bereits zurückgelegt hat, der seinerseits nur vermöge dieser anders gearteten Weltanschauung seine Werke schaffen konnte, die Tragik eintritt, daß er seine Werke gegenüber der vorhandenen Welt als „fehl am Ort“ empfindet. Aus diesem Gefühl heraus entstehen immer die theoretischen Schriften großer schöpferischer Künstler, und des Dichters Mahnwort: „Künstler, bilde, rede nicht!“ hat ja der Ermahner selbst nicht zu befolgen vermocht. Er wird eben nur dann auf das Reden verzichten können und zu seiner höchsten eigenen Wollust nur seinem schöpferischen Drange nachgeben, wenn er in einer Welt steht, die die günstigen Lebensbedingungen für das von ihm Geschaffene aufweist. Sonst besäße er ja überhaupt nicht die rechte Vaterliebe zu seinem künstlerischen Kinde. Der Künstler der Griechen und auch der Künstler der Renaissance hat von diesem Konflikt nichts gewußt, der Künstler des französischen Klassizismus auch nicht; denn ihre Werke waren aus ihrer Zeit herausgewachsen und wandten sich an diese Zeit;

sie standen nicht im Gegensatz zur vorhandenen Welt. Wo aber der Künstler in diesem gegensätzlichen Verhältnisse zur Welt steht, ist es doch natürlich, daß er seinem Rinde nach allen Kräften die Lebensmöglichkeit zu schaffen sucht. So versuchte auch Richard Wagner in theoretischen Schriften den Boden zu kennzeichnen, aus dem seine Werke für ihn gewachsen waren, auf dem allein sie auch vollauf gedeihen und vollständig wirken können.

So manches verschroben wirkende Wort, so manche verletzende Einseitigkeit, so manche abstoßende Beurteilung des anders Gearteten kann erst bei dieser Auffassung richtig verstanden werden, und bei dieser Einstellung unserer Betrachtungsweise erscheint uns das alles dann als unbedingte Notwendigkeit zum Gelingen. Wir finden es so selbstverständlich, daß Taufende blühender Menschenleben geopfert wurden, um das Deutsche Reich zu schaffen. Dadurch, daß ein großes Ergebnis zustande kam, bleibt doch die Tat gegenüber dem einzelnen nicht minder grausam und hart, nicht minder schrecklich und allen inneren Lebensgrundsätzen widerstrebend. Im gleichen Falle befindet sich aber auch der Künstler, befindet sich gerade Wagner, der auch, um für sich die Durchsetzungsmöglichkeit seines Wertes zu erlangen, zu diesem Bekämpfer und Vernichter des Entgegengesetzten und anders Gearteten werden mußte.

Es ist nicht Sache des schaffenden Künstlers, theoretische Systeme aufzubauen, und es hat das ja auch noch nie ein schaffender Künstler vermocht, selbst dann nicht, wenn, wie bei Herder, die schöpferische Kraft mehr in der Kritik lag, als in der eigenen Dichtung. Denn die Fähigkeit zu dieser Gestaltung eines großen theoretischen Gebäudes beruht auf einer uneingeschränkten Aufnahmefähigkeit, während das Wesen des schöpferischen Künstlers darauf beruht, daß er sich selbst rückhaltlos weggibt. Das, was uns der schöpferische Künstler für die theoretische Erkenntnis der Kunst geben kann, ist Selbstbekenntnis und natürlich eben seine Werke. Wir können heute das innere Wesen des Kunstwerkes Richard Wagners viel deutlicher erkennen, als er selber; denn dieses Werk ist heute da. Er selber aber wollte es erst schaffen und vermochte natürlich auch mit dem schärfsten Geiste nur im beschränkten Maße zu erkennen, was die geniale Wunderkraft später als neues Lebewesen in die Welt setzen sollte.

Für die wahre Erkenntnis Richard Wagners, vor allem also für die richtige Erkenntnis dieser in ihrem Wesen tragischen Einstellung zur Welt ist dann eine seiner herrlichsten Eigenschaften ein Hindernis: die ungeheure Fähigkeit seiner Natur und die großartige Kampfbereitschaft. Auch für Richard Wagner bedeutete die Kunst, daß ihm ein Gott gegeben hatte, sagen zu können, was er leide. Aber er hat es so gesagt, daß das persönliche Bekenntnis, die persönliche Klage nicht mehr sichtbar wurde. Die Stoffe seiner Dramen sind Volksgut. Wer wird in „Tristan und Isolde“ das persönlichste Bekenntnis der persönlichsten Lebenserfahrungen eines Künstlers suchen?! Auch wenn seine theoretischen Schriften zu seinen Lebzeiten viel mehr gelesen worden wären, als es wirklich der Fall war, hätte

man daraus kaum herausfühlen können, daß dieser Mann an seiner Kunst und an der Welt litt. Hier stand er als großer, unentwegter Kämpfer. Es wirkt wie ein Hohn, daß zu Seiten, wo er vor großer Not kaum ein und aus wußte, das Leben ihn immer wieder in die glänzendste Beleuchtung öffentlichen Auftretens rückte. Seine ganze Lebenshaltung, der allein wir es zu verdanken haben, daß er sich in dieser großartigen Weise durchsetzte, daß ein Bayreuth sein Lebensende krönt, muß auf Tausende wirken als Großtuererei, als Prosherei, als Größtenwahnsinn und dergleichen mehr.

Alle derartigen Mißverständnisse, die, wohlverstanden, keine Mißverständnisse von Einzelheiten sind, sondern die falsche Einstellung gegenüber der Gesamtpersönlichkeit nach sich ziehen müssen, konnten, ja mußten sich überall dort einstellen, wo die genaue Bekanntschaft mit der Persönlichkeit des Meisters nicht gegeben war. Ich glaube, daß nur jene Leute, die Richard Wagner persönlich nahegekommen sind, so ganz in ihn einzudringen vermochten. Daher auch diese einzigartige Leidenschaft der Gefolgschaft, die er bei den ihm Vertrauten gefunden hat. Doch es sind ja immer nur sehr wenige, die so in persönliche Berührung mit dem großen Künstler kommen konnten, und mit jedem Jahre werden es deren weniger.

Um so unentbehrlicher sind für die richtige Erkenntnis Wagners die Dokumente seines inneren Lebens. Wir müssen seine Briefe bekommen. Wir können nicht genug erhalten von Bekenntnissen und Aussprüchen, die uns den intimen Wagner zeigen. Nur dann werden wir ihn wirklich kennen können, und erst in diesem Kennen liegt nachher die Möglichkeit des Erkennens. So bedeutend seine Briefe an Künstler sind, an die Männer, denen gegenüber er sich über seine Werke aussprach, die er als Mitkämpfer für sein Schaffen fühlte, wichtiger noch sind gerade in diesem Fall alle jene Briefe, die unter den Begriff der Privattkorrespondenz fallen. So haben uns die Briefe und Tagebuchblätter an Mathilde Wesendonk in der Erkenntnis des Menschen Wagner weiter gefördert, als alle übrigen Briefbände zusammengenommen. Gleich bedeutsam stellen sich jetzt diese „Familienbriefe“ jenem Bande an die Seite. Gerade weil Wagner hier mit Leuten spricht, die für sein Öffentlichkeitswirken keinerlei Bedeutung haben, erhalten wir auch für sein künstlerisches Wollen die wertvollsten Bekenntnisse. Es ist ja gerade bei ihm Künstler und Mensch so zur Einheit geworden, daß für ihn „menschlich sich ausleben“ künstlerisches Schaffen bedeutete.

Wer diese Briefe mit gutem Willen liest, wird auch erkennen, daß Wagners höchstes Reden nur der Ausfluß seines persönlichen Wollens und seines persönlichen Handelns war. Es ist da keinerlei Trennung vorhanden. Er hat auch in moralischer und ethischer Hinsicht wie in künstlerischer nur das verkündet, was er selbst erfüllt hat. Manches in seinem Leben erschien bei seinen Lebzeiten, erscheint noch heute als unschön oder doch höchsten ethischen Ansprüchen nicht genügend. Für vieles haben bereits die vorhandenen Briefe eine so herrliche Klärung gebracht, daß man unbedingt aussprechen darf, daß auch, was heute noch unklar ist, einmal erhellt

werden wird. Und wenn es natürlich auch für Wagner gilt, daß der Mensch irrt, solange er strebt, so wird man ihm doch auch als Menschen die Erlösung zugestehen müssen, denn nur Böswilligkeit oder Unwissenheit wird verkennen können, daß er immer strebend sich bemüht hat, ein wahrhaft guter Mensch zu sein.



## Berufsfängerin

Wieder stehen wir in der Sturmflut der Konzertsaison. Die ungeheure Ausdehnung des öffentlichen Musikbetriebs hat außer schweren künstlerischen auch tiefe soziale Schäden zur Folge. Nur auf einen sei hiermit hingewiesen. Es ist eine Warnung vor dem leichtfertigen Ergreifen des Berufes der Sängerin. Vielen erscheint er gerade, weil ihn so viele ergreifen, besonders verlockend. Da höre man die Mahnworte, die der erfahrene Professor Rabich in seinen „Blättern für Haus- und Kirchenmusik“ aus reicher Erfahrung spricht.

„Als musikalischer Leiter eines Konzertinstituts, das jährlich zu acht Konzerten fremde Künstler, Sänger und Instrumentalisten, engagiert, habe ich seit einer langen Reihe von Jahren Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie schwer es selbst für eine tüchtige Sängerin ist, an die Oberfläche zu kommen, wie leichtfertig man aber auch auf der andern Seite einen Beruf erwählt, der nur für Sonntagskinder geschaffen ist. Gegen diesen Leichtsinns richten sich die folgenden Zeilen. Der Anflug beginnt in der Familie selbst, gewöhnlich schon in der Kinderstube. Wie viele Mütter gibt es, die schon in ihrer dreijährigen Tochter eine zukünftige große Künstlerin sehen. Das Kind singt jede Melodie und ganz richtig. Nun ist es eine alte Erfahrung, daß vielfach Kinder in diesem Lebensalter durch ihre Auffassung verblüffen, niedlich klingt ihr Gesang meistens, namentlich wenn sie etwas singen, was für die Alten geschaffen ist — das sollte man doch bedenken, ehe man sein Kind für ein Genie erklärt. Der Anflug nimmt gewöhnlich im Vorschulalter der Sängerin einen erhöhten Aufschwung. Sie hat in der Schule Solo gesungen, nun soll sie auch im Leben Solo singen. Eine passende Gesangslehrerin findet sich meistens, d. h. eine solche, die den Eltern und dem Kinde nach dem Munde schwagt und sie darin bestärkt, daß das Töchterchen absonderliche Begabung zeige. Die Familienfeste bieten Gelegenheit, den Stern aufgehen zu lassen. Jede harmlose Anerkennung einer Tante wird als vollgültige Kunstkritik gebucht. Wie die Künstlerinnen im Leben ihre Kritiken in einem Reklamebuch sammeln, so sammeln diese Familiengrößen die Kritiken in ihrem Herzen, und es geht da eine Saat von Eitelkeit und Ehrgeiz auf, die genügt, ein ganzes Leben zu vergiften. Nun ist gar nicht gesagt, daß das junge Mädchen, das wir vor Augen haben, talentlos sei, im Gegenteil, wir nehmen an, daß die Vettern, Tanten, Eltern und Großeltern sich wirklich herzlich erfreuen an seinen Vorträgen, aber genügt das, um eine Berufsfängerin aus ihm zu machen? Sie kann, was man so ins Haus braucht, ist eine alte gute Redensart, die sagen will, daß ihr Können größeren Kreisen nicht genügen würde. Eine Sängerin, die dem großen Kreise genügen will, muß vor allen Dingen von Haus aus eine Stimme haben, die

zu Herzen geht. In bezug hierauf ist das Urteil der Eltern am wenigsten maßgebend, ihnen geht wahrscheinlich die Stimme der eigenen Tochter immer zu Herzen, wenn diese sonst auch bei keinem andern Menschen eine Faser jenes Muskels zum Mitschwingen bringt. Die Stimme muß aber auch groß und weittragend sein, denn die Berufsfängerin hat oft große Theater Räume, große Konzertsäle, große Kirchen mit ihren Eönen auszufüllen, hat oft gegen ein Orchestermeer und große Chormassen anzulämpfen. Drittens muß die Stimme gesund sein, kein Tremolo darf sie verunzieren, sonst hält sie gewiß die Strapazen nicht aus, denen sie später ausgesetzt ist.

„Viele denken nun, die Schule müsse dies alles bringen. Das ist falsch. Gewiß kann eine Stimme durch eine gute Schule modulationsfähiger und weicher werden, sie wird auch stets durch eine solche an Kraft und Tragfähigkeit gewinnen, sie wird wahrscheinlich auch abgehärteter werden, aber alles nur bis zu einem gewissen Grade. Sene geforderten Eigenschaften muß in ihren Grundzügen jede Stimme ohne Schulung schon zeigen, denn die Schule kann nur Vorhandenes ausbilden, sie kann aber nimmermehr Neues schaffen. Wenn gerade in der Gegenwart gewisse Stimmruinen zu einiger Berühmtheit gelangt sind nur allein durch ihren genialen Vortrag, so wolle man sich dadurch nicht irremachen lassen, es handelt sich hier um Ausnahmefälle und wahrscheinlich sogar nur um recht kurzlebige. Immerhin zeigen sie aber auch, daß zu einer Sängerin noch mehr als eine gutgeschulte Stimme gehört, eine Intelligenz, die das Durchschnittsmaß weit überragt. Und eins darf, — obwohl es mit der eigentlichen Kunst des Gesanges nichts zu tun hat — nicht fehlen: körperliche Schönheit oder mindestens eine sympathische Erscheinung. Das Ungeheuer Publikum hört zu einem erschreckend großen Teil mit den Augen. Darum wehe den Häßlichen!“

Ich kann aus eigener Erfahrung das hier Gesagte nur bestätigen, muß aber noch hinzufügen, daß gerade die „Lehrjahre“ die angehenden Sängerinnen, die der Ausbildung wegen aus dem Elternheim in die Großstadt müssen, schweren moralischen Gefahren aussetzen. Und noch eins. Es steht um keinen Unterricht zurzeit schlimmer, als um den im Gesang. Es gibt sehr viele und auch sehr teure Lehrer und Lehrerinnen, aber nur sehr wenige, die ihrer Aufgabe gewachsen sind. Sollte also wirklich eine gute Stimme vorhanden sein, so ist bei der Wahl des Lehrers größte Vorsicht geboten, sonst sind Stimme und Gesundheit schweren Gefahren ausgesetzt. St.



### Dringend gefl. Beachtung empfohlen!

Wiederholt werden Briefe und Sendungen für den Fürmer an einzelne Mitglieder der Redaktion persönlich gerichtet. Daraus ergibt sich, daß solche Eingänge bei Abwesenheit des Adressaten uneröffnet liegen bleiben oder, falls eingeschrieben, zunächst überhaupt nicht ausgehändigt werden. Eine Verzögerung in der Erledigung der Eingänge ist in diesen Fällen unvermeidlich. Die geehrten Absender werden daher in ihrem eigenen Interesse freundlich und dringend ersucht, sämtliche Zuschriften und Sendungen, die auf Redaktionsangelegenheiten des Fürmers Bezug nehmen, entweder „an den Herausgeber“ oder „an die Redaktion des Fürmers“ (beide Bad Cohnhausen i. W., Kaiserstraße 5) zu richten.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Febr. v. Grotthuß, Bad Cohnhausen i. W.  
 Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Stord, Berlin W., Landsbutterstraße 3.  
 Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



## Erste Szene der Oper Die Nazarener

Dichtung nach einer Novelle von Richard Voss von K. W. Marschner  
Musik von Viktor Hansmann

Die Szene spielt vor einem Felsenhause auf der Gräberinsel, einem Eilande im thyrrhenischen Meer. Acca erscheint beim Aufgehen des Vorhanges in dem Vorbau des Hauses und bleibt auf der oberen Stufe der Treppe stehen, nach Tullus ausblickend, der im Hintergrunde zwischender Jupiterstatue und der Felsentreppe auf einem von Moos und Blumen überwucherten Felssteine mit unter den Kopf geschlagenen Armen liegt und träumerisch nach dem Meere hinüberschaut.

**Piano**

**Allegretto**

*p* Clar. Fl. Picc.

Als Acca Tullus erblickt hat, klatscht sie kindlicherfreut in die Hände und pflückt von den um die Säulen sich rankenden Rosen einige ab, mit denen sie nach Tullus wirft.

Acca. *p*

Tul-lus du Träu - mer, er - wa -

Hrf. VI.

Tullus schüttelt, sich reckend und halb emporrichtend, die Rosen von sich ab und wendet sich zu Acca.

A. che! Weck - ruf - von süssesten  
verschwindend B. Clar.

Hrf. VI. *p*

T. Lip - pen, — Blu - men — von lieblichsten Hän - den

Clar. *pp*

T. ver - scheuch - ten den se - lig - sten Traum: — 0,

Ob. *cresc.* Str. *pp* Vi. *mf* Holz.

T. mit Ruhe Ruhig, innig  
Ac - - ca, — o, Ac - ca ich träum - te von dir!

Clar. Ob. *mf* Vi. Holz. *mf* Celli.

Acca nochmals eine Hand voll Rosen nach Tullus werfend.

Acca eilt nach links, wo sie in anmutiger Stellung auf

Träumender Schmeichler! Ei, Tullus der

T. Tullus noch immer in halbliegender Stellung, sammelt die ihm zunächst -  
Ihr Ro - - sen, so

Str. *pp* Hörn. Hrf.

einem Felsstein verharrt; Tullus liebevoll neckend.

A. *mf.*  
 Fau - le, sich bückt nach Blu - - - men, die Ac - ca gepflückt!  
 liegenden Rosen, sie wohlgefällig be -  
 trachtend zu einem Büschel.

T. *mf.*  
 duft - rot um - glüht für Ac - ca die Schönste nur blüht!

*p*

Tullus erhebt sich energisch; scherzvoll drohend. **Allegro**

T. *mf* Willst meiner du spot - - - ten? *f* Nimm dich in Acht!  
*Picc.* *f* *dim.*

*mf* *f* *dim.*

vi. Ob.

Acca flieht hinter die Jupiterstatue. Tullus.

Hal - te mich! Hü - te mich! Du schel - mi - scher Flücht - ling ent -

VI. B. Clar. Hrf. Celli.

*p*

Er wirft den Büschel Rosen nach Acca.

T. eil, sonst trifft dich mein blü - hen - der Pfeil!

Fl. Engl. H. VI.



Acca flieht während des Folgenden sich immer mit schelmischer Angst an den Sockel der Jupiterstatue klammernd, mehrere male in anmutigem Spiele um die Bildsäule herum, von Tullus unter wechselseitigen, scherzhaften Zurufen verfolgt.

8

*p* Holz. *p* *mf* Str. Fl. Ob.

T. Acca.

War - te ich fang' dich! Noch hält du mich

*sf* *p* *mf* *p* *cresc.* Clar. Str.

A. Tullus.

nicht! Ich

*sf* *f* *dim.* *mf*

T. Acca.

komm' wie der Sturm! Ich ja - ge vor -

*sf*

A. Tullus. *f* *sf*

aus. Ac - - ca dann trifft dich der Donner!

*f* *sf*

Fl. Clar. Ob. Fl. Clar. Horn. *cresc.* *f* *p*

B. Clar. Nach kurzem Jagen hat Tullus Acca erhascht und umarmt sie stürmisch.

*mf* *cresc.* *f*

Ruhig, wie früher

Acca.

Weh mir, der Held ist erwacht! Nun schütze mich Jupiters Macht.

Tullus.

Getrost! Ich hielt dich im Traum; drum lass ich wachend dich kaum! Sieh'

Fl. Ob. Horn. *f*

Celli

geistert

wandelnd durch Wolken zur Sonne wie

Clar.

*p* Str. *mf* *p*

Götter sah ich uns geh'n; wie

*mf* *p* *mf* *mf*

T. herr - - lich er-neut sich die Won - -

*mf* *cresc.*

T. ne ver - eint Erd' und Him - mel uns seh'n! Ach,

*p*

Acca  
schwärmerisch.

A. lie - ben die Götter wie Men-schen möcht ich wie

*p* Holz. *p* Fl. *mf*

A. sie wohl auch sein! O, Ac - ca, die Lie - be der

*p* *p* *p* Str.

Tullus ernst und bedeutsam.

T. Men - schen stammt von den Göt - tern al - lein!

*cresc.* *f*

LIBRARY  
OF THE  
UNIVERSITY OF ILLINOIS



T



Johann Bossard: Erwachen

AUS DEM ZYKLUS „DAS JAHR“. - LITHOGRAPHIE

LIBRARY  
OF THE  
UNIVERSITY OF ILLINOIS



IX. Jahrg.

März 1907

Heft 6

## Die Arbeiterin

von

Prof. Dr. L. v. Wiese

Die Revolution, die unsere neue Technik verursachte, machte sich am schwersten den bisherigen Arbeitern mit handwerksmäßiger oder manufaktureller Technik bemerkbar, ein großer Teil von ihnen wurde aus seiner alten Beschäftigung gedrängt, zunächst ohne hinreichenden Absatz zu finden. Aber auch für die Unternehmer war die maschinelle Technik folgenscher: die Maschinen verschlangen viel Kapital, dabei erfüllten sich die großen Hoffnungen auf reiche Gewinne nicht; denn die neue Technik verbreitete sich schnell, der Markt wurde mit ihren Produkten überschwemmt, die Preise der Waren sanken. In dem heftigen Konkurrenzkampfe schienen nur weitgehende Ersparnisse bei der Produktion zu helfen. Aber auch dort, wo die Erträgnisse bedeutend waren, hatte die kapitalistische Produktionsform das Fieber der Haggier zur Folge; andere sollten um jeden Preis überflügelt werden. Da die Konkurrenten sich jedoch in steigendem Maße derselben Technik bedienten, mußte man an den Arbeitskräften sparen. Leider konnte man nicht ganz auf sie verzichten. Aber es gab einen Ausweg: wozu sollte man noch an den Maschinen so viele starke Männer beschäftigen, wo es doch jetzt weniger auf ihre Muskelkraft als auf Aufmerksamkeit, Gewandtheit, Geschicklichkeit ankam. Diese Familienväter waren teuer; sie forderten hohen Lohn. Viele ihrer bisherigen Arbeiten konnte ein Kind, jedenfalls aber eine Frau verrichten. Und nun vollzog sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts



(zunächst in England) eine Umwandlung von tiefeinschneidender kulturgeschichtlicher Bedeutung. Frauen und Kinder zogen vom häuslichen Herde in die Fabriken. Es war eine sehr anspruchslose, gedrückte, bescheidne Schar, die nunmehr neben den übrigbleibenden Männern an den Spinnmaschinen und Webstühlen Platz nahm. Über den Konkurrenzkämpfen, dem beständigen Rechnen und anderen kaufmännischen Geschäften vergaß man gänzlich, sich um ihr seelisches und körperliches Wohl zu kümmern. Lohn verlangten die Braven nicht viel. Auch brauchte man nicht viel sonderliche Umstände zu machen, sie nachts oder doch von der frühesten Morgenstunde bis in den späten Abend hinein in den trostlosen Fabriken zu halten. Die Unternehmer erreichten ihr Ziel: sie sparten an Betriebskosten.

Diese Entwicklung vollzog sich mit großer Geschwindigkeit. Ende der vierziger Jahre war über die Hälfte aller Fabrikarbeiter in Großbritannien weiblichen Geschlechts, in den Baumwollfabriken 56%, in den Wollfabriken 69 $\frac{1}{2}$ %, in den Seidenfabriken 70 $\frac{1}{2}$ %, in den Flachsspinnereien auch 70 $\frac{1}{2}$ %. Und doch nahmen in Großbritannien von 1841 bis 91 die weiblichen Industriearbeiter noch um 221%, die männlichen nur um 53% zu. — In diesen schweren Übergangszeiten von einer Wirtschaftsperiode zur anderen begannen die um ihr Dasein ringenden männlichen Proletarier einen Verzweiflungskampf, der sich zunächst gegen das Symbol der neuen Zeit, die Maschine, richtete — ein vergeblicher, trostloser Kampf. Auch dem neuen Konkurrenten auf dem Arbeitsmarke, dem Weibe, galt ihr Widerstand. Viele Gewerkschaften verboten ihren Mitgliedern, neben einer Frau zu arbeiten. Mit Erbitterung und Verachtung begegnete man den Eindringlingen. Sie aber trieb der Hunger und besonders der Hunger ihrer Kinder an die Maschinen. Und gerade weil das Familienhaupt, der Mann, unter den neuen Verhältnissen in seinem Verdienste geschmälert, ja vielfach völlig arbeitslos war, mußte die Frau und die Tochter nun beim Fabrikpörrner um Arbeit nachfragen. In den fünfziger Jahren waren in England etwa eine Million Frauen in Fabriken, besonders in der Textil- und Bekleidungsindustrie, sogar im Bergbau, in Ziegeleien, teilweise auch in Nagel- und Schraubenfabriken tätig. Einige ihrer Eigenschaften schienen für die Maschinenarbeit besonders zu passen. Gerade in der Textilbranche brauchte man geschickte Finger. Vor allem waren es aber die negativen Eigenschaften der Bedürftigkeit, der Abneigung und Unfähigkeit, sich mit anderen in einer Organisation zusammenzuschließen, die sie dem Kapitalisten als Arbeitskraft angenehm machten.

Auf dem Kontinente, insbesondere in Deutschland, vollzog sich der Eintritt der Frau in die Fabrik entsprechend der jüngeren technischen Entwicklung und besonders der erst von 1840 ab einsetzenden Verbreitung der Textilindustrie, einige Jahrzehnte später mit im allgemeinen gleichen Folgeerscheinungen. Die französischen Fabrikarbeiterinnen verdienten in der Zeit von 1830—45 nach Levaqueur selten mehr als 1,60 Frank täglich. Die Seidenweberinnen Lyons erreichten nach Jules Simon bei 14stündiger Arbeitszeit nur aus-

nahmstweise einen höheren Jahresverdienst als 300 Frank. In den englischen Leinenwebereien haben in den dreißiger Jahren, wie Frau L. Braun in ihrem von mir für diesen Auffaß mehrfach benützten Werke über die „Frauenfrage“ mitteilt, die Frauenlöhne bei 12—16stündiger Arbeitszeit 4—5 Schilling die Woche betragen, von denen für Material noch 1—2 Schilling abgingen.

Fast schien es, als sollten in der absoluten Beschäftigungszahl die Frauen die männlichen Fabrikarbeiter überflügeln; aber die Maschinen vernichteten nicht bloß Männerarbeit, sie schufen ihnen mit weitrer Bervollkommnung und bei besserer Übersicht über den Arbeitsmarkt auch neue Arbeitsstellen. Hier und da zeigte sich an den Maschinen die Frauentraft doch nicht ausreichend genug. Besonders in die sogenannte „schwere Industrie“ (vornehmlich die Eisenindustrie) ist die Frau als Arbeiterin nur in geringem Maße eingedrungen. Aber auch in der Textilbranche nahm die technische Entwicklung ihren weiteren Lauf; die Zahl der Spindeln an den Spinnmaschinen nahm zu, die Webstühle wurden größer. Dadurch wurden manche Frauenhände überflüssig, und an den umfangreicheren und schwerer zu handhabenden Maschinen waren hier und da doch leistungsfähigere Männer erforderlich, so daß sich in den fünfziger und sechziger Jahren in England, auf dem Kontinente später, eine (wenn auch in absoluten Zahlen nur wenig zum Ausdruck kommende) Reaktion vollzog. Die Frauen und Mädchen, die nun einmal der rein häuslichen Arbeit oder der landwirtschaftlichen Beschäftigung fremd geworden waren, auch dringend der Subsistenzmittel bedurften, suchten neues Brot in der Heimarbeit. Besonders die Konfektionsindustrie, die der lokalen Zusammenfassung von Arbeitern in Fabriken nicht bedarf, lockte die Scharen der Hungrigen an. Durch unablässige Arbeit an der Nähmaschine suchten sorgenbeschwerte Mütter und bleichwangige Mädchen die lärglichen Fabrikverdienste einzuholen.

Doch der Bedarf einer kopfreichen Bevölkerung in den Industriestaaten vermehrte die industrielle Produktion. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts trieb die Not oder der Unabhängigkeitsdrang wieder Scharen von Frauen in die Fabriken. Die Beziehungen zu ihren männlichen Arbeitsgefährten hatten sich gellärt. Die Maschinenarbeit erschien nicht mehr als ein einziger automatischer Prozeß, vor dem es keinen Unterschied der Fähigkeiten, nur blinde Unterwerfung gab, sondern die einzelnen Industriezweige differenzierten sich auch in ihren technischen Einrichtungen immer deutlicher. Im allgemeinen schienen die Frauen für diejenigen maschinellen Einrichtungen, die sich aus der spezifischen weiblichen Handarbeit entwickelt hatten, geeigneter, während ihre Verwendung in anderen Branchen sich nicht als gewinnbringend erwies. Zu den wichtigsten Frauenberufen in der Industrie gehören die Kleider- und Wäschekonfektion, die Näharbeit, die Putzmacherei, die Blumen- und Federnherstellung, die Spitzenfabrikation, die Stickerie und Hätlei, die Handschuh-, Kravatten- und Hosenträgerfabrikation, die Strickerie und Wirtkerie, die Posamentenfabrikation, die Spinnerie, schließlich

in hohem Maße auch die Tabakfabrikation. Während in diesen Industrien die weiblichen Arbeiter die überwiegende Majorität bilden, betragen sie in der Weberei, wo die schwereren und größeren Stühle von Männern bedient werden, etwa die Hälfte. Aber auch in der Schneiderei, der Sutfabrikation, der Strohputherstellung, der Färberei, der Gummifabrikation, der Buchbinderei, der Papierfabrikation, unter den Setzern und Druckern, in der Nahrungsmittelerzeugung, in Siegeleien, Steingut- und Porzellanfabriken, in Glasbläsereien, in der Verarbeitung edler Metalle, in Zinnwarenfabriken, in der Herstellung von Nägeln, Nadeln, Stahlfedern, Besen, Schirmen und Röcken fehlen sie nicht. So vollzieht sich eine rationelle Arbeitsteilung nach Branchen innerhalb der beiden Geschlechter, und dort, wo ein und derselbe Betrieb Männer und Frauen zugleich umfaßt, ist häufig die Arbeit der beiden Geschlechter eine sehr verschiedenartige. Während die Mehrzahl der Männer eine bestimmte berufliche Vorbildung zu ihrer Arbeit durchgemacht hat und diese Arbeit als Lebensberuf betrachtet, in dem man die persönlichen Fähigkeiten zur Virtuosität auszubilden streben muß, stehen viele Frauen, besonders Mädchen, ihren Funktionen in den Fabriken anders gegenüber; für sie ist ihren Erwartungen nach die Arbeit entweder ein vorübergehendes Stadium in ihrem Leben oder doch nur ein unvermeidliches Übel. Diese ganz verschiedene Stellung zur Berufsarbeit, daneben auch physische und geistige Eigentümlichkeiten bewirken, daß nur selten hochspezialisierte und -qualifizierte Arbeit von Frauen geleistet wird. Im allgemeinen sind in der Industrie in ihren gemischten Betrieben (Männer und Frauen) noch immer die Frauenarbeiten Leistungen minderen Grades und von untergeordneter Bedeutung in qualitativer Hinsicht. Daraus ist den Frauen kein Vorwurf zu machen; es liegt an der verschiedenen psychischen und sozialen Stellung zur gewerblichen Arbeit, an der Vorbildung, vor allem auch an den ihnen von der Betriebs- und Gesellschaftsorganisation eingeräumten geringen Entwicklungsmöglichkeiten. Jedenfalls müssen wir in diesem Zusammenhange die Tatsache feststellen, daß die ungelernete Arbeit ferner die mehr mechanische, aus wenigen Handgriffen bestehende Tätigkeit, die geringes Nachdenken erfordert, die Massenproduktion an selbsttätigen Maschinen, die nicht zu überwachen und zu regieren, sondern nur zu bedienen sind, in der Fabrikarbeit der Frauen in gemischten Betrieben überwiegt. Und gerade dieser Zustand, daß es in der gewerblichen Frauenarbeit vielfach mehr auf die Quantität als auf die Qualität ankommt, daß es sich um Erzeugung von billigen Massenartikeln handelt, bewirkt die Zunahme der Frauenbeschäftigung und die geringe Entlohnung dieser Arbeit.

Die Zahl der Arbeiterinnen unter den überhaupt erwerbstätigen Frauen überwiegt stark, sie macht etwa  $\frac{3}{4}$  derselben aus. Von den 6,6 Millionen erwerbstätigen Frauen der Berufszählung im Deutschen Reich von 1895 waren 5,3 Millionen Arbeiterinnen (im allgemeinen Sinn des Wortes). Das Hauptkontingent stellten dabei Landwirtschaft und Dienstbotentätigkeit. Und in der Industrie Deutschlands waren vor 11 Jahren fast eine Million Frauen

als Arbeiterinnen beschäftigt, gegenüber fast 5 Millionen männlichen Arbeitern; von 100 Arbeitern waren über 83% Männer, fast 17% Frauen. In England mit annähernd 1½ Millionen gewerblichen Arbeiterinnen war 1891 das Verhältnis von Frauen- und Männerarbeit 27:73. Im allgemeinen geht der Prozentsatz der Frauen unter den Arbeitern kaum irgendwo über 35 hinaus, sinkt aber in den europäisch-amerikanischen Industriestaaten nicht unter 15. In den letzten Jahrzehnten vollzog sich in Deutschland und der amerikanischen Union die Zunahme der Frauenarbeit rascher als die der Männerbeschäftigung in Österreich, wo so sehr viel Frauen in der Landwirtschaft tätig sind, und in Frankreich blieb die Zunahme der gewerblichen Arbeiterinnen hinter der der Männer zurück. Ende der neunziger Jahre zeigte sich trotz starker absoluter Vermehrung ein relativer Rückgang in der Frauenbeschäftigung gegenüber der Männerarbeit Deutschlands; 1903 waren über eine Million Arbeiterinnen in Fabriken tätig. In den allerletzten Jahren guter Konjunktur und in der unmittelbaren Gegenwart ist die Steigerung der gewerblichen Frauenarbeit wieder erheblich größer als die allgemeine Vermehrung der Gesamtarbeiterschaft. Allein in Preußen stieg in den der Gewerbeaufsicht unterstellten Betrieben die Zahl der beschäftigten weiblichen Personen von 1903 bis 05 von 480 000 auf ein gut Teil über ½ Million. Eine beträchtliche Anzahl von Betrieben (2431) hat im vergangenen Jahre zum ersten Male weibliche Hilfskräfte eingestellt. Ja wir stehen vor der Tatsache, daß gegenwärtig an geschulten weiblichen Hilfskräften fast in allen Industriezweigen beständiger Mangel herrscht. Teilweise liegt das an der allgemeinen günstigen Geschäftslage, teilweise wieder an technischen Änderungen. So führt in der Textilindustrie der Ersatz des Selfaktors durch die Ringspinnmaschine zu einer Verdrängung des männlichen Spinners durch die Spinnerin. Dazu kommen ganz neue industrielle Beschäftigungsweige für Frauen, z. B. in Schlossereien, Flaschnereien, Drehereien. Hier und da — z. B. in der Chemnitzer Textilindustrie — läßt sich ein erheblicher Rückgang der über 21 Jahre alten Arbeiterinnen um eine starke Zunahme der minderjährigen weiblichen Arbeiter feststellen, was gleichfalls mit dem technischen Anwältungsprozesse in den Spinnereien zusammenhängt. In der Zigarrenindustrie Badens sind mehr als ⅔, in der dortigen Textilindustrie mehr als ⅓ aller beschäftigten Personen weiblichen Geschlechts. In Oberschlesien arbeiten 15 000 Frauen an den Gruben für 0,80—1,10 Mk. pro Tag. Gerade hier kann man im Bergbau und der Hüttenindustrie beobachten, wie es eine Sache der Selbstkostentalkulation ist, ob man den technisch-mechanischen Apparat verbessern oder billige menschliche Arbeitskraft beschäftigen soll. Die unfählich schlechtbezahlte Frauenarbeit Oberschlesiens hält vorwiegend das Fortschreiten der technischen Entwicklung dieses Gebietes auf.

Rechnet man zu dieser Million deutscher Fabrikarbeiterinnen noch die Scharen der Heimarbeiterinnen und die zahlreichen im Kleinbetriebe mit-helfenden weiblichen Familienangehörigen, so sieht man, daß es sich hier

wahrlich um ein Massenproblem handelt. Die gewerbliche Frauenarbeit ist nicht bloß eine vorübergehende akute Erkrankung des Wirtschaftskörpers, sondern wir müssen sie als einen mit der Gesamtentwicklung verknüpften sozialen Fortschritt betrachten, wobei mit dem Worte Fortschritt kein Urteil ausgesprochen sein soll, ob diese Erscheinung erfreulich oder unerfreulich ist. Nur daß sie sich nicht ohne weiteres rückgängig machen läßt, soll damit gesagt sein. Die Produktion eines Volkes rechnet mit ihr vorwiegend ihrer Billigkeit wegen, die proletarische Familienwirtschaft kann sie in den meisten Fällen nicht entbehren, und dort, wo etwa für ein junges Mädchen oder eine kinderlose Witwe andere Erwerbszweige offen ständen, treibt das Verlangen nach Selbständigkeit in die Fabrik. Das wird vielfach als eine Torheit oder Sägellofigkeit angesehen. Aber gerade auch in diesem Punkte müssen wir uns bemühen, gerecht zu denken. Die Fabrik kennt keine persönlichen Beziehungen der Sympathie von Mensch zu Mensch. Es sind lediglich geschäftliche Rücksichten, die das Zusammenleben und Zusammenarbeiten der Menschen bestimmen. Die Bedürfnisse des Gemüts schweigen. Es scheint darum eine fast schauerliche Atmosphäre für Mädchen zu sein, deren Lebenslust doch schon seit Jahrhunderten die Familiensphäre bildete. Und trotzdem, obgleich der Werkmeister oft recht kurzen Prozeß macht, obgleich sich doch niemand Mühe gibt, die einzelne zu verstehen — wollen so viele an diesen Ort, gerade deshalb, weil sich eben niemand um sie persönlich kümmert. Liegt darin nicht vornehmlich eine Anklage gegen Eltern und Verwandte, besonders gegen die Dienstherrschaften des Gefindes? Wie man sich gern in den tollsten Strudel großstädtischen Treibens stürzt, um allein und den lieben Nächsten etwas entrückt zu sein, so wollen die jungen Fabrikarbeiterinnen auch in der Allgemeinheit des Betriebs verschwinden, um sich ihr Leben nach freiem Ermessen einrichten zu können. Man sollte daraus nicht das Fazit ziehen, wie frech und genussüchtig sie geworden seien, sondern darin die Spuren einer gewaltigen sozialen Bewegung sehen, in der die Massen vor allem ausrufen: Wir wollen innerlich von eurer selbstsüchtigen Bevormundung frei werden!

Im allgemeinen glaube ich also, mich auf den Standpunkt stellen zu müssen, daß es nicht mehr möglich ist, die in die Industriesphäre getriebene Frau in ihre häusliche Stube zurückzubannen. Die Aufgabe ist: einen Kompromiß zu finden zwischen den Bedürfnissen der Familie und der Volkswirtschaft, zwischen der privaten und der öffentlichen Lebenssphäre. Sicherlich wäre diese ganze Entwicklung nicht möglich gewesen, wenn die weibliche Arbeitskraft nicht so billig wäre. Und doch scheint es aller Gerechtigkeit Hohn zu sprechen, gleiche Arbeit nicht gleich zu vergüten, sondern die Frauenleistung geringer zu bewerten als Männerarbeit. Aber so viel Berechtigtes in diesem Urteile, so darf man sich hierbei doch nicht einer dogmatischen Voreingenommenheit hingeben. Es handelt sich bei dieser Minderbewertung sicherlich um eine vorübergehende Entwicklungserscheinung. Überall, wo eine neue Personenkategorie im Wirtschaftsleben in eine von ihr

bis dahin unberührte Erwerbssphäre eindringt, muß sie für den Verwender der Arbeitskraft wirtschaftliche Gewinnchancen bieten. Die Frauenarbeit war qualitativ der Männerleistung in Fabriken nur in einigen speziellen Punkten überlegen, in vielem stand sie ihr nach. Da war ihr Umsichgreifen nur möglich auf Grund eines anderen Maßstabes der Bewertung, der insofern auch nicht schlechtweg als ungerecht anzusehen ist, als man von der Fiktion — die allerdings oft der Wirklichkeit Hohn sprach — ausging, der Frauenlohn habe nur den Charakter eines Erwerbzuschusses zu den Einkünften des Mannes. Jahrzehnte, in denen dieser Brauch bestand, sind vergangen. Während der Wochenverdienst eines männlichen Arbeiters zwischen 18 und 25 Mark schwankt, erhält die Arbeiterin im Durchschnitt 8—12 Mark, auch weniger; ihre Jahreseinnahme schwankt etwa zwischen 430 und 570 Mark. Je stetiger die Verhältnisse in den Industrien wurden, je mehr sich die Frauenarbeit differenzierte von der Männerbeschäftigung, desto mehr näherte man sich langsam dem Grundsatz, den gleichen Bewertungsmaßstab für die Arbeit der beiden Geschlechter anzulegen, wenn es sich auch gegenwärtig erst um Ansätze dazu handeln kann. Dort wo die Frauenarbeit über die ungelernete Tätigkeit hervorragte, trat stellenweise auch für sie Akkord(Stücklohn)berechnung ein, der wieder hier und da derselbe Maßstab wie bei der Arbeit der Männer zugrunde lag. Es stellte sich dabei meist die schon konstatierte Tatsache heraus, daß die Leistungen der Frauen hinter denen der männlichen Arbeitsgefährten zurückblieben. Denn wer als Hausfrau und Mutter in erster Linie daheim wahrhaftig genug zu tun hat, wer als junges Mädchen nur die Monate zählt, bis von der Fabrik zum Standesamte gefahren wird — freilich um ein, zwei Jahre darauf nur allzuoft an den Arbeitsplätzen wieder vorzusprechen —, der kann nicht das gleiche in der gewerblichen Arbeit leisten wie der kräftige Familienvater, der gut vorgebildet und gewerkschaftlich erzogen ist. Es entspricht somit die geringere Bezahlung der Frauen nur teilweise einem niedrigeren Maßstabe; teilweise beruht sie auf geringeren Leistungen.

Also einen unerläßlichen Kompromiß zwischen Familie und Gewerbe gilt es! Der Gedankengang liegt nahe: die Fabrikarbeit ist besonders der verheirateten Frau vielfach unzutraglich für ihre Gesundheit, zumal dort, wo der gesetzliche Schutz gering ist oder mangelhaft befolgt wird, die verheiratete Frau hat Mutter- und Hausfrauenpflichten, wir müssen sie deshalb von dem Gange nach der Fabrik befreien. Aber als man 1899 amtliche Untersuchungen über die Gründe für die Fabrikarbeit verheirateter Frauen anstellte, da ließ sich das Hauptergebnis der Enquete dahin zusammenfassen: Der Verdienst des Mannes reicht zum Unterhalte der Familie nicht aus. Und selbst dort, wo er vielleicht genügte, das Existenzminimum für alle Angehörigen zu wahren, da regt sich gerade in den Vorsorglückeren und Tüchtigeren der Gedanke: Wir wollen für die Kinder sparen, oder auch nur: Wir wollen unsere Lebenshaltung erhöhen. Und deshalb würde ich nicht wagen, selbst aus hygienischen Gründen und aus den wertvollen Prinzipien des

Kinderschutzes heraus zu sagen: Hier muß ein Verbot eingreifen. Sehr oft wäre es eine furchtbare Härte. Viele Frauen sind eheverlassen, müssen sich und ihre Kinder allein erhalten. Oft haben sie kranke oder invalide Männer, auch Trunkenbolde und Verschwender zu Gatten. Und es ist nicht selten, daß die allgemeinen Haushaltskosten, wie Miete und Bekleidung der Kinder, ihnen auch von ordentlichen Männern überlassen bleiben, daß der Mann seinen Lohn als die für seine persönlichen Bedürfnisse bestimmte Einkommensquelle ansieht, während die Familienlasten auf der Schulter der Frau ruhen. Ihr den Weg zum Verdienste abzuschneiden oder sie in die Hausindustrie oder zur persönlichen Dienstleistung zu zwingen, wäre hart und ungerecht. Ihre Position im Betriebe sollte nicht ihren Geschlechtsgenossinnen gegenüber erschwert werden. Sie darf nicht zur minderwertigen Konkurrentin der ledigen Arbeiterinnen werden, auf die besondere Rücksicht zu nehmen ist, weshalb die anderen ihr bevorzugt werden; denn sie ist diejenige unter allen Arbeiterinnen, die am notwendigsten den vollen Tagesverdienst braucht. Der Befürwortung der Maßnahme, für sie fakultative oder gar obligatorische Halbtagschicht einzuführen, kann ich mich deshalb auch nicht anschließen, da sie mit einem Lohnausfalle verknüpft wäre, durch den der Haushalt der Arbeiterin schwer geschädigt werden würde.

Solche Vorschläge entsprechen meist einem ehrlichen Wohlwollen für die Arbeiterinnen, beruhen aber auf der Verlehnung des für unsere heutigen Verhältnisse noch immer ausschlaggebenden Umstandes, daß Lohnpolitik, d. h. das Streben, das Einkommen des Arbeiters zu erhöhen, die wichtigste und praktisch wertvollste Arbeiterpolitik ist. Die Voraussetzung für alle übrigen sozialpolitischen Maßnahmen liegt in der Aufforderung, zur Erhöhung des Verdienstes der verheirateten Arbeiterin oder ihres Mannes beizutragen. Damit helfen wir den rund 300 000 Ehefrauen unter den Arbeiterinnen am meisten. Sie bilden etwa den vierten Teil aller weiblichen Arbeiter. Von den rund 230 000 Ehefrauen, die 1899 in Fabriken und gleichgestellten Betrieben Deutschlands arbeiteten, gehörte fast die Hälfte (48 $\frac{1}{2}$  %) der Textilindustrie an. Aber z. B. auch in der Industrie der Steine und Erde, also u. a. in Ziegeleien und Steinbrüchen, wo schwere Lasten zu schleppen sind, waren über 19 000 Frauen (40 %) verheiratet. In den letzten Jahren stieg ihre Verwendung beständig, weil man sie als besonders fleißig, zuverlässig und willig anerkannte. Dabei wurden sie vielfach in die gesundheitsgefährdenden Betriebe gedrängt, die die ledigen Arbeiterinnen im allgemeinen mehr vermeiden konnten, da sie nicht in gleich starkem Grade von den Verhältnissen zur ersten besten Arbeit gedrängt wurden. Wie nun hier im Laufe der Jahrzehnte allmählich der gesetzliche Betriebs- und Beschäftigungsschutz eingegriffen hat, wie wir in der Gegenwart versuchen, die Gefahren der gewerblichen Gifte, wie Blei und Nikotin, besonders für die verheirateten Frauen und Mütter einzuschränken, das muß ich mir versagen hier ausführlicher zu schildern. Es sei nur betont, wie wir auf dieser Bahn fortschreiten müssen und vom sogenannten hygie-

nischen Arbeitstage, der sechs- oder achtstündigen täglichen Arbeitszeit in gesundheitsgefährdenden Betrieben, einen ausgedehnteren Gebrauch machen sollten. Freilich sollte der gesetzliche Arbeiterinnenschutz auch in Zukunft nicht generell, schablonisierend eingreifen, da die Unterschiede von Gewerbe zu Gewerbe sehr groß sind. Im allgemeinen scheint mir aber der Satz richtig zu sein, daß in gut eingerichteten, mit Schutzvorrichtungen wohl versehenen Betrieben ohne Rauch-, Gift- und Staubgefahr eine zeitlich beschränkte Tagesarbeit kräftiger Frauen ihnen nicht schädlich ist.

Aber wir hören die bange Frage: Was wird aus den Kindern? Und sicherlich ist im Normalfalle eine Mutter unerseztlich. Wir rühren damit an die wundeste Stelle des ganzen Problems und müssen betennen, daß es hier nur gewisse notdürftige Ersatzversuche gibt, wie Verwandtenhilfe und Nachbarnfürsorge, Einrichtung von Krippen und Spielschulen und dergleichen. Überhaupt sei keineswegs bestritten, daß die Arbeit der verheirateten und ledigen Mütter viele Übelstände mit sich führt. Man blicke in das Leben einer solchen Ehefrau. Ida Altmann schrieb neulich: „Da sehen wir Frauen, die morgens Hausarbeit verrichten, ehe sie zur Fabrik gehen, mittags nach Hause rennen und ein schlechtes Mittagessen für die Familie bereiten, selbst davon zu essen sind sie fast vor Abgehetheit außerstande, und am Abend nach Schluß der Fabrik arbeiten sie auf dem Felde, wo sie sich Kartoffeln, Bohnen, etwas Kohl bauen; wenn die Dunkelheit eintritt, ziehen sie heim vom Felde, um die am Sonntag gewaschene Wäsche zu legen, zu rollen usw. — Heißt das als Menschen leben? — wahrlich nicht! — Ja, was soll man denn tun? fragen oftmals diese Frauen; die einen meinen, anders könnten sie bei den teuren Zeiten nicht zurechtkommen, andere finden es aber so in der Ordnung, sie wollen nicht faulenzgen, sind froh, arbeiten zu können — wozu wäre man denn sonst da — bekommt man da bisweilen zu hören.“

Und der Gewerbeaufsichtsbeamte in Magdeburg schrieb 1899: „Die Ansprüche, die an eine in der Fabrik arbeitende verheiratete Frau gestellt werden, sind nicht gering, und was solche Frauen häufig leisten, verdient geradezu Bewunderung. Viele Frauen bringen es fertig, den Mann die Abwesenheit der Hausfrau wenig empfinden zu lassen.“

Und doch sollte auch für diese Menschen gelten, was eine Frau in diesen Tagen aussprach: „Lebt euer eignes Leben, liebe Mütter!“ — Ihr, die ihr in der unaufhörlichen, aufreibenden Arbeit als Persönlichkeiten völlig verloren geht, vor der Zeit alt und weß werdet, verbittert im Herzen, um jede Lebensfreude betrogen — euer vor allem soll in Dankbarkeit ein Volk gedenken. Keine Kulturarbeit ist besser als die, welche versucht in eure armen Herzen ein erstes Gefühl von innerem Wachstum zu senten.

Die jungen Arbeiterinnen von 16—21 Jahren bilden nicht ganz die Hälfte der weiblichen Arbeiter, während die ledigen überhaupt fast drei Viertel ausmachen. In Preußen waren 1905 fast 215 000 21 Jahre und jünger, 295 000 älter als 21 Jahre. Es gehört zu den vielen oberflächlichen



Urteilen, von diesen Mädchen mit Geringschätzung als den „liederlichen Fabrikmädcheln“, von ihrer Puschucht und ihrem Vergnügungsdrange zu reden. Ich will hier nicht davon sprechen, daß sie einen relativ geringen Prozentsatz zur Prostitution stellen — viel geringer als die Diensthöten. Sondern sie seien in ihren Mängeln und Schwächen beurteilt. Diese scheinen mir aber in der Hauptsache darauf zu beruhen, daß sie gar nicht als Persönlichkeiten anerkannt werden. Das Gefühl, nicht gewertet zu werden, entfittlicht. Niemand scheint sich der jüngeren Arbeiterin anzunehmen. Zu Hause erwartete man mit Ungebuld den Tag ihrer Konfirmation, damit sie endlich arbeiten ginge, damit man einen Esser mehr los wäre. Und in der häufigen Loslösung von der Familie beginnt nun das Schlafstellenelend und der beständige Eindruck des Gegensatzes zwischen dem wirklichen oder vermeintlichen Genußleben anderer junger Menschen und ihrer eignen Misere, ein Gegensatz, der sich um so fühlbarer macht, weil die Arbeiterin selbst jung ist und noch ohne Resignation ihr Recht ans Leben fordert. Lily Braun sagt an einer Stelle ihres Buches: „In dem bunten Bunde, mit dem sie ihre Taille gürtet, in den Blumen, die sie auf ihren Hut steckt, in dem möglichst modischen Kleide, mit dem sie auf den Tanzboden geht, konzentriert sich häufig all ihre Lebensfreude, der sie sogar leichten Herzens auch das bißchen Nahrung opfert, die sie sich sonst vielleicht gönnen könnte.“ — Niemand kümmert sich um sie um ihrer selbst willen. Die Männer, die ein Auge auf sie werfen, denken dabei nur zu sehr an sich allein; ihnen wiegt sie meist federleicht. Und wohlwollende Frauen höherer Gesellschaftsschichten betonen häufig allzusehr das Moment der Erziehung, der Besserung, sie finden zu viel zu tadeln und zu belehren oder lassen in manchen Fällen ihre sittliche Überlegenheit durch ein mehr bedrückendes als erfreuendes Wohlwollen spüren. Die innere Verlassenheit ist meist noch größer als ihre äußere, und dabei kommt ihnen das nicht mit der Kraft eines großen Schmerzes zum Bewußtsein, sondern äußert sich in der Haltlosigkeit der geistig Unmündigen und der Leere und Unzufriedenheit der Ungeliebten. Auf diesem seelischen Boden keimen unschwer Leichtsinns und Lüsterheit.

Bei unserer Beurteilung der Lage der Arbeiterinnen dürfen wir, glaube ich, also nicht außer acht lassen, daß im allgemeinen als Ursache der gewerblichen Arbeit von Müttern wirtschaftliche Not anzusehen ist, und daß für den Eintritt der kinderlosen, besonders der im Mädchenalter stehenden lebigen Arbeiterinnen in die Gewerbebetriebe die eine Ergänzung der Einnahmen fordernden Bedürfnisse der Proletarierfamilie die häufigste Ursache bilden.

An praktischen Forderungen für die staatliche Gesetzgebung würden sich auf Grund der geschilderten historischen Entwicklung, der gegenwärtigen sozialen und technisch wirtschaftlichen Verhältnisse empfehlen:

- a. Einführung des gesetzlichen 10stündigen Maximalarbeitstages für Frauen in Fabriken und gleichgestellten Betrieben.
- b. Unbedingtes Verbot der Nachtarbeit für Frauen.

- c. Verbot ihrer Beschäftigung im Ubertage-Betriebe des Bergbaues (mit Ausnahme der Beschäftigung an Sortierbändern und in Aufbereitungsanstalten an Erzgruben).
- d. Ausdehnung der Einschränkungen für die Frauenarbeit bei allen Beschäftigungsarten, die dem weiblichen Organismus schädlich sind.
- e. Erhöhung des Schutzalters für Mädchen (Ausschluß aus den Fabriken zc.) bis zum vollendeten 16. Jahre.
- f. Gleichzeitige Einführung der obligatorischen Fortbildungsschule für Mädchen. In ihr hat die praktische und theoretische Unterweisung in allen Zweigen der Haushaltungskunde den wichtigsten Unterrichtsgegenstand zu bilden.
- g. Ausdehnung der Verwendung von Frauen als Assistentinnen in der Gewerbeinspektion.
- h. Gleichstellung der Frauen mit den erwachsenen Männern im Vereins- und Versammlungsrechte.
- i. Aktives und passives Wahlrecht der Arbeiterinnen zu den Gewerbegerichten und (gegebenenfalls) den Arbeiterkammern.
- k. Ausdehnung des Arbeiterschutzes und der Arbeiterversicherung auf die Heimarbeiter.

Für das Gebiet der Selbsthilfe scheinen mir folgende Grundsätze unseren heutigen Verhältnissen zu entsprechen:

Als die wichtigste praktische Aufgabe auf dem Gebiete der gewerblichen Arbeiterinnenfrage erscheint mir die gewerkschaftliche Organisation der Frauen, und zwar sollten sie in denjenigen Gewerbebezügen, in denen sie mit Männern gemeinsam arbeiten, in die Gewerkevereine ihrer männlichen Arbeitsgefährten eintreten; dort, wo sie überwiegend allein tätig sind, sollten selbständige Frauenorganisationen geschaffen werden, die jedoch in ein Kartellverhältnis zu den ihnen nahestehenden „männlichen“ Gewerkschaften eintreten müßten. — Bei den gemeinsamen Gewerkevereinen ist jedoch den Frauen hinreichend Gelegenheit zu geben, ihre Angelegenheiten selbständig unter eigener Leitung zu beraten und sich durch gegenseitige gewerkschaftliche Erziehung ohne Dazwischentreten ihrer männlichen Arbeitsgefährten zu fördern.

Für die freie soziale Betätigung auf dem Gebiete der Arbeiterinnenfürsorge bleibt neben der Gewerkschaftsarbeit unter der Mitwirkung aller Gesellschaftsschichten die Förderung der religiösen, sittlichen, geistigen und körperlichen Bildung der Frauen und Mädchen in Vereinen eine hervorragende Aufgabe. Hierbei muß die freie persönliche Entfaltung ohne Bevormundung und in Anerkennung der Rechte jeder einzelnen an innere Selbständigkeit und an Lebensfreude leitender Gesichtspunkt sein. Schließlich kommen Maßnahmen, wie die Einführung von Fabrikpflegerinnen, die Errichtung von Säuglingsheimen, Krippen, Kindergärten und nicht zuletzt die Ausdehnung der Hauspflege in Betracht. Aber ich betenne, daß ich in ihrem Werte für die Arbeiterinnen die gewerkschaftliche Organisation über

die soziale Schutzgesetzgebung und über alle Fürsorgemaßnahmen stelle. Sie allein befreit von der Fessel der Abhängigkeit. Und das muß man wollen: freie Menschen schaffen! Ihnen die Möglichkeit zu geben, sich selbst zu helfen, darauf kommt es an, und das ist nur durch Zusammenschluß möglich. Ist es nicht ein erhebender Gedanke: diese Armsten, diese ständig Isolierten und dadurch Ausgebeuteten, zu einer Nacht vereinigt zu denken, von der getragen, sie sprechen: Wir wollen! Darin ehrliche Mitarbeit zu leisten, scheint mir eine menschenwürdige Aufgabe. Sie ist nicht ohne sittlichen Ernst, ohne Gerechtigkeitsfönn zu erfüllen möglich. Der Geist, der sie trägt, drückt sich in dem Worte aus: Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.



**Glühwürmchen**  
 oder  
**Schein und Wesen des Glücks**  
 von  
**Paul Feucht**

Mich trieb die Suche nach bewußtem Glück  
 Bei Tagesßchluß hinaus in stille Nacht. —  
 Zum Leuchtwurm, den ich nah' am Weg erblicke,  
 Sprach ich: „Leuchtläfer! sag du, wie man's macht,

Daß ein Geschöpf in diesem Erdbendunfel  
 Den wahren Lebenszweck, das Glück, erreicht!  
 Dein Lebensglück, das zaubrische Gefunkel,  
 Erreichst du, Würmchen, ja beschämend leicht.“

Das Ding spricht: „Mich erhalten, mich entfalten —  
 Das ist mein Zweck, das meine Last wie Luft.  
 Was Menschen für mein Glück daneben halten,  
 Das Leuchten, ist mir selber unbewußt.

Je mehr du dich verwirfst in deinem Werke,  
 Je mehr strahlt aus von dir des Glückes Schein;  
 Und nebenbei: Daß man den Schein auch merke,  
 Muß die Umgebung, scheint es, dunkel sein.“





## Die Försterbuben

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen

Von

Peter Rosegger

(Fortsetzung)

Cælesti benedictione!

Am nächsten Morgen — viele hundert Kinder hatten tagelang darum gebetet — glasklarer Himmel. Schon vor Sonnenaufgang hörte Nathan Böhme das Getrappel von der Straße her. Ein Böllerschuß auf der nahen Anhöhe hatte ihn geweckt. Der Raifertag! Höher kann bei einem deutschen Bürger heutzutage der Gedanken kaum schwingen. In Eustachen heißt's: Der Herrgottstag! Die Straßen und Gassen sind hin und hin so dicht bestanden von grünendem Jungbaumtwert, daß man die Gebäude dahinter kaum sieht und alles in einem Parte zu wandeln glaubt. Die Morgensonne beleuchtet die weißen Wände der gemauerten und die roten der alten hölzernen Häuser, die geschmückt sind mit Ranken. In allen Fenstern stehen Heiligenbilder mit Blumen und Kerzenleuchtern. Die Gassen und Plätze sind belebt von weißgekleideten Mädchen, jungen und alten, die auf bloßem Haupte den Rosmarintranx tragen. Alles Weibervolk der Gegend, was sich noch mag und will als jungfräulich bekennen, hat heute ins Haar ein grünes Kränzchen geflochten. Am unteren Ende des Dorfes, vor der gemauerten Kapelle, die unter den drei Linden steht, versammelt sich das Volk und die Geistlichkeit von Ruppersbach. Und die zwei Blicklein himmeln immer, auch jene zu rufen, die noch nicht da sind. Vom Michelwirts Haus ist schon alles fort, und das Haustor geschlossen. Die Fenster haben besonders reiche Zier, gestiftet von dem Hausstöchterlein Helenerl. Von einem Fenster des oberen Stockwerkes, zwischen Blumen und Lichtern durchguckend, schaut der Fremde herab. Das hat ihm aber Frau Apollonia gesagt, er muß sich so halten, daß er nicht gesehen wird. Sie möchte ungern einen Gast im Hause haben, der nicht an der Fronleichnamspogression teilnimmt. Freilich war auch sonst noch einer zu Hause geblieben, und zwar der alte Einleger Wenzel, der an dem stundenlangen

Marsche dieses Gottesdienstes nicht teilnehmen konnte, weil er fast lahm war. Er sollte auch achgeben, daß an den Fenstern kein Licht „auf Schaden brenne“. Nun hatte er sich neben dem Fremden eine Bank ans Fenster gerückt, um auch ein wenig mit hinauseucken zu können.

„Wenn sie kommen, nachher tun wir eh miteinander einen Rosenkranz beten“, schlug er vor. Aber dazu kam es nicht, abgesehen davon, daß der Frankfurter kaum mithalten hätte können. Vielmehr sie kamen allmählich ins Schwätzen, und der verkrüppelte Alte mußte alles erklären, was da war und geschehen sollte.

Böhme hatte sich aus der Reisetasche den Feldstecher geholt und beobachtete mit steigendem Interesse das Leben auf der Straße. Es war so freudig erregt und gehoben, als ob alle Menschenkinder heute Bräutigam und Braut wären. Auf dem Platz gegenüber dem Fenster stand der Altar mit seinem Quaderntische, seinen Marmorsäulen, seinen goldenen Engeln, seiner alabasternen Marienstatue, mit seinem rotsamtenen Tabernakelbaldachin, seinen bunten Ranken und Rosen und endlich den zwölf silbernen Leuchtern — wie aus der Erde gezaubert. Es war bemaltes Holzwerk, aber so stilvoll ausgeführt, daß Böhme sich an den oft gehörten Ausspruch erinnerte, die Upler wären geborne Künstler: der kirchliche Kultus fördert in ihnen den Hang zum Schauspiel, zur Musik, besonders aber zur bildenden Kunst. Um diesen Altar war ein Wald von jungen Lärchen, Fichten und Birken, die sich in einem weiten Halbrund um den Platz auseinanderflügelten.

Die Leute verloren sich allmählich vom Altar, und der letzte, der davonging, zündete die Leuchterkerzen und in der roten Ampel vor dem Tabernakel das „ewige Licht“ an. Es war stille geworden, und der Fremde fühlte sich in eine Spannung versetzt, wie einst in seiner Jugend beim Einzuge des Kaisers Wilhelm in Berlin. — Da verkündeten plötzlich Böllerschüsse, daß unten an der Kapelle der Gottesdienst begonnen hat und dort das erste Evangelium bereits stattfindet. Über den Hausdächern her klingen die Glöcklein, tönt das Singen und Beten des Volkes. — Es kommt näher. Es kommt immer näher, bis über der grünen Allee das Kreuz auftaucht und die erste Fahne. Eine rote, große Kirchenfahne, von Männern auf drei Stangen getragen. Das Bild auf der Fahne stellt das Bild des heiligen Rupertus dar, den Patron der Pfarre. Dieser Fahne folgt eine lange Reihe von Schulknaben zu Paar und Paar; sie beten mit ihren hellen Stimmen den Psalter. Dann folgt eine ebenso lange Reihe von Schulmädchen, solchen, die so arm sind, daß sie kein weißes Kleid haben. Aber ein Kränzlein birgt jedes auf dem Haupte. Diese Mädchen fingen ein Lied und tragen eine kleine grüne Fahne voraus mit dem Bilde, wie die heilige Mutter Anna ihrem Töchterlein Maria das Lesen lehrt. Hierauf folgt unter der blauen Fahne des heiligen Eustach die ältere Männerschaft der Pfarre in einem dichten, breiten Strom, der die ganze Straße füllt. Sie beten unter gemeinsamer Stimme den Rosenkranz mit dem stets wiederkehrenden Satz: „Gelobt und gebenedeit sei das allerheiligste Sutra-

ment des Altars!“ — An den Platz gekommen stellte sich alles in weiter Runde auf. Nach den Männern kamen die Jünglinge. Diese beteten laut die Litanei vom Herzen Jesu. Ein strammer Burfche trug die weiße Fahne mit dem Bildnis des heiligen Aloisius voran. Und den Jünglingen folgte die weiße Reihe der kranztragenden Jungfrauen. Vier derselben trugen eine Muttergottesstatue, über die sich zwei gekreuzte Bögen mit roten Rosen spannten. Die Jungfrauen sangen klingend laut das Lied vom Herzen Maria.

Der Einleger machte den Fremden aufmerksam auf ein schlanke Mädchen mit zwei Haarzöpfen und der blauen Schleife um den Leib. Das war die Wirtstochter. Sie schaute frisch in die Welt, tat weniger fromm als froh, und ihr Singen war bisweilen ein liebliches Sauchzen. „Wo die sonst das Böschel nit aufmacht!“ murmelte der Alte.

Die Reihe der paartweise gehenden Jungfrauen wollte nicht enden und wollte nicht enden.

Zwischen dem Singen und Beten durch hatte man schon einige Male das klingende Spiel der Musikkapelle gehört. Nun kam sie in Sicht. Die durch zwei Schullehrer geleiteten Musikanten und Spielleute von Ruppertsbach und Eustachen zusammen mit Klarinetten, Trompeten, Flügelhörnern, Trommeln, „Bombardon“ und Eschinellen. Sie spielten einen lustigen Marsch. All das Beten, Singen, Läuten und Musizieren vermengte sich in der Luft zu einem summenden Getöse, das der Fremde mit dem Worte „Heidenlärm“ bezeichnete. Den alten Wenzel stieß das Wort, er wollte ihm etwas entgegnen, bewegte schon Lippen und Riefer, laute eine Weile an der beabsichtigten Rüge und schluckte sie endlich hinab. Hinter der Musikkapelle war eine neue Gruppe von Fahnen, glänzenden Stäben und Bildwerken, die in die Luft ragten, sichtbar geworden. Es kamen noch die Honoratioren, die „Fürstehrer“ der beiden Gemeinden, der Arzt, etliche Beamte und —

„Unser Herr! Dort ist unser Herr!“ flüsterte der alte Wenzel erregt. Er hatte den kleinen, schwarzen Michelwirt bemerkt, der mit zu Boden gekehrtem Gesicht einherschritt. Er schien versunken zu sein in das heilige Begängnis. „Wenn man weiß, wie der immer einmal lustig kann sein!“ sagte der Wenzel. „Schaums, jekt kommen die Blumenmadeln!“ Drei weißgekleidete Mädchen streuten aus Sandkörbchen allerhand bunte Blümlein und Rosenblätter auf den Weg. Das Heiligtum war nahe. Über den wogenden Häuptern heran wehten zwei Fähnlein, glänzend in weißer Seide, funkelnd mit ihren goldenen Kreuzen. Auf ihren Tafeln waren zwei rote, brennende Herzen, das eine mit der Dornenkrone umwunden, das andere mit einem Schwert durchbohrt. Dann kamen vier in der Luft schaukelnde Laternen, dann kamen sechs alte Männer in roten Mänteln, große Windlichter tragend, dann zwei Knaben in weißen Chorhemden, jeder in der Hand ein Metallglöcklein schwingend, so daß das eine mit tieferem, das andere mit höherem Klang abwechselte; dann kamen noch

zwei Knaben in weißen Chorhemden, qualmende Weihrauchgefäße schwingend, und nun —

Der Fremde sah, wie sein alter Cicerone still neben ihm niederkniete, das Haupt senkte und betete. Es kam der auf vier Stangen schwebende Baldachin: er war aus roter Seide, mit vier goldenen Knöpfen über den Stangen und goldenen Quasten ringsum. Darunter schritten in glitzerndem Ornat drei Priester, wovon der mittlere, umfassen vom weißen Seidentuche, die Monstranz hielt, einen goldfunkelnden Stern mit dem weißen Sonnlein im Mittelpunkte — das Allerheiligste. Mit gesenktem Haupte hielt er es hoch vor sich hin, nach oben etwas zurückgeneigt. Dem Priester, so schien es, zitterten vor Andacht die Hände, womit er das Heiligthum trug. Die Priester an beiden Seiten hielten ihre Köpfe in Demut geneigt, die Augen gesenkt, die Hände in Anbetung gefaltet. —

Hinter diesem Höhepunkt ein kleiner Abstand. Dann kam die blaue Fahne der Ehefrauen mit dem Bilde des allereligsten Joseph und seiner Ehegattin Maria. Dahinter trappelten ohne weitere Ordnung die verheirateten Weiber, die Wittwen, die alten Mägde und Mütterlein am Stocde. Diese beschloffen den Zug, dessen Anwandeln nahezu eine halbe Stunde gedauert hatte.

„Man glaubt's gar nit, wieviel Leut' es gibt auf der Welt!“ flüsterte der alte Einleger. „Aber jeh, Herr, jeh kommt das Tantum ergo!“

Nathan Böhme hatte mehrmals Ausrufe des Staunens getan, nun schwieg er und schüttelte den Kopf. Er hätte es nicht geglaubt! Viel hatte er von der katholischen Fronleichnamsprozession gehört, doch daß ein armes Gebirgsvolk so etwas zu leisten imstande ist, das war ihm unfassbar. Entweder es mußte in den Leuten eine abgrundtiefe Frömmigkeit vorhanden sein, die zu so großartiger Gestaltung drängt, oder — gar keine. Alle religiöse Stimmung veräußerlicht, in Kunsttrieb überseht — was bleibt übrig drinnen? Auf jeden Fall ist dieser Aufzug merkwürdig. Das Mittelalter zieht mit fliegenden Fahnen durch unsere späte Welt. Wenn so etwas abläme, es wäre jammerschade. Was Religion! Muß denn im kirchlichen Kultus immer Religion sein? — So die Gedanken des Fremden. Aber er jagte sie bald davon.

Das Volk mit seinen Fahnen war auf dem Plage zum Stillstand gekommen, ein brodelndes Meer von Menschenhäuptern. Das laute Singen und Beten war verstummt. Die Gruppe des Baldachins mit ihren Fähnlein und Lichtern wendete sich dem Altar zu, wo der goldene Stern, die Monstranz, in das Tabernakel gestellt wurde. Dort an den Leuchtern flackerten alle Kerzen in der sonnigen Mailuft. Die Priester erhoben lateinische Gesänge, die von der Musikkapelle respondiirt wurden. Dann las ein Geistlicher in lateinischer Sprache das Evangelium. Über der Menge ein großes Schweigen, von dem Kirchlein her klang die Glocke. Plötzlich stiegen vor dem Altar Weihrauchwolken auf, daß sie das bunte Bild fast verschleierten. Der Duft kam brüdelnd herüber. — — Der Priester hob die

Monstranz, wendete sich damit gegen das Volk, das nieder sank auf die Knie. „Cœlesti benedictione . . .!“ Während jedes mit der Faust auf die Brust schlug, schwang er das Heiligtum feierlich in Kreuzesform zum Segen. Da klingelten die kleinen Glöcklein, und trachten die Böller, daß die Wände schütterten.

Böhmes Aufmerksamkeit war von einem jungen Burschen gefesselt worden. Ein schlanker Junge in dunklem Anzuge stand nahe dem Altar und wendete sein blaßes Gesicht unverwandt der Monstranz zu. Anders als die übrigen stand er da, hielt die Hände gefaltet halb gehoben in die Luft, und mit einer wunderbaren Versunkenheit schaute er auf das Heiligtum. Böhme erinnerte sich an ein altes Gemälde, die Anbetung der Hirten. So wie dort der Jüngling in schwärmerischer Ehrfurcht das Kind in der Krippe anbetet, so dieser Bursche, der jetzt, als die Glöcklein klingelten, nieder sank auf beide Knie. Unbeweglich aneinandergelegt die schmalen Hände, das Haupt geneigt, die Augen geschlossen — und an der Wange eine helle Träne . . .

Als der Segen gegeben war, erhoben sich die Fahnen, bewegte sich die Menge, hub an, die Psalter weiter zu beten, die Litaneien zu sprechen, die Lieder zu singen, und der Zug wallte in der Ordnung, wie er gekommen, weiter. Eine Strecke noch die Straße entlang, dann über den Feldweg zu den Häusern an der Aich, wo an einem ähnlichen Altare, wie vor dem Wirtshause, das dritte Evangelium abgehalten wurde. Das letzte der vier Fronleichnamsevangelien fand ebenso feierlich wie vorher das erste im Lindenschatten statt, nahe der Kapelle. Damit schloß die Prozession und löste sich auf.

Die Ruppertsbacher nahmen ihre Fahnen, Laternen und anderen Kirchengерäte unter oder über die Aicheln und gingen heim, hochbefriedigt von dem Begangnisse. Die Eustacher spazierten froh erregt durch die Gassen, die so schön glattgetreten waren und auf denen die zertretenen Blumen und Rosenblätter lagen. Die Lichter an den Altären, in den Fenstern wurden ausgelöscht, soweit es nicht schon der Wind getan hatte; die Bildnisse aber blieben den ganzen Tag zur Schau gestellt.

Der alte Einleger Wenzel hatte für seine Auskünfte von dem fremden Gast ein Viertelliterlein Wein verhofft und erschrak, als ihm statt dessen ein silbernes Guldenstück in die Hand gelegt wurde.

„Gnädiger Herr?“ fragte der Alte, „ist das alles Trinkgeld?“

„Hol's der Teufel mit eurem Trinkgeld! Eßgeld ist es. Nühren sollst du dich besser.“

„Im Essen fehlt mir eh nix“, gestand der Einleger bescheidenlich.

„Immer einmal ein Tröpfel Wein, das man haben möcht!“

Was fängt er jetzt an mit dem Gulden, wenn er sich damit nicht immer einmal ein Tröpfel Wein soll kaufen dürfen! — Mit Schwermut betrachtete er das Geldstück, während er draußen im Garten vor der Bienenhütte saß. Er hatte dem Wirt die Bienen zu bewachen, falls sie plötzlich



schwärmen sollten und der neue Schwarm etwa davonfliegen möchte auf Nimmerwiedersehen. Zwei Körbe waren dies Jahr noch ausständig. Wenn die Schwärme ausfahren und eingeholt werden, kriegt der Wenzel ein Viertel Wein. Das ist was. Aber was ist ein Silbergulden, den der Mensch nit vertrinken darf! Mit Schwermut betrachtete der Alte am Nachmittage die kleinen Kranzungsfrauen, die an den Wirtsgartentischen heiter umhergaulelten, Bockwert verzehrten und süßen Wein dazu tranken. Sie waren Gast der Frau Apollonia, die mit solcher Bewirtung das Freudenfest Fronleichnam würdig zu beschließen pflegte.

### Ein Ruf nach Nichtsein

Der Michelwirt hatte erwartet, daß Herr Nathan Böhme am nächsten Tage weiterreisen werde. Der Fremde bezahlte zu jeder Mahlzeit seine Milch, seinen Honig und Butter, seinen Roggenbrei, sein Gemüse, sagte aber nichts von einer Abreise. Nun, ist ja recht, läßt sich mit ihm gut plaudern, und von einem Allesbesserwiffer kann man doch auch manchmal was lernen. Und fragte ihn der Wirt einmal, wie die Fronleichnamspredigt gefallen habe.

„Daran möchte ich nur eins gerne wissen“, antwortete Böhme. „Ich sah in der Nähe des Altars einen jungen Mann; wie ein Bauer sah er nicht aus, eher wie ein Studio aus dem Gymnasium, ein schwächtiger, etwas blaffer Knabe.“

„Ah, das wird der Student gewesen sein, ein Sohn des hiesigen Förstlers.“

„Sehr andächtig.“

„Ist es schon, ist es schon, der Elias Rufmann. Seminarist, will in die Theologie.“

„In die Theologie will der? Ah, das ist schade!“ sagte der Fremde.

„Ist etwas kränklich, dahero jehz auf Urlaub.“

„Der Junge hat mich interessiert“, sagte Böhme. Mehr sprach er nicht davon.

Tagelang blieb nun dieser Fremde im Wirtshause zu Eustachen. Tagsüber ging er in der Gegend umher, abends saß er in der Wirtsstube und hielt solchen, die zuhören wollten, förmliche Vorträge darüber, wie der Mensch leben müsse, um gesund zu bleiben, glücklich zu sein und alt zu werden.

„Wenn einer aber nit alt werden mag, wen geht denn das was an!“ rebete einmal ein Trinker entgegen. „Was habt ihr denn alleweil gegen den Wein? Der Wein macht lustig und kurz, meinestwegen. Ist's nicht gescheiter, als wie traurig und lang? Michel, was sagst denn du dazu?“

„Ich?“ entgegnete der Wirt, „ich sag' nit lustig und kurz, und ich sag' nit traurig und lang, ich sag' lustig und lang!“

„Geht, hört mit auf!“ knurrte von einem andern der besetzten Tische ein alter Almhirt herüber. „Vom Sterben mag ich nig hören, schon einmal gar nit!“ Und er tat aus dem Weinglase einen derben Zug.

„Wie die Leute doch wunderbarlich sind!“ sagte Böhme, „da wollen sie vom Tode nichts hören und laufen ihm auf kürzestem Wege in den Rachen!“

Der Michel hatte sich diesmal keinen Trunt vorsehen lassen. Doch hielt er mit seiner Meinung so wenig jurück als sonst.

„Weiß auch nit,“ sagte er nun, „was die Leut' so viel Wesens machen mit dem Leben da. Das Leben ist doch nur ein klein bissel was. Wir werden müssen nachher in alle Ewigkeit ohne Leben auskommen, und wird auch gehen. Was hat man denn von so etlichen Duzend Jahren, wo man das Wehtum spürt? Was ist denn das Leben anders, als daß man Wehtum spürt? Und so was soll man sich auf alle Mittel und Weise erhalten wollen? Ich versteh' das nit. Ein gut's Glasel Wein und ein kleines Schlagel drein', hat mein Vater gern g'sagt, und ist's auch wahr worden, ehvor er von Krankheit und Alter was erfahren hat.“

Böhme strich sich ungeduldig übers Haar und rief: „Was solch ein Wirt für schlaue Rechtfertigungen findet für seine Gifthütte!“

Jetzt widersprach der Michel nicht, denn insgeheim war es so, er fühlte, daß in ihm ein böses Gewissen zu betäuben war. Geh't nicht mit Wein, so geht's mit Worten. Die Worte waren ihm heilig ernst, mit dem Leben meinte er's wirklich so, daß es nicht der Mühe wert ist. Aber nur, wenn er darüber nachdachte; wenn er bloß so hinlebte von einem guten Tag zum anderen, wie lustig war ihm das Leben! — Nun hatte ihn dieser Fremde doch beunruhigt. Er genoß nicht mehr so kindlich froh, er begann immer mehr und mehr nachzudenken, und jetzt war's manchmal, als käme die lichte Welt, die durch sein schwarzes Auge einzog, stark verdunkelt in seine Seele.

Einer der Gäste wußte zu erzählen, daß er in Ruppertsbach seit zwei Tagen die Nichelbäuerin auf die Gasse heraus schreien höre. „Mit aufgehobenen Händen schreit sie, daß man sie erlösen soll um Gottes willen von den schreckbaren Schmerzen.“

„Ja, da habt Ihr's,“ sagte der Wirt, dem Fremden zugewendet, „die Nichelbäuerin, ein krankes Weib, noch gar nit alt. Eine Wucherung im Bauch. Kann ihr niemand helfen; der Arzt sagt, es kummt' noch Wochen dauern, und hätt' die Mittel und laßt sie leiden. Und sie bittet und weint wie ein kleines Kind: Macht ein End' mit mir, ihr lieben Leut'! und das ganze Haus, die ganze Freundschaft betet: Wenn's nur endlich einmal aus wär', 's ist nimmer anzuhören, geschweige zu ertragen. Und der Arzt steht da, sieht die schrecklichen Schmerzen, die er noch besser muß kennen als die anderen, und weiß, daß sie so grausam muß vergehen und doch nit kann vergehen. Und hätt' was und tut nig. Ich frag': Ist das ein Christenmensch?“

„Aber, mein lieber Herr, das Geses!“ erinnerte Böhme überlaut, um dieses Gespräch noch weiter zu führen.

Und der Wirt: „Ich pfeif' drauf! Was geht den Arzt das Geseh an, helfen soll er! Die Krankheit soll er heilen, so oder so. — Wenn er's kann und tut's nit, wahnsinnig kunnt' man werden! Mein Lebtag hab' ich die Nächstenliebe so aufgefaßt: Was einer ganz und gar nimmer kann ertragen, das muß man ihm abnehmen. Aber diese Leut' binden es ihm nur noch fester an, wenn sie können. Wenn ein Armer, den sie haben niedergetreten und verachtet ohne Barmherzigkeit, wenn er nimmer aus und ein weiß und in den Teich geht, hei, da ist das ganze Dorf auf, um ihn zu retten; man wagt für ihn sogar ein bißel Leben, und alles tut groß mit der Nächstenliebe. Und wenn er dann wieder so weit trocken ist, lassen sie ihn langsam verhungern. Und all Schmerz und Pein kümmert sie nit.“

„Wahr ist's, wahr ist's“, grollte es durch die Stube.

„Wer ruft denn da: Wahr ist's?“ fragte Böhne hin. „Im Ernst-falle macht ihr's doch alle genau so.“

Doch eben gegen ihn ging es, als der Michel in seiner Erregung noch beifetzte: „Ihr alleweil nur: Lang leben, lang leben! O nein, Herr, das Leben grad' nur drum ist nit die Hauptsach'. Lustig muß das Leben sein, dann soll's nur dauern je länger, je lieber. Wenn's aber nit lustig, wenn's ein Elend ist, nachher — Ich sag's, es muß noch ein Werk der Barmherzigen werden: die Unheilbaren erlösen.“

Nathan Böhme blickte dem Michel mit heimlicher Begeisterung ins zuckende Bartgesicht. Das ist ja ein ganz prächtiger Kerl, dieser Wirt! — Aber die Stunde war da, in der ein naturgemäßer Mensch zu Bette geht. Er rief die Kellnerin, um seinen Tag zu bezahlen. Die Mariedel nahm die Banknote, gab sie dem Wirt, und dieser schob sie dem Fremden wieder zu, über den Tisch her. Es eile nicht, er könne nicht herausgeben.

„Wenn mir,“ sagte hierauf Böhme schier betroffen, „wenn mir in Eustachen keiner die Hundertkronennote wechseln könnte! In der Wüste ist schon mancher bei dem Goldklumpen verhungert.“

„So lang' dableiben, bis er aufgeht“, riet der Michel.

„Nau,“ lachte ein Bauer, „da kann der Herr alt werden, bis er um hundert Kronen Milch und Mehlknudeln weg'bracht hat.“

„Einen Hunderter!“ rief vom dunklen Uhrkastentisch eine dünne Stimme her. „Vielleicht kann ich!“ Ein hagerer, gebückter Mann kam herbei; mit ungeübten Fingern kesselte er die Banknote vom Tisch auf, hielt sie gegen die niederhängende Öllampe, um zu prüfen, ob das Papier auch echt sei.

„Ja freilich, du!“ spottete der Michel, „du wirst da wechseln können, Krauthas!“

„Kann auch nit, kann auch wirklich nit!“ piepste dieser. Und grub in seinen Säcken herum. „Weil ich die Zeugelsbrieftaschen han liegen lassen dabeim.“

Jetzt lachten die Leut'. Doch fiel einigen sein besserer Anzug auf, den er jetzt trug. „Halb herrisch, halb bettlerisch.“ Der Wirt fragte: „Wo bist denn jetzt dabeim, Krauthas, wo kommst denn her? Stromerst alleweil so herum, ins Haus bist ganz heimlich herein.“

„Mit Musit hab' ich mich mein Lebtag nit ins Wirtshaus h'leiten lassen“, antwortete der einstige Kohlenbrenner. „Nit einmal zur Zeit, als es mir schlecht is gungen. Und wenn's einem gut geht, muß man erst recht bescheiden sein.“ Damit zog er sich wieder in seinen Winkel zurück, wo er Schnaps trank und Rauchfleisch aß. Aber er nagte die Knochen nicht mit fletschenden Lippen bauernmäßig ab; mit einem zierlichen Taschenmesser löste er ganz geschickt das Fleisch los und brachte es säuberlich in den Mund.

Als der Fremde sein Geld wieder in die Ledertasche getan, diese in den Brustsack geborgen hatte und dann mit einem barschen „Gute Nacht!“ auf seine Stube gegangen war, bezahlten auch die übrigen Gäste ihre Sach' mit Nickel und Kupfer und verzogen sich.

Übriggeblieben in der Gaststube war nur noch der Krauthas. Der klingelte mit den Fingernägeln auf dem leeren Schnapsgläschen.

„Heut' wird nig meh geschenkt!“ beschied die Kellnerin.

„Nachher zahlen!“ —

„Was haben S' denn?“

„Nit bei dir, beim Wirt will ich zahlen.“

Sie rief den Michel, der schon zu seiner kleinen Familie in die Schlafstube gehen wollte.

„Na, was is's denn, Krauthas? Schlafenszeit!“

„Wo darf ich schlafen. Da auf der Bank, gelt?“

„Zahlen will er“, rief die Kellnerin.

Da gestand der Mann dem Wirte ein, zahlen könne er heute nicht.

„Weil du daheim ja die Brieftaschen vergessen hast“, lachte der Michel unwirsch auf.

„Hast einmal unrecht, schwarzäugiger Michel. Vergessen kann ich nig, weil ich nig hab'!“

„Hast ja doch das große Geld wechseln wollen, Drahler!“

„Drahler? — Das nit, Wirt. Geprahlt hab' ich mich mein Lebtag mit nig, außer mit meiner Nignuzigkeit. Und die hab' ich nit von mir selber.“

„Was gehst denn nachher zum Tisch übrü?“

„Weil ich einmal ein' Sunderter han sehen wollen.“

„Also, was haben wir denn g'habt, Krauthas? Ein Geselchtes, ein' Schnaps — Zwei Schnäps?“

Setzt klammerte der Mann die dünnen Finger ineinander: „Mein liebster Michel, ich muß heut' schuldig bleiben! Und nit bloß das. Ich muß dich um was recht schön bitten. Ich weiß mir nimmer zu helfen.“

„Hast nicht ehender gesagt, daß es dir gut geht?“

„Ja, solange' ich Rauchfleisch han g'fressen.“

„Willst leicht nit arbeiten?“

„Lassen mich nit. Erst habens mir mein' Sach' wegg'nommen, jest auch mein' Arbeit.“

„Man weiß schon warum.“

Der Krauthas rülpte und murmelte: „Recht habens eh.“

„Was treibst denn jetzt? Wo hältst du dich denn auf?“

„Wo soll ich mich aufhalten? Bei meiner Tochter in Löwenburg. Aber die hat selber nix. Der bin ich schuldig, und wenn jetzt nit sechzig Kronen da sind, so wird sie gepfändet. Dasmal hilf mir noch aus, Micheliwirt. Ich verdien' mir nachher schon wieder was. Und zahl's fleißig zurück. Das Alte auch.“

„Krauthas, nit einen Heller“, antwortete der Wirt. „Nur die heutige Zech' ist bezahlt. Schlafen kannst in der Scheune auf dem Stroh, wenn du keine Tabakpfeifen hast. Aber leihen, nit einen Heller mehr.“

„Nit?“ sagte der Krauthas, „gut!“ Ganz leise sagte er's und hub an, sich zusammenzupacken. Unscheinend mit großer Gleichgültigkeit tat er's. „Nit. — Ist gut. Ist auch gut. Nachher hast vielleicht ein altes Leinwandbandel, ein Spagat tut's auch . . .“

„Geh, geh, Krauthas, auf dein Komödie'spiel geb' ich nix mehr. Du hast das Aufhängen schon zu oft versprochen. Wer so viel davon redet, der tut's nit. Ist überhaupt alles erlogen, was du sagst. Mach, daß du fortkommst. Der Hausknecht führt dich auf die Scheune.“

Als der Michel allein war, versiel er wieder in seine Grübeleien, der er um so öfter nachhing, je tiefer der Zwiespalt wurde zwischen seiner ursprünglichen Lebenslust und seinen trüben Vorstellungen. — Daß der Kerl, so dachte er dem Krauthasen nach, alleweil noch freiwillig weiterlebt! Liegen wird's darin, daß der Bauer nix ist, was er nit kennt, und daß der Jud' die Ras' nit im Sack mag kaufen. Schon wer in der Früh' aus festem Schlaf geweckt ist, kummt' eine Spur haben, wie gut das liebe Nitsein ist. Das Nitsein — das liebe Nitsein! — Aber die Leut' haben keinen Glauben, sie können an das Nitsein nit glauben. Und fürchten gar, es kummt' drüben noch jämmerlicher hergehen als da herüben. Kann man's wissen? Es ist halt doch eine gewagte Sach'. — Und schließlich kam er zur Ansicht: In dem, was der Mensch ist, soll er aushalten, solange' es an sich hält. Daß er wenigstens selber keine Schuld hat. — In Gottes Namen!

Fünf Minuten später war er wieder einmal im lieben Nichtsein auf ertliche Stunden.

### Von der „Fahne mit dem sauberen Weibsbild“

Förster Rufmann war in übelster Laune. Je seltener das vorkam, um so tiefer griff es. Mit dem „Fürstand“ von Eustachen hatte er einen Auftritt gehabt.

Der Dorfvorsteher Martin Gerhalt besaß die einzige Brettersäge in der Gegend. Sie stand an der Lauernach, dort, wo das Hochtal in den Murboden mündet. Seit Menschengedenken hatte diese Säge zum Gerhalthof gehört, und alle Bretter, aus denen in Eustachen, Rupperesbach und weiterum die Heuhütten gezimmert, die Fußböden gelegt, die Dächer gedeckt wurden, waren aus dieser Brettersäge. Die Schneidblöcher hatten

entweder die Bauern selber herbeigeführt aus ihren Wäldern, oder wurden vom fürstlichen Forstamt geliefert, alt herkömmlich um mäßigen Preis. Für jeden geschnittenen Laden fiel ein Reinertrag dem Verhalt in den Sack, und sein Wohlstand beruhte zum großen Teil auf dieser Brettersäge, die oft nicht mehr als einen Mann beschäftigte und täglich mehrere Duzend Läden auswarf.

Und nun baut die fürstliche Verwaltung einen Kilometer weiter oben ein großes Sägewerk, mit zwei Rotierern und allen neuen Einrichtungen, ein Ungeheuer, das in wenigen Wochen ganze Wälder zu verspeisen imstande ist. Sie sollte nicht allein Bretter schneiden, sondern auch Zimmerholz, Tischlerholz aller Art, und zwar unvergleichlich billiger, als es die alten, langsam auf und nieder fahrenden Stahlsägen leisten konnten.

Als nun eines Morgens Leichgräber anhuben, für den neuen Bau an der Ach Erde auszuheben, kam der Verhalt zum Förster und fragte zuerst ganz höflich an, was er ihm, dem Rufmann, nur getan habe, daß er ihn jetzt wolle zugrunde richten. Der Förster stellte dem Bauern vor, daß er in dieser Sache nichts sei als der Diener seines Herrn. Fürstliche Ingenieure hätten alles angeordnet, und davon habe das Forstamt nur ganz wenig auszuführen. Der Verhalt ließ sich nicht beruhigen, wurde nur heftiger, erklärte, daß die hohen Herren dem kleinen Mann nichts gönnen, daß sie alles unter ihren Hut und alles in ihren Sack bringen möchten. Daß es wohl noch dazu kommen werde, wie alte Leute geweisagt hätten, — daß große Herren erschlagen . . . vom Förster aufwärts!

Ganz wohlmeinend hatte Rufmann dem Bauern zugehört, nun aber erwachte sein Jähzorn. Er unterbrach den Mann und wies ihm die Tür. Im Vorsteher lochte der Zorn, doch er rang nach Würde.

„Herr Förster,“ sagte er, „den Werkmann haben Sie abgewiesen, aber der Fürstand tritt wieder herbei!“ Er stieg neuerdings die drei Antrittsstufen hinauf. „Denn er hat ein paar Worte zu sprechen mit dem Papa des jungen Herrn Fridolin!“

„Was ist's mit dem, was habt Ihr?“

„Ja, was ist's mit dem?!“ sagte der Verhalt nach. „Ich hätt' leicht gar nix gesagt, wenn nit schon die Leut' davon taten reden. Ihr Herr Sohn. Bei der Fronleichnamsprozession hätte er sollen die Aloisiusfahne tragen wie in früheren Jahren. Wissen Sie, was er gesagt hat? Wenn ein sauberes Weibsbild dran wär', wollt' er die Fahne schon tragen. Der heilige Aloisius gange ihn nichts mehr an!“

„Das hat er im Spaß gesagt, der dumme Bub. Er schwätzt immer so. Wenn man alles für Ernst halten wollte, was der sagt — Herrje!“

„Sawohl, Herrje! Und während der Prozession hocht er hinter der Kapelle im Busch und tut mit ein paar Zigeunerbuben würfeln. Um Geld! An solch einem Tag, während des Gottesdienstes! Die Leut' wissen schon davon, auch der Herr Pfarrer. Und alles sagt, so was dürft' nit einreißen in unserer Gemein'! Einen gefalzenen Schälling auf der Abachseiten! Vor Zuschauern, zur Abschreckung!“

Der Förster, wie ein Bullenbeißer fuhr er drein: „Wer hat das Recht, meine Kinder zusehnden zu machen? Wenn eins in Schuld ist, so werd' ich's selber zu strafen wissen. Und jetzt will ich Ruh' haben in meinem Haus! Himmelkreuz verflucht noch einmal!“ Mit gehobenen Armen drang er auf den Gehalt ein. Dieser wendete sich und ging mit scheinbarer Gelassenheit davon.

Dann war's am Abend, als der Fridel heimkam vom Holzschlag. Um Brunnen, der im Hof des Forsthauses aus einer Röhre in den Frog sprudelte, wusch er sich den harzigen Waldstaub von den Händen. Trat der Förster zu ihm und sprach: „Du wirst dich lange waschen müssen, mein lieber Fridel!“

Der Bursche tat nicht viel dergleichen. Es rauschte das Wasser. Der Förster dachte, ich will ihn erst sein Abendbrot essen lassen, später könnte es ihm nicht schmecken. Nahrung braucht er ja doch auf das harte Tagewerk. — Nach dem Abendessen rief er ihn in die Kanzlei, wo sonst nur Geschäftssachen mit Fremden abgetan wurden. Elias brauchte von der Geschichte nichts zu wissen; die Sall noch weniger. Der Förster setzte sich nicht in den Lehnstuhl, sondern blieb aufrecht, fast strammer aufrecht, als er sonst war, stehen und fragte den Burschen: „Sag mir einmal, Fridel, wo bist du am Fronleichnamstage gewesen während der Prozession?“

Der Fridel stuzte einen Augenblick, dann zuckte er ein wenig die Achseln und entgegnete: „Wo werde ich denn gewesen sein? Halt mit.“

„Wo mit? Bei dem Umzug? Ich habe dich nicht gesehen. Hast du nicht deine Fahne wieder getragen?“

Auch hierauf die trostige Antwort: „Soll sie einmal ein anderer tragen. Ich bin kein Kirchentwaschel mehr.“

„So. Zu gering ist dir das. Und beim Faschingbegraben hast du die Tubersfange vorausgetragen. Das war dir nicht zu gering.“

Der Bursche schupfte wieder die Achseln.

„Du sollst gesagt haben, wenn ein Weibsbild dran wär', dann wolltest sie schon tragen. — Hast du diese abscheulichen Worte gesagt?“

Der Bursche starrte auf den Fußboden und antwortete: „Nein.“

„Siehst du,“ sprach der Vater mit einem erleichterten Aufatmen, „ich hab's ja auch nicht geglaubt. Daß du mit Zigeurnbuben solltest gewürfelt haben, ums Geld, wird ebenfalls nicht wahr sein.“

„Mit wem soll ich gewürfelt haben? Mit Zigeurnbuben? Wo hätt' ich denn die hergenommen? Mit den Ruppertsbacher Schneidbuben hab' ich gewürfelt.“

„Wann?“

„Nu halt — wird eh am Fronleichnamstag gewesen sein.“

„Um welche Stunde?“

„Das weiß ich nit mehr. Was kümmern mich so Sachen.“

„Aber mich kümmern sie, mein Sohn! Die Leute sagen, du hättest während der Prozession gewürfelt. Wie die Zudenbuben um den Rock

des Herrn. Das geht im Dorf um, und sie wollen dir bestwegen was antun.“

„Mir? Weil ich gewürfelt hab'? — Sie sollen nur kommen!“

„Die dürften ein wenig stärker sein als du, mein Freund! Der Fürstand und — der Gemeindediener! Du kannst dir's ungefähr denken, was sie wollen.“

„Mir?!“ Der Bursche lachte grell auf. „Sie sollen achtgeben, daß ich ihnen nit — — —!“

„Was denn, was denn?“

Der Fridel, glühend rot im Gesicht, stürmte hinaus ins Freie und schlug hinter sich das Haustor zu, daß es schmetterte.

Am nächsten Tag trug der Förster sein Anliegen zum Freunde. Der Michel wußte schon davon. Er lachte.

„Aber mir ist's deinetwegen“, sagte Rufmann. „Daß du nicht etwa glaubst, so ein Weiberjäger, daß er wäre!“

„Wenn die Rechte auf der Fahn' wär' — warum denn nit?“

„Aber er hat's nicht gesagt, sagt er.“

„Warum soll so ein junger Kerl das nit gesagt haben!“

„So was wäre mir neu. Hat's doch unsereiner nicht auch so gemacht.“

„Ich hitt' dich, unsereiner!“ rief der Wirt. „Unsereiner ist gar nit besser gewest im gewissen Alter. Wir haben unseren Eltern just so viel Sorgen gemacht, nit um ein Süßel weniger, als unsere Brut uns. Aber nachher alles verschwisht. Sich den Kindern zum Muster hinstellen wollen! Weißt du, Rufmann, wenn der Vater zum Sohn sagt: Ich bin in meiner Jugend ganz brav gewest! so läßt er gerad' so, als wenn der erwachsene Sohn sagt: Ich weiß nit und will nit.“

„Solange einer an eine denkt, ist's ja so weit in Ordnung.“

„Du! Eine ist keinem genug, solang' er sie nit haben kann.“

„Ah, so meinst. Daß er wüßte, wem er zugehört. Na, mir ist's nicht zuwider, wenn wir einmal Ernst machen.“

„Daß der Fridel bissel ein leichtes Bürschel ist — man sieht's ja. Aber nur nit gleich alles so aufbauschen. Laß ihn ein paar Wochen im Holzschlag, und der Eratsch ist vergessen.“

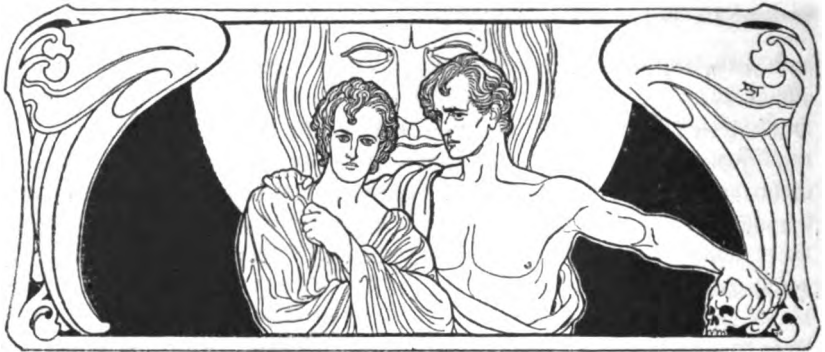
Rufmann ging beruhigt heim. Der Michel findet halt allemal das richtige Wort. Die Sache war: der Wirt hatte wieder einmal das und gerade das ausgesprochen, was er selber in seinem Vaterherzen empfand.

Leichtfinnige Kinder stehen dem Elternherzen oft näher als wohlgeartete. Es droht ja Unheil, das der Vater bangend von ferne kommen sieht, während die jugendlichen Wesen noch in arglosem Leichtsinne dahintanzen.

(Fortsetzung folgt)







## Chlodwig Hohenlohes Memoiren

Von

Serman von Petersdorff

Seit die Nichte des Schwägers Barmhagen die Tagebücher ihres in-diskreten und übelredenden Oheims veröffentlichte, haben wir Deutschen keinen solchen Memoirenstandal erlebt, als er durch die Herausgabe der Denkwürdigkeiten unseres dritten Reichskanzlers angerichtet worden ist. Moriz Busch ist nichts dagegen, und auch das Tagebuch Kaiser Friedrichs kommt nicht dagegen auf. Ein Sohn des Fürsten Chlodwig, der zugleich in naher Verwandtschaft zum deutschen Kaiser steht und dabei die Stellung eines hohen Reichsbeamten einnahm, sowie der Sohn des Erziehers des Kaisers Friedrich, der eine hohe kirchliche Würde bekleidet, teilen sich in den zweifelhaften Ruhm der herostratischen Brandstiftung, die dadurch verursacht wurde. Man könnte versucht sein zu glauben, daß Prinz Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst auf die Lorbeeren der Bebel und Singer neidisch geworden wäre und sich um ein sozialdemokratisches Mandat bewerben wollte. Ein Anrecht darauf hat 'er sich zweifellos durch seine Veröffentlichung erworben. Er würde sich in der sozialdemokratischen Fraktion ja auch gar nicht einmal gesellschaftlich so sehr deplaciert fühlen, denn die Herren v. Bollmar, Wolfgang Heine und Südekum würden ihm vielleicht ganz wohl gefallen. Es wäre auch nicht das erstemal, daß ein Fürst sich ins revolutionäre Lager schlug. War doch seinerzeit ein Fürst zu Salm-Kyrburg, dessen Familie der Hohenloheschen nahesteht, ein eifriger Parteiläufer der französischen Revolution, der allerdings nachher auf der Guillotine endigte. Aber Alexander Hohenlohe hat nicht die Absicht der böswilligen Brandstiftung gehabt. Das beweist die Mittheilung des Herausgebers, „unabweisbare Rücksichten“ hätten es zurzeit verboten, die Aufzeichnungen des Fürsten Chlodwig aus seiner Kanzlerzeit ganz zu veröffentlichen.

Schmerz erfüllt sieht der Patriot die verhängnisvolle Wirkung dieser Publikation. Die tiefen Wunden, die dem nationalen Empfinden vor nun

balb siebzehn Jahren um die Iden des März geschlagen wurden, schienen allmählich zu verharschen. Hohenlohes Dentwürdigkeiten haben sie mit roher Sand wieder aufgerissen. Die Behandlung Kaiser Friedrichs durch seine englischen Ärzte, über die Fürst Bismard so empört war und die auch den Sohn des Duldertkaisers entrüstet hat, wie seinerzeit die amtliche Veröffentlichung über die Krankheit Kaiser Friedrichs bekundete, ist gar nichts gegen diese unbarmherzige Traktierung des Volksempfindens. Wie weit die internationalen Beziehungen des Deutschen Reiches durch die täppische Veröffentlichung geschädigt worden sind, läßt sich nicht ermessen, ohne genaue Kenntniss der gegenwärtigen Lage. Daß bei einer Veröffentlichung in dieser Hinsicht aber Vorsicht angebracht war, konnte der Kolmarer Bezirkspräsident, wenn nicht schon sonst, so doch vor allem aus der Haltung seines eigenen Vaters entnehmen, der bei den Enthüllungen Bismards über den Rückversicherungsvertrag mit Rußland einen kalten Wasserstrahl nach Friedrichsruh sandte und sicherlich dem Altreichskanzler einen Urnimprozeß bereitet haben würde, wenn er nicht das Quos ego der nationalen Strömung geseheut hätte. Und diese endlose Kette von Vertrauensbrüchen, die in den letzten Teilen des zweiten Bandes der Dentwürdigkeiten enthalten sind! So also glaubte Alexander Hohenlohe das große Vertrauen, das Kaiser Wilhelm II. seinem Vater bewiesen hat, lohnen zu dürfen! Ein Kolmarer Bezirkspräsident konnte doch am Ende wohl wissen, daß die Veröffentlichung zahlloser Mitteilungen zurzeit bei seinem kaiserlichen Vetter peinliche Empfindungen wecken würde. Ähnlich steht es mit der Veröffentlichung von hundert anderen vertraulichen Mitteilungen der Kaiserin Friedrich, des Großherzogs von Baden, Bismards und sonstiger hochstehender Persönlichkeiten. Es hat zu allen Zeiten als unzeit gepolten, wenn man beleidigende Äußerungen über Verstorbene veröffentlichte, solange deren Frauen noch lebten. Schwer begreiflich ist es, daß ein Mann von feinerem Empfinden solche das Andenken Waldersees und Herbert Bismards schädigende Äußerungen, wie sie in den Dentwürdigkeiten enthalten sind, veröffentlichen konnte, wo die Frauen dieser Männer, die den Hohenlohes außerdem persönlich gut bekannt sein müssen, noch unter den Lebenden weilen.

Lassen wir die Veröffentlichungen anderer Männer Revue passieren: ein wie grundverschiedenes Bild tritt uns da entgegen. Bismard war gewiß ein rücksichtsloser und zuweilen ausfallender Charakter. Wie distret sind seine „Gedanken und Erinnerungen“ im allgemeinen! Seinem Getreuen Horst Kobl hat er seinerzeit ausdrücklich zur Pflicht gemacht, bei seinen Veröffentlichungen im „Bismard-Jahrbuch“ alles zu vermeiden, was lebende Personen verletzen könnte. Und der dritte Band der „Gedanken und Erinnerungen“ ist bekanntlich zurüdbehalten worden, weil die Veröffentlichung unzeitgemäß erschien. Dabei war der Altreichskanzler doch der zürnende Delibe, der im innersten Herzen verwundet war. Ihm und seinem Sohne hätte man mildernde Umstände bewilligen können. Und nun erst die anderen Dentwürdigkeiten des brandenburgisch-preußischen Adels! Wie distret ist

der Nachlaß des Generals Leopold v. Gerlach verwaltet worden, ebenso der Albrechts v. Roon, selbst der Stoschs! General Konstantin v. Alvensleben erklärte sogar kategorisch: „Ein preußischer General hinterläßt keine Memoiren.“ Wie schonend hat Abeken, um einen Vertreter der Beamtenwelt zu nennen, zur Nachwelt gesprochen! Die Gerlach und Roon haben sicher noch mehr Intimes erfahren als Chlodwig Hohenlohe. Sie würden es aber für frevelhaft gehalten haben, einen solchen Gebrauch davon zu machen, wie es hier von dem Mitgliede eines ehemals reichsunmittelbaren Hauses geschehen ist. Greifbar deutlich tritt bei dieser Veröffentlichung der Wesensunterschied zwischen dem altpreußischen Adel und der Klasse der Standesherrn zutage. Mag man gegen den altpreußischen Adel sagen, was man will, antimonarchisch ist er nicht. Das hat am 7. Juli 1892 charakteristischerweise die Kaiserin Friedrich gegen Hohenlohe hervorgehoben, dieselbe Fürstin, die, wie aus den Bernhardischen Denkwürdigkeiten hervorgeht, anfangs dem preußischen Adel zu Max Dunders, des Kronprinzlichen Beraters, Leidwesen so feindlich gegenübertrat. Die Klasse der mediatisirten Fürsten ist aber im großen und ganzen nicht von einer solchen Staatsgesinnung durchdrungen. Das lehrt das Hohenlohesche Buch wieder einmal mit Flammensprache. Bestätigt wird das noch obendrein durch die Tatsache, daß Prinz Alexander seine Empfindungen nach der Veröffentlichung in einer französischen Zeitung wiedergeben ließ. Die Standesherrn sind größtenteils international. Sie müssen noch eine ganz andere Schule in der Staatsgesinnung durchmachen, ehe sie verlässliche Diener der Monarchie werden. Ein Mann, wie Prinz Kraft Hohenlohe-Ingelfingen, dessen vierter Erinnerungsband durch eine eigenartige Fügung gleichzeitig mit Chlodwigs Denkwürdigkeiten erschienen ist, liefert ein Beispiel dafür, daß es Gott sei Dank auch Standesherrn gibt, die sich die richtige Staatsgesinnung erworben haben. Wie anscheinend glaubwürdig berichtet wurde, sind die Indiskretionen des Prinzen Alexander selbst dem Verlage zu weit gegangen, der deswegen einige Streichungen veranlaßte.

Zur geringen Staatsgesinnung des Prinzen Alexander tritt eine schwer verständliche Harmlosigkeit. Vielleicht die größte Unbegreiflichkeit, welche die Denkwürdigkeiten bieten, ist die Rücksichtslosigkeit des Sohnes gegen das Andenken seines Vaters. Natürlich hat er wohl einzelne persönliche Verhältnisse mit Schonung behandelt. So erfahren wir nur andeutungsweise von den herangierten pekuniären Verhältnissen, in denen sich Fürst Chlodwig längere Zeit befunden haben muß. Aber hätte jemals ein Sohn, der sich des innigen Verhältnisses mit seinem Vater rühmt, so die Eitelkeit, das Mantelträgertum, die egoistische Natur, die Treulosigkeit des Vaters aufgedeckt wie der jetzt glücklicherweise verabschiedete Kolmarer Bezirkspräsident?

Noch genug einstweilen des Tadel's über die Veröffentlichung. Wir wollen uns jetzt an eine kritische Würdigung des gebotenen stattlichen Materials machen, das in den beiden starken Bänden steckt, deren Titel genau lautet, wie folgt: „Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu

Hohenlohe-Schillingsfürst. Im Auftrage des Prinzen Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst herausgegeben von Friedrich Curtius", die 447 und 565, zusammen also über 1000 Seiten umfassen, in der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart erschienen sind und in Halbleder gebunden 24 Mark kosten. Während ich dies schreibe, ist das 16.—20. Tausend davon erschienen. Die Bedeutung des gebotenen Materials ist unleugbar groß. Es war durchaus falsch, wenn einzelne Publizisten teils aus Unwissenheit, teils aus Tendenz den Wert des Materials als gering hinzustellen suchten. Die Geschichtsforschung erhält doch eine Menge Aufschlüsse, und die große Verbreitung der Denkwürdigkeiten wird hoffentlich das Gute haben, daß manche Kreise Einblick in Dinge erhalten, die zu kennen sich lohnt. Das gilt von der Zeit bis zum Jahre 1885 vielleicht noch mehr als von den späteren Jahren. Andere Denkwürdigkeiten, wie z. B. die Leopold v. Berlach's und Theodor v. Bernhardt's sind aufschlußreicher, von gleichmäßigerem Interesse, geistreicher. Aber den neun Bänden Bernhardt's, die jetzt abgeschlossen vorliegen, ist nicht eine so glänzende Reklame zuteil geworden. Der auch zum Klatsch neigende Bernhardt enthält doch nicht so viel unglaubliches Gerede und Nebensächlichkeiten, so viel gänzlich interesselose Jagdgeschichten und dergleichen wie Hohenlohe's „Denkwürdigkeiten“. Aber diese Füllsel abgerechnet, bleibt doch noch eine Menge wichtigen, tatsächlichen Stoffes, durch den unser Wissen bereichert wird. Hätten sich die Herausgeber auf die Wiedergabe der Zeit bis 1885 beschränkt, so hätten sie sich ein reines Verdienst erworben. Nur ganz wenige Streichungen wären bis dahin nötig gewesen. Der Rest hätte ja zu einer späteren Zeit erscheinen können. Das wird auch die Absicht des klugen Fürsten Hohenlohe gewesen sein. Der wollte, wie das Vorwort verrät, das Material noch „sichten“ und über „Einzelheiten Entscheidungen treffen“. Er wollte es zudem noch überarbeiten, wie einige Anfänge zeigen. Daraus, daß diese Überarbeitung nicht zur Tat geworden ist, zieht die Nachwelt, oder wir wollen sagen: die Wissenschaft einen Nutzen. Denn dadurch erhalten wir die ursprünglichere Wahrheit. Fürst Chlodwig hätte doch voraussichtlich manches zu seinen Gunsten und sonst retouchiert, wie schon die Anfänge vermuten lassen. Die Anmerkungen, die Friedrich Curtius beigegeben hat, dürfen im allgemeinen verständig und sachgemäß genannt werden.

Der Hauptgewinn aus der Veröffentlichung besteht für die Leserschaft in dem Charakterbild des Fürsten Chlodwig, das doch recht hüllenlos aus den Denkwürdigkeiten entgegentritt. Ein feiner Kopf, ein reich gebildeter Geist, ein fleißiger Arbeiter, ein wenig leidenschaftliches Gemüt von zartem Auftreten, zartbesaitetem Wesen und noch zarteren Nerven mit leidlich warmem Nationalstimm, der aber doch sehr durch egoistische Rücksichten modifiziert wird, ein nach Wahrheit suchender, ja ringender Katholik, der aber nach einigen Schwankungen innerlich glaubenslos und durchaus skeptisch wird, bis er ganz zuletzt doch wieder nach etwas Glauben zu fassen sucht.

Die einzige Leidenschaft dieses Mannes ist der Haß gegen die Jesuiten gewesen, und sein wahrer Ruhm, daß er durch alle Phasen seines Lebens (nur vielleicht nicht mehr seit Übernahme der Kanzlerwürde) dem Ultramontanismus gegenüber seine deutsche Gesinnung festgehalten hat. Wäre es nach ihm gegangen, so hätte er der Richtung des bedeutenden Freiburger Theologen Franz Xaver Kraus, mit dem er in engeren Beziehungen stand, in der katholischen Kirche zur Herrschaft verholfen. Auch mit Döllinger sympathisierte er sehr. Doch vermied er es, wie man weiß, Ultrakatholik zu werden. Gesellschaftlich war Hohenlohe durch und durch der Standesherr, dem in schlichtbürgerlicher Gesellschaft meist unwohl wurde. Es schien ihm seinerzeit nicht „standesgemäß“, die regelrechte vorbereitende Verwaltungslaufbahn durchzumachen. Er dachte ohnedies hoch steigen zu können. Die vielgeschmähte Regierung Friedrich Wilhelms IV. gewährte ihm diese Vergünstigung indes nicht, und das schlug ihm, wie er selbst erkannte, zum Heil aus. Er hat auf diese Weise arbeiten gelernt und die Wonne der Arbeit in der Tat ganz empfunden. Diese Arbeitsamkeit ist vielleicht die anziehendste Seite seines Wesens. Sonst ist es die übliche Erscheinung, daß die Standesherrn nicht an intensives Arbeiten gewöhnt sind. In der Koblenzer Gesellschaft, in die der junge preußische Beamte zuerst verschlagen wird, fehlt ihm der „feine Ton der Vornehmheit, jenes Sich-gehen-lassen der großen Welt“ (I, 16. 17). Er ärgert sich über „pachterstückerliche“ Gewöhnlichkeit, über den Wirtshausston mancher Leute. Als seine Lieblingschwester Amalie, offenbar eine geistreiche Frau, sich mit einem Maler Lauchert verheiratete, ging ihm das doch so gegen den Strich, daß der angeblich so vorurteilslose Mann einstweilen den Verkehr mit ihr einstellte. Der „Biergeruch“ von Volksversammlungen bereitete ihm Ekel, und am liebsten wäre er immer gleich davongelaufen, um die „stupiden“ Gesichter der Teilnehmer an solchen Versammlungen nicht länger zu sehen. Immer wieder rümpft er die Nase über die „Spießbürger“ und die „Hize“, den „Tabaksdunst“ und den „bestialischen Lärm“, dem er bei Volksfesten begegnet. Dieser ästhetische Widerwille des Standesherrn gegen die bürgerlichen Volksklassen machte ihn freilich nicht blind gegen die eigenen Genossen. So spricht er gelegentlich von „abenteuerlichen mediatisierten Gestalten, die ihre Schlüssel verlassen hätten“, um dem Kaiser zu huldigen. Er hat sich offenbar für einen hervorragenden Redner gehalten. Denn unzählige Male hat er sich in seinen Aufzeichnungen, die vollkommen den Wert von Selbstgesprächen haben, mit dürren Worten bezeugt, daß er gut gesprochen hätte. Raun jemals findet sich die Einschränkung, daß er „glaube“ gut gesprochen zu haben. Um so eigentümlicher wirkt unsere Erinnerung, daß der Reichskanzler Hohenlohe seine Reden regelmäßig ablas.

Der größte Gegensatz des dritten Reichskanzlers zu Bismard bestand, abgesehen von dem Körpermaß, in der Kraft des Handelns. Hohenlohe ist sich früh bewußt gewesen, daß kraftvolles Handeln nicht seine Art war. Schon als Dreiundzwanzigjähriger bekennt er von sich, daß er eine „tat-

schwache Seele" habe, und am 8. Oktober 1852 hebt seine Gemahlin sein „von Milde strahlendes" Gesicht hervor (I, 71). Ebenso findet seine ihm sehr nahestehende Schwester Elise in derselben Zeit, daß dem Bruder „männliche Energie und kräftiges Auftreten" abgehe (I, 148). Die Milde hat er von seiner Mutter geerbt. Ein Erbteil seines Vaters ist sein oft gar nicht übler Wis. Den stärksten Eindruck hat es auf mich gemacht, wie beharrlich diese zur Beschaulichkeit neigende, „träumerische" und wenig zu energischem Vorgehen geschaffene Natur daran gearbeitet hat, sich eine mächtige Stellung zu verschaffen. Das beginnt mit seiner ergebnislosen Reichsgesandtschaft im Jahre 1848, aus der übrigens einige recht beachtenswerte Bemerkungen des damals Neunundzwanzigjährigen stammen. Ende der fünfziger Jahre bemühte er sich, Minister bei König Max II. von Bayern zu werden. Dem stellte sich indes damals seine frühere Reichsgesandtschaft hinderlich in den Weg. Nun legte es Hohenlohe darauf an, wenigstens im preussischen Herrenhause einen Sitz zu erlangen. Freilich suchte er sich dabei sorgfältig sein Fortkommen in Bayern zu sichern. Er wäre auch Herrenhausmitglied geworden, hätte er nicht schließlich das Einsehen gehabt, daß er dort eine unangebrachte Rolle gespielt haben würde, da er bei dem Streit um die durch König Wilhelm I. eingeleitete Heeresorganisation im Lager der Opposition gestanden haben würde. In der Zeit der Übernahme der Ministerpräsidentschaft durch Bismarck war bereits von Hohenlohes Berufung an die Spitze der preussischen Geschäfte die Rede, für den damals bald erwarteten Fall des Todes von Wilhelm I. Bei dem Frankfurter Fürstentag im Jahre 1863, auf dem Österreich die Lösung der deutschen Frage versuchte, hat Chlodwig nichts als sein eigenes Interesse verfolgt. Schließlich mußte er abreisen, weil „im standesherrlichen Interesse nichts zu tun sei". Seine Lage wurde ihm dazu peinlich, weil er nur halb hörte und erfuhr, was geschah. Voll Selbsterkenntnis rüffelte er sich schließlich: „Wo deines Amtes nicht ist, da laß deinen Fürwis." Nun suchte er wieder bayrischer Minister zu werden. Die Lage schien günstig. Einige Zeitungen höhnten, Hohenlohe erscheine jedesmal in München, wenn ein Ministerwechsel bevorstehe. Wutschnaubend nahm Chlodwig davon Notiz (23. X. 1864). Aber einstweilen zerrann seine Hoffnung wieder in nichts. Resigniert zeichnete er am 23. XI. 1864 auf: „Minister bin ich trotz der öffentlichen Stimme nicht geworden." Er wurde jetzt eifriger Befürworter der Triaspolitik, also derjenigen Politik, die Preußen am meisten schädlich war. „Ich sehe keine andere Lösung des deutschen Rätsels", schrieb der Reichsgesandte von 1848 im Jahre 1865 an die Königin von England. Bei Beginn des Krieges von 1866 schien ihm der Untergang Deutschlands anzubrechen (I, 161). Nach diesem Kriege begannen seine Aktien für die bayrische Ministerpräsidentschaft zu steigen. Er half geschickt mit, um sich möglich zu machen. „Die Projekte, die gemacht werden, sind wirklich so dumm und landesgefährlich, daß ich bei aller Bescheidenheit meinen Eintritt ins Ministerium als eine Notwendigkeit ansehe. Ich bin einem Komplotte auf der Spur, welches

Neumayer zum Ministerpräsidenten und Bray zum Minister des Außern machen will. Je l'ai ébruité und habe damit vielleicht der Sache die Spitze abgebrochen." So war's. Der geschickte Ränkespinner wurde am 31. Dezember 1866 von König Ludwig II. zum Ministerpräsidenten ernannt. Sein Freund, der kluge Graf Tauffkirchen, hatte ihm das Programm aufgesetzt. Drei Jahre blieb er in der Stellung. Es war seine rühmlichste Zeit. Denn als Antultramontaner hat er bei Wahrung der bayrischen Selbständigkeit in richtiger Erkenntnis der Lage sich bestrebt, an einer loyalen Auslegung des Schutz- und Trutzbündnisses mit dem Norddeutschen Bunde festzuhaken und an einer Verständigung seines Königs mit den übrigen deutschen Staaten zu arbeiten. Er hat damals auch ein Vorgehen gegen das Vatikanische Konzil angeregt, hierbei wesentlich und sehr einsichtig von Döllinger beraten. Durch die Haltung Oesterreichs mißlang sein Vorhaben. Schon in dieser Zeit zeigt sich eine unschöne Eigenschaft an ihm: er wittert überall Eifersucht und Neid gegen sich. Damals war es der Württemberger Varabüler, den er im Verdacht hatte, daß er ihm die Wege kreuze. Nach Ablauf von drei Jahren erwies es sich, daß Hohenlohe angesichts des ultramontanen Einflusses in Bayern nicht länger in seiner Stellung bleiben konnte. Mit selbstzufriedener Miene buchte er am 23. November 1869: „Drei Jahre Ministerium ist vorläufig genug.“ Und einige Tage darauf bemerkte er: „Gehe ich jetzt, so werde ich regrettiert und bleibe immer wieder möglich.“ Am 7. März 1870 war er entlassen.

Zwei Monate darauf munkelte man, Hohenlohe würde Kanzler des Norddeutschen Bundes. Wenigstens sprach Windthorst davon. Aber schon im Juli bot sich ihm die Möglichkeit, wieder in Bayern an die Spitze der Geschäfte zu treten. Sorgsam hütete er sich indes, darauf einzugehen. „Das wäre ein sehr gefährliches Experiment gewesen, bei dem ich meinen Hals riskiert hätte“, notierte er dazu, nur an sein eigenes liebes Ich, gar nicht an das deutsche Vaterland denkend, am 22. Juli 1870. Im August behauptet er, der Oberstallmeister Holnstein, der sich um die Durchsetzung der Kaiserwürde so große Verdienste erwerben sollte, sähe seine Anwesenheit in München ungern, da er sich selbst als künftigen Ministerpräsidenten betrachte. Wahrhaft stark wirkt es, wenn Hohenlohe am 29. September 1870 schreibt, „er würde dem König Ludwig abraten, dem preussischen Könige die Kaiserkrone anzubieten, und habe es auch Eisenhart (dem Rabinettsrat des Königs von Bayern) sagen lassen. Das würde ihn vor Europa lächerlich machen.“ So stand der nachmalige deutsche Reichskanzler, und sein Sohn läßt es mit rührender Offenheit drucken. Der patriotische badische Staatsmann Roggenbach, der Hohenlohe mit rückhaltlosem Vertrauen entgegenkam, hat allerdings wohl nichts von einer solchen Auffassung bei ihm geahnt, als er ihm triumphierend am 8. Dezember 1870 erklärte: „Man müsse jetzt den Moment ergreifen, da man nie wieder einen König von Bayern finden werde, der wegen Zahnschmerzen die Kaiserkrone anbiete.“ Zwei Jahre darauf ist wieder davon die Rede, daß Hohenlohe an Bismarcks

Stelle treten solle. Er erklärt aber am 8. September 1872 in richtiger Erkenntnis, daß er sich einer solchen Aufgabe nicht gewachsen fühle. Nach abermals fünf Jahren scheint Bismarck selbst den klugen, geschickten und arbeitsfähigen Hohenlohe als seinen Ersatzmann ins Auge gefaßt zu haben (II, 211). Am 3. April 1877 meldet ein Börsengerücht, daß Hohenlohe tatsächlich Kanzler geworden sei. Seit dieser Zeit scheint Hohenlohe, soweit er dessen fähig war, Feuer für Bismarck gefangen zu haben. Es ist merkwürdig, in den ersten Jahren der grandiosen Bismarckschen Thätigkeit finden wir kein armseliges Wörtlein in den Tagebüchern über den Mann, der die deutsche Frage löste. Dann fallen zuweilen höchst seltsame unfreundliche Bemerkungen über ihn. So wird wiederholt von Einfluß der Jesuiten auf Bismarck gesprochen, die ihm ehrgeizige Pläne auf das Elsaß eingegeben haben sollen (II, 68), und die er als Bundesgenossen gegen die Revolution gebraucht habe (I, 157 und II, 90). Erst seit Bismarck den Abgeordneten Fürst Hohenlohe zu Anfang des Jahres 1874 an Arnims Stelle als Botschafter nach Paris zu setzen beschloß, verstummen solche boshaften Bemerkungen einstweilen. Hohenlohe scheint seitdem wohlwollendere Empfindungen für den Kanzler gehegt zu haben. Als Bismarck ihm am 1. Januar 1878 in einem Glückwunschsreiben freundlich, aber durchaus nicht in jenem zu Herzen gehenden Tone, der ihm sonst wohl zur Verfügung stand, für geschickte und loyale Unterstützung dankt, da wird Chlodwig mit einem Male ganz begeistert: „Ich werde den Brief als das wertvollste Dokument meines Hauses Kindern und Enteln aufbewahren. Ich kenne die Anfeindungen, welchen Sie ausgesetzt sind, mehr als andre, da Ihre Feinde stets die meinigen waren und es auch bleiben werden. Soweit meine Kräfte reichen, werde ich den Kampf fortsetzen und stolz darauf sein, unter Ihrer Leitung wirken zu dürfen.“

Als der Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten Bernhard v. Bülow im Oktober 1879 starb, da wollte Bismarck Hohenlohe zu dessen Nachfolger machen. Das ging aber nicht, weil Hohenlohe mit dem Gehalt des Staatssekretärs in Folge ungeordneter Vermögensverhältnisse nicht auskommen konnte. Bismarck wußte jedoch einen Ausweg zu finden, indem er Hohenlohe am 30. April 1880 zu seinem Stellvertreter ernannte. Als solcher bezog Chlodwig die erheblich ergiebigeren Bezüge eines Pariser Botschafters weiter. Nach einigen Monaten brach er unter der Arbeitslast zusammen, die ja auch Bernhard v. Bülow, den Vater des jetzigen Reichskanzlers, und später den Freiherrn v. Richthofen zugrunde gerichtet hat, und er zog es daher wieder vor, auf seinen Pariser Posten zu gehen. Fünf Jahre wirkte er dort noch, bis seine Stellung dafelbst unhaltbar wurde. Wodurch, wird nicht ganz klar. Durch den Tod Edwin Manteuffels bot sich Bismarck ein Ausweg, Hohenlohe noch anderswo zu beschäftigen, indem er ihm den Posten des Statthalters von Elsaß-Lothringen verschaffte. Unter einer ganzen Wolke von Kandidaten wurde Hohenlohe gewählt.



Die Schilderung der Statthalterzeit wirkt nun ganz besonders peinlich. Auf Schritt und Tritt ist Hohenlohe lediglich auf seinen Vorteil bedacht, überall wittert er Intrigen gegen sich, bald bei Bismarck, bald bei den Militärs; und zudem hat er es offenbar an jedem Schneid fehlen lassen, weil er den Posten lediglich als eine Sinekure ansah. Geradezu verblüffend wirkt seine ängstliche Sorge um seine Stellung im Kriege und die Zurückweisung, die er deswegen durch Bismarck erfährt (II, 408 f.). Handgreiflich falsch sind seine Vermutungen über Bismarcks Absichten bei Einführung des Paßzwanges. Der „uneigennützig“ Hohenlohe nimmt nämlich an, das habe Bismarck nur getan, um ihm seine Stellung als Statthalter unmöglich zu machen. Weitere Mitteilungen in den Aufzeichnungen widerlegen diese lächerliche Vermutung vollkommen. Konnte der Sohn den Vater nicht vor dieser Blamage schützen? Als Bismarck fällt, ist Hohenlohe längst mit ihm fertig. Obwohl er ihm zwölf Jahre vorher stete Treue zugesichert, hat er innerlich gar keine Gemeinschaft mehr mit ihm. Schon seit dem März 1888 komplotierte er mit Bötticher geflüstert gegen den Gewaltigen (II, 430. 449). Bei dessen Sturz erscheint er in Berlin, horcht alle Parteien aus und gibt sich jeder als Freund, so daß alle ihm vertrauensvoll entgegenkommen. Es ist empörend, wie er sich in Bismarcks Hause einfindet und, obwohl er besonders vom Großherzog von Baden schon längst auf den Sturz vorbereitet war, mit rührender Treueherzigkeit dem verhassten und nun gefallenen Titan versichert, das Ereignis sei ihm ganz unerwartet gekommen. Aufmerksam verfolgt er dann die Laufbahn Caprivis, immer zitternd, daß der Riese aus dem Sachsenwald wieder auftauchen könnte. Er hat offensichtlich die Versöhnung zwischen dem Kaiser und Bismarck bekämpft. Höchst fatal war es ihm, daß Miquel und der Hofmarschall der Kaiserin Friedrich dieser Versöhnung das Wort redeten. Bei der Nennung von möglichen Nachfolgern für Caprivi denkt er nur an sich und seine Stellung als Statthalter. „Mir wäre er recht“ ist das einzige Wort, das er hat, als Botho Eulenburg genannt wird. In der Tatsache, daß Wilhelm II. schließlich nach Hohenlohe selbst griff, obwohl dieser doch bereits fünfundsiebzig Jahre alt war und schon vor vier Jahren als zu betagt gegolten hatte, ist neben anderen Beweggründen wohl gerade der Wunsch zu erkennen, an die Bismarckschen Traditionen anzuknüpfen. Galt Hohenlohe doch allgemein als Bismarcks Freund und Vertrauter. Darum reiste der neue Reichskanzler denn auch sofort nach Friedrichsruh. Eine der seltsamsten Begegnungen! Nach der Veröffentlichung dieser Denkwürdigkeiten kann man nicht mehr davon sprechen, daß dieser Besuch und die sonstigen Rundgebungen Hohenlohes für Bismarck Zeichen aufrichtiger Verehrung waren. Wir müssen diese Besuche als das klägliche Komödienstück eines Greises, der sich nicht zu helfen wußte, ansehen. Und mit welcher großen vertrauensvollen Offenheit empfing ihn der Verbannte im Sachsenwalde! Wie weise Ratschläge erteilte er ihm!

Ontel Eblodwig gefiel es dertweil ganz gut als Reichskanzler; war

ihm doch, angesichts seiner mangelhaften Vermögensverhältnisse, das Gehalt, mit dem doch Bismarck hatte auskommen müssen, verdoppelt worden, woran die Denkwürdigkeiten allerdings nicht erinnern. Mit rührender Selbstzufriedenheit behauptet er gegen einen alten bayerischen Freund: „Unter den obwaltenden Umständen bin ich trotz aller Mängel doch immer noch der beste Reichskanzler“ (26. 1. 1896). Wenn er die altpreussischen Erzellenzen in einer vielbesprochenen Stelle angreift (II, 534), dann ahnt dieses greise Kind nicht, daß gerade die sehr wenig glückliche Haushaltung mit dem Kapital des deutschen Ansehens, in der sich die beiden ersten Nachfolger Bismarcks gefielen, ganz begreiflicherweise die Freude am Reiche bei dem Altpreußentum verringern mußte. Diese Kritik am preussischen Junkertum steht auf derselben Höhe wie das Urteil des dritten Reichskanzlers über das deutsch-englische Abkommen von 1890, das uns Helgoland einbrachte und unermeßliche Vorteile in Afrika aus der Hand gab. Onkel Chlodwig fand dies Abkommen „keineswegs ungünstig“ (II, 470 f.). Obwohl er selbst merkte, daß er auch körperlich zerfiel, ging er nicht. Da er die Arbeit nicht mehr leisten konnte, ließ er andere für sich arbeiten. Bismarck hatte ihm einst gesagt, als er der Befreiung von den Geschäften bedurfte, er habe nicht Lust, sich wie einen „madigen Apfel als Schaugericht auf den Tisch stellen zu lassen“; und ein Bismarck hätte ein ganz anderes Recht darauf gehabt, sich zu ruhen und nur mit seinem Namen zu wirken. Hohenlohe spielte aber ganz gern den „madigen Apfel“. Endlich muß er es doch gefühlt haben, daß sein kaiserlicher Neffe ihn los sein wollte. Er ließ daher Andeutungen fallen, daß er zu gehen bereit sei. Da muß er denn hören, daß des Kaisers Majestät „ganz befriedigt“ zustimmt. Ein reizendes Idyll. Möge dem strebsamen Männchen die Erde leicht sein. Zu dem Grabe in Schillingfürst, wo der dritte deutsche Kanzler ruht, werden deutsche Männer gewißlich nicht wallfahrten, und das große Schloß seiner Väter mit seinen unzähligen Fenstern, das langweilig in die fränkische Landschaft hinausstarrt, wird schwerlich Zeuge patriotischer Kundgebungen für den kleinen Chlodwig werden. Für Patrioten wird's stets ein verwünschenes Schloß sein.

Außer über seine eigene wertvolle Person erfahren wir aus Hohenlohes Denkwürdigkeiten mancherlei Wichtiges über fürstliche Persönlichkeiten. Zu dem Interessantesten gehört das, was wir über König Ludwig II. von Bayern hören. Dieser hochpoetische, ungemein kluge und scharfsinnige, allerdings für die Welt nicht recht geschaffene und selbst für so feine Diplomaten wie Hohenlohe unendlich schwierig zu behandelnde Schwanenritter macht die lebhaftige Neigung, die Bismarck für den König gehabt hat, eine Neigung, die auch in den Denkwürdigkeiten Hohenlohes hervortritt — es war nicht bloß staatsmännische Berechnung, wenn Bismarck den Bayernkönig so besonders zuvorkommend behandelte —, immer verständlicher. Das Geniale in dem Wesen des Schwanenritters auf dem bayerischen Throne fesselte offenbar den Kanzler. In helle Beleuchtung tritt ferner der Großherzog Friedrich von Baden. Seine verdienstvolle Tätigkeit insbesondere zur Zeit

des Fürstentages von 1863 und zwischen 1866 bis 1870 gelangt wirkungsvoll zur Erscheinung. Raum etwas aber in den ganzen beiden Bänden hat einen solchen Eindruck hinterlassen wie das Verhalten dieses Fürsten gegen Bismarck in der letzten Zeit. Man versteht die Naivität von Alexander Hohenlohe nicht, die es fertig bringen konnte, den greisen Großherzog so zur Zielscheibe von Bemerkungen zu machen. Daß der Prinz gegen den jetzigen Kaiser rücksichtslos war, läßt sich zur Not aus Empfindlichkeiten des Hohenloheschen Hauses erklären. Dem badischen Herrscher fühlt er sich aber zu mannigfachem Danke verpflichtet. Er hat sogar von ihm wertvolles Material für die Denkwürdigkeiten bekommen und läßt ihm in der Vorrede ausdrücklich dafür danken. Und nun diese Enthüllungen! Noch am 21. April 1890 hat der Großherzog von Baden über den Rücktritt Bismarcks gegen Hohenlohe „seine besondere Befriedigung“ ausgesprochen. Wie ganz anders empfand doch der Kaiser, der seinem Oheim Karl Alexander damals klagte, es wäre ihm, als wenn er seinen Großvater zum zweiten Male verlore. Großherzog Friedrich aber ist besonders befriedigt gewesen. Das Prestige des verdienten badischen Herrschers hat durch diese Aufdeckungen — darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben — vor der deutschen Nation einen empfindlichen Stoß empfangen. Welch ein Zetermordio erhob sich, als Stöckers Scheiterhaufenbrief bekannt wurde. Der war verständlicher, zumal wenn man ihn mit den gleichzeitigen Briefen Rauchhaupts vergleicht, die Leuß veröffentlicht hat. Erhöht wird durch Hohenlohes Mitteilungen das Ansehen unseres geliebten greisen Selbentkaisers, Wilhelms I. Seine Hoheit, seine Milde, seine Gerechtigkeit, seine aufopferungsvolle Hingabe an die Geschicke der Nation, sein großes Verständnis für alle wichtigen Fragen und nicht zuletzt seine Treue und Gewissenhaftigkeit werden reichlich beleuchtet. Beachtet zu werden verdient, daß er frühzeitig in scharfer Form den Stab über Harry Arnim brach (II, 137). Weniger gut kommt seine hohe Gemahlin davon. Findet Hohenlohe den fürchtbaren Groll, den Bismarck gegen die Kaiserin Augusta hegt und unaufhörlich schroff äußert, auch vielfach übertrieben, so bestätigt er im allgemeinen doch den ungünstigen Einfluß und die stets oppositionelle Haltung dieser temperamentvollen Fürstin. Er läßt scharfe Worte über sie fallen, und noch schärfere Urteile sind in vorsichtige Wendungen gekleidet.

Neben den Mitteilungen über gekrönte Häupter gehört zu dem Wertvollsten das, was über das Treiben der jüdischen Großfinanz ausgeplaudert wird. Namentlich der unglaubliche Einfluß Bleichröders oder doch die unverschämte Anmaßung, mit der dieser Mann auftrat, wird vor aller Augen hingestellt. Einige Proben: „24. 10. 1877. In der inneren Politik arbeitet Bleichröder an einer Reform der Handelsgesetzgebung, Schutzzoll usw.“ „15. 6. 1878. Was mir bei dem ganzen Gespräch unangenehm war, ist, daß Bleichröder doch Einfluß in handelspolitischen Fragen bei Bismarck zu haben scheint. Er tut, als wenn er mitregierte. Bezüglich der Wahlen erzählte er, er habe Instruktionen von Bismarck geholt, gerade als wenn

er, Bleichröder, die Wahlen machen könnte.“ „28. 10. 1879. Dann kam er (Bleichröder) darauf, daß ich Nachfolger Bülow's werden müßte. Er habe es dem Reichskanzler vorgeschlagen.“ „27. 3. 1887. Dies hat Bleichröder als für mich unannehmbar bezeichnet. Er riet, den Staatssekretärposten (im Reichsland) wieder zu besetzen.“ Daß Bismarck dies Wichtigkeit seines Bankiers öfters unliebsam empfand, deutet Hohenlohes Notiz vom 20. Januar 1880 an: „Bleichröder spielt sich auf den Unterstaatssekretär und tut, als mache er alles. Das agaciert den Reichskanzler, und mit Recht.“ Während die „talmudische Weisheit“ Bleichröders, wie Hohenlohe sich einmal ausdrückt, in bengalischer Beleuchtung erscheint, fallen hier und da auch Streiflichter auf die Wirksamkeit der Rothschilds und des Barons Erlanger in Paris. Wenn Liebermann von Sonnenberg dergleichen erzählt, so wollen's die Leute nicht wahr haben. Aber Hohenlohe wird man es wohl glauben müssen. Seltsam mutet es ferner an, zu verfolgen, welche bedeutende Rolle der Timeskorrespondent Blowis, wie bekannt, auch ein Jude, aber ein sehr geistvoller Mann, in der Politik gespielt hat. Der rege Verkehr eines Mannes wie Hohenlohe mit Blowis — nur mit Bleichröder traf Fürst Chlodwig noch mehr zusammen — ist ungemein lehrreich. Blowis zeigt sich nach den Denkwürdigkeiten selbst wiederholt als Kläger, weiterblickend und besser unterrichtet als der deutsche Vorkämpfer in Paris, Fürst Hohenlohe. Es wird einst für die Forschung eine dankenswerte Aufgabe sein, diesen Einfluß der Börsen- und Preßjuden auf die höchste Politik näher zu untersuchen. Gelegentlich wird das internationale Wesen des Judentums neu erhärtet. Wie bezeichnend ist der zornflammende Ausruf von Karl Marx: „Comment, voulez-vous que nous ayons du patriotisme, nous, qui depuis Titus n'avons plus de patrie!“ (II, 397). Dazu stelle man das Wort Lothar Buchers vom 25. Mai 1879: Die Macht des Staates dürfe nicht durch die Juden beschränkt werden.

Tausend Fragen werden sonst noch in den „Denkwürdigkeiten“ berührt. Nicht immer hat der Schreiber seine Angaben aus erster Hand. Namentlich in der späteren Zeit gibt er unleugbar viel nicht zu kontrollierenden Klatsch wieder. Man sollte es nicht für möglich halten, was für gleichgültige, unbedachte, hingeworfene sinnlose Bemerkungen der alte Herr zu Papier gebracht hat. Jeder Mensch, auch der klügste und vorsichtigste, läßt zuweilen Äußerungen fallen, die, aus der Augenblicksstimmung hervorgegangen, keine Kritik und noch weniger die Öffentlichkeit vertragen können. War es bei Chlodwig eine unglaubliche Pedanterie, daß er sich die Zeit nahm, solche Worte zu buchen, so ist es bei den Tagebuchherausgebern schlechterdings nicht zu entschuldigen, daß sie dazu Druckerchwärze angewandten. Sie konnten von manchen Mitteilungen unmöglich annehmen, daß Chlodwig sie jemals veröffentlicht haben würde. Aber wenn auch alles nicht zu kontrollierende ausgeschaltet wird, so bleibt doch neben dem rein persönlich wertvollen Material eine große Fülle des positiven Stoffes, zum Beispiel das, was wir über Bismarcks Tätigkeit in der Luxemburger Frage

erfahren, die Schilderungen über den Berliner Kongreß 1878, die vielen lehrreichen Unterhaltungen mit Thiers, Gambetta und anderen französischen Politikern. All das ist als Bereicherung unseres Wissens höchst willkommen. Auch das Bild, das man von der Pariser Gefelligkeit gewinnt, ist nicht übel. Diese Fürstin Lise Trubestoy, über deren Erscheinen in Berlin die Mitglieder des europäischen Kongresses samt und sonders so entsetzt sind, muß ja eine seltsame Pflanze gewesen sein; es mutet eigentümlich an, den kleinen Hohenslohe als ständigen Besucher ihres Salons kennen zu lernen. Merkwürdig ist die schon 1868 ausgedrückte Bewunderung des klugen Halbbruders Napoleons für Bismarck. Sonderbaren Klatsch läßt sich Hohenslohe im Dezember 1868 vom Grafen Usedom aufsitzen. Mehrere köstliche Züge werden von dem Urbilde des Serenissimus, Großherzog Karl Alexander, berichtet. Einmal erzählt Hohenslohe launig, wie der hohe Herr bei der Unterhaltung einschläft. Weiterer noch wirkt ein Mißverständnis der königlichen Hoheit. Hohenslohe orientiert den Herzog, der Präsident der Republik, Grevy, sei etwas formlos. „Dieser Kanadier kennt Europas überfüllte Höflichkeit nicht.“ Der Großherzog: „Das habe ich gar nicht gewußt, daß Grevy aus Kanada ist.“ Ein guter Mann war der Bruder Chlodwigs, der Kardinal Hohenslohe, aber doch auch matt wie eine Fliege. Der schrieb am 18. März 1870 aus Rom seinem Bruder über das Vatikanische Konzil: „Stupidität und Fanatismus reichen sich die Hand und tanzen die Sarantella und machen dazu eine Raßemusik, daß einem Hören und Sehen vergeht.“ Aber er stimmt für die Unfehlbarkeit. Dazu muß man Chlodwigs eigenes Wort halten: „Wenn man die sittliche Verkommenheit, den vollständigen Mangel ehrenhafter Gesinnung bei den Bischöfen betrachtet, so schaudert man über den Einfluß, den das jesuitische Element in der katholischen Kirche auf die menschliche Natur ausübt“ (II, 29).

Ungemein interessant sind die vielen Bemerkungen darüber, ob für Rußland eine Konstitution nötig sei oder nicht. Wilhelm I. und Bismarck standen diesem Gedanken skeptisch gegenüber. Wilhelm I. hat am 20. Jan. 1880 erklärt, ihre Einführung würde für Rußland den Anfang des Zerfalls bedeuten. Bismarck befürchtete (1881), daß dann in Rußland nur gute Redner zu Ministern gemacht werden würden. Einige Male hatte Hohenslohe mit Turgenjew anregende Unterhaltungen. Hier und da errät man die befremdliche Rolle, die Herr Geheimrat v. Holstein in der neueren deutschen Geschichte gespielt haben muß. Das scheint ja so eine Art heimlicher Kanzler gewesen zu sein. O seliger Langbehn, du hast doch nur etwas von einem heimlichen Kaiser geträumt! Aber das Antlitz dieses heimlichen Kanzlers ist, nach den Memoiren zu schließen, kein erfreuliches Antlitz. Eine überraschende Mitteilung macht gelegentlich der alte Kaiser dem Fürsten Chlodwig: König Ludwig II. von Bayern habe anfangs in Versailles durch den jetzigen Prinzregenten (statt der Kaiserkrone) ein Alternat zwischen Preußen und Bayern vorschlagen lassen (II, 395). Davon hat auch der verstorbene Ottolar Lorenz in seinem bekannten Buche „Kaiser Wilhelm und die Begründung

des Reichs“ nichts mitzuteilen gewußt. Zur Kritik von Kaiser Friedrichs Tagebuch verdient darauf hingewiesen zu werden, daß Herr v. Roggenbach schon am 23. April 1870 zu erzählen wußte, Bismarck wolle den König zur Annahme der Kaiserkrone bewegen; und am 27. April 1870 notiert der Tagebuchschreiber: „Die Diplomaten rennen seit einigen Tagen umher und stecken die Köpfe zusammen. Sie behaupten, daß Bismarck mit dem Gedanken umgehe, den König zu veranlassen, den deutschen Kaisertitel anzunehmen.“ Der Erzählung Radolins über Bismarcks Wort zur Kaiserin Friedrich: „Ich bitte um Mitgefühl“ kann kaum Glauben beigegeben werden. Ein neues Zeichen dafür, daß der regierende deutsche Kaiser einen guten Blick für tüchtige Persönlichkeiten besitzt, haben wir in der Tatsache zu sehen, daß lediglich ihm die Berufung des Grafen Posadowsky gedankt werden muß. Zu dem Wichtigsten gehört, was Hohenlohe über die auswärtige Krisis vom September 1879 zu sagen weiß. Über diese haben wir namentlich von Moriz Busch und Bismarck selbst, auch von Mittnacht manches erfahren. Nun zeigt es sich, daß Hohenlohe, von Bismarck beeinflusst, damals auch auf den alten Kaiser eingewirkt hat und, ganz neu, daß die Kaiserin Augusta damals mit Bismarck übereinstimmte. Besonders reichhaltig sind die Denkwürdigkeiten natürlich in dem, was sie über Bismarck selbst bringen. Daran wird die Forschung noch lange zu zehren haben. Doch verdient hervorgehoben zu werden, daß ein engeres Verhältnis zwischen Bismarck und Hohenlohe, wie man früher vielfach geneigt war anzunehmen, niemals bestanden hat. Ebenso fällt es auf, wie kühl im ganzen genommen doch das Verhältnis zwischen Hohenlohe und Wilhelm I. gewesen sein muß. Das zeigt allein das dürftige Billet des Kaisers an Hohenlohe, das nachgebildet gegeben wird. Die Männer, die nur einigermaßen das Vertrauen des alten Kaisers längere Zeit besaßen, durften sich in der Regel ganz anders gehaltener Schreiben von ihm rühmen. Reizende Bonmots von Bismarck kommen zutage. Das vom „madigen Apfel“ habe ich schon erwähnt. Am 24. März 1871 sagt Bismarck zu Hohenlohe: „Der Reichstag mache ihm den Eindruck wie das, was ihm seine Eltern von seiner Kindheit erzählt hätten. Er hätte einen Garten bearbeitet und da jeden Tag die Pflanzen herausgezogen, um zu sehen, wie dick die Radieschen seien. So mache es der Reichstag selbst. Man müsse im Deutschen Reiche die Dinge sich von selbst entwickeln lassen und Geduld haben.“

Vielleicht übt die Verlagsbuchhandlung Barmherzigkeit und schlägt dem Prinzen Alexander, wenn die Kauflust des Publikums abflaut, eine Kürzung der Memoiren vor, in der Weise, daß sie die unendlichen Jagdgeschichten und ähnliches wertloses Zeug streichen läßt. Hat doch Chlodwig Hohenlohe selbst geklagt, daß die Jagd zur Abgötterei geworden sei. Auch einige der Reden des Memoirenschreibers können getrost wegbleiben. Dieser Seifenschaum ist es wahrhaftig nicht wert, daß man damit das Publikum bebelligt. Sind einmal Streichungen in diesem Sinne vorgenommen, so

wird das falsche Urteil, welches sich vielfach über die Memoiren durch das Herauszerren sensationeller Einzelheiten gebildet hat, um so schneller verschwinden, und man wird allgemein erkennen, daß die Denkwürdigkeiten des dritten Kanzlers es verdienen, in ihrer Totalität gelesen zu werden.



## Mein Apfelbaum

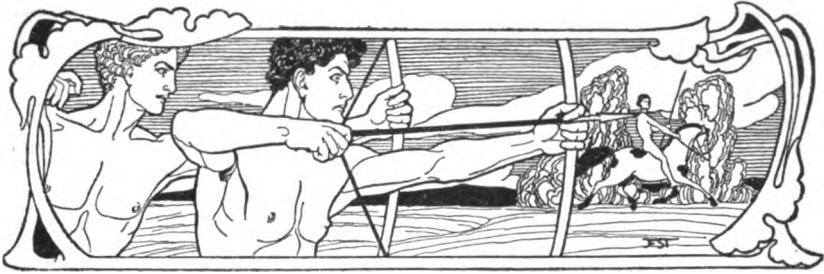
Von

Ernst Preczang

Vor meinem Fenster stand ein Apfel- baum	Nun nach der Jahre stetem, stillem Fleiß,
Jahraus, jahrein,	Nach strenger Sucht
Ich pflanzte ihn, ein Jährchen war er kaum,	Verhieß er, wangenrot und blüten- weiß,
In dieses grüne, runde Beet hinein.	Die erste saftigsüße Frucht.
Ich pflegte ihn, wie man ein Kindlein pflegt, An jedem Tag,	Ich sah ihn mir an jedem Morgen an Mit heitrem Blick
Und sah voll Freude jene Kraft bewegt, Die heimlich wirkend in der Tiefe lag.	Und lächelte in leisem Stolz und sann Die Jahre all und ihre Müß' zurück. . . .
Ich sah ihn aufwärts streben in das Licht So jung und schlank;	Und nun? . . . In dieser Nacht fuhr um mein Haus
Der runde Stamm ward fest, das Laub ward dicht,	Ein wütend Wehn.
Kein Faserchen an ihm war well und krank.	In meinen Schlummer drang das Wind- gebräus
	Und leises, klagendes Geföh'n.
Gesund und stark, elastisch, säftevoll Wuchs er heran;	Aus meinen Träumen riß es mich empor Und rief mich wach,
Was in die Adern aus der Erde quoll, Er nahm es dankbar, emsig bauend, an. —	Wie Hilferufe klang es an mein Ohr, Als ob ein trotz'g Leben jäh zerbrach.
So stand er nun in dieses Frühjahrs Glanz	Dann ward es still. Des Morgens erster Strahl
Laufreisch und grün.	Der goldne, sand
Mit jungen Knospen überhangen ganz, Verhieß er prächtig, farbenfroh zu blüh'n.	In stiller Schönheit wieder Berg und Tal, Von bunten Blüten rings besät das Land.

Doch was ich hütete vor Frost und Wurm,  
Was gestern noch in stolzer Jugendpracht —  
Zerbrochen lag's, vernichtet von dem Sturm  
In einer Nacht.





## Vidar

Skizze  
von  
Harald Ribbe

**F**enris, der Böse, hatte gesiegt.

Der letzte Kampf war gelämpft, der Kampf zwischen den Mächten des Lichtes und der Finsternis, und die Mächte der Finsternis hatten gesiegt.

Die drei Fimbulwinter waren über die Erde dahingegangen, und in ihrem nächtlichen Unwetter und Schneegestöber war alles Lebende umgekommen.

Alle Menschenkinder waren tot, und alle Tiere, die man nennen kann, — alle, die laufen und fliegen, alle, die kriechen und schwimmen, — alles, alles war tot und die Erde ganz leer.

Ragnarokur, die Götterdämmerung, brach an.

Gewaltige Stürme hatten unter dem Himmel getobt, aus dem Schoß der Erde brach Feuer hervor und zerstörte Asgards hohe Burgen. Das Meer rollte schäumend über seine Ufer, und der Midgardswurm wälzte sich über die Lande. Ygdrasils herrliche Esche war durch Nidhöggurs wuchtige Schläge gefällt, während Sonne und Mond in der einbrechenden Nacht vergingen.

Da waren die Geister des Frostes von allen Ecken und Enden herbeigekommen, hatten sich auf der „Nagelfahrt“, dem aus den Nägeln toter Männer gebildeten Schiff, eingeschifft und waren zu der großen Versammlung gefegelt.

Und Heimdals klagendes Horn hatte, unter dem aufreizenden Schrei der Walküren, die Götter zusammengerufen; wie früher so manches Mal zu jubelnden Festen in strahlenden Sälen, so jetzt zum Tode.

Sie folgten alle dem Ruf, und scharten sich stumm um den Heerführer Odin auf seinem wiehernden Hengst. In schimmernden Rüstungen ritten sie über die flammende Brücke, die unter den Hufschlägen des letzten Rosses zusammenbrach.

Auf der Ebene Vigrid stießen die beiden Heere zusammen.

Im Schein der erlöschenden Sterne wurde hier der letzte, der fürchterlichste Kampf ausgefochten.



Wie ein brausendes Meer wälzte der Kampf sich über die weite Ebene, und die blanken Waffen der Götter mischten sich blitzend mit den schwarzen Keulen ihrer Gegner.

Manch einer der Götter hatte hier sein Leben lassen müssen; zu Tode getroffen stürzten sie über ihre gefallenen Feinde; Türme von Leichen häuften sich gegen den dunklen Himmel, schlante Götter zwischen zottigen Kobolden, die Kinder des Lichts zwischen denen der Finsternis.

Zuletzt waren nur noch Odin, der Vater der Götter und Menschen, der Ursprung und Quell alles Guten, und Fenris, der Fürst der Finsternis, übrig.

Sie kämpften nun den allerletzten Kampf.

Da brach Gungner, Odins Speer, an Fenris' Brustpanzer entzwei, und durchbohrt von dem Spieß seines Gegners sank er, tödlich getroffen, über die Leichen aller seiner Söhne zu Boden.

Nun war alles vorbei. Vorbei die herrlichen Freuden der Götter in Walhallas hohen Sälen, vorbei der Menschen bescheidenes Glück in Midgard's Hütten, vorbei die fröhlichen Tänze von Freias Jungfrauen, vorbei die Winterfeste und Sommertage, vorbei die Freuden der Liebe, vorbei alles Edle und Schöne, alles Edle und Gute.

Nur Fenris allein war übrig geblieben.

Hoch über der Wahlstatt erklang sein Triumphgeschrei. Über der leer gewordenen Erde hallte es wieder. Denn Fenris allein war übrig geblieben.

Mit einem Sprunge setzte er über die Leichen hinweg; durch die öden Lande jagte er über die ganze Welt, wo er nun Alleinherrscher war. Im Triumph jagte er dahin.

Auf einer weiten Heide im höchsten Norden blieb er lauschend stehen.

Er hörte den Sturm über die Erde brausen, das Rauschen ferner mächtiger Gewässer, das Sausen entblätterter, kahler Wälder in der dunklen Nacht.

In der schweren, düsteren Luft und im Heidekraut zu seinen Füßen hörte er einen wimmernden, ächzenden Ton. Und seinen eigenen zischenden Atem hörte er, — sonst gar nichts in der ausgestorbenen Welt.

Da knurrte Fenris heiser, denn es verlangte ihn, einen Laut zu hören, der ihm troste, er begehrte einen Feind, den er besiegen, oder einen Sklaven, den er unterjochen konnte, — er begehrte etwas zu zerstören!

Aber da waren keine Feinde zu überwinden, keine Sklaven zu demütigen, — da war nichts mehr zu verderben.

Da stieß Fenris ein lautes Geheul aus, und er machte sich auf, um etwas zu finden, woran er seinen Haß auslassen konnte.

Aber er fand nichts als den Wind und die Finsternis, die immer dichter wurde, als nun die letzten Sterne erloschen. Nichts als eine fürchterliche, sturmdurchtoste Öde.

Das hatte er nicht bedacht: daß wenn alles andere verschlungen und zerstört wäre, nur er allein übrig bleiben würde, er, Fenris, — ohne Feind und ohne Beute, ohne ein Wesen, das sich vor ihm fürchten oder das Haupt gegen ihn erheben könnte.

Aber da war es ihm, als rührte sich etwas dort drüben, als bewegte sich die Finsternis auf ihn zu, und ihm entgegen schritt jetzt eine hohe, mächtige, in Sturm und Wolken gehüllte Gestalt.

Ihn hatte er vergessen, er war noch übrig, Vidar, der stumme Gott, der Gott der Einsamkeit und Öde.

Mit einem gellenden Geheul fuhr er ihm entgegen, mit aufgerissenem Rachen sprang er auf ihn zu.

Aber scheu und furchtsam wie ein Hund kroch er winselnd vor seinen Füßen.

Denn er hatte in seine großen, leeren Augen gesehen, er hatte den eifigen Hauch seines Mundes verspürt. Feige wand er sich vor seinen Füßen.

Und da setzte Vidar ihm den Fuß auf den Nacken und zermalnte ihn.

Dann erhob er den Blick zu dem jetzt ganz dunklen Himmel; alle lärmenden Wasser schwiegen, die tausenden Wälder verstummten und starrten gen Himmel, alle Wege und Ebenen und Klippen und Felsen folgten ihrem Beispiel.

Ein greller, roter Blitz zuckte auf, ein mächtig rollender Donner ertönte, und die Welt ging unter.



## Das Ideal

Von

Hero Mar

**E**in Maler wollte auf einem Gemälde die Unschuld darstellen und suchte dazu ein Modell.

Er reiste von Ort zu Ort, von Dorf zu Dorf und konnte nichts Passendes finden.

So war er bis in die einsamste Eifelgegend gestiegen.

Da kam ihm im elendsten Dörfchen auf dem Feldweg ein weißer Vogel entgegen.

Seine Federn waren glänzend und weich und tadellos wie frischgefallener Schnee.

Da rief der Suchende begeistert: „Hier kommt mein Ideal!“

Der seltene Vogel gehörte einem Bauern, und der Enthusiast erstand ihn für seltenes Gold.

Glücklich über seinen Besitz zeigte er ihn voll Entzücken einem Freunde.

Der Freund aber malte nur hüßende Magdalenen. Er schüttelte erstaunt den Kopf und sprach:

„Römischer Kerl! Das ist ja nur — eine Gans!“





## Paul Gerhardt

Ein Gedenkblatt zu seinem dreihundertjährigen Geburtstage

Die evangelische Kirche feiert in diesen Tagen das Gedächtnis Paul Gerhards, eines ihrer ersten Lieberdichter. In Lübben wird man ihm ein Denkmal setzen; ohne das geht's mal heutzutage nicht ab, und doch gehört Paul Gerhardt zu den Männern, die keines Denkmals von Stein bedürfen, weil er fortlebt in dem, was er der Mit- und Nachwelt gegeben hat.

Leider sind die Nachrichten über die innere Entwicklung und die äußeren Schicksale dieses trefflichen Mannes äußerst spärlich. Das wird uns so recht deutlich, wenn wir die Biographien in die Hand nehmen, die jetzt zahlreich erschienen sind, und von denen uns vier vorliegen (Paul Gerhardt. Ein Bild seines Lebens von D. Paul Kaiser. Mit zahlreichen Illustrationen. Leipzig, M. Sefses Verlag. 77 Seiten, geb. 80 Pfg. — Paul Gerhardt. Ein Gedenkbüchlein zur dreihundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages von Paul Blau. Berlin, Deutsche Sonntagsschulbuchhandlung. 15 Pfg., 100 Stück 10 Mk. — Paul Gerhardt. Sein Leben und seine Lieder. Von Ernst Kochs. Preisgekrönte Festschrift der „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Konferenz“. Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf. [Georg Böhme]. 7 Bogen mit über 40 Abbildungen. 80 Pfg., 5 Exempl. à 70, 200 à 38 Pfg. — Endlich: Paulus Gerhardt. Von Prof. D. Paul Wernle. 2. Heft der IV. Reihe der bei J. C. B. Mohr, Lüdingen, erscheinenden „Religionsgeschichtlichen Volksbücher“. 50 Pfg., kart. 75, geb. 1.50. Alle vier Büchlein sind trefflich in ihrer Art, gleich herzlichwarm geschrieben, das erste als literarhistorische Leistung das wertvollste, weil gründlich und selbständig).

Paul Gerhardt wurde am 12. März 1607 zu Gräfenhainichen als der Sohn des dortigen Bürgermeisters geboren. Er besuchte von 1622—27 die Fürstenschule zu Grimma, darnach von 1628 bis wahrscheinlich 1642 die Universität zu Wittenberg, die damals eine Hochburg des Luthertums war. 28 Semester — er ist also ein recht bemoostes Haupt gewesen. Es herrschte eben damals in Deutschland der fürchterliche Dreißigjährige Krieg; alle seine Schrecken hat Paul Gerhardt erlebt, Hungersnot und Pest, Brand und Mord. Es ist aus harter Erfahrung heraus gesprochen:

„Was ist mein ganzes Wesen  
Von meiner Jugend an  
Als Müß' und Not gewesen?  
Solang ich denken kann,

Sab' ich so manchen Morgen,  
So manche liebe Nacht  
Mitummer und mit Sorgen  
Des Herzens zugebracht.“

1643 finden wir unsern Dichter in Berlin im Hause des Kammergerichtsadvokaten Andreas Barthold, wahrscheinlich als Hauslehrer tätig. Die Freunde, die er sich dort erwarb, empfahlen ihn nach Mittenwalde. 1651 wird aus dem 44jährigen Kandidaten ein Propst. Dort auch gründete er seinen Hausstand mit einer Tochter des Barthold'schen Hauses, die ihm vier Kinder gebar, von denen jedoch drei bald wieder starben. 1657 wird er dann nach St. Nicolai in Berlin berufen. Doch nur neun Jahre bleibt er in diesem Amt, dann wird er abgesetzt. Warum?

Es war damals eine wunderliche Zeit; die Theologie stand im Mittelpunkt der geistigen Interessen. Nicht nur die Pfarrer und Professoren, auch Fürsten und Herren waren wohlgerüstete, zünftige Streiter für „die reine Lehre“. Der lange Krieg, der das Unheil des Zwiespaltes zwischen Lutheranern und Reformierten doch zur Genüge offenbar gemacht hatte, hatte leider die Köpfe und Herzen einander nicht näher gebracht, das Theologengegänk dauerte fort. Wir haben heute schier kein Organ mehr für die Spitzfindigkeiten jener Polemik; jenes Geschlecht aber lebte und webte darin, zerriß und verbiß sich mit fanatischer Erbitterung. Der reiche Liebesfegen damaliger Zeit enthält bezeichnenderweise keinen Preis der Bruderliebe, den hat uns erst Singendorf geschenkt in seinem „Herz und Herz vereint zusammen“. Die Lutheraner wurden von reformierten Kanzeln „Ubiquitisten, Flacianer, Pelagianer“ gescholten, die Reformierten wiederum von der Gegenseite „Manichäer, Sacramentschänder, Majestätsfeinde“.

Wie nun einst Philipp der Großmütige von Hessen, so versuchte auch der Große Kurfürst, der selbst reformiert war, eine Union zu stiften, damit endlich Friede und Duldsamkeit in die Kirche eintrehe. Seinem guten Willen entsprach leider nicht der Weg; er wählte Zwangsmittel, wodurch das Übel nur ärger ward. Näheres darüber finden wir in dem überaus interessanten Buche „Die Kirchenpolitik der Hohenzollern“. Von einem Deutschen. (Neuer Frankfurter Verlag. 5 Mk. brosch.) Den verlangten Revers, sich allen Edikten des Kurfürsten unterwerfen zu wollen, unterschrieb Paul Gerhardt nicht, und so wurde er mit noch zwei anderen lutherischen Kollegen seines Amtes entsetzt. Zwar erließ der Kurfürst auf vielfaches Bitten Gerhardt die verlangte Unterschrift, doch ließ er ihm sagen, er erwarte, daß Gerhardt auch ohne Unterschrift sich den Edikten gemäß verhalten werde. Das feine Gewissen des Dichters konnte jedoch die also erwiesene Gnade nicht annehmen. Bis 1668 bleibt Paul Gerhardt noch in Berlin und seiner Amtswohnung, von seiner Gemeinde treulich unterstützt. Daß er ins Elend gegangen und in größter Not das Lied „Befehl du deine Wege“ gedichtet habe, ist eine unbegründete Sage. Endlich 1668 wird er Archidiaconus zu Lübben, wo er 1676 gestorben ist.

Das ist in kurzen Zügen das Leben des Dichters, nun zu seinen Liedern, von denen eine Neuausgabe vorliegt, die nicht genug empfohlen werden kann. (Paul Gerhardts sämtliche Lieder. Bearbeitet und herausgegeben von D. Paul Kaiser. Leipzig, Max Hesse. Brosch. 1.40 Mk., geb. 2 Mk., Geschenkband 3 Mk.) Vorab muß das feine Geschick anerkannt werden, mit dem archaische Ausdrücke geändert sind.

Zunächst fragen wir: Wie ist das Verhältnis unsres Sängers zu Luther, seinem großen Vorgänger? — Luthers Lieder sind gewaltig und knorrig, Bekenntnisse der ganzen Gemeinde zum göttlichen Heil. Luther singt zum Christfest: „Lobt Gott, ihr Christen allzugleich“, Paul Gerhardt dagegen:

„Ich steh' an deiner Krippe hier“. An Stelle des Lutherschen „Wir“ tritt bei ihm das „Ich“. Gerhardts Lieder haben durchaus subjektiven Charakter; die einzelne Seele tritt Gott und ihrem Heiland gegenüber mit dem Ausdruck ihrer Heilsfreudigkeit, ihres Lobens und Dankens, Klagens und Bittens. Persönliches, erlebtes Christentum ist der Inhalt aller Gesänge Gerhardts, und ob auch hier und da uns die Dogmatik jener Zeit entgegentritt, der modernste Mensch kann diese Psalmen mitsingen, wenn er anders ein Christ ist, weil ihre Grundstimmung rein religiös ist.

Und dazu kommt noch ein anderes: — Paul Gerhardt war nicht nur ein glaubensstarker, gottinniger Christ, er war auch ein *Dichter*. Wie hoch steht er da in einer Zeit, in der man die Dürre und Nüchternheit eines Opiz und den widerlichen Schwulst eines Hoffmannswaldau für Poesie hielt. Der Ton der Lieder Paul Gerhardts ist durchaus natürlich und volkstümlich, ihre Form anschaulich, ihre Sprache von ergreifendem Wohlklang. Ich brauche zum Beweise des bloß an die Perlen seiner Lieder zu erinnern: „Befiehl du deine Wege“, „O Haupt voll Blut und Wunden“, „Warum sollt ich mich denn grämen“, „Geh aus, mein Herz, und suche Freud!“ Gerade dieses Sommerlied ist mir besonders ans Herz gewachsen, weil darin eine sonst seltene, fromme Naturfreude lebt, die wir nur in den Psalmen Israels finden, und die uns Evangelischen lange verloren war.

Wer schreibt die Geschichte dieser Lieder? Gott allein könnte es. Er allein weiß, wieviel Menschenkinder darin das Beste ausgedrückt fanden, das in ihren Seelen lebte. Wie vielen haben diese Lieder freudige Kraft und trostreichen Frieden gegeben in Kampf, Not und Tod! Und wenn in der Matthäuspassion die zwei herrlichen Strophen: „Wenn ich einmal soll scheiden“ und „Erscheine mir zum Schilde“, von dem großen Thomaskantor harmonisiert, erklingen, so faltet auch der sonst Fernstehende die Hände und neigt Haupt und Herz, ergriffen von Andacht, überwunden durch die Sterbefreudigkeit des Christenglaubens.

Darum nochmals, — Paul Gerhardt bedarf keines Denkmals von Stein. Er gehört zu denen, die sagen können: „Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werk verkündigen.“ Er hat ein dauerndes Bürgerrecht in der Christenheit.

Auch wir weisen ihm gern zur dreihundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages einen Kranz dankbarer liebender Erinnerung.

Erwin Gros



## Neue Kämpfe in der Wohnungs- und Bodenfrage

In den letzten ein bis zwei Jahrzehnten hatte sich in Deutschland unter ziemlich harten Kämpfen die Meinung durchgerungen, daß das übliche große städtische Miethaus bei uns, die Mietkaserne, und insbesondere ihr Berliner Typus, vom Übel sei, und daß wir auf kleinere Häuser und eine weniger intensive Bauweise hinarbeiten müßten. Man kann wohl sagen, daß diese Anschauung in der Theorie fast ganz und in der Praxis wenigstens teilweise

gesiegt hatte. Als ihr theoretischer Hauptvertreter muß der jetzige Berliner Privatdozent Rudolf Eberstadt gelten; aber auch eine große Zahl anderer stand auf ihrer Seite. Da begann sich seit einigen Jahren Widerspruch zu regen. Zuerst von Stuttgart aus in Zusammenhang mit den dortigen langjährigen Kämpfen um den Stuttgarter Bebauungsplan; dann auf der Versammlung des Vereins für Sozialpolitik 1901 in München und in den hierfür herausgegebenen vorbereitenden Schriften durch Professor Andreas Voigt von der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften in Frankfurt a. M. Und nun hat Professor Voigt vor einiger Zeit eine zusammenhängende Darstellung seiner Anschauungen in Buchform herausgegeben: „Kleinhaus und Mietkaserne. Eine Untersuchung der Intensität der Bebauung vom wirtschaftlichen und hygienischen Standpunkte.“ (Berlin, Julius Springer, 1905). Freilich ist Voigt nicht der alleinige Verfasser des Buches, das letzte Kapitel ist von einem praktischen Architekten, Paul Geldner, verfaßt, der auch sonst an dem Ganzen, insbesondere durch Lieferung von Materialien, mitgewirkt hat. Indes können wir dieses letzte Kapitel des Buches hier weglassen; wir bemerken nur, daß es die Beschreibung eines neu geschaffenen Miethauskomplexes in Charlottenburg, des sogenannten Goetheparkes, enthält, dessen Studium bei der anscheinend ausgezeichneten und originellen Lösung der Aufgabe den Architekten und den Praktikern der Wohnungsfrage allerdings dringend empfohlen werden kann. Die von Professor Voigt verfaßten Kapitel nun haben bereits Anlaß zu einer starken literarischen Fehde gegeben und werden dies wohl auch noch weiter tun, denn ganz abgesehen von den sachlichen Gegensätzen der Meinungen stößen sie von teilweise sehr heftigen Angriffen gegen alle möglichen, bisher mehr oder minder als Autoritäten auf unserm Gebiete geltenden Personen: Schmoller, Adolf Wagner, Prof. Baumeister Prof. Fuchs, Geh. Baurat Stübben, Friedrich Naumann, Adolf Damaschke u. a. m.; insbesondere aber ist der obengenannte Berliner Privatdozent Dr. Eberstadt durch das ganze Buch hindurch fortlaufend auf das schwerste angegriffen.

Was sagt nun Voigt sachlich? Nach einer längeren Darstellung des Kampfes der Anschauungen bei uns in der Frage „Kleinhaus oder Mietkaserne?“ erörtert er eingehend, ob die intensive Bebauung der Bauplätze mit vielstöckigen Mietkasernen statt mit Kleinhäusern die Mieten pro Einheit des Gebotenen, also z. B. pro Kubikmeter Wohnraum oder für eine sonst ganz gleiche Wohnung dem Kleinhause gegenüber verteuere. Voigt verneint das; im Gegenteil, muß man nach ihm annehmen, haben die Wohnungen in der Mietkaserne eher Anwartschaft darauf, billig zu sein, als die im Kleinhause. Zum Beweise dessen setzt Voigt ausführlich und unter Beibringung von wertvollem Material auseinander, daß die reinen Baukosten, also ohne die Bodenkosten, pro vergleichbare Einheit, z. B. pro Kubikmeter umbauten Raumes beim großen und hohen Hause, eben bei der Mietkaserne, erheblich billiger seien als beim Kleinhause. Da nun überdies der Preis derselben Fläche Bodens sich bei der Mietkaserne naturgemäß auf sehr viel mehr Wohnungen verteilt als bei dem Kleinhause, so ergibt sich, daß bei intensiver, mietkasernenmäßiger Bebauung die Bodenpreise sehr viel höher sein können als beim Kleinhause und bei weiträumiger Bauweise, ohne daß deshalb im ersteren Falle die Mieten teurer zu sein brauchen als im letzteren. Ja, es ist eher eine Vermutung auf etwas größere Billigkeit trotz der hohen Bodenpreise bei der intensiven Bebauung gerechtfertigt, da es doch immerhin leicht sein kann, daß die durch sie gebotenen

pekuniären Vorteile wenigstens nicht gänzlich in die Taschen der Bodenbesitzer und Bauunternehmer fließen, sondern etwas davon auch der Mietbevölkerung zugute kommt.

Vieles in diesem Teile der Voigtschen Ausführungen ist gewiß recht wertvoll und namentlich die Art seiner Durchführung mit genauen Materialien und Rechnungen beachtenswert. Aber verschiedenes ist doch auch gegen diesen Teil einzuwenden.

Zunächst bringt Voigt damit eigentlich nichts Neues vor gegenüber dem, was er schon vor einigen Jahren für den Verein für Sozialpolitik behauptet und dargelegt hatte; er baut nur das Damalige aus und ergänzt es.

Ferner ist zu sagen, daß trotz aller Anstrengungen Voigts die Frage, ob und namentlich um wieviel etwa der Kubikmeter Wohnraum den reinen Baukosten nach in der Mietkaserne billiger zu erstellen sei als im Kleinhause, mit seinem Buche nicht endgültig entschieden ist. Voigt gibt zu und berücksichtigt selber den Umstand, daß im Kleinhause doch auch wieder gewisse bauliche Ersparnisse gegenüber der Mietkaserne möglich sind: geringere Dicken der unteren Mauern, schwächere Fundamente u. dgl. m. Die Sache liegt nun aber doch offenbar so, daß die Frage, wieviel von dem, was für die Mietkaserne baulich notwendig erscheint, im Kleinhause entbehrt werden kann, theoretisch gar nicht vollständig zu beantworten ist. Das Klima, die Verschiedenheit der Gewohnheiten und Anforderungen, das Geschick oder Ungeschick des Baumeisters, kurz die tausend Umstände der praktischen Wirklichkeit spielen da doch eine Rolle, welche keine Theorie vorher genau zu bestimmen vermag. Und vollends gilt das natürlich von dem rein psychologischen Gesichtspunkte, daß viele für die Annehmlichkeit, in einem kleinen Hause allein oder nur mit wenigen Familien zusammen zu wohnen, auf manchen Komfort der Mietkaserne gern verzichten werden. Eine größere praktische Erfahrung haben wir aber in Deutschland, wenigstens bisher, schon aus dem einen Grunde nicht sammeln können, weil unsere Bauordnungen betreffs der baulichen Ausführung der Häuser und Wohnungen im allgemeinen schematisch die gleichen Anforderungen an große und kleine Häuser stellten und erst neuerdings anfangen etwas hiervon abzugehen.

Auch erhebt sich noch ein dritter Einwand, nämlich daß unter den bisherigen Verhältnissen die billigeren Baukosten der Mietkaserne gar nicht ohne weiteres zu ihren Gunsten ins Gewicht fallen. Voigt selber rechnet andauernd mit dem Umstande, daß da, wo die Mietkaserne baupolizeilich zugelassen ist, die Bodenpreise im allgemeinen auf eine Höhe steigen, die nicht nur der größeren Zahl der auf der gleichen Fläche unterzubringenden Wohnungen entspricht, sondern darüber hinaus mindestens einen sehr großen Teil der Ersparnis an relativen Baukosten gegenüber dem Kleinhause verschlingt. Andererseits besteht durchaus die Möglichkeit, wenigstens da, wo die Bodenpreise noch niedrig sind, sie so niedrig zu halten, daß bei späterer Bebauung mit Kleinhäusern nicht nur kein größerer Betrag an Baukosten als bei der Mietkaserne die einzelne Wohnung trifft, sondern im Gegenteil ein so viel kleinerer, daß dadurch die Differenz der relativ höheren Baukosten der Kleinhäuser wieder hereingebracht wird. Scharfe Bauordnungsbeschränkungen allein werden freilich wohl zu diesem Erfolge nicht genügen, dazu wird es auch einer kräftigen aktiven Bodenpolitik der Gemeinden und des Staates usw. bedürfen. Wir haben also, auch wenn die Voigtschen Behauptungen



*Gott, mein Schöpfer, der Lobgesänge  
gibt in der Nacht* *Psalm 134, 10*



Rudolf Schäfer  
(Bilder zu Liedern Paul Gerhards)





tungen betreffs der relativen Baukosten zutreffen, doch nicht mit Notwendigkeit zu wählen zwischen der billigen Mietkaserne und dem teuren Kleinhaus, sondern es ließe sich, mindestens in weitem Umfange, erreichen, daß die Wohnung in dem einen Fall so teuer oder so billig wäre wie in dem andern, oder doch wenigstens, daß der Unterschied nicht so sehr erheblich wäre. Es kommt eben nicht nur auf die Baukosten an, sondern auch auf den Bodenpreis; er gleicht viel aus, zum Guten wie zum Schlechten hin.

Prof. Voigt beschäftigt sich nun in mehreren Kapiteln mit den Bodenpreisen für unbebautes Land und mit ihrer Entstehung, und hier ist es, wo er sich verhängnisvollen und schwerwiegenden Irrtümern hingibt. Im Mittelpunkt seiner Erörterungen steht da der Satz, daß der Preis des baureifen Landes im wesentlichen durch die Mieten bestimmt werde. Das ist eine Aufstellung, deren Tragweite man sich erst klarmachen muß. Für die Wohnungsfrage würde sie bedeuten, daß alle Bodenpolitik für die Verbilligung der Baustellen und auf diesem Wege der Mieten nutzlos ist, denn es bestimmen eben die Mieten die Bodenpreise und nicht umgekehrt. Und vom baureifen Lande aus rückwärts gerechnet bedeutet der Satz, daß der Preis des Bodens auch in den vorangehenden Stadien der Spekulation im Grunde doch durch die Mieten reguliert wird, also auch hier eine sozialpolitische Einwirkung durch Verwaltungsmaßregeln usw. ziemlich hoffnungslos ist. Voigt steht denn auch durchaus nicht an, diese Folgerungen der Hoffnungslosigkeit teils direkt, teils indirekt zu ziehen.

Der große Irrtum in diesen Deduktionen liegt darin, daß Voigt vollständig überseht, daß es für die Baustellenpreise nicht nur eine Obergrenze gibt, die durch die Mieterträge dargestellt wird, sondern auch eine Untergrenze. Das hätte er eigentlich um so mehr beachten müssen, als ja nach seinen eigenen, allerdings falschen Anschauungen das Bauhandwerk beinahe beliebig vermehrbar ist (S. 173 f.). Von Gütern, bei denen das zutrifft, lehrt aber doch ein anerkannter Satz der Nationalökonomie, daß sie sich nicht dauernd wesentlich über ihre Produktionskosten im Preise erheben können. Wenn es nun keine besondere, eine Untergrenze der Baustellenpreise bildenden Einflüsse und Verhältnisse gibt, so hätten wir es als Produktionskosten der Baustellen nur zu tun mit den auf sie entfallenden Kosten des Straßenbaus und allenfalls dem landwirtschaftlichen oder Gärtnereiwerte ihres Ureals. Entweder also müßten die Baustellen auch nur ungefähr diesen Preis haben — und das kann und wird auch Voigt angesichts der offenkundigen Tatsachen nicht behaupten —, oder es müssen eben doch Einflüsse und Verhältnisse vorliegen, kraft deren die Untergrenze der Baustellenpreise mächtig in die Höhe geschoben wird, und kraft deren es überhaupt erst möglich ist, daß diese Preise sich ständig so nahe an der durch die Mieten gezogenen Obergrenze bewegen, wie es offenbar auch Voigt annimmt.

Diese Einflüsse sind nicht auf dem Gebiete der Differential-Grundrente im nationalökonomischen Sinne zu suchen, wie Voigt es will, und zwar schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil diese Rente als das Ergebnis eines gewissen Vorzuges nur bei Grundstücken in bevorzugter Lage u. dgl. vorkommen kann, in unserem Zusammenhange hier aber es sich um die Erklärung des hohen Preises gerade der am schlechtesten, der an der äußersten Peripherie des bebauten Gebietes der Städte gelegenen unbebauten Grundstücke handelt. Und in der Tat, es gibt solche die hohen Preise erklärenden Verhältnisse und Ein-

flüsse, und zwar regelmäßig auftretende und gewichtige, und sie sind zu suchen in der ganzen, überwiegend privatrechtlichen Art und Weise, in der unsere Stadterweiterung betrieben wird, und aus der auf dieser Grundlage erwachsenden, mehrfach sich wiederholenden monopolähnlichen oder doch wenigstens äußerst starken Stellung der Bodenverkäufer den Bodenkäufern gegenüber. Voigt glaubt zwar dieses Argument vollständig widerlegt zu haben, aber das ist eben ein Irrtum von ihm. Da der Verfasser dieses Aufsatzes hier eine zusammenfassende Arbeit über die ganze städtische Bodenfrage binnen kurzem vorzulegen hofft, so ersparen wir uns hier weitere Einzelheiten und weisen nur auf zweierlei kurz hin, ohne damit unsere Beweisstatsachen zu erschöpfen.

Voigt hat nicht geleugnet und es ist auch gar nicht zu leugnen, daß, was die eigentlichen fertigen Baustellen angeht, den Käufern praktisch jeweils nur der mäßige Vorrat in dem ganz schmalen Rande zur Verfügung steht, der sich unmittelbar an das bereits bebauten Gebiet anschließt, und daß das darüber hinaus gelegene Land für sie zunächst gar nicht in Betracht kommt — aus mannigfachen Ursachen. Ja, Voigt selbst liefert für diese Tatsache auf S. 94 und 95 seines Buches einen hübschen Beleg, wo er u. a. sagt: „Der reine Bauunternehmer, der nicht zugleich auch Bodenspekulant ist, kauft Baustellen zur sofortigen Bebauung, also meistens unmittelbar an der Bebauungsgrenze. Weiter hinaus im freien Felde wird er sich schwerlich zu bauen entschließen, selbst wenn die erforderliche Straßenanlage vorhanden ist, weil ein isoliert stehendes Haus schlecht zu vermieten ist und daher nicht auf vollen Ertrag rechnen kann, bis die Lücken zwischen ihm und der Baugrenze ausgefüllt sind.“ Nun, wir meinen, da haben wir doch jedenfalls schon einmal ein Moment, das dem Bodenverkäufer eine besonders günstige Stellung im Preiskampfe verleiht. Ferner weisen wir hin auf die Stellung, welche in einem Komplex unbebauten Landes, das zur Aufschließung gebracht werden soll, diejenigen Eigentümer kleiner Parzellen haben, deren Land notwendig zur Aufschließung des Ganzen gebraucht wird. Es ist doch eine bekannte Tatsache, daß sie nur zu oft ungeheuerliche Preise für ihre paar Quadratmeter von den aufschließenden Terrainunternehmern herauspressen. Wodurch können sie das? Einfach auf Grund des Umstandes, daß sie nicht nur eine Art, sondern schon nahezu ein ganz richtiges Monopol gegenüber der betreffenden Terrainunternehmung haben. Und damit sind, wie gesagt, die einschlägigen, der Wirklichkeit zu entnehmenden Beweisstatsachen auch nicht entfernt erschöpft.

Man könnte sich wundern, daß einem so scharfsinnigen Autor wie Professor Voigt, der die exakten Beweise so liebt, solche vollständigen Verkennungen der Sachlage passieren. Aber es finden sich in dem Buche auch sonst manche wunderlichen Fehler und Widersprüche. Und diese zeigen jedenfalls so viel, daß das Buch nur mit scharfer und oft ablehnender Kritik zu gebrauchen ist. Für diese unsere Behauptung wollen wir nur einen einzigen Beleg hier anführen. S. 180 bei der Erörterung der Knappheit des Vorrates an fertigen Baustellen infolge des Umstandes, daß die Gemeinden aus kommunalfiskalischen Gründen nur relativ wenig fertige Straßen jeweils bereithalten, weist Voigt dies Argument zurück, mit der Begründung, daß einige Städte der Forderung auf Erstellung vieler fertiger Baustellen genügt hätten, aber mehr gebaut worden sei deshalb doch nicht. Ja, lieber Herr Professor, das ist doch keine Widerlegung! Das Bauen ist in diesem Falle doch ganz gleichgültig! Es handelt sich hier um die Frage der monopolähnlichen Stellung der Baustellenbesitzer. Für die

käme es aber nicht auf die Entwicklung der Bautätigkeit, sondern auf die der Baustellenpreise an. Voigt macht sich hier derselben Verschiebung der Begriffe schuldig, die er seinen Gegnern so oft vorwirft.

Doch genug der Einzelheiten. Es finden sich da noch mannigfache Erweiterungen über Baugewerbe, Bauschwindel, Hypothekarverschulbung, Hausbesitz, Mietbewegung u. dgl. und namentlich über das Hygienische oder Unhygienische der Mietkaserne. Vielfach treffen wir da auf scharfsinnige und in gewissem Sinne wertvolle Ausführungen, insbesondere auf den bemerkenswerten Versuch einer hygienischen Ehrenrettung der Mietkaserne. Und im Hinblick auf alles dies ist das Voigtsche Werk wegen der Selbstständigkeit und Schärfe seiner Gedankengänge sicher in vielen Punkten als eine Bereicherung unsrer Erkenntnis zu betrachten. Aber dem Wahren ist fast überall viel Falsches und Irreführendes beigemischt, und in der Aufklärung des wahren Wesens unsrer städtischen Bodenfrage ist Voigt überhaupt direkt als negative Kraft zu bezeichnen, denn hier verdunkelt er nur durch seine falschen Theorien die von andren doch immerhin bereits angebahnte richtige Erkenntnis der Dinge.

Vielleicht weniger wichtig, aber jedenfalls noch weit unangenehmer ist indes etwas andres: nämlich der Geist und die Tendenz des Buches. Das Buch ist — der Verfasser verzeihe den etwas harten Ausdruck — durchaus unsozial. Nicht deshalb, weil es Vorstellungen, die vielen Sozialpolitikern lieb geworden sind, hart zu Leibe geht — kritische Prüfung muß jede Sozialpolitik vertragen können —, sondern vor allem wegen der ganzen Stimmung, die in ihm herrscht. Wir haben oben gesehen, welche Hoffnungslosigkeit Voigt betreffs der Bodenpolitik und Wohnungsreform predigt. Nach ihm erscheinen die Aussichten, durch eine planmäßige Boden- und Wohnungsreform die Wohnungsverhältnisse gründlich zu bessern, überhaupt verzweifelt gering. Ein Autor, dessen Leitsterne die soziale Gerechtigkeit und der soziale Fortschritt wären, würde ein solches, man darf wohl sagen, schreckliches Resultat nur mit tiefer Trauer feststellen und erst zehnmal seine ganze Beweiskette nachprüfen, ehe er ein solches niederschlagendes Ergebnis unter der Autorität der Wissenschaft der Welt verkündete. Voigt aber merkt man zwischen den Zeilen förmlich die schmunzelnde Gelehrtenfreude an, zu einem solchen unerwarteten und der Meinung „unwissenschaftlicher“ Tageschriftsteller, Politiker und Schwarmgeister entgegengesetzten Ergebnisse zu kommen. Und im Genuß dieser Freude hat er es dann freilich versäumt, seine Beweisführungen genügend nachzuprüfen, und dient so in Wirklichkeit dem Irrtume statt der Wahrheit.

Wir möchten in dem Verhalten Voigts mehr als einen bloßen Zufall sehen; es handelt sich anscheinend um eine ganze Richtung, der mehr als einer unsrer Nationalökonomien der jüngeren Kategorie anhängt, vor allem offenbar auch Voigts Frankfurter Kollege Professor Pöhl. Sie geht kurz gesagt darauf hinaus, die Bedeutung und auch wohl das Vertrauen in die Güte der „spontan wirkenden“ Kräfte unsrer Volkswirtschaft herauf-, die Bedeutung der und das Zutrauen zu den administrativen und politischen Eingriffen in die Volkswirtschaft aber herabzusetzen. Das Bestreben ist dementsprechend mehr darauf gerichtet, die Volkswirtschaft zu verstehen, als sie zu meistern. In dieser letzteren Richtung sagt Voigt u. a. in seiner Vorrede: „Die Aufgabe der praktischen Volkswirtschaftslehre oder sogenannten Wirtschaftspolitik ist nach meiner durch die letzten Erfahrungen nur weiter befestigten Überzeugung keine politische, sondern eine kritische, ähnlich der der Erkenntnistheorie: sie soll die Möglichkeit

bestimmter politischer Maßnahmen rein wirtschaftlich untersuchen.“ Wir wollen über die große Mangelhaftigkeit dieser Zielfestung einstweilen einmal hinwegsehen und es so annehmen: die Wissenschaft soll die Möglichkeit bestimmter politischer Maßnahmen rein wirtschaftlich untersuchen. Gut, aber von welcher Basis aus kritisch untersuchen? Nur von der bestehenden wirtschaftlichen Verhältnisse und Gesetze aus? Das wäre offenbar der Tod der Wirtschaftswissenschaft. Ihre eigentlichen Großtaten hat sie ja gerade vollbracht und wird sie wohl auch in Zukunft nur vollbringen, indem sie kritisiert nicht nur von den bestehenden Voraussetzungen, sondern gerade auch von anderen aus, die zwar noch nicht bestehen, die aber als wünschenswert und möglich erscheinen. So hat sich die klassische Nationalökonomie, so hat sich der Sozialismus eingeführt und so wird sich voraussichtlich auch jede neue wirklich große Richtung der Nationalökonomie in der Zukunft einführen müssen. Aber von dieser Art Kritik ist in dem Voigtschen Buche fast nichts zu spüren; es geht so gut wie ausschließlich von den bestehenden Verhältnissen aus, noch dazu vielfach unter mißverständlicher Auffassung dieser.

Wohin eine derartige einseitige Haltung mit notwendiger Folgerichtigkeit führt, ist klar: zur Bundesgenossenschaft — wenn auch ungewollt — Seite an Seite mit denjenigen, die nicht mehr durch irgendwelche wissenschaftliche oder dergleichen, sondern durch sehr reale Vermögensinteressen zur Verteidigung des Bestehenden veranlaßt werden. So ist es auch kein Zufall, daß unsre Hausagrarier sowohl Professor Voigt wie Professor Pohle bereits freudigst für sich reklamieren, ein Verhältnis, das u. E. einen Mann der Wissenschaft doch stusig machen müßte.

Voigt versichert, daß er in seinem Buche nur nach der Wahrheit gestrebt habe. Wir betrachten das als selbstverständlich und bezweifeln es nicht im geringsten. Aber im Dienste gewisser Grundstimmungen und Grundtendenzen hat er deshalb doch gestanden. Das geht uns allen so, es ist anders bei der menschlichen Natur überhaupt schwer denkbar. Und welche Tendenz dieser Art geht aus dem Voigtschen Buche hervor? Die Tendenz, durch einseitige Verteidigung der bestehenden Wirtschaftsordnung auf unsrem Spezialfelde die Ausstellungen und Angriffe der „unwissenschaftlichen“ Menge und ihrer Wortführer als nichtig zu erweisen und so insbesondere diese letzteren gründlich abzuführen. Damit hängt auch die übermäßige Polemik des Buches zusammen. Vorteilhaft ist diese Tendenz dem Buche gewiß nicht gewesen. Etwas mehr Beschränkung in dieser Richtung und dafür etwas mehr Eifer, den Finger in die großen Wunden unsrer Zeit zu legen und dem Berechtigten der allgemeinen Klagen auf den Grund zu gehen, würde das Buch nicht nur weit schmackhafter gemacht, sondern den Verfasser auch voraussichtlich der Wahrheit erheblich näher geführt haben. Aber es bleibt nun freilich einmal wahr: wir schreiben unsre Bücher nicht nur mit unsrem Verstande, sondern auch mit unsrem Willen und mit unsrer ganzen Persönlichkeit!

Dr. R. von Mangoldt



## Musikempfindliche Tiere

„Die Musik ist die einzige Kunst, die auf Tiere, Narren und Blödsinnige einen Eindruck macht.“  
De La Prade

Welchen Einfluß die Musik auf Tiere übt — und daß sie einen solchen hat, ist ganz unzweifelhaft —, beschäftigt als eine jener zahlreichen Fragen die Biologie, deren Antwort sie uns noch teilweise schuldig ist. Und doch ist das eine Tatsache, die jeder Mensch erforschen könnte, vorausgesetzt, daß er einige musikalische Kenntnisse hat und irgend ein Instrument spielen kann. Es genügt ja, einem Tier bloß ein wenig Musik zu Gehör zu bringen und die dabei gemachten Beobachtungen aufzuzeichnen; man könnte so sehr bald in den Besitz wertvoller Dokumente gelangen, aus denen sich dann leicht einige Hauptregeln zusammenfassen ließen; wenn nur das große Publikum dafür zu gewinnen wäre!

Durch den Militärarzt Ad. Guénon wurde ein Versuch bei Pferden angestellt. Seiner Meinung nach muß man, um verlässliche Resultate zu erzielen, unter gewissen besonderen Bedingungen experimentieren: erstens soll ein gemauerter, geräumiger und, um eine günstige Akustik zu erzielen, womöglich gedeckter Stall gewählt werden, dessen Türen und Fenster sorgfältig geschlossen zu halten sind, um das Auditorium durch den von außen eindringenden Lärm nicht abzulenken; zweitens darf der Stall nicht mehr als 12, höchstens 15 Pferde enthalten, weil das Geräusch der Ketten leicht den durch die Musik auf diese empfindsamen Tiere ausgeübten Reiz vereiteln könnte; drittens soll man womöglich kurze Zeit nach der Fütterung, wenn sie gesättigt sind, experimentieren; gerade dann, wenn sie ihrer größten Sorge, des Essens, enthoben wurden, hören sie gerne aufmerksam zu. Viertens muß das Experiment in größter Ruhe ausgeführt werden; um die Tiere nicht zu stören, müssen die Zuschauer, falls solche vorhanden sind, von dem Moment des ersten Tones an ganz unbeweglich verharren.

Nach Fétis scheinen den Pferden die Trompeten und überhaupt die Blechinstrumente besonders zu gefallen; Guénon bediente sich bloß einer Violine und einer Flöte; mit letzterer erzielte er allerdings mehr Wirkung als mit dem Saiteninstrument. Nach seiner Beobachtung sind Pferde für wohlklingende Musik, für kleine melodische Fragmente empfänglicher als für unzusammenhängende Töne; bei diesen hatte er fast gar keinen Erfolg zu verzeichnen.

Bei dem ersten Ton der Flöte wendeten sich alle Pferde dem Musiker zu und sahen ihn aufmerksam und neugierig an; man bemerkte, daß einige sich wieder dem Futtertroß zulehrten und ihre frühere Stellung einnahmen, sobald sie den Tonerreger gesehen hatten; das Verhältnis der Indifferenten zu den Empfänglichen beträgt aber ungefähr 1:5; diese letzteren sind sichtlich erregt und bewahren, solange das Instrument sich hören läßt, eine besondere Haltung. Sie strecken ihren Körper vor, der Kopf wird hochgehoben, die Ohren stehen aufrecht und hören, ihre Öffnung ist der Seite zugekehrt, von der die Töne kommen; die Linie des Rückens hebt sich und der Schwanz baumelt hin und her, als wäre das Tier in Bewegung. Es gibt einige, die nicht aufhören, den Musiker, solange er spielt, anzuschauen; andere wenden sich ihrer Raufe zu und bleiben so unbeweglich wie ehedem; das gespannte Horchen und die Richtung der Ohröffnung zeigen deutlich, daß das Tier nicht einen Ton verlieren will; seine ganze Aufmerksamkeit konzentriert sich auf den Gehörsinn.

Man kann ohne Übertreibung sagen, daß diese Tiere geradezu bezaubert und tief erregt sind; man sieht deutlich, daß die Musik sie intensiv beschäftigt. Der Eindruck, den sie empfangen, ist ihnen nicht unangenehm, da sie weder Unruhe noch Ungebuld zeigen. Wenn man sich nun zu einem der Pferde stellt und, ohne sich zu bewegen, weiter spielt, bemerkt man oft, daß es zuerst langsam, dann immer mehr und mehr den Kopf vorstreckt, das Instrument, dem die Töne entströmen, aufmerksam betrachtet, es beriecht, es mit der Nasenspitze berührt und ein- oder zweimal diesen Vorgang wiederholt.

Es ist merkwürdig und bloß den Pferden eigen, daß jede Aufregung, der sie unterworfen sind, sich in Blase und Darm fühlbar macht. Schon nach kaum einer Minute, wenn die ersten Töne hörbar werden, sieht man diese Wirkung, die sich im Zeitraum von zehn Minuten 3—4 mal wiederholt.

Junge Tiere sind viel empfänglicher als ältere; die erzielte Wirkung ist viel stärker, die Erregung lebhafter, was sich aus der heftigeren Darmtätigkeit schließen läßt. Endlich, und dies verdient besonders hervorgehoben zu werden, wurde öfters konstatiert, daß der Aufruhr, den die Musik bei Pferden hervorruft, seinen Höhepunkt bei scheuen Pferden erreicht; diese werden feige wie die Hasen, die ihr Leben in ewiger Angst zubringen; anstatt ruhig und unbeweglich zu bleiben und aufmerksam hinzuhorchen, ängstigen sie sich und kragen am Boden; sie bewegen die Ohren nach allen Richtungen; mit einem Wort, sie geben lebhaft Unruhe kund.

Unter den andern musikalischen Tieren muß man in erster Reihe den Elefanten nennen. Das ist seit langem bekannt, da schon Kaiser Gallienus nach einer Rückkehr aus Spanien bei einer Vorstellung in Rom Elefanten sehen ließ, die nach dem Ton eines Instrumentes im Takte auf einem Seile auf und ab gingen. Ohne so weit zurückgreifen zu müssen, besitzen wir ein viel schlagenderes Beispiel, das den Einfluß der Musik auf diese Tiere bestätigt. Die philosophische Dekade enthält die detaillierte Erzählung eines merkwürdigen Experimentes, das am 10. Prairial im Jahre VI (29. Mai 1797) an zwei Elefanten im Jardin des Plantes angestellt wurde; sie bekamen ein wirkliches Konzert zu hören. Nach den Beobachtungen von C. Colomb wurde das aus einem großen Teil von Künstlern des Konservatoriums zusammengesetzte Orchester um eine Falltür, die sich oberhalb des Käfigs befand, und zwar außerhalb ihres Gesichtes, aufgestellt. Die Tiere (Männchen und Weibchen) hießen Hans und Margarete. Die Vorbereitungen waren getroffen, die Falltür wurde in tiefer Stille aufgezo-gen und das Konzert begann mit einem Erio in H-Dur über variierte Melodien in gemäßigtem Tempo, ausgeführt von zwei Violinen und einer Baßgeige. Während der ersten Akkorde horchen Hans und Margarete aufmerksam zu und verschmähen selbst die ihnen durch ihren Wärter gereichten Lederbissen; der unsichtbare Wohlklang scheint sie lebhaft zu beunruhigen; endlich können sie die Musiker und ihre Instrumente sehen; sie umkreisen die Falltür, richten ihre Rüssel gegen die Öffnung, stellen sich von Zeit zu Zeit auf die Hinterfüße und schmeicheln endlich ihrem Wärter; sie scheinen irgend eine Falle zu ahnen. Diese Unruhe verschwindet indes bald, und die Musik nimmt sie vollständig gefangen. Die Musiker beschließen das Erio mit einer stark akzentuierten Tanzweise, und dieser Rhythmus teilt sich den Tieren mit. Ihre Bewegungen scheinen das Wogen der Melodie und des Taktes zu verfolgen; ihr Gang ist zuweilen beschleunigt, zuweilen verlangsamt; sie benagen öfters die Gitterstangen ihres Käfigs, sie umfassen sie mit ihrem Rüssel und

geben in gewissen Zwischenräumen schreiende und pfeifende Laute von sich. „Ist dies Freude oder Jorn?“ fragt man den Wärter. „Sie sind nicht böse“, antwortet er.

Das französische Lied „O ma tendre musette“ in C-Moll auf der Bassgeige, ohne Begleitung gespielt, fördert wieder eine ganz verschiedene Wirkung zutage. Die melancholischen Weisen dieser Romanze ziehen sie wie mit einem Zauber an. Sie gehen einige Schritte, bleiben dann stehen, horchen, stellen sich unter das Orchester, bewegen sanft ihren Rüssel und scheinen die Melodie einzusaugen. Während des ganzen Liedes geben sie nicht einen Ton von sich; ihre Bewegungen sind langsam, gemessen und passen sich der feinen Melodie des Liedes an; beide benehmen sich jedoch nicht gleich; Margarete ist sehr lebhaft, während Hans ruhig, kalt und bedächtig bleibt.

Beim ertönen der lustigen und bewegten Melodie des Liedes „Ca ira“ in D-Dur, das von dem ganzen Orchester gespielt wurde, sind die Tiere von einer Art Fieber ergriffen. An ihrem Entzücken, an ihrem Freudengeschrei, das zuweilen ernst, dann wieder gellend klingt, aber in seiner Betonung stets verschieden ist, an ihrem Pfeifen, an ihrem Kommen und Gehen bemerkt man, daß der Rhythmus dieser Melodie sie erregt und verfolgt und sie zwingt, sich nach seinem Takt zu bewegen.

Bald jedoch bringt der Zusammenklang zweier menschlicher Stimmen, die ein Adagio aus der Oper „Dardanus“ vortragen, das Ungestim ihrer Bewegungen zur Ruhe. Das Orchester wiederholt sodann „Ca ira“; es spielt es nun in F- statt in D-Dur wie ehemals; die Elefanten legen vollkommene Gleichgültigkeit an den Tag. Die Overtüre von „Devin du village“, die nachfolgt, muntert sie auf; das Lied „Charmante Gabrielle“ versetzt sie in eine Art Mattigkeit. Zum drittenmal wiederholt man nun „Ca ira“, aber wie zu Beginn, nämlich in D-Dur; die Elefanten sind abermals sehr lustig, besonders Margarete. Dann folgt ein kleiner Zwischenakt. Der zweite Teil wird mittels neuer Instrumente vorgeführt; die Musiker sind für die Elefanten sichtbar und ganz nahe bei ihnen; Hans bleibt jedoch wieder ziemlich kalt. Erst das auf einer einzigen Klarinette vorgetragene Lied „La musette de Nina“ scheint ihn in eine Art Verückung zu stürzen, die sich noch vergrößert, als ohne Unterbrechung „O, ma tendre musette“ angestimmt wird. Unter dem Eindruck des Liedes „Ca ira“, nun zum viertenmal vorgetragen, scheint die Wirkung zu vergehen; die Elefanten werden gleichgültig und bleiben es auch beim ertönen des Waldhorns, das sie noch nicht gehört hatten und nach dem das Konzert beendet wird.

Ein ähnlicher Versuch wurde im Zoologischen Garten in London angestellt. Eines Morgens, an dem die Bären noch fest schliefen, stellte sich ein Violinist auf die Brücke, die über ihre Käfige führt, und begann zu spielen. Sogleich erwachte der jüngere Bär; er ging langsam in der Richtung, in der das Instrument ertönte, und kam so nahe wie möglich, um besser zu hören. Der Violinist befand sich ungefähr zehn Schritte oberhalb des Käfigs, was den Bären veranlaßte, sich, um besser hören zu können, auf seine Hinterfüße zu stellen; er horchte aber fortwährend aufmerksam zu; nach einer Weile zog er sich zurück und ließ ein sanftes, unbestimmbares Brummen vernehmen. Als nun der Musiker etwas stärker zu spielen begann, stellte sich der Bär abermals auf und steckte Vorderpfoten und Schnauze durch das Gitter des Käfigs. Sodann stieg der Musiker herunter und positierte sich, immer noch spielend



vor den Käfig; der Bär setzte sich nun so nahe wie möglich und steckte die Pfoten durch das Gitter, als wollte er das Instrument anfassen. Erst als die Musik aufgehört hatte, entfernte sich der Bär und wendete sich seinem mit Wasser gefüllten Erog zu, um sich zu erfrischen. Auch die beiden alten Bären erwachten gleich beim ersten Akkord; sie hörten mit geradezu komischer Aufmerksamkeit zu und steckten beide, aufrecht stehend, Pfoten und Schnauze durch das Gitter des Käfigs. Bei einem absichtlich falsch angeschlagenen Akkorde zogen sie sich fast erschrocken in die Tiefe ihres Kerkers zurück; beim Erttönen eines Marsches gingen sie im Käfig auf und ab und suchten ihre Schritte dem Takte anzupassen.

Bei den Löwen war der Erfolg ein gleicher. Alle kamen dem Instrumente so nahe wie möglich; einer bewegte wie im Takte das Büschel schwarzer Borsten, mit denen sein Schwanz endigt, hin und her; eine Löwin stieß ihn beiseite, um seinen Platz einzunehmen und dem Violinspieler näher zu sein.

Bei den Wölfen ist das Resultat ein ganz anderes; die Musik, man weiß es, erschreckt sie. Der gemeine Wolf hob seinen Rücken und knirschte in gräßlicher Weise mit den Zähnen; der indische Wolf schien den furchtbarsten Schrecken zu empfinden; zitternd und mit zu Berge stehenden Haaren kroch er auf dem Bauche in den äußersten Winkel seines Käfigs. Schakale und Füchse werden durch Musik weniger erschreckt als der Wolf.

Die Schafe scheinen, im Gegensatz zum Wolfe natürlich, durch die Musik bezaubert; sie unterbrechen ihr Fressen, um dem Violinspiel besser zuhören zu können.

Einem afrikanischen Elefanten schien das Talent des Violinisten oder vielleicht das gewählte Stück gar nicht zu behagen. Er schlug mit den Ohren um sich und erhob seinen Rüssel; endlich begann er, indem er seinen Kopf gegen das Gitter stieß, zu brüllen und zu pfeifen wie eine Lokomotive. Er gab auf jede mögliche Art seine Furcht und sein Mißvergnügen kund. Besonders aber bei den Affen bewirkt die Musik das größte Erstaunen und die höchste Aufreizung. Große Affen sind eher erschrocken als entzückt. Ein junger Orang-Utangkehrte sogleich dem Musiker den Rücken und kletterte in seinem Käfig so hoch als möglich. Einer hörte ernst und mit verschlungenen Händen zu; bei einem Crescendo ließ er ein sehr deutliches Zeichen von Verständnis vernehmen. Sämtliche Affen, wie übrigens auch alle anderen Tiere, scheinen durch falsche Akkorde erschreckt zu werden.

Ein liebenswürdiger Freund teilt uns einen Versuch mit, aus dem die Wirkung harmonischer Töne auf Löwen hervorgeht. Es war in Chicago; ein talentierter Tiermaler, René Chateau, wollte auf einem seiner Bilder die Züge des schönsten Löwen im Zoologischen Garten der Stadt festhalten.

Da er sein Objekt nach der Natur, und zwar aus nächster Nähe, aufnehmen wollte, setzte er sich mit einer bekannten amerikanischen Dompfeife, Mlle. Planka, ins Einvernehmen, die, bloß mit einer einfachen Peitsche bewaffnet, die Tiere, während er zeichnete, in Furcht erhalten sollte. Sie tat ihr Bestes und entfaltete den ganzen Magnetismus ihres Blickes, aber umsonst. Die Löwen, fünf an der Zahl, begannen die Staffelei zu umkreisen und gingen an, äußerst unruhig zu werden, als plötzlich eine geniale Idee das Gehirn unseres Malers durchbligte; er dachte sich, daß es vielleicht gut wäre, „ihnen etwas zu singen“, und alsogleich stimmte er mit seiner schönsten Stimme ein Loblied auf das schöne Frankreich an.

Der Erfolg war großartig. Die durch diesen melodiosen Gesang entzückten Löwen beruhigen sich, sie schweigen, sie legen sich in heraldischer Pose nieder, sie hören auf die Musik und scheinen sie wie echte Wagnerianer einzusaugen.

Eine Viertelstunde oder zwanzig Minuten später verließ Herr René Château den Käfig, den Gesang noch auf den Lippen und einen guten Entwurf unter dem Arme; die bezauberten Löwen jedoch überdachten ganz fellig den eben gehabtten Genuß. Wer sie so sah, hätte niemals geglaubt, daß sie eine halbe Stunde früher den Konzertgeber am liebsten verspeist hätten.

Sachet-Souplet berichtet in einem interessanten Buche über die Dressur der Tiere eine unterhaltende Begebenheit von einem Bären. Vor einigen Jahren ging an einem schönen Morgen ein dressierter Bär, der seine Ketten gesprengt hatte, allein in der einzigen Straße der Gemeinde Aspín (im Département Hautes-Pyrénées) spazieren. Ein eben vorübergehendes sechsjähriges Mädchen sprang ein wenig, und der Bär, dadurch erschreckt, stürzte sich auf das Kind. Die Zeugen dieser Szene gaben Schreckenslaute von sich . . . da auf einmal ertönt das Spiel einer Violine; ein Geiger übt irgendwo in der Nähe die Stücke, die er am darauffolgenden Tage bei einer Hochzeit zu spielen hat. Alsogleich erhebt sich das Tier auf seine Hinterfüße und wiegt sich im Takte, wie es eben dressierte Bären machen, hin und her. Dieses Schaustück beruhigt die Bewohner des Ortes, die lachend fortgehen und nun wissen, mit wem sie es zu tun haben. Der Musikfreund aber ist bald ergriffen und gebunden; er trägt an der Nasenspitze eine Narbe, das Zeichen seines früheren Sklaventums, es sind die Löcher, die dazu dienten, den Schlußring der Kette, an der er geführt wurde, durchzustechen. —

Der Hund ist ebenfalls für Musik sehr empfänglich, nur ist er sehr wählerisch. Man weiß z. B., wie sehr ihn eine Barbarie-Orgel (ein Modeneser Fabrikat) in Wut versetzt und ihn dazu veranlaßt, ein unheilverkündendes Geheul anzustimmen, was mich übrigens bei einem so haarsträubenden Instrumente nicht wundert.

Aber gewisse Akkorde können dem Hunde auch angenehm sein. Nichts ist interessanter, sagt Guenou, als der Gesichtsausdruck, den ein junges Tier dieser Gattung annimmt, wenn es zum erstenmal den Ton einer Flöte oder einer Violine hört. Bei tiefen, langsamen Tönen streckt es den Hals vor und nimmt eine höchst komische, niedergeschlagene Miene an; um besser hören zu können, hebt es die Ohren und neigt den Kopf so tief, daß es um sich selbst einen Halbkreis beschreibt; diese Entzückung kann einige Minuten währen, hört jedoch auf, sobald das Tempo sich beschleunigt oder die Töne durchdringender werden; in diesem letzten Falle ist das Tier peinlich erregt und zeigt es auf seine Weise, indem es bellende, gedehnte und sehr durchdringend heulende Laute ausstößt; diese schließen meistens mit der Ursache, die sie hervorbrachte. Auf dem Klavier erzielte Resultate sind ungefähr die gleichen; tiefe und langsame Akkorde entzücken den Hund, unharmonische, durchdringende und lärmende Töne rufen einen unangenehmen Eindruck hervor und verursachen heftiges Gebell. Casimir Colomb berichtet, daß ein Hund während eines Violinspiels so zu leiden hatte und ein solches Geheul anstimmte, daß er, sobald man auch nur Miene machte, das Instrument zu berühren, schon in ein gräßliches Heulen verfiel. Dr. Richard Mead spricht von einem Hund, der von dem Violinspiel in einer bestimmten Tonart höchst angegriffen wurde; er stimmte dann immer ein Angstgeheul an. Eines Tages, als der Musiker sein Spiel in dieser Ton-

art ausdehnte, starb das Tier unter gräßlichen Zuckungen. Casimir Colomb zitiert noch ein beachtenswertes Beispiel über den Einfluß der Musik auf einen jungen Jagdhund; dieses Tier, dem man Zutritt in den Salon gewährte, in welchem sehr viel Musik getrieben wurde, richtete es sich gewöhnlich unter dem Klavier häuslich ein; wurde nicht Klavier gespielt, blieb der Hund unbeweglich liegen, beim ersten Ton jedoch hob er den Kopf und horchte aufmerksam; dann, je nach der Musik, ließ er ein leises Gebrumm oder ein klägliches Wimmern, das manchmal durch ein gellendes Gebell unterbrochen wurde, vernehmen. Er hatte seine Lieblingskomponisten: Mozart schien ihn wenig zu erregen, ebenso Rossini, aber Beethoven, Schubert und Mendelssohn brachten ihn zum Wimmern und Schreien. Wenn Weber gespielt wurde, verdoppelten sich seine Schmerzen, bei Chopins Werken bellte er so stark, daß der Ton des Klaviers nicht mehr zu hören war. Man versuchte, ihn zu verschrecken, er aber ging nicht willig fort; es hatte fast den Anschein, als drücke das Lärmen seine Befriedigung und nicht seine Leiden aus; man mußte ihn hinausjagen, um ihn loszuwerden, da sein Beitrag zu diesem Konzert nicht angenehm anzuhören war. Es ist bemerkenswert, daß ihn die Musik, bei der viele Dissonanzen vorkamen, am meisten erregte. Dies bewies die Richtigkeit der Beobachtung von Gretry, der schon bemerkt hatte, daß Hunde bei gehaltenen Dissonanzen am meisten heulen.

Ein Orgelstimmer berichtet über das Benehmen eines Hundes, der sich, während er an einem großen Instrument eine Reparatur vornahm, neben ihn legte: „Bei den richtigen Akkorden hörte das Tier mehr oder weniger aufmerksam zu, es schien vergnügt und blieb stumm. Bei falschen Akkorden bewegte es sich und ließ ein Wehgeheul vernehmen; es ging deutlich daraus hervor, daß sein Trommelfell einen peinlichen Eindruck empfangt; ebenso, als ich die ‚Angelika‘ anwendete, in der es Dissonanzen gibt, die durch schwingende Akkorde hervorgebracht werden; das Heulen wurde plötzlich so durchdringend, so unangenehm für meine eigenen Ohren, daß ich genötigt war, ein Ende zu machen.“

Dieser Beobachter erzählt auch von einem kleinen Hunde, der bemerkenswerte Empfänglichkeit für die Musik besaß. Er begleitete im Takt mit staunenswerter Richtigkeit das Klavierspiel oder den Gesang. Der Trauermarsch von Chopin berührte ihn unangenehm, er ließ den Schweif hängen, und nachdem er sotto voce dies Rezitativ begleitet hatte, gab er konvulsivische Laute von sich. Die Mandolinata dagegen versetzte ihn in Ekstase, mit gehobenem Schwanz, die Schnauze nach aufwärts gerichtet, brachte er klare und vibrierende Töne zu seiner augenfälligen Befriedigung hervor.

Der Eindruck, den die Musik auf Schlangen macht, ist bekannt. Die „Schlangenkünstler“ benötigen diese ihre Neigung, um sie lebend zu fangen oder Objekte, die sie dem Publikum vorführen wollen, aus ihrer Schlaftrunkenheit zu wecken. Châteaubriand sah auf ähnliche Weise eine Klapperschlange fangen: „Als wir eines Tages auf einer großen Ebene Halt machten, kam eine Klapperschlange in unser Lager. Unter uns befand sich ein Kanadier, der Flöte blasen konnte, und er ging zur allgemeinen Belustigung, seine Flöte als Waffe bei sich, der Schlange entgegen. Beim Herannahen seines Feindes windet sich das Reptil spiralförmig, es streckt seinen Kopf, bläht sich auf, stülpt seine Lippen auf, läßt Giftzähne und Maul sehen; seine zweispitzige Zunge züngelt wie zwei Flammen, seine Augen sind zwei glühende Kugeln, sein vor Wut geschwellter Körper hebt und senkt sich wie der Blasebalg in einer Schmiede; seine ge-

spannte Haut wird matt und schuppig, und sein Schwanz, von dem ein unheimlich-verlündendes Geräusch ausgeht, oszilliert mit großer Geschwindigkeit. Endlich beginnt der Kanadier auf seiner Flöte zu blasen; die Schlange macht eine Bewegung der Überraschung und zieht den Kopf zurück. Je länger diese bezaubernde Musik auf das Tier wirkt, desto ruhiger wird es; die Augen verlieren an Widerlichkeit, die Schwingungen des Schwanzes verlangsamten sich, das von ihm hervorgebrachte Geräusch wird schwächer und hört nach und nach ganz auf; die Kreiswindungen seines Körpers weiten sich, bis es nur mehr schlingenförmig am Boden liegt; die azurblauen, grünen, weißen und goldenen Nuancen glängen nun wieder auf seiner zitternden Haut, und indem es leicht den Kopf wendet, bleibt es unbeweglich in einer Stellung, die Aufmerksamkeit und Vergnügen bekundet, liegen. In diesem Moment macht der Kanadier einige Schritte und entlockt seiner Flöte süße, einförmige Töne. Die Schlange senkt ihren schattierten Hals, bedeckt die feinen Gräser mit ihrem Kopf und schlängelt sich auf der Spur des Musikers, der sie förmlich anzieht, langsam fort; sie bleibt ruhig, sobald er steht, als er sich entfernt, will sie ihm sogleich folgen. Auf diese Weise ward sie, umgeben von einer Menge Zuschauern, Wilden sowohl als auch Europäern, aus unserem Lager geführt. Nach dieser Wunderwirkung der Musik gab es in der ganzen Versammlung nur eine Stimme, daß man diese „bezauberte“ Schlange entkommen lassen möge.“

Ch. Marillon gab interessante Details über den „Serpentinentanz“ bei dem indianischen Stamme Motis in der alten Provinz Tufayan. Diese religiöse Zeremonie wird zur Erinnerung an eine alte Legende abgehalten, die sich unter diesen Völkern von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt. Jener Teil der Provinz Tufayan sieht dann eine lärmende Völkerwanderung von Vergnügungstretenden herbeiströmen, die der Feier beiwohnen und für die diese weite Einsamkeit mit ihren wilden Naturschönheiten der Gegenstand höchster Bewunderung ist.

Obwohl die Motis ein halb zivilisierter Stamm sind, haben sie den religiösen Ritus, der sich von ihren Vorfahren auf sie vererbte, sorgfältig bewahrt und so frisch in Erinnerung behalten, als wäre er vor einem Tage entstanden. Im Monat Juli schreiten sie mit großem Pomp an die Vollziehung dieser einzig in der Welt dastehenden Zeremonie. Die Gegend, die von diesen Indianern bewohnt wird, paßt vortrefflich zu den phantastischen und seltsamen Gebräuchen, die das „Serpentinentanz“, das Fest „ihrer älteren Brüder“, wie sie es nennen, mit sich bringt.

Auf einem riesigen Plateau, das sich auf den steilen Abhängen eines Berges befindet, erheben sich, von den umgebenden Felsen kaum zu unterscheiden, inmitten eines Zedernwaldes, der hier und da mit einem dicken Wiesenteppich geschmückt ist, die Dörfer Walpi und Oraibi. Sie bieten den Nachkommen eines einst mächtigen Volkes, den Hopitubs oder Motis, die dort in unge störtem Frieden leben, Schutz und Unterstand. Zur Zeit, in der Chr. Columbus Spanien verließ, um an die Entdeckung der neuen Welt zu schreiten, befanden sich diese verschiedenen Volksstämme in ihrer Blüte. Coronado lebte im Jahre 1540 unter ihnen, überließ sie jedoch nach kurzer Zeit ihrer Einsamkeit und ihrem Ackerbau, dem sie sich gleich ihren Vorfahren mit Eifer hingaben, um sich mit seinen abenteuerlichen Genossen einträglicheren Eroberungen im Goldlande zu widmen. In seiner Reisebeschreibung durch diese unbekannteten Gegenden spricht er auch von den Motis und sagt, daß er während seines Aufenthalts unter ihnen Gelegenheit hatte, dem „Serpentinentanz“ bei zuwohnen; und die

von ihm gelieferte detaillierte Erzählung zeigt am besten, wie gewissenhaft die Motis von heute die Traditionen von damals aufbewahrt haben. Das Fest findet dort statt, wo es vor 400 Jahren abgehalten wurde, als noch reiche Dörfer überall blühten; heute genügen zwei armselige Weiler, diese stets ihren Sitten treu bleibende, dezimierte Bevölkerung zu schützen.

Die Sage, nach der die Motis die Schlangen als ihre „älteren Brüder“ ansehen, ist folgende: Ein junger Hopituh, namens Tiyo, ein unerfahrener Jäger, wollte eines Tages den Lauf des Colorado verfolgen, um zu sehen, wohin sich das Wasser ergießt. Nachdem er dabei den Ocean erreicht und seine Neugierde befriedigt hatte, dachte er daran, nun wieder zu den Seinen zurückzukehren. Vor seiner Heimkehr gab ihm ein Indianerhauptide, dessen Gebiet er durchquerte und der von des Jünglings Kühnheit entzückt war, seine beiden Töchter als Frauen. Aus diesen Ehen ging eine große Zahl Kinder hervor. Durch die Zauberkunst eines andern Indianers, eines Feindes des ersteren, den Tiyo durch das Zurückweisen seines Entgegentommens heftig erzürnt hatte, verwandelte dieser alle von der älteren Schwester geborenen Kinder in Schlangen, die entflohen und sich in die Risse und Spalten der Felsen verflochten. Seit jener Zeit nun haben die Motis die Gewohnheit, sobald sie einer Schlange ansichtig werden, ihr zuzurufen: „Sei gegrüßt, du mein älterer Bruder“, worauf das Reptil antwortet: „Sei gegrüßt, du mein jüngerer Bruder.“

Die Zeremonie dauert zehn Tage, während der niemand arbeitet, in der Furcht, den gefährlichen Bewohnern, die sich bloß von den Mitgliedern einer geweihten Bruderschaft, den Schlangенpriestern, behandeln lassen, eine tödliche Beleidigung zuzufügen. Sie allein können, dem Volksglauben nach, dank der Frömmigkeit ihres Ordens, eine ganze Woche hindurch, umgeben von den giftigsten aller Reptilien, unbeschadet ihrer Sicherheit zubringen.

Am Vortage, schon vom Morgengrauen an, geht der Oberpriester der Schlange Kopell an die vier Hauptpunkte des Ortes und verkündet den Motis das Herannahen des Festes. Allsogleich ruht jede andere Beschäftigung, denn jeder beeilt sich, die Mauern seines Hauses mit Behängen und Laubwerk zu schmücken. Die Bewohner halten nämlich viel darauf, „die älteren Brüder“, die von den Priestern am nächsten Tage in Schluchten und Bergen gefangen und dann im Triumph nach Walpi, dem gewöhnlich auserwählten Ort, gebracht werden, in würdiger Weise zu empfangen. In Walpi wohnen der Oberpriester und die Mehrzahl der Mitglieder der Bruderschaft.

Die fast unbelleideten Schlangенpriester halten in ihrer rechten Hand ein Bündel Adlerfedern, das Symbol ihrer geheiligten Tätigkeit, und durchsuchen so mit Hilfe einer Art Hacke jede Höhlung, selbst den kleinsten Schlupfwinkel, in dem sie Schlangen vermuten. Diese Jagd dauert sechs Tage; jeden Tag vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Die Reptilien, die von den Priestern berührt werden, ohne daß sie sich auch nur im geringsten vor ihrem Bisse fürchten, werden in kleine lederne Säcke gesteckt und an den Gürtel gehängt.

Nach Walpi zurückgekehrt, begeben sich die Priester in feierlicher Weise an einen unweit vom Dorfe gelegenen Ort; hier befindet sich die „Riva“, eine Art unterirdischer Tempel, in dem der vorbereitende religiöse Ritus vollzogen wird. Der „Serpentinentanz“ selbst findet dann im Beisein aller Bewohner der beiden vereinigten Weiler und auch der Indianer Navayos, ihrer nächsten Nachbarn, statt. Diese Navayos waren einst ihre erbittertsten Feinde, leben aber jetzt in gutem Einvernehmen mit ihnen.

Die Schlangenspriester schreiten einer nach dem andern durch eine Öffnung in dem Gewölbe des Tempels zur Riva. Mit größter Behutsamkeit stellen sie die Säcke mit den Klapperschlangen nieder, stimmen im Chor einen wilden Gesang an und heißen „ihre älteren Brüder“ willkommen. Die Säcke werden sodann geöffnet und die Gefangenen freigegeben, die durch die Riva schnellen, pfeifen und in wütender Weise die Klapper bewegen; alle verkrüchen sich in die finstersten Winkel dieses unterirdischen Raumes. Der Gesang der Priester wird nun doppelt so stark, bis er endlich in einem langen, graufigen Geheul verkringt, das weit in der Nacht widerhallt.

Sechsmal wiederholen sich diese phantastischen Szenen jeden Abend in ganz gleicher Weise; am siebenten Abend reinigt der Oberpriester die Schlangen, er taucht eine nach der andern in einen großen irdenen Krug, der neben ihm steht, und überläßt dann jede sich selbst.

Die durch das eben genossene Bad aufgereizten Reptilien entfliehen schleunigst dem Wasser und winden sich um Beine und Arme der im Innern des Tempels sitzenden Priester, die, ohne sich zu bewegen, halblaut singen und erst aufhören, wenn die letzte Schlange untergetaucht wurde. Die noch immer mit Adlerfedern geschmückten Priester lieblosen die Schlangen, die sich endlich beruhigen, sich zur Erde lassen und im Dunkeln verschwinden.

Die beiden folgenden Abende sind einem besonderen Aufzug, dem „Bären-tanze“, gewidmet, der in der Riva durch einen der Oberpriester vollführt wird. Alle Mitglieder der Bruderschaft sind im Festgewande anwesend, jeder von ihnen trägt ein Diadem aus Adlerfedern auf dem Kopfe, während die Lenden mit Damбирсhhaug umgürtet sind. Der Tänzer tritt vor und versucht, so gut er kann, die komischen Bücklinge eines dressierten Bären nachzuahmen. Seine Begleiter markieren singend den Takt und stoßen untereinander mit Holz-scheiben, die sie in den Händen halten. — Endlich ist der von den Bewohnern so ungebüldig herbeigesehnte Tag da, an dem der „Serpentinentanz“ stattfinden soll. Alle vorübergehenden Feierlichkeiten fanden sicher geschlüsselt vor ungeweihten Blicken in dem geheimnisvollen Halbschatten der Riva statt; nur wenige Aus-erlesene haben das Recht, ihnen beizuwohnen. Diese letzte und sicher interessanteste Wandlung des Festes werden die Priester öffentlich vollziehen. Sobald das erste Morgenrot am Himmel sichtbar wird, eilt alles in die Riva zu den letzten Vorbereitungen.

Gleich nach Sonnenaufgang beginnt in den untersten Tiefen des Tempels ein wilder Gesang; die Priester laden „ihre älteren Brüder“ zum allgemeinen Freudenfest. Auf dieses Geschrei folgt feierliche Stille; man sieht den Ober-priester Kopei aus der Riva treten und sich langsam vorwärts bewegen; im Munde hält er eine Klapperschlange, die sich zwar windet, aber nicht versucht, ihn zu beißen, seine rechte Hand umspannt Adlerfedern, seine Linke zwei riesige Schlangen, deren glänzende Körper sich an seinem Arm hinauffschlängeln.

Seine Genossen, die ebenso wie er eine Schlange im Munde halten, während sich in ihren Händen mehrere Reptilien verzweifelt winden und zu enttrinnen suchen, folgen ihm im Gänsemarsche. Angesichts dieses geweihten Zuges beeilen sich die Zuschauer, die ihre Behausung einsassenden Wälle zu erreichen; die Moki wissen nämlich sehr wohl, daß, wenn auch die Priester ganz ohne Gefahr die „älteren Brüder“ berühren können, sie sich bei ihnen nicht derselben Straflosigkeit erfreuen, daher leicht durch die Giftzähne der Klapperschlangen tödlich verletzt werden könnten.

Mittlerweile schreitet die Prozession in gemäßigtem Tempo vor und geht um den ganzen Platz herum. Ein von Kopeli ausgestoßener Schrei gibt das Zeichen zum Beginn des Tanzes, der in Hin- und Herwiegen des Körpers, Schlenkern der Arme und abwechselndem Springen immer auf einem Beine besteht. Diese Tätigkeit wird von den Mitwirkenden einige Momente fortgesetzt, bis plötzlich ein junges Weib erscheint, das auf dem Arme einen mit Milch gefüllten Topf trägt. Die Frau dreht sich nun einige Mal um sich selbst und leert die Flüssigkeit langsam aus; in diesem so entstandenen Milchkreis entledigen sich die Priester ihrer gefährlichen Last. Die Klapperschlangen pfeifen und bewegen sich heftig; sie sind bestrebt, ihre Freiheit wieder zu erlangen, aber vergeblich, da sie von ihren Trägern ergriffen und in das Innere des Kreises geschleudert werden. Der Oberpriester spricht ein Gebet, auf das seine Genossen mit einem sanften, getragenen Gesang antworten.

Alle stürzen sich nun über die Schlangen her, ergreifen sie und laufen gegen die Berge. Sie lassen sich sodann in einer Höhle nieder und geben ihren Gefangenen endlich die Freiheit, daraufhin gehen sie langsam und feierlich in die Riva zurück und entledigen sich dort ihres Priesterschmuckes. — So schließt das originelle Fest der Moki-Indianer.

Die Indier benutzen die Musik ja auch dazu, Giftschlangen aus ihrem Versteck zu locken. „Ein Schlangenbändiger kam zu mir und bat mich um die Erlaubnis,“ so berichtet der Reisende Keyne, „vor mir eine sehr giftige Schlange tanzen zu lassen. Da ich schon oft solchen Schauspielen beigewohnt hatte, erklärte ich mich bereit, ihm eine Ruppe zu geben, wenn er bereit wäre, mich in das Dschungel zu begleiten, um dort eine Brillenschlange zu fangen, deren Aufenthalt mir bekannt war. Der Hindu gab mir zu verstehen, daß das Geschäft gemacht sei. Ich zählte die Schlangen, die er mitgebracht hatte, und ließ einen Wächter bei ihnen zurück, dann überzeugte ich mich davon, daß der Bändiger keine weitere bei sich trug. Als wir an der bezeichneten Stelle angelangt waren, zog der Indier eine kleine Flöte hervor und begann darauf zu blasen; nach einiger Zeit kam in langsamem Tempo eine große Brillenschlange aus ihrem Versteck, gerade dort, wo ich sie vermutete, hervor. Angesichts des Mannes wollte sie entfliehen, der Bändiger aber faßte sie beim Schweif und drehte sie fortwährend im Kreise herum, so daß sie nicht beißen konnte; er trug sie dann zu den anderen Schlangen, wo er sie tanzen ließ.“

Bei der „Schlangenausstellung“ machen die Hindus mit einer kleinen Klarinette ununterbrochen Musik. Sogleich kommt die Schlange aus dem Korbe, in dem sie eingesperrt ist, hervor und richtet sich auf; manchmal bewegt sie ihren Körper, als wollte sie die Musik begleiten. Während dieser Zeit sind sie nicht gefährlich und denken nicht ans Beißen; sie werden erst wild, wenn die Musik aufhört; die Hindus wissen das wohl und trachten meist, ihnen die Giftzähne vorher auszureißen. —

Auch die Eidechsen lieben die Musik ganz besonders. Sie ziehen die langamen Töne den rauhen und heiseren vor. Fetis spricht von einer Eidechse, die mit besonderer Freude das Adagio in F-Dur aus dem E-Dur-Quartett von Mozart anhörte; so oft man dieses Stück spielte, kam sie aus ihrem Loch hervor und blieb unbeweglich; sobald man zu spielen aufhörte, beeilte sie sich, in ihr Versteck zu kommen. Dr. S. Chomet begab sich einmal in einen Wald und begann eine Melodie aus einer italienischen Oper zu singen; plötzlich sah er sich von kleinen Eidechsen umgeben, die ihn mit vergnügten Mienen be-

trachteten. „Diese entzückten, vielleicht sogar bezauberten Tiere schienen bei den Tönen ein solches Wohlgefühl zu überkommen, daß sie zu mir Vertrauen gewannen; sie erschrakten nicht mehr bei meinen allerdings nicht sehr lebhaften Bewegungen und gestatteten mir, ihnen mit ausgestreckter Hand, als wollte ich sie berühren, ganz nahe zu kommen.“

Die Kammeidechsen kommen, wenn man ihnen pfeift; die Meerschildkröten tun das Gleiche.

Es ist wohl nicht nötig, von den musikalischen Fähigkeiten der Vögel zu sprechen, die doch wohlgeübte Sänger und Musiker sind. Man kennt nur den Eindruck nicht, den unsere Musikinstrumente auf sie machen. Ein charakteristisches Beispiel teilt Guénon nach Girard mit. Vor einigen Jahren lebte in Dainville ein gewisser Krauß, gewesener Flötenspieler, jetzt pensionierter Militärmusiker. Das einförmige Landleben verursachte ihm oft Langeweile, die er durch häufiges Flötenspiel zu verschweigen suchte. Eines Abends im Herbst gab sich Krauß bei offener Türe seiner gewohnten Zerstreung hin und entlockte seiner Flöte ganz auserlesene Töne. Zwei junge Hähne edler Rasse, die erst vor kurzem von einem benachbarten Gut gekauft und bei einem Grundbesitzer des Ortes untergebracht waren, hörten zweifelsohne zum erstenmal die sanften Töne dieses Instruments. Zuerst hörten sie aufmerksam zu und trugen ein lebhaftes Erstaunen zur Schau; dann kamen sie langsam mit bedächtigen Schritten und lang vorgestrecktem Halse die Freitreppe, die zu Krauß' Wohnung führte, herauf. Sie erklimmen die fünf Stufen und blieben dann unbeweglich und aufmerksam der offenen Türe gegenüber stehen, indem sie den Musiker ansahen und ein ganz außergewöhnliches, durch die Musik erregtes Wohlbehagen kundgaben. Der Eigentümer, der das Verhalten dieser beiden Hähne sah, rief sie recht lärmend, indem er in die Hände klatschte, ohne jedoch ihre Aufmerksamkeit abzulenken; er versichert, daß man sie hätte ergreifen können, ohne daß sie entflohen wären, solange die Musik sie so gefangen hielt. Sie verließen den Platz erst, als man sie mit den Füßen stieß, um sie in den Hühnerstall zu bringen.

Auch die Mäuse lieben die Musik außerordentlich. Sie lockt sie aus ihrem Loch und läßt sie alle Furcht vergessen. Sie wagen es bei hellichtem Tage in ein Zimmer zu laufen, in dem Musik gemacht wird; man behauptet auch, was übrigens einigen Zweifel läßt, daß, wenn sie bei Nacht in einen Raum gelangen, in dem das Klavier offen blieb, sie gerne über die Tasten und Saiten laufen, um ihre musikalischen Gelüste zu befriedigen. Einigen Mäusen sollte es sogar einfallen, verschiedene Lieder durch ihr Quietschen nachzuahmen; man behauptet dafür zahlreiche Beispiele zu besitzen.

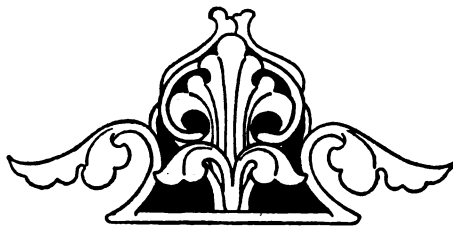
Zum Schluß erinnern wir noch an die deutlichen Beweise einer Musikempfindlichkeit bei Spinnen. Jeder kennt doch die Sage von Pelisson, der eines dieser Tiere bezauberte, indem er ihm Dudelsack vorspielte. Gretry erzählt, daß eine Spinne bis auf sein Klavier kam, wenn er spielte, und verschwand, sobald er aufhörte. Michelet berichtet von einem ähnlichen Fall. Eines jener kleinen Opfer, aus denen man schon in jungen Jahren Virtuosen macht, Berthome, der im Jahre 1800 gefeiert wurde, verdankte seine staunen-erregenden Kenntnisse der absoluten Einsamkeit, in der er lernen mußte. Mit acht Jahren entzückte er alle durch sein wundervolles Violinspiel. In seiner fortwährenden Verlassenheit hatte er einen einzigen Kameraden, von dem niemand eine Ahnung hatte, nämlich eine Spinne. Zuerst hielt sie sich in einem



Winkel der Mauer auf, dann nahm sie sich die Freiheit, bis zum Notenpulte vorzudringen, endlich kam sie auf den Arm des Kindes, der so geschickt den Bogen führte; von da aus konnte diese immer zitternde, erregte Musikschwärmerin die Töne aus nächster Nähe hören. Sie bildete sein ganzes Auditorium; es genügt ja dem Künstler schon eine Seele, die sich Mühe gibt, die seine verstehen zu lernen. Das Kind hatte unglücklicherweise eine Stiehmutter, die eines Tages das empfindsame, kunstliebende Tier auf seinem Plaze sah. Ein heftiger Schlag mit dem Pantoffel — und das ganze Auditorium war vernichtet. Der Knabe fiel rücklings zu Boden, er war drei Monate krank und dem Tode nahe.

Wallenaer war Zeuge einer noch merkwürdigeren Tatsache. Eine Dame, die in einem mitten im Garten gelegenen Zimmer Harfe spielte, bemerkte über sich an der Decke eine Spinne. Sogleich begab sie sich ans gegenüberliegende Ende des Zimmers; kaum hatte sie jedoch auf ihrem Instrumente zu spielen begonnen, als sich die Spinne in Bewegung setzte und oberhalb der Dame Halt machte; hier verweilte sie ganz unbeweglich, als wäre sie am Plafond angeklebt. Die Dame, deren Neugierde durch diese Beobachtung gereizt wurde, wechselte abermals den Plaz und verharrte eine Weile, ohne zu spielen; die Spinne blieb noch ebenso unbeweglich wie zuvor, sobald jedoch die harmonischen Töne der Harfe erklangen, beeilte sie sich, sich oberhalb des Instrumentes festzusetzen. Die Dame wiederholte das Experiment, und es gelang ihr, wie einem zweiten Orpheus, die Spinne, die sie unablässig verfolgte, nach jeder Seite des Zimmers zu locken.

Henri Coupin





Abendlied

Nun ruhen alle Wälder,  
Vieh, Menschen, Stadt und Felder,  
Es schläft die ganze Welt;  
Ihr aber, meine Sinnen,  
Auf, auf, ihr sollt beginnen  
Was eurem Schöpfer wohlgefällt!

RS

1906



Rudolf Schäfer  
(Bilder zu Liedern Paul Gerhardt's)





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einfendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

## Dörpfeld und das neue Volksschulgesetz

Das Oktoberheft des „Fürmers“ bringt einen Aufsatz über den Kultusminister von Studt, worin eine Äußerung enthalten ist, die Dörpfeld und seine Schulverfassungstheorie in einem falschen Lichte erscheinen läßt. Der Verfasser jenes Aufsatzes schreibt: „Es ist ein offenes Geheimnis, daß Herr von Studt an der Entstehung des Entwurfs und der schließlichen Annahme desselben durch den Landtag unschuldig ist. Die Väter des Gesetzes sind Dörpfeld, Hackenberg, Zedlig-Neutirch und Schwarzkopff. Wer mit der Pädagogik des vor ungefähr 20 Jahren (zutreffender wäre: vor fast 10 Jahren. D. starb am 27. Oktober 1893. D. V.) verstorbenen Pädagogen Dörpfeld vertraut ist und zudem weiß, welchen ungeheuren Einfluß er auf Hackenberg ausgeübt hat, der erhält damit den Schlüssel zu manchem schulpolitischen Vorkommnis der letzten Jahre. Mit dem Pädagogen Hackenberg arbeitete der Politiker Zedlig Hand in Hand. Das Kompromiß war fertig.“

Aus dieser Darstellung muß der Leser den Eindruck gewinnen, daß das neue Volksschulgesetz im wesentlichen die schulpolitischen Anschauungen Dörpfelds widerspiegelt, was dann weiterhin zur Folge hat, daß das Odium, womit das Gesetz wegen seiner offenkundigen Mängel in weiten Kreisen behaftet ist, auch auf Dörpfeld und seine Schulverfassungsschriften zurückfällt. Jener Eindruck entspricht aber nicht dem wahren Sachverhalt. Das neue Schulgesetz wird vielmehr den Reformvorschlägen Dörpfelds so wenig gerecht, daß dieser es mit derselben Entschiedenheit bekämpft haben würde, womit er seinerzeit den Zedlig'schen Gesetzentwurf zurückgewiesen hat. Als ein wahrhaft freiheitlich gesinnter Mann ist er nicht nur den Bestrebungen der Liberalen, die in völliger Verkennung aller echten Liberalität die Zwangsimultanschule durchzusetzen suchten, sondern ebensosehr auch der Intoleranz der Konservativen, die die gesetzliche Festlegung der konfessionellen Schule forderten, entgegengetreten. In dem Streit um den religiösen Charakter der Schule suchte er einen Standpunkt, der beiden Seiten geben könne, was sie mit Recht wünschen und verlangen dürfen, und er fand ihn in dem sozial-ethischen Grundsatz der Gewissensfreiheit. In strenger Durchführung dieses Grundsatzes will er die erziehlige Gewissensfreiheit nicht nur den Mitgliedern der staatlich anerkannten Religionsgesellschaften gewähren, sondern ohne Ausnahme allen, die sich über ihre Moral

und Erziehungsgrundsätze vor der Staatsbehörde befriedigend ausweisen können. In dem neuen Gesetz sind dagegen die Bestimmungen so getroffen, daß die bestehenden unfreien Zustände im allgemeinen erhalten bleiben. Nur den Mitgliedern der beiden großen privilegierten Religionsgemeinschaften wird insofern ein geringes Maß von Freiheit gewährt, als den Eltern in einigen wenigen, im Gesetz besonders angeführten Fällen ein Einfluß auf den religiösen Charakter der Schule zugestanden wird. Den Anhängern aller übrigen Religionsgesellschaften, der konfessionierten wie der geduldeten, bleibt die erzieherische Gewissensfreiheit gänzlich versagt. Das Gesetz überläßt es den Schulaufsichtsbehörden, den religiösen Bedürfnissen dieser Staatsbürger in vormundschaftlicher Weise Rechnung zu tragen.

Was die Verwaltung des Schulwesens anbetrifft, so vertritt Dörpfeld im Gegensatz zu dem üblichen bürokratisch-hierarchischen Bevormundungssystem den sozial-ethischen Grundsatz der Selbstverwaltung im Sinne der Interessenvertretung aller an der Jugendziehung beteiligten Gemeinschaften. Vor allen Dingen ist er bestrebt, der Familie als dem allernächsten und wichtigsten Schulinteressen einen ihrer Bedeutung für die Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes entsprechenden Anteil an der Schulerwaltung zu sichern. Zu diesem Zwecke verlangt er, daß jede Schulanstalt getragen werde von einem Verbande von Familien, die sich nach freier Entscheidung auf Grund ihrer eigenen gewissenhaften Überzeugung zu selbständigen Schulgemeinden zusammengeschlossen haben. Zur Verwaltung ihrer Angelegenheiten hält er zwei Kollegien für erforderlich: einen Schulvorstand, dem die laufenden Geschäfte übertragen werden, und eine größere Vertretung, der in Verbindung mit dem Schulvorstande das volle Recht der Lehrerwahl zustehen soll. In diesen Verwaltungsorganen müssen sämtliche an der Schulerziehung interessierten Gemeinschaften vertreten sein, und die Vertreter der Familie sollen von den die Schulgemeinde bildenden Familienvätern gewählt werden. Wie nun in der Schulgemeinde sich im Schulvorstande neben dem Schulamte ein mitberatendes Kollegium befindet, so wünscht Dörpfeld, daß auch in allen höheren Instanzen ähnliche Selbstverwaltungsorgane geschaffen werden, also in der Kommune neben der kommunalen Behörde eine Schuldeputation, im Kreise neben dem Landrat und dem Kreis-  
schulinspektor eine Kreis-  
schulkommission, im Regierungsbezirk neben der staatlichen Behörde eine Bezirkschulsynode und für den Staat neben dem Unterrichtsminister eine Landeschulsynode.

Das neue Schulgesetz kennt keine freiheitlichen, auf dem Boden des Familienrechts stehenden Schulgemeinden, und wo sie etwa noch als Überreste einer früheren Zeit bestanden, wie am Niederrhein, da werden sie durch das Gesetz vollends beseitigt, nachdem sie unter preussischer Herrschaft nach und nach schon ihre wichtigsten Rechte verloren hatten. Damit bringt das Gesetz eine Entwicklung zum Abschluß, die Dörpfeld geradezu als unheilvoll für unser Schulwesen bezeichnet hat. Die im Gesetz teils vorgeschriebenen, teils zugelassenen Schulkommissionen gleichen den von Dörpfeld geforderten Schulvorständen nur äußerlich, ihrem Wesen nach sind sie davon völlig verschieden, da ihnen der feste Rückhalt einer selbständigen Schulgemeinde fehlt. Sie bilden daher auch keine selbständige Vertretung des zur Schule gehörigen Familienverbandes, sondern sie sind abhängig von den Schuldeputationen und Gesamtschulvorständen, denen sie subalterne Handlangerdienste zu leisten haben. Ihre Mitglieder, soweit sie die Familie vertreten sollen, gehen nicht aus freier Wahl

der an der Schule beteiligten Familienväter hervor, sondern werden von der Schuldeputation ernannt und können nach Ablauf ihrer Amtsperiode, falls sie dieser Instanz unbequem geworden sind, durch gefügigere Mitglieder ersetzt werden. Ebenso abhängig sind die Vertreter der Familie in den Schuldeputationen und Gesamtschulvorständen, da sie ihre Stellung lediglich dem Wohlwollen der Gemeindevertreter verdanken.

Das Lehrerwahlrecht erfährt gegenüber den Dörpfeld'schen Vorschlägen eine ganz bedeutende Einschränkung und Verschiebung zugunsten einer strafferen Zentralisierung des Schulwesens in der Hand der staatlichen Bureaucratie. Während Dörpfeld den einzelnen Schulgemeinden das Recht der Lehrerwahl eingeräumt wissen will, werden nach dem neuen Gesetz im ganzen Staate die Schulleiter von der Behörde angestellt und bei Lehrerberufungen in Schulverbänden mit 25 und weniger Schulstellen den zuständigen Verwaltungsorganen drei Bewerber von der Behörde zur Auswahl präsentiert. Nur wo die Gemeinden bei der Berufung der Lehrkräfte ein Recht auf weitergehende Mitwirkung besaßen, soll es dabei auch fernerhin sein Bewenden haben.

Ebensowenig genügt das Gesetz den Forderungen, die Dörpfeld an die Selbstverwaltung stellt, da diese nur in den unteren Instanzen und noch dazu sehr unvollkommen durchgeführt ist. Für den Kreis, den Regierungsbezirk und den Staat fehlen die beratenden Kollegien gänzlich, dort kommen Familie, Kommune und Schulamt nicht mehr zu Wort. Das Schulwesen wird also gerade in den Instanzen, die für seine Ausgestaltung von entscheidender Bedeutung sind, rein bureaucratisch regiert.

Das neue Volksschulgesetz zeigt die unverkennbare Tendenz, die Familie auf dem Gebiete der Schulerziehung in Anwürdigkeit und Rechtlosigkeit zu erhalten, das Schulwesen in der untersten Instanz teilweise der kommunalen Bevormundung zu überlassen und die Machtbefugnisse der staatlichen Bureaucratie auf Kosten der andern Schulinteressenten nach Kräften zu erweitern. Dadurch tritt es in offenen Widerspruch zu den Reformvorschlägen Dörpfeld's. Mögen immerhin einige Bestimmungen den Forderungen dieses Pädagogen äußerlich gleichen: der Geist, der das Gesetz durchzieht, ist dem Geiste, der sich in Dörpfeld's Schulverfassungsschriften kundgibt, schnurstracks zuwider.

Dams-Elberfeld





## Nach den Wahlen — Gleiches Wahlrecht? — Vom Zukunftsstaat — Russisches, Borussisches — Die neue Partei

Wenn's so weiter geht, kann auch unser solides Deutsches Reich noch einmal in den Ruf der „unbegrenzten Möglichkeiten“ gelangen. Natürlich nur bei Nichtkennern unserer „kochenden Volksseele“. So überraschend es auch kam —: was war denn am Ende so Erstaunliches dabei, daß der Deutsche — Ordre parierte? Und nicht nur seiner Regierung, auch den ihn sonst Regierenden. Der Stellenbesitzer und Landarbeiter seinen Grundherren, der Zentrumswähler seiner Geislichkeit (vielleicht mehr der „niedern“ als der „hohen“), der organisierte und disziplinierte Genosse seinen „Führern“? Denn die bloßen „Mitläufer“ haben feste umgefattelt.

Das Letzte ist in der Tat das Bedeutsamste an der ganzen Wahlkampagne. Daß diese von den Größen der „völkerbefreienden Partei“ jahrelang mit unsäglichlicher Verachtung, geradezu als Lumpengarde behandelten, sonst aber nur geduldeten Mitläufer sich schließlich als diejenigen entpuppten, von deren Gnaden fast die Hälfte der sozialdemokratischen Mandate ihr Dasein gefristet hatte, das war allerdings ein Schauspiel von überwältigendem Humor. Und es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn es nicht eine tiefgreifende Wirkung auf die Gestaltung unserer Parteiverhältnisse ausüben sollte.

Noch freilich wollen Parteileitung und Zentralorgan die Schuld an dieser blamablen Niederlage überall anders finden, nur nicht bei sich selbst. Das ist ja auch menschlich begreiflich. Wartet ihrer doch ohnehin noch manche „intime“ Auseinandersetzung und Abrechnung mit den auf den Leim geführten Hintersassen. Nur leise, gleichsam als captatio benevolentiae, klingt das Bekenntnis durch, daß auch in der Partei nicht ausgerechnet alles so gewesen sei, wie es hätte sein sollen. „Wildgewordene Spießbürger“ seien wieder in das Lager der Ordnungsparteien zurückgekehrt, die Klassenkämpfe der Gewerkschaften hätten viele Handwerksmeister der roten Fahne abwendig gemacht, die Massenausperrungen den Arbeitern die Stimmung

verbittert, die Arbeiter-Konsumvereinsbewegung Sehtausende von Kleingewerbetreibenden aus dem sozialdemokratischen Lager vertrieben. Die Unterbeamten seien durch „furchtbaren Druck“ gezwungen worden, „gegen ihre Überzeugung zu stimmen“ und auch die Schlagworte von „Hungertwahlen“ und „Sollwucher“ hätten keine rechte Zugkraft mehr gehabt. Die „momentanen Vorteile, die die agrarische Zoll- und Absperrungspolitik auch einem größeren Masse von Kleinbauern verschaffte“, habe diese ins agrarische Lager getrieben und so zur sozialdemokratischen Niederlage beigetragen, nicht zuletzt auch ein großer Teil der Partei sich einer unglaublichen Vertrauensseligkeit, einem übertriebenen Optimismus hingegeben. U. s. f.

Schon etwas schärfer beleuchtet der wiedergewählte Reichstagsabgeordnete Albert Sadekum die Lage. „Wenn ich mir“, so schreibt er in der „Neuen Gesellschaft“, „in die Erinnerung zurückrufe, womit in den Gegenden, in denen ich agitatorisch tätig war, die Gegner den tiefsten Eindruck — abgesehen von der unablässigen Variation der famosen nationalen Melodie — gemacht haben, so stoße ich immer wieder auf den Vorwurf, die Sozialdemokratie leiste keine ‚positive Arbeit‘, ja verweigere sie geradezu mit der Begründung, die etwa zu erreichenden Reformen würden die Arbeiter nur zufrieden und damit der sozialdemokratischen Partei abspenstig machen. Der Fürst Bälou hat in seiner Rede an die deutschen Professoren vom 19. Januar diesem Thema einen breiten Raum gewidmet und dadurch erst recht noch einmal alle unsere Gegner zur Verbreitung der ungeheuerlichen Unwahrheit (? D. E.) angefeuert. Ich bin überzeugt davon, daß ein erheblicher Teil derjenigen Arbeiter, der sich den nichtultramontanen bürgerlichen Parteien am 25. Januar angeschlossen hat, gerade auf Grund dieser Behauptungen der Sozialdemokratie die Gefolgschaft verweigerte. Der Einfluß des ‚nationalen‘ Gedubels soll ganz gewiß nicht unterschätzt werden, aber selbst in den indifferenten Arbeitermassen kann man damit nicht viele Proselyten machen. Anders aber, wenn auf das direkte und unmittelbare Interesse des Proletariats an einer durchgreifenden Verbesserung seiner ungünstigen Lebenslage in jeder Versammlung, in jedem Flugblatt mit dem Bemerkten nachdrücklich hingewiesen wird, die Sozialdemokratie kümmere sich darum nicht. Und wie das gemacht wurde, das kann man sehen, wenn man z. B. die in Magdeburg gegen die Sozialdemokraten verbreiteten Schmähschriften durchmustert. So bei den nichtultramontanen bürgerlichen Parteien; beim Zentrum ist es aber noch viel schlimmer. Wie sich diese Partei in bäuerlichen Kreisen als einzige Bauernfreundin aufspielt, so treibt sie in Wahlkreisen mit starker Arbeiterbevölkerung einen geradezu strupellosen Stimmenfang mit der nichtsnutzigen Behauptung von der lediglich negierenden Haltung der sozialdemokratischen Partei. Ich bin in ultramontanen Orten auf die Behauptung gestoßen, das Zentrum sei in Deutschland die regierende Partei, die Sozialdemokratie die negierende Partei, und so werde es bleiben . . .“

Es folgt nun eine längere Aufzählung von „positiven Leistungen“,



alias Anträgen und Interpellationen der Fraktion. Nun darf ja nicht verkannt werden, daß sich darunter manche dankenswerte Anregung findet. Ist es aber nicht gerade ein Zeichen von Unfruchtbarkeit, wenn einer so zahlreichen und beachteten Partei auch darin „nichts gelingen“ will? Die Gründe liegen ja nahe genug. Zunächst in der bestimmenden Empfindung, daß es sich bei alledem doch immer mehr um agitatorische als praktische Ziele handelt.

Südekum bleibt denn auch bei den errungenen „Lorbeern“ nicht stehen. Die „liberalen Gruppen“, meint er weiter, „werden ebenso wie das ungeschwächt wiederkehrende Zentrum das Bedürfnis empfinden, wenigstens zu Anfang eine kleine Rücksicht auf ihre Wahlversprechungen erkennen zu lassen. Je toller die Forderungen für Heer und Marine ausfallen, die sie zu bewilligen schon jetzt entschlossen sind, um so mehr werden sie sich um den Beweis bemühen, daß sie auch für den Bruder Arbeiter ein Herz haben“. Wir wissen schon, was dabei herauskommt. Also müssen wir die Herrschaften auf die Probe stellen! Auf dem Gebiete des konstitutionellen Rechtes, des Arbeiterschutzes, des Finanz- und Steuerwesens, der Rechtspflege, der Wohnungsfrage — um nur das herauszugreifen — müssen wir, so meine ich, mit großzügigen Reformvorschlägen sofort wieder an der Spitze marschieren.

Das findet ein Echo im Volke und wird uns zahllose Rekruten werben. Oder ‚Mitläufer‘. Bei manchen Parteigenossen scheint jetzt freilich beinahe die Freude über den Abfall der ‚Mitläufer‘ den Schmerz über die Verluste der Wahl Schlacht zu überwiegen. Sie behaupten, die Scharen, die uns am 25. Januar treu blieben, seien sturmerprobte und sichere Kämpfer. Ich weiß nicht recht, wie man das beweisen will, meine aber, daß uns auf jeden Fall neben diesen sturmerprobten Kämpfern eine tüchtige Portion neuer ‚Mitläufer‘ auch nicht schaden würde. Denn die ‚Mitläufer‘ von heute sind doch wohl die Kämpfer von morgen.“

So macht sich denn Südekum die Ausführungen der Elberfelder „Freien Presse“ zu eigen: „Das Nachlassen unserer Werbekraft in den Wählermassen, mit dem die Erscheinung der Nachwahlen seit 1903 sich wiederholt, ist das bedenkliche Zeichen. Es geht auch nicht an, daß wir uns mit der sicherlich nicht ganz unzutreffenden Erwägung beruhigen, daß 1903 eine große Anzahl ‚Mitläufer‘ für uns gestimmt hat, die wir nun für uns als sicheren Besitz gewonnen haben. Eines von beiden geht nur: entweder betrachten wir die Zunahme unserer Wähler als Zeichen unserer wachsenden Macht, dann dürften wir auch unsere ‚Mitläufer‘ nicht als Wähler zweiter Klasse ansehen, und müssen in der Verminderung oder dem Stillstand unserer Wählermassen eine unerfreuliche Erscheinung sehen. Oder aber wir rechnen unsere Macht nach dem etwas unklaren und unsicheren Begriff der Zuverlässigkeit unserer Wähler im Sinne vollständiger sozialistischer Durchbildung, dann können wir niemals triumphieren, wenn uns das Wahlglück neue Hunderttausende zuführt. Aber es

ist nicht wahr, daß für eine oppositionelle Partei, die gegen die Regierungsgewalt und alle bürgerlichen Parteien im entschiedensten Kampfe steht, die von den herrschenden Personen und Klassen verfolgt, gehest, geächtet wird — es ist, sagen wir, nicht ein Zeichen der Schwäche, sondern der zuverlässigste Beweis der moralischen Stärke einer solchen Partei, wenn sie trotz der Verleumdungen und Verfolgungen über die eigentlichen Kreise ihrer Klassengenossen hinaus wirkt und ‚Mitläufer‘ anzieht. Gerade diese Mitläufer sind für eine revolutionäre Partei das deutlichste Kennzeichen ihrer geistigen Überlegenheit, ihrer sittlichen Kraft, ihrer klugen Politik, ihrer entschlossenen Eüchtigkeit und ihres geschichtlichen Rechts. Wäre es wahr, daß wir heute keine Gewalt über die Mitläufer mehr haben, so wäre das nur eine Mahnung, zwar nicht müßige Betrachtungen darüber anzustellen, ob wir in der Vergangenheit Fehler begangen haben, ob wir das Maß von Schlagkraft immer entwickelt haben, deren eine große Partei in der Opposition bedarf, aber doch für die Zukunft in gesteigerter Arbeit mit leidenschaftlicher Energie und weitblickender Überlegung die Aufgaben der großen weltgeschichtlichen Kulturpartei zu erfüllen, welche die Sozialdemokratie bleibt, trotz allen Schwankungen des Wahlgücks, und in der sie ihr einziges Existenzrecht hat.“

Das, so schließt der sozialdemokratische Abgeordnete, sichere der Partei auf die Länge ihren Erfolg, „daß ihre Arbeit an der Emanzipation der Proletarier Kulturarbeit im besten Sinne des Wortes ist, und daß kein Gegensatz zwischen ihrer unmittelbaren Reformtätigkeit mit ihrem Streben nach ihrem Endziele entdeckt werden kann. Im Gegenteil: der bringt uns dem Endziele am schnellsten nahe, der die meiste positive Arbeit schafft und die meisten Volksgenossen dafür zu gewinnen weiß. Nur wenn wir die ganz überwiegende Mehrheit des Volkes auf unserer Seite wissen, können wir mit Aussicht auf Erfolg an die tiefgreifenden Umgestaltungen der Wirtschafts- und Rechtsordnung herangehen, die wir für das Heil der Menschheit als notwendig erachten.“

Kulturarbeit verlangen auch Richard Calwer und Eduard Bernstein in den „Sozialistischen Monatsheften“. Sogar — nationale! In Zollfragen, so Calwer, habe die Partei ebenso versagt, wie in der Kolonialfrage; da sei ihre Wirtschaftspolitik einfach rückständig. Nationale Fragen erföhren sogar öfter eine direkt unverständige Behandlung: „Die Kritik gegen die eigene Regierung muß sehr, sehr weit gehen, aber an die Formel zu glauben, daß sie um jeden Preis schlechter und dümmere sein soll, als die des Auslandes, das vermag ich nicht. Dazu verpflichtet mich weder das sozialdemokratische Parteiprogramm, noch meine sozialistische Weltanschauung.“ Und der Schluß? „In der Abwendung von der Wirklichkeit, in dem Festhalten überkommener, aber heute nicht mehr zutreffender Auffassungen, in der unfruchtbaren, rein negativen Kritik und damit in dem Mangel praktischer und positiver Tätigkeit sehe ich, kurz zusammengefaßt, die wesentlichsten Ursachen, die die Niederlage der Sozialdemokratie am 25. Januar verursacht haben. Wir verkündhern trotz aller

organisatorischen und agitatorischen Arbeit, wenn wir, die stärkste Partei Deutschlands, nicht aufhören, mit fertigen Rezepten die Welt einmal kurieren zu wollen, wenn wir nicht vielmehr heute schon, unserer sozialpolitischen Auffassung getreu, realpolitisch arbeiten.“

Und nun gar Vernstein! Man begreift, daß dieser hartgefottene Rezer das infant terrible aller rechtgläubigen Wölfe und Schäflein der Partei ist. Wenn die Sozialdemokratie die Kolonialkredite verweigere, so könne sie das nur wegen des gegenwärtigen Systems und der Nichtverantwortlichkeit der obersten Leitung, nicht aber vom Rentabilitätsstandpunkte aus: „Liegt gegen die deutschen Kolonien weiter nichts vor, als daß sie sich noch nicht budgetmäßig rentieren, respektive ihre Verwaltungskosten noch nicht decken, so wäre es verwerfliche Pfennigfucherei, die zu ihrer Erschließung erforderlichen Gelder zu verweigern. So viel Mittel hat das Deutsche Reich schon, für einen Kulturzweck — und das ist doch das Erschließen unkultivierter und halbkultivierter Länder — jährlich etliche Millionen auf Vorschuß auszugeben. . .

Dazu kommen noch die Schwierigkeiten der Eingeborenenfrage, die im Zeitalter der äthiopischen Bewegung unendlich viel größer sind, als in früheren Epochen, und uns um so mehr vor die Gefahr immer wieder ausbrechender Negeraufstände stellen, als auf den deutschen Kolonien die Politik der gepanzerten Faust den Negern gegenüber beliebt wird. Diesen großen Fragen gegenüber, die durchaus Anspruch darauf haben, als nationale Fragen bezeichnet zu werden, sinkt die Frage der budgetmäßigen Rentabilität der Kolonien zu einer Lappalie herab. Sie mit ihren weittragenden Konsequenzen galt es, den Wählern immer wieder vor Augen zu führen, nicht aber mit schlechten Wägen über die umgetippte Dattelliste Tatsachen verkleinern zu wollen, die man nicht hinwegbeweisen kann.“

Mit etwas andern Worten hätte das Herr — Vernburg auch sagen können.

An Stelle der Diskussion mit den Gegnern, der sachlichen Erörterung von Fragen, habe man in der sozialdemokratischen Wahlagitacion, namentlich des Ostens, einen bedenklichen Doktrinarismus gesetzt. Das Schlimmste aber sei, daß die Partei so sehr an ihrem Nimbus eingebüßt habe. Ja der Nimbus!

„Bis vor wenigen Jahren war er in Deutschland außerordentlich groß. Die Jugend aller Bevölkerungsklassen strömte förmlich der Partei zu. Dann aber kamen jene Kongresse, auf denen die Partei sich als Rezergericht aufzuspielen schien; es setzten jene journalistischen Verdächtigungskampagnen ein, die das Gegenteil der gepredigten Erhabenheit über die bürgerliche Journalistik zutage treten ließen, und ein Teil unserer Presse gefiel sich in einer Art der Polemik, der selbst Leuten von starken Nerven schließlich unerträglich wurde. Es waren Einzelercheinungen, und manches ist von der gegnerischen Presse in maßloser Über-

treibung (in usum delphini! D. E.) dargestellt und gegen die Partei ausgespielt worden. Aber diese unliebsamen Einzelerrscheinungen häuften sich eben, und wie so eines zum andern kam, da ging auch das Ansehen der Partei in die Brüche, und der Zustrom der Jugend ließ nach. Wir können es aushalten, aber täuschen wollen wir uns darüber nicht, daß wir recht nahe daran sind, ein großes Kapital nach berühmten Mustern im Übermut zu verwüsten.

Menschlich ist es ja begreiflich, daß wir nach den gewaltigen Erfolgen der früheren Jahre uns etwas über Gebühr gehen ließen. Schienen wir doch geradezu gegen Rückwirkungen etwaiger Fehler immun zu sein. Was konnte auch der Partei geschehen, welche die zahlreichste, beständig wachsende und ihrer geschichtlichen Lage nach kampflustigste Klasse der Gesellschaft vertritt und hinter sich weiß? Man kann es fast als ein Glück betrachten, daß der Glaube an unsere absolute Immunität jetzt einen so kräftigen Stoß erhalten hat. Er hätte auf die Dauer, trotz Bildungsschulen usw., zur völligen Verflachung gerade der politischen Bewegung führen müssen. Denn nirgends liegt die Verflachung näher, als in der Politik, und die Gefahr ist um so größer, als unsere politische Presse sich in sehr bedenklicher Weise zu amerikanisieren beginnt. Es gibt auch ein geistiges Schlaraffenland.“

Wie weit diese „Verflachung“ schon gediehen war, wie bequem sich's die Herren Genossen namentlich in den Großstädten bei ihrer „geistigen“ Werbearbeit machten, das sonnt sich so recht gemächlich in dem Gespräch eines Mitarbeiters der „Deutschen Zeitung“ mit einem kleinen Berliner Gewerbetreibenden:

„In unserer Straße sind zwei ‚Wahlvereine‘, wie sie sich nennen“, erzählte mir ein kleiner Meister. — „Was,“ sagte ich, „bei kaum fünfundschwanzig Häusern zwei?“ — „Na gewiß doch, und die Portjes sind wichtige Mitglieder.“ — „Gehören Sie denn auch dazu?“ — „Ich brauche nich; aber viele müssen.“ — „Müssen? Keim Mensch muß müssen.“ — „S, was meinen Sie woll? Die nehmen sich jeden einzeln vor und sagen ihm, was er muß. Die sitzen da so hübsch in'n kleinen Kreis zusamm'n, un denn heißt es: ‚Der da hat doch nu mal die Rundschaft in der Straße nötig, wenn wir den nun nicht zu uns herein kriegen, denn gehn wir auch nicht mehr zu ihm hin, keiner — und dann ist er fertig.‘

Also was hilf's? Er muß auch hinein und mit den Wölfen heulen: Monatsbeitrag, den ‚Vorwärts‘ halten — ohne dem geht's nich. Na und dann nicht etwa hinten bei sich in der Küche und dann das Papier schnell ins Feuer! Nein! Den wollen die Genossen ausliegen oder hängen sehn, wenn sie kommen. Und was folgt dann? Dann bleibt die andere Rundschaft, die den ‚Vorwärts‘ nicht gewohnt ist, weg. Dann ist der Betreffende ganz in ihren Klauen.“

„Erstauulich“, sagte ich; „aber ob das den kleinen Gewerbetreibenden sehr freundlich stimmt für den Verein? Rächt er sich nicht am Ende ein-

mal mit einem konservativen oder freisinnigen Wahlzettel?" — „I was Sie denken! Ich sage den Brüdern ja auch immer, ob sie sich einbilden, daß so einer mit dem Herzen Sozialdemokrat ist. Das ist doch die reine Heuchelei! Aber die Kerls haben auch dafür ihre Mittel. ‚Wahlzettel‘ sagten Sie. Wählen gehen? Ist nicht! Da sitzen nämlich die Vertrauensleute und haben die Wählerlisten vor sich, die sich ja jeder abschreiben lassen kann; und sie passen auf; da darf so ein unsicherer Kantoniſt, der wer weiß was in das Wahlklovert steckt, sich gar nicht sehen lassen, sonst ist am andern Tag das biſchen Kundschaft weg.“ — „Ach so,“ entfuhr es mir, „und das nennt sich Freiheit!“ — „Na ja doch! und Gleichheit und wer weiß was noch? Aber das ist noch nicht alles. Sie meinen wohl, was so einer nun hat, das hat er sicher? I wo? Von dem biſchen Verdienst muß er noch extra abgeben. Wird da mal einer von den Genossen krank, und das dauert seine Zeit, dann heißt es: ‚Für den woll'n wir nun einmal was tun!‘ Na, und dann geht die Bettetei los. Dann schreiben sie einer nach dem andern in die Liste ‚Funfzig Fennige — fufzig Fennije‘. Kommen sie dann aber zu dem Geschäftsmann und der schreibt: ‚Eine Mark‘ — dann heißt es: ‚Was, mehr hat der für die Arbeiter nicht übrig? So'n fauler Kopp! Nee, Kinder, bei dem sind wir gewesen, der sieht uns nicht wieder!‘ Na, mir sollen sie mit so etwas nicht kommen. Weiß ich, wer sich die Hände drin wäscht? Was da in den Listen steht? Alles bloß mit Bleistift? Und ob die Sammlung nicht noch für andre Zwecke dient? Nein, drei Schritte vom Leibe!“ — „Ja, aber dann haben Sie doch wohl den schönsten Boykott in Aussicht.“ — „Sa, im Boykott bin ich schon lange, aber mir können sie sonst was. Sie kommen ja immer wieder, wenn ich mal in der Kneipe bin, und sagen: ‚Na, Herr Müller, wie ist es denn nun? Wir kennen uns doch schon so lange!‘ ‚Nein,‘ sage ich dann, ‚damit bleibt mir weg, wir können auch ohne das Freunde sein. Denkt ihr, ich werde mir meine Kundschaft euretwegen ruinieren? Da seid ihr schief gewickelt.‘ Das verstehen sie, und dabei bleibt's. Und ich gehe auch wählen, wann mir's paßt, und ich stimme, wie ich will. Wenn nur die nicht zu Hause bleiben wollten, die es nicht nötig haben, und die bloß kommen, wenn geheim gewählt wird!“ — „Wieso denn?“ fragte ich etwas verdußt. „Sie haben mir ja nun klar gemacht, warum auch Handwerker und Ladenbesitzer gerade zu der geheimen Wahl nicht kommen.“ — „Ach, Sie verstehen mich falsch, die meine ich ja jetzt nicht. Wissen Sie, bei der letzten Landtagswahl war ich mit in dem Wahlvorstand (verstehen Sie), und da war's ganz merkwürdig, zu sehn, was da alles nicht da war. Denken Sie denn, von allen den Schutzleuten und Postbeamten in unserem Bezirk sei einer gekommen? Nein, sage ich Ihnen, nicht einer!“ — „Meines Wissens“, warf ich ein, „haben alle Beamten genug dienstfreie Zeit zur Ausübung des Wahlrechts erhalten; und da sollten so wenige gewählt haben?“ — „Wenige? Gar keiner, sage ich! Ich bin doch dabei gewesen! Das ist es ja eben. Da ist die Wahl öffentlich; und ein jeder muß deutlich sagen, wem er seine

Stimme gibt. Da nun einen Konservativen oder Liberalen zu wählen, das paßt vielen von denen nicht, und einen andern — das dürfen sie nicht; das geht doch nicht für einen Beamten. Aber bei der Reichstagswahl sind die auf dem Platz!" — „Um," erwiderte ich, „daß bei den Postunterbeamten in Berlin die Sozialdemokratie ziemlich ausgebreitet ist, das wird ja immer wieder behauptet; daß aber auch von den Schulzeuten manch einer rot wählte, das hätte ich doch nicht gedacht." — „Nun, nun," winkte er ab, „es ist, wie ich Ihnen sage: Wo öffentlich gewählt wird, da kommen sie nicht; aber bei der heimlichen Wahl, da sind sie anwesend. Das ist doch deutlich — nicht wahr?" — „Unzweifelhaft!" gab ich zu, „aber begreifen tu' ich's nicht. Für die Postbeamten wird immer mehr gesorgt; die Fürsorge Paul Singers, der zum Schluß das ganze Budget ablehnt, ist doch bloß Schaumschlägerei. Die Schulzeute vollends hängen doch nur vom Landtage ab, werden von allen Parteien dort fürsorglich behandelt und von den Sozialdemokraten auf der Straße und in den Versammlungen höchst übel behandelt, hoffentlich sind sie durch die jetzige Wahl belehrt worden. Außerdem sind es doch alte Soldaten, die ihrem Könige den Fahneneid geschworen haben; wie die unter die rote Fahne kommen, verstehe ich nicht; könnte mir daher auch nicht vorstellen, was dagegen mit Aussicht auf Erfolg versucht werden möchte. Mit den ‚Nichtwählern', die sich von den Roten ins Bodshorn jagen lassen, steht es ja anders; da kann jeder einzelne, der die Sozialdemokratie nicht fördern will, was tun. Ich will mal sehen, daß ich nächster Tage zu dem Vertrauensmann in meinem Wahlbezirk komme, der wird mir aus der Wahlkontrolle sagen können, wer von meinen Geschäftsfreunden zu Hause geblieben ist, und wer von ihren Konkurrenten in der Nähe zur Wahl gegangen ist. Das kann man sich ja für den nächsten Ersten merken, wenn die Rechnungen bezahlt und neue Bestellungen gemacht werden. Und wenn ich selbst der einzige wäre, der es so macht, vielleicht kommt doch mal einer der Wahlfaulen zum Nachdenken darüber."

Da lächelte der „Meester" so ein bißchen verschmigt und meinte: „Na ja, Rundschaft ist Rundschaft, ob sie nun fürs Geschäft kauft oder bloß für den Haushalt. Aber was wird denn Ihre Frau dazu sagen? Wenn die bei so einem Geschäft, das ihr bequem liegt und das sie gut bedient, kauft, dann werden Sie ihr da nich loseisen!" — „Na," sagte ich und lächelte auch: „schwer wird's ja vielleicht sein. Aber wenn bei den Roten alle Politik machen — Männer, Frauen und Kinder — und alle für die Partei wirken müssen, dann werde ich das doch auch noch durchsehen können, daß meine Frau bei den Leuten kauft, die ich unterstützen will, weil sie noch etwas fürs große Ganze übrig haben, und nicht zu denen geht, die es rein aus Angst mit der Sozialdemokratie halten."

Unschön bleibt diese Übertragung des politischen Kampfes auf das wirtschaftliche Gebiet, der materielle Druck auf die politische Überzeugung, haben wie drüben immer. Was ihn allein entschuldigen kann, ist die

Notwehr. Und da muß freilich, wenigstens für die Großstädte, anerkannt werden, daß die bürgerlichen Kreise sich in der Defensive befinden. Was man auch privatim über sozialdemokratische PreSSION und Überhebung in Berlin zu hören bekommt, geht tatsächlich oft ins Aschgrau. Da ist es denn nur natürlich, wenn mancher dieser für die rote Armee gepreßten Rekruten, dieser „Muß-Genossen“, in der geheimen Wahl, wenn er's nur irgend kann, einen — andern Zettel abgibt. Solch brutaler Terrorismus ist so vertwerflich, wie auf die Dauer politisch unllug. Hüben wie drüben.

An sich glauben ja auch die „Genossen“ nur recht zu handeln. Es haben längst nicht alle eigennützige Absichten dabei. Ihre maßgebenden Führer und Blätter sind ja auch weit entfernt davon, sie eines anderen zu belehren, sie rühmen und befürworten im Gegenteil das Verfahren. Das Volk ist im Grunde kindlich-gutmütig und zugänglich. Wer's am besten zu nehmen weiß, hat es. Und es gibt da in der Partei viele Seelenfänger, die ihm trefflich nach dem Munde zu reden und seine Fehler als Tugenden vorzuspiegeln wissen.

Auch jest noch, am jammergrauen Aschermittwoch nach den Faschingswahlen. Eruzig schüttelt Held Mehring, der wilde Franzl, sein mähenumwalltes Haupt. „Gewiß“, ruft er in der „Neuen Zeit“, „wird die deutsche Sozialdemokratie ‚Lehren‘ aus diesem Wahlkampfe ziehen, wie aus allem, was sie erlebt, aber sie stellt sich niemals unter die Herrschaft des Zufalls, sondern sie steht immer unter dem Gesetz der historischen Entwicklung, und so wenig sie sich durch den Erfolg von 1903 von dem Wege abdrängen ließ, der ihr durch ihre historische Erkenntnis vorgeschrieben wird, so wenig wird sie sich durch die Schlappe von 1907 in ihren Mitteln und Zielen beirren lassen. Den Mantel, den ihr schmeichelnder Sonnenschein nicht abzuloden verstand, den wird ihr ein rauher Wind noch viel weniger entreißen.“

Sehr viel richtiger als die freisinnigen Schwäger urteilt das Organ der Brotwucherer: die Mandatsverluste der Sozialdemokratie würden die revolutionäre Stosskraft der Sozialdemokratie nur verstärken. (?? D. L.) Darin ist wenigstens die ganz richtige Schlussfolgerung enthalten, daß die Vorliebe der Arbeiterklasse für die ‚friedliche‘ und ‚gesetzmäßige‘ Entwicklung sicherlich nicht gesteigert wird, wenn ein unglaubliches Durcheinander der bürgerlichen Parteien selbst das allgemeine Wahlrecht so verfälschen kann, daß eine Partei von 3¼ Millionen Wahlstimmen nur durch eine bescheidene Fraktion von 43 Mitgliedern im Reichstag vertreten wird. Hält man die deutschen Arbeiter denn für Leute, die, sobald sie geprügelt werden, in blinder Wut, gleichviel wohin die Schläge fallen, nur um so gehorsamer kuscheln? Das mag die Sache der freisinnigen Worthelden sein, aber die deutsche Arbeiterklasse sollte doch durch ihre vierzigjährige Geschichte vor einem so schimpflichen Verdacht gesichert sein. Sie schläft nicht einmal auf ihren Lorbeeren ein, geschweige denn, daß jeder Mißerfolg ihren revolutionären Troß mehr stärken als schwächen muß.

Wären die Gegner der Arbeiterklasse nicht ganz auf den Zufall gestellt, . . . blickten sie noch einige Spannen über den dürftigen Augenblickserfolg hinaus, so würden sie auf alles andere eher bedacht sein, als den Arbeitern den bürgerlichen Parlamentarismus zu vereteln. Es ist immer noch die denkbar günstigste Situation für die herrschenden Klassen, wenn das Proletariat seine Kraft vorzugsweise auf dem Gebiet des bürgerlichen Parlamentarismus konzentriert. Die deutsche Sozialdemokratie hat dieser Versuchung stets widerstanden; ihr Wahlerfolg von 1903 trieb sie nur an, ihre politischen und wirtschaftlichen Organisationen um so stärker auszubauen, den geistigen Einfluß ihrer Presse nur um so mehr zu erweitern. Daran hätte auch der größte Wahlerfolg am 25. Januar nichts geändert. Aber es ist klar, daß die Mandatsverluste, die ihr dieser Wahlkampf gebracht hat, ihre revolutionäre Tendenz nicht mildern, sondern nur stärken kann, immer vorausgesetzt, was ja selbstverständlich ist, daß deutsche Arbeiter keine feigen Hunde sind, die sich durch einen Regen blind wütender Prügel, der sich über sie ergießt, windelweich stimmen lassen.

Ließe sich das Interesse der Partei überhaupt vom Interesse der Nation trennen, so hätten wir stärkeren Anlaß, die sozialdemokratischen Mandatsverluste zu begrüßen als zu beklagen. Dadurch, daß drei Duzend bisher sozialdemokratischer Mandate zum größeren Teile in die Hände von Urreaktionären und zum kleineren Teile in die Hände von Liberalen übergegangen sind, die sich wie Wetterfahnen im Winde bewegen, ist jeder gemeingefährlichen Absicht der Reaktion freie Bahn geschaffen worden; darunter wird die Nation schwer zu leiden haben und mit ihr auch die Arbeiterklasse. Aber vom agitatorisch-politischen Standpunkt, unter dem die herrschenden Klassen die Sozialdemokratie allein zu betrachten gewohnt sind, hat die Partei in diesem Wahlkampf eher einen Gewinn als einen Verlust zu verzeichnen; vierzig Mann im Reichstag tun ihr reichlich dieselben Dienste wie achtzig, ganz ungerechnet die bittere und blutige Aufreizung der Volksmassen dadurch, daß sie trotz ihrer überwältigenden Stimmenzahl so kümmerlich im Reichstag vertreten sind. Die Massen werden in dem Ausfall der Wahlen vom 25. Januar und 5. Februar niemals eine historisch-logische Tatsache, sondern immer nur ein Kind des Zufalls sehen, nur daß dieser Zufall für . . . sie nur ein Anlaß ist, sich um so kräftiger auf ihre unwandelbaren Prinzipien zu besinnen und sich um so fester da zu verschanzen, wo keine Macht der Welt sie vertreiben kann, auf dem Gebiet des modernen Produktionsprozesses, dessen unentbehrliche Träger sie sind. Hier ist ihre uneinnehmbare Burg, gefeit gegen jedes Kind des Zufalls, das den herrschenden Klassen zu kurzlebigen Triumphe von der Bank fallen mag."

„Unwandelbare Prinzipien“ —: ist das nicht ungefähr dasselbe wie das päpstliche Unfehlbarkeitsdogma? Die Sozialdemokratie sucht nicht erst die Wahrheit, sie hat sie bereits! Unwandelbar sind nur ihre „Prin-



zipien“, sonst ist alles „Zufall“. Auch die jämmerlichen Wahlprügel sind keine „historisch-logische Tatsache“. Sind sie nicht vielleicht überhaupt nur Einbildung? Und mit solchem Maulheldentum lassen sich Tausende abfüttern, als hätten sie nicht soeben noch die Jacke voll bekommen!

Da ist doch der ehemalige Pfarrer Paul Göhre ehrlicher. „Wir selbst sind mitschuldig an der empfangenen Schlappe“, bekennt er unumwunden in der „Neuen Gesellschaft“, „und heimsen nur ein, was wir verdient haben.“

Die erste Ursache, die da in Betracht kommt, ist sicherlich der persönliche Streit und Zank, der seit dem Dresdener Parteitag unsere Partei bis in die zweite Hälfte des eben abgelaufenen Jahres schwer kompromittiert hat. Die einzelnen Vorgänge daraus brauche ich . . . wahrlich nicht nochmals aufzuzählen: sie sind noch in aller lebendiger Erinnerung. Ihr gemeinsamer Grundzug war der Geist des Mißtrauens und der Unduldsamkeit, der sich bei einer Anzahl führender und einflußreichster Parteigenossen gegen andere Genossen zeigte und eine Zeitlang auf weite Kreise der breiten parteigenössischen Masse übertrug. Wir haben auch früher und zu allen Zeiten in der Partei starke Meinungsverschiedenheiten und, als Folge davon, starke Differenzen und erregte Diskussionen gehabt: sie sind aber alle getragen und überwunden gewesen durch eine kameradschaftliche und vertrauensvolle Gesinnung, die in dem anders denkenden Genossen eben stets noch den Genossen sah, der es mindestens ebenso ehrlich mit der Partei meinte wie man selber, und mit dem man sich doch immer durch den Kampf für die gleiche Idee und Sache in eins verbunden wußte. Und gerade in diesem von gegenseitiger Toleranz getragenen Austausch der Überzeugung lag ein gut Teil der Lebensfrische und werbenden idealen Kraft der Partei. Seit 1903 aber ist das leider meist sehr anders gewesen. Meinungsverschiedenheiten als Zeichen starken und gesunden Lebens waren auch da: aber statt der Toleranz herrscht die Unduldsamkeit, statt Vertrauen Mißtrauen, statt gegenseitiger Achtung Achtung, statt Vielartigkeit und Viel­farbigkeit derselben Grundanschauungen wurde die Gesinnungsschablone mit zum Teil unerlaubten Mitteln erstrebt. Und das hat uns bitter geschadet: es hat uns ein gut Teil des Nimbus genommen, den jede große, öffentliche Bewegung in den Augen der Mitlebenden, auch der mitlebenden Gegner, zum weiteren Fortschritt braucht. Und es hat ferner einen guten Teil von Kräften in der Partei selber lahmgelegt oder ihnen doch die Freudigkeit bei der Arbeit stark eingeengt — beides ein hundertfältiger Schaden. Denn es ist ein oberstes psychologisches Gesetz großer Massenbewegungen, daß in ihnen stets eine Vielartigkeit von Anschauungen notwendig nebeneinander herläuft, und daß es allein darauf ankommt, diese Vielheit nicht zu vernichten, sondern gerade zu dulden und möglichst nutzbar zu machen. Wenn man das nicht schon von selbst wußte, so hätte man's doch schließlich vom Zentrum und der katholischen Kirche gelernt haben sollen.

Ein weiterer Fehler, den wir begangen haben, liegt in unserem Verhältnis zu den sogenannten ‚Mitläufern‘, nicht bloß aus den Kreisen der Gebildeten, sondern aus allen Schichten, die nicht eigentliche Arbeiter sind. Mit deutlichster Geringschätzung hat man durchschnittlich in der Partei und Parteipresse von ihnen geredet, sie als quantitativ négligeable, als mehr oder weniger große Nebensache übersehen und behandelt. Der Arbeiter in dem engeren Sinne des Industrie- und höchstens noch Landarbeiters ist meist als ausschließliche Hauptsache in der Bewegung betrachtet worden. Nun bin auch ich selbstverständlich nicht so blöde, um nicht zu wissen, daß in der Tat der moderne Industriearbeiter wie einst der Bahnbrecher, so noch jetzt der Hauptträger, der Kern und Stern der sozialistischen Bewegung ist. Aber außer dem Kern gibt es eine oft ebenso wichtige Hülle, gibt es Fleisch und Schale; hinter den Bahnbrechern müssen die Nachtreter kommen. Und das sind alle diejenigen, die zu der erdrückenden Masse derer gehören, die ohne Kapital oder erheblichen Grundbesitz in erster Linie von ihrer Hände und ihres Kopfes Arbeitskraft ihr Leben fristen und führen müssen. Es spielt hier ganz deutlich das Problem hinein, ob die deutsche Sozialdemokratie eine Partei vorwiegend bloß der Industriearbeiter oder die Partei aller Nichtbesitzenden, aller kapitalistisch nicht Interessierten sein und immer mehr werden soll. Im ersteren Falle wird sie stets eine wenn auch starke Minoritätspartei bleiben, nur im letzteren Falle das werden, was sie werden soll und muß, wenn sie wirklich einmal ihre Ziele verwirklichen will: eine Majoritätspartei, die Partei der antikapitalistischen Massen. Dann aber bedarf es einer viel ernsteren Einschätzung der sogenannten Mitläufer, einer ganz anderen Stellungnahme zu ihnen auch außerhalb der Wahlzeiten. Denn während der Wahlzeit selber dreht sich ohnehin in den allermeisten Wahlkreisen der ganze Kampf um die Gewinnung eben dieser Mitläufer auch da, wo die schärfste und stärkste Arbeiterorganisation vorhanden ist. Übrigens werden auch in Industriearbeiterkreisen stets massenhafte Mitläufer bleiben. Denn so wichtig die Ausgestaltung der politischen Organisationen ist: es ist eine Utopie, zu wännen, daß es jemals gelänge, auch nur die Mehrzahl der Industriearbeiter dauernd in sie hineinzubringen. Dazu wären Jahrhunderte und die Allmacht der katholischen Kirche nötig, um das wenigstens — vorübergehend zu erreichen. Es ist nicht jeder ein *ζῶον πολιτικόν*, ein politisches Wesen; wohl aber bleiben die meisten zeitlebens politische Mitläufer. Selbst viele von denen, die heute in unseren Wahlvereinen stecken, sind deshalb trotz dieser ihrer Mitgliedschaft ‚Mitläufer‘. Die politische Organisation als das Rückgrat unserer Bewegung in allen selbstverständlichen Ehren, aber eine gleiche ernsthafte und selbständige Erörterung und Behandlung verdient die Frage der ‚Mitläufer‘. Und daß wir sie nicht eher in die Hand genommen haben, scheint mir eben ein weiterer Grund unserer diesmaligen Niederlage zu sein.

Einen dritten möchte ich zum Schluß, wenn auch selbstverständlich nur ganz andeutungsweise, nennen; er hängt mit dem vorstehenden eng

zusammen. Er besteht darin, daß es uns vielfach an klaren, präzisen und positiven wirtschaftlichen Forderungen für weite Schichten nichtkapitalistischer Massen, die aber nicht Industriearbeiter sind, fehlt. Gegenüber den Kleinbauern ist das ja anerkannt, aber auch sonst vielfach nicht zu leugnen. Und das schwächt schließlich unsere Zugkraft aufs ärgste. Wir haben mit unserem gegenwärtigen Programm auf die Länge der Zeit vielen nichtkapitalistischen Schichten zu wenig zu bieten, nicht natürlich in dem ganz niedrigen, anreißerischen, marktschreierischen Sinne unserer politischen Gegner, denen es meist nur auf Augenblicksgeschäfte ankommt, sondern in dem großen Rahmen unserer letzten Ziele, die wir gerade für alle diese nichtkapitalistischen Massen erreichen wollen. Ein Fehlen solcher Programmsätze war noch gängig, solange die Partei kleiner war. Das Fehlen aber wird zum Fehler, zum Kardinalfehler sogar, wenn wir uns anschicken müssen, zu den bisherigen drei Millionen neue drei, ja fünf Millionen Anhänger zu gewinnen und dauernd an uns zu fesseln. Jeder weiß ja auch, womit dieser bisherige Mangel zusammenhängt: mit der Theorie, die wir ererbt haben und die gerade in den letzten Jahren mitunter in fast terroristischer Weise als unantastbar aufrecht erhalten worden ist.

Mit alledem ist natürlich nicht gefordert, daß wir irgendwie unsern Klassenkampfstandpunkt aufgeben sollen. Vielmehr handelt es sich nur darum, auf Grund desselben nur positivere Formulierungen für ein Gegenwartsprogramm auch in Beziehung auf die Interessen jener genannten Schichten zu finden. Eine Mauferung gar zu kleindürgerlichen Zielen hin soll das alles am allerwenigsten bedeuten.

Mir scheint also, unsere jetzige Niederlage wird uns zwingen, auch in dieser Beziehung einmal nach dem Rechten zu sehen. Nicht der Revisionismus — das Wort ist so töricht, wie sein Inhalt aufgebauscht ist —, aber eine Revision auch unserer Theorie und unseres Programms, ohnehin schon seit längerem im Anzuge, wird die notwendige Folge unserer schweren Schlappe von 1907 sein, nachdem der Geist von 1903 so deutlich Fiasco gemacht hat.“

Wenn nur die unfreiwilligen Förderer der Partei ihr nicht wieder beispringen: die Scharfmacher und professionellen „Umsturzbelämpfer“, in Wahrheit selbst nichts anderes als mittelbare und unmittelbare Umstürzler. Schon erhebt sich der Ruf, die günstige Zusammensetzung des Reichstages, zur Änderung der Verfassung, besonders des Wahlrechtes auszunutzen. Wollten sich die Mehrheit des Reichstages und die Regierung zu irgendwelchen Versuchen in dieser Richtung hergeben, so wäre das der denkbar schönste Bruch des ihnen bei den Wahlen geschenkten Vertrauens und würde sich durch die schärfste Kampfstellung aller freiheitlich gesinnten nationalen Elemente auf das bitterste rächen.

Es ist mehr als frivol, ist schon fast, was die Griechen Hybris nannten, wenn das Wahlrecht von eben denen vergewaltigt werden soll, die ihm

soeben erst einen so glänzenden Sieg über den „Umsturz“ verdanken. Zudem haben wir, wie die Berliner „Volkszeitung“ sehr richtig ausführt, in Deutschland nur theoretisch ein gleiches Wahlrecht. „In Wirklichkeit ist das Wahlrecht infolge des Verhaltens der Reaktion sehr ungleich geworden. Nach dem Wahlgesez soll auf je 100 000 Seelen ein Abgeordneter kommen. So ist es vor nunmehr 37 Jahren festgesetzt worden. Damals wurde auch bestimmt, daß eine Vermehrung der Zahl der Abgeordneten infolge der steigenden Bevölkerungszahl durch Gesez bestimmt werden solle. Natürlich haben sich die reaktionären Parteien im Verein mit den reaktionären Bundesregierungen sorgfältig gehütet, ein derartiges Gesez zu erlassen. Denn es würde dadurch den großen Städten und den dichtbevölkerten Industriebezirken ein Einfluß auf die Zusammensetzung des Reichstages eingeräumt werden, der der Reaktion stark Abbruch tun würde. Berlin beispielsweise hätte 20 Reichstagsabgeordnete zu wählen, während es jetzt nur sechs wählen darf. Von dem Umfange dieser privilegierten Wahlberechtigung, die das ‚gleiche‘ Wahlrecht karikiert, macht man sich gewöhnlich eine gänzlich falsche Vorstellung. Wir geben deshalb eine Übersicht der Wahlkreise und ihrer Bevölkerung nach dem Stande von 1903, wobei wir bemerken, daß sich seit dieser Zeit die Sachlage natürlich noch weiter zuungunsten der Städte und zugunsten des flachen Landes verschoben hat.

Wahlkreise mit nur annähernd 100 000 Einwohnern müssen bereits als seltene Ausnahme gelten, wie die Wahlkreise Danziger Höhe und Niederung (100 357), Wittenberg-Schweinitz (100 486), Ragnit-Pillkallen, Regierungsbezirk Gumbinnen (100 581). Unter einer Seelenzahl von 100 000 bleiben über 70 Wahlbezirke. Die kleinsten Wahlkreise waren 1903 Schaumburg-Lippe-Bückeburg (43 132), Herzogtum Lauenburg (51 833) und Waldeck-Pyrmont (57 918).

Die große Mehrzahl der 397 Wahlkreise weist der auf 60 Millionen angewachsenen Bevölkerung des Reiches entsprechend weit mehr als 100 000 Einwohner auf. Beträgt doch jetzt die Durchschnittszahl der Einwohner, auf die ein Reichstagsabgeordneter zu rechnen ist, nicht mehr 100 000, sondern schon reichlich 150 000!

Die Bevölkerungszunahme verteilt sich aber durchaus nicht gleichmäßig auf die Wahlkreise, die mehr als 100 000 Einwohner haben. In nicht weniger als 108 Wahlkreisen überschritt bereits 1903 die Bevölkerungszahl die 150 000, und zum Teil ganz bedeutend. In 68 Wahlkreisen betrug die Bevölkerung bis zu 200 000, in 25 bis zu 300 000 und in weiteren 25 Wahlkreisen erhob sie sich sogar noch darüber bis zu 700 000!

Über 400 000, also mehr als das Vierfache der gesetzlichen Durchschnittszahl, hatten schon 1903 die Wahlkreise: Essen (402 941 Einwohner), Dortmund-Hörde (406 434), München II (421 102), Leipzig II (421 749), Hamburg II (448 614), Berlin-Ost und Südost (464 583), Bochum-Gelsenkirchen (566 813), Beeskow-Storkow-Charlottenburg (689 444), Berlin-Nord

und Nordwest (696 608). Über eine Viertelmillion Einwohner hatten ferner noch die Wahlkreise Duisburg-Mühlheim a. Ruhr (389 835), Berlin-West und Südwest (348 066), Stadt Hannover-Linden (324 005), Niederbarnim (316 386), Düsseldorf (310 290), Beuthen (309 439), Rattowitz-Sabrze (299 007), Elberfeld-Warmen (294 328), Nürnberg (282 276), Chemnitz (276 874), Dresden-Land (275 785), Dresden-Neustadt (268 412), Kiel-Rendsburg-Neumünster (264 979), Frankfurt a. M. (264 436).

Es schwankt also die Bevölkerungszahl der Wahlkreise, deren Durchschnitt 100 000 Einwohner sein sollte und jetzt bei der Zahl von 397 Abgeordneten und 60 Millionen Einwohnern 150 000 beträgt, zwischen 44 000 und 700 000! Von einer Gleichheit des Wahlrechts im Sinne von § 5 des Wahlgesetzes kann also schlechterdings nicht mehr die Rede sein. Sie ist verloren gegangen, da von dem verfassungsmäßigen Vorbehalte einer Vermehrung der Zahl der Abgeordneten infolge der steigenden Bevölkerung bis jetzt nicht Gebrauch gemacht wurde. . .

Die reaktionären, von der Regierung in irgend einer Form abhängigen Blätter wenden gegen eine gesetzliche Neueinteilung der Wahlkreise wohl ein, daß man statt der gegenwärtigen 397 Abgeordneten 600 haben müsse, und das wäre für ein Parlament eine zu große Zahl. Obgleich dieser Einwand schon an sich hinfällig ist — die französische Deputiertenkammer hat 584 Mitglieder und es geht ganz gut so —, so ist dagegen zu bemerken, daß es ja nicht darauf ankommen würde, die 100 000 Seelen beizubehalten; man gelangt ebensogut zum Ziel, wenn man eine neue Grundziffer festsetzt, die der Bevölkerungszunahme Rechnung trägt, etwa 150 000 Seelen. Nur muß dann nach dieser Grundziffer eine gerechte Einteilung der Wahlkreise vorgenommen werden, so daß das richtige Verhältnis der Wahlkreise zu einander hergestellt wird. Die kleinen Bundesstaaten mit weniger als 150 000 Seelen könnten zu einem gemeinsamen Wahlkreis vereinigt werden, wie jetzt bereits in Preußen die einzelnen Regierungskreise, die nicht 100 000 oder 150 000 Seelen zählen. Die ungeheuerliche Benachteiligung der großen Städte und der dichtbevölkerten Industriekreise würde bei der Neueinteilung aufhören und es würde ein gerechteres System den jetzt bestehenden, der Gerechtigkeit ins Gesicht schlagenden Zuständen ein Ende machen.

Von konservativer Seite wird dagegen u. a. eingewendet, daß hundert Bauern für den Staat wichtiger seien, als hundert Industriearbeiter.“

Quieta non movere. Was in aller Welt plagt denn die Herren, immer wieder und gerade jetzt zum Angriff gegen Institutionen zu blasen, die sich doch bisher wirklich so gut bewährt haben, wie es bei der Anvollkommenheit alles Menschlichen nur möglich ist? Das ideale Wahlrecht hat noch keiner erfunden, und niemand kann wissen, ob nicht die Einführung eines anderen zu schweren inneren Krisen führen würde.

Wir wünschen weder den Zukunftsstaat der äußersten Rechten, noch aber der äußersten Linken. Bei beiden würde es — soweit sie überhaupt

denkbar sind — nicht ohne Gewalt abgehen. Zwar reden die Sozialdemokraten, wie P. Usmussen in der Zeitschrift „Deutscher Kampf“ (Leipzig) ausführt, „davon, daß es einer gewaltsamen Umwälzung nicht bedarf, daß vielmehr ein allmähliches Hineinwachsen unserer Gesellschaft und unserer Gesellschaftsordnung in die von ihnen erstrebte zu erwarten sei. Aber denken sie in Wirklichkeit daran? Im Zukunftsstaat — wir behalten diese allgemein bekannte Bezeichnung bei, weil die Sozialdemokratie mit einer von ihr allgemein gebrauchten nicht zu dienen vermag — bedeutet doch der Staat alles und der einzelne nichts. Der Staat ist Inhaber aller Arbeitsstätten und Arbeitsgelegenheiten, er allein besitzt Grund und Boden, Werkstätten und Fabriken, Handelshäuser und Schiffe. Er ist der alleinige Arbeitgeber, und alles, was gearbeitet wird, geschieht auf seine Rechnung und Gefahr. Er allein aber gibt auch jedem Staatsangehörigen, was er zum Leben bedarf. Einen solchen allmächtigen Staat zu schaffen müßte darum schon heute Ziel der Sozialdemokratie sein. Sie müßte mit allen Kräften für die Verstaatlichung von Kohlengruben, Bahnen, industriellen Anlagen usw., für die Unterstützung Arbeitsunfähiger aus staatlichen Mitteln, für staatliche Handelsmonopole usw. eintreten. Sie brauchte dann ja nur in diesem Staat die Gewalt in die Hand zu bekommen und etwas mehr in diesem Sinne zu arbeiten, und sie hätte ihren Zukunftsstaat. Nun wirkt sie aber ganz im Gegenteil gegen solche und ähnliche Dinge, was nur so zu verstehen ist, daß sie an ein plötzliches Hineinwachsen in den Zukunftsstaat und an keine allmähliche Entwicklung denkt.

Jeder praktisch denkende Mensch kann ja auch einsehen, daß die Verstaatlichung oder Vergesellschaftung alles Privateigentums, worauf bei der Sozialdemokratie im letzten Grunde doch alles hinausläuft, ohne Gewaltmaßregeln nicht gedacht werden kann. Die moderne Entwicklung aller Verhältnisse bringt es ja mit sich, daß der Staat sich hier und da Eigentums- und Miteigentumsrechte erwirbt, wo er sich früher geschäftlich fernhielt, daß er Aufsichtsrechte ausübt, wo man früher ohne ihn fertig werden konnte, daß man überall nach Staatshilfe und gesetzlicher Regelung schreit, wo unsere Altvordern allein fertig werden konnten. Ohne einen solchen Zug der Zeit nach dem Staatlichen wäre ja die ganze sozialdemokratische Bewegung undenkbar. Die Sozialdemokratie treibt nur ins Extrem, was so wie so der Zeitgeist fordert. Und in Zeiten, wo etwas Altes absterben will und etwas Neues nach Gestaltung ringt, pflegen extreme Richtungen Oberwasser zu gewinnen.

Extreme Richtungen mögen für eine Zeitlang etwas Bestechendes haben. Gesund sind sie eigentlich nie. Auch die Sozialdemokratie ist ungesund, weil sie übertreibt und Forderungen aufstellt, deren Durchführung unmöglich ist. Sicher ist es nützlich, wenn der Staat Verkehrsmittel, industrielle Anlagen, Kohlengruben u. dgl. in seine Hand bringt, einmal, um von dem Großkapital, welches sonst solche Anlagen besitzt und regiert, nicht völlig abhängig zu werden, dann auch, um der Ausbeutung der Gesamtheit

durch das Großkapital hindernd entgegentreten zu können. Auch daß sich der Staat um das Wohl und Wehe der Arbeiter kümmert, ist ja anerkennenswert in einer Zeit, wo der Arbeiter sonst nur zu leicht zum Heloten des Großkapitals würde. Aber auch diese staatliche Fürsorge darf nicht bis ins Extrem gesteigert werden. Zur Hauptsache ist auch der Arbeiter seines Glückes Schmied und muß es jetzt und in der Zukunft bleiben.

Der Staat kann Betriebe aller Art an sich bringen, aber nur auf dem Wege, daß er die jetzigen Besitzer auskauft oder neue Betriebe einrichtet. Ein eigentliches Enteignungsverfahren wird nur in wenigen Fällen zulässig sein. Eine Erweiterung der staatlichen Enteignungsrechte auf gesetzlichem Wege wird sich schwer durchsetzen lassen. Kein Abgeordneter wird solchem Gesetze zustimmen, da er ja nicht wissen kann, gegen wen der Staat das erweiterte Enteignungsrecht ausüben wird. Immerhin wird die Verstaatlichung der Betriebe keine allzugroße Ausdehnung gewinnen. Es gehört Geld dazu, mehr Geld, als der Staat auch unter Subhilfenahme größtmöglicher Anleihen aufbringen kann. Und dann haben die Inhaber der Betriebe es ja noch in der Hand, die Preise so hoch zu stellen, daß der Staat mit dem besten Willen nicht in der Lage ist, so viel auszugeben zu können. Aber selbst wenn der Staat nach und nach und im Verlaufe einer Reihe von Jahren alle großen Betriebe und Liegenschaften in seiner Hand vereinigt, und wenn die noch unabhängigen kleineren Betriebe selbst die Verstaatlichung verlangen, weil sie ja doch mit dem Staat nicht konkurrieren können — ein Fall, den wir für undenkbar halten, den wir aber einmal als möglich denken wollen —, dann ist die Vergesellschaftung des Privateigentums nicht vollendet, dann fängt sie in ihrem schwierigsten Teil erst an!

Dann kommt nämlich die Vergesellschaftung des Kapitals an die Reihe, und wie die auf irgend einem gesetzlichen Wege zu erreichen ist, darüber müßten uns die Sozialdemokraten in erster Linie aufklären. Alle anderen Enteignungen können so erfolgen, daß den Eigentümern eine Geldentschädigung gezahlt wird. Und wenn das Kapital nicht anders nutzbringend angelegt werden kann, sobald der Staat alle Betriebe in seiner Hand vereinigt, so wird es der Staat für sein starkes Kreditbedürfnis verwenden können, und der Kapitalist kann bequem von seinen Zinsen leben. Was will man aber dem Kapitalisten für eine Entschädigung geben, wenn man ihm sein Kapital nimmt? Vielleicht ein sorgenfreies Leben auf Staatskosten? Damit durchbricht man aber das sozialdemokratische Prinzip, daß im Zukunftsstaat nur essen soll, wer arbeiten will. Auch wird der Kapitalist für ein solches Angebot gar nicht zu haben sein, da sein Kapital ihm ja ein sorgenfreies Leben sichert, und zwar eins, das er sich nach eigenem Ermessen schaffen kann, während er nach Aufgabe seines Kapitals doch mit dem zufrieden sein muß, was man ihm geben will. Auch kann der Kapitalist vermöge seines Kapitals die Zukunft seiner Kinder sicherstellen. Gibt er sein Kapital daran, so ist es damit nichts.

Die Vergesellschaftung des Kapitals kann nur durch einen Gewaltakt

geschehen; ein Gewaltakt bleibt sie auch dann, wenn sie auf dem Wege der Gesetzgebung erfolgt. Der Kapitalist wird doch nicht gefragt, ob er sein Kapital hergeben will, sondern es wird ihm auch gegen seinen Willen genommen. Man wende nicht ein, daß es bei sonstigen Akten der Gesetzgebung auch nicht üblich ist, die einzelnen zu fragen, ob sie mit dem Gesetz einverstanden sind, sondern sie im Notfall zum Gehorsam zu zwingen. Es handelt sich da nämlich niemals um ein Gesetz, welches einer zahlreichen Klasse von Menschen sämtliche Existenzmittel nimmt. Geschieht das mit einzelnen, so pflegen sie entschädigt zu werden. Und selbst Beamte pflegt man zu fragen, ob sie nach alter oder neuer Norm besoldet werden wollen, wenn eine durchgreifende, bestehende Verhältnisse ändernde Gehaltsregulierung erfolgt.

Soviel also auch die Sozialdemokratie von einem allmählichen Hineinwachsen in den Zukunftsstaat und von einer rein gesetzlichen Regelung aller Dinge, die zum Zukunftsstaat führen, reden mag, am letzten Ende wird es ohne Gewalt doch nicht abgehen und wohl auch sonst nicht; denn wir erwähnten es schon, daß an eine Verstaatlichung aller Betriebe auf gütlichem Wege nicht gedacht werden kann: weder der Staat selber noch die heutige Gesellschaft wünscht sie. So wird schon in einem viel früheren Stadium der Entwicklung die Gewalt zur Anwendung kommen müssen. In der Tat steht die Sozialdemokratie schon heute auf dem Punkt, gelegentlich zur Gewalt überzugehen. Daß der Generalstreik, den man noch vor wenigen Jahren als Generalunsinn verwarf, als Mittel zur Erlangung politischer Rechte gebraucht werden soll und nicht nur, wie es ja ursprünglich im Charakter der Streiks liegt, zur Erlangung besserer Arbeitsbedingungen, zeugt ja schon davon, daß die Sozialdemokratie willens ist, den Weg der Gewalt zu beschreiten. Auch das Hinaustragen der politischen Agitation auf die Straße, die ganze Radaumacherei, das Spielen mit dem Revolutionsgedanken und manches andere kann ja nur den Zweck haben, die bürgerlichen Parteien zu schrecken und das gewaltsame Kommen des Zukunftsstaates vorzubereiten. Die drei Millionen Anhänger und Mitläufer der Sozialdemokratie werden so systematisch vorbereitet für den Tag der kommenden Revolution. Gerade die Art und Weise, wie man die Revolutionen anderer Länder feiert, läßt erkennen, daß man im Grunde für Deutschland dasselbe erstrebt. Der Zukunftsstaat kann nur durch die große Revolution geschaffen werden, und nur durch die große Revolution wollen die Sozialdemokraten ihn schaffen.

Setzen wir nun einmal voraus, die große Revolution habe stattgefunden und habe mit einem Sieg der Sozialdemokratie geendet. Dann braucht sie sich um die Vergesellschaftung aller Betriebe und alles Privateigentums keine grauen Haare wachsen zu lassen, dann wird erklärt, daß alles Staatseigentum geworden ist, und jedermann wird sich fügen müssen, die Revolution hat ja gesiegt, und Widerstand gegen die derzeitige Inhaberin der Staatsgewalt, gegen die Sozialdemokratie ist genau ebenso nutzlos, wie heute der



Widerstand einzelner gegen Staat und Staatsgesetze ist. Dann ist also das Reich der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit da, und alle Unvollkommenheiten, die heute die Menschen beschweren, sind abgetan, kurz, wir haben den Himmel auf Erden. Oder doch nicht?

Wir wollen hier keine Schaugemälde zeichnen, sondern nur Dinge berühren, die auch von der Sozialdemokratie als richtig anerkannt werden. Es soll jeder dieselbe Arbeit für denselben Lohn verrichten, und wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen. Den Satz wollen die Sozialdemokraten doch wohl als von ihnen aufgestellt gelten lassen. Also zunächst gleiche Arbeit für alle! Das kann doch nur heißen: gleiche Arbeitszeit, denn auch im Zukunftsstaat kann ein Mensch nur arbeiten, was er gelernt hat. Der Achtfundentag würde ja wohl sofort eingeführt werden, aber der allein bedeutet doch noch nicht gleiche Arbeit für alle. Freilich erklären ja die Sozialdemokraten alle Arbeiten für einander gleichwertig. Dagegen haben wir nichts, aber ein kleiner Unterschied ist es doch, ob einer seine acht Stunden mit dem schweren Schmiedehammer arbeitet, oder als Kommiss hinter dem Ladentisch Kundschaft bedient, oder unter der Erde Erz und Kohlen gräbt, oder über der Erde die herausgeförderten Kohlen wiegt und notiert. Gewiß, notwendig sind alle Arbeiten, aber doch lange nicht alle gleich schwer und darum nicht alle gleich begehrt. Und wir fürchten, daß der Lehrsatz von der Gleichwertigkeit aller für die Gesamtheit verrichteten Arbeit auch noch nicht den Erfolg haben wird, daß sich im Zukunftsstaat alles um die schweren Arbeiten reißen wird. Zuerst wird es ja gut gehen; denn es wird so ziemlich jeder bei der vorigen Arbeit bleiben können. Aber bei der Berufswahl wird es sich schon zeigen, daß für die schwierigeren Berufe die Bewerber fehlen werden. Oder will man den jungen Leuten irgend einen Beruf aufzwingen? Das wäre doch gegen alle Freiheit, und der angehende Arbeiter von heute würde freier dastehen als der im Zukunftsstaat.

Also mit der gleichen Arbeit ist es nichts, wie steht es aber mit dem gleichen Lohn? Worin soll überhaupt der Lohn bestehen? In Geld? Dann könnte doch einer etwas ersparen und dann in die glückliche Lage kommen, essen zu können, ohne arbeiten zu müssen, oder gar sich Schätze oder wenigstens Privateigentum anzuschaffen, was doch aller sozialdemokratischen Weltordnung zuwider läuft. Genau ebenso würde es aber gehen, wenn man statt des Geldes den Lohn in Anweisungen oder etwas dergleichen geben würde, was den Wert unseres Geldes hätte. Nur würde man diesen Anweisungen ja eine beschränkte Gültigkeitsdauer geben können, nach deren Ablauf sie wertlos sein würden. Aber immerhin würde es immer noch möglich sein, für seine Anweisungen Vorräte aufzusparen und dann, wenn auch nur kurze Zeit, ohne Arbeit zu leben, immer im Gegensatz zur sozialdemokratischen Gleichheitslehre. Übrigens würde der gleiche Lohn für alle, einerlei ob in Geld oder Anweisungen ausbezahlt, doch eine große Ungleichheit bedeuten. Verschiedene Menschen haben nun einmal verschiedene Bedürfnisse, und selbst die im Zukunftsstaat nach einer Schablone erzogenen Weltbürger haben

später im Leben verschiedene Bedürfnisse, wie wir heute alle Tage bei gleich erzogenen Geschwistern sehen können, sobald sie das Elternhaus verlassen. Setzt man nun eine bestimmte Summe fest, die dem Durchschnittsbedürfnis entsprechen soll, so wird der eine zum Verschwender werden müssen, um sie um die Ecke zu bringen, und der andere wird die gute alte Zeit zurücksehnen, in der doch jeder tun konnte, was er wollte, und verdienen, soviel er konnte.

Es würde also nur erübrigen, jedem zu gestatten, als Lohn für seine Arbeit das an Naturalien oder verarbeiteten Stoffen zu nehmen, was er gebraucht. Dann kann der, der mehr auf schöne Kleider als auf gutes Essen gibt, zu seiner Lust gesteuert bekommen, und wer mehr auf gute Lektüre als auf Bier und Wein gibt, kann seinen Willen haben. Das hieße nun aber, künstlich Bedürfnisse züchten. Denn es ist nicht wahr, daß der Mensch das nicht entbehrt, was er nicht bedarf. Den menschlichen Neid muß man bei der Abwägung der Bedürfnisse nicht zu gering in Anrechnung bringen. Was der eine haben kann, will der andere nicht missen, obgleich er's nie anschaffen würde, wenn's aus seiner Tasche ginge; so geht's aber aus der großen Kasse, für die doch alle daselbe gearbeitet haben, aus der sie also auch alle daselbe herausnehmen dürfen. Es würde auf eine Massenkonsommation losgehen und auf einen Bankerott des Zukunftsstaates in kürzester Frist. Kurz, wie man es auch aufstellen mag, der gleiche Lohn aller ist nur in der Theorie schön. In der Praxis ist er gar nicht durchführbar, weil die Bedürfnisse der Menschen die verschiedenartigsten sind. In der Tat ist der gleiche Lohn für alle die Quelle der größten Ungleichheit unter den Menschen.

Ist es denn nun mit der gleichen Arbeit und dem gleichen Lohn nichts, so wäre zu untersuchen, wie es mit dem Grundsatz steht, daß nicht essen soll, wer nicht arbeiten will. Dieser natürliche Grundsatz besteht im wesentlichen heute zu Recht. Mit Ausnahme von wenigen arbeitscheuen Strolchen, die vom Bettel leben, muß heute jeder arbeiten, der leben will. Der Leiter eines Unternehmens, der den Betrieb in Gang setzt und erhält, der Kapitalist, der sein Geld dazu hergibt, schaffen wenigstens Arbeitsgelegenheiten. Ohne ihre Tätigkeit würde die schwer arbeitende Arbeiterfaust nichts zu arbeiten haben. Selbst der Rentier, der sein Geld in die Banken tut und nur Zinsen einzieht, hilft Arbeitsgelegenheit schaffen. Das ist ja der geflüstert erregte Irrtum der Sozialdemokratie, daß Arbeit nur Handarbeit ist. Im Zukunftsstaat wird man die Kopf- und Kapitalarbeit nicht entbehren können, nur daß letztere vom Staat ausgeht; aber die Zahl der vom Staat gestellten Aufseher, die also lediglich im Dienste der Kapitalarbeit stehen und wenig oder gar keine Handarbeit leisten, wird keine geringe sein.

Aber davon ganz abgesehen: wird denn im Zukunftsstaat nur essen, wer arbeitet, einerlei in welcher Weise diese Arbeit verrichtet wird? Gewiß wird ja jeder bei einer bestimmten Arbeit eingestellt werden, und wer die nicht leisten will, muß hungern. Aber arbeiten und arbeiten ist doch auch

zweierlei. Wer bei einer Arbeit angestellt wird, kann fleißig und faul sein, kann seine Arbeit gut und schlecht machen. Allzu große Faulheit und allzu große Schlottrigkeit kann nun freilich dadurch gestraft werden, daß die Arbeit gar nicht oder nicht voll gelohnt wird. Aber zwischen fleißig und faul, zwischen gut und schlecht gibt es eine Menge Zwischenstufen, daß es viel auf den guten Willen des Aufsehers ankommt, wie der die Arbeit beurteilen will. Die Menge der Aufseher wird eine ungeheure werden, von ihrer Gnade und Ungnade wird der Arbeiter wesentlich mehr abhängig sein, als heute von Gnade und Ungnade der Arbeitgeber. Und da es im Zukunftsstaat ja keine feste Staatsgewalt gibt, welche das Recht hat, Beamte anzustellen, da das souveräne Volk alle Beamten, also auch die Aufseher selber wählt, so wird eine Konfusion sondergleichen Platz greifen. Der Arbeiter ist vom Aufseher abhängig, der ihm die Arbeit kassieren kann. Der Aufseher ist auch vom Arbeiter abhängig, in dessen Hand seine Wiederwahl liegt. Wer gerne einen ohne Zweifel begehrten Aufseherposten haben will, muß sich mit den Arbeitern gut stehen, und dieses gute Einvernehmen, fürchten wir, wird am leichtesten dadurch erreicht, daß der Aufseher einmal fünf gerade sein läßt, Arbeiten bescheinigt, die nicht geleistet, oder Arbeiten für gut befindet, die es nicht sind. Wir fürchten, daß eine allgemeine Drüdebergerei Platz greifen wird. Es wird auf den Arbeitsplätzen wohl etwas getan werden, aber ob gute und fördernde Arbeit geleistet wird, ist fraglich.

Man wird nun sagen, daß wir alles durch die Brille der jetzigen Arbeitsgemeinschaft sehen, daß aber alles anders und besser wird, wenn nicht mehr für den einzelnen Unternehmer, sondern für die Gesamtheit gearbeitet wird. Aber der Arbeiter von heute arbeitet nicht in erster Linie für den Unternehmer, sondern für sich selbst. Er will gut verdienen und auf einen besseren Platz kommen. Das kann er heute durch fleißige und treue Arbeit erreichen, im Zukunftsstaat aber nicht, da bleibt er, was er ist, und den einzig erreichbaren besseren Posten eines Aufsehers erreicht er am ehesten, wenn er es nicht so genau nimmt.

Aber ein Körnchen Wahrheit liegt in diesem Einwande der Sozialdemokratie. Mit den Menschen, wie sie heutzutage auf zwei Beinen in der Welt herumlaufen, ist ein Zukunftsstaat nicht zu machen. Eine Erneuerung der Welt und der Menschheit halten auch die Sozialdemokraten für notwendig. Wenn sie aber meinen, daß die einfache Vergesellschaftung des Privateigentums eine solche Neugeburt der Menschheit bewirken wird, so täuschen sie sich sicher. Auch Sozialdemokraten sind und bleiben Menschen. Schon heute zeigt es sich ja, daß es in ihren kleinen Betrieben nicht so geht, wie es ihrer Meinung nach im Zukunftsstaat mit Leichtigkeit von selber gehen soll. Wenn aber im Kleinen das Exempel mißlingt, woher soll dann die Menschheit den Mut nehmen, das Große zu wagen! . . ."

\* \* \*

Nach alledem sind wir vom sozialdemokratischen Zukunftsstaat noch sehr, sehr weit entfernt. So weit, daß er schon gar nicht mehr wahr ist. Näher ist leider die Gefahr eines reaktionären Mißbrauchs der Gewalt. In West- und Süddeutschland traut man dem preussischen Norden in dieser Richtung manches zu. Man scheint sich dort immer mehr gegen den spezifisch borussischen Geist aufzulehnen.

„Fürst Bismarck“, schreibt F. Hofer in der Zeitschrift „Das freie Wort“ (Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag), „hat in einer schlaflosen Nacht darüber nachgedenkt, was aus Europa geworden wäre, wenn die Schlacht am Weißen Berge nicht der Pfälzer sondern der Habsburger verloren hätte. Der Süd- und Westdeutsche muß in seinem Grübeln noch um einige Jahrhunderte zurückgraben, wenn er auf den Ursprung seiner heutigen Misere stoßen will. Der Vertrag von Verdun vom Jahre 843, der das Erbe Karls des Großen in drei Stücke teilt, ist der Ausgangspunkt des deutschen Übels. Damals wurden die jugendlichen Germanenstämme auseinandergerissen. Die Westfranken und Burgunder wurden latinisiert, die Ostfranken und Sachsen mußten gegen Osten hin an Volkskraft zu gewinnen suchen, was ihnen im Westen verloren gegangen war. Statt daß alle deutschen Stämme zwischen Loire und Elbe ein mächtiges Deutsches Reich gründeten, dem kein Gegner etwas hätte anhaben können, verfeindeten sie sich untereinander, und die Ostgermanen unterwarfen sich ihre slawischen Nachbarn. West- und Süddeutsche germanisierten die Wenden zwischen Elbe und Weichsel, und zum Dank dafür werden sie heute von ihnen beherrscht.“

Das ist das Unglück, das der bodenständige Deutsche auch nach der Gründung des Deutschen Reiches und gerade im neuen Reiche schwer empfindet: die politische Vorherrschaft des politisch und kulturell rückständigen, ethisch minderwertigen Ostens. Die Germanisierung und Bastardierung hat den Germanen wie den Slawen geschadet. Sene wurden zu Despoten, diese zu Knechten; alle schönen und herrischen und alle feigen und kriechenden Eigenschaften wurden ausgebildet, der Preußentypus entstand, der des Junkers und der des Untertans. Die undifferenzierte halbslawische Masse ließ sich dann von dem starken schwäbischen Herrengeschlecht der Hohenzollern zu einem Staats- und Soldatenvolke kneten, und dem Soldatenstaate war es ein leichtes, die Bildungsstaaten des Südens und Westens in Abhängigkeit zu bringen. Heute dominiert im Reiche der Preuze dank seiner kulturellen Rückständigkeit, dank seiner slawischen Masse und seiner herrischen Junker, wie über die griechischen Städte das halbbarbarische Mazedonien triumphierte.

Tausendjährige Vergangenheit kann man nicht rückgängig machen, und der rein germanische West- und Süddeutsche muß heute dem borussischen Mazedonier noch dankbar sein, daß er doch ein starkes Deutsches Reich schuf, wäre es auch nur zum Schutze vor der Knote des russischen Nachbarn. Aber auf die Dauer erträgt der Grieche doch nicht die Vorherrschaft des

Barbaren, nicht dessen rüde Art, nicht seine Kulturverlassenheit, nicht sein aus zitternder Slavenseele entstandenes brutales Herrenideal. Süd- und Westdeutsche vertragen kein Sunkertum, kein Rassenwesen, keine Absonderung geborener Herren vom Volke. Der Süd- und Westdeutsche fühlt sich selber als Herren oder besser gesagt als Edelfreien, der keinen Herren über sich duldet. Er weiß, daß viel höhere Menschlichkeit, viel feinere Urbanität aus einer Gesellschaft von Gleichen und Freien hervorgeht, als aus einer Mischung von Herr und Knecht, von Vorgesetzten und Untergebenen. Der schändliche Gamaschen- und Kasernengeist ist ihm zuwider, steifhalbiges Herrentum ist ihm verhaßt. Als Blüte der Menschlichkeit erscheint ihm nicht der kalt-äugige General mit dem eingefrorenen Dünkel im Gesicht, sondern der lachende Künstler, der warmherzige Denker. Er schätzt nicht den uniformierten Untertan, sondern den eigenartigen, wurzelfesten, aufrechten Menschen. So gibt es ärgere Gegensätze als Nordost und Südwest überhaupt nicht, und wenn servile Optimisten meinen, das gäbe gerade eine gute Mischung, so ignorieren sie absichtlich die Wirklichkeit, in der von einer Mischung nicht die Rede ist, sondern der besser bewaffnete, rücksichtslosere, rohere Norddeutsche dominiert.

Wie dem abhelfen? Soll das Reich wiederum gesprengt und seinen Feinden preisgegeben werden? Das kann kein ehrlicher Deutscher wollen, denn auch für ihn gilt das Wort, daß man das Vaterland mehr lieben als seinen Gegner hassen muß. Es ist zum Glück aber auch gar nicht nötig, das Reich zu sprengen, um das borussische Joch abzuschütteln. Die Süd- und Westdeutschen sind ja um so vieles stärker als der Nordost, daß sie sich nur auf sich selbst zu besinnen brauchen, um diesen unschädlich zu machen. Das Preußentum ist nur politisch stärker durch seine Massendisziplin und durch die Armee, heute vielleicht auch durch die gesellschaftliche Macht, die mit der politischen zusammenhängt. Aber Süd- und Westdeutschland brauchen sich nur selber mit der Parole 'Gegen das Borussentum!' politisch und gesellschaftlich zu organisieren und sie winden dem Osten spielend die Macht aus der Hand.

Ein Anfang dazu ist schon gemacht. Ein Teil der deutschen Fürsten empfindet die prononcierte Persönlichkeit des deutschen Kaisers fast so, wie die süd- und westdeutschen Stämme das Preußentum an sich. Sie können als Zentren einer Gegenorganisation dienen. Ihre Höfe mögen gesellschaftliche und künstlerische Mittelpunkte werden. Sie müssen helfen, die Reste der Klassengegensätze zu überwinden, die auch im Westen noch existieren. Ernst Ludwig von Hessen geht mit dem guten Beispiel voran. Kunst und Literatur tun das Ihrige. In München sammelt sich um die bekannten Verlage alles, was frei fühlt und denkt und das System von Röpnick loswerden will. Schwerer wird den Hannoveranern, den Westfalen, Friesen und Rheinländern die Organisation gegen ihren eigenen Staat. Aber unmöglich ist es auch ihnen nicht. Das Wesen des Ostelbientums ist ja doch politisch-sozialer Art, Aristokratizismus im Gegensatz zur germanischen selbst-

bewußten Demokratie. Da gilt es also politisch die Demokratie zu stärken, den borussischen Staat so lange zu boykottieren, als er einer Kaste ein Amtermonopol einräumt. In Süddeutschland haben während einiger Jahre gerade die Söhne der angesehensten und ältesten Familien die Wahl zu Reserveoffizieren abgelehnt. Das könnte und müßte man im ganzen Westen tun. Die entgegengesetzte Hoffnung, durch langsame Infiltrierung der preussischen Beamten- und Offizierkaste mit west-südlichen Elementen diese Kaste selbst innerlich umzugestalten, ist illusorisch. Die „ugelassenen“ Bürgerlichen werden vielmehr borussifiziert, solange die oberste Leitung kernpreussisch ist. Das stärkste Mittel ist aber die Erlangung der politischen Macht im Parlamente und dann in der Regierung. Der preussische Militär- und Polizeistaat muß vom Westen aus niedergebroschen und in eine wirklich konstitutionelle, demokratische Monarchie umgewandelt werden. Vom Zentrum aus läßt sich dann die Umwandlung der ganzen Beamten- und Offizierkaste in einen höflichen und gefälligen Staatsdienerstand vollziehen, wie ihn das moderne Staatsbürgerbewußtsein und das deutsche Selbstgefühl verlangen. Der Süden wird von Reichs wegen den Kampf des Westens gegen den Osten in Preußen unterstützen.

Es ist nicht Partikularismus, der aus diesen Ideen hervorblickt. Das Schlagwort Partikularismus ist Berliner Gewächs, ein rechtes Produkt des Kasernen- und Amtsstubengeistes. Der Uniformpreuße versteht den bodenständigen, stammfesten Deutschen nicht. Was aber von dem Deutschen angestrebt werden muß, ist nicht die Auflösung des Reiches, sondern die Eroberung des Reiches für das Deutschtum, die zweite und endgültige Germanisierung des jetzt nur oberflächlich deutschen Ostens. Hätten die Hohenzollern ihren Militärstaat mit Wenden und Polen, ja mit Serben und Russen, statt mit halbgermanisierten Slawen gegründet, er wäre genau so, wie er heute ist, ein nationalitätenloses, obrigkeitliches Gebilde. Nur durch die Zufuhr von Strömen süd- und westdeutschen Blutes kann dieser Staat erst eine Nationalität, und zwar eine deutsche erhalten, während jetzt das servile Slawentum aus der Mischung immer wieder vorschlägt. Die Germanisierung und Demokratisierung des preussischen Ostens ist eine dringende Notwendigkeit, weil sonst keine Macht der Welt verhindern kann, daß der Süden gegen die borussische Fremdherrschaft sich durch engeren Anschluß an das wesensverwandte bairische Osterreichertum zu stärken suchen wird. . . .“

Vom preussischen Standpunkt aus wird man manches hiegegen einwenden können, anderes aber wohl zugeben müssen. Nicht wenig zu dem Bilde, daß sich die Süd- und Westdeutschen von dem sogenannten Preußentypus machen, trägt sein intimes Verhältnis zu Rußland bei, jene historische „Freundschaft“, die mehr eine Vormundschaft Rußlands über Preußen war und auf dieses wenig verführerisch abgefärbt hat.

„Man hat“, erinnert Otto Harnack im dritten Heft des „März“ (München, Albert Langen), „im vorigen Herbst mit Zeitungsartikeln und

mit Reben, ja sogar mit Denkmalsenthüllungen der hundertsten Wiederkehr des Tages von Jena und Auerstädt gedacht: Preußen von Frankreich geschlagen und gedemüthigt, dadurch das ganze Deutschland, das nach der Niederlage Oesterreichs, nach der Schaffung des Rheinbundes nur auf Preußen noch hätte blicken können, hoffnungslos unter die französische Obergewalt gezwungen! Gewiß ein Datum von einschneidender Bedeutung, besonders weil von daher die Vorstellung des dauernden Gegensatzes der ‚Erbfeindschaft‘ zwischen Deutschland und Frankreich entsprossen ist, zuerst in Preußen, um sich allmählich auch über das südliche Deutschland auszubreiten.

Aber keine Aufmerksamkeit hat man dem geschenkt, daß zugleich eine Freundschaft ihre Jahrhundertfeier hat begehen dürfen, die Freundschaft Preußens mit Rußland, die bei der Gründung des Reiches dann Preußen dem übrigen Deutschland als Angebinde mitgebracht hat, ein Geschenk, dessen unvergängliche Dauer noch vor zwei Jahren in dem rührenden Wort ‚Rußlands Trauer ist Deutschlands Trauer‘ uns allen zum lebendigen Bewußtsein gebracht worden ist. Preußen, das der Unterwerfung Oesterreichs und Süddeutschlands ruhig zugesehen hatte, war durch das Bündnis mit Rußland zu dem Entschluß, seine und des nördlichen Deutschlands Unabhängigkeit zu verteidigen, emporgerichtet worden; — nach dem Zusammenbruch seines Heeres konnte Friedrich Wilhelm III. sich tatsächlich nur unter russischem Schutze im äußersten nördlichen Winkel seines Staates behaupten. Wohl löste der Friede von Tilsit bald das förmliche Bündnis; als ungeschriebenes aber behauptete es sich seitdem durch den Wechsel der Seiten.

Was die auswärtige Politik Preußens davon für Vorteil gezogen, mag die Geschichtschreibung des preussischen Staates abwägen, für das deutsche Volk ist dies Bündnis ein schleimendes Gift gewesen, das seit hundert Jahren am Lebensmarkt zehrt und gewaltige Anstrengungen der Natur erfordert, um ertragen und überwunden zu werden. Man vergegenwärtige sich den Widersinn, der darin liegt: das deutsche Volk, durch den gewaltigen geistigen Aufschwung seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zur geistig führenden Macht Europas geworden und als Staat in dauerndem, traditionellem Einvernehmen mit der rückständigsten Macht Europas, oft genug in Abhängigkeit von ihrer barbarischen Regierungskunst, die mit Knute und Rosakenpeitsche das eigene Volk im Zustande ewiger Versumpfung zu erhalten strebt! Das ist kein scherzhaftes Bild wie ‚Pegasus neben dem Zugoßsen‘, das ist das widerwärtige Bild der Verkuppelung eines lebenskräftigen Organismus mit einem verseuchten, verfaulenden.

Mit neidvollem Staunen schauen wir heute auf eine Zeit zurück, in der das Dogma von der Solidarität Preußens und Rußlands, von der Übereinstimmung der durch sie gemeinsam vertretenen ‚konservativen Interessen‘ noch nicht erfunden war und ‚national‘ gesinnte Männer noch nicht daran zu glauben verpflichtet waren. Friedrich der Große hat von diesem

Dogma sich noch nichts träumen lassen, unter Friedrich Wilhelm II. hat das Zusammenwirken mit Rußland bei der zweiten und dritten Teilung Polens zuerst einen Hauch dieses trüben Geistes verspüren lassen; aber auch unter Friedrich Wilhelm III. schien anfänglich ein Bündnis mit Frankreich weit erstrebenswerter als eins mit Rußland. Jedoch das Ungeschied der preussischen Diplomatie und die geschmeidige Freundlichkeit des weltgewandten Kaisers Alexander I. führten Preußen aus seiner Isolierung in die Arme Rußlands, und seitdem blieb der enge Blick des preussischen Herrschers von hypnotischer Kraft auf Rußland gerichtet . . .

Unter Wilhelm I. gelangte Preußen freilich wieder zur Selbständigkeit des politischen Handelns, um dann durch Bismarcks eiserne Kraft ganz Deutschland nach seinem Willen umzugestalten und eine imponierende Weltstellung zu erringen. Aber auch jetzt blieb nicht nur das gute Einvernehmen, sondern auch die Intimität mit Rußland ein nicht anzutastendes Dogma. Selbst in dem Nationalkrieg mit Frankreich durfte Wilhelm I. ein ‚seiner Person attachierter‘ russischer General — begleiten, der zu dem intimen Kreise des königlichen, später kaiserlichen Hauptquartiers zählte. Die deutschen Helden, die sich auf den französischen Schlachtfeldern lorbeerumkränzte Feldmarschallstäbe gewannen, wurden unverzüglich zum Zeichen der ‚Waffenbrüderschaft‘ auch mit der russischen Feldmarschallswürde geschmückt. Als dann Rußland seit der Thronbesteigung Alexanders III. seine Deutschfreundlichkeit weiter durch die politische, religiöse und kulturelle Bedrückung seiner deutschen Staatsangehörigen zu beweisen unternahm, hütete sich die deutsche Regierung aufs sorgfältigste, auch nur irgend eine Äußerung der Sympathie für die bedrängten Stammesbrüder vernehmen zu lassen, um nur ja nicht die unschätzbare Intimität mit Rußland zu schädigen. Dagegen, als die revolutionären Bewegungen im Sarenreich anwuchsen und die Regierung Alexanders III. erschütterten, da war man gleich bereit, dem russischen Freunde durch einen Auslieferungsvertrag (1885) zu Hilfe zu kommen. Freilich dem deutschen Reichstage wagte man einen solchen Vertrag nicht vorzulegen; daher schloß ihn die preussische Regierung, die dazu ihres Landtages nicht bedurfte, auf eigene Hand ab, und von den übrigen deutschen Regierungen zeigte die bayerische, offenbar, um nicht hinter Preußen zurückzubleiben, sich beflissen, denselben Vertrag mit Rußland einzugehen.

Es ist bekannt, daß Bismarck hauptsächlich durch die Besorgnis vor einem russisch-französischen Bündnis sich zu jener Umwerbung Rußlands hat bewegen lassen, die so weit ging, daß selbst ein sonst offizielles Blatt einmal glaubte, von dem ‚Wettkriechen vor Rußland‘ abmahnen zu müssen. Aber so begründet die Besorgnis vor einem Doppelkriege auch war, so muß das historische Urteil über Bismarck es ihm doch als die größte Lücke in seinem gewaltigen Lebenswerk anrechnen, daß er versäumt hat, Deutschland endgültig aus der russischen Umklammerung zu lösen und seine eigen-



kräftige Selbständigkeit dadurch zu vollenden. Es läßt sich nicht leugnen, daß auch die geniale Persönlichkeit Bismarcks hierbei nicht nur durch politische Rücksichten, sondern auch durch die Macht der preussischen Tradition bestimmt worden ist. Eine gewisse Sympathie für russisches Wesen ist aus mehr als einer Äußerung des einstmaligen Botschafters in Petersburg zu erkennen, eine Sympathie, welche außerhalb Ostasiens wohl kaum einem einzigen Deutschen verständlich sein mag. Aus den Memoiren des Fürsten Hohenlohe geht ja auch hervor, daß in Bismarck am Ende seiner Amtsführung das Gefühl der Gemeinsamkeit mit Rußland selbst den deutsch-österreichischen Bündnisgedanken überwog, und daß er bereit war, die Interessen Oesterreichs dem russischen Eroberungsdrang zu opfern. Wenn er auch damit bei Wilhelm II. nicht durchdrang, so hat sich doch in anderer Hinsicht unter dessen Regierung der russische Kurs in Berlin ganz entschieden befestigt. Die Sympathiebeweise während des Krieges mit Japan brachten dies zu offener Schau, und noch mehr während der letzten revolutionären Bewegungen in Rußland die zahlreichen Ausweisungen von Personen, welche die russische Polizei und denunziert hatte, Ausweisungen, die in ihrer Wirkung öfters der Überweisung an die russische Polizeiwillkür gleichkamen und eine gewisse ‚Solidarität der Interessen‘ zwischen dem deutschen und dem russischen Staatsleben leider nur allzu deutlich erkennen ließen.

Und eben diese traurige Solidarität, dieses Gefühl übereinstimmender Regierungsgrundsätze ist es, was dem preussischen Staat und mit ihm dem Deutschen Reich wie ein nervenlähmendes eingepflanztes Gift die gesunde Entwicklung, die Entfaltung der Kräfte unmöglich macht. Wie in Rußland, so besteht heute auch in Deutschland die gähnende Kluft zwischen Beamtschaft und Bürgertum, zwischen Regierenden und Untertanen. Wie in Rußland wird auch in Preußen und im Deutschen Reiche nach dem Grundsatz regiert, daß die Staatsbürger eine untergeordnete Klasse seien, und daß die Beamten nicht dazu da seien, die Bedürfnisse des Volkes zu befriedigen, sondern das Volk, um der Obmacht der Beamten zu dienen. Daß der deutsche Beamtenstand in seinem eigenen Wert hoch über dem russischen steht, ändert an dem Grundcharakter dieses krankhaften Mißverhältnisses nichts, das jeden Schutzmann sich wie einen Kommandeur, jeden Schaffner sich wie einen Vorgesetzten des Publikums empfinden läßt. Und daß auch grobe Willkürakte aus diesem perversen Empfinden hervorgehen können, haben noch jüngst die Vorgänge in Breslau und Hamburg gezeigt. — Wohl ist Preußen seit mehr als fünfzig Jahren ein konstitutioneller Staat, und das Deutsche Reich ist von Geburt an mit einem demokratischen System der Parlamentswahlen ausgestattet. Aber wie in Rußland alle die Willkür der Beamtschaft eindämmenden Gesetze, so werden in Preußen-Deutschland die Verfassungsgesetze niemals zur Wirklichkeit, weil das Bestreben

der Regierung beständig darauf gerichtet ist, die Verfassung in der Praxis nach Möglichkeit auszuführen und die Allmacht der Regierung bestehen zu lassen. Es ist kein Zufall, sondern Absicht, daß die Schul- kinder in Preußen, die alle denkbaren wirklichen oder unwirklichen Groß- taten der Hohenzollern auswendig lernen, von der Verleihung der Verfassung durch Friedrich Wilhelm IV. kaum etwas erfahren. Von dem Jahr 1848 wird im Unterricht nur vorübergehend als einer Zeit gottlosen Aufruhrs und toller Verwirrung gesprochen; daß dieses Jahr die Umwandlung Preußens aus einem absoluten in einen konstitutionellen Staat vollbracht hat, wird verschwiegen. In den Regierungskreisen gilt es gerade als eine Aufgabe, des ‚Schweißes der Edlen wert‘, den Einfluß des Parlaments (Reichstag oder Landtag) möglichst zurückzudrängen und, was sich irgend ohne oder gegen das Parlament erledigen läßt, rein bürokratisch durchzuführen. Nichts aber kann irgend einer Sache schädlicher sein, als wenn feststeht, daß das Parla- ment sie wünscht; nichts einer Regierungsperson weniger nützlich, als wenn sich erwiesen hat, daß sie im Parlament besonderes Vertrauen genießt. Alles dies ist nicht westeuropäisch, es ist überhaupt nicht europäisch; es ist rus- sisch; es ist eines Volkes vom hohen Kulturiveau des deutschen Volkes unwürdig, eines Volkes, das sich überhaupt nicht so regieren lassen würde, wenn es nicht schon durch das schleichende Gift, das wir charakterisiert haben, halb gelähmt wäre.

Russisch ist ferner auch die Überspannung des monarchischen Prinzips und des dynastischen Empfindens, die sich in Preußen wie im Deutschen Reich mehr und mehr bis an die Grenze des Patho- logischen steigert. Man pflegt sie gewöhnlich ‚byzantinisch‘ zu nennen, und das Wort hat eine historische Berechtigung. Aber die Tra- dition des alten Byzanz ist mit seiner Religion, seinem Palastzeremoniell, seinen steifen Prachtgewändern auf Rußland übergegangen, das ja selbst keinen höheren Ehrgeiz hat als den, Byzanz zu seiner Hauptstadt zu machen. Russisch ist im heutigen Europa die halb mystische, halb servile Vorstellung, die den Monarchen zum Erdengott stempelt, in seiner Macht einen Ausfluß der göttlichen sieht, und in jedem Wort einen Ausfluß bevorzugter Weisheit, in jedem blanken Uniformknopf einen Ausstrahlungsherd beglückenden Lichtes verehrt. Unter den heutigen Kultur- staaten ist außerhalb des Sarentums diese Vorstellung nur im Bereich des preußischen Königtums zu finden, und sie hat sich von dort auf das deutsche Kaisertum ausgebreitet — zum deutlichen Zeichen, wie wichtig die deutsche Reichsverfassung in dieser Hinsicht geworden ist; denn diese, die den Kaiser nur als ‚Präsidium‘ des Bundes der deutschen Fürsten kennt, gibt nicht den mindesten Anhaltspunkt zu einer solchen mystischen Emporhebung der Kaiserwürde. Deutsch, überhaupt germanisch ist die servile Auf- fassung der Monarchie niemals gewesen. Der germanische Volkskönig war der primus inter pares, dem Ehre und Treue gezollt

wurde, aber nicht slavische Vergötterung. Und noch heute ist die menschlich einfache Stellung gegenüber den regierenden Herren, die in Scandinavien und Holland ebenso wie in den meisten deutschen Einzelstaaten die ererbte und selbstverständliche ist, dem germanischen Empfinden weit ansprechender und naturgemäßer als die byzantinische Form der ‚Königstreue‘, die sich in Preußen entwickelt hat . . .

Russisch ist endlich die enge Verbindung von staatlicher und kirchlicher Autorität, von Subordination und Religion, für die man die Phrase ‚Thron und Altar‘ geprägt hat. Ursprünglich ist der Cäsaropapismus, in dem sie gipfelt, auch byzantinisches Gewächs; aber auch dies Gewächs ist nach Rußland verpflanzt worden, ist dort üppig in der Treibhausluft des engsten religiös-politischen Druckes gediehen, und einen Ableger davon hat Preußen erhalten, — der zwar glücklicherweise nur bescheidener sich entwickelt hat, aber doch von kirchlichen, Militär- und Zivilbehörden mit viel Liebe gepflegt wird. Daß ein guter Soldat ein guter Christ und ein guter Christ ein guter Soldat sei, haben wir ja aus autoritativem Munde verkündigen hören.

Außerlich betrachtet erweist sich die trappante Ähnlichkeit zwischen Rußland und Preußen-Deutschland in der Vorherrschaft und dem absoluten Ansehen der Uniform. Wer in Rußland keine Uniform trägt, ist ebenso bedauernswert wie in Deutschland, wer nicht Reserveoffizier ist. Rußland zeigt sich indes darin humaner, daß es freigiebiger Uniformen austeilte, auch an Zivilbeamte, und deren Segnungen also weiteren Kreisen zugute kommen läßt. Dadurch sinkt natürlich der Wert der einzelnen Uniformen einigermassen; in Rußland wäre mindestens eine Oberstenuniform nötig, um das zu erreichen, wozu in Röhrenich schon eine Hauptmannsuniform genügt.

Bitterkeit, herbe Bitterkeit erfüllt uns, wenn wir den Staat Friedrichs des Großen, wenn wir das Volk Goethes und Schillers heute in eine Zwangsjacke überlebter oder nie lebensfähig gewesener Vorurteile und Grundsätze gepreßt sehen, die es nur noch mit dem halbasiatischen Nachbar im Osten teilt. Im Norden, im Süden, im Westen pulsiert frisches Leben, wachsen Staat und Volk in eins zusammen, belebt der Hauch des Volksgeistes das Getriebe des Staatskörpers; wie lange soll Preußen, soll Deutschland noch mit Rußland den traurigen Ruhm teilen, daß Volk und Regierung sich ausschließende Begriffe sind, daß der Wille des Volkes der Regierung nur als Wegweiser gilt, welchen Weg sie nicht gehen soll?“

Deutsch, germanisch ist weder Despotismus noch Servilismus. „Der Grundzug deutscher Art ist Liebe zur Freiheit!“ — ruft die „Deutsche Kultur“ den Volksgenossen ins Gewissen: „Was sind letzten Endes Reformationen, Revolutionen, Sozialdemokratie usw. anderes als Erscheinungsformen für diesen Freiheitsdrang, den deutschen Liberalismus. Wer die Zeichen der Zeit versteht und aus ihr Befehle zieht, erkennt,

daß nur der Staatsmann sein Volk vorwärts bringen kann, der vom Pathos des deutschen Liberalismus erfüllt ist.“ So sei es eine krasse Ungerechtigkeit, den Fürsten Bismarck einen konservativen Staatsmann nennen zu wollen: „In seinem Lebenskreise, d. h. im preussischen Junkertum, war er mehr als ein Liberaler; der Ausdruck Anarchist bezeichnet kaum den Abstand, den er dem reaktionären Preußentum gegenüber einnahm. Fürst Bismarck ist so gut ein Sohn der 48er Jahre, wie sich unser Liberalismus einen solchen nennt. Er konnte mit dem Freisinn der Laster und Richter nicht zusammengehen, weil dieser Liberalismus ohne staatsmännische Tradition war. Ein Staatsmann, sofern er das politische Steuer hat, muß Gegenwartspolitiker sein; er darf nur mit den Parteien paktieren, von denen er eine Übereinstimmung in den nächsten politischen Schritten erwartet. Politische Praxis ist kein Suchen von Wegen, sondern ein Zeigen des Weges. Der Staatsmann sprengt die Hemmungen der politischen Bildung durch ein intuitives Erkennen des Weges. Seine Genialität zeigt sich in der Gabe schneller Konstruktion, die auf politischer Anschaulichkeit beruht. Diese Gabe, die Bismarck eine Kunst des schnellen Fertigwerdens mit dem Möglichen nannte, hat sich besonders im Bündnis-schließen und Bündnislösen mit den politischen Gruppen zu erweisen. So ist das Bestreben des Leiters unserer Politik, eine Regierungsmajorität im Parlamente zu schweißen, an sich ein politischer Elementar begriff. Die Gefahr der Politik ist, daß sich durch die Zusammenarbeit von Regierung und Regierungspartei ein parlamentarischer Absolutismus bildet, der so gefährlich ist, wie der monarchische. . . .“

Wenn wir aber fragen, „woher der Kampf um politische Kultur seine Garde rekrutieren muß, dann antworten wir: Aus jenen Reihen des Liberalismus, der liberal nicht allein im historischen Sinne ist, sondern liberal im Geiste der deutschen Bildung und der deutschen Kulturaufgaben. Dieser Liberalismus sieht in der Sozialdemokratie nicht den Verzweiflungskampf unserer Industriebevölkerung, sondern den Hunger der Millionen nach Bildung und Zeit. Er sieht in der Kirche kein Organ für politische oder pädagogische Wünsche, sondern eine der Betätigungsformen, die auch der religiös selbständig Gewordene gern duldet. Der moderne Liberalismus sieht in den Hörsälen unserer Universitäten und Hochschulen die Stätten, in denen mehr noch als in Kasernen und auf Werften eine deutsche Weltmacht geschmiedet wird. Er weiß, daß der deutsche Ubersseebesitz mehr ist, als eine Fläche Sand von doppelter Größe unseres deutschen Mutterlandes, daß unsere Kolonien das Land sind, welches die Kinder unserer Kinder einmal lieb haben werden, wenn die deutschen Grenzen für ein gesundes Volk zu eng geworden sein werden. Die liberale Idee des neuen Deutschlands erschöpft sich nicht in der Phrase, daß jeder auch politisch nach seiner Fassung selig werden dürfe, sondern sie schafft politische Dogmen, die aber nicht das Wissen einer diplomatischen Kunst, sondern die politische Elementarbildung jedes Volksgenossen werden

müssen. Diese politischen Dogmen haben die Gewissen zu schärfen, soweit die nationalen Verjüngungsquellen in der Familie und der Gemeinde gesehen werden müssen. Der neue Liberalismus weiß, daß Kaiser und Arbeiter, daß Herr und Knecht, daß Frau und Magd nicht Begriffe sind, die für ewige Zeiten getrennte Welten umschließen. Er weiß, daß, wenn wir nur jeden im Volke an die Quellen wahrer Bildung heranzuführen, jeder dann auch im andern Menschen nicht zuerst das Trennende, sondern das Verbindende erkennen wird . . .

Eine solche politische Kultur können wir aber nur erreichen, wenn wir mit der Arbeit nicht oben anfangen, sondern unten. Die Schulen müssen wir als wertvollstes Organ für den Kampf um politische Kultur begreifen. Das Programm der Selbstverwaltung, das den Beginn eines neuen, politischen Zeitalters darstellt, müssen wir als den Äther der Freiheit hineintragen in jede Lebensgemeinschaft, in Schulen, in Gemeinden, in Stand- und in Berufsvertretungen. Wir haben ja noch nicht einmal den Anfang von dem gemacht, was der Freiherr vom Stein sich zu solcher Politisierung des Volkes vorgenommen hatte. . . .“

Wenn wir aber in den politischen Bestrebungen der Gegenwart einen Standpunkt gewinnen wollen, so dürfen wir nicht irgend ein Reichstagswahlergebnis als den Beweis für die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieses Standpunktes ansehen. „Die Zerfahrenheit der Wahlarbeit, das Fehlen politischer Grundsätze (Wahlparole‘ nennt sie der Jargon) beweisen, wie auch in diesen Wochen nur Flickschusterarbeit geleistet wird. Ein wirklich großes Problem, z. B. das, wie die Sozialdemokratie in den Strom des deutschen Liberalismus einzuführen sei, wird kaum aufgeworfen. Und wo man einsehen will, daß neben die Sozialdemokratie ein dieser an Zahl und parlamentarischem Einfluß überlegener liberaler Block zu stellen sei, können die Parteien nicht die Brücken zur taktischen Verständigung finden. Das Wasser ist wohl zu tief. Wir sagten es schon, daß sich die Politiker zuerst immer über die nächsten Schritte klar werden — und nach der Übereinstimmung in den nächsten Schritten das Pensum politischer Gegenwartsarbeit abstecken müßten.

Wird es demnach als ein erster Schritt zur Sanierung der politischen Lage empfunden, daß neben Sozialdemokratie und Zentrum eine große liberale Partei entsteht, so muß diesem Ziel allerdings jedes andere untergeordnet werden. Aber viele können vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen. Das Zentrum führt der Sozialdemokratie in aller Öffentlichkeit Stimmen zu. Konservative Gruppen schließen sich dem Zentrum als altem zärtlichen Verwandten an. Die reaktionären Parteien formieren ihre Verbände als nüchterne Rechner. Die Liberalen zerfließen. Viel Intelligenz, viel Ehrgeiz. Wenig Sinn für Gegenwartsnotwendigkeit. Wenig Ökonomie. Unterdessen wird positive Arbeit wenigstens von der gelehrten Welt getan. . . .“

Des Verfassers Gedankengang berührt sich mehrfach mit dem des

Professors Lamprecht (vgl. Februar-Tagebuch), der seine Ideen kürzlich wieder in der Londoner „Finanzchronik“ des weiteren dargelegt hat:

„Wer das deutsche Kulturleben von heute kennt, weiß, daß es gleichsam wie in Parallele zur Zeit des Klassizismus und der Romantik verläuft, wenn auch um eine Entwicklungsphase geförderter: ein politisches Anknüpfen an diese selbe Zeit würde also jene große Einheit des Verlaufes alles nationalen Geisteslebens herbeiführen, die stets große Zeiten gekennzeichnet hat. Noch wichtiger ist vielleicht ein zweites. Die Steinsche Gesetzgebung zog die politischen Konsequenzen großer sozialer und wirtschaftlicher Umwälzungen, die ihr in den letzten anderthalb Jahrhunderten vorausgegangen waren, insofern, als sie die in diesen Wandlungen erwachsene neue Gesellschaft politisch als solche anerkannte und, zunächst auf dem Wege der Selbstverwaltung, moralisch-politisch zu organisieren suchte. Sind wir nun nicht in einem ähnlichen Falle? Die ungeheuren wirtschaftlichen Umwälzungen der letzten beiden Menschenalter sind, soweit es sich um die Bildung neuer Formen des Wirtschaftslebens handelt, abgeschlossen. Nicht minder ist die aus diesen Umwälzungen hervorgehende Umbildung der Gesellschaft im ganzen beendet: wir haben den herrschenden und den dienenden Stand der neuen Entwicklung, eine vierte Klasse und ein neues Bürgertum; wir haben die Rückwirkungen dieser Neubildungen auf die alten Stände; die Elemente eines neuen, noch nicht entwickelten Staatslebens, einer neuen öffentlichen Sittlichkeit, sind vorhanden. Sollen sie nun nicht auch wie die sozialen Elemente der Steinschen Zeit politisch organisiert werden? Wahrlich: hier eben liegt die große Aufgabe einer neuen Zeit! Und schon hat die Vergangenheit den reichsten Kranz korporativer Bildungen verschiedener Art erscheinen sehen, deren Lebenssphäre nur des Hineinziehens in öffentliche Interessen, einer neuen Art der Selbstverwaltung gleichsam, bedarf, um dereinst politisch wirksam zu werden. Politisierung also der neuen deutschen Gesellschaft: das ist die Aufgabe. Und wäre sie nicht des Schweißes der Edlen wert? Könnten sich nicht eben in ihr Konservative und Liberale treffen? Treffen auch in der Form der Meinungsabweichung bei gleichwohl identischen höchsten Zielen? Ich will das Bild nicht ausmalen; es hieße schon in Einzelheiten de lege ferenda reden. Wohl aber können noch einige politische Konsequenzen einer solchen eventuellen Entwicklung angedeutet werden, insofern sie im Rahmen des diskutierten Gegenstandes liegen. Das Zentrum würde zerrieben werden, denn es würde zu der neuen Fragestellung kein Verhältnis finden. Die sozialdemokratische Partei als solche würde absterben; denn die Politisierung des korporativen Lebens des vierten Standes auf legalem Wege würde den politischen Ansprüchen dieses Standes realistische und realisierbare Formen verleihen; und diese Ansprüche würden vermutlich auf anderem Wege als dem der Parteibildung verfolgt werden. An der Verfassung will heute schon niemand rütteln. Es wäre auch, in dem von uns gesehten Falle,

ganz töricht, dies zu tun. Die Verfassung bleibe vielmehr erhalten: bis ein höheres politisches Leben aller politischen Parteien und sozialen Schichten sie allgemein in gewissen Punkten als unzeitgemäß und verbesserungsfähig zu empfinden beginnt. Weite Ausichten, wird man sagen. Aber Rom wird auch heute noch nicht an einem Tage erbaut. Träume, werden andere lächeln. Aber wo wäre etwas Großes ohne Phantasie, ja Phantasmen geschaffen worden?"

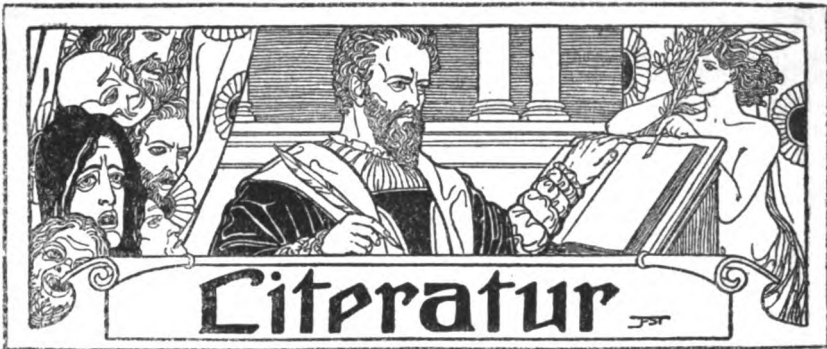
Konservative und Liberale also sollen sich zur Politisierung des neuen Bürgertums zusammenschließen. Soweit der konservative Anteil in Frage käme, meint die „Deutsche Kultur“, sei die Lamprechtsche Parallele nicht zutreffend. Der Freiherr vom Stein habe seine Reformen gegen die Konservativen, ja beinahe gegen seinen König durchsetzen müssen:

„Die Standesgenossen des Freiherrn vom Stein waren kaum zu bewegen, die Leibeigenschaft aufzugeben! Was an Steinschem Geist in unserer jetzigen Staats- und Gesellschaftsordnung ist, ist nur ein Erfolg des deutschen Liberalismus. Steins Prinzip, Selbstverwaltung, muß für unser Jahrhundert von Stadt und Dorf auf Mensch und Volk übertragen werden! Auch dem unteren Volksgenossen muß für seine politischen Selbstverwaltungszwecke das Koalitionsrecht gegeben werden. Und das Volk muß auch seine staatlichen Geschäfte in Selbstverwaltung nehmen, d. h. wir müssen uns vom monarchisch beeinflussten Parlamentarismus zur parlamentarisch bestimmten Monarchie (Norwegen, England) durcharbeiten, wenn's sein muß unter Konflikten mit der Krone, die nicht ausbleiben werden. Grundbedingung ist aber, daß der neue Liberalismus als Verwalter politischer Werte sich nicht von unserem Parlamente abhängig macht, sondern daß dieser Liberalismus sich sammelt aus Kräften, die auch ohne Parlamente politische Taten tun können . . .

Darin aber habe der Professor Lamprecht allerdings recht: „Unsere Zeit ist der vor hundert Jahren verdammt ähnlich, nämlich durch das Eindringen politischer Explosionsstoffe. Damals war es das Bürgertum, das sich nach politischer Luft sehnte; in unserer Zeit ist es nicht ein neuer vierter oder fünfter Stand, wie es damals der dritte gewesen ist, sondern diesmal sind es alle Stände miteinander, die in ihren ehrlichen Seilen einen neuen Stand bilden wollen, nämlich den der politischen Arbeiter. Wir haben in der Tat eine solche Arbeiterpartei dringend nötig, zu der wir auch die Frauen willkommen heißen, und dieser neuen Arbeiterpartei gilt unser Gruß! . . .“

Einen Erfolg kann man der Auflösung des alten Reichstages schon heute nachsagen: sie hat politisches Leben in unser Volk gebracht. Die größte Gefahr war und ist aber für uns immer die politische Versumpfung. Strömt erst frisches politisches Blut durch alle Adern unseres Volkskörpers, dann braucht uns um seine Zukunft auch nicht bange zu sein. Nun schmiedet das Eisen, Kaiser und Kanzler!





## Goethe und die Arbeit

Von

Friedrich Baum

**W**ohl niemals hat es eine Zeit gegeben, in welcher der Wert der Arbeit, und zwar der sittliche nicht weniger als der praktische, so hoch geschätzt wurde als in der Gegenwart. Es ist dies auch eine der großen Errungenschaften der Reformation, die freilich erst ganz allmählich zu einem Gemeingut geworden ist. Luther war es ja, der den bürgerlichen Beruf wieder in seine Würde eingesetzt und damit überhaupt die Arbeit, einerlei welcher Art sie auch sei, zu Ehren gebracht hat. Raun niemals aber hat es einen begeisterteren und eindrucksvolleren Herold des „Evangeliums der Arbeit“ gegeben als Goethe — auch ein Beweis dafür, wie tief sein ganzes Geistesleben im deutschen Protestantismus wurzelte. Bekannt ist ja eines seiner letzten Worte an Eckermann (vom 11. März 1832): „Wir wissen gar nicht, was wir Luthern und der Reformation im allgemeinen alles zu danken haben . . . Wir haben wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen.“ Keine andere Durchbringung des Menschlichen mit dem Göttlichen, des Vergänglichen mit dem Ewigen kannte er aber, als die durch werktätiges Schaffen, durch die Arbeit.

„Tätig zu sein ist des Menschen erste Bestimmung“, lesen wir in den Lehrjahren, und dies Wort bildet einen Grund- und Eckstein Goethescher Welt- und Lebensanschauung. „Elender“ scheint ihn „nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit.“ Ganz dasselbe spricht dann sein begeisterter Schüler und Freund in England, Thomas Carlyle, nur in etwas drastischerer Form so aus: „Es gibt auf dieser Welt nur ein einziges Ungeheuer, und dieses ist der Müßiggänger.“ Und mit der Arbeit hat es Goethe immer sehr ernst genommen; stets hat er sich dem Gegenstand, dem er sich gerade widmete, mit ganzer Seele hingeeben. „Ich verfolge jeden Zweck mit Ernst, Gewalt und Treue“, schreibt er aus seiner ersten Weimarer Zeit (1780), und in seinem Alter (1827) kann er der Gräfin Auguste von



Stolberg gegenüber, die ihn zu ihrem Christentum bekehren wollte, bekennen: „Redlich habe ich es mein Leben lang mit mir und anderen gemeint und bei allem irdischen Treiben immer auf das Höchste hingeblickt . . . Wirken wir also immerfort, solange es Tag für uns ist.“ Und einige Jahre darauf zu Soret (14. März 1830): „Ich kann sagen, ich habe in den Dingen, die mir die Natur zum Tagewerk bestimmt, mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen und mir keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt und getan, so gut und so viel ich konnte.“ Solche Bestände verdienen um so mehr Beachtung, als man gemeiniglich anzunehmen pflegt, dem Glückskind sondergleichen seien alle seine glänzenden Erfolge wie reife Früchte nur so von selbst in den Schoß gefallen. Es sei aber hier nur an das vielberufene Wort Goethes zu Eckermann erinnert (1824): „Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen. Auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen 75 Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von neuem gehoben sein wollte.“ Ganz das gleiche und mit demselben Bilde bekannte ja auch Bismarck in seinem Alter, nur daß es allerdings bei diesem Staatsmann und politischen Organisator viel eher ohne weiteres einleuchtet als bei dem heiteren Dichter und erkorenen Liebling der Musen. Aber obigem Ausspruch können noch manche andere und viele herbere aus Goethes Mund zur Seite gestellt werden. Wie oft zitiert er das Wort des Predigers Salomo (Kap. 1, 13): „Solche Mühe hat Gott den Menschen gegeben!“ Und an Jacobi schreibt er ein Jahr vor der italienischen Reise, wo ihn allerdings die Last seines so unendlich mannigfaltigen Berufs manchmal zu erdrücken und zu ersticken drohte: „Ich bin auf alle Art fleißig, ohne viel zu fördern. Es ist eine verfluchte Art von Schiffahrt, wo man oft bei seichten Flecken aussteigen und den Rahn, der einen ziehen sollte, tragen muß!“ Er wußte aber auch, daß diese oftmals so lästige Berufsarbeit für ihn der „gewaltige Hammer“ sein mußte, um seine Natur von den „vielen Schlacken zu befreien und sein Herz gediegen zu machen“.

Aber solche Stunden der Niedergeschlagenheit und Verzagtheit waren mehr nur einzelne „tote Punkte“ am Triebrad des Lebens, die bald wieder durch die angeborne Kraft und Gesundheit überwunden wurden. Ein Leben ohne Arbeit konnte er sich gar nicht denken, und jedenfalls hatte es keinen Wert für ihn.

Und dein Streben — sei's in Liebe,

Und dein Leben sei die Tat!

(Wandertage III, 1.)

„Ich würde in dem geringsten Dorfe und auf einer wüsten Insel ebenso betriebfam sein müssen, um nur zu leben,“ schreibt er an Knebel (3. Dez. 1781). Dabei befolgte er den Grundsatz, sich immer an das Nächste zu halten. „Die Überzeugung gilt es zu nähren, daß in jeder

Lage des Lebens eine bestimmte Tätigkeit von uns gefordert wird. — Wenn nur jeder den Stein sähe, der vor ihm liegt! — Ich sehe weder rechts noch links, und mein altes Motto wird immer wieder über eine neue Expeditionsstube geschrieben. Hic est aut nusquam, quod quærimus.“ Oder wie es so golden in den Sprüchen in Prosa heißt: „Was ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages.“

Willst du dir ein gut Leben zimmern,  
Mußt uns Vergangne dich nicht bekümmern,  
Und wäre dir auch was verloren,  
Erweise dich wie neu geboren!  
Was jeder Tag will, sollst du fragen,  
Was jeder Tag will, wird er sagen.

Er wußte zwar wohl, daß der Erfolg der Arbeit durchaus nicht immer in gleichem Verhältnis steht zu der persönlich aufgewandten Mühe. Gerade das Beste ist eine Gabe des Himmels. „Jede Produktivität höchster Art, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folgen hat, steht in niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben. Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Danke zu empfangen und zu verehren hat. Es ist dem Dämonischen verwandt, das übermächtig mit ihm tut, wie es beliebt, und dem er sich bewußtlos hingibt, während er glaubt, er handle aus eigenem Antriebe. In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höhern Weltregierung zu betrachten, als ein würdig erfundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses . . . Sodann aber gibt es eine Produktivität anderer Art, die schon eher irdischen Einflüssen unterworfen ist, und die der Mensch schon mehr in seiner Gewalt hat, obgleich er auch hier noch sich vor etwas Göttlichem zu beugen Ursache findet. In diese Region zähle ich alles zur Ausführung eines Plans Gehörige, alle Mittelglieder einer Gedankenkette, deren Endpunkte bereits leuchtend dastehen; ich zähle dahin alles dasjenige, was den sichtbaren Leib und Körper eines Kunstwerks ausmacht.“ Er unterscheidet diese beiden Arten wohl auch als ein „göttliches“ und ein „menschliches“ Handeln. Bei jenem warnt er vor allem „Forcieren“ und „Nachentwollen“; bei diesem aber ermahnt er nachdrücklichst zu selbstverleugnendem Eifer und anhaltendem Fleiß, um die „Technik des Handwerks“ sich anzueignen. Denn „die durch Übung zu erlangende Fertigkeit ist es eigentlich, die das Talent endlich zur Meisterschaft erhebt“. Vor allem gilt das auch von der wissenschaftlichen Arbeit, der gelehrten Forschung, der ja Goethe in der zweiten Hälfte seines Lebens sich immer mehr hingeeben hat. Nachdem er viele Jahre angelegentlichst und mit schönem Erfolg sich der Botanik gewidmet hatte, bekennt er: „Nicht durch eine außerordentliche Gabe des Geistes, nicht durch eine momentane Inspiration, noch unvermutet und auf einmal, sondern durch folgerechtes Bemühen bin ich endlich zu einem so erfreulichen Resultate gelangt.“

Sa, das war ihm außerordentlich wichtig, immer die strenge Folge einzuhalten, keine Sprünge zu machen, weil die Natur auch keine macht. Ebenso ist „die vernünftige Welt von Geschlecht zu Geschlecht auf ein folgerichtiges Tun entschieden angewiesen. Wo nun der menschliche Geist diesen hohen, ewigen Grundsatz in der Anwendung gewahr wird, fühlt er sich auf seine Bestimmung zurückgeführt und ermutigt . . .“ Wie Goethe allerdings auch seine schönsten und höchsten poetischen Produktionen nach seinem eigenen Beständnis „wie ein Nachtwandler“ vollbrachte, so mußte er dagegen bei seinen praktischen Arbeiten überall einen klaren und freien Horizont haben. „Wo ich nicht klar sehen, nicht mit Bestimmtheit wirken kann, da ist ein Kreis, für den ich nicht berufen bin“, sagt er zu Kanzler v. Müller. Nicht wie jener Sämann im Gleichnis (Ev. Matthäi 13) wollte er „schwankend dahinschreiten“ und bald da bald dorthin, jetzt auch auf den Weg oder unter die Dornen seinen Samen streuen, sondern ebenso „klug wie reich mit männlich steter Hand nur auf ein gedactert Land“. Deswegen hat er sich z. B. an den großen politischen Ereignissen zu Anfang des 18. Jahrhunderts aktiv fast gar nicht beteiligt, weil er fühlte, daß die Politik von Blut und Eisen nicht seine Sache sei.

Nie aber hat es ihm bei seinem so unendlich vielseitigen Interesse an Arbeit gefehlt, und nur durch die allerpünktlichste und -peinlichste Ordnung war es ihm möglich, so Unglaubliches zu leisten. Der Kanzler v. Müller berichtet nach seinem Tode in seiner Gedächtnisrede auf ihn darüber (12. Sept. 1832): „Nicht nur daß alle eingegangenen Briefe und ebenso die Konzepte oder Kopien aller abgesendeten monatlich in gesonderte Bände geheftet und über einzelne Unternehmungen, z. B. selbst über jeden Maskenzug, den er anordnete, wieder eigene Aktenstücke gebildet wurden — er entwarf auch periodische Tabellen über die Ergebnisse seiner vielseitigen Tätigkeit, Studien und Fortschritte persönlicher oder innerer Verhältnisse, aus denen dann am Jahreschlusse wieder gebrängte Hauptübersichten zusammengestellt wurden.“ Wie kostbar war ihm aber auch die Zeit, „die höchste Gabe Gottes und der Natur und die aufmerksamste Begleiterin des Daseins“! „Ich gestehe,“ schreibt er unter dem 26. April 1797 an seinen Liebling Friß von Stein, „daß mir mein altes Symbol immer wichtiger wird: *Tempus divitiæ meæ, tempus ager meus.*“

Mein Erbteil, wie herrlich, weit und breit,

Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker ist die Zeit. (Ditwan VI, 11.)

„Etwas muß getan sein in jedem Moment; und wie wollt' es geschehen, achtete man nicht auf das Wert wie auf die Stunde.“ Alles unnütz Zeitraubende wie Tagesklatsch, aber auch gehaltlose Zeitungsnachrichten, ja zuweilen alle Zeitungen überhaupt, hielt er sich darum gekliffentlich vom Leibe. „Man sagt immer, die Lebenszeit ist kurz,“ läßt er sich einmal vernehmen; „allein der Mensch kann viel leisten, wenn er sie recht zu benutzen weiß. Ich habe keinen Sabat geraucht, nicht Schach gespielt, kurz nichts

getrieben, was die Zeit rauben könnte. Ich habe immer die Menschen bedauert, welche nicht wissen, wie sie die Zeit zubringen oder benutzen können.“ Je länger je mehr war er auch peinlich darauf bedacht, durch eine strenge Diät sich immer arbeitsfrisch und leistungsfähig zu erhalten. Da der Tee „wie Gift“ auf seine überhaupt sehr reizbare Natur wirkte, so mied er ihn ganz, auch dem Kaffee wich er nach Möglichkeit aus. Dagegen war er ein Freund des Weines, und als geborener Frankfurter konnte er auch ein gutes Quantum davon vertragen, ohne nachteilige Wirkungen zu verspüren. Aber eigentlich „produktivmachende Wirkungen“, wie einmal sein Eckermann sie dem Weine zuschreiben wollte, konnte er nur sehr mit Einschränkung gelten lassen, ja was geschickte Köpfe an den Schillerschen Sachen aussetzten, leitete er daher, daß dieser, der sonst sehr mäßig war, in Augenblicken körperlicher Schwäche durch Spirituosen seine Kräfte anzuregen und zu steigern suchte. Das gab aber dann statt „rechter und wahrer Motive“ nur „pathologische Stellen.“ Am meisten produktivmachende Kräfte liegen nach seiner Ansicht im „Wasser und ganz besonders in der Atmosphäre. Die frische Luft des Feldes ist der eigentliche Ort, wo wir hingehören; es ist als ob der Geist Gottes den Menschen unmittelbar anwehte und eine göttliche Kraft ihren Einfluß ausübte.“ Goethe war im Unterschied von Schiller nichts weniger als ein Stubenhocker, vielmehr von Jugend auf ein passionierter Wanderer, Reiter, Schwimmer, Schlittschuhläufer, ein Liebhaber jeden körperlich-gymnastischen Sports, und durch ihn kamen sofort auch am Weimarer Hof allerlei solcher Leibesübungen in Gang und Mode.

Die naturgemäße Lebensweise, die noch durch einen energischen „Willen zur Gesundheit“ kräftig unterstützt wurde, erhielt unsern Dichter trotz seiner häufigen Krankheiten doch immer wieder bis in sein hohes Alter geistig und körperlich so wunderbar frisch und elastisch. Er erfuhr gleichsam immer wieder eine neue Verjüngung seiner Lebenskraft, wie das ja in einem fast periodisch wiederkehrenden Liebesfrühling auch in poetisch verklärter Weise zum Ausdruck kam. Nur ernster und entsetzungsvoller Arbeit aber verdankte er es, daß bei der Überfülle seiner Gaben und seinem unbändigen Drang zum Lebensgenuß seine Kraft nicht unnützlich verschäumte und verpuffte.

Tages Arbeit, abends Gäste,  
Saure Wochen, frohe Feste,

blieb auch sein „Zaubertwort“, mit dem er den brausenden Strom seines Lebens in ein sicheres, ruhiges Bett dämmte und sich der Gesamtheit nutzbar machte. Denn nur der „Brauchbarste“ war ihm auch der „Beste“, und „was fruchtbar ist, allein ist wahr“. „Im Arbeiten belohnen wir uns selbst“ — ja „wir werden durchs Praktische unseres eigenen Daseins erst recht gewiß.“

Das ist der Weisheit letzter Schluß:  
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,  
Der täglich sie erobern muß.

Das Leben immerfort, auch wenn es gut geht, galt ihm als ein „kämpfend-zu-überwindendes“ (an Zelter 1829). „Ich muß mit Gewalt arbeiten, um mich oben zu erhalten“, sagt der 80 jährige zu Soret, und noch den letzten Sommer vor seinem Tode sehen wir den Greis um 4 Uhr morgens sich erheben und schon um 5 Uhr bei der Arbeit am Schreibtisch sitzen. „Ich lerne immerfort, nur daran merke ich, daß ich älter werde“, schreibt er aus dieser Zeit an seinen Freund Zelter (Sept. 1831).

Besonders aber hatte er den Grundsatz, allen „Tücken des Schicksals“ durch eine gesteigerte Tätigkeit zu begegnen und das „widerwärtige Gefühl unvorhergesehener Hemmung durch eine frisch sich erprobende Kraft zu beseitigen.“ So wußte er den Abschied seines alten Amtsgenossen Voigt (gest. 22. März 1819), der ihn aufs tiefste erschütterte, nur durch „entschlossene, neue Lebenstätigkeit sich erträglich zu machen“. Der Brand des Hoftheaters (22. März 1825) wurde für ihn das „Grab seiner Erinnerungen“; aber „nur durch frische Tätigkeit“, bemerkt er zu Kanzler v. Müller, „sind die Widerwärtigkeiten zu überwinden, und ich will deshalb noch heute mit Riemer eine Session halten“. Und dann der härteste Schlag, der den greisen Dichter traf — der Tod des einzigen, heißgeliebten Sohnes ferne in der ewigen Stadt (20. Okt. 1830)! „Hier nun allein kann der große Begriff der Pflicht uns aufrecht erhalten“, schreibt er wenige Wochen darauf an Zelter. „Der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Wollen die notwendigste Bahn vorgeschrieben hat, der braucht sich nicht viel zu besinnen.“ Auf solche Anspannung und Überanstrengung der Kräfte blieb aber dann gewöhnlich der Rückschlag, ein mehr oder minder heftiger Krankheitsanfall, nicht aus, und so war das Goethesche Paradigma: Schicksalschlag — kampfhafte Arbeit — Erkrankung — Genesung — neues Leben. (Vgl. Bode, Goethes Lebenskunst. S. 215.)

Die höchste Schätzung der Arbeit aber tritt uns bei Goethe entgegen, wenn wir sehen, wie er darauf sogar den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele gründet. „Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt nur aus dem Begriff der Tätigkeit“, bemerkt er zu Edermann. „Denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirkte, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag.“ Und ein andermal zu Zelter: „Die entelechische Monade (das lebensvoll ausgeprägte Ich — nach seinem Sprachgebrauch) muß sich nur in rastloser Tätigkeit erhalten. Wird ihr diese zur anderen Natur, so kann es ihr in Ewigkeit nicht an Beschäftigung fehlen.“

Der alte Mönchsspruch: laborare est orare — „arbeiten heißt beten“, entsprach ganz auch seiner Meinung, oder, was so ziemlich auf dasselbe hinauskommt: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott. Jedenfalls „nur dann reflektiert Gott auf ein Gebet, wenn alle unsre Kräfte gespannt sind und wir doch das weder zu tragen noch zu heben vermögen, was uns auferlegt ist“.

Allen Gewalten Zum Trotz sich erhalten,  
Nimmer sich beugen, Kräftig sich zeigen,  
Rufet die Arme Der Götter herbei.

Man hat Goethe schon oft den Propheten der Zukunft unseres Volkes genannt, und gewiß erfahren die Fragen, die gerade unsere Zeit bewegen, durch die Beleuchtung seines Geistes die weitreichendste Klärung und Vertiefung. So vor allem die Frage nach der rechten Würdigung der Arbeit. Auch im neuen Jahrhundert mag er uns darum die Fahne und Fackel vorantragen mit seinem Ruf: „Über Gräbern vorwärts!“ Und von oben her tönt es uns dann entgegen:

Wer immer strebend sich bemüht,  
Den können wir erlösen.



## Romantiker und Idealist

### Zu Longfellow's 100. Geburtstag

Die Nacht sank auf der Alpen Joch,  
Da zog durchs Dorf ein Jüngling noch;  
Der trug ein Banner in der Hand,  
Auf dem der fremde Wahlspruch stand:  
Excelsior!

Erüb' seine Stirn; sein Aug' ein Schwert,  
Das blühend aus der Scheide fährt;  
Wie klingend Erz melodisch tief  
Der Stimme Ton, mit der er rief:  
Excelsior!

Rings in den stillen Hütten glomm  
Der Schein des Herdes, traut und fromm;  
Gespenstisch reckten sich im Kreis  
Die Gletscher, — doch er feuerte leis:  
Excelsior!

Der alte Dörfner sprach: „D laß!  
Eng und gefährlich ist der Paß!  
Schwarz droht der Sturm, der Gletschbach schwoh!“  
Als Antwort klang es, tief und voll:  
Excelsior!

Das Mädchen sprach: „Weib, müder Gast!  
In meinen Armen halte Rast!“  
Sein blaues Auge strahlte feucht;  
Doch wieder sang er, ungebeugt:  
Excelsior!

„Weich aus der dürren Kiefer Fall!  
Fleht der Lawine zorn'gen Ball!“  
Dies war des Landmanns letztes Wort;  
Hoch in den Bergen klang es fort:  
Excelsior!

Frühmorgens, als zum Herrn um Kraft  
Flehte Sankt Bernhards Bruderschaft,  
Da tönte, wie aus tiefer Gruft,  
Ein Rufen durch die bange Luft:  
Excelsior!

Und, spürend, unterm Schnee zur Stund'  
Fand einen Wandersmann der Hund;  
Noch hielt er in der eis'gen Hand  
Das Banner, drauf der Wahlspruch stand:  
Excelsior!

Dort in des Zwielichts kaltem Wehn,  
Dort lag er, leblos, aber schön;  
Herab vom Himmel, klar und fern,  
Fiel eine Stimme, wie ein Stern —:  
Excelsior!

Diese reinste lyrische Verkündung des Idealismus stammt von Longfellow, dessen 100. Geburtstag wir am 27. Februar feiern sollten. Gerade wir Deutsche sollten ihn feiern, denn kein anderer hat im amerikanischen Geistesleben deutschen Geist und deutsches Fühlen so zur Geltung gebracht, wie dieser Dichter, in dem Idealismus und Romantik so eigenartig sich verbunden haben,

wie bei keinem unserer heimischen Dichter. Man darf nicht sagen deutscher Idealismus; denn es ist ja wohl die merkwürdigste Erscheinung, daß gerade die amerikanische Literatur so ausgesprochen idealistisch ist, von Bryant an über Whittier, Whitman, Hawthorne zu Emerson und Thoreau. Daneben tritt die Romantik bezeichnend hervor: Cooper und der Phantast Poe. Als Ganzes betrachtet nimmt der groteske Humor und die sensationelle kleine Erzählung, die wir ja zuerst als ausgesprochen amerikanisch anzusehen gewohnt sind, bei weitem nicht den großen Umfang in der amerikanischen Literatur ein, als wir nach unserer einseitigen Bevorzugung schließen könnten. Vielleicht liegt gerade in der Nüchternheit, in der Beschäftigung des amerikanischen Lebens der Grund für diese idealistische, romantische Haltung der Literatur. Die Literatur ist in Amerika nicht langsam mit dem Volke gewachsen und darum auch nicht in solchem Maße Ausdruck seines ganzen Wesens, wie bei unseren alten europäischen Kulturnationen. Die Literatur wurde gewissermaßen als etwas Fertiges mit hinübergebracht, wie die Sprache. Und so ist sie dort unter fremden Verhältnissen viel mehr zu einem Schmuck des Lebens, zu einer Beschäftigung für Feierstunden geworden, als bei uns; und ihre Pflege liegt mehr in den Händen der Ausnahmenaturen. Die amerikanische Literatur ist noch sehr jung. Aus dem 18. Jahrhundert, in dessen letztem Viertel die Unabhängigkeitserklärung bereits Geltung hatte, sind kaum einige Stücke zu nennen. Dann kommt ziemlich gleichzeitig das ganze Geschlecht derer, die wir oben nannten. Sie sind alle ehrwürdige Greise geworden, den einen Poe ausgenommen, der sich so früh verzehrt hatte, daß er als Bierziger starb.

Henry Wadsworth Longfellow ist der Dichter, der die amerikanische Literatur außerhalb seiner Heimat zur Geltung brachte, vor allem auch in Deutschland, wo Freiligrath durch meisterhafte Übersetzungen — unser Eingangsgedicht ist eine derselben — für sein Bekanntwerden sorgte. Der Lebensgang ist schnell erzählt. Am 27. Februar 1807 zu Portland im Staate Maine geboren, studierte er nur kurze Zeit Jura und widmete sich dann der Literatur. In die Jahre 1826—29 fällt sein erster Aufenthalt in Europa, der durch das Studium in Göttingen und richtiges Wandern in deutschen Landen beschlossen wurde. In die Heimat zurückgekehrt, bekleidete er für kurze Zeit eine Professur für neuere Sprachen am Bowdoin College zu Brunswick und kehrte schon 1831 wieder nach Europa zurück, wo er erneut den deutschen und nordischen Landen und ihren Literaturen ein eifriges Studium widmete. 1836 wurde er dann Professor der neueren Sprachen im Harvard College zu Cambridge, kam 1842 zum dritten Male nach Europa, wo er jetzt viel mit Freiligrath zusammen war, und das er auch später noch auf lange Zeit aufsuchte. Seine Sympathie führte ihn vor allem immer wieder nach Deutschland, und man kann seine stark vorhandenen Neigungen zur romanischen Literatur ganz aus denen der deutschen Romantik erklären, womit sie sich völlig decken.

Auf den ganzen Menschen und auch auf den Dichter in ihm hat der tragische Tod seiner jungen Gattin, die ihm 1835 durch einen Unglücksfall entrisen wurde, stark eingewirkt. Er hat sich von diesem Schicksalsschlage nie ganz erholt. Er ist nie wieder zu einem tatkräftigen Lebenskämpfer, stark in Freude und Schmerz, geworden, sondern hielt an der beruhigten Stimmung des aus der Schönheitsbetrachtung der Welt gewonnenen elegischen Trostes fest, der ihm jenen schweren Schlag hatte überwinden helfen. Das ist eine seelische Einstimmung, bei der der vornehme Kultur Mensch sich entwickelt.

Und das ist für mein Gefühl auch die hervorstechendste Eigenschaft an Longfellow.

Seine eigentliche geistige Kultur war deutsch, aber die des universal gebildeten Deutschen, der es ja so ausgezeichnet versteht, das Schöne bei anderen Völkern sich zu gewinnen. Als er zuerst nach Deutschland kam, war in der Literatur eine beruhigte Romantik zur Herrschaft gelangt. Die wilden Tage von Jena und Heidelberg mit ihrer lecken und umstürzlerischen, aber auch kühnen und tief dringenden Kritik und mit der die Wirklichkeit verlachenden, aber auch zu phantastischem Himmelsflug wohl ausgerüsteten Phantastik waren vorbei. Die Dauerverte der Romantik waren nach ihrem Läuterungsprozesse lebendig geblieben. Sie war jetzt echtes Volksgut, eine für das Volksleben wirksam aufbauende Kraft geworden. Aber es ist nicht zu leugnen, daß jene Frühlingstage, in denen Brentano und Arnim, die damals noch jungen Öttrés und Schlegel es so ausgezeichnet verstanden, das Leben zur Poesie und die Poesie zum Leben zu machen, von einer bezaubernden Schönheit sind. Und die Romantik wäre in ihrem Mannesalter nicht ein so fruchtbarer Arbeiter am deutschen Geistes- und Gemütsleben geworden, wenn sie nicht eine so verwilderte Jugend hinter sich gehabt hätte. An dieser hat es Longfellow gefehlt; durch eine Sturm- und Drangperiode ist er nicht hindurchgegangen, weder künstlerisch noch menschlich. So wirkt alles bei ihm etwas aus zweiter Hand. Als ein fein gebildeter, feinemphindender Mensch erkennt er aufs beste die vorhandenen Werte und fühlt sich nirgends gebrungen, diesen entgegenzutreten. Es handelt sich für ihn nicht darum, Neues zu schaffen, sondern das Vorhandene aufs beste zu verwerten. Auch hier können wir sicher die Einwirkung der amerikanischen Verhältnisse sehen. Das Land hatte sich politisch, sozial und ökonomisch aufs riesenhafteste entwickelt, brauchte aber gerade in geistiger Hinsicht nicht neue Werte, sondern vor allen Dingen die Zuführung des bereits Erprobten. Aber gerade dank dieser Einstellung, die leicht zu einem Epigonentum hätte führen können und es wohl auch getan hätte, wenn Longfellow etwa in die deutsche Dichtung eingetreten wäre, erreichte er etwas, was vielen gewaltigeren Denkern und Suchern nicht gelungen ist: die Verbindung des Romantischen und Idealen. Man kann es so ausdrücken, daß er eine vorwiegend an romantischen Kräften genährte Kunst in den Dienst einer idealistischen Weltanschauung stellt.

Im Grunde deckt sich diese Weltanschauung mit dem Humanismus unserer Klassiker. Der Jesuit Alexander Baumgartner kommt ja in seiner Studie über „Longfellow's Dichtungen“ (Freiburg 1877) zu einem ganz anderen Schlusse, und es fehlt nach seinen Darlegungen eigentlich nur der letzte Schritt zum Katholischem Longfellow. Aber das ist denn doch eine sehr gekünstelte Darstellung, die nur durch das bei Baumgartner geradezu verhängnisvoll wirkende Mißverstehen unserer ganzen klassischen Periode möglich ist. Man wird Longfellow in dieser Hinsicht am ehesten in Parallele setzen können mit Herder. Wie für diesen Sohn eines evangelischen Kirchendiener's die ganze Weltbetrachtung mehr religiös eingestimmt war, so auch für Longfellow, den Sprößling eines alten Puritanergeschlechts. Daß das Christentum die höchste Erfüllung des religiösen Verlangens der Menschheit bilde, daß es die ethisch und moralisch höchste Form der menschlichen Gesellschaft darstelle, ist für Longfellow dauerndes Bekenntnis. Seine Entwicklung aber führte ihn dahin, in den verschiedenen Konfessionen nur verwandte Dialekte derselben Ursprache zu sehen.



Je mehr von dieser Ursprache darin enthalten war, um so wertvoller wurde die Mundart. Longfellow verkannte keinen Augenblick, daß diese Ursprache des eigentlichen Christentums in allen Kirchen arg getrübt sei, und was ihm als Ideal vorschwebte, war die Zurückdrängung des Dogmatischen zugunsten eines Christentums des Lebens und der Liebe. Aber er mochte sich als weitgereifter und kluger Mann sagen, daß die Kirchen unentbehrlich seien, daß je nach Charakter der verschiedenen Völker für diese eine der Kirchen besonders geeignet sei. So läßt er, der im „Spanischen Studenten“ die Schönheiten des Katholizismus preist, der in der „Evangeline“ die Verfolgung der Katholiken durch die Puritaner aufgenommen und in hehrster Weise das katholische Liebespaar verherrlicht hat, im „Kavanagh“ den Sproß eines alten katholischen Geschlechtes zum evangelischen Geistlichen werden. Eine Stelle ist bezeichnend: „Auserzogen in den Dogmen jenes erhabenen Glaubens, dessen Türme in so kristallhellem Lichte glänzen, und dessen Kerker so tief und dunkel und schauerlich sind, war Artur Kavanagh in langsamem Stufengang, nicht durch gewaltige geistige Kämpfe, Protestant geworden. Er war nur hinübergegangen von einer Kapelle zur andern, in derselben weiten Kathedrale. Er war noch unter demselben ungeheuern Dach, hörte noch denselben Gottesdienst singen, nur in verschiedenem Dialekt derselben Universalssprache. Aus seinem alten Glauben brachte er alles mit herüber, was er darin Gutes und Reines und Erbauliches gefunden; nicht seine Bigotterie, seinen Fanatismus, seine Unbuddsamkeit; wohl aber seinen Eifer, seine Selbsthingebung, seine himmelanstrebenden Gesinnungen, sein menschliches Mitgefühl, seine endlosen Taten der Liebe und Barmherzigkeit.“

Diese hohe Anerkennung des Katholizismus und seiner Werte für ein humanes Christentum hatte wohl auch die tiefste Nährquelle in der ästhetischen Schönheit des Katholizismus, der er als echter Romantiker auch in der dunkelsten Umgebung des Mittelalters auf die Spur gekommen war. Man kann in Longfellow's künstlerischer Entwicklung verfolgen, wie das Religiöse immer stärker und bestimmender in ihm wird, und wie dieses Religiöse sich immer mehr zu einem Christentum der reinen Persönlichkeit Christi verdichtete. Er versuchte denn auch in der letzten Periode seines Lebens den großen religiösen Problemen des Christentums dichterisch beizukommen und behandelte die Verfristung der Welt in die Sünde in der „Maske der Pandora“, die Erlösung des Menschengeschlechts in der „Göttlichen Tragödie“, einer Art Messias, und bezugte des ferneren diese religiöse Einstimmung durch die Übersetzung von Dantes „Göttlicher Komödie“.

Man kann diese religiöse Periode als die dritte in Longfellow's dichterischem Schaffen bezeichnen. Ihr voran geht eine nationale, und am Anfang steht die allgemein romantische. Bedenkt man, daß die stärksten Kräfte der Romantik überall die Ausnutzung und Vertiefung des Nationalen einerseits, und die Durchdringung des Mystisch-religiösen mit menschlichem Fühlen andererseits waren, so erkennt man die schöne Einheitlichkeit dieser ganzen Entwicklung, bei der die zwei letzten Stufen nur die Folgen der auf der ersten eingesammelten Lebenskräfte bedeuteten.

Die erste romantische Periode in Longfellow's Schaffen war angeregt durch seine Reisen in Frankreich, Spanien, Italien und vor allem in Deutschland. Er hat, was er auf diesen Reisen erlebte, sah und träumte, zunächst in einem in Prosa geschriebenen Reisebuche „Outre mer“ (1835) niedergelegt, und hat dieses Gemälde der alten Welt noch vertieft im „Hyperion“ (1839), einem

Roman, dessen Held ein Abbild Longfellow's selber ist, der nun nach dem schweren Schicksalsschlag, der ihn im Tode seiner Gattin getroffen, sich seine Stellung zur Welt und Ewigkeit neu schaffen mußte. Vor allem das erste Buch könnte man als impressionistisch bezeichnen, eine Fülle buntesten Erlebens. Kleine Bildchen sind hier dadurch zu einem Ganzen gebracht, daß ein bildungshungeriger und schönheitsdurftiger Mensch den ungeheuren Reichtum uralter Kulturen in ein neues Land überführt. Die Liebe zu Deutschland und deutschem Wesen leuchtet besonders hervor. Vom deutschen Rhein hat kaum einer begeisterter gesprochen als Longfellow: „O dieser edle Strom ist der Stolz des deutschen Herzens! Und mit Recht, denn von allen Strömen dieser schönen Erde ist keiner so schön wie dieser. Es gibt kaum eine Meile seines ganzen Laufes von seiner Wiege im Alpenschnee bis zu seinem Grabe im Sande von Holland, die sich nicht ihres besonderen Zaubers rühmt. Beim Himmel, wenn ich ein Deutscher wäre, würde ich auch stolz darauf sein und auf die vollen Trauben, die um seine Tempel hängen, während er im Siegesmarsch durch Weinberge vorantaumelt, trunken und bekränzt wie Bacchus.“

Man kann zu dieser rein romantischen Tätigkeit auch noch sein erstes dramatisches Werk, den „spanischen Studenten“ (1843), und die große dramatische Dichtung „Goldene Legende“ (1851) hinzuzählen, sowie eine Fülle von Übersetzungen aus den europäischen Literaturen und auch zahlreiche eigene Gedichte. Wie auch die deutschen Romantiker hegte Longfellow eine große Liebe für den spanischen Nationalcharakter und gab ihr in seinem den Preciosstoff behandelnden Schauspiel tiefen Ausdruck. Die „Goldene Legende“ sollte gewissermaßen ein Bild des mittelalterlichen Lebens geben, in dem die aus Hartmann von Aues „Armem Heinrich“ bekannte Handlung die Hauptgestalten gab. Die Faustdichtung hat stark darauf eingewirkt, und wenn es Longfellow auch nicht gelungen ist, die durchgehende seelische Entwicklung so stark herauszuarbeiten, daß alles andere sich ihr unterordnet, so bieten doch sowohl die zahlreichen packenden Einzelbilder, wie die tief innerliche lyrische Stimmung und die gesamte edle Weltanschauung schönen Genuß.

Die drei Perioden, von denen wir oben sprachen, lassen sich natürlich nicht genau auf Jahre abgrenzen, sondern greifen noch vielfach ineinander über. Zwar die „Skavenlieder“, in denen Longfellow dem elenden Zustande der Skaven ergreifenden Ausdruck verlieh, könnte man ja, abgesehen von rein menschlichen Antrieben, noch in die romantische Stimmung der Vorliebe für alle unterdrückten Nationen und Stämme einliedern. Dann aber ist es ja gerade ein Hauptzug der Romantik, den Blick in die Vergangenheit der eigenen Nation zurückzulenken, die geschichtlich und psychologisch tätigen Kräfte des Volkstums dichterisch zu gestalten. Longfellow verdankte dieser romantischen Betätigung seinen ersten durchschlagenden Erfolg. Im Jahre 1847 erschien „Evangeline“, eine Erzählung in Hexametern aus dem Jahre 1755, wo die aus der Bretagne stammenden Bewohner von Acadia, dem heutigen Nova Scotia, um ihres katholischen Glaubens willen von den englischen Puritanern in grausamster Weise aus ihrer Heimat verdrängt und verfolgt wurden. Wir haben hier eine Art Seitenstück zu der Verdrängung der Salzburger Protestanten, aus deren Geschichte Goethe den Stoff zu „Hermann und Dorothea“ gewann, und es bedarf nur eines Blickes auf Longfellow's Dichtung, um zu erkennen, daß er durch Goethes Gedicht die erste Anregung dazu erhielt; sicher auch den Anreiz, es in Hexametern niederzuschreiben, womit er dieses Versmaß

wohl überhaupt erst in die englische Literatur eingeführt hat. An sich ist der Stoff bedeutsamer als der von Goethe verarbeitete, wenn er auch keine so glückliche Zusammendrängung gestattet. Mit diesem Werke wurde Longfellow zum bekanntesten Dichter Amerikas und gleichzeitig dichterischer Gestalter eines Stoffes aus der nationalen Geschichte. Es ist hier die Stelle, darauf hinzuweisen, wie ruhig und weitsichtig Longfellow über diesen Begriff der amerikanischen Nationalliteratur dachte. In seinem Roman „Kavanagh“ hatte er seinen Gedanken so grundlegenden Ausdruck gegeben, daß wir sie hier wiedergeben wollen:

„Die Literatur ist eher ein Bild der geistigen Welt, als der physischen, nicht wahr? eher der innern, als der äußern. Berge, Seen und Flüsse (d. h. die ganze äußere Natur) sind schließlich nur ihre Szenerie und Dekoration, nicht ihre Substanz und Wesenheit. Das Nationale ist nur innerhalb gewisser Grenzen, aber das Universale ist besser. Was das Beste in den großen Dichtern aller Länder ist, ist nicht das Nationale, sondern das Universale. Sie wurzeln im heimischen Boden, aber ihre Äste wogen in der unpatriotischen Luft, welche zu allen Menschen in derselben Sprache redet, und ihre Blätter strahlen von demselben uneinschränkbar Licht, das alle Länder durchstrahlt. Laßt uns alle Fenster öffnen; laßt uns Licht und Luft von allen Seiten hereinlassen, damit wir frei nach allen vier Himmelsgegenden schauen mögen und nicht immer in derselben Richtung. Jeder lächelt, wenn er das isländische Sprichwort hört: ‚Island ist das beste Land, das die Sonne bescheint.‘ Laßt uns natürlich sein und wir werden national genug sein. Überdies kann unsere Literatur nur insoweit strikt national sein, als unser Charakter und unsere Denkart von der anderer Länder verschieden sind. Da wir nun gar sehr den Engländern gleichen — ja tatsächlich nur Engländer unter einem verschiedenen Himmelsstrich sind —, so kann ich nicht einsehen, wie unsere Literatur von der ihrigen sehr verschieden sein soll. Hin gen Westen von Hand zu Hand reichen wir die brennende Fackel; aber sie ward angezündet an den alten, heimlichen Feuerherden Englands. Die amerikanische Literatur ist keine Nachahmung, wohl aber eine Fortsetzung der englischen. Und dies ist keine engherzige, sondern eine weitblickende Auffassung. Keine Literatur ist abgeschlossen, bevor die Sprache, in der sie geschrieben, tot ist. Wir dürfen wohl stolz auf unsere Aufgabe und unsere Lage sein. Laßt uns sehen, ob wir etwas unserer Vordäter Würdiges leisten können. Eine Nationalliteratur ist nicht das Gewächs eines Tages. Jahrhunderte müssen ihren Tau und Sonnenschein dazu liefern. Die unserige ist langsam, aber sicher, im Wachsen begriffen, sie treibt Wurzeln nach unten und Zweige nach oben, wie es natürlich ist; ich möchte nicht, daß sie dessentwillen, was manche Leute Originalität nennen, es umgekehrt machen und Wurzeln nach oben schlagen sollte. Wie das Blut aller Völker sich mit dem unsern mischt, so werden ihre Ideen und Empfindungen sich schließlich in unserer Literatur mischen. Wir werden aus den Deutschen Tiefe der Empfindung schöpfen, aus den Spaniern Leidenschaft, aus den Franzosen Lebhaftigkeit und das alles mehr und mehr mit unserer kräftigen englischen Denkart verschmelzen. Und dies wird uns die so sehr zu wünschende Universalität verleihen.“

Er selbst drang übrigens so tief in die Vergangenheit Amerikas ein, daß er zur Gestaltung jenes Stoffes befähigt wurde, der zweifellos das Ursprünglichste enthält, was das Land an dichterischem Material darbot. Im Jahre 1855 erschien sein „Sang von Hiawatha“, der Longfellows dichterischem Spür-

finn, seiner Fähigkeit, Zerstreutes zum einheitlichen Gebilde zusammen zu schweißen, und vor allen Dingen auch seiner menschlichen Gesinnung das schönste Zeugnis ausstellte. Entgegen der landläufigen Meinung von den Indianern hatte seine von Liebe zur gesamten Menschheit erfüllte Seele auch in diesem immer mehr verkommenden Volke gesunde und entwicklungsfähige Anlagen entdeckt. Er verhehlte sich nicht, daß eine vernünftig einsetzende Kultivierung, die von wirklich humanen Gesichtspunkten, statt von einer lediglich den eigenen Vorteil bedenkenden Gewinnsucht geleitet gewesen wäre, wohl vermocht hätte, dieses Volk zu veredeln und es auch in religiöser Hinsicht einem reinen Christentum zuzuführen. Und so übernahm er die Aufgabe, zu deren Erfüllung das in seiner Entwicklung gestörte Volk selbst nicht gekommen war: ihm ein großes Volksepos zu geben. „Hiawatha“ sollte eine Zusammenfassung alles dessen sein, was die Indianer auf dem Gebiete des Mythos, im Zusammenschluß mit der Natur und an Kulturkräften geleistet hatten. Es ist ganz selbstverständlich, daß der Kulturmannsch Longfellow da manches hineingesehen hat, manchem eine tiefere Bedeutung gegeben hat, als ihm wirklich zukam; aber im allgemeinen bewährte er hier denn doch eine Kraft der psychologischen Sagenverbindung und einer einheitlichen Neugestaltung zersprengten Materials, wie sie von den deutschen dichterischen Romantikern kein einziger bewährt hat, und wie wir sie erst bei Richard Wagner finden. Es ist allerdings auch hier nun wieder festzuhalten, daß Longfellow durch das finnische Epos „Kalewala“ zu seiner Arbeit angeregt worden ist, an dem er sich für den Stil und die ganze Anlage schulte.)

Er hat dann noch die amerikanische Vergangenheit weiter fruchtbar gemacht, hat in dem Roman „Kavanagh“, der ein Jahr nach „Evangeline“ erschien, die puritanischen Lebenskräfte dargelegt, also gewissermaßen den Ausgleich geschaffen gegenüber jener Verherrlichung der alten katholischen Bewohner Acadiens, in der die „Evangeline“ gegipfelt hatte.

Nun gab er aus der gleichen altpuritanischen Welt heraus noch das humoristische Epos von „Miles Standish' Brautfahrt“, jedoch war das nur der heitere Auftakt zu einer sehr ernstern Beschäftigung mit der Kolonialgeschichte Amerikas, deren Hauptmomente er in den „New-England-Tragödien“ mit großer geschichtlicher Objektivität zu gestalten strebte. „Die Geschichten eines Wirtshauses an der Landstraße“, die er Chaucers „Canterbury tales“ nachbildete, boten dann die Gelegenheit, eine Fülle von Kleinmaterial unterzubringen, bezeugen aber gleichzeitig, daß ihm inzwischen die Beschäftigung mit den religiösen Problemen immer wichtiger geworden war. Bezeichnend dafür ist auch, daß er neben den zwei letztgenannten Werken an der Übertragung von Dantes „Göttlicher Komödie“ arbeitete, die 1871 erschien. Durch sie angeregt, und wie ja schon der Titel sagt, eine Art Seitenstück zum Werke des großen Florentiners, war seine „Göttliche Tragödie“ (1867—1870) entstanden. So war Longfellow ununterbrochen tätig bis zu seinem am 24. März 1882 erfolgten Tod.

Vom Standpunkte der Weltliteratur aus muß man ihm als dichterische Persönlichkeit eigentliche Ursprünglichkeit absprechen. Das gilt nicht nur von der Auffassung der Probleme, sondern auch von der Art der Sprache seiner dichterischen Sehweise und der gesamten Gestaltungsart. Festzuhalten ist eine gewisse stoffliche Originalität, indem er eben das Gebiet des Lebens der amerikanischen Vergangenheit, das bis zu ihm brach gelegen hatte, der Literatur gewann. Hervorragend ist er als Meister der Sprache, obgleich ihm auch hier das eigentlich Schöpferische abgeht. Doch dürfte er nach der musikalischen

Seite der Schönheit seines Versbaues hin in der englischen Literatur nur wenig Nebenbuhler haben. Vor allem aber gebührt auch dem Menschen Longfellow unsere Teilnahme. Was Goethe Schiller nachrühmte, gilt im höchsten Maße auch von diesem Amerikaner, daß „hinter ihm in wesenlosem Scheine lag, was uns alle bändig: das Gemeine“.

Karl Stord



## Zum 100. Geburtstage des Grafen Franz Pocci

(7. März 1907)

Das Kinderlied ist neuerdings wieder Mode geworden, wie überhaupt die ganze Kindererziehungs- und Kinderunterhaltungsfrage. Überall entstehen Vereine, Zeitschriften u. dgl., die diesen Problemen gewidmet sind, allerorten werden Vorträge über diese Themen gehalten; das moderne Kunstgewerbe, selbst die Innenarchitektur, beschäftigt sich sehr liebevoll mit all den vielen Dingen, die dem Kinde zur Unterhaltung und zum Gebrauche dienen sollen. So wichtig diese Frage ist, sie scheint im Volke doch nicht das Interesse zu finden, das sie verdient. Auf die Gründe, weshalb nicht, kann ich hier natürlich nicht eingehen. Meines Erachtens sträubt sich der gesunde konservative Sinn des Volkes mit berechtigtem und auch unberechtigtem Mißtrauen gegen die Annahme von allem, das von außen oder besser von oben her kommt, das nicht aus dem Volke selbst heraus naiv und notgedrungen sich entwickelt. Auch ich habe im allgemeinen den Eindruck, daß die im Interesse der Kinderunterhaltung sich geltend machende Bewegung zu schnell und mit zu starken und zu reichen Mitteln weitere Volkskreise zu gewinnen sucht. Ein Wirken in der Stille, ein Ausreifenlassen der Ideen, Maßhalten in jeder Beziehung wäre im Interesse aller Beteiligten mehr zu empfehlen.

Charakteristisch für die Art dieser Bestrebungen ist in mancher Beziehung die Auffassung, die einige tonangebende moderne Dichter und Zeichner von dem Wesen des Kinderliebes und Bilderbuches haben. Ich schätze Richard Dehmel außerordentlich, allein der Art seines Kinderliebes kann ich nicht bestimmen, ebensowenig wie gewissen Bildern (in Kinderbüchern), die mehr einen umgestürzten Farbenkasten zu markieren scheinen als kindliche Vorstellungen. An sinnlosen Worten vermag sich ein Kind nicht zu erfreuen, dafür hat es einfach kein Verständnis, dafür findet es sogar bald ein überlegenes spöttisches Lächeln. Ich habe das oft beobachtet. Normale, gesunde — und selbstverständlich erst recht begabte Kinder — suchen nach Sinn, Rhythmus und Symmetrie in allem, was sie wahrnehmen, kraft eines allem Lebendigen innewohnenden Instinkts. Der Mensch ist als Kind der schärfste, unbestechlichste Kritiker. Ich habe immer die Erfahrung gemacht, daß die fangbaren, gemütvollen und sinnreichen Kinderlieder älterer Zeit von den Kindern lieber gehört und behalten werden als die neueren eines Dehmel und anderer Dichter. Kinderliederdichter wie Robert Reinick, Friedrich Gull, Hoffmann von Fallersleben sind m. E. die rechten und echten. Wir sollten sie besonders hochhalten und das Erbe, das sie uns hinterlassen haben, ehren und pflegen.

In diesen Kreis gehört auch ein Dichter oder Maler, dessen Name vielleicht schon im Volke verschollen ist, von dem aber manch Bildchen festes

Eigentum des Volkes geworden ist und vielleicht auch dieser und jener Spruch. Graf Franz Pocci, dessen 100. Geburtstag in diese Tage fällt, — im Leben Zeremonienmeister, Hofmusikintendant und Oberstkämmerer dreier bayrischer Könige, in Trachten und Dichten, also in Wahrheit ein ergötziger Poet, ein fester Sinnierer, Bastler und Verfasser, ein Schalksnarr und Kindernarr —, war der eigentliche Kinderpoet des verflohenen Jahrhunderts. Er war der Begründer — natürlich unbewußt und ohne Absicht — einer Jugendliteratur im besten, d. h. im volkstümlichen Sinne. Angeregt durch seine Werke, insbesondere durch seinen mit Guido Görres im Jahre 1835 publizierten „Festkalender“ und durch seine reizend einfachen und rührend naiven Zeichnungen zu Gills „Kinderheimat“ (1. Band — die übrigen Bände wurden von andern illustriert und sind in dieser Beziehung gänzlich verfehlt), lieferten die besten Künstler ihrer Zeit, die W. Kaulbach, Feodor Wies, Settegast und Steinle, Kaspar Braun, Strähuber und viele andere, die damals teilweise noch unbekannt waren, für diese Bestrebungen ihre Erstlinge. Selbst ein Ludwig Richter bekannte gern bei jeder Gelegenheit, wie er gerade durch Poccis Vorbild angeregt und auf jenes Genre geführt worden sei.

Pocci, der einem seit Ende des 18. Jahrhunderts in Bayern ansässig gewordenen italienischen Adelsgeschlecht entstammte, hatte zunächst nach Brauch und Herkommen Jurisprudenz in München studiert. In diesen glücklichen Jahren war er Mitglied der „Gesellschaft für deutsche Altertumskunde zu den drei Schilden“ (dem angeblichen Wappen Dürers). Zu den Mitgliedern gehörten u. a. auch der Jurist Frhr. Dr. von Bernhard, der Gotiker Friedrich Hoffstadt, der Dichter Fr. Beck, Verfasser der „Geschichte eines deutschen Steinmehrs“, die Maler Schwantaler und Ballenberger. Ein Zeitgenosse berichtet über diese Gesellschaft in der „Allgem. Ztg.“ vom 23. 5. 1876: „In den drei Schilden wurde gemalt in Öl und auf Glas — auch Sulzig Boisserée ging ab und zu, und ließ durch Böllinger und Jos. Scherer allerlei Aufträge bestellen —: da wurde gebildhauert und gezeichnet, wurden Sigille und Stiche, altdeutsche Gemälde und Holzskulpturen gesammelt, die Kopien alter Bildwerke zusammengesammelt: es war eine Umfassen- und Bienenrührigkeit sondergleichen; aber es wurde auch gedichtet, gesungen, musiziert und potuliert. . . Pocci und Schwantaler zeichneten an großen Prachtblättern um die Wette, so z. B. einen 30 Schuh langen ‚Turnerzug‘, wo hundert Trompeter und dann erst noch die Ritter im prächtigen Wechsel der Rasse einhersprengten. . . Damals entstanden Poccis ‚Blumen-‘ und ‚Minnelieder‘, die ‚Erfolien‘ und ‚Bildertöne‘, insgesamt Klavierstücke — Pocci war auch ein sehr begabter Komponist —, mit Randzeichnungen und Arabesken ausgestattet; auch begann er damals schon die das ganze Leben hindurch beibehaltene Sitte, alljährlich zu Weihnachten ein auf die heilige Zeit bezügliches Bild zu zeichnen, welches mit Ton und Wort, oft nur mit etlichen Versen, durch Steindruck, Radierung und Holzschnitt, später am liebsten durch Photographie als Festgabe großmütig unter die Freunde verteilt wurde. Auf solche Weise entstanden auch größere Krippenbilder, meist im naiven Stil des deutschen und des italischen Mittelalters gedacht, wo die drei Könige auf Kameltieren und Dromedaren einherritten mit großem Gefolge von Rittern und Knechten, reiche, biederbe, schnabelschubige Geyen, in Pelzröcklein und perlenbestickten Goldbrokat gewandet, zierliche Schappel und Rosenkränzel in den langfliegenden Flachsen.“ Diese prächtige Schilderung vergegenwärtigt uns den ganzen Menschen Pocci und den Kreis seiner Freunde. Hier in München

war ein Herz jener deutschen Renaissance, besser Renaissance des Deutschtums, die von den Romantikern, den Tieck, Brentano, Achim von Arnim, Fouqué u. a. ausgehend, weniger in den epochalen Werken einzelner hervorragender Persönlichkeiten ihren Gipfelpunkt erreichte, als vielmehr in einer sich in breiter populärer Ausdehnung entwickelnden Kleinkunst ihre Mission erblickte. Von den Romantikern haben diese Dichter und Künstler nur die Freude am Volksliede, an der Naivität des Mittelalters übernommen. Andererseits haben sie diese mittelalterlichen Vorstellungen aufs innigste mit den Erscheinungen der Gegenwart verschmolzen und verquidelt. Die Romantik der Biedermeierzeit erstreckt so vor uns mit ihrer anmutigen Realistik, mit ihren Kleinstadt- und Dorfbildern, mit der Poesie der Postkutschen, der mit Pfeife und im Flausrock wandernden Studenten, der poetischen Nachwächter usw. Wir kennen diese lichte, fromme und im Kleinen große Kunst aus Ludwig Richters und Moritz von Schwind's Gemälden und Zeichnungen. Die Berliner Jahrhundertausstellung hat uns gezeigt, daß sie in der Tat eine Blütezeit deutscher Kunst bedeutete, daß sie zum letztenmal den deutschen Stil und einen Kunststil in der Geschichte der deutschen Kunst repräsentiert. Wir wissen, wie innig unsere edelsten und originellsten Dichter — auch der späteren Zeit —, die Wörke, Stifter, Keller, Storm u. a., mit dieser poesievollen Epoche innerlich zusammenhängen.

Pocci ist einer der lebendigsten und fruchtbarsten Poeten dieser glücklichen Generation, dieser Künstler, die nur ihrem Berufe lebten und das Leben künstlerisch genossen und es künstlerisch verwandten und anwandten, wo sie nur immer konnten. Freilich, er vermochte, von allen Pflichten entbunden, von Sorgen frei, glücklich verheiratet, diesen Beruf leicht zu erfüllen. Und so sehen wir ihn denn stets bei der Arbeit. Die Namen seiner Publikationen füllen ein Buch. Er gibt Liedersammlungen heraus, z. B. „Geschichten und Lieder mit Bildern“, mit Franz von Kobell die „Alten und neuen Jägerlieder“ (köstlich mit Holzschnitten ausgestattet), „Alte und neue Studentenlieder“, „Soldatenlieder“ usw.; er veröffentlicht Märchen mit zierlichen Wignetten und Arabesken, Bildern und Initialen, — teils hat er sie fein in Prosa stilisiert, teils in Verse umgedichtet („Märchen vom kleinen Frieder mit seiner Geige“, „Hansel und Gretel“, „Legende von St. Hubert“, „Blaubart“ u. a.). Dazwischen entstehen „Schattenspiele“, „Dramatische Spiele für den häuslichen Herd“, „Totentänze“, das „Bauern-ABC“, „Namenbilder“, „Buchzeichen“ usw. Kurz, Pocci war immer tätig, er sammelte, skizzierte und dichtete namentlich auf den vielen Reisen, die er im Gefolge König Ludwigs I. mitmachte. Ein Zeitgenosse sagt von ihm, daß er ebenso wie Schwind das Talent des künstlerischen Sehens und des Gestaltens aus dem Gedächtnis besaß. „Das in flüchtigster Wahrnehmung festgehaltene Bild blieb im sichern Umriß in der Erinnerung haften; das Porträt eines vor zehn Jahren gesehenen Mannes konnte er mit frappanter Ähnlichkeit hinzubringen.“ Aber gerade die Leichtigkeit des Produzierens und die gaukelnde Fülle der sich drängenden Phantasien hinderten ihn an der Durchbildung, Ausführung und künstlerischen Glättung eines Werkes; eine ungeduldige Hast trieb ihn immer wieder weiter zu neuen Schöpfungen. In diesem verschwenderischen Hinwerfen der Ideen, mit dieser unverflegharen Produktionskraft in Wis, Laune, Selbsterkeit und Humor, schien er dem Dichter Clemens Brentano vergleichbar, aber auch wie dieser war Pocci von Stimmungen abhängig und darum ebenso leicht erregbar, wie zeitweise, insbeson-

dere in den mittleren Jahren, von einer Melancholie gequält, die neben auflodernder Lustigkeit sein Leben beinahe gefährdete. Er litt stark an einer ziemlich regelmäßig wiederkehrenden Migräne, die erst allmählich und mit den Jahren wich.

Im übrigen verlief sein Leben ruhig. Der Dichter starb plötzlich an einem Schlaganfall am 7. Mai 1876.

Pocci's Lebenswerk ist schier unübersehbar. Viele von seinen Skizzen und einzelnen Kunstblättern, die er bestimmten Personen gewidmet hat, sind verloren gegangen, andere harren in seinem Nachlaß noch der Veröffentlichung. Neuerdings sind — wohl aus Anlaß des 100. Geburtstags — zwei Anthologien aus seinen Dichtungen und Zeichnungen erschienen, von denen die eine „Märchen, Lieder und Lustige Komödien“ (Verlag Ehold & Co., München, in das Gesamtwerk des Dichters gewährt, die andere „Lustiges Komödienbüchlein von Franz Pocci“ (2 Bände mit zahlreichen, zum Teil unveröffentlichten Zeichnungen, Insel-Verlag, Leipzig) die besten seiner berühmten Rasperl-Komödien enthält, die er für das, soviel ich weiß, noch heute bestehende Marionettentheater des „Papa Schmid“ in München seit den fünfziger Jahren gedichtet hatte.

Zunächst seine Lieder und Märchen. Diese sind ohne die Illustrationen nicht denkbar, die Lieder in Folge ihres nüchternen und kleinen Inhalts ohne die Bilder nicht wirksam. Als Zeichner war Pocci nicht einseitig. Sein Grundstil war realistisch-naiv, bäuerlich-derb und doch, namentlich in den Kinderzeichnungen, von feiner, ungesuchter Anmut und psychologischer Tiefe. Er war als charakterisierender Künstler meisterhaft. Seine Typen aus dem Volksleben, aus der Zeit und ihren Vorstellungen, der Bauer, der Gendarm, der Bürgermeister, der Chinese, der Sultan, der Dieb usw., sind vollkommene Verkörperungen ihres Genres, dabei voll individuellem Leben. Andererseits pflegte auch er gern den romantisch-graziösen Arabeskenstil, wo er angebracht war, z. B. in ernstern, sinnvollen Märchen. Würdevoll komponiert und fein hingezichnet sind z. B. seine Burglandschaften. Von allen diesen verschiedenen Ausprägungen seines Stils, sowie von seinen Liedern, Märchen, Sprüchen, Schattenspielen usw. findet man sehr bezeichnende Proben in der zuerst genannten neuen Anthologie aus seinen Werken.

Sein hauptsächlichstes, eigenartigstes und eigenstes Werk ist jedoch sein Kindertheater, zu welchem er ebenfalls äußerst drastisch wirkende Zeichnungen entworfen hat. Diese kleinen Komödien sind nach Märchen gedichtet, wie „Dornröschen“, „Prinz Rosenrot und Prinzessin Lilienweiß“, „Blaubart“, oder sie illustrieren Lebenswahrheiten, Vorkommnisse der Zeit, persiflieren Erfindungen, Wissenschaft und Literatur, treiben also ein wenig Spott, wenn auch in harmlosester und heiterster Weise („Der arteffische Brunnen oder Rasperl bei den Leuwutchen“, „Schimpanse, der Darwinaffe“, „Rasperl im Schulturm“). Die romantische Ironie im Kinderspiele, „Phantafus“ der Kinderstube — so könnte man mit einem Stichwort diese lustigen, phantastischen und humorvollen Dichtungen kennzeichnen. Lieck's Dramen und Brentano's Märchen, noch mehr aber der Rasperle des Wiener Volkstheaters sind ihre Vorbilder. Rasperle ist fast in jeder Komödie die Hauptfigur. Bald ist er Diener eines Ritters oder eines Gelehrten, bald Knecht eines Bauern oder eines Gastwirts. Allezeit und überall ist seine Heimat. Doch er ist natürlich ein viel harmloserer Charakter als der



derblomische des oft unflätigen und rohen Wiener Kasperl oder Hanswurst. Poccit will auch durchaus nicht nur komisch und witzig wirken, sondern auch erzieherisch. Die kleinen Komödien sind selbst lehrreiche Fabeln, andererseits enthalten sie manche Lebensweisheit in Spruchform. Ihre Verwandtschaft mit dem mittelalterlichen Schwank liegt auf der Hand, wie m. E. die ganze Kasperlefigur eine Wiedergeburt des alten Till Eulenspiegel ist. Die vollstimmliche Wirkung aller dieser lustigen Figuren hängt ganz entschieden auch mit alten vollstimmlichen Vorstellungen und Neigungen zusammen. Das Vergnügen, das wir an ihnen haben, ist ein unwillkürliches, unbewusstes und darum ein so echtes, ein so willkommenes.

Wäge die schöne, gediegen ausgestattete Auswahl aus den Komödien Poccits (Insel-Verlag) dazu beitragen, nicht nur die Erinnerung an diesen echten und lautereren Poeten wach zu halten, sondern auch das Interesse für das Kindertheater wieder allgemeiner und lebendiger werden zu lassen.

Hans Benzmann



## Zwischen Himmel und Erde

Und wieder wehte auf dem Theater russische Atmosphäre. Diesmal ganz anders gebannt und kondensiert als in dem letzten Gorki-Drama, dessen Linien neulich hier nachgezogen wurden. In Gorkis „Feinden“ war alles direkt, proklamatorisch gegeben, und mitten in die Ereignisse hinein versetzte das Stück. In Leonid Andrejew's Drama „Zu den Sternen“, das an der gleichen Stelle, im „Kleinen Theater“, aufgeführt wurde, wird der Versuch gemacht, die Begebenheiten in eine Ferne zu verlegen und sie in den Reflexen, in der Wirkung auf unruhvolle, in leidenschaftlicher Spannung und quälerischer Ungewißheit harrende Menschen zu spiegeln. Weit vom Schauplatz der Revolution, in einer besonderen Zwischenwelt, gleichsam zwischen Himmel und Erde, begibt sich das Drama, auf einem astronomischen Observatorium im tiefverschneiten Hochgebirge. Ein Forscher haust hier mit seiner Frau, seinen Assistenten, seinem jüngsten Sohn. Wie unter einer Isolierglocke leben sie, aber telepathisch sind sie mit den Geschehnissen am Herd der Kämpfe verbunden. Denn ihre Nächsten wissen sie in die revolutionäre Bewegung verwickelt, die Tochter mit ihrem Mann und den ältesten Sohn.

Hier ist eine dichterisch sehr dankbare Situation gefunden und sie wird auch im ersten Akt voll erfüllt. Das Observatorium erscheint als eine psychische Empfangsstation, in die dauernd aus räumlich weit getrennten Zentren Erregungswellen münden. Die Leiblichkeit dieser Menschen ist hier zwischen den hölzernen Wänden des Forschungshauses geborgen, aber ihre Nerven, ihre seelischen Zustände schwingen in unsichtbarem Kontakt mit den in Blut und Dunkel und Entsetzen umgetriebenen Jhrigen.

Man spürt diese Erregungswellen, die durch den Raum vibrieren, diese Unruh-Rapporte, die von Mensch zu Mensch überspringen, dies bellemmende Fluidum einer Einsamkeit und Stille, deren Grund zerstörerisch ausgewählt ist. Die Gedanken in diesen Gehirnen bekommen eine gespenstische Macht, und die unfruchtbare Eingeschlossenheit und Ohnmacht, etwas zu tun und den Alp ab-

zuschütteln, steigert sie aufs höchste. Von Reizbarkeit und dumpfer Gefühlschwüle ist die Luft geladen, und jedes Wort löst ziellose, quälende Erbitterung aus. Dies so schwer greifbare Atmosphärische, dies „In-der-Luft-liegen“, das nicht zu fassen ist und doch eine so bestimmende Wirklichkeit für eng zusammengesperrte Menschen hat, zwang Andrejew Verdrückung und eine sehr subtil abgestimmte Regie in die Erscheinung und zur Mitteilung.

Nach dem seelischen Spannungsaufstakt schickte der Dichter dann in diese empfänglich-überwache Sphäre den Niederschlag der blutigen Ereignisse.

Die flüchtigen Verwandten retten sich hierher, Schutz zu suchen, doch einer fehlt, der Sohn, der gefangengenommen. Sie bringen alle Schauer ihrer Erlebnisse mit. Megeleien und Judenverfolgungen steigen in Schreckensvisionen auf. Und gerade durch den Abwesenden, durch die Person des Jünglings, der in dem Hegenkessel zwischen Tod und Leben schwebt, werden die Affektstatten bei den Erzählern und den Zuhörern krampfhafter angespannt.

Hier ist eben jenes Kunstmittel fruchtbar gemacht, die Dinge nicht im direkten Geschehen zu zeigen, sondern sie in Menschen zu spiegeln, sie in ein seelisches Erlebnis zu transponieren. Aus der aufgepeitschten Schmerzemenschlichkeit der Geflüchteten, der Mutter, des jungen Juden und des jüngsten Sohnes weht uns die Luft einer vom Schrecken, vom roten Tod verseuchten Zeit viel zwingender an, als wenn es z. B. das Spektakelstück „Die Juden“ von Schirlikow oder Gorki in einem Bild seiner „Kinder der Sonne“ versucht, solche Schrecken durch eine sichtbare Greuelszene beispielhaft zu illustrieren.

An sehr verschiedenen Temperamenten wird die Reaktion der Unheilsbotschaften gezeigt. Andrejew charakterisiert dabei etwas allgemein und nicht so tiefgründend wie Tschchow, die beiden russischen Gegensätze, und er stellt den hysterischen Fanatikern, den von sich selbst, von den Furien ihrer Seele gehesten Zerrissenen und Gedankenvergifteten jene andere, aus der russischen Literatur wohlbekannte Spielart des orientalistisch gleichmütigen Fatalisten und Quietisten gegenüber, der „raucht und schaut“ und zu keinem Entschluß die Arme heben kann. Die „russische Trägheit“ ist das, so heißt es mit einem gewissen Ausrufungszeichen im Stück von ihm. Daneben stehen, gleichfalls nur ganz typisch umrissen, das tapfer-energische junge Mädchen, die Braut des Gefangenen, ein unangekränkelter, muskeln- und hoffnungstrosender Arbeiter, und eine wissenschaftliche zeitlose Arbeitsbiene, einer der Assistenten und der eigentliche Kärner des Astronomen. Der Astronom selbst sollte die überragende Gestalt des Dramas werden, nach den Leidenschaften und den Wirbeln füllt seine ruhevoll abgeklärte Stimme den letzten Akt. Ihm gehört das Motto auf dem Spruchband des Stückes: „Zu den Sternen“.

Es scheint, daß Andrejew, so wie er anfangs räumlich von den Ereignissen forttrückt, hier schließlich ihre geistige Überwindung in einer Persönlichkeit zeigen will, die größere und den alltäglichen Bedingungen überlegene Distanzen sich erobert hat, die in der dünnen, reinen Luft der Erkenntnis wandelt, deren Fühlen kosmisch geworden und die an die menschlichen Einzelgeschicke und -leiden kein Verhältnis mehr bindet.

Aber Andrejew ist mehr ein Charakterisierer von Stimmungen als von Menschen, er vermag diese Gestalt, die dem Magus Wann der Hauptmannschen Pippa, gleichfalls zwischen Himmel und Erde schwebend, verwandt ist, nicht recht lebendig zu machen. Er stopft die Figur nur mit Worten aus. Aber das Atmosphärische um diese Worte, das wie am Anfang von der In-

sjenerierung als das Wesentliche herausgeföhlt und verfinnbilblicht wurde, bleibt über die Rhetorik heraus nachklingend.

Über die Wohnstätte der Menschen führt die Szene, an den Rand der Sterne. Hoch oben auf die Ruppel des Observatoriums, ins Lunarische, gleichsam auf einen Altan, der von unserer Kugel heraus in den Weltenraum geschoben ist, Zwischenosphäre zwischen Himmel und Erde. Und das Geföhls-thema der Szene sollte sein: Menschenweh am Rande der Sterne, Auflösung irdischen Leides im All.

Hier hinauf in diese tönende, blaue, sternenschimmernde Stille bringt von klagenden Frauen gebracht die Kunde, daß der gefangene Sohn im Kerker wahnsinnig geworden. Wahrhaft zum Himmel schreit hier der Schmerz. Und die schmerzreiche erdgebundene Gruppe der trauernden Frauen unter dem Himmel, im Grenzenlosen klein und verloren, ist tief geföhlt. Der Weise soll sie nun in sein mildes, kübles Reich, das nicht von dieser Welt, leiten, in seine Ewigkeitsosphären.

Noch was er über den Zusammenhang mit der Ewigkeit, über das Unvergängliche des Lebens, über die Heimat im All, über die unendliche Existenz, gegen die Sterben und Vergehen nur das Aufgeben einer Form ist, in die weite Himmelswölbung spricht, das wirkt durch ein Zuviel der Worte und ein gewisses flaches Pathos ernüchternd.

Er reißt nicht empor zu den Sternen, und das Bildhafte der Szene hatte hier ein echteres, mächtigeres Pathos als die Sprache des Dichters.

\* \* \*

Gleichfalls in einer, wenn auch anderen Schwebesphäre aus Sommerfäden gesponnen, auch zwischen Himmel und Erde gaukelnd, sollte Gerhart Hauptmanns Lustspiel „Die Jungfern vom Bischofsberg“ spielen. Bei der Aufführung im Lessing-Theater blieb es aber flügelahm und matt am Boden haften. Der Parteien Günst und Haß tobte in einem Standalkampf voll zweckloser Leidenschaft dabei und ersticke das leblos-schwächliche Produkt vollends. Und fragt man das Buch, das nun als blutarmer, mattnerziger Posthumus der schönen von E. R. Weiß lapidar eingeleiteten Hauptmann-Ausgabe des Fischerischen Verlags nachschleicht, so läßt sich nicht viel retten.

Man erkennt den Phantastehintergrund, auf dem Hauptmann die ersten schwankenden Bilder erschienen, und man muß konstatieren, daß sie sich von diesem Hintergrund nicht gelöst haben, sie sind in ihren Urzellen unerlöst stecken geblieben.

Die lebensschaffende, befeelende Gabe fehlt, und man sieht nur verlangend sich streckende Hände, die leer bleiben. Hauptmann wollte hier wieder den zwischen Wirklichkeiten und Phantastegeländen hängenden Garten der Romantik suchen, diesmal im leichten Sommerfahrerkleid, und nicht wie in der Pippa im kosmischen Ornate.

Die Philister-Alltagswelt und die geföhlerhöhte und von tönenden Beziehungen erfüllte Welt künstlerischer Sonntagskinder sollte zu einem heiter-ernsten Kampfspiel zur Weinlesezeit unter herbstgoldenen Bäumen zusammengeführt werden — ein altes romantisches Motiv.

Die Vorzeichnung, der Voraussetzungeinsfall des Schauplatzes ist dabei von fruchtbarer Möglichkeit. Oberhalb Naumburgs, oberhalb der idyllisch-engbraven Kleinstadt, in einem alten Weinbergslandhaus führen vier Mädchen

munter, traurig, verträumt, wie's der Himmel gibt, ihr eingesponnenes Leben. Es sind durchaus keine Maeterlindschen Prinzessinnen. Sie haben warmes Fleisch und Blut, ein behaglicher Onkel ist ihr stattlicher Schirmherr und die älteste der Ruchswey-Mädel ist eine werktätige tüchtige Hausfrau, die jüngste, Luz, die Geige spielt und tanzt, ein Pippa-Traumkind, kann ausgelassen sein wie ein richtiger Badschiff.

Aber das Klima, in dem sie leben, ist von einem feinen, leis märchenhaften Aroma erfüllt. Vergangensehnsucht ist bedeutungsvoll rege. Der Geist des alten Domorganisten, des Großvaters der vier, ist lebendig in ihnen, und sie atmen wie er in inniger gefühlten, geheimnisreicheren Lebenszusammenhängen mit der Vergangenheit. Die Sandsteinfiguren des alten Domes, denen der Vorfahr lieber als der Gemeinde seine Fugen vorspielte, und denen er sich verwandter als seiner Gegenwart fühlte, leuchten „quasi serapiontisch“ in ihre Existenz hinein.

Und im Ton der Geige, die aus jener Zeit aus einem verstaubten Glockenstubenwinkel stammt und nach romantischer Irrfahrt wieder aufgetaucht und zu ihrem „Schwesterchen“, der Luz, zurückgekommen, wird Ahnung und Träumerei, das Vage, Holde, Geheimnisvolle, goldstrahlend wirklich. Solche für die Empfänglichen wahrnehmbaren magisch besetzten Lüfte sollten hier verdichtet werden. Wir sprachen, um die an sich sehr reizvollen Motive deutlicher zu belichten, so davon, als wäre diese Verdichtung wirklich geschehen.

In Wahrheit hat sie aber versagt.

Hauptmann hat diese Einfälle nicht zu einem atmosphärischen Element umgeschaffen, er hat sie nur notizenhaft hingesezt, wie man in einem Entwurf am Rand sich Nuancen notiert. Um diese Randeinfälle mit dem Vorgangsbild zu verbinden, ist eine Art ästhetischer Räsonneur eingestellt worden, der allzu bewußt, direkt, die lyrisch-phantastische Begleitung zum Text aufspielen und die romantischen Stationen signalisieren muß. Es verbindet ihn freilich noch eine, in der Idee auch sehr fein erfaßte Beziehung mit den Menschen des Bischofsberges, die ihn über die Rolle des nur kommentatorischen Feuerwerters hinausführen soll. Dieser Chopinspieler und Bibliothekar, melancholisch, unbefriedigt, einsam, dem Abstieg nah, ein Leidender, ohne Glücksrecht, wird nämlich von dem Wesenshauch der fünfzehnjährigen Luz berührt, als streifte das Leben ihn mit einem hauchzarten Falterflügel noch einmal gräßend vor dem letzten dunklen Weg.

Doch auch dies ist eben nur wie ein verwehtes, zufälliges Schattenspiel am Rande. Es entgleitet. Und das, was Hauptmann jest nahm, um die Akte zu füllen, ist grob und leer.

Zu den Jungfern vom Bischofsberg ziehen die Philister von drunten aus dem Städtchen auf die Freite. Und Agathe, die traurig-verträumte Schwester der heiter-verträumten Luz, die ihr heimliches Sehnen ihrer verlorenen Jugendliebe, dem abenteuerlichen Arzt Dr. Grünwald, übers Meer nachschickt, gibt milde und gleichgültig gegen das äußere Leben der Werbung des pedantischen Oberlehrer-Vetters nach. Diese Lehrertypen ist von Hauptmann nicht humorhaft gesehen, sondern aus einer Schulerbitterung heraus empfangen, und die Szene, in der ein Naturbursch mit ihm und seinem System abrechnet, ist in dem tendenziösen Leitartikelscharakter recht unkünstlerisch. Dieser Naturbursch ist Grünwald, der im geeigneten Augenblick wieder auftaucht, mit jenem ästhetischen Räsonneur als Schildknappen an der Seite, um Agathe wiederzugewinnen.

Nun ist der Handlungsschauplatz klar zum Gesecht. Nun sollten wie im Schumannschen Karneval „Davidsbündler contre les philistins“ marschieren.

Aber der Kampf wird nicht mit dichterischer Laune und spielenden Humoren von Hauptmann dirigiert. Seine Strategie ist mittellos und dürftig. Einmal hilft er sich mit jener nur auf Worte gestellten billigen Streitjense zwischen Grünwald und dem Oberlehrer, und das andere Mal mit einem peinlich fadenscheinigen Poffenmotiv, das einem ganzen Akt den ernährenden Lebensinhalt geben muß und, dazu natürlich unfähig, dem Stück den Todesstoß versetzt.

Es handelt sich um den Streich, den die Jugend, Luz und ihr junger Vetter Otto, dem Lehrer spielen. Sie kaufen sich einen verschmitzten Vagabunden — der recht krampfhaft die „komische Person“ des Stückes vertritt, eine mühsam literarische Nachgeburt von Schluß und Jau —, daß er den Ehrgeizigen und Leichtgläubigen auf eine Fährte zur Ausgrabung versteckter Altertümer locke. Der Vetter Raft geht in die Falle, entdeckt auch zuversichtlich die von seinen zärtlichen Verwandten auf den Grund der Zisterne praktizierte schwere eisenbeschlagene Kiste und produziert stolz vor der versammelten Familie seinen Fund. Als die geheimnisvolle Lade geöffnet wird, offenbaren sich als Inhalt Schinken, Würste und andere gegenwartsfrische Gottesgaben.

Das ist eine Aufwärmung des verjäherten Studentennulles vom eingegrabenen Rostriehopf als römischer Urne, auf die Julius Cäsar ahnungsvoll eine Dedikation an den glücklichen Finder, den Archäologieprofessor, geschrieben hat.

Es ist nicht nur das Dürftige und Altbackene dieses Späßes, was ihn hier so fatal macht; viel peinlicher wirkt dies Breittreten und Wichtigmachen einer Plattitudo, das Mißverhältnis einer so geräumig hingefesteten Vanalität zu jenen verkümmerten und mit Viertelkraft nur angerührten dichterischen Reimen, die wir im Anfang charakterisierten.

In ihren Bereich will Hauptmann im letzten Akt zurück. Er soll, nach der Niederlage der Philister, den Romantischen gehören, er soll zum Märchen werden, im Nebelglanz unter leuchtendem Herbstlaub, zwischen weißen Wingerhäusern des Weinberges, mit schimmernden Campions und glückseligen Reigen nach der Traumweise: Kleines Vöglein Kolibri, führe uns nach Bimini . . .

Der Dichter schlägt den Ton an, die Figuren gehorchen; aber uns trifft er nicht mit. Wir hören nur Programmuskal, wir sehen nur ein mühsames Arrangement nach dem Rezept romantischer Fassung, eine gedrückte Rotillontour. Die lyrischen Worte sind den Figuren nur als Zierat ins Haar gesteckt, sie haben keinen Wesenshauch.

Und daß Grünwald nun Agathe endlich hat, bleibt uns ganz gleichgültig, da dieser Mann uns gar nichts angeht; er ist ja nur ein sehr allgemeines, in knalligen Farben aufgetünchtes Temperamentschema, ein Mann, nehmt alles nur in allem . . .

Ein „Traumgewebe über Gärten“ sollte das Lustspiel sein, doch zwischen Himmel und Erde zerplatzte die Seifenblase, und der Dichter und die Seinen hängen und hängen in der Leere des Nichts.

Felix Poppenberg



## Von epischen Dichtungen

Ist es zu hoher Wahrscheinlichkeit, wenn nicht zur Gewißheit geworden, daß die großen Völkerepen, wie die „Ilias“, die „Odyssee“ und das Nibelungenlied, rhapsodisch entstanden sind, so befindet sich das Riesenepos Wilhelm Jordans, „Die Nibelungen“ (Frankfurt a. M., W. Jordans Selbstverlag, 1904, 15. Auflage, neue wohlfeile Ausgabe), seiner Vorgeschichte nach in Übereinstimmung mit der organischen Entstehungsweise jener großen Epen. Denn es ist, wenn auch keine rhapsodische Improvisation, so doch längst vor dem Erscheinen im Druck weiten Kreisen des deutschen Volkes zuerst durch die freien rhapsodischen Vorträge des Dichters bekannt geworden. Es ist kaum denkbar, daß die Dichtung durch diese freien Vorträge sich nicht im Lauf der Jahre in einzelnen Teilen weiterentwickelt und umgebildet haben sollte, um das zu werden, was sie heute ist: die gewaltigste Umbichtung und Nachdichtung unserer epischen Nationalliteratur. Nach Inhalt und Technik die deutscheste unserer neueren erzählenden Dichtungen, stehen die Jordanschen „Nibelungen“ zwar im dichten Blättergeschatten des größten deutschen Heldengedichtes, ohne jedoch von ihm erdrückt und ihres Einzelnebens beraubt zu werden. Das beweisen die 15 Auflagen dieses Riesenbuches. Was Jordan wollte, die Erneuerung des Interesses an unserem nationalen Epos und die Wiederbelebung des epischen Verses der Germanen, des alliterierenden Stabreimes, das ist ihm glänzend gelungen und hat ihm zu einer Stellung in der deutschen Literaturgeschichte verholfen, zu der ihn die Gesamtheit seiner sonstigen dichterischen Arbeiten schwerlich befähigt hätte. So wird er fortleben in deutschen Landen als der geistesstarke, treudeutsche und feurige Rhapsode der „Nibelungen“. Wie singt er im „Nachgesang“?

„So krammelt mein Vers, im Begriff zu verstummen,  
Noch schwächlich nach, was die schwanende Seele  
Zu verstehen gemeint von der mächtigen Stimme  
Und von diesem Verstandenen — dürftiges Stückwerk.  
Drum laß mich hoffen, du heiliger Lenker,  
Daß in deinem Sinne sagen und singen  
Weit mehr noch gemußt, als er meinte, der Sänger,  
Der, geführt und gefördert vom lauschenden Volke,  
Erneuert das Lied von den Nibelungen  
Und in Siegfriedsage und Hildebrands Heimkehr  
Die heilige Halle des Heldenruhmes  
Aus verwitterten Resten wieder gewölbt hat  
Zum zeitendurchbauenden, doppelten Dom.“

Wilhelm Herz ist eine Jordan kongeniale dichterische Natur. Auch er hat sich durch vorzügliche Um- und Nachdichtungen germanischer Dichtungen, und zwar auch solcher des Mittelalters, hervorgetan. Es sei an seinen „Parzival“, an „Spielmannsbuch“ und „Tristan und Isolde“ erinnert. Seine bedeutendste freischöpferische Dichtung ist und bleibt aber sein „Bruder Raufsch“, ein Klostermärchen (Stuttgart u. Berlin 1905, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger), die uns mit Buchschmuck von Franz Staffen soeben in 5. Auflage vorliegt. Hoher Adel der dichterischen Sprache vereinigt sich in dieser wunder-vollen Dichtung mit scharf-lebendiger Einzelbeobachtung, kühner Phantastik und weltverklärendem Humor zu einem eigenwüchsigen kristallinen Gebilde von seltener Klarheit und von innen aus bedingter Geschlossenheit. Etwas Helles,

Beflügeltes lebt in dieser Dichtung, das ihr Dauer und wachsenden Erfolg verspricht.

J. B. Widmanns „Der Heilige und die Tiere“ (Frauenfeld 1905, Verlag von Huber & Ko.) ist weniger ein Epos, als welches es sich der Form nach allerdings darstellt, als vielmehr ein philosophisch-allegorisches Idyll von glänzender sprachlicher Ausprägung. Im Mittelpunkt der Dichtung steht die Gestalt des „Heiligen“ im Lichte irdisch-himmlicher Verklärung. Das beste wäre es vielleicht, zu tun wie die beiden Kandidaten beim Pfarrer von Everdingen, der ihnen den Inhalt der Dichtung im „biblischen Schattenspiel“ vor Augen führt: nämlich undefangen zu genießen, was der Dichter darbietet, ohne sich weiter um seine geheimen Absichten zu kümmern. Wer dies vermag, wird sich vielleicht am besten dabei befinden. Der Kritiker allerdings wird bei einer so ausgesprochen symbolischen Dichtung nicht wohl anders können, als nach dem Zweck der Sinnbilder zu forschen. Wer ist der „Heilige“ Widmanns? Sein Motto, Markus-Evangelium Kapitel 1, Vers 13, sagt es: „Und war allda in der Wüste vierzig Tage und ward versucht von dem Satan und war bei den Tieren.“ Der Schwerpunkt liegt auf den letzten fünf Worten. Also um Christus handelt es sich. Aber sind die Tiere in natura gemeint oder sind sie hier nur als Symbole des Menschlichen und Allmenschlichen gedacht? Viele Umstände, namentlich die anthropomorphe Behandlung des Tierreichs, sprechen für diese letztere Auffassung. Manches, und zwar gerade das Tiefste in der ganzen Dichtung, scheint aber doch darauf hinzudeuten, daß es Widmann um das Problem der Erlösung des Tierreichs als solches zu tun gewesen ist, ein Problem, das jeden Denkenden und jeden Christgläubigen Menschen beschäftigt. Insofern er dabei die Gestalt Christi zur Trägerin des Grundgedankens erhebt, befindet er sich allerdings außerhalb des geschichtlich Begebenen. Christus hat das Problem der Erlösung des Tieres nicht gekannt, nicht gefühlt und nirgends gestreift, wenn er auch die Barmherzigkeit dem Tier gegenüber nicht verleugnet sehen wollte. Weit mehr scheint dieser Heilige der Träger pythagoräischer oder buddhistischer Gedanken oder ein großes Symbol pantheistischer Sehnsüchte überhaupt zu sein. Er erinnert an Nietzsche's „Zarathustra“, aber auch an den „Mogli“ in Kiplings „Neuem Dschungelbuch“ und an Schnitz-Carolaths „Seiland der Tiere“. Das Problem bleibt ungelöst und die Dichtung endet mit einem Fragezeichen. Im Christentum ist die Lösung nicht gegeben, das transzendente Schicksal des Tieres fällt aus dem Rahmen der christlichen Weltanschauung heraus. Einzig der esoterische Buddhismus, der das Tier als Stufe der Lebenswanderung faßt, gibt eine Lösung, ob eine befriedigende, das ist eine andere Frage. Der „Heilige“ wendet sich mit dem Schlußwort an die Tiere:

„Ihr lehrtet Eines mich, ihr schlichten Guten:  
Sich selber treu sein und unschuldig bluten.“

Das ist die reine Resignation sowohl in allgemein religiöser und philosophischer Beziehung als in Ansehung besonders des Problems dieser Dichtung.

Die Sprache dieser neuen J. B. Widmannschen Dichtung ist von blendender Eleganz und Schönheit. Phantastik, Sprachgewalt und Tiefe erheben sie hoch über den Lärm und Widerstreit des Tages. Dabei ist die Komposition außerordentlich geschickt und die Einleitung von großer Gefälligkeit und Grazie. Widmann hat sich hier auf eine Höhe erhoben, die keine seiner früheren Dichtungen ahnen ließ.

Als ein epischer Dichter von Schwung, Gedankenkraft und Sprachbeherrschung erweist sich Joseph Seeber in seinem epischen Gedicht „Der ewige Jude“ (Freiburg i. Br. 1905, Herdersche Verlagsbuchhandlung. Preis geb. M. 3.20), das bereits die achte und neunte Auflage erlebt und damit auch äußerlich seine Erfolgsprobe bestanden hat. Die in ungereimten Jamben geschriebene Dichtung bringt insofern in das Ahasver-Motiv ein neues Element hinein, als sie die Handlung in die Zukunft, in die Ära der Herrschaft des Antichrists, verlegt und die Gestalt des Ewigen Juden in enge organische Beziehungen zu diesem bringt. Dadurch wird das so vielfach behandelte Motiv nicht nur neu belebt, sondern es gewinnt auch an historischer Beziehung und philosophischer Tiefe. Indem der Dichter in die Gestalt Sotérs, des Antichrists, alles hineinbannt, was sich an antichristlichen Strömungen bisher gebildet und in diesen Bildungen für die fernere Zukunft angedeutet hat, und indem er Ahasver in den Dienst dieser geistigen Bewegung stellt, die mit der mißglückten Apotheose Sotérs ihren grandiosen Abschluß findet, stellt er sich in den lebendigen Fluß der Tatsachen der geistigen Entwicklung hinein und kündet uns die tiefsten Geheimnisse ihres Werdeganges, ihrer Ziele und ihres dämonischen Endes. Daß dabei das Papsttum als Krone und Inbegriff des christlichen Gedankens gefeiert wird, kann uns nicht wundernehmen, da der Verfasser bekanntlich katholischer Priester ist. Die volle Unbefangenheit und Selbstverständlichkeit dieses subjektiven Standpunktes gestatten auch dem protestantischen Leser einen ungeschmälerten dichterischen Genuß, mag er sich die Waffen, mit denen der Antichrist zu besiegen ist, auch vielleicht in andern Händen und anders gehandhabt denken. Das im Grunde genommen Wesentliche ist doch der gemeinsame Glaube an den Sieg der christlichen Idee über das Antichristentum. Dichterisch ebenso wirksam wie psychologisch tief begründet ist es, daß Sotér, der Antichrist, vernichtet und der Abgrund, in den er versinkt, mit dem Siegel Gottes für ewig verschlossen, Ahasver, das Sinnbild des irrenden Volkes Israel, aber durch die Macht des Kreuzes überwunden und für das Christentum gewonnen wird. Die gedankentiefe, ernste und formschöne Dichtung wird neben F. W. Webers „Dreizehnlinden“ in der katholischen epischen Dichtung einen ehrenvollen Platz behaupten.

Wer in der „Hofgeschichte“ „König Nero“ von Franz Xaver Müller (Regensburg 1905, Verlagsanstalt, vorm. G. J. Manz. Geh. Preis M. 1.—) eine bei Hof spielende Geschichte vorzufinden erwartet, der wird sich billig enttäuscht sehen. Das in Hexametern frisch geschriebene und lustig zu lesende Tierepos spielt nämlich — auf dem Hühnerhof. Die Kämpfe von „Setzsporn“, dem schwarzen Kampfhahn, und „Hinz“, dem Kater, mit dem weißen Friedenshahne „Frühhauf“ werden auch denjenigen Leser interessieren, der sich unter der harmlosen, an das große Vorbild von Goethes „Reineke Fuchs“ von ferne anklingenden Tierfabel nicht mit Notwendigkeit den Kampf des Lichtes mit der Finsternis vorstellen zu müssen glaubt, mögen solche symbolischen Nebenabsichten den Dichter auch tatsächlich vielleicht bestimmt haben. Goethes „Reineke Fuchs“ ist übrigens in einer prachtvollen Neuausgabe mit den allbekanntesten köstlichen Illustrationen Wilhelm von Kaulbachs (auf Holz gezeichnet von Julius Schnorr in Stuttgart) bei Cotta, Stuttgart, soeben erschienen.

Anspruchsvoller als „König Nero“ gibt sich „Sterrenberg und Gutenfels“, eine „rheinische Dichtung“ von Georg Schott (Straßburg 1905, S. S. Ed. Heitz [Heitz & Münder]), die nach Form und Inhalt zu jener Gattung



„epischer“ Dichtungen gehört, deren unsterblicher Dilettantismus unverändert durch die Jahrhunderte schreitet und deren durch keinerlei Geschmacksentwicklung beeinflusste Stillosigkeit alle Stilarten überdauert.

Otto Weddigens „Jung-Siegfried“, epische Dichtung in acht Abenteuern als ergänzende Einleitung zum Nibelungenliede für Schule und Volk (Wienburg und Leipzig 1905, Schulgesche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei, Rudolf Schwarz. Preis brosch. 40 Pf.), ist zwar vielleicht mehr einem pädagogischen als einem dichterischen Bedürfnis entsprungen, da der Verfasser in seiner Eigenschaft als Gymnasiallehrer bei der Lektüre des Nibelungenliedes mit den Schülern den Mangel der fehlenden Jugendgeschichte Siegfrieds peinlich empfunden und bewegen das Bedürfnis verspürt hat, die ja tatsächlich bestehende Lücke in unserem großen deutschen Heldengedicht zu ergänzen. Dennoch ist das Wagnis gelungen, weil Otto Weddigen glücklicherweise nicht nur ein gründlicher Kenner des Nibelungenliedes und seines Mutterbodens, sondern selbst ein wirklicher Dichter ist. Sein im Vermaß des Originals geschriebener „Jung-Siegfried“ lieft sich in der Tat so leicht und zwanglos, bewegt sich so glücklich im Sinn und Geist der großen Dichtung, daß seine Verwendbarkeit zur Einleitung in die Lektüre des Nibelungenliedes in höheren Schulen kaum zweifelhaft erscheint. Eine regelrechte Eingliederung seiner ergänzenden Dichtung in den Organismus unseres großen Epos beansprucht der Dichter ja wohl nicht, in der Beschränkung auf den pädagogischen Zweck wird sie sich aber um so mehr als brauchbar und wertvoll erweisen, als sie vom Dichtertum ihres Verfassers in schöner Weise Zeugnis ablegt.

Maurice von Stern



## Neue Bücher

Sabella Kaiser, „Waterunser“, Roman aus der Gegenwart (Köln, Bachem, 3 M.).

Die Verfasserin entstammt der französischen Schweiz, hat aber, wie schon der Name zeigt, offenbar auch deutsches Blut in ihren Adern. Jedenfalls gehört sie zu den wenigen lebenden Schriftstellern, die gleichzeitig in zwei Sprachen schaffen. In letzter Zeit scheint sie die deutsche vor der französischen, in der ihre ersten Werke erschienen waren, zu bevorzugen. Ich glaube nicht, daß sie gut daran tut. So sicher sie die deutsche Sprache vollkommen beherrscht, aus ihrem Geiste heraus schafft sie nicht. Das vorliegende Buch lieft sich wie eine gute Überetzung, und nicht nur, weil die Namen der Beteiligten französisch sind. Es wäre sehr schade, wenn durch dieses Arbeiten in deutscher Sprache das große künstlerische Vermögen dieser Frau zerstört würde. Sie hat offenbar ein feines Gefühl gerade für die sprachliche Behandlung eines Gegenstandes. Andererseits habe ich auch das Gefühl, daß ihre ganze Art sie auf die kürzere Skizze hinweist; denn eigentlich besteht auch dieser Roman, trotz der verbindenden Handlung, aus acht in sich geschlossenen Bildern. Inhaltlich ist es ein ernstes Buch voll echter Menschengüte. Manches erscheint in etwas scharfer künstlicher Beleuchtung, etwas artistisch, aber als Ganzes verdient der Roman Empfehlung.





## Über russische Kunst

Von

Dr. Karl Stortz

Man erlebt in dieser Hinsicht immer wieder Überraschungen. Bei der außerordentlichen Steigerung der Verkehrsmittel einerseits, dem internationalen Charakter des heutigen Kunstbetriebes andererseits sollte man annehmen, daß das Kunstschaffen wenigstens der europäischen Völker nun bekannt geworden sei. Aber wir haben es ja gerade in den letzten Jahren wiederholt erlebt, daß sogar für das Kunstschaffen unseres eigenen Vaterlandes ganze Perioden erst jetzt ins rechte Licht gesetzt wurden, daß eine Fülle wertvoller Künstlererscheinungen dem Gedächtnis der Lebenden fast ganz entschwunden war. Derselbe Fall wiederholt sich natürlich viel leichter gegenüber der Kunst anderer Völker.

Aber es kommt noch ein zweites hinzu, was gerade die Verfechter der Internationalität der Kunst stutzig machen müßte. Selbst wenn alle hervorragenden Künstlererscheinungen eines Landes für sich durch Ausstellungen bei uns bekannt geworden sind, so erhalten wir doch ein ganz anderes Gefühl gegenüber dem künstlerischen Vermögen dieses Landes selbst, und auch der Stellung des einzelnen Künstlers in ihm, wenn uns einmal diese Kunst als nationales Wert gegenübertritt. Auf einmal verschwindet da für uns der Maler, Bildhauer, den wir bisher als Einzelkötter anzusehen gewohnt waren, hinter den Fragen: „Worin äußert sich das Volkstum dieses Mannes? Was mag er für sein Volk bedeuten? Was vor allen Dingen gibt er von diesem Volkstum nun in die Welt? Was endlich empfinden wir als Volk gegenüber dieser Kunst?“

Die in Berlin gezeigte russische Kunstausstellung bedeutet aber zweifellos eine der größten Überraschungen, die das Kunstleben der letzten Jahrzehnte zu verzeichnen hatte. Sie war zunächst eine solche Überraschung oder vielleicht besser gesagt Offenbarung für Rußland selbst. Mehr noch als in anderen Ländern hatte man hier über dem nervösen Bestreben, stets am Tage mitzuarbeiten, das Schaffen der Vergangenheit vergessen, weil jener

nerbösen Modernität kein gesunder konservativer Kunstfönn gegenüberstand, sondern nur die stumpfe Beharrung.

Das künstlerische Leben wie die ganze Kultur hat ja in Rußland ganz eigenartige Verhältnisse. Seit den Zeiten Peters des Großen haben die einsichtigen Köpfe Rußlands das Gefühl, daß diesem Lande der Kulturfortschritt nur werden könne, wenn dem durch seine ungeheure Größe trägen Koloß das aufregende Blut leicht beweglicher Völker zugeführt werde. Es hat viel länger als in irgend einem anderen Lande gedauert, bis in Rußland in den gebildeten Kreisen eine Schätzung des Kulturwertes der eigenen Art eintrat. Trotzdem hat Rußlands Kultur niemals einen so internationalen Charakter erhalten, wie etwa die deutsche in den Jahrzehnten um 1700. Dazu ist das Nationale, ist das Element des Volkstums zu stark in jedem einzelnen Russen. Er ist doch eben auch durch Rassengegensatz getrennt von jener ganzen künstlerischen Kultur, wie sie sich in Westeuropa in jahrhundertelanger gemeinsamer Arbeit entwickelt hat.

Es entwickelte sich nun für Rußland folgendes, merkwürdiges Verhältnis. Es ist natürlich, daß alle gesteigerte Kulturkraft eines Volkes zunächst die Betätigung des eigenen Volkstums hervorruft. Es ist auch die zunächst liegende und auf Jahrhunderte ausreichende Aufgabe der schöpferischen Kräfte, der genialen Veranlagungen eines Volkes, daß sie die dem betreffenden Volke innewohnende Kraft aufs höchste steigern und innerhalb der Welt zur Geltung bringen. Es ist also die natürlichste Aufgabe russischer Künstler, daß sie in ihrer Kunst dem Ruffentum zum Ausdruck verhelfen. Nur dann werden sie auch, abgesehen von der vereinzelt hochgenialen Persönlichkeit, als Gesamtheit innerhalb des Welterschaffens Bedeutung beanspruchen können. Diese einfache Lage erfährt nun eine völlige Störung durch die Tatsache, daß die russische Kultur in politisch-sozialer Hinsicht so weit zurückgeblieben ist. Es ist geradezu Naturnotwendigkeit, daß der einzelne Kulturmensch in Rußland Gegner ist des russischen Staates, wie er heute noch dasteht, politischer Gegner und sozialer Gegner. Er versucht gegen diese Verhältnisse im Geiste seines Volkstums anzukämpfen, wenn er sich in den Aufklärungsdienst seines Volkes stellt, wenn er Prediger und Lehrer wird, und der große Teil der russischen Literatur z. B. ist ja Predigt und lehrhafte Aufklärung.

Es ist aber leicht erklärlich, daß jener Teil der künstlerischen Kultur, der sich nur ganz schwer mit lehrhaften Absichten verbinden läßt, hier in einen kaum erträglichen Zwiespalt gerät. Der Künstler muß sich aus seiner gesamten Kulturanschauung heraus sagen: Für den sozialen und politischen Fortschritt meines Volkes ist es unbedingte Notwendigkeit, daß es unzufrieden sei mit dem, was es heute als Rußland hat; ist es aber auch notwendig, daß es sich aus der gleichmäßigen auf die Landesgrenzen beschränkten Kulturüberlieferung frei macht, um so anderen Völkern ähnlicher zu werden. Für diesen Künstler ist es aber dann unmöglich, daß er hingehet und die Schönheiten dieses Landes und dieses Volkstums durch seine Kunst ver-

herrlicht. Es muß ihm eigentlich die Freudigkeit am eigenen Volkstum verloren gehen, oder selbst dort, wo sich diese Freude einstellt, wird er aus allgemeinen Kulturermägungen heraus sie dämpfen müssen, weil er sonst ja indirekt nur zur Erhaltung der bestehenden Zustände beiträgt, die er doch verdammt.

Es kommt nun hinzu, daß für die allgemeine Kunstentwicklung Rußland noch nicht bestimmend eingreifen kann. Selbst auf literarischem Gebiet, wo einzelne Persönlichkeiten einen großen Einfluß auf das gesamte Europa ausgeübt haben, beruhte das mehr auf dem Inhalt und der eigentümlichen Weltanschauung, als auf ausgesprochen künstlerischen Eigenschaften. Nun aber gar auf jenen künstlerischen Gebieten, bei denen bereits die Beherrschung der handwerklichen Technik eine alte Schulung und Kulturüberlieferung voraussetzt: in bildender Kunst und Musik. Da sind die Russen bis zum heutigen Tag Schüler des Westens geblieben, und es kommt nun darauf an, ob sie, nachdem sie die Schule des Westens genossen, sich entschließen, den Schwerpunkt ihres Schaffens nach Rußland zu verlegen oder nach Europa; d. h. ob sie das im Westen Gelernte benutzen, um das ausgesprochen Russische für Rußland zu gestalten, oder ob sie die in der Technik der Kunst begründete Internationalität der Kunst benutzen, um auf dem Weltmarkt zu stehen, und das Russische nur als besondere Note oder Würze verwerten, durch die sie bei diesem internationalen Wettbewerbe hervortreten.

In der Musik haben wir beides schroff getrennt nach Instrumental- und Opernmusik. Die russische Oper ist, selbst Tschaikowsky eingeschlossen, durchaus russische Kunst, für Rußland berechnet, eine ausgesprochen nationale Kunst. Die russische Instrumentalmusik dagegen hat das Russische lediglich als Stimmungs- und Formelement in sich. Bezeichnenderweise vermag auch die russische Oper außerhalb Rußlands sich nicht einzubürgern, während die russische Instrumentalmusik in unserem Konzertrepertoire einen breiten Raum einnimmt.

Für die Malerei liegt die Entwicklung zur Internationalität noch näher. Paris, als technische Lehrstätte von der ganzen Welt anerkannt, wird aus zahlreichen volllichen und politischen Gründen von den Russen erst recht bevorzugt. Das würde nun nicht so viel bedeuten, wenn nicht die französische Malerei als ausgesprochene Wiedergabe der sinnlichen Erscheinungen der Welt nun gerade für die bildende Kunst eine Gleichgültigkeit, die sich oft genug bis zum Haß gesteigert hat, gegen den Inhalt verkündete. Die Folge dieser in Frankreich ja durchaus nationalen Anschauung ist für andere Völker die Verwischung alles Nationalen. Wenn der Inhalt, das Was dieser Kunst gleichgültig wird, das Wie kann sich überall betätigen. Gewiß kann sich auch im Temperament des Vortrages etwas Nationales betätigen, aber das ist doch von verschwindender Bedeutung.

So bietet auch die Geschichte der russischen bildenden Kunst, wie wir sie aus dieser Ausstellung kennen lernen, ein stetes Bild des Ringens

nationalen Inhalts mit internationaler Formgebung, internationaler Technik. Es mag in der älteren russischen Bauernkunst wertvolle Ansätze zu einer eigenen nationalen Formgebung auch auf dem Gebiet der bildenden Kunst geben, wie wir sie im russischen Volksliede und Volkstanz ja für Musik und Poesie gefunden haben. So scheint vor allen Dingen der altrussische Holzkirchenbau eine eigenartige und anregungsfähige Stilskraft für eine nationale russische Architektur darzustellen. Für die große Kunstbewegung sind aber bislang diese nationalen Formwerte belanglos geblieben. Ich glaube auch, daß gerade hier die russische Kunst von vornherein unter die Vorherrschaft fremder Vorbilder so stark gestellt worden ist, daß das Nationale früh verkümmerte. Aber gerade weil man sich nun in der Hinsicht so völlig frei fühlte, haben die russischen Künstler unbedenklicher als die irgend eines anderen Volkes alles Formale in der Fremde gelernt und übernommen. Und weil sie durch keinerlei eigene Kulturüberlieferung behemmt und gezügelt waren, haben sie in der Regel auch die Eigentümlichkeiten der betreffenden Formgebung auf die höchste Spitze getrieben. Die „Richtungen“ verbrauchen sich gerade im modernen Rußland noch viel schneller als anderswo.

Das eigentlich Fesselnde an der Betrachtung russischer Kunst ist, abgesehen vom Auffinden einiger als Persönlichkeiten fesselnder Erscheinungen, die Betrachtung, wie und wo in dieser Kunst Russisches sich ausspricht.

Die älteste russische Kunst steht ganz unter byzantinischem Einfluß. Der Malbetrieb muß so ganz schulmäßig und ohne Zusammenhang mit dem Leben gewesen sein, daß man in der Anzahl dieser stereotypen Heiligenbilder kaum einmal eine Gestalt entdeckt, die einen ausgesprochen slawischen Zug aufweist. Andererseits zeigen diese Bilder auch den glänzenden Vorzug byzantinischer Malerei im ausgezeichneten Farbengeschmack, in der ungemein sorgfältigen Malarbeit, die bis heute ohne Spuren des Verfalls geblieben ist.

Aber eigentlich Russisches ist in dieser Kunst nicht zu finden. Die Unterjochung durch den griechischen Geschmack, die sich im 10. bis 13. Jahrhundert mit der Verbreitung der griechischen Kirche vollzogen hatte, hält bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts an. Nach einer Studie Igor Grabars „Zwei Jahrhunderte russischer Kunst“ (Zeitschr. für bildende Kunst im Verlag E. A. Seemann, Leipzig) erfolgte um die Mitte des 17. Jahrhunderts eine Auflehnung des nationalen Geistes. Leider zeigt uns die Ausstellung nichts von diesen Arbeiten Simon Uschatows. Um so schroffer tritt dann die zweite Periode der russischen Malerei vor uns hin.

Mit ihr beginnt die russische Kunst europäisch zu werden, das heißt, sie wird es auf einmal, auf höheren Befehl. Die Umwandlung ist ein Teil der Reformtätigkeit Peters des Großen. Wie auf andern Gebieten erstrebte er die Wandlung, indem er einerseits Russen ins Ausland schickte, andererseits Ausländer nach Rußland verschrieb. Für die Malerei

waren zu der Zeit Italien, Holland, England und vor allem Frankreich der günstigste Ort. Es beginnt nun eine hohe Blüte russischer Malerei. Genau muß man sich so ausdrücken: es gelingt russischen Malern in der internationalen, damals wesentlich französischen Malerei an die ersten Stellen zu gelangen. Nur weil diese Malerei fast ausschließlich im Porträt aufgeht, kommt etwas Russisches hinein in die Typen. Vom allgemeineren Standpunkt des Kulturbistorikers aus ist die Betrachtung dieses Wandels der Typen eigentlich das Fesselndste.

Die drei Bildnisse Iwan Nikitins (1688—1741) zeigen bereits diese in tüchtiger französischer Art dargestellten echten Russen: Peter den Großen selber auf dem Sterebett; ob nicht gerade die Grausamkeit ihm zur Größe verholfen hat? Dann das Bild eines kleinrussischen Hetmans, blutrünstig und doch auch voll grober Lustigkeit, die freilich fast naturgemäß zur Ausschweifung ausarten muß: ein treuer Diener seines Herrn, aber ein schrecklicher Herr für seine Diener. Endlich im Baron von Stropanow den zunächst noch seltenen Typus des weichen, feinnervigen, anschniegamen, aber durchaus selbstfüchtigen Slawen. Das Familienbild des gleichzeitigen Andrej Matwewjew (1701—1739) fügt den trefflichen Volkstypus bei, aus dem sich ein sympathisches Bürgertum sicher entwickelt hätte, wenn die Gelegenheit dazu gewesen wäre. Dieser Künstler zeigt übrigens holländische Schulung.

Als dann 1757 die Petersburger Akademie der Künste gegründet war, zu deren Professoren eine lange Reihe der trefflichsten Künstler Westeuropas gewonnen worden war, ging die Entwicklung schnell vor sich. Auf Feodor Rokotow (1780—1812) und Mich. Schitanow (stand um 1790 auf der Höhe), von denen wir Bildnisse Katharinas II. sehen, die das ganze Geschick der Aufmachung und die vorzügliche Stoffmalerei der Franzosen zeigen, folgt als der bedeutendste Dmitri Lewitsky (1735—1822). Ihn müssen wir zu den größten Bildnismalern der ganzen Kunst zählen. An die besten Franzosen des Rokoko, an Reynolds und Gainsborough gemahnt die vornehme Eleganz der Aufmachung, die Sicherheit im Einstellen der meist ganzen Figuren in einen unaufdringlichen aber doch belebten Hintergrund. Aber Lewitsky ist naiver als die Genannten, freudiger bei der Arbeit und treuherziger gegenüber der Natur. Er verschönert nicht bewußt, noch weniger bringt er ein eigenes Schönheitsideal mit, dem nun die Modelle angepaßt werden. Am feinsten ist er in einer Reihe von Bildnissen von Stiftsfräuleins, deren einzige Reize die Jugend und eine gute Schulung für elegante — man kommt für diese Zeit nicht um das Fremdwort herum — Körperbewegung sind. Auch in der Stoffmalerei, für die ja diese Malerei wohlterprobte Rezepte besaß, kenne ich kaum Feineres als dieses Damastkleid der Gl. J. Aljmov oder das Schwarz mit Gold in den Gewändern der Borstschow, Rahewsky usw. Die Männerbildnisse stehn nicht ganz so hoch; aber dasjenige des Akademiedirektors Koforinow ist Repräsentationsmalerei allerersten Ranges. Später soll Lewitsky sehr zurückgegangen sein, da er dem flachen aber in aller Welt beliebten Lampi zu sehr nachstrebte.

Wladimir Borowikowsky (1758—1820) kommt seinem Lehrer Lewitsky sehr nahe. Allerdings wird sein Frauentypus gleichmäßiger, und ich glaube, daß der fast allen gemeinsame Zug der Schwärmeri ihnen vom Maler aufgeprägt ist. Denn das Wesen dieser Frauen ist heftig begehrende Sinnlichkeit, die oft hart ans Gemeine streift und den Unterton der Grausamkeit kaum verbirgt. Man kann sich ja auch denken, daß diese Eigenschaften nicht auf die berücktigten Inhaberinnen des Kaiserthrons beschränkt waren. Die Frauen erscheinen so rassistischer als die Männer, bei denen man immer wieder Brutalität oder weichliche Feinnervigkeit als Gegenpole erkennt. Aber alles ist verdeckt, übertüncht mit Allertweltkultur. Noch besteht eben die Kultur nur im Abschleifen der nationalen Art, nicht in deren Steigerung und Veredlung.

Gegenüber dem Bildnis tritt für diese Periode alle andere Malerei zurück. Unter den Landschaftern überträgt Theodor Alexejew (1753—1824) geschickt die Art der venezianischen Kanalmaler auf weitsichtige Newa-prospekte. Feiner wirkt Siemjon Stschedrin (1745—1804) in großen Parklandschaften, deren Duftigkeit und wohliges Grün die zarte Kunst derer um Watteau ins Gedächtnis ruft.

Mit dem Jahrhundertwechsel kommt eine neue Zeit. Die fremden Vorbilder wurden ja auch nach der französischen Revolution andere. Die Romantik hält auch in Rußland Einzug, jene gesellschaftlich-internationale Romantik, die nichts mit starker Phantasie zu tun hat, sondern mehr süße Schwärmeri oder startuende Gebärde ist. Aus Orest Riprenskis (1783—1836) von Rembrandt beeinflusstem Selbstbildnis schaut uns allerdings eine stärkere Persönlichkeit an. Dafür ist Karl Brüllow (1799—1852) der rechte Schönheitsmaler in den Bildnissen, in den Historien Romantiker von der Art der Franzosen Géricault und Delaroche. Auch als Techniker kommt er diesen Malern gleich. — Leider ist in dieser Ausstellung nichts von Alexander Swanow (1806—1858) zu sehen, der, wie es scheint, als einziger Maler in dieser Zeit von den sozialen und ethischen Problemen des russischen Volkslebens im tiefsten aufgewühlt, und so auch ein Sucher in seiner Kunst wurde.

Inr allgemeinen gelang den russischen Künstlern gleichzeitig mit den westeuropäischen ganz leicht der Übergang in ein behagliches Biedermeier-tum: die Frauen verliebt, kokett wie überall, die Verderbtheit nur lugt etwas schärfer durch die Maske der Naivität. Die Männer entweder im „interessanten“ Typus des Salonslawen, oder mit etwas preußisch angefärbter Biederkeit und Lärmlaune. Die Wohnungen behaglich in matten Tönen und fein gestimmten Durchblicken, angefüllt mit niedlichen Dingen. [Charakteristisch vertreten sind Warnock († 1842), Webenestky († 1847).] Diese liebenswürdige Kunst erhält ein scharfes Ende durch die satirischen Bildchen Paul Fedotows (1816—1852), des russischen Hogarth. Auf der andern Seite führte diese sorgfältige Betrachtung des nationalen häuslichen Lebens zu einer liebevollen Versenkung in die russische Natur und

das eigene Volkstum. Bei Alerrej Wenezianow (1780—1847) finden wir zuerst diese echte Darstellung der heimischen Landschaft und der mit ihr verwachsenen Bauern. Er gilt als der Gründer der realistischen Schule. Auf dieser Linie führen dann der dramatische Ilija Repin (geb. 1844), den wir auch als lebhaft charakterisierenden Bildnißmaler kennen lernen, über den unserm Menzel verwandten Maler der Vergangenheit, Wassili Surikow (geb. 1848), zu dem Fanatiker des Naturalismus, Iwan Schischkin (1831—1898). Daneben führte die innige Beschäftigung mit der Natur auch zur besonders eindringlichen Betrachtung der Licht- und Farbenspiele. Beim Anblick der duftigen Landschaften des jüngern Stschedrin (1791—1830), des Lichtkünstlers Archip Kuinski (geb. 1842), des völlig in Licht und Luft untertauchenden Sawrassow (1830—1897) hat man das Gefühl, daß Rußland ebensogut wie Deutschland (Blechen, Spitzweg u. a.) zu einer ganz bodenständigen, dem Impressionismus verwandten, genauer der französischen Barbizonschule parallelen Landschaftsmalerei gekommen wäre, wenn nicht störende Einflüsse es verhindert hätten.

In Rußland war das freilich eine echt nationale Bewegung. Realismus ist auch in Frankreich und Deutschland zum Teil zum Sozialismus geworden, und zwar bei jenen Malern, deren Naturanlage gedankenhaft ist. Viel näher lag diese Entwicklung in Rußland, dessen realistische Literatur ja von Anfang an diesen sozial-ethischen und revolutionären Charakter angenommen hat. In der russischen Malerei ist der Hauptvertreter dieser Richtung Wassili Werestschagin (1842—1904), der große Kriegsmaler.

Daß er in dieser Ausstellung gar nicht vertreten ist, zeigt, wie wenig das jüngere russische Künstlergeschlecht von dieser „lehrhaften“ Richtung wissen will. Vielleicht ist es ja auch für das Gedeihen der russischen Kunst notwendig, daß sie gegenüber diesen Verpflichtungen frei wird, daß sie sich einmal Selbstzweck wird. Wir haben noch kurz die Leistungen dieses jungen Rußlands zu würdigen.

Mit Konstantin Korowin (geb. 1861) sehen wir die Einflüsse beginnen, die die Bekanntschaft mit der neuen französischen Landschaftsmalerei samt den Lehren der „Nur-Malerei“ auf die jungen russischen Maler ausübte. Durchwandert man die ihnen eingeräumten Säle, so hat man so ziemlich alle Stimmungen und Anregungen, alles Suchen und Fasten der jungen westeuropäischen Malerei beisammen. Wie es sich bei einer so gar nicht bodenständigen Kunst von selbst versteht, erscheint bei jeder dieser Richtungen das äußerlich Charakteristische noch gesteigert, so daß fast nichts mehr natürlich wirkt. L'art pour l'art im höchsten Maße. Darum findet auch das Dekadente oder doch Nervöse die meiste und beste Nachempfindung. Da sind Alexander Benois (geb. 1870), der bei uns oft ausgestellte Konst. Somov (geb. 1869) und Leo Bakst (geb. 1867), bei denen das Rotoko Menzels mit dem toletten Wiedermeiertum der Wiener, Beardslens spitzige Nervosität und die geriffene Linientkunst Lautrecs seltsam ineinander verquickt erscheinen. Eine andere Gruppe rast in impressionistischen Farben-



orgien à la Cézanne. Van Gogh und Gauguin begegnen uns. Es hat nicht viel Zweck, dabei Namen aufzuzählen. Ob diese internationalen Richtungen einige Vertreter mehr oder weniger zählen, bleibt schließlich gleichgültig. Gleichgültig erst recht für die Entwicklung einer eigentlich russischen Kunst. Was diese Art Künstler erreichen kann, ist doch allenfalls eine beherrschende Stellung in der internationalen, ihrem Geiste nach aber eigentlich französischen und englischen Kunst. Das ist einigen von ihnen gelungen; außer den oben Genannten vor allem Philipp Maliatow (geb. 1869), der die Anders Jorn abgelernte Wucht breiter Pinselführung eingeengt, aber in der Wirkung auch zweifellos vertieft hat. Die Einengung liegt in der einseitigen Ausnützung der roten Farbe. Symphonien, besser Tanzorgien in Rot sind seine Bilder. Aber ein gewaltiges, fortreisendes Temperament liegt in diesen Bildern.

Wer aber zugibt, daß das Russentum etwas Besonderes ist in der Masse der Völker, der kann auch nicht leugnen, daß es doch für dieses Russentum selber, wie für seine Aufgabe in der Welt entscheidend ist, ob es die ihm zugehörigen Werte zur Geltung zu bringen vermag. Es sind glücklicherweise Künstler vorhanden, deren Streben nach dieser Richtung geht.

Einen Künstler wie Isaak Lewitjan († 1900) schätze ich in dieser Hinsicht nicht so hoch ein. Ich stimme völlig mit jenen überein, die sagen, daß der Stoff, das Sujet nicht entscheidend sei für den Wert eines Bildes. Der Stoff muß den ihm entsprechenden Ausdruck finden. Dadurch, daß russische Gegenden nach den Rezepten der Schule von Barbizon gemalt werden, entstehen keine russischen Bilder. Dagegen ist Valentin Serow (geb. 1865) ein ganz gewaltiger Künstler, der, ähnlich wie der Norweger Anders Jorn, die in Frankreich und England (Porträt) gewonnene Technik so zurechtgemodelt hat, daß sie jetzt als der natürlichste Ausdruck seiner durchaus nationalen Kunst erscheint. Seine kleinen Landschaften sind von ausgesprochener Eigenart; geradezu großartig die im Format ganz kleinen „historischen“ Bilder „Peter I. auf der Jagd“, „Katharina II. auf der Jagd“ usw. Die Charakteristik der Personen, die packende Lebendigkeit der Bewegung ergreifen einen so, daß man geradezu das Gefühl hat, vor Bildern von riesiger Ausdehnung zu stehen.

Am stärksten spricht zu uns das Russentum aus den Werken Michaels Wrubels (geb. 1856). Nicht nur weil er die phantastisch-verwilderte Märchenwelt Rußlands gestaltet hat mit einer fürs Grausige und Fragenhafte einzigartigen Phantasiekraft. Aber bei diesem Manne spürt man auch die Nähe des Orients in einer ganz eigenartigen und doch nirgends gekünstelt wirkenden Farbigeit. Paul Kusnezow und Wiktor Mussatow (1869—1905) sind viel schwächlichere Naturen, wenn auch hervorragende Begabungen. Der erstere zumal in dekorativer Hinsicht. In Mussatow aber ist auch etwas Deutsches wirksam, obgleich die gerade Einwirkung eher von den englischen Präraffaeliten ausgegangen ist.

Zwei Künstler sind mir dann noch besonders aufgefallen, die in ihrer Heimat, wie es scheint, nicht in hervorstechendem Ansehn stehn. Nikolaus Röhricz ist vielleicht ein Schüler Serovs. Stücke wie „Die Jäger“ oder „Die Mörder“ legen es nahe. Aber nicht umsonst hat der Mann, wie sein Name sagt, offenbar auch deutsches Blut in den Adern. Stärker als der eingeborene Russe empfindet er, was auf den Westeuropäer den stärksten Eindruck macht, erschreckend und bedrückend, aber auch großartig: die leere Weite und die Gleichmäßigkeit, die fast zum Ornament erstarrte Rhythmit des Lebens, in dem der einzelne nichts ist, sondern nur die Sunst, die Masse der Gleichartigen. „Konklave“ ist dafür besonders kennzeichnend.

Der andere Künstler ist Konstantin Bogajewsky, von dem drei Landschaften ausgestellt sind, in denen die Größe der öden Natur mit erdrückender Gewalt zum Ausdruck kommt.

Damit sei diese Rundschau über die russische Malerei beendet. Der Kräfte und Begabungen besitzt das Volk eine große Zahl. Mögen sie sich in einer Richtung entfalten, die dem russischen Volke den Wert seiner Sonderart zum stolzen Bewußtsein bringt. Das wird auch für die Bedeutung der russischen Kunst innerhalb des Gesamtschaffens Europas am besten sein.



## Zwei Bilderbücher

Als „Familienbilderbuch“ bezeichnet Eduard Engels das von ihm herausgegebene „Hausbuch deutscher Kunst“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Ich wünsche dem 375 Bilder in guter Wiedergabe darbietenden Buche, daß ihm die Erfüllung der Hoffnungen werde, die im Titel ausgesprochen sind. Ich wünsche es ebensojehr unserem deutschen Hause. Denn es ist hier ein echtes Hausbuch, wie der Herausgeber in einem kurzen Vorwort erzählt, dadurch entstanden, daß er von Jugend an unter Beihilfe seiner ganzen Familie und der Freunde des Hauses in einer Mappe vereinigte, was ihm an Bildern besonders wert und lieb geworden ist. Er bietet nun die Auswahl des Besten, „frei von allen lehrhaften, schulmeisterlichen, wissenschaftlichen, kunstpolitischen Nebenabsichten“. „Jene ganz naive, fast angeborene Freude an behaglicher Bilderbetrachtung, die beim ersten Kinderbilderbuch beginnt, durch Bildermappen, Museen und Ausstellungen führt, die Wände unseres Hauses mit Gemälden, Radierungen, Stein drucken, Photographien schmückt, ja, in die Kirche, die Ratsstube, die Ständekammer uns begleitet und erst auf dem Friedhof von uns Abschied nimmt, indem sie uns übers Grab hinaus das letzte Lebenswohl zuruft — eben diese unbefangene, natürliche Freude an der Kunst als solcher, keineswegs aber die Absicht, Kunstgeschichte zu dozieren, einen Bilderatlas der wichtigsten Erzeugnisse deutschen Kunstschaffens vorzuführen, Stilarten und Künstlerhandschriften unterscheiden zu lehren, ‚Richtungen‘ zu begünstigen oder zu bekämpfen, leitete unsere Bestrebungen.“ . . . „Deutsche Familienhaftigkeit, deutsche ‚Heimeligkeit‘, wie Johannes Scherr es nennt, bereitete unserer Kunstliebhaberei den Boden. Und die jedem von uns vernehm-

bare Stimme des unmittelbaren Lebens, nicht abstrakte Begriffe, Systeme, Theorien, Schlagworte und Geschmacksmoden leiteten uns sowohl bei der Auswahl der einzelnen Bilder als auch bei der Anordnung und Einteilung des ganzen Buches.“ ... „Unser Familienleben in seinen Beziehungen zur Natur, zum Hause, zum Vaterland und zur Kirche darzustellen, der Jugend Vergangenes und Zukünftiges, dem Alter die Jugendheimat, den gemeinsamen Paradiesgarten zu zeigen, kurz, das Leben in Bildern schlicht und treu, aber mit warmer Freude an den Gegenständen wiederzugeben und so in manchem der einsam oder gemeinsam Beschauenden den inneren Dichten zu wecken, daß er ausdeutend und ergänzend schaffe mit seiner eigenen Phantasie.“

Die Anordnung des Ganzen ist sehr glücklich getroffen nach den Gesichtspunkten: „Landschaft — Naturleben“, „Von der Wiege bis zum Grabe“, „Deutsche Männer und Frauen“, „Aus vergangenen Tagen“, „Humor — Satire“, „Mythen und Mären“, „Religiöses — Betrachtung“. Engels sagt selbst, daß er nicht „das“, sondern „ein“ Hausbuch deutscher Kunst gegeben habe. Mancher wird natürlich manches ihm liebe Bild vermissen, darunter auch solche, die nicht aus verlegerischen Gründen wegbleiben mußten. Aber im allgemeinen wird man der Auswahl freudig zustimmen. Denn das Wichtigste ist, daß man die Anwesenheit von Bildern nicht störend empfindet. Mir ist das z. B. nur mit einem Bilde, „Kaulbachs Narrenhaus“, so gegangen. Das ist weder Humor noch Satire, sondern sensationelle Wache, die auf mich um so widerlicher wirkt, als die armen Narren nur deshalb in der Mitte eine Pyramide bilden müssen, damit Kaulbach sein Lehrsystem der Dreiteiligkeit durchführen kann.

Reicher und systematischer hätte nach meinem Gefühl die Plastik herangezogen werden müssen, und schade ist es, daß die Architektur so ganz fehlt. Da hätte sich durch ganz naturgetreue Städte- und Dorfbilder der Nachweis führen lassen, wie hoch und wie echt familienhaft gerade die deutsche Kultur des Außen- und Innenbaues von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis kurz nach 1600 gewesen ist, wie dann später noch einmal, um 1800 herum, ganz familienmäßig und etwas klein, aber sehr traut dieses Kulturgefühl formaler Schönheit erwachte. Und ebenso wäre es sehr begrüßenswert gewesen, wenn es gelungen wäre, vielleicht doch ein Zehntel der Bilder farbig wiederzugeben. Für die Weckung des Farbensinnes gerade im deutschen Hause kann nicht genug geschehen. Das sind Wünsche, keine Ausstellungen. Wünsche für eine zweite Auflage, die dem Buche oder besser der deutschen Familie hoffentlich recht bald beschieden wird.

Das zweite Bilderbuch wendet sich wohl ausschließlich an den Fachmann, wird aber für diesen ein unvergleichliches Hilfsmittel darstellen. Es ist der große Katalog der Ausstellung deutscher Kunst von der Zeit von 1775—1875 in der Kgl. Nationalgalerie 1906, den der Vorstand der deutschen Jahrhundertausstellung bei der Verlagsanstalt F. Bruckmann in München herausgegeben hat. Auf den ersten, in sich geschlossenen Band dieses Werkes ist früher hingewiesen und dabei hervorgehoben worden, daß dieser erste Band sich ausgezeichnet für die deutsche Familie eigne. Dieser zweite, wiederum ein Ganzes für sich bildende Band bringt den Katalog der ganzen Ausstellungen mit kurzen Farbenbeschreibungen von J. Meier-Gräfe und 1137 Abbildungen, also so ziemlich alles, was der erste Band an Abbildungen nicht gebracht hatte. Es ist hier ein sonst nirgendwo in dieser Voll-

ständigkeit und Übersichtlichkeit gebotenes Bildermaterial zur deutschen Kunstgeschichte vereinigt. Die Klischees sind nach ganz vorzüglichen Aufnahmen sehr sorgfältig gearbeitet, und wir besitzen hier jetzt ein Quellenwerk für die Geschichte der deutschen Malerei im angegebenen Zeitraum, zu der es nur verhältnismäßig weniger Ergänzungen bedarf. Darum sollte, wer über die Mittel verfügt, zum ersten 20 Mk. kostenden Teil dieses Kataloges auch diesen zweiten für 60 Mk. sich in seine Bücherei einstellen. St.



## Zu unsern Kunstbeilagen

Unser Titelbild ist eine Lithographie nach einem Blatte Johann Boffards, dessen Gesamtbedeutung im letzten Heft gewürdigt worden ist. Es entstammt, wie die dem Februarheft vorangestellte Lithographie, einem groß angelegten, 40 Blatt umfassenden Zyklus „Das Jahr“, der den Menschen im Zusammenhang mit der Natur darstellt. Die kühne Phantasie, der quellende Gedankenreichtum, die tiefsinnige Symbolik des Künstlers haben in diesen großen Blättern ein herrliches Werk geschaffen, das leider noch der Vollendung harret, weil seine Ausführungsmöglichkeit für den Künstler von einer bestimmten Zahl von Subskribenten abhängig ist. Es wäre mir eine ganz besondere Benugtung, wenn die Veröffentlichung im Türmer einige Kunstfreunde veranlassen würde, für dieses große Wappenwerk, das sicher zum Gewaltigsten und Eigenartigsten gehört, was die deutsche Kunst seit Jahrzehnten auf diesem Gebiete zustande gebracht hat, Abnehmer zu werden. Die Hälfte der Blätter ist bereits gedruckt, der Subskriptionspreis des ganzen Werkes beträgt 400 Mk. Die Auflage ist auf eine geringe Zahl beschränkt.

Unsere beiden anderen Bilder sind einem im Verlage von Gustav Schloemann zu Hamburg erschienenen Buche entnommen, dem die bevorstehende Gerhardtfeier hoffentlich den Eingang zu recht vielen christlichen Häusern verschaffen wird: Lieder Paul Gerhards mit Bildern von Rudolf Schäfer (schön gebunden 5 Mk.). Aus der großen Zahl der Gerhardtlieder sind hier 27 ausgewählt, die in vier Gruppen: „Das Kirchenjahr“, „Christliches Leben“, „Das Leben in Haus und Natur“ und „Tod und Ewigkeit“ geordnet sind. Rudolf Schäfer, auf den ich unsere Leser schon gelegentlich seines früheren Buches „Das Leben unseres Heilandes“ hingewiesen habe, ist ein noch nicht dreißigjähriger Künstler, auf den die christliche und wohl auch die kirchliche Kunst große Hoffnungen setzen darf. Gebhardt, Steinhäusen, Thoma und Ludwig Richter unter den neueren, dann aber vor allem Rembrandt sind die Schutzpatrone dieses doch selbständig fühlenden und eigenartig gestaltenden Künstlers, der nicht nur durch die glückliche Vereinigung der Bemühtlichkeit Richters mit der Größe Steinhäusens und der energischen Charakteristik Rembrandts für sich einnimmt, sondern auch in diesen kleinen Bildern ein so hervorragendes raumtechnisches Geschick bewährt, daß ich sicher bin, er würde auch großen monumentalen Arbeiten gewachsen sein. St.





## Julius Otto Grimm

Von

Leberecht Treu

Vor einem auserlesenen Publikum fand im Jahre 1903 im Rathausssaale der Stadt Münster die Gedächtnisfeier für einen Mann statt, der 40 Jahre lang die musikalischen Schicksale der Stadt geleitet hatte.

Die letzten Töne des Schlußchores der Matthäuspassion hatten eine weihevolle Stimmung vorbereitet, in welche der Prolog für die eigentliche Feier mit den Worten ausklang:

„Ihr Menschen, denen er so viel gegeben,  
Sagt es euch vor: Er schwand aus eurem Leben,  
Der letzte Klassiker, der alte Grimm!“

Also kennzeichnete mit gewisser dichterischer Freiheit Fräulein Johanna Balz die Stellung Grimms, die Dr. August Preisling in seinem Aufsatz „Erinnerungen an Julius Otto Grimm“ näher dahin präzisierete: „Mit Grimm ist einer der letzten bedeutenden Musiker aus dem Leben geschieden, die sich um Robert Schumann, den Bannerträger der musikalischen Romantik, geschart hatten.“ Und in der Tat, diese Charakteristik ist durchaus zutreffend; einer der letzten Großen aus der nachklassischen Mendelssohn-Schumann-Periode, die hineinragten bis in unsere Zeit — das war Julius Otto Grimm. Und dennoch ist er der großen Menge kaum bekannt geworden. Manche köstliche Perle hat er uns in seinen zahlreichen Liedern geschenkt, aber nur wenige Sänger schmückten sich damit. Gar manches lautere Gold ruht in seinen übrigen Werken; doch wie vielfach greift man zum stimmernden Modezeigerat, und sei es auch nur Talmi!

Durch seine Beziehungen zu den Größten seiner Zeit erweckt der Lebensgang des Meisters ein besonderes Interesse. Grimm ist am 6. März 1827 zu Pernaу (Livland) geboren. Seine Eltern verlor er in frühester Jugend. Eine Tante, vielleicht mehr noch seine Cousine, Wilhelmine Grimm, leitete fürsorglich seine Erziehung. Im Jahre 1844 bezog Grimm als Beflügelter der Philologie die Universität Dorpat, wo er auch bald einen aus seinen Korpsbrüdern gebildeten Gefangverein leitete. In diese Zeit fiel ein Ereignis, welches vielleicht seiner ferneren Lebensbahn die bestimmende Richtung gab.

Es war im Jahre 1848. Am musikalischen Himmel war ein neuer Stern aufgegangen; bis zum weitentlegenen Dorpat war der Name Schumann gedungen, und die kunstbegeisterte Schar der um Grimm versammelten Jünger berauschte sich an Schumannscher Muse. Da drang eine für Dorpater Verhältnisse geradezu märchenhafte Kunde zu Grimms Ohren. Die von ihm so glühend verehrten Gatten Schumann wollten gelegentlich einer Reise nach St. Petersburg in Dorpat konzertieren. Und so geschah es. Grimm aber zog mit seiner wackern Sängerschar zu einem Ständchen vor Schumanns Wohnung, und in die lauen Lüfte des schönen Sommerabends klangen stimmungsvoll Schumannsche Weisen: „Träumender See“ und „Minnesänger“. Über diese zart sinnige Aufmerksamkeit hoch erfreut, zogen die Gatten Schumann den jugendlichen Dirigenten in ein Gespräch, und das hier angeknüpfte Band sollte ein Freundschaftsbund für das ganze Leben werden. Ihnen nachzustreben, in die Tiefen und Höhen der Kunst einzubringen, war das Gelohnis jenes unvergeßlichen Abends.

Doch einstweilen mußte er noch diesem seinem Wunsch entsagen, der Ernst des Lebens zwang ihn zum Broterwerb. Mit freundlicher Hand geleitete ihn Fortuna in das Haus der kunstsinigen Familie des Kommerzienrats Sunder in Petersburg, wo er während der Jahre 1848—1851 als Hauslehrer verblieb. In diese Zeit fällt auch die Bekanntschaft mit dem Hofpianisten Adolf Henselt, der Sunder bestimmte, Grimm die Mittel zum Musikstudium zu gewähren. Die Fesseln kleinlich drückender Sorgen waren mit einem Schlage gesprengt, der Weg zur „holden Kunst“ lag frei!

Am Himmel der Musenstadt Leipzig strahlten im Nachglanze des Doppelgestirns Mendelssohn-Schumann als leuchtende Namen Moscheles, Ries, Ferd. David, Gade, E. F. Richter, Hauptmann. Und so war Leipzig das Mekka, wohin im Jahre 1851 Grimm, mit Empfehlungsschreiben reichlich versehen, pilgerte. Im Herbst 1853 kam der junge Johannes Brahms nach Leipzig, der sogleich zu Grimm in ein Freundschaftsverhältnis trat und ein Nebenzimmer von dessen Wohnung bezog. Da gab's viel Besuch. Liszt kam mit Hans v. Bülow, Hans v. Bronsart, Klindworth und anderen von Weimar, der alte Wieck mit seiner Tochter Marie. Liszt spielte Brahms E-moll-Scherzo Op. 4 aus dem keineswegs deutlich geschriebenen Manuskript vom Blatt mit erstaunlicher Virtuosität dem Komponisten vor. — Grimm gab sich unter Führung seiner Lehrer Moscheles, Gade, Hauptmann und E. F. Richter usw. mit großem Eifer seinen Studien hin. Mit Schluß des Sommersemesters 1853 war die eigentliche Lehrzeit vorüber. — In Begleitung seines besten Freundes, Brahms, reiste er nach Hannover. In seinen „Erinnerungen“ sagt Grimm: „Auf dem Bahnhofe daselbst trafen wir den auf der Durchreise nach Leipzig begriffenen Franz Wüllner, dem wir für die Leipziger Freunde einen Reisepaß ausstellten, mit dem von Brahms abgefaßten Signalement: ‚Spielt auch Op. 106 mit Schlußfuge auswendig.‘ Am Bahnhof zu Hannover gab's einen gemüthlichen Tisch mit 4 Stühlen und gutem Bier; dahin versammelten sich abends um 6 Uhr Schumann, Joachim, Brahms und ich.“

Wahrscheinlich ist Grimm schon während seiner Studienzeit Joachim — damals Konzertmeister in Weimar — näher getreten, denn es bestand in der Zeit zwischen Weimar und Leipzig ein reger Verkehr. So erzählte Grimm von folgendem Intermezzo: Die musikalische Welt Leipzigs habe sich ein Rendezvous in Weimar mit dortigen Musikern gegeben. Als Moscheles als erster

das Zimmer verließ, habe Bülow ihm eine lange Nase gedreht und „Gute Nacht, monsieur pantalon!“ hinter ihm hergerufen. Grimm habe sich des alten Moscheles, in dessen Hause er freundschaftlich verkehrte, mit Wärme angenommen und sich deshalb mit Bülow ernstlich entzweit. Erst viele Jahre später entführte sich Bülow dadurch, daß er bei Gelegenheit eines Konzertes in Münster Grimm sein Programm einreichte, darunter eine Nummer, „La Leggerezza“, von Moscheles, mit dem lakonischen Zusatz: Weimar vor 32 Jahren. Bülow habe das Stück auch gespielt, und dadurch sei das alte, freundschaftliche Verhältnis wieder hergestellt.

In Hannover war es besonders Joachim, zu dem er in ein enges Freundschaftsverhältnis trat. Nach Schumanns schwerer Erkrankung im Jahre 1854 reisten Brahms und Grimm nach Düsseldorf, wo sie bis zum Herbst verblieben, um der schwer geprüften Gattin in ihrem Kummer beizustehen. Als Schumanns Zustand derart war, daß auch nur selten die intimsten Freunde zu ihm gelassen wurden, war Grimm in Emdenich. Einem Briefe Grimms darüber entnehmen wir das Folgende: „Ich habe Schumann gesehen. Dr. Peters ging ihm auf dem Hofe entgegen und knüpfte ein Gespräch an, das Schumann sehr freundlich und verständig fortführte, d. h. auf die Fragen antwortete. Sein Auge hat durchaus nichts Irres, er ist ganz, wie er in Hannover war, nur etwas beleibter. Samstag Abend hat er plötzlich im Weintrinken angehalten und behauptet, es sei Gift im Wein, worauf er den Rest auf die Erde gegossen. Übrigens ist er ruhig und vernünftig gewesen, so oft er sich geäußert hat.“ —

Des allgemeinen Interesses wegen wollen wir auch einen Brief Klara Schumanns hier teilweise wiedergeben:

„Ostende, Dienstag, 15. Aug. 1854. Lieber, verehrter Herr Grimm, ich kann es Ihnen nicht sagen, wie tief mich Ihr Brief erschüttert, aber auch, wie innigst ergriffen mich Ihre Teilnahme hat, die aus jedem Ihrer Worte spricht. Mit tiefster Wehmut ist mein Herz erfüllt, ach, alles ist so schrecklich traurig; seine Leiden, sein herrlicher Geist so getrübt, er, so heiß geliebt und jetzt verlassen und allein, — ist es denn nur möglich, daß ein Weib solchen Kummer trägt! Recht wahr habe ich aber bei all dem großen Schmerze, indem ich Ihre Zeilen las, wieder empfunden, wie reich ich von Gott gesegnet bin, solche Freunde zu besitzen, wie Sie, Brahms und der gute Joachim mir sind. Besonders danke ich Ihnen, daß Sie den Arzt geradezu gefragt, ob er sicher hoffe . . . Ich nehme es mir auch jetzt wieder recht ernstlich vor, all meine Kräfte aufzubieten, des teuren Geliebten würdig zu dulden und zu handeln. Es muß ja nach solchen Ausfagen neuer Mut mich befeelen, so zu handeln, daß ich auch seines Wiederbesitzes möglichst würdig zu werden suche; ich weiß, daß es doch ein unverdientes Glück ist, wenn Gott mir Ihn wiederchenkt.“ . . .

Den Jahren des Wanderns sollten nun die Meisterjahre folgen. In Göttingen wurde die akademische Musikdirektorstelle frei, um die sich Grimm, auf Empfehlungen von Moscheles gestützt, bewarb; aber Bille, der in Hannover schon durch die von ihm ins Leben gerufene „Neue Singakademie“ festen Boden gewonnen hatte, ließ Grimm den Vorrang ab. Viele Unterrichtsstunden, die Leitung mancher Gesangvereine, verhalfen Grimm aber trotzdem in Göttingen zu einem erträglichen Dasein. Seine Konzerte erfreuten sich bald besonderen Ansehens, zumal Klara Schumann und Brahms sich wiederholt beteiligten. Philipp Spitta, damals noch Studierender an der Göttinger Universität, spielte die Orgel. Fleißig musiziert wurde auch im großen Saal des Klavierfabrikanten

Rietmüller. Das Rietmüllersche Haus sollte ihm aber noch von besonderer Bedeutung sein. Mehr als der Saal zog ihn Fräulein Philippine Rietmüller, eine von hohen Idealen erfüllte Natur und vorzügliche Pianistin, an. Auch sie fühlte sich zu Grimm hingezogen, und so ward zwischen beiden bald der Herzensbund fürs Leben geschlossen. Wohl Grimm zuliebe brachte Joachim das Sommersemester 1857 in Göttingen zu. Im darauffolgenden Sommer kam Frau Schumann mit ihren Kindern lange Zeit zu Besuch. Auch Brahms besuchte ihn vom Detmolder Hof aus, einzelne Male kamen auch Bargiel und Scholz. Welch reges Musikleben muß damals Göttingen erfüllt haben!

Die Hochzeitsreise machte das junge Paar zu Brahms nach Düsseldorf, der die Neuvermählten überglücklich aufnahm und mit eigener Hand die Wohnung mit Blumen schmückte.

In Oldenburg und gleichzeitig in Westfalens Hauptstadt waren die Dirigentenstellen der dortigen Musikvereine frei geworden. Um beide bewarb sich Grimm, weil er sich nach umfassender Tätigkeit sehnte. Bevor jedoch die Entscheidung für Oldenburg getroffen war, erhielt Grimm die Nachricht, einstimmig in Münster gewählt zu sein, und so sehen wir ihn im Jahre 1860 dorthin ziehen. Was Grimm während seiner 40jährigen Amtstätigkeit in Münster gewirkt, wird in der Musikgeschichte Westfalens unvergeßlich bleiben.

Münster wurde bald zu einer der angesehensten Pflegestätten der Musik. Nicht allein aus allen Teilen der Provinz, auch aus den Rheinlanden eilten trotz Düsseldorf und Köln zahlreiche Musikfreunde nach Münster, um dem alljährlichen zweitägigen Cäcilienfest des Musikvereins betwohnen zu können. Grimm brachte das Orchester zu hoher technischer Vollendung, seine Chöre wurden musterfüllig. In einem mir vorliegenden Briefe von Amalie Joachim an Grimm vom 6. Dezember 1878 sagt diese: „Wie ist Ihre Musik so herzerquickend! Ihr Chor ist besser als alle, die ich seither gehört habe. Sie können wirklich stolz darauf sein.“ Grimms besonderes Verdienst ist es, trotz großer Begnerschaft Brahms zu voller Geltung gebracht zu haben, er gehört zu denen, die als die ersten die neuen Werke Brahms zur Aufführung gelangen ließen.

Ein trauriges Schicksal verdunkelte seinen Lebensabend. Gleichzeitig erkrankten die Ehegatten Grimm im Jahr 1896; die Gattin erlag nach achttägigem Krankenlager, aber erst drei Wochen nach der Beerdigung konnte die Tochter es wagen, dem langsam genesenden Vater davon Kenntnis zu geben. Im Jahre 1903 verfiel Grimm immer mehr, und am 7. Dezember legte er sich zu ewigem Schlummer. Ein Marmordenkmal in der Nähe seiner Wohnung zeigt nachfolgenden Geschlechtern das Bildnis des Meisters mit den zart geschwungenen Gesichtszügen, dem edeln Profil, dem mächtigen, an einen Patriarchen gemahnenden Vollbart. Wie dem Toten große Ehrungen erwiesen wurden, so auch hat im Leben das Wirken Grimms reiche Anerkennung gefunden. Er war Professor, Dr. h. c. der Akademie in Münster und hatte zahlreiche Ehrenstellungen bei in- und ausländischen Korporationen inne.

Haben wir uns bis jetzt zumeist mit dem Menschen Grimm beschäftigt, so erübrigt sich noch, seine Bedeutung als Künstler zu besprechen. Seiner Dirigententätigkeit haben wir schon gedacht. Eigentliches „Virtuosentum“ im neuzeitlichen Sinne als Pianist hat Grimm wohl nicht besessen, aber was er spielte, spielte er mit künstlerischer Vollendung. Summa als Klavierbegleiter war Grimm geradezu unübertrefflich, für Schüler höheren Auffassungsvermögens



ein vorzüglicher Lehrer. Seine korrigierenden Bemerkungen waren fast stets symbolisch, zumeist Bildern aus Märchengeschichten entnommen. So mußte sich z. B. der Schreiber dieser Zeilen in seinen schriftlichen Arbeiten bei Wiederholungen, sei es in der Harmoniefolge oder in der eine Satzentwicklung führenden Gedankenwiederholung den Vorwurf gefallen lassen: „Sehen Sie nicht, da sitzt ja Mutter Swinegel.“

Der eigentliche Schwerpunkt von Grimms künstlerischer Tätigkeit lag auf dem Felde selbstschöpferischen Schaffens. Kein Geringerer hat das mehr empfunden als Brahms, der auch dem Freunde seine Sachen zur Durchsicht gab. Von einer seiner Erstlingsarbeiten im Orchestrieren schreibt Brahms an Joachim, daß er das Gute darin Grimm verdanke. Wie sehr man im allgemeinen den künstlerischen Einfluß Grimms schätzte, besagt das charakteristische Scherzwort von zur Mühlens: „Wir haben ja doch alle an Ihes Brüsten gesogen.“ (Grimm wurde in Freundeskreisen Ise genannt.)

Ein dauerndes Andenken hat sich Grimm in seinen zahlreichen Kompositionen gesetzt. Seine Werke größeren Stiles, die auch vielfach ihren Weg nach Amerika gefunden haben, sind bereits in der einschlägigen Literatur eingehend gewürdigt. Wir verweisen im besonderen auf Kreschmars Konzertführer und die Abhandlung Christiansens im dritten Hefte der „Musik“ 1905—06 und den 11. Jahrgang des „Baltischen Jahrbuchs“ (Sunnius). Bekannt ist Grimm als Bahnbrecher für die moderne Saitenform, seine Quickbornlieder, ein Born des Erquidens, sind, ebenso wie die von reicher Stimmung bewegte Kantate „An die Musik“, in unsern Konzertsälen heimisch. Bisher nicht genügend gewürdigt ist die Kleinkunst Grimms; wir meinen in erster Linie seine 54 Lieder, die man leider nur selten auf den Konzertprogrammen findet. Er gießt darin aus die Fülle seiner reichen Phantasie; alle Saiten menschlichen Empfindens läßt er in wundervollem Ausdruck erklingen. Duftige Märchenstimmung atmet gleich sein erstes Werk „In der Mondnacht“, das er geschrieben, ehe er den ersten ordentlichen Musikunterricht empfangen. Die Darstellung elegischer Stimmung durch sehnuchtsvoll drängende Triolen unter Anwendung des Durkolorits, abgesehen von einer sich wiederholenden Phrase in seinem Lied Op. 1<sup>2</sup> „Ach, es sitzt mein Lieb und weint“, läßt erkennen, daß er nicht am Herkömmlichen klebte. Allerdings zeigen einige seiner Lieder den Einfluß Schumanns, wie das stimmungsvolle „Erste Meerfahrt“ im Einleitungsmotiv (Op. 3<sup>1</sup>), bei Breitkopf & Härtel. Wiederholt schlägt Grimm auch den Volksliedton an, wie in den bei Ristner erschienenen „All meine Herzgedanken“. Von den bekanntesten seiner Lieder sind zahlreiche bei Rieter-Biedermann erschienen, so die Serie Op. 20, das einfache, den tiefempfindenden Lyriker kennzeichnende „Ständchen“, Op. 18<sup>2</sup>, „Warum bist du denn so traurig“, Op. 11<sup>4</sup>. Als vollendeter Meister verwebt Grimm seine Gedanken in rhythmisch stets fesselnde Bilder, getaucht zumeist in ein stimmungsvoll abgetöntes Farbentolorit der Klavierbegleitung, so in „Wenn die Sonne weggegangen“ und „Nachtlied“ (Op. 1 u. 5). Zwei Hefte, Op. 22, enthalten reizvolle dreistimmige a capella-Chöre; schwingvolle Männerchöre mit Blasorchester „Zum Geburtstag des Kaisers“ sind bei E. Bisping in Münster erschienen. Erwähnenswert sind auch seine in vornehmem Stil geschriebenen Märsche für großes Orchester. Wenn wir hier nur eine kleine Auswahl Grimmscher Kompositionen für Gesang kurz erwähnten, so sei auch noch der Klavierliteratur gedacht, um die uns Grimm bereicherte, der Scherz, Op. 5, (Rieter-Biedermann), der Klavierstücke (Breitkopf & Härtel) und der Sachen

in freier Kanonform, Op. 9, wельch letztere bereitetes Zeugnis dafür ablegen, mit welcher Meisterschaft Grimm die schwierigsten Kontrapunktischen Gebiete beherrschte. Hundert Kompositionen, in die Opuszahl 28 zusammengebrängt, sind das Ergebnis seiner Schöpferkraft. Non multa zwar, nach der Ziffer gemessen, aber ein multum von so hohem Werte, daß vieles von dem, was er geschaffen, der Nachwelt noch lange erhalten bleiben möge.



## Ludwig Thuille †

**M**itten im besten Schaffensalter, 45jährig, ist Ludwig Thuille am 5. Februar in München gestorben. Das Münchner Musikleben verliert in ihm einen seiner einflussreichsten Vertreter, denn Thuille galt seit Jahren als hervorragender Kompositionslehrer, zu dem die Mehrzahl unserer jüngeren Komponisten am Ende ihrer Studien pilgerte. Und so erleidet auch unsere gesamte deutsche Musikbildung einen schweren Verlust; denn in Thuille vereinigte sich mit dem ganz im modernen Leben stehenden Komponisten ein mit ungemeinem Formsinne und hervorragender Formkenntnis begabter Musiker, der gegenüber der allgemeinen Verlotterung des architektonischen Formfühlers in der Musik einen wirksamen Damm bildete. Für seine eigenen Werke bildet diese Vermengung der mehr architektonischen musikalischen Ausdrucksmittel mit denen der von der Moderne einseitig gepflegten Malerei wohl den eigenartigsten Reiz.

Sein eigener Bildungsgang hatte ihn auf diesen Weg geführt. Er war in Bozen in Südtirol im November 1861 geboren und machte seine musikalische Schulung erst in Kremsmünster, dann bei dem trefflichen Joseph Dembaur in Innsbruck und nachher bei Rheinberger in München durch. Das war Schule der Klassiker. Aber eben der Klassiker, nicht ihrer Nachahmer oder Weiterführer; also weder Mendelssohn noch Brahms, sondern Beethoven, Mozart und vor allem Bach, daneben auch wohl in beträchtlichem Maße die alte katholische Kirchenmusik. Schon 1883, also als 22jähriger, wurde Thuille Lehrer an der Münchener Königlichen Musikschule, und er hat außer dieser Stellung nur noch die des Chorleiters bekleidet, als der er jene gediegene Kenntnis des Chororgans und vor allem jene echte polyphone Fühlweise gewissermaßen aus der Natur des Materials gelernt hat, die seine Männerchöre so weit über den gewöhnlichen Durchschnitt emporhielten. Thuilles Werke aus dieser früheren Zeit — es ragen daraus die Violinsonate Op. 1, die Klavierstücke Op. 3 und ein prächtiges Sertett für Klavier und Blasinstrumente Op. 6 hervor — tragen das Gepräge der klassischen Schule. Inzwischen war er mit Richard Strauß bekannt und befreundet worden, dessen „Don Juan“ und „Macbeth“ er für Klavier bearbeitete, und wandte sich langsam der neudeutschen Richtung zu. Er ist dieser aber niemals so ganz anheimgefallen, weil ausgesprochener Formsinne und auch sein rein musikalisches Empfinden, das eben aus diesem Sinne für nur musikalische Architektur bereits höchste Schaffensanregung gewann und nicht erst durch dichterische Vorstellungen hindurchzugehen brauchte, ihn dahin führte, daß er auch die Errungenschaften der modernen Musik mehr als formale Mittel ansah und sie gewissermaßen nur brauchte, um die in der Zeich-

nung ganz deutlich gehaltenen musikalischen Formgebilde mit einem reicheren Farbenschmuck zu zieren.

Das merkt man auch bei seinen drei Opern, deren erste, „Cheuerbant“, zwar preisgekrönt, aber nur wenig aufgeführt wurde. Die köstliche „romantische Ouvertüre“ ist fast das einzige daraus, was dank ihrer selbständigen Geltung im Konzertsaal weiteren Kreisen bekannt geworden ist. Dagegen gewann Schulle mit seinem „Lobetanz“ (1898) einen schönen und wohlverdienten Erfolg. Unsere Bühnen sollten dieses Werk nicht ganz aus dem Spielplan verschwinden lassen. Es ist ja leider immer so, daß der augenblickliche Erfolg so sehr ausgenutzt und abgehetzt wird, daß nachher derartige Werke beiseite gelegt werden. Aber der „Lobetanz“ hat nicht nur echte Märchenstimmung, sondern in der „Nichtgangsmusik“ eine der hervorragendsten Leistungen musikalischer Situationscharakteristik. Mir ist diese hier um so wertvoller, weil sie so stark die musikalische Form beibehält. Im übrigen ist gerade auch die Dichtung zum „Lobetanz“ eine der besten Operndichtungen überhaupt. Otto Julius Bierbaum, der sie geschaffen, ist auch der Dichter von Schullers Oper „Eugeline“ (1901), die leider im Text etwas spielerisch ist, musikalisch aber wohl das Beste bietet, was Schulle geschaffen hat. Ich bedauere jene bereits ein bißchen vom Überbrettstuhl angesteckte Spielerigkeit des Textbuches um so mehr, als Bierbaum hier viel ausgesprochenener als im „Lobetanz“ die Mittel des malerischen, durch Farben wirkenden Bühnenbildes für die Oper einzufangen bestrebt war. Es eröffnen sich hier Ausblicke, die um so bedeutsamer werden könnten, als die Oper dauernd gegenüber dem gesprochenen Drama die Spielmöglichkeit der Mitwirkenden beschränken muß. Die Musik läßt eine solche Beweglichkeit des ganzen Körpers und vor allen Dingen die Charakterisierung durchs Gesicht so viel weniger zu als das Schauspiel, daß man hier auf einen Ersatz bedacht sein muß. In der Tat könnte die Ausnutzung der Farbigeit von hoher Bedeutung werden. Wir stehen leider dafür zu sehr noch in den Anfängen, und vor allen Dingen ist auch Bierbaum überall etwas artistisch und unlebendig. Trotzdem wäre es dringend erwünscht, wenn einmal unsere größeren Bühnen sich dieses Werkes annähmen. Schulle selbst werden alle, die ihn kannten, als lauterer Charakter und echten Künstler in guter Erinnerung behalten. St.



### Zur gest. Beachtung!

Alle auf den Inhalt des „Zürners“ bezüglichen Zuschriften, Einsendungen usw. sind ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des Z., beide Bad Deynhausen i. W., Kaiserstraße 5, zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird keine Verantwortung übernommen. Kleinere Manuskripte (insbesondere Gedichte usw.) werden ausschließlich in den „Briefen“ des „Zürners“ beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann Entscheidung über Annahme oder Ablehnung der einzelnen Handschriften nicht vor frühstens sechs bis acht Wochen verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist nur ausnahmsweise und nach vorheriger Vereinbarung bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den Versand und Verlag des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man direkt an diesen richten: Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart. Man bezieht den „Zürner“ durch sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten, auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagsbuchhandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grothus, Bad Deynhausen i. W.  
 Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Stord, Berlin W., Landshuterstraße 3.  
 Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



IX. Jahrg.

März 1907

Heft 6

# CANON

Das dritte der „vier Klavierstücke in freier canonischer Form“  
von

Julius O. Grimm

Andantino tranquillo

Op. 9

Piano

*-p cantando le voci*

*Red.* *mf*

*f* *dimin.* *p*

*1.* *mf* *cresc.* *2.* *con Red.*

Con molta espressione.

The first system of music consists of two staves. The upper staff is in treble clef and contains a melodic line with eighth and sixteenth notes, some beamed together, and a long slur over the first two measures. The lower staff is in bass clef and provides a harmonic accompaniment with chords and moving lines.

The second system continues the musical piece. The upper staff shows further development of the melodic line with various rhythmic patterns and slurs. The lower staff continues the accompaniment, maintaining the harmonic structure.

The third system includes the instruction *cresc.* (crescendo) in the lower staff. The melodic line in the upper staff continues with a similar rhythmic pattern, while the accompaniment in the lower staff shows some rhythmic variation.

The fourth system includes the instruction *dim.* (diminuendo) in the lower staff. The melodic line in the upper staff features more complex rhythmic patterns and slurs. The accompaniment in the lower staff also shows some rhythmic changes.

The fifth system includes the instruction *cresc.* (crescendo) in the lower staff. The melodic line in the upper staff continues with a similar rhythmic pattern, while the accompaniment in the lower staff shows some rhythmic variation.

*molto dim.*

*pp*

*tr*

1.

*un poco rit.*

*in tempo*

*p*

*ritard. dimin.*

*dim.*

Tempo I.

*mf marcato*  
*con Rit.*

*cresc.*  
*f* *sf*  
*Rit.*

*sf* *f* *sf* *sf* *dimin.*

*cresc.* *f* *sf*

*sf* *ritard.* *f* *sf* *sf*









UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA



3 0112 082989127